Digitized by Google

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS
Digitized by Google

Digitized by Google

Der

Freihafen.

Galerie von Unterhaltungsbildern

aus den

Kreisen der Literatur, Gesellschaft und Wissenschaft.

Vierter Jahrgang.

1841.

Erstes Vierteljahrsheft.

In drei Lieferungen.

Aus der Schulzeschen Buchhandlung in Oldenburg

Altona,

Joh. Friedr. Hammerich.

1841.

Digitized by Google

AP30
F7
v.4

Digitized by Google

I.

Die feindlichen Elemente in der Gesellschaft.

Von

Dr. F. Schmidt.

Erster Artikel.

Werfen wir einen unbefangenen Blick auf die Zustände der Gesellschaft, wie sie sich in den mitteleuropäischen Staaten seit etwa achtzig Jahren heraus gebildet haben, so läßt sich nicht verkennen, daß die Elemente der Gesellschaft einander immer feindlicher gegenübertreten, und daß der Kampf, trotz aller Gegenmittel, immer heftiger zu werden beginnt, obwohl er sich in den verschiedenen Staaten auf sehr verschiedene Weise äußern mag.

Wir sehen ihn zuerst auf eine furchtbare Weise in der französischen Revolution zum Ausbruche kommen, und mit der Zertrümmerung aller Formen, oder des Staates, enden, während das Wesentliche, die Gesellschaft, blieb und sich auf den Trümmern der alten Form reorganisirte; man sagte voraus, die Revolution werde die Reise durch Europa machen.

Die Lenker der Staaten und die Besitzer der Macht erzitterten vor dem was geschehen war, wie vor der Prophezeihung. Mit gewöhnlicher Kurzsichtigkeit glaubte man den alleinigen Grund der Umwälzung in den in Frankreich vor dem Beginn jener Periode veröffentlichten Theorien über Staatsgewalt und Souverainetät zu finden. Das nächste Gegenmittel schien daher zu seyn, diese Theorien zu widerlegen und die Ausbreitung derselben zu verhindern. Die Federn der

827997

Digitized by Google

Gelehrten setzten sich in Bewegung. Viele Untersuchungen wurden angestellt über die Art und Weise, auf welche der Staat entstanden ist und die Staatsgewalt sich ausgebildet hat. Die Antworten auf die nothwendig damit verknüpften Fragen fielen verschieden aus, je nach dem Standpunkte, von welchem man bei Erörterung derselben ausging. Das göttliche Recht der Könige, absolute Souverainetät derselben, leidender Gehorsam wurden verkündigt, und man kam verschiedentlich so weit, den Staat zu einer über der Gesellschaft, wo nicht gar der Gesellschaft gegenüberstehenden Abstraktion zu erheben, welcher man, wie es hieß, zum Besten der Gesellschaft, aber natürlich auch auf deren Kosten, ein ganzes Aggregat von Rechten beilegte, denen natürlich eben so viele Verpflichtungen der Gesellschaft gegenüberstehen mußten. Man entwickelte jene Rechte aus der Geschichte des Ursprungs und der Ausbildung des Bestehenden, und schlug somit den historischen Weg der Begründung des Staates ein.

Aber es läßt sich leider nicht verkennen, daß alle diese Forschungen über den Staat der Gesellschaft nur geringen Nutzen gebracht haben, und daß, mitten unter allen Forschungen und Mühen das Beste des Staates zu besorgen, die Verhältnisse der Gesellschaft einen weniger erfreulichen Gang genommen haben. Auch war dies, nach dem eingeschlagenen Wege, kaum anders möglich. Indem man Staat und Gesellschaft von einander trennte, mußte man diejenigen, die von der Regierung abhängig waren, mit der Regierung selbst, jenem substituiren, und sie als über der Gesellschaft, die sodann nur noch als ein zum regiert werden geeigneter Gegenstand angesehen werden konnte, stehend betrachten. Die historischen Forschungen über die Vergangenheit des Bestehenden beschränkten sich daher nur auf den Ursprung und die Fortbildung der Institutionen des Staats, und ließen das Wesen der Gesellschaft und die in derselben wirkenden Elemente unbeachtet.

Indem man sich aber auf diese Weise vorzugsweise an die Staatseinrichtungen hielt, und diese als die alleinige Ursache der Zustände der Gesellschaft betrachtete, glaubte man, die Zerwürfnisse der Zeit und der Gesellschaft hätten ihren Grund blos in den Staatseinrichtungen, und suchte denselben, nach den verschiedenen Ansichten, theils durch das

Digitized by Google

Streben nach Repristination, theils durch ein System der Reform zu begegnen. Das erste konnte keinen Erfolg haben; es stürzte nur die ältere Linie der Bourbonen von dem Throne und führte in Mitteleuropa eine größere Aufregung herbei. Ungleich zweckmäßiger war das Letztere, ja es würde, so weit es ihm allein möglich ist, seinen Zweck erreichen, wenn es in allen Richtungen hier vollständig durchgeführt würde. Aber diese vollkommene Durchführung fehlt eben, und die Trennung des, zur Abstraktion erhobenen, Begriffes Staat von der Gesellschaft ist die nächste Veranlassung zu dieser Erscheinung. Staat und Gesellschaft verhalten sich wie Form und Wesen. Allerdings kann jene nie ohne Einfluß auf dieses bleiben, aber man legt ihr offenbar einen viel zu großen Einfluß bei, wenn man glaubt, sie könne dieses beliebig gestalten, und es bedürfe eben nur einer Veränderung der Form, um auch das Wesen die gewünschte Aenderung erfahren zu lassen. Viel öfter tritt der umgekehrte Fall ein, die Form muß sich den Veränderungen des Wesens anbequemen, wenn Unheil vermieden werden soll. Das zwar bezweckt das System der Reformen, allein in der Ausführung fühlt es sich nach doppelten Richtungen hingezogen. Der zur Abstraktion gewordene Staat betrachtet das Aggregat der erworbenen historischen Rechte als sein sorgfältig zu hütendes und zu vertheitigendes Eigenthum, er sucht im Conflicte so viel als möglich davon festzuhalten und zu retten, und diese Ansicht ist es eben, die gewöhnlich die vollständige Durchführung des so wohlthätigen Systemes der Reformen hindert. Wo der Conflict eintritt — und er muß eintreten, da sich, bei der scharfen Trennung beider, die Gesellschaft, die sich nach natürlichen Gesetzen anders entwickelt, als der Staat und seine Einrichtungen, die durch positive Bestimmungen sich fortbilden — da gewinnt die formell historische Ansicht ein so entschiedenes Uebergewicht, daß ihr zuweilen selbst das Vernünftige gegenüber treten kann, ohne eine andere, als eine höchst klägliche, Rolle zu spielen.

Indem wir uns daher in vorliegendem Aufsatze nicht mit staatlichen besonderen, sondern mit allgemeinen gesellschaftlichen Zuständen beschäftigen wollen, können wir zwar des historischen Weges ebenfalls nicht entbehren, aber wir werden uns vorzugsweise mit der, wenn auch

Digitized by Google

unter staatlichem Einflusse stehenden, so doch großentheils wiederum unter von ihm unabhängigen, oder wenigstens nicht beabsichtigten, Einflüssen fortschreitenden Entwickelung derselben, und mit Aufsuchung des Weges, auf welchem sie zu ihrem gegenwärtigen Befunde gelangt sind, beschäftigen.

Werfen wir einen Blick auf das Wesen der Gesellschaft und auf ihre Bewegungen, so läßt sich in keinem Falle das Vorwalten jenes großen und allgemeinen Naturgesetzes des wechselseitigen Anziehens und Abstoßens, oder der Gegensätze, verkennen.

Alles Lebende, in der Natur, wie in der Gesellschaft, hat das Bestreben in das Unendliche zu wachsen und sich auszudehnen. Eben aber weil dieses Streben allgemeines Gesetz des Lebens ist, wird die Ausdehnung in dem vorübergehenden Individuum durch Naturgesetze, in dem bleibenden Geschlechte durch den Widerstand der coexistirenden, und das gleiche Gesetz befolgenden, Gegenstände bedingt und beschränkt, und dieser Widerstand, auf den es irgendwo und irgendwie stoßen muß, verstärkt sich nach und nach so sehr, daß endlich ein Stillstand erfolgt, dem, da fortwährender Stillstand mit den Naturgesetzen unverträglich scheint, nur Rückschritte folgen können. Wo wir daher in der Gesellschaft irgendwo eine positive Einigung, einen Stand, eine Corporation, treffen, da ist auch jenes Bestreben sich auszudehnen, Einfluß oder Macht zu gewinnen und zu vermehren, gleich vom Anfange an mit denselben verbunden, und sie folgen überall diesem Gesetze, selbst auf die Gefahr hin, ihre ursprüngliche Natur gänzlich zu verändern, oder zu verlieren, wie sehr häufig der Fall zu seyn pflegt.

Aber eben so sicher darf man darauf rechnen, daß, wenn auch anfangs still und unmerklich, doch allsogleich der Gegensatz auftritt, jenen Fortschritten unaufhörlich folgt, und sich allmählig verstärkt, bis, bei einer endlichen plötzlichen Aufhebung des Gleichgewichts, die Pole sich verwechseln und das anfängliche Uebergewicht der früheren positiven Existenz auf die Negation übergehet.

Kaum aber hat die frühere Negation das Uebergewicht erlangt und ist zum positiven Pole geworden, als sich auch augenblicklich der frühere Prozeß, entweder gegen das eben besiegte, oder wenn der Sieg entschei-

Digitized by Google

dend ist, gegen ein anderes widerstreitendes Element wiederholt, weil das Uebergewicht des einen, nur auf Kosten des Andern erlangt wird. Bei der größeren Zahl der, in der Gesellschaft nebeneinander bestehenden, und allmählig sich vermehrenden, Elemente, ist eben nicht nöthig, daß jedes fortwährend gegen den früheren Widersacher kämpfet. Vielmehr können ursprünglich feindliche Elemente sich nicht nur versöhnen, sondern es können auch, zeitweise, oder auf die Dauer, wechselseitige Anziehungen zwischen denselben, zu Abwehrung eines gemeinsamen Widersachers, stattfinden.

Alle diese Kämpfe liegen jedoch lediglich in den durch die Verhältnisse und ihre Entwickelung sich bildenden Elementen der Gesellschaft und den auf ihre Bewegungen wirkenden Einflüssen. Der Staat, als die Form der Gesellschaft, mag zwar auf diese Kämpfe Einfluß haben, er mag zwar die endliche Entscheidung derselben, die oft eine sehr friedliche seyn kann, beschleunigen oder verzögern, aber wenn er, über die wahre Sachlage oder über die Kräfte der Staatsgewalt sich täuschend, einen andauernden Kampf gegen die in den Elementen der Gesellschaft wirkende, stärkere Natur der Dinge versucht, so kann dieser, wie lange sich auch sein Ausgang verzögern mag, doch nicht anders als zu seinem Nachtheile enden. Die Geschichte von England, von Frankreich und von Amerika liefert zahlreiche Belege für die Richtigkeit dieser Ansicht.

Gehen wir, auf solche Vordersätze bauend, auf die Ursprünge der neueren Gesellschaft zurück, so gelangen wir zu den folgenden Ergebnissen.

Als das abendländische römische Reich nach und nach immer mehr in Ueppigkeit, Sinnlichkeit, Selbstsucht, Verweichlichung und Entsittlichung verfiel, da erlag es endlich den Angriffen urkräftiger nordischer Barbaren, die ihre Sitze nach langen Kämpfen allenthalben, bis nach Afrika hin, auf den Trümmern römischer Weltherrschaft als Sieger aufrichteten. Kühnheit, Muth und Stolz auf ihre Kraft waren ihr Character, Ehrfurcht und Achtung vor dem Hohen und Heiligen ihre Gefühle; für beides waren sie sehr empfänglich. Sie waren das herrschende Element in der Gesellschaft, die Ueberwundenen das dienende.

Digitized by Google

Rom gab ihnen das Christenthum und mit ihm begann der Einfluß des letzteren auf das erstere, der der überwiegende wurde, als sich nach manchen Kämpfen aus dem Christenthume das römische Priesterthum entwickelte, aus dessen Händen Karl der Große die römische Kaiserkrone empfing, dessen Gerichtsbarkeit König Lothar in seiner Ehescheidungssache (865.) zuerst anerkannte, und dessen Aussprüche noch lange hinaus Kaiser und Könige mit dem Bannfluche belegten und entlegene und unbekannte Welttheile willkührlich vertheilten.

Beugte aber ihre Ehrfurcht vor dem Hohen und Heiligen diese kräftigen Söhne der Natur der Religion und der geistigen Ueberlegenheit des aus ihr hervorgehenden römischen Priesterthums, so entwickelte sie nicht weniger anmuthig aus der rohen Kraft die Blüthe des Ritterthums, die sich in den Kreuzzügen verherrlichte, der heitern Kunst des Minnesanges und der edlen Frauenliebe, zu den herrlichsten Erscheinungen.

Von nun an gab es zwei bevorzugte oder zählende Elemente in der Gesellschaft: Priester und Ritter. Hatte nun zwar im Allgemeinen das erste das Uebergewicht erlangt, so bedurfte es doch oft genug, zu dessen Behauptung, des weltlichen Armes der Letztern. Beide Elemente bewegten sich daher im Ganzen ziemlich friedlich neben einander, in beiden lag die Gewalt, und was außer ihnen war, gehörte der, ihnen als Gegensatz gegenüberstehenden, gehorchenden Menge an, die, bei der geringen Macht der Staatsgewalt, rechtlos der Willkühr beider Stände, und oft genug ihren Angriffen und Gewaltthätigkeiten dahin gegeben war. Noch fühlte sie, blindem Glauben und Gehorsam hingegeben, nicht den geistigen und politischen Druck, der auf ihr lastete, nur die materiellen Uebel, die für sie aus demselben hervorgingen, waren schmerzlich.

Doch was vermochte der Einzelne gegen die vollkommen organisirten Verhältnisse! Nur in der Vereinigung der Kräfte war Schutz gegen immer wachsende Bedrückung zu finden. Dieser Zustand der Dinge rief, als Gegensatz zu den herrschenden Elementen, das Städtewesen in das Leben.

Die einzelnen Schwachen und Rechtlosen sammelten sich an gewissen Plätzen zum gemeinsamen Schutze und Schirme; sie umgaben ihre Wohnplätze mit festen, alle Angriffe mit damaligen Waffen abwehrenden, Mauern; sie übten sich in den Waffen, und die Einem von ihnen zugefügte Unbill galt für ein, Allen gemeinsam angethanes, Unrecht, welches mit vereinter Kraft abgewehrt oder gerächt werden mußte.

In ihrem Innern traten sie in Brüderschaften, Gilden, Zünfte und Innungen, mit festen Regeln und mit scharf abgetheilten Beschäftigungen, zusammen, und übten Kunstfleiß, der ihnen, bei gesichertem Rechte, Fleiß und Sparsamkeit, bald zu Reichthum und Macht verhalf, die durch wechselseitig eingegangene Bündnisse zu Schutz und Trutz späterhin zu einem sehr hohen Grade von Macht und Einfluß führten, der selbst eine Zeitlang den Fürsten furchtbar wurde, welche früher das Städtewesen, theils um durch seine Unterstützung mächtigen Vasallen das Gleichgewicht zu halten, und sie zu beugen, theils um, mittelst des Geldbeutels der Städte, dringenden Finanzverlegenheiten abzuhelfen, unterstützt, und den Städten, dem Lande gegenüber, vorzüglich in Bezug auf das Gewerbswesen, große Vorrechte, Monopole und Privilegien verliehen hatten. Die größeren standen frei unter des Königes Schutze, oder wurden wenigstens zu seinen guten Städten gezählt.

Auf diese Art machte sich nach und nach, alles Widerstrebens der beiden anderen Stände ungeachtet, auch das freie Bürgerthum in den Städten geltend; als ein drittes zählendes Element in der Gesellschaft, welchem, in gewerblicher Beziehung, die andern beiden Elemente bis auf einen gewissen Punkt, die Landbewohner aber unbedingt zinspflichtig wurden.

An dem römischen Priesterthume fingen inzwischen immer mehr innere Feinde an zu zerstören. Dem, bis dahin alle Forschungen beschränkenden, starren Dogma fing allgemach die Wissenschaft und die Vernunft an protestirend entgegen zu treten, und die, anfangs geringen, Erfolge wuchsen in dem Maaße, in welchem das Priester- und Mönchsthum in Verderbniß und Entsittlichung verfiel. Arnold von Brescia und Petrus Waldus donnerten gegen die Sittenverderbniß und die Anmaßungen der Geistlichkeit, Kopernicus und Galilei warfen das

Ptolemäische Weltsystem über den Haufen. Zwar wurde der erste zu Rom verbrannt, und seine Asche in die Tiber gestreut, zwar wurden die Nachfolger des Letzteren, die Albigenser und Waldenser, in blutigen Kriegen und Kreuzzügen fast vernichtet, zwar traf den Kopernikus Roms Bannstrahl, und Galilei mußte mit Gefängniß und Widerruf seine Behauptung, daß die Sonne still stehe und die Erde sich um sie bewege, büßen. Aber die Ideen waren einmal ausgestreut und der Same wucherte im Stillen fort. Zwar mißglückte ein neuer kräftiger Versuch, das von Arnold von Brescia uud Petrus Waldus Angefangene fortzusetzen, gänzlich, und führte Huß, Hieronymus und Savonarola auf den Scheiterhaufen. Als aber durch die Erfindung der Buchdruckerkunst die Presse zu Hülfe kam, und die, früher fast nur auf mündlichen Vortrage, beruhende, also sehr beschränkte, Mittheilung der Ideen allgemeiner machte, und in einem viel weiteren Umfange vermöglichte, da siegte durch Luther, Melanchthon und Zwingli die Protestation der Vernunft gegen das Dogma; Roms Priesterherrschaft wurde in einigen Ländern gänzlich gebrochen, in allen übrigen wesentlich geschwächt. Gleiche Erfolge errang die Wissenschaft. Trotz Galilei's erzwungenem Widerrufe bewegte sich die Erde um die Sonne, das Papstthum selbst überzeugte sich endlich davon, und nahm den auf Kopernikus gelegten Bannfluch zurück, ein geringer Ersatz für die Verfolgungen, die es über denselben gebracht hatte. Doch kehren wir von dieser Abschweifung wieder zu einer früheren Periode zurück.

Als sich auf die angegebene Weise der Bürgerstand gebildet und befreit hatte, blieb der Bewohner des platten Landes noch fortwährend an den Boden gefesselt, und, mit diesem verkauft, der Leibeigene oder Hörige seines Herrn, des Grundbesitzers, und es gehörten noch Jahrhunderte heimlichen und öffentlichen Conflictes dazu, ehe er sich aus dem Zustande der Leibeigenschaft und Hörigkeit einigermaßen empor zu arbeiten vermochte. In vielen Ländern blieb dessenungeachtet der Grundbesitz in den Händen, in denen er früher gewesen war, nämlich in den Händen der Geistlichkeit und des Adels; in anderen Ländern wurde er theilbarer, und es entfaltete sich in dem Maße, in welchem die Erfindung des Pulvers und die spätere Einführung stehender Heere

den Trotz übermüthiger Vasallen brach, und die Wichtigkeit des Adels für den Kriegsdienst vernichtete, der Stand der kleineren Bauern, der jedoch von den anderen beiden grundbesitzenden Ständen, selbst als er schon Eigenthum erwerben und auf seine Erben übertragen konnte, noch in vieler Beziehung abhängig war und ihnen dienstpflichtig blieb. Er entwickelte sich selbst bis zu diesem Puncte nur in Folge der fortschreitenden Bildung, welche die schreienden Mißbräuche der Lehnsherrlichkeit aufdeckte, zur Anschaulichkeit brachte, und so nach und nach zu der Milderung und Abstellung derselben die Veranlassung gab.

Mit dem endlich errungenen Siege der Protestation der Vernunft und der Wissenschaft über das Dogma zeigte sich auch die Gewalt der, durch Mitwirkung der Presse vermöglichten, öffentlichen Meinung, die fortan einen wesentlichen Einfluß auf den Gang der Begebenheiten zu erlangen begann, und diesen Einfluß in dem Maße vermehrt hat, in welchem die allgemeine Bildung gestiegen, und demzufolge die, früher harte Gesetzgebung allmählig milder geworden ist.

Mit der Errichtung stehender Heere wuchs auch die Kraft der, von ihren Vasallen unabhängig gewordenen Fürsten. Da diese Heere jedoch nicht, wie die Vasallen, aus Lehnspflicht dienten, sondern besoldet werden mußten, so bedurften die Fürsten fortan mehr Geld, und es mußten größere Abgaben ausgeschrieben werden, um den dazu erforderlichen Aufwand zu bestreiten. Diese Abgaben konnten nicht mehr aus dem Privateinkommen der Fürsten gedeckt werden, sondern das Einkommen der Gesellschaft wurde dazu in Anspruch genommen. Waren nun die Fürsten auch mächtiger geworden als früher, so waren doch die drei zählenden Elemente der Gesellschaft immer noch mächtig genug, als daß man hoffen durfte, ganz ohne ihre Zustimmung den gewünschten Zweck zu erreichen. Sie galten daher als Reichstände, und es wurden gewöhnlich, wenn die Rede von der Auflegung neuer Abgaben war, Ständeversammlungen ausgeschrieben, die aus der hohen Geistlichkeit, dem Adel, und einigen Abgeordneten der Städte bestanden, und in denen die Abstimmung nach Ständen geschah, so daß die einander viel näher verwandten Priester und Adeligen die Entscheidung in ihrer Hand hatten.

Die Priester begehrten für ihre Güter, als Gott und der Kirche geweihtes Eigenthum, Befreiung von den Steuern, und erhielten sie. Der Adel wußte sich gewöhnlich ebenfalls, unter dem Vorwande, daß er wegen seiner Güter zu unentgeltlichem Militairdienste pflichtig und bereit sey, auch dann noch die gleiche Freiheit für seine Güter zu verschaffen, als die stehenden Heere ihn längst schon von dieser Verbindlichkeit, wenn auch nur stillschweigend und thatsächlich, befreit hatten. Um so leichter waren jedoch beide Stände geneigt, die verlangten Steuern, die sie durch die Vereinigung ihrer Stimmen auf die Städte und die Bewohner des platten Landes wälzen konnten, zu bewilligen, um sich dadurch bei den Regierungen Gunst, Einfluß und anderweite materiellere Vortheile zu verschaffen. Zweierlei Folgen gingen daraus hervor. Die früher mehr den Städten zugewendete Gunst der Fürsten ging diesen verloren, und wurde auf die befreiten Stände, die sich auf solche Weise immer enger an die Regierungen anschlossen, um die aus den vermehrten Einkünften und der vermehrten Macht derselben hervorgehenden Vortheile mit ihnen zu theilen, übergetragen. Dagegen traten aber die Städte den beiden befreiten Ständen wiederum entschiedner gegenüber, und wurden, ungeachtet sie die früher erhaltenen Privilegien und Vorrechte beibehalten hatten, und somit in gewerblicher Beziehung dem platten Lande auf eine, freilich damals für letzteres noch nicht sehr fühlbare Weise gegenüberstanden, dennoch dessen Verbündete in seinen fortgesetzten Bemühungen, sich aus den Fesseln der Grundherrlichkeit mehr und mehr zu lösen, wenn auch diese Verbindung keine offenkundige und unmittelbare war.

Der Gegensatz zwischen Stadt und Land war übrigens, nach den damals obwaltenden Verhältnissen, viel schwächer, als die Wahlverwandtschaft, welche beide, den befreiten Ständen gegenüber, zu einander hinzog. Die Bevölkerung nahm nur sparsam zu, und der allmählig sich ausbreitende Landbau beschäftigte alle müßigen Hände. Die auf die Städte beschränkten Gewerbe wurden nur handwerksmäßig betrieben, der Absatz war mehr local und gesichert; mancherlei Rechte und Privilegien begünstigten die geringe Zahl der Gewerbtreibenden und verhalfen ihnen zu einem gewissen Wohlstande, und die Städte wurden die

Märkte für den Absatz der Producte des Landbaues, wogegen das Land die Producte der städtischen Gewerbe eintauschte. Beide Theile standen sonach in einer fortwährenden wohlthätigen Wechselwirkung.

Die Bevölkerung der Städte nahm, wie die des Landes, nur langsam zu; die Gehülfen und Lehrlinge lebten in dem Häuse des Meisters und unter seiner disciplinarischen Aufsicht, und wurden, in Krankheitsfällen, wenn es ihnen an Hilfsmitteln fehlte, von dem Handwerke unterstützt. Die Arbeiter auf dem Lande lebten in dem Hause des Dienstherrn, und die einen, wie die anderen, dachten nicht an eine Verheirathung, bis sie nicht die Aussicht auf ein einigermaßen gesichertes Auskommen, auf einen Stand, hatten. Die Heirathen erfolgten daher später und die Bevölkerung vermehrte sich nur langsamer.

Inzwischen stiegen durch fortwährende Kriege die Ausgaben der Staaten immer mehr; übermäßige Verschwendungen, die in einzelnen Staaten, vorzüglich in Frankreich, vorkamen, vermehrten dieselben noch weiter; das Uebergewicht in den Ständeversammlungen fiel der Geistlichkeit und dem Adel immer mehr zu, weil die Städte, überzeugt von der Nutzlosigkeit ihres Widerstandes und belastet von manchen demüthigenden Formen, — in Frankreich mußten die Redner der städtischen Abgeordneten knieend ihre Erklärungen abgeben, an anderen Orten fanden andere Zurücksetzungen statt — am Ende zum Theil wegblieben, und jenen immer mehr das Feld überließen. In manchen Ländern kamen die Stände wohl ganz in Vergessenheit, wie in Frankreich, wo 1614 die letzte Ständeversammlung stattfand, und man sich von da ab mit der Versammlung der, von dem Könige erwählten, sogenannten Notabeln begnügte, bis Richelieus Regiment den förmlichen und thatsächlichen Absolutismus einführte.

Um so mehr drängten sich Geistlichkeit und Adel zu Erhaltung ihrer Privilegien an den Hof und in die Umgebungen des Königs, und es gelang ihnen auch dadurch ihre Rechte, mittelst von Zeit zu Zeit bewilligter nicht bedeutender freiwilliger Geschenke, zu erhalten.

Inmittelst entwickelte sich das so oft gefeierte Zeitalter Ludwigs XIV. in Frankreich immer mehr. Dieses Land nahm in Krieg und Frieden, in Mode und Kunst, aber auch in Willkühr und Gewalt

den ersten Rang in Europa ein, und die meisten Höfe Mitteleuropa's huldigten französischem Geschmacke, französischer Sprache, französischer Kunst und französischen Sitten.

Wie glänzend aber auch dieses Zeitalter für Frankreich seyn mochte, es war nur ein übertünchtes Grab, in welchem sich bereits die Keime des späteren furchtbaren Verderbens der nachkommenden Geschlechter, und einer gänzlichen Umwandelung der Dinge, wenn auch noch unbemerkt, zu entwickeln begannen.

Die fortwährenden äußerlichen und inneren Kriege, und die Pracht und Verschwendung des Hofes, erschöpften das Land immer mehr, die Abgaben mehrten sich, während die Quellen derselben mehr und mehr versiegten; selbst Colberts geordnete und weise Administration erlag zuletzt der Gewalt der Umstände. Auf mannigfache Weise, auch durch Familienunfälle gebeugt, stieg der greise Monarch, nach langer Regierung, in das Grab hinab, die Zügel des Reichs einem unmündigen Kinde hinterlassend, an dessen Stelle sie der zügellose und liederliche Herzog von Orleans, als Regent, übernahm.

Die Verschwendungen wurden immer größer, der Regent scheute kein Mittel sich Geld zu verschaffen, und die Lawsche Bank, ihre Schwindeleien und ihr verderblicher Bankrutt, ist so ziemlich die merkwürdigste Erscheinung seines Regiments.

Eine noch größere Umwandlung ging indessen mit den Sitten vor. Der früher wenigstens äußerlich erhaltene Anstand, die äußerliche Würde des Hofes und der Sitte, ging, unter unverhüllten Orgien, verloren; die leichte Galanterie und Frivolität ging in Gemeinheit, die Literatur in Frivolität und in Crebillon dem jüngeren in Schmutz unter.

Unter solchen Umgebungen war von Ludwig XV. kaum mehr, als geschah, zu erwarten. Die Sachen mußten natürlich in Bezug auf Staat, öffentliche Abgaben und öffentlichen Credit immer schlechter gehen; die Großen trugen die Immoralität immer offener zur Schau; sie bedrückten Bürger und Land immer mehr durch Willkühr, Gewaltthätigkeiten und Erpressungen, und es mußte sich nothwendigerweise in den letzten beiden Klassen ein gemeinsames Gefühl des Hasses entzünden, welches nur einer Gelegenheit bedurfte, um in offene Flammen auf-

zuschlagen. Auch konnte das Beispiel der höheren Klassen unmöglich ohne Einfluß auf die Sittlichkeit der übrigen Klassen bleiben, und da in diesen die Bildung nach gerade immer mehr verbreitet wurde, so mußte auch das Gefühl des Druckes, des ihnen zugefügten Unrechts, und der Zurücksetzung, immer heftiger und schmerzlicher werden.

Hiezu kam eine Literatur, die nur zu sehr geeignet war, durch Verspottung des zeither für Heiliggeachteten, und durch Hinweisung auf die ursprünglichen Menschenrechte, ohne Bezeichnung der nothwendigen Grenzen derselben, in der Gesellschaft auf der einen Seite das Ansehen der Religion selbst zu vermindern, auf der anderen Seite die gesellschaftlichen, allerdings über die Gebühr hinausgehenden Beschränkungen noch gehässiger erscheinen zu lassen, als sie an sich schon seyn mochten.

So war der Zustand der Gesellschaft am Schlusse der Regierung Ludwigs XV. in Frankreich nothwendig ein sehr verwickelter und zerrissener. Besser gestalteten sich die Dinge allerdings in den übrigen Ländern Mittel-Europa's, obwohl der mißliche Zustand der Gesellschaft in Frankreich nicht ohne Rückwirkungen bleiben konnte.

Französische Sitte und Unsitte hatte sich, vermöge der Huldigung, welche französischem Geschmacke, französischer Mode, französischer Sitte und französischer Literatur geworden war, etwa mit Ausnahme der Engländer, deren Sitte und abgeschlossener Charakter damals fremdartiger noch ungleich schroffer abstieß, als gegenwärtig, auch in den anderen Ländern Mitteleuropas, mehr oder weniger eingeschlichen. Indessen blieb sie mehr auf die Höfe beschränkt und konnte, da diese vereinzelt und unbedeutender waren, und ein, Paris ähnlicher Centralpunct fehlte, sich den übrigen Klassen weniger mittheilen; auch schützte in Deutschland wohl die tiefere Gemüthlichkeit und der Ernst des Deutschen die Mittelclassen noch gegen französische Frivolität und französische Unsitte. Die deutsche Literatur war gegen die Zeiten der Reformation verfallen. Die alten Dichtergesänge waren vergessen, und auf Opitz und Flemming war eine Dichterfluth gefolgt, die gegenwärtig schon längst ihrerseits der verdienten Vergessenheit übergeben ist; die poetae laureati waren an der Tagesordnung, und die Pfalzgrafen verkauften um wenige Gulden Diplome, vermöge deren die Käufer zu gekrönten Poeten ernannt wur-

den. Uebersetzungen gab es noch nicht, und so konnte die französische frivole Literatur erst viel später in den Kern des deutschen Volkes eindringen. Selbst die deutsche Sprache war zu den Zeiten Ludwigs XIV. schon so entstellt, daß Leibnitz es vorzog, seine Gedanken in fremden Sprachen zu veröffentlichen.

Seit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts begann allerdings der erste Anfang einer besseren Periode, die indessen erst seit dem Erwachen der Zürcher Schule, unter Bodmer, Breitinger und Anderen, gefördert durch die kritischen Arbeiten Lessings, und durch die Einführung Shakspeares in den Kreis der deutschen Literatur, einen entscheidenden Aufschwung erlangte, und in Goethe, Schiller, Herder und Anderen ihren Höhepunct fand.

Auch die deutsche Philosophie schwang sich auf und stieg in dieser Periode mächtig empor; Wolff, Crusius und Kant werden immer Namen bleiben, die sie verherrlichen. Der letztere war es vorzüglich, der in dem protestantischen Deutschland auf die religiösen Ansichten einen entscheidenden Einfluß gewann, auf welchen wir späterhin zurückzukommen haben.

Die materielle Lage der Gesellschaft blieb in Deutschland, während dieser Periode, ziemlich dieselbe, die wir bereits früher geschildert haben. Die kleinen Höfe konnten nicht große Schulden machen, und zu den Kriegen stellten sie nur unbedeutende Contingente, weshalb auch die dadurch entstehenden Kosten nicht bedeutend seyn konnten. In der Verwaltung der größeren Staaten herrschte unter Maria Theresia große Oekonomie, bei Friedrich dem Großen sogar ein Thesaurisationssystem, welches die, durch die Kriege geschlagenen Wunden, eher wieder vergessen ließ, und die Abgaben auf mäßiger Höhe erhielt.

England ging seinen abgemessenen Gang. Zwar hatte es schon längst sein System des öffentlichen Credits ausgebildet, und daher, gegen das Ende dieser Periode bereits die größte Nationalschuld unter allen Ländern; aber es wahrte Treue und Glauben, tilgte die Zinsen reichlich und fand in der Ausbreitung seines Handels und seiner Schiffahrt die nöthigen Hilfsquellen dazu.

Die Sitten waren streng, die Rechtssicherheit Aller groß, und es hatte bereits den Verkehr in seinem Inneren von allen Fesseln freigemacht, die damals noch in allen größeren Staaten schwer auf demselben lasteten, die Provinzen eines und desselben Landes von einander absonderten, und, wie Grenzen gegen fremde Staaten, mit der strengsten Mauth umgaben, die Contrebande im Innern des eigenen Landes organisirten, und, wie in Frankreich, jährlich Hunderte von Schmugglern in die Gefängnisse führten. Sein innerer Verkehr war daher höchst lebhaft, die Bevölkerung noch nicht sehr zahlreich, und der Ackerbau hatte eine solche Höhe erreicht, daß England fortwährend Getreide ausführte. Bei solchen Verhältnissen konnte eine zufriedene Bevölkerung nicht fehlen.

Spanien verarmte inmitten der Schätze, die ihm jährlich aus Amerika zuflossen, unter einer Reihefolge schwacher Regierungen, unter dem Einflusse der Mönche, und unter der Indolenz seiner Bewohner. Seine Literatur, die unter Cervantes, Lope de Vega und Calderon ihren Höhepunct erreicht hatte, verfiel allmählig, besonders seit mit dem Eindringen bourbonischer Herrscher, auch verdorbener französischer Geschmack sich geltend zu machen suchte. In den Zuständen der Gesellschaft wurde nichts verändert. Aber der Reichthum seines Bodens ernährte leicht die wenig zahlreiche und mäßige Bevölkerung, und diese behielt den Stolz und die unverdorbene Urkräftigkeit der Ahnen bei, die sich beide bald auf so entscheidende Weise erheben sollten.

Italien war zerrissen; es folgte dem Einflusse Roms, Oesterreichs und Frankreichs. Erloschen war die alte Tapferkeit, erloschen der hohe Schwung seiner Dichter und Künstler, verschwunden das alte Nationalgefühl der Römer. Das dolce far niente war, wenigstens in Süden, die allgemeine Losung, und es glich mehr einer ungeheuren Ruine der Vorzeit, als einem blühenden Lande der Gegenwart. Nur erst nach dem Beginne des 18ten Jahrhunderts fingen Metastasio und einige Gelehrte an das Dunkel zu erhellen, ohne daß jedoch letztere auf das Volk in seiner Maße den geringsten Einfluß erlangen konnten, da selbst die Gegenstände ihrer Forschungen mehr rein wissenschaftlicher Natur waren, und in keinerlei directem Zusammenhange mit den Volksideen

standen, obwohl sie theilweise wie Beccaria, entschiedenen Einfluß auf Europa erlangten.

Der Holländer, dessen großartiger Handel immer mehr in Verfall gerieth, versenkte sich auch immer mehr in Krämergeist, Tulpenzwiebeln und Blumenzucht, und in sich selbst, ohne dem Auslande Erfreuliches zu bieten; der Kampf der beiden einander gegenüberstehenden Partheien, der Orangisten, und der Patrioten war, im Jahre 1747, zu Gunsten der ersteren entschieden, der Prinz von Oranien zum erblichen Statthalter aller sieben vereinigten Provinzen ernannt worden.

II.

Geisterpfand.

Erzählt von

H. Koenig.

Anna hatte seit geraumer Zeit keinen Gedanken, als an ihren Emil. Der geliebte Freund war entfernt und in die widerwärtigsten Arbeiten verstrickt. Ein altes Fabrikgeschäft, das seiner Familie einen Namen gemacht und eine glänzende Existenz gewährt hatte, war seit des Vaters Tod in Verfall gerathen. Ein geiziger, selbstsüchtiger Oheim suchte seinen Antheil an Kapital aus dem Geschäfte zu retten, wodurch es noch mehr in Schwanken gerathen mußte. Da war ein genaues Inventar aufzustellen, alte Ausstände zu liquidiren und dergleichen mehr. Die unangenehmsten Erörterungen kamen vor, nicht ohne Schmähungen des harten Oheims gegen den verstorbenen Bruder, den Vater Emils. Der junge Mann sollte es ertragen, die bittersten Empfindungen verwinden; nur um dem zähen Stolze des Oheims auf den Familien-Namen einige Vortheile und Vergünstigungen abzugewinnen, die es möglich machten, das Geschäft in mäßigem Betrieb zu erhalten, und dem Liebenden eine Existenz zu gründen.

Anna wußte wohl, wieviel ihr Geliebter um ihretwillen und wegen ihrer gemeinsamen Zukunft trug und that. Sie litt mit dem entfernten Freunde. Es war ohnehin die Eigenheit ihrer engen, aber tiefen Seele, immer nur ein Nächstes ausschließend zu erfassen, am liebsten das Traurige, und es nicht leicht loszulassen. Die Eltern waren ihrem Geliebten, heimlich Verlobten, nicht abgeneigt; aber sie verlangten, daß er eine bürgerliche Stellung habe.

In diese trübe Stimmung klangen aber noch andre, nah liegende Sorgen mit ein. Das ehelige Verhältniß der Eltern war kein recht glückliches zu nennen. Des Vaters kühner aber auch frivoler Geist vertrug sich nur scherzend, oft aber auch spottend, mit der engen und ängstlichen Seele der Mutter; ohne daß beide sich eigentlich entzweiten. Denn die Frau bewunderte immer noch den ausgezeichneten Mann in ihrem Gatten, und dieser war niemals gleichgültig gegen ihre Schönheit und Hingebung geblieben. So war — man möchte sagen, als ein wunderbarer Versuch der Natur, beide heterogene Gatten zu verschmelzen — eine Tochter entstanden, Annas ältere Schwester, die in erstaunlicher Begabung die Vorzüge des Vaters mit den Eigenheiten der Mutter verband. Leider war das Gefäß zu schwach, das so Auseinanderstrebendes in ungewöhnlicher Mischung vereinigen wollte. Die seltne Tochter voller Einfälle und Launen, geistreich und tief fühlend, bei innerm Wechselspiel der Seele ohne körperliche Anmuth zehrte sich früh auf. Vor beinah einem Jahre hatte man sie eines Morgens todt im Bette gefunden, in dem stillen Zimmer, das nach dem Garten hinausging, und nach dem schönen Gebirge hinaus sah. Die hervorstechenden Eigenschaften, die auffallende Todesart sicherten der Verstorbenen ein täglich erneuertes Andenken in der Familie und unter zahlreichen Freunden. Anna jedoch nährte noch eine heimlichere Erinnerung für die Schwester. Diese hatte nämlich die schüchterne Wechselneigung Emils und Annas schnell erkannt und zart vermittelt. Sie hatte das edle Wesen des von aller Welt für leichtsinnig gehaltnen Emils herausgefunden, und die Zweifel gehoben, die einer so ängstlichen Seele, wie Annas, eigen waren. Noch vor dem letzten Schlafe, aus welchem die Arme nicht mehr erwacht war, hatten beide Schwestern, die in demselben Gemache schliefen, bis nah an die Geisterstunde von Emil und der Zukunft geplaudert. Diese Erinnerung mischte sich allabendlich in Annas Nachtgebet; so oft sie, im Bette sitzend, das weiße Nachtkleid über der Brust zuband, die Schnüre der Haube zusammenzog, und nach dem Wachslichte hinreichte, um es zu löschen, blickte sie erst noch einmal nach der hintern Wand, wo die Schwester geschlafen hatte, und jetzt ein schwarzseidnes Sopha stand.

Noch eine Betrübniß beschäftigte die Familie und Annas Herz. Eine Schwester des Vaters hatte schon seit Jahren an Gemüthskrankheit gelitten. Seelenleiden der Art, verbunden mit Leberkrankheit, waren in der väterlichen Sippschaft herkömmlich. Seit Kurzem hatte sich das Uebel bis zum Wahnsinn gesteigert, so daß die ältliche Kranke in's Irrenhaus der Stadt gebracht worden war. Der Zustand ging wieder Niemandem näher als Anna. Sie hegte die lebhafteste Vorliebe für diese Tante, ihre Pathe. Das tiefsinnige Wesen der Leidenden hatte schon früh auf das junge, oft schwermüthige Mädchen eine eigenthümliche Anziehung ausgeübt. Seit einigen Tagen wollte der Tante Bild ihr gar nicht aus dem Sinne kommen. —

In diesem Zustand erhielt Anna wieder Nachrichten von ihrem Emil. Er war außer sich über des Oheims Eigennutz; aber noch unerträglicher kamen ihm die Vergünstigungen vor, die derselbe um der Familie willen machen wollte. Emil war nahe daran, mit dem alten Habsüchtling zu brechen, und ein unabhängiges Glück anderweit zu suchen. Er verwünschte sich, daß er der Geliebten so wenig zu bieten im Stande sei, daß er das lang ersehnte Glück, mit ihr vereinigt zu werden, auf unbestimmte Zeit hinaus geschoben sehen solle.

Soweit hätte der verzagte junge Mann seinem Unmuthe nicht nachgeben sollen, da er wußte, wie sehr Anna dazu neigte, Betrübtes noch trüber anzusehen: daran aber war er schuldlos, daß der Brief auch noch zur ungünstigsten Stunde ankam. Es war nämlich der Abend, an welchem ihre Mutter jene fatale Witwe zum Thee bei sich hatte, welche sie, auf ausdrückliches Verlangen ihres Mannes, dann und wann bei sich sehen mußte. Diese Frau stand nicht im besten Rufe. Hätte aber auch die sittsame Hausfrau hinter ihrem siedenden Theewasser alle ärgerlichen Stadtgeschichten vergessen mögen: so konnte sie doch das Betragen ihres Gatten gegen dieselbe nicht übersehen. Denn mehr noch, als die Scherze und Freiheiten, die er sich bei guter Laune gegen die Frau heraus nahm, waren die Vernachlässigungen und Zumuthungen, welche sie selbst sich von seinem übeln Humor gefallen ließ, dazu gemacht, den beklagenswerthesten Vermuthungen Raum zu geben. Daher ging nie ein solcher Besuch hin, ohne daß am Abendtische Erörterungen höchst

betrübender Art vorfielen. Das war auch heute der Fall. Mit verstohlnen Thränen, den Brief des Geliebten auf der unruhigen Brust, zog Anna sich auf ihr Zimmer zurück, las und seufzete, entkleidete sich und weinte.

Es war eine schwüle Juninacht, der Vollmond ruhte auf den Baumwipfeln des Hausgartens, die Linden dufteten süß. Man hörte keinen Ton, als den der singenden Heimchen. — In ihrer trüben, träumerischen Stimmung vergaß Anna ihr gewöhnliches Abendgebet, und ließ das stets so sorgfältig herabgelaßne, dunkelgrüne Rollgehäng des Fensters aufgezogen. Ihre Seele war tief bewegt, doch ihr Körper erschöpft. Sie sank bald in Schlummer. Wie aber beim Einschlafen im Spiel der Muskeln der Körper zuckte, war auch gleich das Spiel der Träume da. Eine Gestalt schien ihr durch das Fenster herein nach dem Sopha zu schweben. Anna fuhr empor, ermunterte sich, und starrte nach jener Ecke zurück: ein Mondstreif lag auf dem schwarzen Polstersitze.

Ein anderesmal würde sie den Vorhang des Fensters schnell herabgelassen haben; jetzt drängten sich gleich wieder die betrübten Erinnerungen des Tages auf; die sorgenvolle Seele brütete, und bald schien auch der Körper in tiefsten Schlaf versunken. — Der alte Traum erneuerte sich. Eine weiße Gestalt schwebte durch das Fenster nach dem Sopha. Anna regte sich mehrmal unruhig im Schlaf, bis sie zuletzt sich erhob, und mit festgeschloßnen Augen das Angesicht langsam nach dem schwarzen Ruhesitz wendete. —

Dort saß die weiße Gestalt. — Ein seltsamer Zwiespalt peinigte die Traumwache. Sie hatte vorhin den Mondschein gesehen; nun aber regte und streckte sich offenbar eine Gestalt. — Es ist Schwester Sophie, die mir winkt! — Aber Schwester Sophie war ja todt. — Nein, sie war nicht todt; sie hatte ja eben mit Anna geplaudert. Und nun sitzt sie noch dort und winkt.

So seltsam vermischte sich Erinnerung und träumerische Anschauung Annas. — Doch der Traum gewann die Oberhand. Anna wendete sich, schlug — immer nach der Ecke starrend — die seidne Decke zurück. Die Füße gleiteten in die gestickten Nachtschuhe, die Hand strich sorgfältig das Hemd über die Kniee hinab. Nun streckte sich die Schla-

sende zum Stehen, schwankte und schwankte nach dem Sitz, die Arme vorstreckend. Dort sank sie mit dem linken Arm auf das Rückenpolster, mit dem Gesicht nach der Ecke vorgebeugt, und die Rechte krampfhaft vorgestreckt, als faßte sie die Hand einer neben ihr Sitzenden.

Wer beschriebe die geheimnißvolle Unterhaltung, welche jetzt die beiden Schwestern mit einander führten? Alles gemeinsam Erlebte, alle schmerzlichen Verhältnisse der Familie wurden besprochen. Aber sie erschienen in anderm Licht, in höhern Beziehungen und in ahnungsvollem Zusammenhange mit der Vergangenheit und Zukunft. Anna vernahm die leisen, wunderbar beruhigenden Mittheilungen der Schwester, und empfand die Liebe derselben wie einen balsamischen Strom von Wohlgeruch, der sich über ihr Herz, in ihr Herz ergoß. — Nun kam die Schwester auch auf Emils Lage zu reden. Sie wies deutlich nach, wie heilsam für ihn die Härte des Oheims sei, um den bisher so willenlosen Jüngling zu muthigen Entschlüssen und Unternehmungen zu nöthigen. In der Kürze werde sich ihm ein vortheilhaftes Geschäft anbieten, er werde es mit Selbstgefühl ergreifen, dann als ein Mann erscheinen, und Anna heimführen.

Nach solchen Mittheilungen, die eine unendliche Zeit gedauert zu haben schienen, erhob sich die Schwester, streckte die rechte Hand gegen Anna aus, und fuhr ihr mit gespreizten zwei Fingern der rechten Hand über die Stirne und um die Nase bis auf die Herzgrube herab, nickte dreimal unaussprechlich lächelnd, und schwebte, leis und langsam, wie ein verwehtes Rauchwölkchen, dahin, wendete sich aber noch einmal halb um, und flüsterte: die Tante ist auch genesen; beruhige dich Aennchen! —

Jetzt war sie fort. Anna schauerte zusammen, erwachte und fror. Sie fand sich mit Erstaunen auf dem Sopha sitzen und zu ihren Füßen den weiter gerückten Mondstreif. Angst ergriff sie, und keuchend eilte sie in's Bett, sich bis über die Schläfe zudeckend. —

Am andern Morgen saß die Familie einsylbig und verdüstert beim Kaffee. Nur Anna war, wenn nicht heiter, doch wunderbar muthig gestimmt. Da trat ein Aufwärter aus dem Irrenhause herein, um anzuzeigen, daß in dieser Nacht, kurz nach 12 Uhr, die Tante gestorben sei. Sie wäre nach einem sehr ruhigen Nachmittage spät Abends zur

klaren Besinnung gekommen und habe nach Fräulein Anna verlangt. Man hätte sie auf den nahen Tagesanbruch vertröstet, unerwartet aber sei sie von Krämpfen ergriffen worden, und ehe noch der Arzt hätte herbeikommen können, todt geblieben. —

„Die Tante ist auch genesen!" Diese Worte Schwester Sophiens fielen Anna ein, und erschütterten sie. Sie verließ das Zimmer, und ging in den Garten. Sie wußte sich nicht zu sagen, warum diese Trauernachricht etwas so Belebendes, Aufheiterndes für sie habe, und machte sich Vorwürfe darüber. Endlich kam es ihr vor, als ob die letzten Worte der ihr erschienenen Schwester, jene so rasch in Erfüllung gegangne Aussage, eine Bürgschaft, ein Pfand seien, auch das werde bald eintreffen, was Sophie von Emil verkündet hatte. Sie faltete die Hände, sie blickte dankbar gen Himmel.

Und wie sie nun so mit gefalteten Händen weiter wandelte, sich und Alles umher vergessend, der nächtlichen Erscheinung nachbrütend, um sich noch einmal auf Alles zu besinnen, was ihr von Emil gesagt worden war, blieb sie auf einmal eine Weile, selig lächelnd, stehen. Endlich erwachte sie, und schlug die Augen auf. Da stand sie denn vor dem Myrtenbäumchen, das sie — ein Geschenk zu ihrem jüngsten Geburtstage, in heimlichster Sehnsucht und Hoffnung so sorgfältig gepflegt hatte. Die ersten weißen Blüthen waren in dieser Nacht aufgebrochen.

III.

Beranger in Tours.

Sommer 1839.

Von

Heinrich Laube.

Die Sonne schien heiß, der Wind blies frisch, ich fuhr durch die Touraine, durch den sogenannten Garten von Frankreich. Nicht bloß Balzac hat am Meisten die Touraine zum Schauplatz seiner Novellen gewählt, und sie mit Vorliebe beschrieben, jeder Franzose preis't sie als eins der schönsten Länder Frankreichs, und die Ufer der Loire gelten für die Krone französischer Landesschönheit. Alexander Dumas wird nachgesagt, er mache die Reisen, welche er herausgiebt, auf seinem Zimmer in der **rue Rivoli,** von wo er allerdings eine schöne Aussicht genießt auf den Tuileriengarten, auf die Seine, auf deren Brücken und Quais. Daher die große Heiterkeit der Pariser, als Dumas plötzlich in eine entzückte Beschreibung des Mittelmeers ausbrach, daher das Scherzwort: Dumas hat das mittelländische Meer erfunden. Aber auch wenn Dumas über die Ufer der Loire jauchzt, da glaubt ihm Jedermann, da ist Jedermann mit ihm einverstanden.

Die Ufer der Loire erreichen an Schönheit bei Weitem nicht die Ufer des Rheins, sie sind auch keineswegs die schönsten Ufer in Frankreich, sie sind nur die gefälligsten für französischen Landschaftsgeschmack. Eben so ist es mit der Touraine, die übrigens in ihren inneren Landschaften die Reize der Loire-Ufer übertrifft. Die Touraine ist ein leicht gewelltes, lieblich gefärbtes, fruchtbares Hügelland, üppige Trift umgiebt den Cher-Fluß, Laubhölzer bedecken die niedrigen Höhen, Wein-

berge steigen hinab an den Lehnen, zahlreiche Bäume gruppiren sich in reicher Abwechselung, freundliche, gutmüthige Menschen bewohnen diesen Centralsitz der alten Franken. Die ganze Provinz wäre mit leichter Mühe in einen Park auszubilden, und dieser Park hätte in der warmen Jahreszeit keinen größeren Feind als die Loire selbst. Helmine von Chezy läßt ihren Adolar in der Euryanthe das Gegentheil singen, ich weiß es, aber vielleicht ist zu Adolars und Helminens Zeit die Loire noch wasserreicher gewesen, als sie es jetzt ist. Die Sandflächen, welche sie bei Orleans, bei Blois, namentlich bei Amboise zeigt, verunstalten wie Leberflecken allen Eindruck der Ufer. Da entschädigt's wohl, wenn ein hübsch gelegenes Schloß, eine malerisch gelegene Stadt wie Blois, wie Saumur weiter unten erscheint, aber wo entschädigt wird, da hat es Schaden gegeben. Schaden und Schönheit begegnen einander nicht; Schaden und Schönheiten wohl, und dahin geht der Vorwurf, welcher dem französischen Geschmack an den Loire-Ufern zu machen ist. Der Franzose, sonst so geschmacksinnig für ein Ensemble, ist der Natur gegenüber unzulänglichen Geschmacks — der Mensch, die Gesellschaft, die Handlung nehmen sein Naturell ganz in Anspruch, er sucht seiner künstlerischen Fertigkeit gemäß allzu voreilig nach dem Rahmen für Natur und Gegend, er vermeidet unsre ungefaßte Preisung des Chaotischen, verliert aber auch in diesem Gegensatze die Anregung von möglicher Fülle und Tiefe. Die Folge hiervon zeigt sich in seiner Kunst: jener Hauch des Ewigen, der Fortschritt über die alt klassische Welt hinaus, der Triumph des Talentes über den bloß zusammenstellenden, folgernden Gedanken, das, was den Künstler selbst überrascht, was dessen eigne Absicht überflügelt, das oft verkannte und oft gemißbrauchte romantische Etwas, das gebricht ihm zumeist. Ja, wo er es gewinnt in fröhlicher, in gesegneter Anlage, da vernichtet er es sich wohl selbst durch seine Hingebung an den Nationalstil.

Beranger, gesegnet mit Fröhlichkeits-Talente, wird er sich vielleicht eben so zeigen?

Ich trällerte seine Lieder, sie sind ein passend Geleit für eine Reise in Frankreich, sie sind Frankreich, und nicht bloß ein Verhältniß zur Akademie.

Die Akademie ist darin verspottet, und so ehrlich und so innig verspottet, daß man nicht mehr glaubt, der Spötter schöpfe aus dem gewöhnlichen Aerger, kein Akademiker zu sein. Das Berangersche Lied ist Frankreich ohne Hintergrund des Herzens und Hoffens, den wir in Deutschland unerläßlich glauben für einen Dichter, Frankreich aber mit all seinem Wurfe frischer Handelnsluft, mit all seinem Reize gesunder Fröhlichkeit. Der Humor, sagen wir gern, ist germanisch, für Ariost, Cervantes für die Franzosen brauchts ein ander Wort, ein trockneres, ein südliches, ein anderes, begnügen wir uns damit, seien wir nicht voreilig. Die Franzosen sind heiter, neckisch, und sind dies ohne daß sie dafür eines Gegensatzes bedürfen. Zum Vortheil, zum Nachtheil sei dieser Mangel des Gegensatzes erwähnt. Sie sind **faiseurs**, sie sind rasch, ja sie sterben im Handumkehren, nicht mit so viel Umständen, wie der deutsche Hamlet stirbt. Sie sind eben anders, sie haben eine andere Aufgabe der Menschenwelt zu erfüllen, und unser deutscher Poesie-Hochmuth — gerade so arrogant wie der politische Hochmuth Frankreichs — fährt auch leicht unrecht und ungerecht darüber hin. Wir sind ganz so anders, wie unser Land anders, unsre Wälder, unsre Gründe, unsre Farben, wie unsre Wasser anders sind. Eine lichte, liebliche Touraine ohne Hintergrund ist eben nicht unser Mittelpunkt, wie er Mittelpunkt Altfrankreichs ist. Erinnert Euch, die Ihr's kennt, des Sitzes auf der Imperiale, auf der Wagendecke, der Wind fliegt, die normannischen Hengste schreien, die Wagendecke neigt sich über dem unbesorgten Kutscher bald links, bald rechts dem drohenden Sturze zu, der Blousenkutscher lacht, trällert und haut in die Schimmel, in vollem Galopp fliegt Ihr zwischen dem flachen Loireufer und den Baumwiesen auf den alten Frankenthurm und die Domthürme von Tours zu. Ihr wißt es, daß auf solchen Reisen Beranger zu lesen schon das Aeußerste ist, sie gucken hin, wenn sie was wissen, ah, Beranger! rufen sie, und beginnen einen Chanson. Aber der Kutscher singt ihn nicht, das Volk singt andere Chansons, denn Frankreich ist nicht nur nicht arm daran, wie unsre herkömmliche Redensart sagt, sondern es ist reich an kleinen Liedern. Das Volk kennt Beranger nicht so, wie wir glauben, der gebildete Bürger kennt ihn, Beranger ist nicht so Volksdichter im Gegensatze zum

akademischen Dichter, wie man glauben sollte, und er wird auch über Kurz oder Lang gegen seinen eignen Wunsch in der Akademie figuriren. Er ist am populärsten als politischer Sänger, also der Meinung halber, die sich mit Talent ausspricht, nicht des großen Talents halber, was sich selbst ausspräche. Weiß er das? Will er das?

Das sonnige Tours wird von einer breiten, geraden Straße seiner ganzen Breite nach durchschnitten. Diese Straße beginnt an der Loirebrücke und geht direct nach Süden hinauf nach dem Cherfluße zu, der eine Viertelstunde hinter Tours vorüberzieht. An den Hügeln, welche die Straße nach Poitiers hinauftragen, sieht des grimmen elften Ludwigs Schloß **Tours les Plessis** auf den Cher, auf die Wiesen und auf Tours herunter. Luftig und heiter erscheint dem Fremden die Touraine-Hauptstadt; vielleicht darum hat sich Beranger hierher zurückgezogen, vielleicht! Man weiß keinen tristigen Grund, warum er einige Jahre nach der Julirevolution Paris verlassen, warum er seine Landhauswohnung in Passy bei Paris aufgegeben hat. War er unzufrieden mit der Regierung, die er selbst mit veranlaßt hat, die von seinen Freunden vertreten wird? Die Unzufriedenen haben ja aber ihre Residenz in Paris. Ist er nicht unzufrieden und nicht mehr jung genug, um Opposition zu machen? Diese Ansicht ist nicht unwahrscheinlich. Wenn auch vielleicht nicht seinem Prinzip, seiner Person hat die Julireglerung das beflissenste Wohlwollen gezeigt. Der König Ludwig Philipp hat nicht verfehlt, seinen Adjutanten in das kleine Haus des Chansonniers zu senden mit einer Einladung in die Tuilerien für den Chansonnier. Hat Beranger seine Muse anfrischen wollen zu unbefangenem Volksliede, und ist er darum in die Provinz gegangen, in die heitere Touraine, mit der er übrigens keine andere Anknüpfung hatte als die Bekanntschaft einiger Freunde? Solche Anknüpfung hat Beranger mit allen Provinzen Frankreichs, und um den Volkssinn der Touraine scheint er sich nicht eben zu bekümmern. Der Wirth im **Hôtel** versicherte, daß Monsieur Beranger ganz zurückgezogen lebe. Der Wirth weiß das vielleicht nicht genau, auch ist der Austausch zwischen dem Publikum und einem heiteren Schriftsteller in Frankreich nicht so auffallend und wirthshausmunter wie in Deutschland: die Stammgäste

setzen sich nicht so behaglich und aufgeknöpft um einen Weintisch zusammen; es giebt nicht Weinhäuser wie bei uns, also auch nicht solche, die mit der Laune eines Stammgastes Kunden anziehn, der Franzose schmaus't nicht, und zecht noch weniger, er geht ins Kafé und dort existirt es nicht das nachdrückliche deutsche Kneipleben, was wir für den Tummelplatz eines heiteren Volkspoeten zu halten gewohnt sind. Ein Gastwirth in Frankreich also, dacht' ich, bei dem nur der Fremde schläft und zu Mittag ißt, weiß nichts von Beranger's Verkehr. Wo wohnt er? Erst rechts, dann links, dann wieder links und rechts, dann geradeaus, kurz, es wurde eine schwere Aufgabe, die Dichterwohnung in den unregelmäßig gerenkten stillen Gassen von Tours auszufinden. Endlich stand ich vor einem verschlossenen, tief versteckten Hause, und zog an der Klingel. Ich hatte kein Recht des Besuchs als das der historischen Wißbegier. Daß meine Frau diese theilte, war hier doppelt angenehm, denn einer Dame öffnet jeder Franzose die Thür. Und wie ist Beranger, der Schalk, Franzose! **Joie, amitié, malice et bonhommie** führt er einmal als seine Devise auf. Darunter ist allerdings, munter- und interessant-französisch auch die Malice, aber auch die Bonhommie. Wie hätte noch vor einiger Zeit ein deutscher Dichter von sich sagen dürfen, er sei malitiös! Wie hätte sich das mit Treu und Redlichkeit gereimt, die man zu Anfang und zu Ende heischte! Unsrer wenig ausgebildeten Politik halber war man darin beengt: was sich bei einem gesitteten Volke von selbst versteht, was man sein muß, um nur ein ehrlicher Mann zu sein, das mußte man immer noch auf seinem Schilde führen, denn wer mit ungewöhnlicher Bewegung des Geistes heraustrat, der mußte eine Eskorte zeigen von Haustugenden. Unsere Politik war ein Tauschhandel, die feinere Kombination der Werthe galt für Betrug, und gilt stellenweise noch dafür; nur dem Philosophen war für abstrakte Form das dreiste Ueberspringen der sittlichen Terminologie gestattet, dem Dichter nicht. Der Franzos, welcher unser philosophisches Leben im politischen lebendig macht, gestattet deshalb dem Dichter ein freieres Spiel mit Moralfiguren, und sein Beranger darf sagen: „ich bin malitiös," ohne daß man deshalb an Beranger's gutem Herzen zweifelt.

Ein Mädchen erschien an der Thür, und meinte unsicher, Herr Beranger sei wohl nicht zu Hause, er war also zu Hause, und das Mädchen hatte ein Einsehn für Fremde, die nicht wiederkommen könnten, sie führte uns ohne weitere Meldung eine kleine Seitentreppe aufwärts, durch ein schmales Bibliothekzimmer, öffnete uns des Dichters Stubenthür, und überließ es ohne weiteres Zuthun unserm Geschicke, den Ueberfall zu rechtfertigen. Das war viel schwerer, als ich erwartet hatte: Zwei Herren standen im Zimmer, und da sich der eine zu empfehlen schien, so nahm ich an, Beranger sei der andere; dieser Andere sah aber gar nicht freundlich drein zu unserm Eintritt. Er war ein Mann von breiter Mittelgröße, in einem blauen Ueberrocke, übrigens sauber und einfach gekleidet. Seine Augen sahen etwas geröthet und angegriffen aus; sein Ober-Kopf war kahl, aber von den Seiten fiel ein dünnes Haar in langen Locken. Das Antlitz, in diesem Augenblicke ernst und unwirthlich, war offenbar von so viel kleinen Zügen durchgearbeitet, durchkreuzt und durchfurcht, daß man keine bestimmte Richtung herausfassen und an diese anknüpfen konnte. Diese ungeschlossene Mannigfaltigkeit oder wenn man lieber will dieser mannigfaltige Reichthum ist vielleicht der ursprüngliche Beranger, und der französisch politische Charakter, welcher eiserne Grenzpflöcke hineingepfercht, hat die strenge Begrenzung, die voreilige Begrenzung zum Vorschein gebracht, welche den französischen Beranger in der Nation begründet, welche ihm den bürgerlichen Halt gegeben und die poetische Perspektive verarmt hat.

Er nahm unsre Neu- und Wißbegierde in Betreff seiner kalt und beinahe mürrisch auf, und war in der ersten Viertelstunde ganz zugeknöpfter Franzose mit tadellosen aber ringsum abweisenden Formen, wie man dies im jetzigen, so ernsthaft gewordenen Frankreich oft findet. Es that mir sehr leid, ich wußte aber dagegen eben so wenig einzuwenden, wie ich gegen Goethe einzuwenden weiß, wenn er dem für ihn ungeschichtlichen Besuche nichts zeigt als die allgemeinste Umgangsform. Der Autor muß ja darin unbeschränkter Herr sein: daß er sich uns in der Schrift intim hingiebt, verpflichtet ihn ja nicht, sich auch persönlich hinzugeben, verpflichtet uns im Gegentheile, seiner Person größere Freiheit und hier größere Kargheit zu gestatten als einem Anderen, der in

keiner öffentlichen Weise etwas giebt, der noch alle gesellschaftliche Schuld in seiner Person verbirgt. Glücklicherweise brach eine Wendung des Gesprächs das Eis: sie berührte Chamisso und eine Charakteristik dieses Dichters, welche einige Tage vorher im Constitutionel gestanden. Sie war von mir, und man schreibt in Frankreich kein Journalwort umsonst, ein jedes wird im entferntesten Winkel aufgenommen und behalten. Beranger hatte obenein zu Chamisso ein theilnehmendes Verhältniß, Chamisso hatte mit Gaudy die Lieder des französischen Dichters herausgegeben, das wohlgebundne Exemplar war eben bei Beranger angekommen. Er holte es herbei und zeigte es lächelnd mit den Worten: es mag sehr schön sein, ich verstehe aber so wenig eine Sylbe davon, als wenn es hebräisch wäre. Der arme Chamisso! setzte er hinzu, wie wenn man das größte Unglück berichtete, konnte kein Wort französisch mehr!

So viel, um ihn selbst zu übersetzen, hielt er natürlich nicht für der Rede werth, so viel muß jeder Fremde verstehn, meint der Franzos. Beranger zeigte sich auch in der für uns ausschließlichen Bedeutung des Wortes ganz als Franzos, vielleicht noch um einen Grad stolzer, aber auch um einen Grad höher. Er nahm allen Preis, den wir ihm spendeten, wie ein Kaiser auf, welcher dergleichen gewohnt ist, wie „Guten Tag" und „Guten Weg!" Er that dies nicht etwa naiv oder lächelnd, wie man von Beranger erwarten durfte, sondern als ob sich's entweder von selbst verstünde, oder als ob es etwas durchaus Gleichgültiges sei, das kein weiteres Beachten verdiene. Es zeigt dies eine starke Bildung und eine starke Nationalkraft. Eine Nationalkraft, denn bei Franzosen versteht es sich ihm nicht dergestalt von selbst, nur gegen den Fremden verhält er sich also als stolzer Franzose. Eine starke Bildung, denn es verlockt ihn selbst Lob nicht, bei seiner Persönlichkeit zu verweilen: er nahm aus jedem Vorzuge, der ihm beigelegt wurde, die allgemeine Bedeutung heraus, und wendete und erhob damit das Gespräch.

Ich fragte, ob ihm die deutsche Literatur einmal zu irgend einer Bezugnahme nahe gekommen sei. Nein, erwiederte er, ich weiß nichts von der deutschen Literatur. Das sprach er eben so harmlos hin, als ob einer von uns sagt: ich habe mich nicht mit Chinesischem beschäftigt.

Wir finden dies leicht impertinent, sicherlich ungebildet, und rächen uns gern dadurch, daß wir die Ignoranz und Arroganz der Franzosen verspotten. Eine Rache, die kein Leben hat, denn der Franzose weiß und erfährt auch von ihr nichts. Thäten wir nicht besser, statt Nichtgeltung wirkungslos zu verspotten, Geltung zu erzwingen? Das können wir vorbereitend in Frankreich selbst, und am Nachhaltigsten bei uns zu Hause. Dort, indem man ihre Terminologie der Beurtheilung eben so stolz und mit Kenntniß zurückweis't, wie sie unsre geistige Existenz mit Unkenntniß zurückweisen. Hier, indem wir alle unsre Anstrengung auf eine deutsche Gesammtmächtigkeit richten. Im Staate zuerst und in der Literatur nicht minder. In Beiden ist es stets unsere historische Erbsünde gewesen, das Unterscheidende geltend zu machen, statt das Gemeinschaftliche zu befördern, kritisch zu sein statt schöpferisch. Ein Mensch und ein Volk werden mächtig, wenn sie ihrer Eigenheit nicht bloß nachgehn — das geschieht von selbst und ist kein Thun der Kultur — sondern wenn sie ihre Eigenheit ausbilden. Halten wir die germanische Welt für die innerlich mächtigste in Europa, so sollen wir doch von England, einem aus germanischem Grunde ausgebildeten Staate lernen, daß alles Germanien nur dann mächtig wird, wenn es nach bestimmten Formen trachtet, wenn es einzelnen bestimmten Zwecken nachgeht, was auch die abstrahirende Weisheit an der bornirten Gestalt solcher Formen und Zwecke aussetzen mag. Sind auch unsre Absichten die größten, wir bringen sie und uns zu keiner Geltung, so lange wir in steter Abstraktionskritik der einstweiligen, der halben und mangelhaften Bethätigung vorübergehn. Wir haben das gute Sprichwort „Es fällt kein Meister vom Himmel," aber wir richten uns nicht darnach, und gestatten kein Stück, was nicht ein Meisterstück sei.

Ich habe nicht mit Meisterstücken angefangen, erzählte lächelnd Beranger, ich war ein Straßenjunge. Ich habe nicht Lateinisch noch Griechisch gelernt, aber eins habe ich ganz gelernt: das Französische. Das kann ich viel besser, und das hab ich viel eifriger studirt als die Leute denken. — Diesen Vorzug aller Franzosen, die Nationalsprache schön und gut zu reden, nahm er wie sein Hauptverdienst in Anspruch.

Ein solcher Franzose mit dem Beruhn auf dieser einen Sprache

und allüberall auf der einen französischen Anschauungsweise der Dinge wird im Leben leicht langweilig für uns, wenn er nicht eben Beranger ist, für uns, die wir tiefergehende Persönlichkeits-Unterscheidungen gewohnt sind. Er erscheint außerdem in der Schilderung arrogant. Liegt es an der Schilderung? Sind wir eben zu wenig daran gewöhnt, National-Ansprüche in jeder einzelnen Person aufgehäuft zu sehn? Beranger erschien bei alle dem liebenswürdig und nicht arrogant. Stolz als Nationale sein, auch wo des nationalen Grundes nicht ausdrücklich gedacht wird, das ist eben ganz etwas anderes als arrogant sein. Es zeigt einen Menschen, der ganz in seinem besonderen Lebenselemente lebendig aufgeht, wie jeder Mensch in seinem Blute, von dem er nichts mehr weiß, von dem er nicht mehr spricht. Und in Betreff der Sprache erfährt man das Wunderlichste, wenn man sie ein Jahrlang Tag für Tag gehört hat! Man ist ihr achselzuckend nahe getreten, achselzuckend über ihre Armuth für alle höhere Bezeichnung, und wie rächt sie sich dafür! Für alles irdische Leben, für Verkehr, Geselligkeit und Staat fesselt sie uns durch sanctionirte Festigkeit, Unzweideutigkeit, Prägnanz, wir entdecken unter ihrem Wohlklang, unter ihrer Leichtigkeit, die uns von fern wie bloß oberflächlicher Gewinn erschienen waren, wir entdecken darunter ein Nervengeflecht, was nicht nur eine National-Schönheit, sondern auch eine Nationalmacht unzerreißbar zusammenhält. Wir entdecken ein feines Netz von Gesetzen, was in seiner straffen Größe, in seiner feinen Bestimmtheit ganz wohl einer Ursprache die Spitze bieten kann, denn gegen die größere Möglichkeit der Ursprache zeigt das Französische die größere Macht, die Macht des augenblicklichen Austausches und Kommando's, die Macht der bereits errungenen Form. Anfangs empörte es mich, von einem talentvollen Landsmanne, der vortrefflich deutsch schreibt, der seit langer Zeit in Frankreich lebt, Folgendes anhören zu müssen: „Deutsche Sprache und Literatur! Sie steht zu erwarten, und wenn sie gelingt, mag sie großartiger werden, als die französische je werden kann. Aber sie existirt noch nicht! Wie wir nur Anfänge und Bruchstücke vom deutschen Staate haben, seit das deutsche Reich vor so und so viel Jahrhunderten am Unfortschritte zu Grunde gegangen, so haben wir auch nur Anfänge und Bruchstücke von Litera-

tur, die sich um Schiller und Goethe gruppiren, denen aber noch immer keine Normalform gewonnen ist, und denen eine Normalform unter heutigen Umständen nicht gewonnen werden kann. Denn eine gefestete Sprache und Literatur ist nur möglich auf gefestetem Staatsgrunde. Tadeln Sie also die Armuth französischer Schriftwelt so viel Sie wollen — und außer dem Bereich hoher Poesie thun Sie's mit vielfältigem Unrechte — eine französische Normalliteratur läugnen Sie nimmermehr hinweg, und Sie läugnen nicht hinweg, daß es eine französische Klassik giebt. Lesen Sie doch die Journals, und läugnen Sie, daß jeder Franzose, welcher schreibt, auch klassisch französisch schreibt!" — Anfangs empörte es mich allerdings, aber ich habe doch unzählige Male daran denken müssen, es war also doch ein wahrhaftiges Moment in dieser Uebertreibung. Unser Achselzucken wenigstens, wenn von der französischen Klassik die Rede ist, habe ich bald derselben Nationaleitelkeit beizählen müssen, welche uns an den Franzosen so widerwärtig ist. Es ist wahr, wir haben ein viel reicheres Rüstzeug zur Poesie, ein deutscher Vers ist von tieferer Macht als mancher französischer Band in Versen. Aber wahrhaft mächtig wird ja Alles nur durch den Gewinn fester Form, die größten Bestandtheile, annoch unvereinigt, unterliegen einer geschlossenen Macht, wenn auch diese aus geringeren Bestandtheilen zusammengesetzt ist. Einige römische Legionen unterwarfen die reichsten Länder.

Ganz in jener Schwäche unsrer Kraft, in der Geringschätzung fester Form halten wir Beranger gern für einen Naturalisten, der seine Chansons dahin sänge, wie ihm der Schnabel gewachsen sei. Eben so schwatzt wohl unsre schwerfällige Theorie von Heine's Liedern. Beides ist unrichtig. Beranger's leichtestes Lied ist das Produkt einer äußerst geübten, fleißigst zu Rathe gezogenen Formenmacht. Man darf ihn nur sprechen hören! Er spricht vortrefflich, es gleitet seine Rede anmuthig wie ein Bach, Alles ist gefügt in vollen, umrundeten Satz, Alles ist lebendig, Alles ist klar und präcis. Die Sprache erlaubt nichts Schwebelndes, und ihre fertige Struktur erzeugt, daß jeder Franzose seine Sprache rednerisch spricht. Alle Elemente sind in ihr fest, die Phrasen, auch als Hülfsmittel des Satzes, sind bestimmt da, er nimmt sie ohne Weiteres, die Satzfügung ist eben so vorgeschrieben, kennt er

einmal die Grundpfeiler dieses Ganges, so geht er ohne Anstoß und spricht ohne Weiteres rednerisch. Unter so festen Gesetzen ist natürlich eine Chanson schwieriger, als wenn die Worte unbesorgt zu einander laufen dürfen in Klang und Reim, aber sie ist auch, einmal gelungen, um so massiver. Wer dann so gewählt spricht wie Beranger, der bringt sich dann auch den strengsten Maaßstab an den Vers, und wenn er dennoch die größte Leichtigkeit, den natürlichsten Fall zu Wege bringt, so ist dies eben das sicherste Zeichen, daß er ein kunstreicher Dichter und nicht bloß ein Naturalist sei. Der Begriff eines Naturalisten, eines Naturdichters ist in Frankreich fast unmöglich — den sicheren Vortheil, das sichere Geschäft auf feste Rechnung bezahlen sie eben mit dem Opfer wunderbarer Offenbarungen. Ihre Dichter können nirgends überschwenglich über ein allgemeines Bewußtsein hinaus, das Uebereinkommen ist bei ihnen unvergleichlich mächtiger als das einzelne Genie. Höchstens in der unmittelbaren That mag das Genie einmal das Nationalitätsdogma überflügeln, wie Napoleon dies gethan; der Dichter, welchem nur kleine Abweichungen vom Münzfuße einer fest ausgeprägten Nationalsprache und darin einer nationalen Denk- und Ausdrucksform zu Gebote stehn, er vermag das nicht. Wie gering waren die Abweichungen der Romantiker vom akademischen Dogma, wie gering im Vergleich zur Unterschiedenheit zwischen deutschen Dichtern, und wie allgemein war das Geschrei darüber!

Beranger empfindet etwas von diesen Fesseln, wodurch die Dichtungsmacht der Nationalmacht untergeordnet wird, er ist vielleicht der einzige französische Autor, der ganz ohne Koketterie, ganz ehrlich von einer Akademie-Ehre für sich nichts wissen will. Aber es gehört diese Regung zu einem Instinkte seines Talents, die er falsch deutet und auseinandersetzt, weil er sie mit einer demokratischen Sinnesweise vermischt, die ihm wichtiger scheint als sein Talent. Er ist so ächter Franzose, daß er das, was ihn auszeichnen könnte über die Nationalansicht hinaus, in der Selbstkritik so weit vernichtet, bis es dem allgemeinen Nationalkreise wieder eingepfercht ist. Er könnte ein Dichter sein nach unserm weiteren, und — abgesehn vom nächsten Staatszwecke — offenbar größeren Sinn des Worts, aber er hat es vorgezogen, ein ächt franzö-

sischer Sänger zu sein. Er hat es vorgezogen, nicht weil er den Begriff des Unterschiedes genau kannte und mit Bewußtsein opferte, sondern weil der Franzose in ihm noch stärker ist, als der Instinkt des Talentes. Daher kommt's, daß er wie jeder andre Franzose sich und die andern kritisirt, während er doch anders singen kann, als jeder andre Franzose. Daher kommt's, daß er am klaren Tone seines Liedes von Jahr zu Jahr verloren hat. Nicht, weil sein Talent mit den steigenden Jahren abgenommen hätte, sondern weil seine Bildung stieg, und weil diese prosaisch fußende Bildung sein poetisches Talent in ein Gedränge brachte, dem das Talent nicht mehr überlegen ist. „Ich habe mich bestrebt," sagt er, „meine Chansons immer philosophischer zu machen, und sie dadurch zu erheben." Was nützt der Kuh Muskat? hätte ich ihm sagen mögen, was ist das Lieblichste, wenn es aus seinem Elemente gerissen wird! Die philosophische Bildung paßt erst in die Chansons, wenn sie Volksbildung geworden ist, und die philosophische Bildung Frankreichs nun gar, die sich nirgends über die Verstandesoperation trockner Art erheben mag.

Aus allem Widerspruche der Nationalansicht heraus, über alle Frage hinaus liebenswürdig erschien Beranger, als er uns seine Lebensgeschichte erzählte. Er ist ein Pariser Kind, armer Leute Kind. „Oh Paris! was ist reizend neben Paris, was ist diese gepriesene Touraine, die ich allerdings noch nicht angesehn" — schaltete er lächelnd ein — „was ist sie gegen die Umgegend von Paris nach Meudon hinaus, nach St. Cloud, St. Germain!" Die Eltern starben ihm früh, und er ward in der Pikardie bei einer Tante untergebracht, die dort einen kleinen Gasthof besaß. Dort war er Gasthofsjunge, sah alle Welt, ward vertraut mit den intimsten Aeußerungen französischen Volkslebens, französischer Freude, französischen Wunsches. Wissen Sie, sprach er lachend, worin unsre Knabenspiele bestanden? Revolution spielten wir, Sitzungen hielten wir mit bedenklichem Ernste, stimmten ab, guillotinirten mit einer Ruthe und einem Holzblocke. Mit neun Jahren war ich revolutionair, haßte die Tyrannen, dekretirte über **l'être suprême**, war sehr putzig. Wir hatten unsern Klubb, unsern Ausschuß, jubelten früh und Abend „**vive Robespierre!**" — was konnte nach Ihren deutschen

Begriffen anders aus mir werden, als ein revolutionairer Schlingel! Nun, 's ist auch so geworden, und ich bin ganz zufrieden damit. Sie haben keine Vorstellung, wie populär die Revolution war, die Feinde selbst, die Royalisten waren vom revolutionairen Enthusiasmus angesteckt.

Aus der Pikardie kam er nach Paris, und hier schlüpfte er im Erzählen. Eine kleine Anstellung habe er gehabt, Gedichte hohen Kothurns, Oden im Trompeterstile habe er gemacht. Glücklicherweise, sagte er hievon, habe ich die Ueberwindung errungen, nichts davon drucken zu lassen, ich fand, daß ich noch nicht das Rechte gefunden, ich beschied mich, obwohl ich bei dieser Enthaltsamkeit nicht geringe Wehen erlitt.

Es kam der Kaiser, und dies Zurückdrängen der wahllos fluthenden Aeußerung, so übel es der Sinn vermerkte, übte wohl alles wirkliche Talent dadurch, daß es dasselbe zu ökonomischer Strenge, zu fein geschlossener, vielseitiger Form nöthigte. Beranger gehörte zur Opposition des Kaisers, zu meinem Erstaunen vernahm ich unter Anderm, daß sein bekanntes Lied „le roi d'Yvetot" —

Il était un roi d'Yvetot
Peu connu dans l'histoire,
Se levant tard, se couchant tot
Dormant fort bien sans gloire,
Et couronné par Jeanneton
D'un simple bonnet de coton,
Dit-on.
Oh, oh, oh, oh! Ah, ah, ah, ah!
Quel bon petit roi c'était la!
La, la.

auf den Kaiser geschrieben sei. Es paßt mit keiner Bezeichnung, und ich hatte es bisher immer, ohne der Jahreszahl „Mai 1813" inne zu werden, auf Louis dix huit — biscuit, wie der französische Scherz sagte — bezogen. Beranger wußte nichts besonderes dagegen einzuwenden, daß es nicht passend sei; er leidet wie alle feineren Republikaner Frankreichs am unklaren Verhältnisse zu Napoleon. Sie möchten, daß er erster Konsul geblieben wäre, und doch sehen sie ein, daß mit dem Namen nichts Wesentliches geändert sei, und doch empfinden sie, daß ein solcher Genius nicht in voraus bekannten theoretischen

Gleisen verbleiben konnte. Die Ansicht, daß ihm der 18. Brumaire als Sündenfall anzurechnen sei, ist viel mehr deutsch als französisch. Auch der Republikaner ist in Frankreich zu praktisch-politisch, um nicht den nothwendigen Tod des Direktoriums einzusehn, und zu praktisch revolutionair, um vor dem gewaltsamen Wege absonderlich zu erschrecken.

Beranger schloß sich in solchem Hange an Lucian, den Bruder des Kaisers, der doch bekanntlich den 18. Brumaire mit betrieb und übrigens in republikanischen Grundsätzen verharrte. „Aller Hilfsquellen beraubt," erzählt Beranger in der letzten Ausgabe seiner Lieder, „ohne Zweck und Muth Verse machend, hatte ich im Jahr 1803 die Idee, meine unförmlichen Gedichte, einzuwickeln, und sie an den Bruder des ersten Konsuls zu schicken. Lucian Bonaparte war schon berühmt durch ein großes Redner-Talent und durch Liebe für Künste und Wissenschaften. Mein Brief, ich erinnere mich noch, war ganz der Brief eines jungen republikanischen Kopfes mit dem Gepräge verletzten Stolzes, daß man einen Protektor suchen müsse. Unbekannt, oft abgewiesen hoffte ich eigentlich nichts von einem Schritte, den Niemand unterstützte. Aber den dritten Tag schon, welche Freude! läßt mich Lucian zu sich rufen, unterrichtet sich über meine Stellung, verbessert sie sogleich, spricht als Poet zu mir, räth mir, ermuntert mich. Unglücklicherweise muß er Frankreich verlassen; ich glaubte mich verlassen; da erhalte ich von Rom eine Vollmacht, seinen Gehalt als Mitglieds des Instituts in Empfang zu nehmen. Dabei war ein Brief, den ich wie einen Schatz aufbewahre, und in dem er mir folgendes sagt."

„„Ich bitte Sie, dies Gehalt anzunehmen, und ich zweifle nicht, daß Sie, Ihr Talent durch Fleiß fortbildend, eines Tags noch ein Schmuck unsers Parnasses sein werden. Pflegen Sie besonders die Feinheit des Rhythmus, hören Sie nicht auf, kühn zu sein, aber seien Sie eleganter ꝛc.""

„Niemals" — fährt Beranger fort — „hat man eine Wohlthat auf eine belebendere Art erwiesen: ein junger Poet wird nicht nur dem Mangel entnommen, sondern in seinen eignen Augen wieder aufgerichtet. — Ich wollte meinen Dank öffentlich aussprechen, aber die Censur gestattete es nicht. Mein Beschützer war proskribirt, wie er es noch ist. —

Während der hundert Tage ließ mich Lucian Bonaparte wissen, daß ich mit voller Hingebung an die Chanson mein Talent von dem höheren Berufe abwendete, den es Anfangs gezeigt habe. Ich fühlte es, aber ich habe immer geglaubt, daß in gewissen Epochen Kunst und Wissenschaft nicht bloß Sachen des Luxus sein müssen, und ich ahnte früh, wie viel man für die Freiheit wirken könne mit einer außerordentlich nationalen Gattung von Poesie. Ich weiß nicht, was Lucian Bonaparte jetzt von meinen Chansons denkt, ich weiß nicht einmal, ob er sie kennt. Ich habe ihm während der Restauration mehrmals geschrieben, ohne Antwort zu erhalten. Umsonst sagte ich mir, daß er mich zu kompromittiren fürchten möchte, sein Schweigen betrübte mich. — Sein Schutz, anderswohin gerichtet, hätte Frankreich einen großen Dichter entwickeln können, aber ein dankbareres Herz konnte er nicht finden. — Das Andenken an ihn folgt mir bis in's Grab, deß sind die Thränen Zeuge, die ich jetzt nach dreißig Jahren noch vergieße, wenn ich an jenen hundertmal gesegneten Tag denke. — Möchte meine Stimme gehört werden, und Frankreich sich endlich beeilen, denjenigen seiner Kinder die Arme zu öffnen, welche den großen Namen, einen ewigen Stolz Frankreichs tragen." —

Ich brauche von diesen Aeußerungen nicht hervorzuheben, daß Beranger sein Lied nur wie ein politisch Hilfsmittel betrachtet sehen will, daß er den sogenannten Luxus der Kunst wie allen gewöhnlichen Luxus behandelt, und nicht eine Welt darin ahnt oder andeutet, welche politisches Moment in sich begreifen und doch darüber hinausreichen könne. Dies ist eben der Punkt, wo die Vorzüge französischer Sinnesweise am Ende sind auch für diejenigen unter uns, die wir den praktischen Weg zu diesen Vorzügen empfehlenswerth finden, der Punkt, wo wir uns auch neben dem glänzendsten Gelingen in Frankreich überlegen fühlen. Unser Begriff von Kunst ist um eine Welt größer, hätten wir nur so gute Landstraßen bis zu dem unsrigen wie der Franzos sie zu dem seinigen hat!

Es ist eben auch der Punkt, wo Beranger's Bildung hinter Beranger's Talente zurückbleibt.

Die Schicksale Beranger's während der Restauration sind allgemein bekannt: Er gerieth zu wiederholten Malen durch seine empfindlich spottenden Chansons in's Gefängniß, und begrüßte die Julirevolution wie den Sieg seines Lebens. Die Restauration hat bei alle dem, versicherte er uns, keinerlei Bitterkeit — rancune — in mir hinterlassen, ich habe die Männer derselben immer nur für verblendet gehalten, für solche, die Frankreich nicht kennen. Meine Stellung zur Juli-Regierung war übrigens schwer, sie war auf die Länge unhaltbar, und ich mußte ihr aus dem Wege gehn, da ich alt werde, und nicht mehr Veranlassung, nicht mehr Lust genug habe, eine neue Opposition anzufangen. Sie wissen, Sie sehn, daß man nicht bemüht ist, die Ideale eines alten Republikaners zu bethätigen. Und doch sind alle die alten Freunde meiner Opposition jetzt am Ruder, die Thiers, die Mignet und wie sie weiter heißen! Soll ich, ein alter Mann gegen alte Freundschaft singen, während mich diese alten Freunde versichern, sie seien ehrliche Leute, und ich hätte mit meinen Idealen vielleicht nur Recht für mich, nicht aber gegen sie. Thiers war erst diesen Morgen bei mir, er kommt aus dem Pyrenäenbade Cauterets und traf mich noch im Bett, dort hat er ein Paar Stunden gesessen, und mir zugeredet, ich sollte wieder nach Paris kommen. Er hat immer Recht, wenn er spricht, ich habe aber Recht, wenn er aufhört zu sprechen."

Sie verließen also doch aus Unzufriedenheit Paris, wie Börne uns schrieb?

„Wer ist Börne?"

Er wußte nicht das Mindeste von ihm. Ein schrecklicher Beweis für uns, wie groß ihr Antheil sei an unserm Leben, an unsrer Literatur! Kennt Börne nicht, der alle Wochen wenigstens einmal von ihm sprach, der gleiche politische Ansichten hegt und propagirt, in Paris propagirt, in einem französischen Blatte propagirt, der in Paris stirbt, von Republikanern begraben, von französischen Republikanern begraben und mit Grabreden bestattet wird! Wir haben ja wohl noch viele, die um Raspail's und der deutschen Illusion willen an den ausgebreiteten Einfluß Börne's unter den republikanischen Franzosen glauben! Auf eine scharf ausgeprägte Nationalität, wie die französische, ist der Einfluß von Aus-

ländern in allem Durchschnitte Null, wenn sie anders sprechen, so ist es Höflichkeit oder moderne Phrase. Nur den fünf oder sechs Theoretikern, Theoretiker nach unserm Begriff, die ganz Frankreich etwa besitzt in höherer Wissenschaftlichkeit, nur diesen wird die Schrift eines Ausländers wirkliches Bewußtsein. Dem eigentlichen Frankreich wird sie's nicht, auch wenn sie französisch geschrieben ist.

Ich sagte dies Beranger, und wie nahe ihm Börne gewesen. Er erwiederte darauf mit vollkommener Ruhe: das mag wohl wahr sein. In seinem Gedächtnisse umhertappend fand er endlich wohl etwas, was von der Börneschen „Balance" und dem Tode des Autors eine Notiz hatte vorübergleiten sehn, aber mehr nicht. Wie hieß er? fragte er mich noch einmal; heute hat er diese deutsch zusammengesetzten Buchstaben lange wieder vergessen.

„Dieser Ihr deutscher Autor — fuhr er fort — hat wohl Recht, wenn er sagt, ich sei aus Unzufriedenheit von Paris gegangen; aber es kann dies mißverstanden werden, wie Sie aus dem entnehmen können, was ich Ihnen vorhin sagte. Ich habe nichts gegen den jetzigen Regierungsversuch, aber ich mag nicht dabei abgenützt werden. Ich habe überhaupt keine Lage und Laune, mit Regierung und vornehmen Leuten in Verkehr zu sein, und solchem Verkehr konnte ich jetzt in Paris nicht wohl entgehn. Der König ließ mich auffordern, zu ihm in die Tuilerien zu kommen — was sollte ich da? Ich bin zu alt, neue Bekanntschaften zu machen, zu einfach, um dafür interessant zu sein, zu unabhängig gewöhnt, um etwas zu verschweigen, um Rücksichten zu nehmen, es paßt nicht für mich, und ich mußte ausweichen, um Beranger zu bleiben. Deshalb flüchtete ich erst nach Passy, und als ich dort noch zu nahe war, nach Fontainebleau. Von Fontainebleau vertrieb mich die Hochzeit des Herzogs von Orleans, die man dort feierte, und so bin ich bis hierher gerathen.

Die gewöhnlichste Frage, wenn man Beranger also sprechen, wenn man ihn in der langen Vorrede, die er zu den „letzten Chansons" geschrieben, reden hört, die gewöhnlichste Frage des mißtrauischen Menschen ist die: wie viel ist Koketterie in Beranger? Unsere Zustände und Charaktere sind zu mannichfaltig geworden, als daß wir einer absoluten Ein-

fachheit ohne Weiteres glauben möchten. Wo wir also eine solche Einfachheit sehn, die nicht darum Einfachheit ist, weil sie nicht mehr sein kann, sondern Einfachheit nach durchgemachtem Bildungsprozesse, da stutzen wir, und auferzogen in der Erbsündenlehre und in Staatsverhältnissen, die vom Mißtrauen als erstem Prinzipe ausgehn, mißtrauen wir.

Suchen wir erst noch einige Hauptstellen jener Vorrede.

Beranger nimmt Abschied vom Publikum und dankt ihm für so große Theilnahme. „Ich habe es immer vorgezogen" — sagt er — „die Popularität, welche ich genieße und welche mir so theuer, meinen patriotischen Empfindungen zuzuschreiben, der Beständigkeit meiner Meinungen, der uneigennützigen Hingebung, mit der ich sie vertheidigt und verbreitet." — „Meine Chansons bin ich. So zeigt sich der traurige Schritt der Jahre, je nachdem die Bände sich mehren, und so fürchte ich, daß dies letzte Bändchen zu ernsthaft erscheinen wird. Aber ich hoffe, es werden mir's auch Manche Dank wissen: sie werden anerkennen, daß der Geist unsrer jetzigen Epoche hat einwirken müssen, daß er nicht weniger als mein Alter die Wahl meiner Stoffe ernster und philosophischer gemacht hat. Die Chansons seit **1830** beschäftigen sich allerdings mehr mit Social-Fragen als mit rein politischem Streite. Ist dies verwunderlich? Einmal vorausgesetzt, daß das Regierungsprinzip erkämpft sei, für welches man gefochten, ist es nicht natürlich, daß der Geist es zum Besten der größtmöglichen Zahl angewendet sehn will? Das Glück der Menschheit ist der Traum meines Lebens gewesen." —

„Ueber die Chansons aus der Restauration habe ich nichts zu sagen, als daß sie alle aus dem Gefängnisse **la Force** gekommen sind. Ich hätte wenig darauf gegeben, sie drucken zu lassen, wenn sie nicht die Art singender Memoiren vervollständigten, die ich seit **1815** herausgebe. Zudem habe ich den Vorwurf nicht zu fürchten, daß ich erst Muth bewiese, seit der Feind verschwunden sei." — Nun entwickelt er seine Prophezeihungen gegen die Bourbons, und erklärt sich über „den kleinen Krieg, welchen er gegen die vertriebene Dynastie geführt," wie er geweint beim Einfalle der Fremden, wie er bei der zweiten Restauration nicht mehr an die Möglichkeit geglaubt, daß die Bourbons Frank-

reich beglücken könnten. Nicht Berechnung, sondern der Instinkt des Volkes habe ihm dies gesagt. Dies habe er studirt, darnach seine Ueberzeugung gestaltet, das Volk sei seine Muse.

Dann legt er dar, daß er nie und nirgends von Jemand abhängig gewesen sei, nicht von seinen gleichdenkenden, nicht von seinen intimsten Freunden, daß er, um unabhängig zu sein, auch von diesen keine Gabe angenommen habe. Lafitte vielleicht hätte er mit der Zeit in diesem Punkte nachgegeben, wenn Lafitte reich geblieben wäre. Mit der Julirevolution habe er es eben so gehalten, „ich habe sie wie eine Macht behandelt, die Kapricen haben kann, gegen welche man gerüstet bleiben muß.“ All seine Freunde seien Minister geworden, einer oder der andere sei es leider sogar immerfort geblieben, Aemter hätten ihm offen gestanden. „Unglücklicherweise liebe ich die Sinekuren nicht, und alle Pflicht-Arbeit ist mir unerträglich geworden. — Ueble Nachrede hat behauptet, ich spielte den Tugendhaften — pfui doch! faul bin ich. Dieser Fehler hat mir viel Eigenschaften ersetzt, und ich empfehle ihn vielen unsrer honetten Leute.“

Je suis un sou de bon aloi;
Mais en secret argentez-moi,
Et me voila fausse monnaie.

„Ich habe nur einen Mann gekannt, von dem ich nicht hätte weichen können, auch wenn er mächtig geworden wäre“ — ihm wäre er blindlings durch Dick und Dünn gefolgt, dieser Mann sei Manuel gewesen. „Er hätte mich in keinen Titel, in kein Amt gesteckt, er hätte meinen Geschmack respektirt.“ —

Nun geht er zu den Chansons selbst, und gesteht, daß er die Vorwürfe der strengen Leute wohl begreife, auch gegen ein Buch begreife, das sich nicht anmaße, junge Mädchen zu erziehn. Nicht zur Vertheidigung, aber zur Entschuldigung möchte er anführen, daß die tollen Jugendsprünge mit sehr nützlichem Geleite, mit ernsten Refrains und politischen Kouplets erschienen seien. — „Einige sind auch als gottlos behandelt worden, die armen kleinen! — Wenn die Religion sich zum politischen Instrumente macht, so setzt sie sich der Mißkenntniß ihres geheiligten Charakters aus — ich gehöre zu den Gläubigen, und ich

habe mich begnügt, die Livree des Katholicismus zu verspotten. Ist das gottlos?"

„Dann ist endlich noch eine große Zahl Chansons, die nichts sind als Eingebung intimen Gefühls, Kapricen eines umherschweifenden Geistes; sie sind meine Lieblingskinder, das ist alles Gute, was ich ihnen nachzusagen weiß."

Für die politischen nimmt er den Ruhm großen Einflusses in Anspruch. „Ich habe die Ehre dieses Einflusses nicht geltend gemacht im Augenblicke des Sieges, mein Muth wich vor dem Siegsgeschrei. In der That glaub' ich, die Niederlage ist meinem Humor günstiger. Heute „— 1833 —" wag ich es, meinen Theil am Triumphe von 1830 anzusprechen, an einem Triumphe, den ich erst lange Zeit nachher, und vor den Louvre-Gräbern derer zu singen verstand, denen wir den Sieg schulden. Meine Chanson „Adieu" ist voll Bewegung jener politischen Eitelkeit, welche ohne Zweifel die Schmeichelei enthusiastischer Jugend hervorgebracht hat und noch hervorbringt. Ich sehe voraus, daß Chanson und Chansonnier bald in Vergessenheit schwinden werden, und so ist's eine Grabschrift, die ich unserm gemeinsamen Grabe setzen gewollt."

Trotz Freundschaft und Nachsicht der öffentlichen Stimme habe er immer gedacht, sein Name werde ihn nicht überleben, und sein Ruf werde in dem Maaße sinken, wie ihn Parteiinteresse über Maaß erhoben. — „Ich bin unschuldig" — fährt er fort — „an den Lobeserhebungen, die man an mich verschwendet, ganz unschuldig" — „ich habe sogar Lob gedämpft, wo ich konnte, ich habe mich fern gehalten von den Koterieen der Lob-Propaganda, habe meine Thür verschlossen vor den Commis-voyageurs der Renommee — ich habe nie mehr sein wollen als Chansonnier." Deshalb habe er nie nach den großen literarischen Ehren getrachtet, „worin man mir, ich schäme mich es zu sagen, mehr Glück versprach, als Benjamin Constant gehabt hat, der große Publicist, der große Redner, der große Schriftsteller. Armer Constant!"

„Aber ich habe das Leben eines Poeten nützlich gemacht, dies ist mein Trost. Es brauchte eines Mannes, der zum Volk die Sprache redete, welche es versteht und liebt, ich bin dieser Mann gewesen. Freiheit und Vaterland, wird man sagen, hätten Deine Refrains nicht

gebraucht! Freiheit und Vaterland sind nicht so vornehme Damen, wie man vorgiebt, sie verschmähen keine Beihülfe dessen, was populär ist. Es giebt für eine Nation Augenblicke, wo die beste Musik die des Tambours ist, der zum Angriff trommelt."

„Man hat mir vorgeworfen, die Chanson entartet zu haben, weil ich ihr einen höheren Ton gegeben als die **Collé, Panard, Désaugiers.** Da bemerke ich erstens: die Chanson ist ganz eine Sprache, und kann wie diese den verschiedensten Ton annehmen. Ferner hat das Volk seit 1789 Theil genommen an den Angelegenheiten des Landes, seine Empfindungen und patriotischen Ideen haben sich sehr erweitert. Die Chanson, welche man sonst als „Ausdruck populärer Empfindungen" definirte, mußte sich also auch erheben — Wein und Liebe waren nicht mehr genügende Rahmen für ein Volk, das an den Ideen der Revolution erhoben war, und mit betrognen Ehemännern, gierigen Sachwaltern und Charons Barke konnte man nicht mehr die Ehre haben, von unsern Handwerkern und Soldaten im Wirthshause gesungen zu werden. Noch mehr: es bedurfte neuen Ausdrucks der Volksgefühle, um in den Salon zu kommen und dort zu erobern für solche Gefühle. Da mußte wohl Stil und Poesie der Chanson vervollkommnet werden." — „Unsre jungen und großen Poeten, ich wag es zu sagen, hätten auch zu ihrem Vortheile manchmal herabsteigen können von den Höhen unsers alten Pindus, der ein wenig aristokratischer ist, als dem Genius unsrer guten französischen Sprache angemessen sein mag. — Lafontaine hat das ziemlich gut verstanden."

Nun spricht er mit großem Preis von den Massen, „erfindet für die, welche nicht lesen können, schreibt für die, welche lesen können! — Wenn es noch Poesie in der Welt giebt, so ist sie bei ihnen. Was in Kunst und Wissenschaft sich auszeichnet, stammt fast immer von ihnen. Wir sind wie Emporkömmlinge, die bestrebt sind, ihren Ursprung zu verstecken, oder wenn wir einmal Familien-Portraits zulassen, so müssen's Karrikaturen sein! Eine schöne Art, sich zu adeln! Die Chinesen sind gescheidter: sie adeln ihre Vorfahren."

„Wenn er sich frei machte von der monarchischen Nachahmung, wer kannte dann das Volk besser als Napoleon? Wer war größerer

moderner Poet als er? Er wollte in den Gratis-Vorstellungen des Theaters dem Volke unsre klassischen Meisterwerke vorgeführt sehn, Corneille und Moliere wurden da gegeben, und man hat bemerkt, daß sie nie mit besserem Takte applaudirt worden sind."

„Die Griechen und die Römer sollen nicht Modelle sein, sondern nur Leuchten; die bewundernswürdigen Partien Chateaubriands haben mich den Batteux und La Harpe entrissen, ein Dienst, den ich nie vergessen habe."

Endlich schließt Beranger mit der Versicherung, daß er, wenn auch noch Chansons machend, keine mehr veröffentlichen werde; er wolle als eine Art Memoiren einen historischen Dictionnaire schreiben. — „Am Ende überlebt mich der! Es wäre doch spaßhaft, wenn die Nachwelt sagte: der gescheidte, der ernste Beranger! Warum nicht?"

Aus alle dem ergeben sich ästhetische Irrthümer, und mehrere Punkte, wo man fragen muß: ist er doch kokett? dieser sonst einzige, liebenswürdige Demokrat? dieser Demokrat vom Scheitel bis zur Zehe, dem wir mit unsern aristokratischen Angewöhnungen so leicht Unrecht thun können? Aber die ästhetischen Irrthümer sind so französisch, die demokratische, liebenswürdige Koketterie ist so französisch. Alles zusammen ist so eigen persönlich und doch so urfranzösisch, daß uns eine Pietät zurückhalten muß, über etwas abzuurtheilen, wofür wir doch nie den vollen Zugang haben können als Nichtfranzosen. Und ist das erst in uns abgemacht, so drängt sich ungetrübt der Grundeindruck hervor: um einen so anmuthigen, talentstarken, braven Poeten ist jedes Land zu beneiden, und die Franzosen haben Recht, auf keinen ihrer modernen Dichter so stolz zu sein, wie auf Beranger.

Leipzig, im Frühjahre 1840.

Heinrich Laube.

IV.

Bela.

Aus den Papieren eines russischen Offiziers über den Kaukasus.

(Aus dem Russischen des Michael Lermontoff.)

An

N. Melgunoff.

Ich widme Ihnen, hochverehrter Freund, die deutsche Uebersetzung einer russischen Novelle, welche Sie zuerst mir zu diesem Zweck empfahlen. Die Erzählung Lermontoff's gehört unstreitig zu den trefflichsten, deren sich diese Gattung rühmen kann; in Schilderung des Persönlichen darf sie wohl an den großen spanischen Dichter, in Darstellung der Gegenden an den anerkannten Meister, den wir hiefür in dem Fürsten von Pückler-Muskau besitzen, vortheilhaft erinnern. Schenken deutsche Leser mir für diese Uebertragung, wie ich hoffe, einigen Dank, so sei er gleich im voraus hier mit Ihnen und mit dem jungen russischen Freunde getheilt, dessen günstige Aushülfe mir hiebei, in Betracht des eigenthümlichen Stoffes, so erwünscht als förderlich war!

Kissingen, den 9. Juli 1840.

Varnhagen von Ense.

Ich reiste mit Postfuhrwerk von Tiflis ab. Die ganze Ladung meines auf jeder Station zu wechselnden Karrens bestand in einem nicht gar großen Mantelsack, der zur Hälfte mit Reisebemerkungen über Grusien vollgestopft war. Ein großer Theil davon, zum Glück für euch, ging verloren, doch der Mantelsack selbst mit den übrigen Sachen, zum Glück für mich, blieb wohlerhalten.

Schon begann die Sonne hinter den schneeigen Bergesrücken zu entweichen, als ich in das Kaischaurskische Thal hineinfuhr. Mein

Fuhrmann, ein Ossetin, trieb unermüdlich die Pferde an, um noch zur Nacht auf den Koischaurskischen Berg hinaufzugelangen, und sang aus voller Kehle dazu. Eine herrliche Gegend dieses Thal! Von allen Seiten unersteigliche Bergwände, röthliche Felsen, mit grünen Ranken umhangen, und mit Gruppen von Platanen gekrönt, gelbliche Risse vom Regen ausgewaschen, und dann hoch oben die goldne Franze von Schnee, unterwärts aber der Aragwa, der mit einem andern, namenlosen Waldstrome vereint schäumend aus schwarzer, nebelvoller Felskluft hervorstürzt, sich als silberner Faden dahinzieht, und schimmert wie eine Schlange in ihren Schuppenwindungen.

Als wir zum Fuße des Koischaurskischen Berges hinunter gekommen waren, hielten wir bei der Duchana an. Hier waren lärmend ein Stücker zwanzig Grusinier und Gorzen versammelt, in der Nähe hatte eine Karawane von Kameelen zum Nachtlager Halt gemacht. Ich mußte Ochsen miethen, um meinen Karren diesen verwünschten Berg hinauf zu schleppen, weil es schon Herbst war und Glatteis den Weg erschwerte, der ungefähr zwei Werste lang ist.

Es war nichts anders zu thun, ich miethete sechs Ochsen und einige Ossetinen. Einer von diesen warf meinen Mantelsack sich auf die Schultern, die andern waren bemüht den Ochsen nachzuhelfen, doch fast nur mit Schreien.

Hinter meinem Karren folgte ein andrer von nur vier Ochsen fortgezogen, als wenn dabei weiter nichts wäre, und doch war er bis hoch hinauf beladen. Dieser Umstand setzte mich in Verwunderung. Der Herr der Fuhre kam hinterdrein, sein kleines kabardinisches mit Silber beschlagenes Pfeifchen rauchend. Er war mit einem Offizier-Ueberrock ohne Epauletten und mit einer tscherkessischen Pelzmütze bekleidet. Er schien etwa vierzig Jahr alt, nicht älter; seine schwarzbraune Gesichtsfarbe zeigte, daß er längst mit der Sonne jenseits des Kaukasus bekannt sein müsse, und sein vorzeitig ergrauter Schnurrbart entsprach nicht seinem festen Gange und rüstigen Aussehen. Ich trat zu ihm und machte ihm eine Verbeugung; er erwiederte sie schweigend und blies einen ungeheuren Tabaksqualm aus dem Munde.

„Wir sind Reisegefährten, wie es scheint?“

Er schwieg ferner, aber verbeugte sich bejahend.

„Sie gehen gewiß nach Stawropol?“

— Allerdings ... mit Sachen, die der Krone gehören.

„Sagen Sie mir doch, ich bitte, wie so Ihren schweren Wagen vier Ochsen gleichsam spielend fortbewegen, aber meinen leeren sechse kaum weiterbringen, noch dazu mit Beihülfe dieser Ossetinen?“

Er lächelte listig, und blickte mich bedeutend an. — Sie sind gewiß noch nicht lange auf dem Kaukasus?

„Ein Jahr etwa,“ erwiederte ich.

Er lächelte abermals.

„Aber was denn?“

— Nun, diese Asiaten sind abscheuliche Bestien! Sie glauben wohl, daß die Kerle durch ihr Schreien helfen? Kein Teufel weiß, was sie schreien! Aber die Ochsen, die verstehen es; spannen Sie ihrer bis zu zwanzig an, so lange die Kerle nur so auf ihre Art schreien, rühren sich die Ochsen kaum von der Stelle ... Schreckliche Spitzbuben! Aber was soll man mit ihnen anfangen? Sie beeifern sich den Reisenden Geld abzupressen ... Man hat sie verwöhnt, die Schelme: und Sie werden sehen, sie fordern Ihnen noch ein Trinkgeld ab. Ich aber kenne sie schon, mich werden sie nicht anführen.

„Sie dienen also schon lange hier?“

— O ja, schon bei Alexei Petrowitsch (Jermoloff's) Zeiten diente ich hier, antwortete er mit stolzem Wohlgefallen. Als er auf die Linie hieherkam, war ich Unterlieutenant — setzte er hinzu — und unter ihm bin ich zwei Stufen aufgestiegen für Auszeichnung in Gefechten gegen die Gorzen.

„Und jetzt sind Sie?“ ..

— Jetzt 'gehör' ich zum dritten Bataillon der Linie. Und Sie, wenn ich fragen darf?

Ich sagte es ihm.

Hiemit endete das Gespräch, und wir gingen schweigend neben einander her. Auf der Höhe des Berges fanden wir Schnee. Die Sonne ging unter, und die Nacht folgte auf den Tag plötzlich, ohne Uebergang, wie dies im Süden gewöhnlich ist; doch konnten wir mit

Hülfe des Schneeschimmers leicht den Weg unterscheiden, der noch immer bergauf ging, wiewohl schon weniger steil. Ich befahl meinen Mantelsack auf den Karren zu legen, statt der Ochsen wieder Pferde vorzuspannen, und blickte noch zum letztenmal auf das Thal hinab, — aber ein dicker Nebel, der wallend aus der Felskluft hervorströmte, bedeckte dasselbe völlig, und kein einziger Schall mehr von dort erreichte unser Ohr. Die Ossetinen traten lärmend zu mir heran und forderten ein Trinkgeld; doch der Stabskapitain schrie sie so drohend an, daß sie augenblicklich das Weite suchten. — „Seht mir doch dieses Volk, sagte er, „nicht einmal Brot können sie auf Russisch nennen," aber: „Offizier, gieb Trinkgeld!" das wissen sie auswendig. Sogar die Tataren sind mir lieber: die sind wenigstens keine Säufer ..."

Bis zur Station war noch ungefähr eine Werste zurückzulegen. Rings war alles still, so daß man den Flug einer Mücke verfolgen konnte, so genau hörte man ihr Summen. Links öffnete sich eine tiefe Felsenspalte, hinter ihr und vor uns zeichneten sich an dem blassen Horizont, der noch den letzten Abglanz der Abendröthe bewahrte, die dunkelblauen Gipfel des Berges ab, runzligt eingeschnitten, bedeckt mit Schichten Schnee's. Am dunkeln Himmel begannen die Sterne hervorzuschimmern, und seltsam, sie däuchten mir weit höher zu sein, als bei uns im Norden. Auf beiden Seiten des Weges starrten kahle, schwarze Gesteine; hie und da blickten aus dem Schnee Gesträuche heraus, aber auch nicht Ein trocknes Blättchen rührte sich, und inmitten dieses Todesschlafes der Natur war es erquickend, das Schnauben eines fernen Postgespanns und das ungleiche Geklimper des russischen Glöckchens zu vernehmen.

„Morgen wird herrliches Wetter sein," sagte ich. Der Stabskapitain erwiederte kein Wort, und zeigte mit dem Finger auf den hohen Berg, der sich gerade vor uns erhob.

„Was denn?" fragte ich.

— Das ist der Gudberg.

„Was ist mit dem?"

— Sehen Sie nur, wie er raucht.

Und in der That, der Gudberg rauchte; auf seinen Abhängen krochen leichte Wolkenströme, auf dem Gipfel aber lag eine schwarze

Wolke, so schwarz, daß sie auf dem finstern Himmel sich als ein Flecken zeigte.

Schon unterschieden wir den Posthof, die Dächer der ihn umringenden Hütten, und vor ihnen schimmerten uns freundliche Feuerchen entgegen, als ein feuchter, kalter Wind sich erhob, die Felskluft zu heulen anfing, und ein feiner Regen niederging. Kaum hatte ich die Burka um die Schultern geworfen, so stürzten auch schon dichte Schneeflocken herab. Ich blickte mit Ehrfurcht auf den Stabskapitain ....

— Wir müssen hier über Nacht bleiben, sagte er mit Verdruß: bei solchem Schneegestöber kann man nicht durch's Gebirge. Was? Gab es Schneefälle auf dem Kreuzberge? fragte er den Fuhrmann.

— „Es gab keine, Herr," antwortete der Osset in: „aber es hängt viel, viel."

In Ermanglung eines Zimmers für die Reisenden auf dem Posthofe, wies man uns das Nachtlager in der räucherigen Hütte an. Ich lud meinen Reisegefährten ein, mit mir ein Glas Thee zu trinken, denn ich führte einen gußeisernen Theekessel bei mir — meinen einzigen Trost auf den Reisen im Kaukasus.

Die Hütte war auf der einen Seite an den Felsen angeklebt; drei schlüpfrige, feuchte Stufen führten zur Thüre hinauf. Tappend ging ich hinein, und stieß mich an eine Kuh, — der Viehstall ist bei diesen Leuten gleichsam das Bedientenzimmer. Ich wußte nicht, wohin mich wenden: hier blöken Schafe, dort knurrt ein Hund. Zum Glück schimmerte seitwärts ein trübes Licht, und half mir eine andre thürähnliche Oeffnung finden. Da enthüllte sich ein Bild, das merkwürdig genug anzusehen war: die weite Hütte, deren Dach sich auf zwei rauchgeschwärzte Pfähle stützte, war voller Leute. In der Mitte, auf dem Erdboden, prasselte ein kleines Feuer, dessen Rauch, durch die Gewalt des Windes von der Oeffnung des Daches zurückgestoßen, rings alles dicht umhüllte, so dicht, daß ich lange nicht aus den Augen sehen konnte; beim Feuer saßen zwei alte Frauen, eine Menge Kinder, und ein hagrer Grusinier, alle in Lumpen. Es war nichts anders übrig, als uns auch beim Feuer niederzulassen, wir zündeten unsre Pfeifen an, und bald begann der Theekessel sein angenehmes Brausen.

„Ein jämmerliches Volk!" sagte ich zu dem Stabskapitain, indem ich auf unsre schmutzigen Wirthsleute hindeutete, welche schweigend uns anstarrten.

— Ein erzdummes Volk, erwiederte er. Glauben Sie nur, nichts in der Welt verstehen sie, keiner Art von Ausbildung sind sie fähig! Da lob' ich mir noch unsre Kabardinzer oder Tschetschenzen, zwar räuberische, armselige Leute, aber dabei rechte Tollköpfe. Doch diese hier haben nicht einmal zu den Waffen Lust: bei keinem einzigen findet man einen guten Dolch. Nun gar erst die Ossetinen!

„Sie waren wohl lange in Tschetschen?"

— O ja, ich stand ein zehn Jahre dort in der Festung mit einer Compagnie, beim Steinernen Furt, wissen Sie den?

„Ich hörte davon."

— Ich muß sagen, Freund, diese Händelmacher wurden uns sehr beschwerlich; jetzt, Gott sei Dank, ist es ruhiger, aber früher durfte man sich nur hundert Schritt vom Wall entfernen, und schon saß irgendwo ein wilder Teufel auf der Lauer: war man einen Augenblick achtlos, gleich hatte man entweder die Schlinge um den Hals, oder die Kugel im Genick. Aber wackre Burschen sind's! ....

„Gewiß gab es viele merkwürdige Abentheuer zu bestehen?" sagte ich, angespornt von Neugier.

— Wie sollt' es nicht! Es gab deren ...

Hierauf begann er seinen linken Schnurrbart zu streichen, hing den Kopf und wurde nachdenklich. Ich hatte das größte Verlangen, irgend ein Geschichtchen aus ihm herauszuziehen, — ein Wunsch, der allen Reisenden und Reiseberichtern eigen ist. Unterdessen war der Thee fertig geworden, ich nahm aus dem Mantelsack zwei Reisebecher, schenkte ein, und stellte den einen vor ihn hin. Er schlürfte ein wenig ab, und sagte gleichsam für sich: „Ja, es gab deren!" Dieser Ausruf gab mir große Hoffnungen. Ich weiß, die alten Kaukasusleute lieben etwas zu schwatzen, zu erzählen; es kommt ihnen dazu die Gelegenheit so selten; mancher steht ein Jahrer fünf irgendwo in einem einsamen Winkel mit der Compagnie, und die ganzen fünf Jahre hindurch sagt niemand zu ihm schlechtweg: Guten Morgen! (denn der Feldwebel spricht ausdrucksvoller:

Schönen guten Morgen wünsch' ich!) Aber an Stoff kann es nicht fehlen: ringsumher ein wildes, merkwürdiges Volk, jeden Tag Gefahr, häufig wunderbare Vorfälle, nothwendig muß man da bedauern, daß bei uns so wenig aufgeschrieben wird.

„Wollen Sie nicht etwas Rum hinzuthun?" sagte ich zu meinem Gefährten: „ich habe weißen aus Tiflis bei mir; jetzt ist es kalt."

— Nein, ich danke bestens, ich trinke keinen.

„Wie kommt das?"

— Das kommt so. Ich hab' es mir angelobt. Als ich noch Unterlieutenant war, einmal, wissen Sie, zechten wir ein wenig zusammen, und in der Nacht entstand Allarm; wir eilten vor die Front, noch etwas fröhlich vom Trinken. Aber es kam uns auch heim, als Alexei Petrowitsch es erfuhr: Gott bewahre! wie erzürnte er sich! er war nahe daran, Kriegsrecht über uns halten zu lassen. Es ist auch wahr, manchmal lebt man ein ganzes Jahr ohne jemand zu sehen, kommt nun noch der Branntwein — so ist man ein verlorener Mensch.

Als ich das von ihm hörte, verlor ich fast alle Hoffnung.

— Zum Beispiel die Tscherkessen, fuhr er fort, so wie sie anfangen sich in ihrer Busa gütlich zu thun, bei Hochzeiten oder Begräbnissen, so kommt es auch bald zum Einhauen. Ich habe einmal den Kopf kaum davongebracht, und war doch bei einem friedlichen Fürsten zu Gast.

„Wie ereignete sich das?"

— Nun, (er stopfte sich die Pfeife zurecht, zog einen langen Zug in sich hinein, und begann zu erzählen), nun sehen Sie, ich stand da in der Festung jenseits des Terek mit der Compagnie — es ist bald fünf Jahr. Einmal, im Herbste, kam ein Transport mit Lebensmitteln; bei dem Transport war ein Offizier, ein junger Mensch von ungefähr fünfundzwanzig Jahren. Er erschien bei mir in voller Uniform, und meldete mir, daß ihm befohlen sei, bei mir in der Festung zu bleiben. Er war so dünn, so bläßlich, die Montirung stand ihm so neu, daß ich gleich vermuthete, er sei erst unlängst bei uns auf dem Kaukasus. „Sie sind gewiß," fragte ich ihn, „hieher aus Rußland herüberversetzt?" — „Ja, Herr Stabskapitain," antwortete er. — Ich nahm ihn bei der Hand und sagte: „Sehr erfreut, sehr erfreut. Es wird Ihnen etwas langweilig

sein, indeß wollen wir zusammen ganz freundschaftlich leben. Nennen Sie mich also gefälligst nur schlechtweg Maxim Maximitsch, und — ich bitte — wozu diese volle Uniform? Kommen Sie zu mir nur immer in der Mütze." Man wies ihm sein Quartier an, und er blieb seitdem in der Festung.

„Wie hieß er?" fragte ich den Maxim Maximitsch.

— Er hieß ... Doch was soll Ihnen sein Namen? Nennen wir ihn einstweilen Grigorii Alexandrowitsch Petschórin. Er war ein herrlicher Junge, kann ich Sie versichern; nur etwas sonderbar. Zum Beispiel, im Regen, in der Kälte, den ganzen Tag auf der Jagd, Alle frieren sehr, ermüden, — doch er keineswegs. Dagegen ein andermal sitzt er in seinem Zimmer; ein Lüftchen weht, er versichert, daß er sich erkältet habe; der Fensterladen stößt an, er erschrickt und erblaßt: dann wieder sah ich ihn ganz allein auf ein Wildschwein losgehen. Zu Zeiten konnte man stundenlang kein einziges Wort aus ihm herausbringen, dafür wieder konnte er bisweilen so erzählen, daß einem vor Lachen der Bauch weh that. Ja, er hatte große Sonderbarkeiten, und muß reich gewesen sein, was für kostbare Seltenheiten er nur besaß! ...

„Blieb er lange mit Ihnen zusammen?" fragte ich wieder.

— Ja, wohl ein Jahr. Noch ist mir dieses Jahr in gutem Gedächtniß; er machte mir Sorgen und Verdruß, aber daran will ich jetzt nicht denken! Wahrlich, manchen Menschen ist es von der Geburt her vorbestimmt, daß sich mit ihnen mancherlei ungewöhnliche Dinge ereignen müssen.

„Ungewöhnliche?" rief ich mit neugierigem Eifer, indem ich ihm Thee einschenkte.

— Ich werd' es Ihnen erzählen. Ungefähr sechs Werst von der Festung wohnte ein friedlicher Fürst. Sein Söhnchen, ein Junge von etwa fünfzehn Jahren, hatte sich angewöhnt uns zu besuchen. Jeden Tag pflegte er zu kommen, bald wegen diesen, bald wegen jenen, und ich und Grigorii Alexandrowitsch verzogen ihn ganz. Aber auch was für ein flinker Junge war es, geschickt zu allem was man nur wollte! In vollem Galopp nahm er die Mütze vom Boden auf, schoß er aus der Flinte. Eines war in ihm nicht hübsch: er war schrecklich auf's

Geld erpicht. Einmal, zum Scherz, versprach Grigorii Alexandrowitsch ihm einen Dukaten zu geben, wenn er ihm den besten Bock aus des Vaters Heerde wegstöhle; und was denken Sie? in der folgenden Nacht schleppte er ihn am Horn herbei. Geschah es aber bisweilen, daß uns einfiel ihn zu necken, unterliefen ihm die Augen mit Blut, und gleich griff er zum Dolche. Ei, Asamat, du wirst den Kopf nicht davonbringen, sagte ich zu ihm, dein toller Sinn wird dein Verderben!

— Einst kam der alte Fürst selber, uns zu einer Hochzeit einzuladen: er verheirathete seine älteste Tochter, und wir waren gastbefreundet. Sie wissen, man kann dergleichen nicht wohl ablehnen, wiewohl er nur ein Tatar war! Wir verfügten uns hin. Im Aul stürzten uns eine Menge Hunde mit lautem Gebell entgegen. Die Weiber, sobald sie uns sahen, versteckten sich; diejenigen, deren Gesicht wir sehen konnten, waren bei weitem keine Schönheiten. „Ich hatte eine viel bessere Meinung von den Tscherkessinnen," sagte mir Grigorii Alexandrowitsch. — Nur noch etwas Geduld — antwortete ich lächelnd; und dachte das Meinige dabei.

— Bei dem Fürsten, in der Hütte, war schon viel Volks versammelt. Bei den Asiaten, wissen Sie, ist es Gebrauch, alle Begegnenden und Vorübergehenden zur Hochzeit einzuladen. Uns nahmen sie mit allen Ehrenbezeigungen auf, und führten uns in das Gastzimmer. Ich vergaß jedoch nicht, im Stillen mir zu merken, wo sie unsre Pferde unterbrachten; wissen Sie, für unvorhergesehenes Ereigniß.

„Wie ist bei ihnen die Hochzeitsfeier?" fragte ich den Stabskapitain.

— Wie gewöhnlich. Zuerst liest ihnen der Mulla aus dem Koran etwas vor, dann beschenken sie das junge Paar und alle seine Anverwandten, sie essen, trinken Busa, darauf beginnt die Dshigitoffka, und immer ist irgend ein abgerissener, schmieriger Kerl auf einem häßlichen, lahmen Pferde dabei, der durch seine Verdrehungen und Späße die ehrenwerthe Gesellschaft zu lachen macht; alsdann, wenn es dunkel wird, beginnt, nach unsrer Art zu reden, der Ball. Ein alter Bettelmann klimpert auf einem dreisaitigen Instrument ... ich habe vergessen wie es bei ihnen heißt ... nun, in der Art wie unsre Balaleika. Die Mädchen

und jungen Bursche stellen sich in zwei Reihen einander gegenüber, klatschen mit den Händen und singen. Ein Mädchen und ein Jüngling treten dann hervor in die Mitte, und beginnen wechselsweise Verse gegen einander singend herzusagen, was ihnen einfällt, und die Uebrigen stimmen als Chor ein. Ich und Petschórin saßen auf dem Ehrenplatze, und eh wir's uns versahen, trat die jüngere Tochter des Wirthes vor jenen hin, ein Mädchen von ungefähr sechzehn Jahren, und sang ihm... wie soll ich es nennen? ... eine Art von Kompliment zu.

„Aber was sie eigentlich sang, erinnern Sie sich dessen nicht?"

— Doch, mich dünkt, ungefähr so: „Schön, man kann es wohl sagen, sind unsre jungen Dshigit-Tänzer, und ihre Kaftane sind reich mit Silber besetzt, aber der junge russische Offizier ist schöner als jene, und seine Tressen sind von Gold. Er ragt zwischen ihnen, wie eine Pappel hervor; doch in unsrem Garten ist ihm nicht beschieden zu wachsen, zu blühen." Petschórin stand auf, verbeugte sich gegen sie, indem er die Hand an Stirn und Brust legte, und bat mich, ihr zu antworten; ich weiß ihre Sprache ganz gut, und übersetzte seine Antwort.

— Als sie von uns sich wieder entfernt hatte, flüsterte ich dem Grigorii Alexandrowitsch zu: „Nun, was sagen Sie? wie ist diese?"— „Reizend!" rief er aus. Wie aber heißt sie? — „Sie heißt Bela," erwiederte ich.

— Und gewiß, sie war schön! hochgewachsen, dünn, schwarze Augen wie bei einer Berggemse, so blickten sie einem auch in die Seele hinein. Petschórin, ganz versunken, wandte die Augen nicht von ihr ab, und sie blickte öfters verstohlen unter den dunklen Brauen nach ihm hin. Nur hatte nicht Petschórin allein seine Freude die liebliche Fürstin anzusehen: aus der Ecke des Gemachs blickten auf sie zwei andre Augen, unbeweglich, gluthvoll. Ich sah scharf hin, und erkannte meinen alten Bekannten Kasbitsch. Er war, wissen Sie, weder so, daß er für friedlich gelten konnte, noch so, daß er erklärt unfriedlich gewesen wäre. Mancher Verdacht fiel auf ihn, wiewohl man keinerlei Unfug ihm bestimmt nachweisen konnte. Es geschah öfters, daß er zu uns in die Festung mit Schafen kam, und sie wohlfeil zum Verkauf anbot, nur wollte er niemals dingen, was er zuerst forderte, das mußte man geben,

— er hätte sich eher den Hals abschneiden lassen, als einen geringeren Preis genommen. Man sagte ihm nach, er liebe, sich jenseits des Kubans mit den Abreken herumzutreiben, und, die Wahrheit zu sagen, sein Ansehn war ganz das eines Räubers: etwas klein, trocken, breitschulterig ... Aber wie war er gewandt! o gewandt war er wie der Teufel. Sein tatarischer Rock, Beschmet genannt, war immer zerrissen, mit Flicken bedeckt, aber sein Gewehr mit Silber ausgelegt. Und sein Pferd, das war berühmt in der ganzen Kabarda, — und gewiß, ein bessres Pferd als dieses war gar nicht denkbar. Nicht umsonst beneideten ihn alle Raubreiter, und mehr als Einmal versuchten sie es ihm zu stehlen, nur glückte es nicht. Als wenn es jetzt wäre, seh' ich dieses Pferd vor mir: schwarz wie Pech, die Füße — schlank und fest, und die Augen nicht schlechter als die der Bela; und welche Kraft! Wohl funfzig Werste legt' es in vollem Laufe zurück; und zugeritten! — wie ein Hund lief es seinem Herrn nach, sogar die Stimme desselben kannte es! Es geschah öfters, daß er es gar nicht einmal anband. Wahrhaftig, ein rechtes Räuberpferd! ...

— An diesem Abend war Kasbitsch finstrer, als sonst, und ich bemerkte, daß er unter dem Beschmet ein Panzerhemd anhatte. „Nicht umsonst hat er dies Panzerhemd an," dacht' ich: „er hat gewiß irgend was im Sinn."

— Es war schwül in der Hütte, und ich trat hinaus, mich an der Luft zu erfrischen. Nacht lag schon auf den Bergen, und Nebel strich an den Felsklüften hin.

— Ich ließ mir einfallen, mich unter das Wetterdach zu begeben, wo unsre Pferde standen, nachzusehen ob sie Futter hätten, und überdies kann Vorsicht nie schaden: ich hatte ein herrliches Pferd mit, und schon mehr als Ein Kabardinzer hatte es wohlgefällig in's Auge gefaßt, und dabei ausgerufen: J a k s c h i t c h e, t s c h e k j a k s c h i!

— Ich ducke mich längs des Plankenzaunes hin, und plötzlich hör' ich Stimmen; die eine Stimme kannte ich sogleich: das war der Taugenichts Asamat, der Sohn unsres Wirthes; die andere sprach seltner und leiser. „Wovon schwatzen die wohl?" dacht' ich: „doch wohl nicht gar von meinem Pferde?" Da kauerte ich mich bei dem Zaune nieder und

fing an zu horchen, bemüht, daß kein einziges Wort mir entginge. Doch der Lärm der Gesänge und das Gewirr der Stimmen, die aus der Hütte herausschallten, verschlangen bisweilen das für mich so wichtige Gespräch.

— „Du hast ein herrliches Pferd!" sagte Asamat: „wäre ich Herr im Hause und hätte eine Heerde von dreihundert Stuten, so gäbe ich wohl die Hälfte davon für deinen Renner, Kasbitsch!"

— „Aha, Kasbitsch!" dacht' ich, und erinnerte mich des Panzerhembes.

— Ja, antwortete Kasbitsch nach einigem Schweigen: in der ganzen Kabarda findet man kein solches. Einsmals, — das war jenseits des Terek — zog ich mit den Abreken aus, russische Pferdeheerden wegzunehmen; es mißglückte, und wir wurden versprengt, der eine dahin, der andere dorthin. Hinter mir her waren vier Kosaken; schon hörte ich im Rücken das Geschrei der Gauren, und vor mir war ein dichter Wald. Ich duckte mich in den Sattel, übergab mich dem Allah, und zum erstenmal im Leben beleidigte ich das Pferd durch einen Schlag der Peitsche. Wie ein Vogel sprang es zwischen den Zweigen hin; scharfe Dornen zerrissen meine Kleidung, dürre Aeste von Zwergrüstern schlugen mich in's Gesicht. Mein Pferd sprang über die Baumstumpfen, riß mit der Brust das Gesträuch auseinander. Ich hätte besser gethan, das Pferd im Buschwerk laufen zu lassen, mich selbst aber zu Fuß im Walde zu verstecken, aber ich konnte mich von ihm nicht trennen, und der Prophet belohnte mich. Einige Kugeln sausten über meinem Kopfe hin; ich hörte schon die heißverfolgenden Kosaken dicht hinter mir ... Plötzlich gähnt vor mir ein tiefer Abgrund; mein Renner stutzte — und sprang. Seine Hinterhufe glitten von dem gegenüberstehenden Rande ab, und er hing an den Vorderfüßen; ich warf die Zügel weg, und flog in die Schlucht hinab; hiedurch wurde mein Pferd gerettet: es sprang hinauf. Die Kosaken sahen alles mit an, doch keiner von ihnen ließ sich hinab, mich zu suchen: sie dachten wohl, ich müsse den Hals gebrochen haben, und ich hörte, wie sie sich anstrengten mein Pferd aufzufangen. Das Blut stockte mir im Herzen, ich kroch im tiefen Grase längs der Schlucht hervor, — ich sehe: der Wald war zu Ende, einige Kosaken ritten aus

ihm in das freie Feld heraus, und siehe! mein Karagös sprengt grad' auf sie los; Alle warfen sich mit Geschrei hinter ihm her; lange, lange verfolgten sie ihn, besonders Einer war zweimal nahe daran, ihm die Schlinge über den Hals zu werfen; ich erbebte, senkte die Augen, und fing an zu beten. Nach einigen Augenblicken erheb' ich sie wieder — und sehe: mein Karagös, hoch den Schweif tragend, fliegt gleich dem Winde daher, und die Gauren ziehen sich einer hinter dem andern auf den ermüdeten Pferden fern zur Steppe hin. Beim Allah! Dies ist Wahrheit, genaue Wahrheit! Bis zur späten Nacht saß ich in meiner Schlucht. Plötzlich, was denkst du wohl Asamat? in der Dunkelheit hör' ich, daß am Rande ein Pferd läuft, schnaubt, wiehert, und mit den Füßen auf die Erde stampft; ich erkannte die Stimme meines Karagös: das war wirklich er, mein Gefährte! ... Von dieser Zeit an blieben wir unzertrennlich.

Und man konnte hören, wie er mit der Hand den glatten Hals seines Renners klatschte, indem er ihm verschiedene zärtliche Namen gab.

— „Hätte ich eine Heerde von tausend Stuten," sagte Asamat, „wahrlich wohl die ganze gäbe für deinen Karagös ich hin!"

— „Jok, ich gäb' ihn dafür nicht," antwortete Kasbitsch gleichgültig.

— „Höre, Kasbitsch," sagte schmeichelnd Asamat, „du bist ein guter Kerl, du bist ein wackrer Dshigit, mein Vater aber fürchtet die Russen, und läßt mich nicht in die Berge; gieb mir dein Pferd, und ich will alles thun, was du nur verlangst, ich will für dich meinem Vater seine beste gezogene Büchse, seine beste Schaschka wegstehlen — was du nur wünschest: seine Schaschka ist eine ächte Gurda: die Schneide, so wie du sie nur anlegst an die Hand, saugt sich von selbst in das Fleisch; und sein Panzerhemd ist wohl so gut wie deines, o gewiß."

— Kasbitsch antwortete nicht.

— „Das erstemal, als ich dein Pferd sah," fuhr Asamat fort: „als es unter dir sich im Kreise drehte und mit aufgeblasenen Nüstern dahin sprang, und unter seinen Hufen hervor die Steine in Funken stoben, da entstand in meiner Seele etwas Unbegreifliches, und von der Zeit wurde alles andre mir zuwider: auf die besten Renner meines Vaters

sah ich mit Verachtung, ich hätte mich geschämt mich auf ihnen zu zeigen, und Traurigkeit übernahm mich ganz; und harmvoll versaß ich auf einem Felsen ganze Tage, und in jedem Augenblick erschien mir in Gedanken dein schwarzes Roß mit seinem edlen Gang, mit seinem glatten, pfeilgraden Rücken; es blickte mir in die Augen mit seinen muntern Augen, als ob es sprechen wollte. Ich werde sterben, Kasbitsch, wenn du mir es nicht überlässest!" sagte Asamat mit bebender Stimme.

— Ich glaubte zu hören, daß er zu weinen anfing: dabei muß ich Ihnen sagen, daß Asamat ein erztrotziger Bursche war, dem nichts in der Welt Thränen abzubringen pflegte, sogar als er noch ganz jung war.

— Zur Antwort auf seine Thränen war nur eine Art spöttischen Lachens vernehmbar.

— „Höre!" rief mit fester Stimme Asamat: „Sieh, ich bin zu allem entschlossen. Willst du, soll ich für dich meine Schwester stehlen? Wie sie tanzt! wie sie singt! und sie nähet in Gold aus, wundervoll! Solch ein Mädchen hat wohl der türkische Padischa kaum ... Willst du? Erwarte mich morgen in der Nacht dort, in der Felskluft, wo der Bach fließt, ich werde mit ihr zum benachbarten Aul vorübergehen, — und sie ist dein. Nun, ist nicht Bela deinen Renner werth?"

— Lange, lange schwieg Kasbitsch; endlich, anstatt der Antwort, hob er mit halber Stimme ein altes Lied zu singen an:

Im Aule bei uns sind der Schönheiten viel,
Gleich Sternen erglänzen im Dunkel ihre Augen;
Sie zu lieben ist süß, ein beneidenswerth Loos!
Aber süßer doch bleibt die jugendliche Freiheit.
Gold wohl kaufet der Frauen vier,
Doch ein muthiges Pferd hat keinen Preis:
Fliegt in der Steppe so rasch wie der Wind,
Und in ihm ist kein Wechsel, in ihm ist kein Trug.

— Vergebens bat ihn Asamat wiederholentlich, den Vorschlag einzugehen, er weinte, und schmeichelte, und schwur; endlich unterbrach ihn Kasbitsch ungeduldig:

— „Geh fort, thörichter Junge! Wie kannst du denn mein Pferd reiten? Bei den ersten drei Schritten wirft es dich ab, und du zerschlägst dir das Genick auf den Steinen."

— „Ich!" schrie Asamat in Wuth, und das Eisen des Knabendolches klirrte auf dem Panzerhemde. Doch eine kräftige Hand warf ihn zurück, und er schlug sich an den geflochtenen Zaun so heftig, daß dieser wankte. „Das giebt einen schönen Spaß," dacht' ich, eilte zum Stall, zäumte unsre Pferde auf, und führte sie zu der Hinterthüre. Binnen zwei Minuten schon war in der Hütte ein schreckliches Getöse. Was dort vorfiel, ist kürzlich: Asamat, mit zerrissenem Beschmet dort hineinstürzend, rief, Kasbitsch wolle ihn ermorden. Alle sprangen auf, griffen zu den Waffen, und der Spaß ging an. Geschrei, Lärm, Schüsse; doch Kasbitsch war schon zu Pferde und brach wie ein Teufel durch die Menge in die Straße, indem er die Schaschka schwang. „Ein schlimmer Handel in fremder Schmauserei die Nachwehen der Trunkenheit," sagte ich zu Grigorii Alexandrowitsch, indem ich ihn bei der Hand ergriff: „thäten wir nicht am besten, uns eiligst davonzumachen?"

— „Aber warten Sie doch, wie es endigen wird."

— Es wird wahrscheinlich schlecht endigen: bei diesen Asiaten ist es immer so: sie betrinken sich in Busa, und die Balgerei geht los! Wir saßen auf und ritten spornstreichs nach Hause.

„Und wie ging's dem Kasbitsch?" fragte ich ungeduldig den Stabskapitain.

— Was kann diesem Volke geschehen! erwiederte er, indem er die Neige seines Thees austrank: er entkam ganz gut.

„Und nicht verwundet?" fragte ich.

— Das mag Gott wissen! Sie haben ein zähes Leben, diese Räuber! Ich sah deren zum Beispiel einen im Gefecht: von Bajonetten ganz wie ein Sieb durchlöchert, schwang er noch immer die Schaschka. — Der Stabskapitain fuhr nach einigem Schweigen fort, indem er mit dem Fuß auf den Boden stampfte:

— Niemals verzeih ich mir das Eine: der Teufel zupfte mich, daß ich, in der Festung angelangt, dem Grigorii Alexandrowitsch alles erzählte, was ich hinter dem Zaun sitzend erhorcht hatte; er lächelte, — so verschmitzt! — und dachte sich etwas aus.

„Was aber? Erzählen Sie weiter, o ich bitte!"

— Nun es bleibt wohl nichts anderes übrig! Ich habe angefangen zu erzählen, so muß ich auch fortfahren.

— Nach vier Tagen etwa kam Asamat in die Festung. Nach seiner Gewohnheit ging er zu Grigorii Alexandrowitsch, der ihn immer mit Näschereien fütterte. Ich war dort; das Gespräch kam auf Pferde, und Petschórin beginnt das Pferd des Kasbitsch herauszustreichen, wie es so muthig, so schön, ganz wie eine Gemse sei, — genug, seinen Worten nach war ein solches auf der ganzen Welt nicht mehr.

— Des kleinen Tataren Augen fingen an zu glänzen, doch Petschórin that, als bemerkte er es nicht; ich wende das Gespräch auf andres, aber er, sehen Sie, führt es immer sogleich auf das Pferd des Kasbitsch zurück. Diese Geschichte wiederholte sich jedesmal, so oft Asamat zu uns kam. Nach Verlauf von drei Wochen, konnte ich wahrnehmen, daß Asamat bleich wurde und abzehrte, wie es so, mein Herr, von der Liebe in den Romanen vorkommt. Welch Wunder!

— Nun sehen Sie, ich habe erst hinterher diese ganze Schelmerei erfahren: Grigorii Alexandrowitsch reizte ihn so weit auf, daß er sich fast in's Wasser gestürzt hätte: Nun, einmal auch sagte er ihm sogar: „Ich sehe, Asamat, daß dir dieses Pferd sehr gefällt: aber du wirst seiner so wenig als deines Nackens ansichtig werden! Doch sag einmal, was würdest du wohl dem geben, der es dir verschaffte? ..."

— „Alles was er verlangt," antwortete Asamat.

— „Unter solchen Umständen will ich dir es schaffen, mit der Bedingung nur ... Schwöre, daß du sie erfüllen wirst ..."

— „Ich schwöre ... Schwör' auch du."

— „Schön! Ich schwöre, das Pferd wird dein; nur bist du verpflichtet mir dafür deine Schwester Bela zu überliefern. Karagös wird ihre Morgengabe sein. Ich hoffe, der Handel ist für dich vortheilhaft."

— Asamat schwieg.

— „Du willst nicht? Nun, wie du willst! Ich dachte, du wärst schon ein ganzer Mann, aber du bist noch ein Jüngling: es ist noch zu früh für dich zu reiten ..."

— Asamat entbrannte. „Aber mein Vater?" sagte er.

— „Entfernt er sich denn etwa vom Hause niemals?"

— „Es ist auch wahr!“ ..

— „Richtig also?“ ..

— „Richtig,“ flüsterte Asamat, bleich wie der Tod. „Wann denn?“

— „Das erstemal, wenn Kasbitsch hierher kommt; er versprach, zehn Schafe herbeizutreiben; das Uebrige — ist meine Sache. Gib Acht, Asamat!“

— So brachten sie diese Sache denn vollends in Ordnung. — Die Wahrheit zu sagen, keine schöne Sache! Ich sagte das nachher auch dem Petschórin, allein er antwortete mir nur, die wilde Tscherkessin müsse glücklich sein, einen so freundlichen Mann zu haben wie er einer sei, denn nach ihrer Art sei er ganz wie ihr Mann; Kasbitsch aber sei ein Räuber, den man bestrafen müsse. Urtheilen Sie selbst, was konnt' ich darauf erwiedern? .. Aber damals wußt' ich noch nichts von jener Verabredung. Nun, sehen Sie, einmal kam Kasbitsch und fragte, ob man Schafe nöthig habe und Honig; ich bestellte ihn damit auf den nächstfolgenden Tag. „Asamat!“ sagte Grigorii Alexandrowitsch: „morgen ist Karagös in meinen Händen; wenn nun in dieser Nacht Bela nicht hier sein wird, so bekommst du das Pferd nie zu sehen“ . . .

— „Gut!“ versetzte Asamat, und sprengte zum Aul. Abends bewaffnete sich Grigorii Alexandrowitsch und ritt aus der Festung: wie sie diese Sache vollbracht haben, weiß ich nicht, — nur daß sie in der Nacht beide zurückkehrten, und daß die Schildwache sah, wie quer auf dem Sattel Asamat's ein Frauenzimmer lag, dessen Hände und Füße gebunden waren, der Kopf aber mit einem dichten Schleier umhüllt.

— „Nun, und das Pferd?“ fragte ich den Stabskapitain.

— Gleich, gleich. Am folgenden Tage kam Kasbitsch, und brachte zehn Schafe zum Verkauf. Nachdem er sein Pferd an den Zaun gebunden, trat er zu mir ein: ich bewirthete ihn mit Thee, weil wir, wiewohl er Räuber, doch in gastfreundlichem Verhältniß lebten.

— Wir plauderten von diesem, von jenem: plötzlich sehe ich daß Kasbitsch erschrickt und sein Gesicht die Farbe wechselt, — er eilt an's Fenster; aber das Fenster, unglücklicherweise, ging auf den Hinterhof. — „Was hast du?“ fragte ich.

— „Mein Pferd! ... Pferd!“ rief er, ganz zitternd.

— In der That, ich hörte Hufschlag: wahrscheinlich kam irgend ein Kosak angeritten …

— „Nein! Russischer Verrath, Verrath!" brüllte er, und stürzte über Hals und Kopf hinaus, wie ein wilder Panther. In zwei Sprüngen war er draußen; an dem Festungsthor vertrat ihm die Schildwache den Weg und hielt ihm das Gewehr vor: er sprang über das Gewehr hinweg, und rannte aus allen Kräften den Weg entlang … Fernhin wirbelte Staub auf — Asamat sprengte auf dem muthigen Karagös daher; im Laufe machte Kasbitsch sein Gewehr von dem Ueberzuge los und schoß, gleich darauf stand er unbeweglich, bis er sich überzeugt hatte, daß er fehlgeschossen; dann fing er an zu heulen, zerschlug das Gewehr auf den Steinen und weinte wie ein Knabe … Rings um ihn hatten sich Leute aus der Festung versammelt, — er achtete auf nichts; sie verweilten, schwatzten, und gingen zurück; ich befahl, das Geld für die Schafe neben ihn hinzulegen, — er rührte es nicht an; er lag mit dem Gesicht auf der Erde wie ein Todter. Glauben Sie's wohl? er lag so bis zur späten Nacht und die ganze Nacht! .. Erst am andern Morgen kam er wieder zur Festung und bat, daß man ihm den Entführer nennen möchte. Die Schildwache, welche gesehen hatte wie Asamat das Pferd losband und auf ihm davonsprengte, hielt nicht für nöthig dies zu verheimlichen. Bei diesem Namen erglänzten die Augen des Kasbitsch, und er wandte sich stracks nach dem Aul, wo der Vater Asamat's lebte.

„Wie erging's dem Vater?"

— Ja das gehörte auch zu der Schelmerei, daß Kasbitsch ihn nicht fand: er war irgendwohin auf ein Tager sechs ausgezogen, wie hätte auch sonst Asamat die Schwester entführen können?

— Als der Vater aber zurückkehrte, da war nicht Tochter noch Sohn mehr dort. Solcher Spitzbube: er hatte nämlich wohlbedacht, daß er seinen Kopf nicht davonbringen würde, wenn er sich ertappen ließe. So war er von der Zeit an nicht zu sehen; wahrscheinlich schlug er sich zu irgend einer Bande Abreken, oder hat seinen tollen Kopf jenseits des Terek oder Kuban niedergelegt: dahin ging auch sein Weg! …

— Ich gestehe, auch auf mein Theil kam hiebei viel Verdruß. So wie ich erfahren hatte, daß die Tscherkessin bei Grigorii Alexandro-

witsch sei, so legte ich meine Epauletten und den Degen an, und verfügte mich zu ihm.

— Er lag in dem ersten Zimmer auf dem Bette, die eine Hand unter dem Nacken, mit der andern die erloschene Pfeife haltend; die Thüre zum zweiten Zimmer war verschlossen, und der Schlüssel steckte nicht. Ich bemerkte das alles sogleich. Ich fing an zu husten, auf der Schwelle mit den Absätzen zu scharren, — doch er stellte sich, als ob er nicht hörte.

— „Herr Lieutenant!" sagte ich so streng als möglich. „Sehen Sie etwa nicht, daß ich hier bei Ihnen bin?"

— „Ach, guten Tag, Maxim Maximitsch! Wollen Sie nicht eine Pfeife?" — antwortete er, ohne sich zu erheben.

— „Entschuldigen Sie! Ich bin hier nicht Maxim Maximitsch: ich bin jetzt der Stabskapitain."

— „Gleichviel. Wollen Sie nicht Thee? Wenn Sie nur wüßten, was für Sorge mich quält!"

— „Ich weiß alles," antwortete ich, und trat zum Bette hin.

— „Desto besser: ich bin so nicht in der Stimmung zu erzählen."

— „Herr Lieutenant, Sie sind eines Vergehens schuldig, für das auch ich Rede zu stehen habe ..."

— „Ei was ist da mehr! Was schadet das? Zwischen uns ist ja längst alles zur Hälfte."

— „Was sind das für Scherzreden? Ich bitte mir Ihren Degen aus!"

— „Mitka, den Degen! ..."

— Mitka brachte den Degen. Nachdem ich so meine Pflicht erfüllt, setzte ich mich zu ihm auf's Bette, und sagte: „Ich bitte, Grigorii Alexandrowitsch, gestehe, daß das nicht schön ist."

— „Was ist nicht schön?"

— „Nun das, daß du Bela entführt hast ... Und diese Bestie von Asamat! — Nun, gesteh' es nur," sagte ich zu ihm.

— „Aber wenn sie mir nun gefällt? ..."

— Wohl, mein Herr, was wollen Sie, daß man darauf antworten soll? Ich war ganz verdutzt. Indeß, nach einigem Stillschweigen,

sagte ich ihm, wenn ihr Vater sie fordern werde, müsse man sie ihm nothwendig zurückgeben.

— „Das ist ganz und gar nicht nothwendig."

— „Wenn er jedoch erfährt, daß sie hier ist?"

— „Aber wie soll er das erfahren?"

— Ich war auf's neue verlegen. — „Hören Sie, Maxim Maximitsch!" sagte Petschórin sich aufrichtend: „Sie sind ein braver Mann, und meinen es gut, — allein wenn dieser Wilde die Tochter zurückbekommt, so wird er sie umbringen, oder verkaufen. Die Sache ist einmal geschehen; es ist nicht nöthig, sie noch muthwillig zu verschlimmern; lassen Sie sie mir, und ich lasse Ihnen meinen Degen ..."

— „Zeigen Sie sie mir aber doch!" — sagte ich.

— „Sie ist hinter dieser Thür; doch hab' ich selbst bisher vergebens sie zu sehen verlangt: sie sitzt im Winkel, eingehüllt in ihr Schleiertuch, sie spricht und sieht nicht: sie ist schüchtern wie eine wilde Gemse. Ich hab' unsre Marketenderin gedungen: sie kann Tatarisch, die wird ihrer warten, und sie an den Gedanken gewöhnen, daß sie mein ist, indem sie ja auch wirklich außer mir niemandem mehr gehören wird," — setzte er hinzu, auf den Tisch mit der Faust schlagend. — Ich konnte auch dagegen nichts einwenden. Was sollt' ich thun? Es giebt Leute, denen man unbedingt immer Recht geben muß.

„Doch wie?" fragte ich den Maxim Maximitsch: „gewöhnte er sie wirklich zu sich, oder verzehrte sie sich in der Gefangenschaft, aus Heimweh?"

„Lieber Gott, wie so denn aus Heimweh? Aus der Festung waren dieselben Berge zu sehen, die es aus dem Aul waren, und mehr bedarf's nicht für diese Wilden. Ueberdies brachte Grigorii Alexandrowitsch ihr jeden Tag irgend was zum Geschenk: die ersten Tage stieß sie schweigend und stolz die Geschenke von sich, welche dann der Marketenderin zufielen und diese zur Beredsamkeit ermunterten. Ach, Geschenke! was thut nicht ein Frauenzimmer für einen bunten Lappen! ... Doch lassen wir das jetzt! Lange plagte sich Grigorii Alexandrowitsch mit ihr; mittlerweilte lernte er etwas Tatarisch, und sie begann unsre Sprache zu verstehen. Nach und nach gewöhnte sie sich ihn anzusehen, anfangs unter

den Brauen schräg hervorblickend, doch immer härmte sie sich, und sang ihre Lieder mit halber Stimme, so rührend, daß auch mir selber öfters weh um's Herz wurde, wenn ich aus dem benachbarten Zimmer zuhörte. Eines Auftritts werde ich nie vergessen: ich ging vorbei, und sah ins Fenster; Bela saß auf dem Schemel, das Köpfchen zur Brust gesenkt, Grigorii Alexandrowitsch aber stand vor ihr. „Höre, meine Peri," sagte er: „Du weißt nun doch, daß früh oder spät Du mein sein mußt, — weßhalb denn so sehr mich quälen? Liebst Du etwa irgend einen Tschetschenzen? Wenn das der Fall ist, so entlasse ich Dich auf der Stelle nach Hause."— Sie erbebte und schüttelte den Kopf. — „Oder," fuhr er fort, „bin ich Dir gänzlich verhaßt?" — Sie seufzte. — „Oder verbietet Dir Dein Glaube mich zu lieben?" — Sie erblaßte, und schwieg. — „Glaube mir, Allah ist für alle Geschlechter ein und derselbe, und wenn er mir gestattet, Dich zu lieben, weßhalb sollte er Dir verbieten, mich durch Gegenliebe zu belohnen?" — Sie sah ihm unverwandt ins Gesicht, als wäre sie getroffen von diesem neuen Gedanken; ihre Augen drückten Ungläubigkeit und zugleich den Wunsch aus, überzeugt zu werden. Was für Augen! Wahrhaftig, wie zwei feurige Kohlen glänzten sie.

— „Höre, liebliche, gute Bela", fuhr Petschórin fort: „Du siehst, wie ich Dich liebe; ich bin bereit, alles dahinzugeben, um Dich vergnügt zu sehen: ich will nur, daß Du glücklich seiest: wenn Du aber immer auf's neue Dich härmst, so werd' ich sterben. Sage, wirst Du vergnügter sein?" — Sie wurde nachdenklich, ohne von ihm die schwarzen Augen abzuwenden, dann lächelte sie schmeichelnd, und nickte mit dem Kopfe zum Zeichen der Zustimmung. Er nahm sie bei der Hand, und wollte sie bereden ihn zu küssen; sie wehrte sich schwach, und wiederholte nur: „O laß, laß, es ist nicht nöthig, nicht nöthig." Er wurde dringender; sie fing an zu zittern, zu weinen. — „Ich bin Deine Gefangene, sagte sie, Deine Sklavin, Du kannst mich wohl zwingen;" — und wieder Thränen.

— Grigorii Alexandrowitsch schlug sich mit der Faust vor die Stirne und sprang hinaus in das andre Zimmer. Ich ging zu ihm hinein; er ging düster auf und ab, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt. „Was ist, Lieber?" sagte ich zu ihm. — Ein Teufel ist sie,

und kein Weib — antwortete er: doch geb' ich Ihnen mein Ehrenwort, daß sie mein sein wird. Ich schüttelte den Kopf. „Wollen Sie wetten?" rief er: „binnen einer Woche!" — Wenn es beliebt! — Wir gaben uns gegenseitig Handschlag, und trennten uns.

— Am nächsten Tage sandte er sogleich einen Eilboten nach Kislar, um verschiedene Einkäufe zu machen; eine Menge vielartiger persischer Stoffe wurden herbeigebracht, gar nicht aufzuzählen was alles.

— „Was dünkt Ihnen, Maxim Maximitsch!" sagte er, indem er mir die Geschenke zeigte: „wird die asiatische Schönheit gegen eine solche Batterie Stand halten?" — Sie kennen die Tscherkessinnen nicht, erwiederte ich: sie sind gar nicht das, was die Grusinierinnen sind, oder die Tatarinnen jenseits des Kaukasus, — ganz und gar nicht das. Sie haben ihre eigene Weise, sie sind anders auferzogen. — Grigorii Alexandrowitsch lächelte, und pfiff einen Marsch vor sich hin.

— Aber es ergab sich, daß ich Recht hatte: die Geschenke wirkten nur halb: sie wurde schmeichlerischer, zutraulicher — das war aber alles; so daß er sich endlich zu folgendem Mittel entschloß. Einmal Morgens ließ er sein Pferd satteln, zog sich tscherkessisch an, bewaffnete sich, und trat bei ihr ein. „Bela!" sagte er: Du weißt wie ich Dich liebe. Ich beschloß, Dich zu entführen, weil ich dachte, wenn Du mich kennen wirst, wirst Du mich lieben; ich habe mich geirrt; — leb' wohl! Dir verbleibe alles, was ich besitze; — Willst Du, so kehre zu Deinem Vater zurück, — Du bist frei. Ich habe mich gegen Dich vergangen und muß mich bestrafen; leb' wohl, ich gehe — wohin? was weiß ich selbst! Vielleicht werd' ich bald meine Kugel finden, oder einen Schaschkahieb: dann denke meiner und verzeih mir." — Er wandte sich ab, und hielt ihr die Hand hin zum Lebewohl. Sie nahm die Hand nicht, sie schwieg. Nur, da ich hinter der Thüre stand, konnte ich durch den Spalt ihr Gesicht sehen: und es erbarmte mich, so war von Leichenblässe dies liebliche Antlitz überdeckt! Keine Antwort hörend, that Petschórin einige Schritte zur Thüre hin: er zitterte — und soll ich's sagen? ich glaube, daß er wirklich im Ernste das zu erfüllen im Begriff stand, was er im Scherze gesprochen hatte. Solch ein Menschenkind war er, Gott weiß es! Kaum aber hatte er die Thüre berührt, als sie herzusprang, zu

schluchzen anfing, und sich ihm um den Hals warf. — Glauben Sie es wohl? ich, hinter der Thüre stehend, fing auch zu weinen an, das heißt, nicht daß ich wirklich weinte, aber so — Dummheit!..“

Der Stabskapitain schwieg ein Weilchen still.

— Wahrlich, sagte er dann, seinen Schnurrbart streichend: ich bekenne, daß mich schmerzte, daß niemals irgend eine Frau mich so geliebt.

„Und war ihr Glück von Dauer?“ fragte ich.

— O ja; sie gestand uns, daß Petschórin von dem Tage, da sie zuerst ihn gesehen, ihr oft im Traum erschienen sei, und daß noch niemals irgend ein Mann solchen Eindruck auf sie gemacht habe. Ja, sie waren glücklich!

„O wie schade!“ rief ich unwillkürlich aus. In der That, ich war auf eine tragische Entwickelung gefaßt, und plötzlich fand sich meine Hoffnung so unerwartet getäuscht!... „Aber ist's möglich,“ fuhr ich fort, „daß ihr Vater nicht errieth, daß sie bei Ihnen in der Festung war?“

— Wohl, es scheint, er hatte Argwohn. Doch nach einigen Tagen schon erfuhren wir, der Alte sei todt. Das war so gekommen...

Meine Aufmerksamkeit wurde auf's neue wach.

— Ich muß Ihnen sagen, daß Kasbitsch nicht anders glaubte, als Asamat habe mit Wissen seines Vaters ihm das Pferd geraubt, wenigstens vermuth' ich so. Da lauerte er einmal auf der Straße, etwa drei Werste hinter dem Aul; der Alte kehrte von vergeblichen Forschungen nach der Tochter heim; seine Usdenen (Gefolge von Lehnsleuten) waren zurück, — es war in der Dämmerung, — und er ritt schwermüthig im Schritt, als plötzlich Kasbitsch, einer Katze gleich, unter einem Strauch hervortauchte, sich hinter ihn aufs Pferd schwang, ihn mit einem Dolchstoße zu Boden warf, die Zügel ergriff, — und auf und davon! Einige Usdenen sahen Alles von einem Hügel mit an; sie sprengten hitzig nach, doch die Verfolgung war umsonst.

„Er hielt sich schadlos für den Verlust des Pferdes, und rächte sich,“ sagte ich, um die Meinung meines Gefährten hervorzulocken.

— Fürwahr, nach ihrer Weise, sagte der Stabskapitain, hatte er vollkommen Recht.

Ich mußte hier unwillkürlich an die Fähigkeit des Russen denken, sich zu den Sitten derjenigen Völker zu bequemen, mit denen der Zufall ihn zusammenbringt; ich weiß nicht, ob diese Eigenschaft des Gemüths Lob oder Tadel verdient, jedenfalls beweist sie die unglaubliche Biegsamkeit desselben und das Dasein jenes hellen gesunden Menschenverstandes, der das Böse überall verzeiht, wo er dessen Nothwendigkeit einsieht, oder die Unmöglichkeit seiner Abstellung.

Unterdessen war der Thee ausgetrunken; die längst angespannten Pferde standen durchfroren auf dem Schnee; der Mond erbleichte im Abend, und war bereit in seine schwarzen Wolken unterzutauchen, die auf den fernen Berggipfeln hingen gleich den Fetzen eines zerrissenen Vorhanges; wir traten aus der Hütte; entgegen der Vorhersagung meines Reisegenossen hellte sich das Wetter auf und versprach einen stillen Morgen; die Reigen der Sterne senkten sich mit ihren wundersamen Gebilden zu dem fernen Horizont, und einer nach dem andern erlosch, in demselben Maße, als der blasse Schimmer des Ostens sich auf das dunkelviolette Himmelsgewölb ergoß und allmählich die steilen, mit jungfräulichem Schnee bedeckten Bergabhänge beleuchtete. Rechts und links gähnten schwarze, geheimnißvolle Abgründe, und Nebel, die sich zusammenknäuelten und aufwanden gleich Schlangen, krochen über die Runzeln der benachbarten Felsen, als ob sie die Annäherung des Tages fühlten und flöhen.

Still war alles am Himmel und auf der Erde, wie im Herzen des Menschen während des Morgengebets; nur kam von Osten her ein kühler Wind, der die von Reif bedeckten Mähnen der Pferde aufwehte. — Wir machten uns auf den Weg; mit Mühe schleppten fünf schlechte Mähren unser Fuhrwerk auf der gewundenen Straße den Gudberg hinan; wir gingen zu Fuß hinterdrein, und legten Steine unter die Räder, so oft die Pferde erschöpft anhielten; es schien als führte der Weg in den Himmel, denn so weit die Augen sehen konnten, ging er immer aufwärts, und verlor sich zuletzt in einer Wolke, welche schon seit dem vorigen Abend auf dem Gipfel des Gudbergs ausruhte, einem Geier gleich, der auf Beute wartet; der Schnee krachte unter unsern Füßen; die Luft wurde so dünn, daß das Athemholen schmerzte; das Blut

strömte heftig zum Kopf, aber zu gleicher Zeit ergoß sich in alle meine Adern ein gewisses tröstliches Gefühl, und so hoch über der Welt zu sein machte mir schon Vergnügen — ein kindisches Gefühl, ich will's nicht läugnen, aber wenn wir uns von den Uebereinkommnissen der Gesellschaft entfernen und uns der Natur nähern, so werden wir unwillkürlich Kinder: alles bloß Angeeignete fällt ab von der Seele, und sie gestaltet sich auf's Neue so, wie sie einst gewesen ist und wahrscheinlich einst wieder werden wird. Der, dem es beschieden war, wie mir, über die Bergeseinöden hinzuschweifen, und lange lange sie in ihren wunderlichen Bildungen zu betrachten, und gierig die belebende, durch ihre Klüfte dahinströmende Luft einzuathmen, — der wird gewiß meinen Wunsch verstehen, solche zauberhafte Bilder zu überliefern, zu erzählen, hinzuzeichnen. Nun wohl, wir stiegen den Gudberg hinauf, hielten an, und sahen uns um: auf ihm hing eine blaue Wolke, und ihr kalter Hauch drohte einen nahen Sturm; aber im Osten war alles so hell und golden, daß wir, das heißt ich und der Stabskapitain, jener Seite ganz vergaßen ... Ja, auch der Stabskapitain: in einfachen Herzen ist das Gefühl der Schönheit und Erhabenheit der Natur hundertmal stärker und lebhafter, als in uns, die wir uns an Worten und auf dem Papier begeistern.

„Sie aber, denk' ich, sind an diese erhabenen Gemählde schon ganz gewöhnt?" sagte ich zu ihm.

— Freilich, sogar an das Pfeifen der Kugeln kann man sich gewöhnen, das heißt sich gewöhnen das unwillkürliche Schlagen des Herzens zu verbergen.

„Ich hörte, im Gegentheil, daß für manche alte Kriegsleute diese Musik sogar angenehm sei."

— Versteht sich, in gewissem Sinn ist sie auch angenehm; schon deßhalb, weil das Herz stärker schlägt. Sehen Sie, fügte er hinzu, indem er nach Osten zeigte: was für eine Gegend!

Und gewiß, ein solches Panorama wird mir schwerlich noch irgend wieder dargeboten werden: unter uns lag das Koischaurskische Thal, durchschnitten vom Aragwa und einem andern Flusse wie von zweien silbernen Fäden; ein bläulicher Nebel schlich darüber hin, fliehend vor

den warmen Strahlen des Morgens in die nahen Klüfte; rechts und links Bergeskämme, einer höher als der andre, die sich durchschnitten, ausdehnten, bedeckt mit Schnee, mit Gesträuch; in der Ferne immer wieder Berge, aber auch nicht zwei Felsen, die einander ähnlich gesehen hätten, — und all der Schnee von röthlichem Glanze so munter und so hell angestrahlt, — wahrlich, hier hätte man lebenslang verweilen mögen; die Sonne blickte nur eben hinter dem dunkelblauen Berge hervor, welchen ungewohnte Augen kaum von dem drohenden Gewölk unterscheiden konnten; auf der Sonne aber war ein blutiger Streif, welchem mein Gefährte besondere Aufmerksamkeit widmete. „Ich sagte Ihnen," rief er aus, „daß nun ein Unwetter kommen wird; wir müssen uns tummeln, oder es wird uns, behüte, auf dem Kreuzberge überfallen. Macht fort!" rief er den Fuhrleuten zu.

Sie legten Ketten an die Räder, statt der Hemmschuhe, damit sie nicht hinunterrollten, hielten die Pferde am Zügel fest, und begannen hinabzufahren; rechts war Felsen, links ein solcher Abgrund, daß ein ganzes Dörfchen von Ossetinen, die auf dem Boden des Abgrunds wohnten, ein Schwalbennest schien; ich erbebte, wenn ich daran dachte, daß öfters hier, in tiefer Nacht, auf diesem Wege, wo zwei Fuhrwerke nicht an einander vorbeikönnen, irgend ein Kurier wohl zehnmal im Jahre fährt, und aus seinem gerüttelten Wagen doch nicht hinausgleitet. Einer von unsern Fuhrleuten war ein Bauer aus Jaroßlaw, der andre ein Ossetin: der Ossetin führte das Hauptpferd am Zügel mit aller nur möglichen Vorsichtigkeit, nachdem er bei Zeiten die Vorderpferde abgespannt, — aber unser sorgloser Russe stieg nicht einmal von seinem Brett herunter! Als ich ihm bemerkte, daß er sich wohl etwas stören könnte, wenn auch nur meinem Mantelsack zu Liebe, dem ich keineswegs in diese Tiefe nachzuklettern gesonnen sei, antwortete er mir: Ei, Herr! Mit Gottes Hülfe kommen wir eben so gut hin wie jene, — es ist ja nicht zum erstenmale," — und er hatte Recht: wir hätten wirklich nicht hin kommen können, indeß gelangten wir ganz eben so hin, und wenn die Leute mehr Einsicht hätten, so würden sie sich überzeugen, das Leben sei so viel nicht werth, daß man sich darum so große Sorgen mache.

Aber vielleicht wünschet ihr, liebe Leser, das Ende der Geschichte Bela's zu wissen? — Da muß ich erstlich erinnern, daß ich keine Novelle schreibe, sondern Reisebemerkungen; folglich kann ich den Stabskapitain nicht früher erzählen lassen, als er in der That zu erzählen anfing. Und so wartet ein wenig, oder, wenn es euch beliebt, überschlagt einige Blätter, nur kann ich dazu doch nicht rathen, weil der Uebergang über den Kreuzberg (oder, wie der gelehrte Gamba ihn nennt, den Berg St. Christoph) eurer Beachtung werth ist. Und so ließen wir uns von dem Gudberg in das Teufelsthal hinab . . . Das ist eine romantische Benennung! Sie sehen dabei schon das Nest des bösen Geistes zwischen unersteiglichen Felsen, — aber so war es nicht: die Benennung Teufelsthal ist falsch: hier war einst die Gränze Grusiens, und daher die Linie, die auf Russisch Tscherta heißt; die Leute aber machten daraus Tschort, auf Russisch Teufel. Dieses Thal war zugeschneit mit gefrornem Schnee der lebhaft genug an Saratoff, Tamboff, und die andern lieblichen Orte unsres Vaterlandes erinnerte.

„Da ist auch der Kreuzberg!" sagte zu mir der Stabskapitain, als wir in das Teufelsthal hinabgefahren waren, indem er auf eine Anhöhe deutete, die mit einem Schneegewand überkleidet war; auf dem Gipfel erhob sich schwarz ein steinern Kreuz, an welchem eine kaum bemerkbare Straße vorbeiführte, auf der man nur dann zu fahren pflegt, wenn der Seitenweg durch Schnee verschüttet ist; unsre Fuhrleute erklärten, noch sei keine Lawine gefallen, und führten uns, um die Pferde zu schonen, den gewundenen Seitenweg. Wo beide Wege sich schieden, trafen wir ein fünf Ossetinen; sie boten uns ihre Dienste an, und, sich an die Räder hängend, suchten sie unsre Karren zu schleppen und zu halten. Und gewiß, der Weg war gefährlich: zur Rechten hingen über unsern Häuptern Massen Schnee's, die bereit schienen, beim ersten Hauche des Windes sich hinabzureißen in die Kluft; der enge Weg war zuweilen mit Schnee bedeckt, der an einigen Stellen unter den Füßen einbrach, an andern durch die Wirkung der Sonnenstrahlen und der Nachtfröste sich in Eis verwandelt hatte, so daß wir selber uns mit Mühe durchbrachten: die Pferde aber fielen; — zur Linken gähnte eine tiefe Felsenspalte, wo sich ein Bach fortstürzte, bald unter einer dünnen Eisrinde

ver[illegible] bald über schwarzen Steinen einherschäumend. — In zwei Stunden kaum vermochten wir um den Kreuzberg herumzukommen, — zwei Werst in zwei Stunden! Unterdessen hatten die Wolken sich gesenkt, es fiel Hagel, Schnee; der Wind, sich in die Kluft stürzend, heulte, pfiff wie der Räuber Nachtigall — von dem die Sage geht, sein Pfeifen sei von einem Ende Rußlands zum andern vernehmbar gewesen, und in kurzem war das steinerne Kreuz in Nebel gehüllt, dessen Wogen, eine dunkler und dicker als die andre, vom Osten heraneilten ... Bei Gelegenheit dieses Kreuzes muß ich der seltsamen, doch allgemein verbreiteten Ueberlieferung erwähnen, als hätte der Kaiser Peter der Erste dasselbe bei seinem Zuge durch den Kaukasus errichten lassen; allein, für's Erste, war Peter bloß in Daghestan, und für's Zweite, so steht auf dem Kreuze mit großen Buchstaben geschrieben, daß es auf Befehl des Grafen Jermoloff, und zwar im Jahre 1824, aufgestellt worden. Aber die Sage hat sich der Inschrift ungeachtet so eingewurzelt, daß man in Wahrheit nicht weiß, was man glauben soll, besonders da wir nicht gewohnt sind, Inschriften viel Glauben beizumessen.

Wir hatten auf übereisten Felsen und durch morastigen Schnee bis zum Posthof Kobi noch ungefähr fünf Werst hinunterzufahren. Die Pferde ermatteten, wir waren erstarrt von Kälte; das Schneegestöber tobte stärker und stärker, genau wie unser vaterländisches, nördliches; nur war das Singen der Windsbraut noch trauriger, noch schwermüthiger. „Auch Du, Verbannte," dacht' ich bei mir selbst, „weinest über Deine weiten offnen Steppen! Dort kannst Du Deine kalten Schwingen entfalten, aber hier ist Dir schwer und beklommen, wie dem Adler, der mit Geschrei gegen das Gitter seines eisernen Käfigs anstrebt."

— Schlimm! — sagte der Stabskapitain: schauen Sie, rings ist nichts sichtbar als Nebel und Schnee — wir können nur gewärtig sein, daß wir in den Abgrund stürzen oder in der Schneemasse stecken bleiben, und dort weiter unten hat sich die Baidara so ausgebreitet, daß man auch da nicht durchkommen kann. Daß Dich .. mit diesen Asiaten! wie die Menschen, so die Flüsse, nie kann man sich auf sie verlassen. — Die Fuhrleute trieben mit Schreien und Schelten die Pferde an, welche schnaubend sich anstemmten, und um nichts in der Welt von der Stelle

wollten, trotz des Zuredens der Peitschen. „Gnädiger Herr," sagte endlich der eine, „da ist alles umsonst, wir kommen so nun nicht nach Kobi; erlauben Sie wohl, daß, während es noch möglich ist, wir links abbiegen? Dort auf dem Abhang ist etwas Schwarzes, — es sind Hütten: dort halten immer die Vorüberfahrenden im Unwetter an; sie sagen, daß sie uns hinbringen werden, wenn sie ein Trinkgeld bekommen," setzte er hinzu, auf den Ossetin zeigend.

— Ich weiß es, Lieber, ich weiß es ohne Dich, sagte der Stabskapitain: o diese Bestien! sie sind bereit sich in Stücken zu reißen, um nur Trinkgeld uns abzunöthigen.

„Bekennen Sie aber nur," sagte ich, „daß ohne sie es um uns wohl noch schlechter stünde."

— Wohl wahr, wohl wahr — brummte er: das sind mir Führer! sie wittern es, wo sie Gewinn hoffen können, als wär' es ohne sie nicht möglich den Weg zu finden.

So wandten wir uns denn zur Linken, und wie es eben ging, nach mancher Noth, erreichten wir die armselige Unterkunft, zwei Hütten, aus Fliesen und Kieselsteinen zusammengesetzt, und eingefaßt mit ebensolcher Mauer. Die zerlumpten Wirthsleute nahmen uns gutherzig auf. Ich erfuhr später, daß die Regierung sie bezahlt und nährt, mit der auferlegten Verpflichtung, die vom Sturm überraschten Reisenden zu beherbergen. — „Alles zum Besten," sagte ich, indem ich mich am Feuer niedersetzte: „jetzt können Sie mir Ihre Geschichte von Bela zu Ende erzählen; ich bin überzeugt, daß es damit so nicht aus war."

— Doch wie so sind Sie davon überzeugt? antwortete mir der Stabskapitain, mit den Augen blinzelnd und listig lächelnd.

„Deßhalb, weil es so nicht in der Ordnung der Dinge wäre: was in ungewöhnlicher Weise begann, das muß auch so endigen."

— Nun, Sie haben es errathen.

„Ich freue mich."

— Sie haben gut sich freuen, aber ich werde recht betrübt bei der bloßen Erinnerung. Sie war ein herrliches Mädchen, diese Bela! Ich gewöhnte mich zuletzt so an sie wie an eine Tochter, und sie liebte mich. Sie müssen wissen, daß ich keine Familie habe; von Vater und Mutter

hab' ich seit zwölf Jahren keine Nachricht, eine Frau zu versorgen hatte ich früher nicht genug, — und jetzt, wissen Sie, paßt es schon nicht recht mehr zu mir; — ich war nun froh, daß ich jemanden zu verziehen fand. Sie sang uns öfters Lieder, oder tanzte Lesginisch .. aber wie tanzte sie auch! Ich hab' unsre Provinz-Damen gesehen, ich bin Einmal in Moskau auf einem der Adelsbälle gewesen, vor etwa zwanzig Jahren, — aber was war das alles gegen sie! ... Grigorii Alexandrowitsch putzte sie wie eine Puppe heraus, hielt sie köstlich und liebevoll; auch wurde sie bei uns immer schöner, es war wundervoll; von Gesicht und Händen schwand die Sonnenbräune, Röthe spielte auf den Wangen, — und was war sie oft munter, und oft, die Muthwillige, wie hatte sie ihren Spaß mit mir.... Gott sei ihr gnädig!..

„Wie war es, als Sie ihr den Tod des Vaters bekannt machten?"

— Wir hielten dies vor ihr lange geheim, so lange sie sich noch nicht an ihre Lage gewöhnt hatte; als man es ihr dann sagte, da weinte sie ein paar Tage, und darauf vergaß sie es.

— Vier Monate lang ging alles so, daß es nicht besser sein konnte. Grigorii Alexandrowitsch, wie ich, dünkt mich, schon sagte, liebte ungemein die Jagd: früher trieb es ihn in den Wald hinter Wildschweinen und Böcken her, — aber nun ging er kaum über den Festungswall hinaus. Jedoch, einesmals sehe ich ihn aufs neue nachdenklich werden, im Zimmer umhergehen, die Hände rückwärts zusammendrücken; dann, einmal, ohne jemandem ein Wort zu sagen, ging er zum Schießen aus, — der ganze Morgen verstrich; bald auch ein zweitesmal, dann immer öfter und öfter... Nicht schön, dacht' ich: sicher ist eine schwarze Katze zwischen Beiden durchgesprungen!

— Eines Morgens sprech' ich bei ihnen ein — als wär' es heute, hab' ich es vor Augen: Bela saß auf dem Bette in schwarzseidenem Beschmet, etwas blaß, mit so traurigem Ausdruck, daß ich erschrak.

— „Wo ist denn Petschórin?" fragte ich.

„— Auf der Jagd."

— „Ging er heute schon fort?" — Sie schwieg, als wäre es ihr peinlich, mehr zu sprechen.

„Nein, schon gestern Abend,“ sagte sie endlich, schwer seufzend.

— „Hat sich mit ihm irgend was zugetragen?“

„Ich habe gestern den ganzen Tag nachgesonnen, nachgesonnen, erwiederte sie in Thränen: ich stellte mir mancherlei Unglück vor: bald schien es mir, daß ein grimmiges Wildschwein ihn verwundet habe, bald, daß ein Tschetschenz ihn in die Berge fortgeschleppt. . . Aber nun hab' ich schon keinen andern Gedanken mehr, als daß er mich nicht liebt.“

— „Wahrlich, Liebe, Schlimmeres als das konntest Du nicht erdenken.“ — Sie weinte, doch plötzlich erhob sie stolz den Kopf, wischte die Thränen ab, und fuhr fort:

„— Wenn er mich nicht liebt, was hindert ihn denn mich nach Hause fortzuschicken? Ich zwinge ihn zu nichts. Wenn aber das so fortdauern soll, so werde ich von selbst fortgehen: ich bin seine Sklavin nicht, — ich bin eine Fürstentochter! . .“

— Ich suchte ihr zuzureden. — „Höre, Bela, das siehst Du doch ein, er kann nicht immer hier sitzen, wie an Deinen Rock angenäht; er ist ein junger Mann, er liebt es, dem Wilde nachzujagen — er geht und kehrt wieder; aber wenn Du Dich härmst, dann wirst Du ihn um so eher Ueberdruß erregen.“

„— Wahr, wahr, antwortete sie, ich werde fröhlich sein, sehr fröhlich.“ — Und mit Lachen ergriff sie ihr Tamburin, fing an zu singen, zu tanzen und um mich herumzuspringen; nur war auch das nicht von langer Dauer, sie sank wieder auf das Bett, und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

— Was sollt' ich mit ihr machen? Ich, wissen Sie, habe mich nie mit Weibern viel abgegeben: ich sann, und sann, womit ich sie wohl trösten könnte, aber mir fiel nichts bei; einige Zeit schwiegen wir beide . . . ein höchst unerfreulicher Zustand, mein Herr!

— Endlich sagt' ich zu ihr: „Willst Du, so gehen wir auf den Wall spazieren, das Wetter ist herrlich!“ — Das war im September; und gewiß, der Tag war wundervoll, hell und nicht heiß; alle Berge waren so deutlich zu sehen, als ob man sie auf dem Tische vor sich hätte. — Wir gingen, spazirten auf dem Festungswall hin und her,

und schwiegen: endlich setzte sie sich auf den Rasen, und ich setzte mich neben sie. Nun fürwahr, es ist zum Lachen, wenn ich daran denke: ich lief hinter ihr her ganz wie eine Wärterin.

— Unsre Festung war hochgelegen, und die Aussicht vom Walle sehr schön: auf Einer Seite weites Feld, durch einige Schluchten eingefurcht, dahinter ein Wald, der sich bis zum Kamm der Berge hinzog; hie und da rauchten Aule, weideten Pferdeheerden; — auf der andern Seite läuft ein kleiner Bach, der ein dichtes Gesträuch bespült, das die steinigten Höhen bedeckt, welche sich mit der Hauptkette des Kaukasus vereinigen. Wir saßen an der Ecke einer Bastion, so daß wir nach beiden Seiten alles überschauen konnten. Da seh' ich plötzlich, wie irgend einer auf einem grauen Pferde aus dem Walde hervorreitet, immer näher und näher, endlich jenseits des Baches ungefähr hundert Klafter von uns still hält, und dann sein Pferd anfängt herumzuwerfen, wie ein Besessener. „Was zum Henker ist das? . . Sieh mal dorthin, Bela," sagte ich zu ihr: „Deine Augen sind jünger, was ist das für ein Dshigit: wen zu belustigen kommt der her? . ."

— Sie blickte hin, und rief aus: Das ist Kasbitsch! . .

— „Ach der Räuber! Ist es uns zum Hohne, daß er sich so nahe zu uns wagt?" — Ich sehe genauer hin, wirklich Kasbitsch: sein schwarzbraunes Gesicht, seine Kleidung, abgerissen und schmutzig wie immer. — „Dieses Pferd ist das meines Vaters," sagte Bela, mich bei der Hand fassend; sie zitterte wie ein Espenlaub, und ihre Augen leuchteten. — Aha! dacht' ich: auch in dir, mein Herzchen, schweigt das Räuberblut nicht.

— „Komm' einmal her!" rief ich der Schildwache: „Sieh nach Deinem Gewehr, und schieße mir den Burschen da herunter, — Du bekommst einen Silberrubel." — „Sehr wohl, Euer Hochwohlgeboren; aber er bleibt keinen Augenblick auf derselben Stelle." . . „Heiß' ihn stille stehen!" sagte ich lachend. . . — „Heda, mein Lieber!" schrie ihm die Schildwache zu, mit der Hand winkend: „warte doch ein bischen, was drehst Du Dich denn immer wie ein Kreisel?" — Kasbitsch hielt wirklich an, und gab Acht: wahrscheinlich dachte er, man wolle mit ihm unterhandeln, — aber nicht so! . . Mein Grenadier legte

an . . . baz! . . vorbei, — nur das Pulver auf der Pfanne brannte ab; Kasbitsch spornte das Pferd, und es machte einen Seitensprung. Er hob sich in den Bügeln, schrie etwas in seiner Sprache, drohte mit der Nagaika — und auf und davon.

— „Wie, schämst Du Dich nicht!" sagte ich zur Schildwache.

„— Euer Hochwohlgeboren! er entging," war die Antwort: „solch verfluchtes Volk, in einemmale bringt man sie nicht um."

— Nach etwa vier Stunden kam Petschórin von der Jagd zurück; Bela fiel ihm um den Hals, und nicht Eine Klage, nicht Ein Vorwurf über die lange Abwesenheit. . . Ich aber mußte mich über ihn ereifern: „Um Gotteswillen!" sagte ich: „grade diesen Augenblick war Kasbitsch hinter dem Bach, und wir schossen nach ihm: wie leicht hätten Sie auf ihn stoßen können? Diese Gorzen sind ein rachsüchtiges Volk: Sie denken, er muthmaße nicht, daß Sie den Asamat ein gut Theil beigestanden? Ich aber gehe eine Wette ein, daß er nun Bela erkannt hat. Ich weiß, daß sie vor einem Jahr ihm sehr gefiel — er hat's mir selber gesagt, und daß er, wenn er erst die nöthige Morgengabe zusammengebracht, wahrscheinlich um sie freien würde." . . Da wurde Petschórin nachdenklich: — „Ja," versetzte er: „es ist nöthig, vorsichtiger zu sein. . . Bela, vom heutigen Tage an darfst Du nicht mehr auf den Festungswall gehen."

— Abends hatte ich mit ihm eine lange Erklärung: mich verdroß es, daß er sich gegen dieses arme Mädchen verändert hatte; denn außer dem, daß er die Hälfte seiner Zeit auf der Jagd zubrachte, war auch sein Benehmen kalt, er liebkoste sie selten, und sie begann bemerkbar abzumagern; ihr Gesichtchen wurde schmaler, die großen Augen wurden trübe. Fragte man etwa: „Worüber härmst Du Dich, Bela? bist Du traurig? — „Nein!" — Wünschest Du irgend etwas? — „Nein!" — Ist Dir weh um Deine Geschwister? — „Ich habe keine Geschwister." — Es kam vor, daß man ganze Tage, außer „Ja" und „Nein," nichts von ihr herausbringen konnte.

— Grade hierüber auch wollt' ich mit ihm sprechen. „Hören Sie, Maxim Maximitsch," antwortete er: „ich habe einen unglücklichen Charakter: ob die Erziehung mich so gemacht, ob Gott mich so geschaffen,

ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß, wenn ich Andern Unglück verursache, ich selber nicht minder unglücklich bin; freilich ein schlechter Trost für jene — doch hier kommt es nur darauf an, daß die Sache so ist. In meiner ersten Jugend, bis zu diesem Augenblicke, seit ich mündig geworden, habe ich mich ausschweifend allen Vergnügungen hingegeben, die man durch Geld nur irgend erlangen kann, und, versteht sich, diese Vergnügungen wurden mir bald zuwider. Darauf ging ich in die große Welt, und in kurzem war die Gesellschaft mir ebenso zum Ueberdruß; ich verliebte mich in weltliche Schönheiten, und wurde wiedergeliebt: doch ihre Liebe reizte nur meine Einbildung und Selbstgefälligkeit, das Herz blieb leer. . . Ich fing an zu lesen, ich sammelte Kenntnisse, — die Wissenschaften wurden mir nicht minder langweilig; ich sah, daß von ihnen weder Ruhm noch Glück irgend abhängig sind, denn die glücklichsten Menschen sind grade unwissend, und der Ruhm nur ein Glücksfall, den zu erlangen nur Geschicklichkeit nöthig ist. So wurde mir alles zum Ekel. Bald wurde ich zum Kaukasus versetzt: das war die glücklichste Zeit meines Lebens. Ich hoffte, die Langeweile würde unter den Kugeln der Tschetschenzen nicht Stand halten — vergebens! nach einem Monat war ich an ihr Sausen und an die Nähe des Todes so gewöhnt, daß ich in Wahrheit mehr Acht auf die Mücken hatte, — und ich wurde noch mißmuthiger als vorher, weil ich nun fast die letzte Hoffnung verloren hatte. Als ich Bela'n in meinem Hause hatte, als ich sie das erstemal in den Armen hielt, ihre schwarzen Locken küßte, da, Thor der ich war, dacht' ich, sie sei ein Engel, vom mitleidigen Schicksal mir zugesandt. . . Ich irrte mich abermals: die Liebe einer Wilden ist nicht viel besser als die Liebe einer vornehmen Dame; die Natürlichkeit und Herzenseinfalt der einen werden uns ebenso zum Ueberdrusse, wie die gefallsüchtige Ziererei der andern; wenn Sie wollen, lieb' ich sie noch, ich bin ihr dankbar für einige angenehme Stunden, ich würde mein Leben für sie opfern, nur das Eine kann ich nicht ändern, ich langweile mich mit ihr. . . Ich weiß nicht, bin ich ein Dummkopf oder ein Bösewicht; aber das ist gewiß, daß ich in jedem dieser Fälle sehr bemitleidenswerth bin, vielleicht mehr als sie: in mir ist die Seele durch die Welt verdorben, die Einbildungskraft unruhig

aufgeregt, das Herz unersättlich; mir ist an allem nicht genug: an die Traurigkeit gewöhn' ich mich eben so leicht, wie an das Vergnügen, und mein Leben wird von Tag zu Tag leerer; mir ist nur Ein Hülfsmittel noch übrig: auf Reisen zu gehen. Sobald es nur möglich sein wird, werd' ich das thun, — nur nicht in Europa, Gott behüte! — nach Amerika will ich reisen, nach Arabien, nach Indien, — vielleicht sterb' ich irgendwo unterwegs! Wenigstens bin ich überzeugt, daß, mit Hülfe der Stürme und schlechten Wege, dieses letzte Vergnügen sich langsam erschöpfen wird." — So sprach er lange fort, und seine Worte gruben sich mir in's Gedächtniß, weil ich zum erstenmal solche Dinge von einem fünfundzwanzigjährigen Menschen hörte, und, Gott gebe, zum letztenmal. . . Wie seltsam! Sagen Sie, ich bitte, — fuhr der Stabskapitain fort, indem er sich zu mir wandte, — Sie waren doch, wie es scheint, in der Hauptstadt, und noch nicht längst: ist die dortige Jugend alle so?

Ich erwiederte, daß es viele Leute gäbe, die eben so sprächen, das heißt, zweifelsohne auch solche, die in Wahrheit so sprächen; daß ferner der Lebensüberdruß, wie alle Moden, aus den höheren Reihen der Gesellschaft, wo er beginne, zu den niedern hinabsteige, die ihn dann abtragen, und daß heutzutage diejenigen, welche ihn am meisten und wirklich empfinden, dieses Unglück zu verbergen streben wie ein Laster. — Der Stabskapitain verstand diese Feinheiten nicht, schüttelte den Kopf, und lächelte listig:

— Aber, nicht wahr, die Franzosen haben diese Mode der Langenweile bei uns eingeführt?

„Nein, die Engländer."

— Aha, die also! . . versetzte er, — nun ja, waren sie nicht auch immer ausgemachte Trunkenbolde?

Ich mußte unwillkürlich an eine Moskauer Dame denken, welche versicherte, Byron sei nichts weiter als ein Trunkenbold. — Uebrigens war die Bemerkung des Stabskapitains verzeihlicher; damit er sich des Weins besser enthielte, redete er sich die Ueberzeugung ein, daß alles Unglück in der Welt vom Trunk herkomme.

Mittlerweile setzte er seine Erzählung folgendermaßen fort:

— Kasbitsch ließ sich nicht wieder sehen. Nur, ich weiß nicht wie so, konnt' ich den Gedanken nicht aus dem Kopfe bringen, daß er nicht umsonst herangekommen sei, und irgendwas Schlechtes im Sinn führe.

— Nun geschah es, daß Petschórin einmal mich beredete, mit ihm auf die Wildschweinsjagd zu gehen; ich hatte mich lange geweigert: nun wahrlich, die war nichts Neues mehr und konnte mich nicht reizen! Er aber schleppte mich dennoch mit sich fort. — Wir nahmen uns fünf Soldaten zur Begleitung, und brachen frühmorgens auf. Wir streiften bis zehn Uhr durch Schilf und Busch, aber kein Wild kam uns zu Gesicht. — „Ich dächte wir kehrten zurück," sagte ich: „weßhalb hier eigensinnig sein? Es ist klar, daß dies kein glücklicher Tag." Doch Grigorii Alexandrowitsch wollte, trotz Hitze und Ermüdung, nicht ohne Beute heimkehren: so war er einmal: was ihm einfiel, das mußte geschehen; offenbar hatte schon in der Kindheit ihn die Mama verdorben. . . Endlich um Mittag fanden wir den verwünschten Eber: — paff! paff! . . . aber es war nichts: er zog sich in's Schilf . . . der Tag war einmal ein unglücklicher! . . . Nachdem wir uns ein wenig erholt, traten wir den Rückweg nach Hause an.

— Wir ritten nebeneinander, schweigend, die Zügel lose in der Hand, und waren schon der Festung ziemlich nah; das Gesträuch nur verbarg sie uns noch. — Plötzlich ein Schuß . . . Wir sahen einander an: uns durchzuckte beide ein und derselbe Argwohn; über Hals und Kopf sprengten wir dem Schusse zu, — wir schauen: auf dem Wall ist ein Haufen Soldaten versammelt, und sie weisen in das Feld hin, dort aber fliegt pfeilschnell ein Reiter und hält etwas Weißes auf dem Sattel vor sich. — Grigorii Alexandrowitsch schrie laut, nicht schlechter als jeder beste Tschetschenz gethan haben würde; die Büchse aus der Scheide, und fort — ich hinter ihm.

— Zum Glück, in Folge der ungünstigen Jagd, waren unsre Pferde nicht ermattet: sie rissen sich unter dem Sattel hervor in gestrecktem Lauf, und mit jedem Augenblicke kamen wir näher und näher . . . Und endlich erkannt' ich den Kasbitsch, nur konnt' ich nicht unterscheiden, was das war, was er vor sich hielt. Ich war wieder dem Petschórin

zur Seite, und schrei' ihm zu: „Es ist Kasbitsch!" ... Er warf mir einen Blick zu, nickte, und schlug sein Pferd mit der Peitsche.

— Endlich waren wir nur noch einen Büchsenschuß ab; sei es, daß des Kasbitsch Pferd schon ermattet, oder daß es schlechter war, als die unsrigen, genug, trotz aller Bemühung kam es nicht recht vorwärts. In diesem Augenblick wird er, mein' ich, an seinen Karagös gedacht haben...

— Ich sehe: Petschórin legt im vollen Galopp das Gewehr an... „Nicht geschossen!" schrei' ich ihm zu: „die Ladung gespart; wir werden ihn auch so einholen." — Aber so ist die Jugend! nie zur rechten Zeit entbrennt sie... Der Schuß knallte los, und die Kugel traf das Pferd am Hinterfuß; im Eifer machte es noch ein zehn Sätze, stolperte, und fiel auf die Knie; augenblicklich sprang Kasbitsch herunter, und jetzt sahen wir, daß er mit seinen Händen ein verschleiertes Frauenzimmer gefaßt hielt... Das war Bela ... die arme Bela! Er schrie uns irgendwas in seiner Sprache zu, und erhob den Dolch zum Stoß... Hier galt kein Zaudern: ich schoß nun meinerseits, auf gut Glück; ich denke bei mir: gewiß hat ihn die Kugel in die Schulter getroffen, weil er plötzlich den Arm sinken ließ. — Als der Rauch sich verzogen hatte, da lag auf dem Boden das verwundete Pferd, und daneben Bela, Kasbitsch aber, die Büchse in's Gesträuch werfend, kletterte wie eine Katze die Felsen hinan; ich hätte ihn gern dort heruntergeschossen — doch keine Ladung war bereit! Wir sprangen von den Pferden, und stürzten zu Bela hin. Die Unglückliche! sie lag ohne Regung, und das Blut floß in Strömen aus der Wunde... Solcher Bösewicht: wenn er sie noch in's Herz gestochen hätte, — wenigstens wäre alles mit einemmale zu Ende gewesen, — aber im Rücken ... ein ächter Räuberstoß! — Sie war ohne Bewußtsein. Wir zerrissen ihr Schleiertuch und verbanden die Wunde so fest als möglich; umsonst küßte Petschórin ihre kalten Lippen — nichts konnte sie zu sich bringen.

— Petschórin saß auf; ich hob sie vom Boden und brachte sie so gut es gehen wollte zu ihm auf den Sattel; er umfaßte sie mit dem Arm, und wir ritten zurück. Nach einigem Schweigen sagte Grigorii Alexandrowitsch: „Hören Sie, Maxim Maximitsch, wir bringen sie auf

diese Art nicht lebendig heim." — „Wahr!" rief ich, und wir ließen darauf die Pferde rascher angehen. — Bei dem Festungsthore wartete unser ein Haufen Volks, vorsichtig brachten wir die Verwundete zu Petschórin, und sandten nach dem Arzte. Er war etwas trunken, kam aber, und nach Besichtigung der Wunde erklärte er, daß sie nicht zwei Tage mehr leben könne; doch irrte er sich. . . .

„Genas sie wieder?" fragte ich den Stabskapitain, ihn bei der Hand fassend und unwillkürlich erfreut.

— Nein, antwortete er: der Arzt irrte nur darin, daß sie doch noch zwei Tage lebte.

„Erklären Sie mir aber, auf welche Weise hat Kasbitsch sie geraubt?"

— Auf diese Weise: dem Verbote Petschórin's zuwider war sie aus der Festung hinaus und bis zu dem Bache hin gegangen. Es war, wissen Sie, sehr heiß; sie setzte sich auf einen Stein und tauchte die Füße in das Wasser. Da schlich sich Kasbitsch heran, schlug seine Krallen in sie, hielt ihr den Mund zu, schleppte sie in's Dickicht, dort mit ihr auf's Pferd, und reißaus! Ihr war unterdeß doch gelungen zu schreien; die Schildwachen machten Lärm, schossen, doch vorbei, und da kamen wir eben dazu.

„Doch weßhalb wollte Kasbitsch sie entführen?"

— Lieber Himmel, diese Tscherkessen sind einmal anerkanntes Räubervolk: was schlecht bewahrt liegt, das können sie nicht liegen lassen; manches braucht er gar nicht, doch alles raubt er ... und das muß man ihnen schon nachsehen! Uebrigens aber gefiel sie ihm schon längst.

„Und Bela starb?"

— Sie starb; doch litt sie lange, und wir litten gehörig mit. Um die zehnte Stunde Abends kam sie zu sich; wir saßen an ihrem Bette; kaum schlug sie die Augen auf, so rief sie nach Petschórin. — „Ich bin hier, neben Dir, meine Dschanetschka" (das heißt, in unsrer Sprache, Seelchen), erwiederte er, ihre Hand fassend. — „Ich werde sterben!" sagte sie. — Wir begannen sie zu trösten, sagten, der Arzt habe versprochen, sie unfehlbar herzustellen; — sie schüttelte den Kopf, und drehte sich zur Wand: sie wollte nicht gern sterben.

— In der Nacht fing sie an irre zu reden; der Kopf brannte ihr, den ganzen Körper durchzuckte wiederholter Fieberschauer: sie führte unzusammenhängende Reden vom Vater, vom Bruder: sie wollte in die Berge, nach Hause. Darauf sprach sie eben so von Petschórin, gab ihm mancherlei zärtliche Namen, oder machte ihm darüber Vorwürfe, daß er aufgehört habe, seine Dschanetschka zu lieben.

— Er hörte sie schweigend an, den Kopf auf die Hand gestützt; nur konnt' ich in der ganzen Zeit an seinen Augenwimpern auch nicht Eine Thräne wahrnehmen; ob er wirklich nicht weinen konnte, oder sich beherrschte — ich weiß nicht; was mich betrifft, so habe ich nichts Erbarmenswürdigeres je gesehen.

— Gegen Morgen verlor sich das Irrereden; wohl eine Stunde lag sie unbeweglich da, blaß, und in solcher Schwäche, daß man kaum bemerken konnte, ob sie athmete; darauf wurde sie besser, und fing an zu reden, aber worüber glauben Sie wohl? . . . Ein solcher Gedanke sicherlich kommt nur einem Sterbenden! . . . Sie begann sich darüber zu grämen, daß sie keine Christin sei, daß in jener Welt ihre Seele nie mit der Seele des Grigorii Alexandrowitsch zusammenkommen, und daß im Paradies eine andere Frau seine Genossin sein werde. Mir kam in den Sinn, sie könne vor dem Tode noch getauft werden: ich machte ihr den Vorschlag; sie blickte mich mit Unschlüssigkeit an, und konnte lange kein Wort hervorbringen; zuletzt antwortete sie, sie wolle in dem Glauben sterben, in welchem sie geboren sei. — So verging der ganze Tag. Wie veränderte sie sich in diesem Tage! . . Die bleichen Wangen fielen ein, die Augen wurden größer, größer, — die Lippen brannten. Sie fühlte solch' innre Hitze, als ob in ihrer Brust ein glühendes Eisen läge.

— Eine zweite Nacht begann; wir schlossen kein Auge, noch wichen wir von ihrem Bette. Sie litt schrecklich, stöhnte, und so wie der Schmerz nur etwas nachließ, so beeiferte sie sich, den Grigorii Alexandrowitsch zu versichern, daß ihr beßer sei, redete ihm zu, er möchte schlafen gehen, küßte ihm die Hand, die sie nicht losließ aus ihren. — Gegen Morgen fing sie an mit dem Tode zu ringen, warf sich hin und her, riß den Verband ab, und das Blut floß auf's neue hervor. —

Als wir die Wunde wieder verbunden hatten, wurde sie auf einen Augenblick ruhig, und begann den Petschórin zu bitten, er möchte sie küssen. Er kniete am Bette nieder, hob ihr den Kopf mit dem Kissen empor, und drückte seine Lippen auf ihre erkalteten Lippen: sie schlang ihre zitternden Arme fest um seinen Nacken, als wollte sie mit diesem Kusse ihre Seele in ihn hinüberhauchen. . . . Doch nein! sie that gut daran, daß sie starb: denn was wäre aus ihr geworden, wenn Grigorii Alexandrowitsch sie verlassen hätte? Das aber wäre zuverlässig geschehen, früh oder spät. . .

— In der ersten Hälfte des folgenden Tages war sie ruhig, schweigsam und folgsam, wie sehr auch unser Arzt sie mit Umschlägen und Mixturen plagte. „Ich bitte Sie, Sie selbst haben gesagt, sie sei nicht zu retten, wozu denn nun alle diese Anstalten?" — „Alles geschieht auf's beste, Maxim Maximitsch," antwortete er, „des ruhigen Gewissens wegen." — Ein schönes Gewissen!

— Nachmittags klagte sie sehr über Durst und Hitze. Wir öffneten ein Fenster; aber draußen war es heißer als im Zimmer; wir stellten Eis um ihr Bette herum, — nichts wollte helfen. Mir war dieser unerträgliche Durst bekannt als ein Vorzeichen des nahen Endes, und ich sagte das dem Petschórin. — „Wasser, Wasser! . ." rief sie mit heiserer Stimme, indem sie sich im Bett aufrichtete.

— Er wurde bleich wie ein Tuch, nahm das Trinkglas, goß ein, und reichte es ihr. Ich bedeckte mein Gesicht mit den Händen, und fing ein Gebet an herzusagen, ich weiß nicht mehr was für eines. . . Ja, mein Lieber, ich sah oft, wie die Leute in den Hospitälern starben und auf dem Schlachtfelde, aber das ist alles gar nicht das, ganz und gar nicht das! . . . Noch besonders, ich gesteh' es, betrübte mich Eines: sie gedachte vor ihrem Tode nicht ein einzigesmal meiner; und doch hab' ich sie, dünkt mich, wie ein Vater geliebt! . . Nun, Gott verzeih' es ihr! . . . Und, die Wahrheit zu sagen: wer bin ich denn, daß sie vor dem Tode noch meiner gedenken sollte? . . .

— Als sie das Wasser ausgetrunken hatte, wurde ihr leichter, aber drei Minuten später war sie verschieden. Man hielt ihr einen Spiegel vor die Lippen — kein Athem mehr trübte ihn! . . Ich führte den

Petschórin aus dem Zimmer hinaus, und wir gingen auf den Festungswall; lange gingen wir nebeneinander auf und ab, kein Wort redend, die Hände auf dem Rücken; sein Gesicht drückte nichts Besonderes aus, und ich fühlte Unwillen: ich an seiner Statt wäre vor Leid gestorben. — Endlich setzte er sich auf den Boden nieder, im Schatten, und zeichnete mit einem Stöckchen in den Sand. Ich, wissen Sie, schon des Anstands wegen, wollte ihn doch trösten, und begann zu reden; er erhob den Kopf, und lächelte. . . Mir lief ein kalter Schauer über die Haut bei diesem Lächeln. . . Ich ging den Sarg zu bestellen.

— Ich gestehe, zum Theil um mich zu zerstreuen, machte ich mir damit zu thun; ich hatte ein Stück Termalama — kostbares Tscherkessenzeug, — mit dem ließ ich den Sarg überziehen, und zur Verzierung tscherkessische Silbertressen darauf setzen, welche Grigorii Alexandrowitsch noch für sie gekauft hatte.

— Am folgenden Tage, frühmorgens, bestatteten wir sie, hinter der Festung, bei dem Bache, nächst derjenigen Stelle, wo sie zum letztenmale gesessen hatte; rings ihres kleinen Grabhügels haben sich jetzt Sträuche von weißen Akazien und Hollunder ausgebreitet. Ich hätte gern ein Kreuz aufgestellt, doch, Sie wissen, das ging nicht wohl an: sie war doch immer keine Christin. . .

„Aber was wurde aus Petschórin?“ fragte ich.

— Petschórin war lange krank, er magerte ab, der Arme; wir aber sprachen seit der Zeit niemals wieder von Bela: ich sah, daß ihm das unangenehm sein würde, also wozu auch? — Nach drei Monaten wurde er in ein anderes Regiment versetzt, und verließ Grusien. Wir sind seitdem nicht wieder zusammengekommen; aber, mir fällt eben ein, daß mir unlängst jemand gesagt hat, daß er nach Rußland zurückgekehrt sei, doch in den Kundmachungen für die Truppen stand es nicht. — Uebrigens kommen zu unser einem alle Nachrichten spät.

Nun machte er eine lange Erörterung darüber, wie unangenehm es sei, die Neuigkeiten immer ein Jahr nachher zu erfahren, — wahrscheinlich deßhalb, damit die traurigen Erinnerungen geschwächt würden.

Ich unterbrach ihn nicht, und hörte nicht.

Nach einer Stunde zeigte sich die Möglichkeit zu fahren; das Schneegestöber hatte nachgelassen, der Himmel hellte sich auf, und wir brachen auf. Unterwegs führte ich unwillkürlich das Gespräch wieder auf Bela und auf Petschórin:

„Haben Sie gar nicht gehört, was weiter aus dem Kasbitsch wurde?“ fragte ich.

— Aus dem Kasbitsch? In Wahrheit, ich weiß es nicht. ... Doch ist, wie ich hörte, auf unsrer rechten Flanke bei den Schapsugen ein gewisser Kasbitsch, ein toller Waghals, der in rothem Beschmet unter unsern Schüssen im Schritt herumreitet, und sich höflich verbeugt, wenn eine Kugel nahe vorbeisaust; aber schwerlich ist das derselbige! . . .

In Kobi trennte ich mich von Maxim Maximitsch; ich reiste mit Postpferden weiter, und er konnte wegen der schweren Ladung nicht so rasch folgen. Wir durften kaum hoffen, uns je wieder zu begegnen, begegneten uns aber doch, und, wenn ihr wollt, liebe Leser, werd' ich es irgendeinmal: eine ganze Geschichte ist das. . . Erkennt ihr denn, daß Maxim Maximitsch ein achtungswerther Mann? . . . Wenn ihr das erkennt, so bin ich vollkommen belohnt für meine vielleicht allzu lange Erzählung.

V.

Gegensätze und Widersprüche in der deutschen Nationalbildung.

Von

Theodor Mundt.

1.

Philosophie, Protestantismus und Romantik.

Als Hegel sein großes Gedankensystem in Berlin vollendete und eine Gemeinde dafür gründete, war zu dieser Zeit der deutsche Geist in einer eigenthümlichen Wendung begriffen. In Frankreich hatte die Restaurationsperiode eine eifrige Beschäftigung mit Literatur und Wissenschaft hervorgerufen, man wandte sich einerseits nach den großen geistigen Hervorbringungen der Vergangenheit, nach den Schriftstellern der alten guten Zeit zurück, und suchte in jeder Weise die antiquirte Größe des Nationalruhms zu erneuern; anderntheils gab man sich mit ebenso großer Aufregung an neue Richtungen, Ideen und Systeme hin, welche der Heraufführung der Zukunft, der Begründung einer neuen Culturepoche gewidmet waren. In Deutschland, wo in politischen Dingen der alte Schlendrian wieder allgemach seinen Gang genommen hatte, regten sich um dieselbe Zeit dieselben Symptome des zwiegespaltenen Zeitgeistes. Der ganze deutsche Geist krümmte sich in einem dialektischen Gedankenmoment, und in diesen zwischen Vergangenheit und Zukunft schwankenden Moment trat die Hegel'sche Philosophie hinein, um ihn zu einem bewußten System der Idee zu fixiren.

Es war ein Eroberungskrieg der absoluten Idee an der alten und neuen Cultur zugleich, und so entstand ein System, das einen Abschluß mit der ganzen welthistorischen Vergangenheit zu Stande zu bringen suchte und doch auch unter seinem dialektischen Gestrüpp allerlei fruchtbare Keime der Zukunft verbarg, die oft, und meistentheils wohl wider Willen des Meisters, ihre grünen Saatspitzen heraussteckten, und zwar unter dem übelverschrieenen Namen der Consequenzen. Man hatte der Hegel'schen Philosophie als einer universalen Wissenschaft ohne Zweifel eine zu große Bedeutung beigelegt, denn nach den Ansprüchen eines solchen Systems müßten Völker-Individualitäten, die zu dieser Philosophie unfähig sind, allmählig eine Art der Ausschließung von der menschlichen Civilisation erfahren. Aber die praktische Geschichte lehrt gerade das Gegentheil. Völker, wie die Franzosen und Engländer, haben der philosophischen Bildung im deutschen Sinne und im Sinne der absoluten Idee gewiß nicht den allergeringsten Einfluß auf die Gestaltung ihres Lebens verdankt. Bei den Engländern bezeichnet noch heut der Name der Philosophie ganz empirische Wissenschaften, sogar technische Lebens- und Modekünste. Und doch übertreffen gerade die Engländer uns Deutsche, die wir die absolute Wissenschaft erzeugt haben, so sehr an gesunder und vernünftiger Begründung der öffentlichen Lebensverhältnisse, an aller Freiheit des Geistes und des Wortes, an wahrer Humanität im persönlichen und Familien-Umgange, an dauerhaftem Glück aller politischen, religiösen und socialen Zustände, sie stehen uns in allen diesen wichtigen Dingen des Menschenlebens so weit voran, und wir mit unseren im unsichtbaren Reich der Idee verlorenen Verhältnissen so weit zurück, daß man häufig die schmerzhafte Frage aufgeworfen hat: ob auch das deutsche Volk zur Ausprägung einer ähnlichen Freiheit des Geistes vermöge seines Naturells und seiner Nationalität berufen sei?

Statt aber der Hegel'schen Philosophie einen universalen Charakter zuzusprechen, wodurch die der Realität sich rühmende absolute Idee nur auf eine ihr gefährliche Weise in Conflict gebracht würde mit der wahren Realität der Welt und Geschichte: scheint es fruchtbarer für ihre Würdigung, ihren lediglich deutschen Charakter und ihre deutsche Bedeutung nachzuweisen. Wir sind noch nicht so weit, uns in Weltliteratur-Träume,

die doch auch mit einem starken Beigeschmack von particulairem Egoismus gewürzt erschienen sind, einzuwiegen; es thut uns vielmehr Noth, überall das nächste heimische und nationale Bedürfniß herauszukehren, um desto schärfer und praktischer in die eigenen der Weiterentwickelung bedürftigen Zustände einzugreifen. Versuchen wir doch erst ein Volk am eigenen Heerd und unter vernünftigen nationalen Einrichtungen zu sein, ehe wir uns mit transcendentalem Bettelstolz in allgemeiner Weltbedeutung verflüchtigen wollen! Die hegel'sche absolute Idee ist eine durchaus deutsche Idee und schließt alle Eigenthümlichkeiten und Conflicte der neuesten deutschen Culturzustände in sich. Selbst von preußischen und berlinischen Einflüssen hat sich Hegel, besonders in seiner Rechtslehre, nicht frei erhalten, und so erscheint die absolute Idee in manchem Betracht auch mit protestantisch-stabilen Eigenschaften gefärbt, eine Phase des neuesten deutschen Geschichtsgeistes bezeichnend. Aehnlicher Widersprüche, wie diese Zusammensetzung des Protestantismus und der Stabilität ist, barg das hegel'sche System noch viele hinter seinem nächtlichen Schleier. Diese Widersprüche bestanden in den Consequenzen. Dies Uebel haben die Schüler geerbt. An den Consequenzen des hegel'schen Systems sollte sich seine Schule in sich selbst auflösen, und zugleich sollte sich mitten in dieser Auflösung die Zeitbedeutung dieses Systems, besonders für die Fortbewegung der deutschen Wissenschaft und Civilisation, daran entfalten! Dies war die neueste Entwickelung der hegel'schen Schule, die an zwei wichtigen Ereignissen zum Durchbruch gekommen, an dem Leben Jesu von Dr. Strauß und den darüber herausgegebenen Streitschriften dieses ausgezeichneten Geistes, und dann an der öffentlichen Anklage Leo's, der mit dem persönlichen Gott von Halle aus zu Felde zog und ihn als einen Gott des Schreckens mit feurigem Schopf und langem Flammenschweif, der bis in die evangelische Kirchenzeitung hinüberknisterte, gegen das junge hegel'sche Volk hetzte. Als Vorläufer dieser Auflösung der hegel'schen Schule zeigte sich aber schon früher die vermittlungslustige Gestalt Göschel's, noch bei Lebzeiten des Meisters von diesem selbst empfohlen als ein neuer Arbeiter im Weinberge der Idee, später aber der Idee gefährlich genug werdend gerade durch die gemüthselige Versöhnung mit dem Glauben, die er ihr zugutkommen zu lassen trachtete.

Göschel stand schon damals mit dem linken Fuß in der Hengstenbergischen evangelischen Kirchenzeitung, den rechten hielt er aber noch in dem hegel'schen System, und man nannte auch die Richtung, welche Göschel vertrat, die rechte Seite der hegel'schen Philosophie. Seitdem zog aber Göschel auch seinen rechten Fuß aus der hegel'schen Philosophie zurück, seine Bekehrungsversuche an der absoluten Idee bereuend, und es konnte nun kaum noch von der rechten und rechtgläubigen Seite der Schule die Rede sein, wenn man nicht etwa ihrer Fortentwickelung in Bauer's Zeitschrift für speculative Theologie vertrauen wollte.

Dagegen erstarkte eine sogenannte linke Seite des Hegelianismus vorzugsweise als journalistische Opposition, welche sich in der Fehde mit Leo die ersten Sporen verdiente und mit ihrem philosophischen Ritterthum, das aus dem Begriff plötzlich eine That zu machen suchte, nicht wenig sich brüstete. Die von den Doctoren Ruge und Echtermeyer gestifteten Hallischen Jahrbücher wurden der Tummelplatz dieser jugendmuthigen Richtung, in welcher sich die hegel'sche Philosophie als Journalismus verflüchtigen sollte. Was Dr. Strauß mit dem Christenthum gethan hatte, indem er die wahre Realität desselben, mit kühner Anwendung der hegel'schen Lehre, in die Idee setzte, das der Idee Widersprechende aber als zufällige und schlechte Realität dieser Religion für vernichtet erklärte, dasselbe versuchten nun die Kritiker der Hallischen Jahrbücher mit allen übrigen Realitäten der Literatur und Wissenschaft, durch welche die Idee — wenn auch nicht so vornehm wie ein hungriger Löwe, um zu suchen, wen sie verschlinge — doch wie ein prügelsüchtiger Schulmeister umherlief, um Alles, was nicht der absoluten Idee nach vernünftig war, sofort abzustrafen, und nach Umständen, entweder durch völlige Manifeste todtzuschlagen, oder auch nur im „Wastebook" auf Erbsen knieen zu lassen, und was dergleichen Strafen der Schule mehr sind! Schon aus diesen äußerlichsten Merkmalen, mit denen wir die Charakteristik des philosophischen Journalismus beginnen, ersieht man, daß die Würde der persönlichen und wissenschaftlichen Haltung, die man an Dr. Strauß jederzeit anerkannt hat, nicht gleicherweise auch ein Eigenthum dieser Hallischen Jahrbücher ist. Dies Institut ist auch, nach einem glücklichen und im Geist der Zeit begründeten Anlauf, so rasch

seinem Verfall entgegengeeilt und ist, nach einem Bruch mit seinen besten Mitarbeitern, so sehr zu einem Gelage der gewöhnlichsten Recensentenleidenschaft geworden, die in der metaphysischen Construction ihrer kleinen Tücken nur um so unangenehmer wirkt: daß man in diesem Schicksal eine Nemesis erblicken muß, welche die journalistische Todthetzung der hegel'schen Idee gerächt hat. Hegel gab zwar selbst seinem System nach Außen hin die größte Beweglichkeit. Nach Innen geschlossen und von der unverrückbaren Phalanx des absoluten Geistes gehalten, sollte es doch frei aus sich heraus seinen Weg finden zu allem Leben der Wirklichkeit, und in diesem dadurch heimisch werden, daß es sich selbst darin erkenne und Besitz von ihm nehme als von seiner Herrschaft. Aber diese Propaganda des Gedankenmäßigen behielt bei Hegel selbst und beim Centrum des Systems immer eine gewisse Keuschheit und Würde an sich. Die absolute Idee trat mehr als Missionair denn als Sansculotte in die Welt. Die Hegelingen aber haben einen Sansculottismus der Idee daraus gemacht, einen philosophischen „Hanns Dampf in allen Gassen", der sich mit buhlerischer Zudringlichkeit jedem Vorübergehenden an den Hals wirft, um ihn zu „begreifen". Diese Wuth, Alles zu begreifen und in den Begriff zu fassen, artet in den Hallischen Jahrbüchern von Tag zu Tag in um so größere Trivialitäten aus, als sie sich in der Aufwendung ihrer geistigen Mittel bereits erschöpft hat. Die stehende Armee der begriffsmäßigen Floskeln hat sich erstaunlich schnell abgenutzt. Denn das ist das Uebel des Schülers, daß die Terminologie des Meisters, die bei ihm eine volle und ursprüngliche Lebenskraft war, unter den Händen des Schülers zur leblosen Redensart erstarrt, die bei allem schönen Jugenddrang, der sich darin aufbietet, selbst bis ins Pedantische und Philisterhafte entartet, wie dies den Hallischen Jahrbüchern, und namentlich ihrem Hauptvertreter, dem Redacteur Ruge, in der letzten Zeit nur allzu häufig begegnet ist.

Diese Richtung behauptet indeß auch ihr selbstständiges Verhältniß gegen die hegel'sche Philosophie selbst, und wir müssen sie vor allen Dingen von dieser Seite betrachten, wenn wir ihr nicht ein Unrecht zufügen wollen. Diese Selbstständigkeit zeigt sich zwar keineswegs in der Form einer eigenthümlichen wissenschaftlichen oder literarischen Lei-

stung, vielmehr ist bei Ruge und seinen Genossen die größte Unfähigkeit und Talentlosigkeit, etwas Eigenes zu schaffen, hervorgetreten. Dagegen werden die Ansprüche, etwas Selbstständiges zu bedeuten, nur auf dem Wege des journalistischen und recensirenden Raisonnements geltend zu machen gesucht, und eine fast beispiellose Anmaßung möchte sich gewaltsam durch allerlei Ueberrumpelungen Glauben verschaffen, wo nur eine redliche und beweiskräftige Durchdringung des Gegenstandes helfen kann! Folgendermaßen aber stellt Ruge, in seinem Aufsatz Zur Kritik des gegenwärtigen Staats- und Völkerrechts (im Juniheft der Hallischen Jahrbücher) sein den Meister meisterndes Verhältniß zum hegel'schen System fest: „Es ist ein Hauptmißverständniß des Hegel'schen Systems überhaupt, daß man dasselbe als den Abschluß der Geschichte, als das erreichte Absolute faßt, und fürchtet. Hegel giebt allerdings dazu die Veranlassung; er war wirklich der philosophische Abschluß seiner Zeit, und nun ignorirte er auch die Schranke oder die Negation der Zukunft, weil diese dem absoluten Wissen widerspricht; diese Schranke offenbart sich nun unmittelbar an ihm selber, und diese Negation ist bereits eingetreten: wir können weder seine Zurechtmacherei (!) der christlichen Dogmatik, noch die Construction der bereits historisch überwundenen Zustände, wie z. E. der englischen Verfassung, weder die absolute Religion, noch die absolute Kunst und noch weniger das absolute Wissen anerkennen, und werden ihm überall beweisen, daß solche Unfreiheit seinem eigenen, dem ewigen Princip der Freiheit und der Offenbarung des Absoluten in der Geschichte, d. h. der Entwickelung, zuwider ist!"

Der Hahn, welchen Herr Ruge krähen gehört hat in dem Augenblick, als er seinen Meister so verläugnete, war der Hahn der Zeit! Der historische Geist der Gegenwart erfüllte ihn mit den Ahnungen eines Systems der geschichtlichen Entwickelung, in welchem der abstracte Begriff sich zur concreten That vollendete und das an die Stelle des Systems der theoretisch-absoluten Entwickelung treten sollte. Es war ein tüchtiger Gedanke, die historischen Bewegungen und Anforderungen der Zeit mit dem absoluten System zu vermitteln, und wenn Ruge nicht bei der Ausführung desselben in eine übertriebene, subjectiv rohe und

die Philosophie selbst carikirende Manier hineingerathen wäre, so würde er als philosophischer Journalist ohne Zweifel Bedeutendes geleistet haben. Dieser Gedanke war nicht ganz aus ihm selbst entsprungen; sondern die Schriftsteller des sogenannten jungen Deutschlands waren ihm in der Anregung, die Interessen eines öffentlichen Nationallebens mit Literatur und Wissenschaft zu vermitteln, vorangegangen. Zur Lösung dieser Aufgabe, die sich durch sich selbst ununterbrochen in unserer Zeit vollführt, ist vor allen Dingen eine in sich freie Individualität und eine die Gegensätze der Welt mit Liebe umfassende humane Gesinnung erforderlich. Von diesen Eigenschaften aber hat man in der Art, wie Ruge durch die Hallischen Jahrbücher zu wirken gesucht hat, so gut wie gar nichts wahrnehmen können. Knechte der philosophischen Floskel, sind die Kritiker der Hallischen Jahrbücher Alles, nur nicht freie Individualitäten, und ihre unhumane Anfeindung und Intoleranz gegen Alles, was sie nicht „begreifen" können oder wollen, hat bereits einen so crassen Gipfel erstiegen, daß die Hallischen Jahrbücher in ihrer Verketzerungssucht selbst eine Art von Evangelischer Kirchenzeitung, nur mit umgekehrtem Maßstabe, geworden sind. Nur ist der Ton Ruge's noch cynischer und anstandsloser, und verfällt, um recht frisch zu scheinen, in ein burschikoses Pochen und Toben, das auf einem sehr unphilosophischen Hochmuth beruht. Am unglücklichsten ist er aber, wo er nach dem Witz der Polemik trachtet, weil er dann in der Regel plump und platt wird, zuweilen sogar gemein. In einer meistentheils barbarischen Sprache, welche an die „Wörterzusammenverschweißungsgelehrsamkeitliche Schmiede" erinnert, behandelt er Interessen, die auf die Nationalbildung wirken sollen, und von der sie schon dieser halb philosophische halb studentische Jargon entfernt hält. Indeß wird sich Niemand zu beklagen haben, denn Hegel selbst, dem diese Leute doch Leben und Leib und ihr tägliches Brot verdanken, wird von ihnen nicht minder schnöde behandelt, als jeder andere Gegner. Spricht doch Hr. Ruge sogar von der „faulen Beschaulichkeit des Hegelianismus", was eine durchaus ungerechte und unrichtige Bezeichnung für das hegel'sche System ist. Dies gemahnt an den Helden, der nicht anders zu verwunden ist als durch seine eigene Waffe, und nachdem ihm Knaben dieselbe im Schlaf ent-

wunden haben, brauchen sie das Werkzeug unter Zetergeschrei und Hohngelächter gegen den heroischen Leib, vergehen aber selbst unter der Schwere dieser dämonischen Waffe. —

Ist nun der junghegel'sche Journalismus in gewisser Beziehung nichts Anderes, als ein Nichthegelthum mit hegel'scher Methode, wie es ähnliche Erscheinungen in den letzten Zeiten der deutschen Wissenschaft schon mehre gegeben hat, z. B. die Schriften des Professor Weiße, die jedoch in ihrer innern wissenschaftlichen Tüchtigkeit und Gediegenheit nicht mit jener journalistischen Charlatanerie der Idee verglichen zu werden verdienen: so ist doch noch ein anderes und wesentliches Verhältniß bemerkenswerth, welches sich die Hallischen Jahrbücher gegeben haben, nämlich ihre Vertretung des Protestantismus, den hierarchischen und jesuitischen Tendenzen der Zeit gegenüber. Obwohl auch hier nur ein negatives Talent beweisend, so haben sie doch nach dieser Seite hin, besonders bei ihrem anfänglichen Auftreten, sehr Verdienstliches geleistet. Freilich konnten sie in ihrem dem größten Theil des Publikums unverständlichen Sprachbombast auch hier keine populaire und nationale Wirksamkeit erreichen, aber sie schleuderten doch manchen kühnen Gedankenblitz, der gewisse Sphären grell und wohlthätig zugleich erleuchtete. Indem sie die Gewalt des Gedankens und der Vernunft als den wahren und ächten Protestantismus geltend machten, bekämpften sie allerdings auf eine erfolgreiche Weise besonders die katholizisirenden, jesuitischen und pietistischen Elemente im Protestantismus selbst, wie sie dieser unter den letzten Conflicten der Gegenwart angesetzt hatte. Indeß machten sie sich dadurch einen nackten und abstracten Protestantismus zurecht, der zwar nach ihrer Meinung concret sein soll, der aber nichts als die negative Kraft einer ganz gewöhnlichen Aufklärerei aus sich entwickelt hat. Sie meinten durch diesen aufklärerischen Protestantismus, den sie sofort an die Spitze ihrer ganzen Lebens- und Literatur-Anschauung stellten, vorwärts zu kommen, und fielen doch bald um ein halbes Jahrhundert zurück, in einen egoistischen und gemüthlosen Rationalismus hinein, der sich nun mit der alten Miene, die man an ihm kennt, zu Gericht setzte, um eine fürchterliche Musterung über alles Poetische und Romantische des Lebens zu halten. Nun mußte Alles protestantisch

sein, und was nicht protestantisch war, taugte nichts, es mochte nun Namen und Bedeutung haben, wie es wolle. Dieser unsinnige Fanatismus, der das aufgegriffene Stichwort einer subjectiven Bildung sogleich auch als das Einzige und Ausschließliche ausschreit, wurde von Ruge besonders in seinem sogenannten „Manifest": der Protestantismus und die Romantik auf die Spitze getrieben.

Die Anwendung dieser protestantischen Aufklärerei auf Literatur, Poesie und Leben hat namentlich die Stellung der Hallischen Jahrbücher verdorben, und ihren Einfluß auf die deutsche Nationalbildung, wenn von einem solchen bei ihr die Rede sein könnte, zu einem schädlichen gemacht. Der Redacteur Ruge hat sich dadurch zu einer Einseitigkeit im Urtheilen und Handeln verleiten lassen, zu der es nur eine so unreife Persönlichkeit, wie die seinige, bringen konnte. In der ganzen Literatur wittert er jetzt nichts als „ästhetische Katholiken", sein Lieblingswort, das er nicht genug wiederholen kann. Indem er die Begriffe von Romantik, Aristokratismus und Katholizismus schlechtweg zusammenwirft und über den Haufen stürzt, verkennt er ganz die volksthümliche Bedeutung, welche die Romantik nicht minder gehabt, und die auch in den ungetrübten Anfängen der romantischen Schule zur Erscheinung gekommen ist. Die deutsche Romantik ist auch keineswegs schon durch ihr Princip der Freiheit und dem Fortschritt entgegengesetzt. Konnte sie doch sogar in der Aneignung und Anwendung, welche die Franzosen in ihrer neuesten Bildungsphase von ihr machten, mit den liberalen Ideen einer vorwärts strebenden Jugend sich in Eins setzen! Indeß wird es Niemandem einfallen, die katholischen Grundstoffe der Romantik zu läugnen, aber der antiromantische Protestantismus wird zum Vandalismus, wenn er diese Elemente aus allen Formen und Richtungen des Lebens wegtilgen will. Selbst die absolute Gleichstellung des Katholizismus mit der Unfreiheit hat etwas sehr mißliches, da es vorzugsweise die katholischen Staaten des heutigen Europa's sind, welche freie und öffentliche Verfassungen aus sich entwickelt haben. Wenn es nun im Sinne der Hallischen Jahrbücher schon ein großes Unglück ist, katholisch und romantisch zu sein, so wächst das Unglück noch bei weitem, ist man zugleich „geistreich" und „genial". Aus der sehr be-

rüchtigten Aristokratie der Geistreichen (eine Kategorie, die übrigens Steffens zuerst gebraucht hat, wenn es Hr. Ruge nicht wissen sollte) machen die Hallischen Jahrbücher, wie sich das erwarten ließ, sogar eine „Hierarchie der Geistreichen". Wehe Dem aber, der ein „geniales Subject" ist und als solches Hrn. Ruge in die Hände fällt; ihm wäre besser, man hätte ihm bei der Geburt schon einen Mühlstein um den Hals gehängt. Denn für die Hallischen Jahrbücher giebt es nichts Verächtlicheres auf der Welt als „Genialität", und wenn sie den höchsten Grad von Geringschätzung ausdrücken wollen, so brauchen sie das Wort „genial". Ein besonderer Kunstausdruck ist hier „die tollgewordene Genialitätsunmittelbarkeit". Tieck wird als das „eitle romantische Subject" begriffen, und seine Kunst, vorzulesen, die gewiß eine schöne Kunst ist, als „Eitelkeit" persiflirt. Welche Barbarei droht uns hier! Welche gottverlassene Leerheit macht sich in diesen eingeweidelosen Kritikern des Protestantismus geltend! So heißt auch Dante „unpoetisch, abstrus, ungenießbar". Dagegen werden auf der andern Seite mit einer eben so willkührlichen und unhaltbaren Abstraction Goethe und Schiller als die Vertreter des ächt protestantischen Geistes in der Poesie aufgegriffen. Mit am schlimmsten geht es dem schönen Italien. Hr. Ruge, der Alles begriff, versucht auch Italien zu begreifen, und man kann sich denken, wie Land und Leute da unter seinem Begriff zusammenschnurren! — Doch ich meine, diese Einzelnheiten genügen längst, um auch praktisch darzuthun, wie in dem junghegel'schen Journalismus ein der Literatur, der Poesie und der individuellen Freiheit feindseliges Element entstanden ist, das zwar, weil es innerlich machtlos ist und nur ein so kümmerliches und geistesdürftiges Leben geltend macht, der wahren Nationalbildung keinen Schaden bringen kann, dem man aber doch sein eigenes verworrenes Bild entgegen halten muß, um es an seinen ursprünglichen besseren Anlauf zu mahnen.

In diesem junghegel'schen Journalismus, welcher sich auch selbstgefällig die „nachhegel'sche Praxis" nennt, zeigt sich einestheils die Zerstreuung des hegel'schen Systems in alle Winde des Tageslebens, zum großen Verdruß derjenigen ältern Schüler und Freunde Hegels, welche, im „Centrum" des Systems verblieben, mit aller Beweglichkeit

der Speculation doch die wissenschaftliche Würde und Gediegenheit zu retten verlangen. Anderntheils schlägt darin die absolute Vernünftigkeit des hegel'schen Begriffs in die abstracte Aufklärung um, und carikirt sich dadurch selbst, indem sie mit der Durchführung des Satzes, daß nur das Vernünftige das Reale sei, doch bei einer solchen Inhaltslosigkeit angelangt ist, wie sie die Hallischen Jahrbücher in ihrem alle Realität verflüchtigenden Protestantismus darthun. Zugleich sind diese protestantischen Befehdungen der Kunst und Poesie eine im Trivialen endigende Consequenz der hegel'schen Aesthetik, und der sogenannten Kunstphilosophie überhaupt. Daß die philosophische Aesthetik so endigen würde, wie sie in den Hallischen Jahrbüchern geendigt hat, war vorauszusehn, da sie immer nur eine künstliche Nachgeburt der Philosophie selbst war, statt frei und selbstständig aus den Elementen der Production und der Nationalität sich zu gestalten. Von diesen Conflicten der philosophischen und der ästhetischen Nationalbildung in Deutschland will ich in folgendem Abschnitt eine aus geschichtlichem Ueberblick der Systeme hervorgehende Anschauung zu geben versuchen.

2.

Die philosophische und ästhetische Nationalbildung.

Was soll man zu einer Wissenschaft sagen, die als Wissenschaft so entstanden, oder vielmehr gemacht wurde, als die Aesthetik in Deutschland? Die halbtodtgeborne Tochter einer Philosophie, wie der Wolfischen, welche die menschlichen Seelenvermögen wie ein Naturaliencabinet von Versteinerungen classificirte; von einem untergeordneten Kopf, der in der ganzen schönen Kunst fast nichts als Rhetorik und etwas Poetik vor Augen hatte, zum System ausgemauert; zu einer Zeit ans Licht getreten, wo keine productive Kunst, keine freibewegte Nationalität, kein durch seine Werke gesetzgebendes Genie da war, wovon ein solches System hätte Lebenswärme und geistige Befruchtung empfangen können; endlich mit der Nothtaufe eines wunderlichen Namens belegt,

den wir bis auf den heutigen Tag halb unwillig, halb resignirend mitgeschleppt haben, steht die Wissenschaft der Aesthetik in der That als eine fragwürdige Gestalt vor uns da, mancherlei Zweifel über sich anregend, was sie denn eigentlich bedeute? Faßt man die Entstehung der Aesthetik als einer philosophischen Disciplin ins Auge, wonach sie eigentlich nie um ihrer selbst oder um der lebendigen Kunst willen gepflegt und angebaut wurde, sondern vielmehr abgetrennt davon und abstract sich verhaltend gegen die Production, so ergiebt sich sofort, wie sie lediglich um dieses oder jenes philosophischen Systems willen, durch dessen Consequenz sie hervorgebracht wurde, ihre Ausbildung erhielt. Abgetrennt von ihrer Lebenswurzel, der productiven Kunst, und zu einer apriorischen Wissenschaft, man weiß nicht, soll man hier sagen, erhoben oder erniedrigt, hat daher auch die Aesthetik die verschiedenen Sternbilder der philosophischen Systeme in Deutschland mit durchlaufen, meistentheils als ein ziemlich zufälliger Nebentrabant, welchem von den in der Mitte des Lichtquells sitzenden Systemgott meistens mit sehr geringer Achtung, wenn nicht mit einiger Verachtung begegnet wurde. Wie der ächte Sinn und Geist aller Kunst dabei vernichtet und dem eignesten Wesen entfremdet wird, läßt sich aber nicht deutlicher einsehen, als wenn man die Aesthetik auf ihren verschiedenen Stadien verfolgt, auf denen sie in jener Bedingtheit durch die wechselnden philosophischen Systeme bis jetzt hervorgetreten.

Nachdem sich Christian Wolf, mit der Gewandtheit eines encyclopädischen Kopfes, der Errungenschaft der Leibnitzischen Philosophie bemächtigt, jedoch das eigentlich speculative und tiefsinnige Element derselben, bei den ihm nicht recht geheuer sein mochte, daraus vertrieben hatte, erbaute er eine Nominalphilosophie, welche die Welt in Definitionen absetzte und deren Hauptprincip die endlose Perfectibilität, der Begriff des beständigen Fortschreitens zum Vollkommnen war. Daß aus dieser Philosophie die erste Gestaltung der Aesthetik zu einer Wissenschaft hervorging, könnte innerlich für einen reinen Zufall, für ein wissenschaftliches Ungefähr, angesehen werden, wenn nicht diese Schule eigentlich auf eben demselben Wege zu einer Aesthetik gekommen wäre, auf welchem auch die Hegelsche Philosophie, in so manchem Betracht

eine Wahlverwandtin der Wolfischen, dazu gelangte, nämlich durch die erstrebte **Vollständigkeit eines encyclopädischen Systems** der philosophischen Erkenntniß. Wolf war der erste Encyclopädist in der deutschen Philosophie, welcher die Ableitung aller Disciplinen aus einem gemeinschaftlichen Grundbegriff unternahm, und so konnte Alexander Gottlieb **Baumgarten**, welchen unter allen Wolfianern Melpomene bei seiner Geburt am meisten angelächelt haben mußte, leicht auf den Gedanken kommen, auch die Regeln und Theorien der Kunst in einem solchen allgemeinen Grundbegriff, wie ihn sein Lehrer als Ableitungsmoment der ganzen Philosophie aufgefunden hatte, festzustellen. Nichts lag also näher, als daß Baumgarten jene **Vollkommenheits-Theorie**, das Hauptprinzip des Wolfianismus, auch zum Prinzip der von ihm neugeschaffenen Aesthetik und seiner Lehre vom Schönen benutzte. Schon 1735, also bereits 15 Jahre vor dem Erscheinen seiner eigentlichen Aesthetik, hatte Baumgarten in seiner Abhandlung **de nonnullis ad poema pertinentibus** seine Ideen von einer solchen prinzipienmäßigen Begründung der Aesthetik als Wissenschaft aufgestellt, deren systematische Ausführung er endlich in seiner **Aesthetica** versuchte, obwohl nicht vollendete, nachdem der bekannte Wolfianer Georg Friedrich Meier in seinen „Anfangsgründen aller schönen Wissenschaften" bereits eine Compilation von Baumgartens ästhetischen Ansichten in die Welt vorausgeschickt hatte. Baumgarten nun ging von der Wolfischen Theorie des Empfindungsvermögens aus, und basirte zunächst auf diese die neue Wissenschaft, indem er in dem ersten Paragraph seiner Aesthetik sagte: **Aesthetica (theoria liberalium artium, gnoseologia inferior, ars pulcre cogitandi, ars analogi rationis) est scientia cognitionis sensitivae.** Diese **scientia cognitionis sensitivae** muß auf gut Wolfisch übersetzt werden: die Wissenschaft der **sinnlichen Erkenntniß.** Man könnte es aber auch ebenso richtig vertiren: die Aesthetik ist die Wissenschaft der Gefühlserkenntniß, weil eben nach jener Wolfischen Theorie Gefühl und sinnliche Erkenntniß noch völlig als etwas Durcheinandergeworfenes sich zeigen. Für dieses Zwittergeschöpf, als welches das ästhetische Gefühl hier begründet wird, hatte Baumgarten, muß man gestehen, an dem Wort *αἰσθάνομαι* immer

noch eine ziemlich glückliche und dem Prinzip entsprechende Bezeichnung für die neue Wissenschaft aufgegriffen, da in diesem Wort dieselbe Mischung einer bloßen Wahrnehmung durch die Sinne, welche sich daraus auf die Empfindung überträgt, ausgeprägt liegt. So wurde denn das sinnliche oder niedere Erkenntnißvermögen der Ausgangspunkt, und die dadurch erreichte sinnliche **Vollkommenheit** das Prinzip der neuen Wissenschaft des Schönen. Die Uebereinstimmung alles Einzelnen mit dem Begriff, die Einheit im Mannigfaltigen, wird in der Wolfischen Schule als das Vollkommene gewußt. Das Schöne ist ihr jedoch das Vollkommene in der noch sinnlichen Erscheinung, die nicht vom Verstande erkannt, sondern durch die Wahrnehmung, und zwar immer in einer gewissen Verworrenheit, aufgefaßt wird. Denn das auf die Erkenntniß des Verstandes sich Richtende wäre ja in dem Reglement der Schule bereits etwas viel Höheres als das Schöne, das nicht einmal durch den Verstand erkennbar sein soll; es wäre nämlich Logik, und wenn Baumgarten daher in §. 13. seines Buches die Aesthetik die jüngere Schwester der Logik nennt, so erweist er sich damit für einen Wolfianer noch immer galant genug. Man sieht aber, das Schöne hat in Deutschland recht von unten auf dienen müssen. Man wollte ihm die Ehre anthun, es philosophisch zu begreifen, und man begriff es als ein **niederes** Seelenvermögen, — erklärbar in der ersten Hälfte eines achtzehnten Jahrhunderts, wiewohl freilich in der Hegelschen Philosophie das Schöne wieder dieselbe Stellung eingenommen hat. In jener Zeit aber, wo Baumgarten zur Ausrundung der philosophischen Encyclopädie die neue Facultätsdisciplin der Aesthetik schuf, lag die ganze Weltanschauung weit und breit in den formalen Banden des Bewußtseins gefangen. Gleichzeitige ähnliche Bewegungen zu einer wissenschaftlichen Begründung der schönen Künste, wie in Frankreich durch Batteux, welcher es ebenfalls unternahm, dieselben **à un même principe** zurückzuführen, nahmen die gleiche formale und auf das sinnliche Empfindungsvermögen gestützte Richtung, während in Deutschland Moses Mendelssohn, Sulzer u. A. ihre Theorieen des Schönen nach dem Wolfischen Baumgartenschen Vollkommenheits-Prinzip weiter ausspannen. Und der siebenjährige Krieg mit seinen unästhetisch frisir-

ten Helden, welcher damals die öffentliche Meinung bewegte, vermochte nicht, wie bei den Griechen der Persische, neue Geburten und Anschauungen des Schönen ins nationale Leben überzuführen.

Von der nächsten systematischen Revolution, welche das Reich der deutschen Philosophie von neuem veränderte, mußte auch wieder die Aesthetik, ohne daß man dabei auf ihren eigentlichen Lebensgrund, die Kunst, zurückging, neue Gesetze annehmen. Die teleologische Weltbetrachtung, durch welche Kant am Ende nur zu einer gewissen nothwendigen Annahme Gottes gelangt war, war es ebenfalls nur, welche ihn auch auf die Ahnung führte, daß er vom Standpunkte seiner Philosophie aus das Schöne wenn auch nicht begründen — da der Kantischen Philosophie gar nichts Constitutives eigen sein darf — doch wenigstens als möglich zulassen könne. Während sich der große Kant früher nie dazu hatte erniedrigen wollen, sich mit der Wissenschaft des Schönen abzugeben, kam er erst in seinen spätesten Lebensjahren, in seiner „Kritik der Urtheilskraft" dazu, auch für das Schöne ein wissenschaftliches Prinzip zu suchen. Das Prinzip der Kantischen Urtheilskraft ist nun die Zweckmäßigkeit, da Urtheilskraft überhaupt als das Vermögen bestimmt wird, das Besondere als enthalten unter dem Allgemeinen zu denken. Was nun an der Vorstellung eines Objects bloß subjectiv ist, d. h. ihre Beziehung auf das Subject, nicht auf den Gegenstand ausmacht, ist nach Kant die ästhetische Beschaffenheit derselben. Dasjenige Subjective an einer Vorstellung, das, wie sich Kant ausdrückt, „kein Erkenntnißstück" werden kann, ist das Gefühl der Lust oder Unlust, denn durch sie werde nichts an dem Gegenstande der Vorstellung erkannt, obgleich sie wohl die Wirkung irgend einer Erkenntniß sein könne. Die Zweckmäßigkeit eines Dinges, sofern sie in der Wahrnehmung vorgestellt zu werden vermöge, sei jedoch nun auch keine Beschaffenheit des Objects selbst, die nach dem transcendentalen Idealismus nicht wahrgenommen zu werden vermag, sondern vielmehr jenes Subjective, das nicht zum Erkenntnißstück werden kann, weshalb der Gegenstand nur darum zweckmäßig genannt wird, weil seine Vorstellung unmittelbar mit dem Gefühle der Lust verbunden, und diese Vorstellung selbst ist eine ästhetische Vorstellung der Zweckmäßig-

keit. Das Gefühl der Lust, bei der Auffassung eines Gegenstandes der Anschauung, ohne Beziehung auf einen Begriff zu einer bestimmten Erkenntniß, drückt jedoch, wie Kant annimmt, hinwiederum nichts Anderes als eine gewisse Angemessenheit des Objects zu dem Erkenntnißvermögen, welche bei der reflectirenden Urtheilskraft doch immer im Spiele bleibe, aus. Eine solche unabsichtliche Uebereinstimmung der Einbildungskraft (als dem Vermögen der Anschauung) zu dem Verstande (als dem Vermögen der Begriffe), welche das Gefühl der Lust erweckt, bestimmt den Gegenstand dann zugleich als zweckmäßig für die reflectirende Urtheilskraft. Ein solcher Gegenstand aber heißt **schön**, und das Vermögen, durch ein solches Gefühl der Lust zu urtheilen, ist der **Geschmack**. So sind wir denn durch Kant auf einem ebenso mühsamen als unfruchtbaren Wege zu dieser höchst formalen, ja beleidigenden Begründung der Idee der Schönheit gelangt, einer Begründung, in welcher das Kunstschöne noch ganz mit dem Naturschönen zusammenfällt, denn man weiß, daß Kant, wenn er vom Schönen spricht, meistentheils an schöne goldene Dosen, schöne Ringe, schöne für einen Königsberger Professor sich ziemende Schuhschnallen, oder auch an schöne Blumen u. dgl. dabei gedacht hat, indem er, wie jener Krähwinkler Magistrat, welcher alle Geistererscheinungen in seiner Stadt als polizeiwidrig verpönte, die Erscheinungen der Geister in der Kunst in einer sorgfältigen Entfernung von sich abhielt, und daher von den Werken der Dichter und Künstler bei seinen ästhetischen Betrachtungen gar keine Notiz nahm. Nun zeigt sich wieder, zu welcher niedrigen Stellung auch hier durch die Philosophie das Schöne und die Kunst verurtheilt werden. Denn jene, und alsdann auch nur unabsichtliche (nicht einmal nothwendige) Uebereinstimmung des schönen Objects mit dem Erkenntnißvermögen läßt Kant dem Schönen nur noch wie aus Barmherzigkeit zu, und sie ist gewissermaßen der Gnadenstoß, welchen der Philosoph der Kunst versetzt. Das Schöne gehört, wie bei Baumgarten, so auch bei Kant, nur dem niedern Seelenvermögen an, und wenn der Letztere die Idee der Schönheit als die Begriffszweckmäßigkeit eines Gegenstandes ohne Zweck, oder, wie er sich auch an einer andern Stelle der Kritik der Urtheilskraft ausdrückt, als das Wohlge-

fallen ohne alles Interesse definirt, so war er doch bei dieser Annahme der ästhetischen Zwecklosigkeit noch weit davon entfernt, jene schaffende Freiheit des künstlerischen Genius zu ahnen, welche die Schönheit um ihrer selbst willen hervorbringt. Diese Rechte des Genius hat gewissermaßen Herder in seiner „Kalligone" gegen die ästhetischen Deductionen der „Kritik der Urtheilskraft" polemisch geltend zu machen gesucht, ein Buch, das bei weitem kräftiger und weniger verschwommen ist, als vieles Andere, was Herder gegen die Kantische Philosophie geschrieben. Kant wollte übrigens, auch noch in der Kritik der Urtheilskraft eine eigentliche Wissenschaft des Schönen nicht gelten lassen, sondern, wie er auch in der Philosophie nur zu einer Kritik der Erkenntniß, nicht zur Erkenntniß selbst kam, höchstens nur eine Kritik des Schönen. Darin haben nun seine Anhänger, welche sich auf die Aesthetik geworfen und dieselbe nach Kantischen Prinzipien bearbeitet, wie Heydenreich, Heusinger, und besonders Bendavid, über ihren Meister hinauszugehen gesucht, um das ästhetische Interesse in den allgemeinen Bedingungen, in denen es im menschlichen Gemüth und im Verhältniß zu seinen Objecten entstehe, systematisch zu begründen. Und daß selbst ein Dichter, wie Schiller, mit seiner feurigen Phantasie und seiner hochgeschwungenen Reflexion die formalen ästhetischen Entwickelungen Kants aufzunehmen und mit einem gewissen Inhalt sich auszufüllen im Stande war, wie z. B. in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung und einigen andern Aufsätzen, bleibt mir ein halbes Wunder, wenn es auch sonst aus Schillers Individualität heraus seine Erklärung findet.

Während die teleologische Aesthetik Kants noch lange in den Lehrbüchern der schönen Künste nachsummte, hatte sich unterdeß schon wieder ein anderes System der Philosophie auf den Thron gesetzt. Die Fichtesche Wissenschaftslehre mit ihrer Reciprocität des Ich und Nichtich, hat im eigentlichen Sinne keine wissenschaftliche Aesthetik erzeugt, obwohl sie durch ihre Prinzipien mehr als jede frühere Philosophie zu einer reinen Kunstwissenschaft hätte führen können, indem sie der Freiheit der Anschauung einen so großen Spielraum vergönnt, die Erkenntniß in keinem systematischen Begriff abschließt und den Bewegungen

des Objects wie des Subjects gleiche Selbständigkeit einräumt. Denn dies weltbetrachtende Ich, das in seinem Verhältniß zu den Objecten bald ein bedingtes, bald ein bedingendes war, bildet in dieser freien und schwankenden Bewegung der Idee schon fast, ich möchte sagen, einen künstlerischen Standpunct der philosophischen Anschauung. Aber statt der Idee der Schönheit tauchte dennoch bei Fichte stets nur die Moralidee auf. Diese Philosophie erzeugte in der Anwendung auf das Leben immer nur ethische Tendenzen, welche dann als die höchste Thätigkeit des practischen Ichs gewußt werden. In Fichte's moralischer Weltordnung — gewissermaßen ein geschlossener Handelsstaat des Geistes — muß das ästhetische Wohlgefallen an den Objecten dem sittlichen untergeordnet oder vielmehr darin aufgehoben werden, da es nach der Fichteschen Sittenlehre keine freie Glückseligkeit giebt, sondern **Sittlichkeit** die einzige Seligkeit in den Lebens- und Gemüthszuständen ist. So wird hier die Schönheit als Sittlichkeit gesetzt, oder vielmehr nur als eine Anleitung zum sittlichen Leben betrachtet, was jedoch eigentlich nichts Anderes heißt, als den ganzen selbständigen Begriff des Schönen aus dem Dasein hinwegtilgen. Dies hat auch Solger im ersten Gespräche seines Erwin auf eine sehr nachdrückliche Weise auseinandergesetzt, da er an dieser Stelle offenbar auf die Fichtesche Philosophie hinzielt. Fichtes Ansicht weist jedoch hier auf einen großen Gewährsmann zurück, mit dem er in der Stellung des Schönen zum Leben auf eine merkwürdige Weise sympathisirt. Dies ist Plato, dessen durch seine Dialoge verstreute Schönheitslehre ebenfalls darauf hinausläuft, das Schöne, das schon durch seine Mitabstammung aus den Urideen mit dem Guten und Wahren als Eines angenommen wird, in seinem Hauptzweck als eine Anleitung zur Tugend zu empfehlen, freilich durch die poetische Vermittelung des Eros, der durch das Schöne erweckt wird. Denn daß Plato, trotz der begeisterten ästhetischen Form seiner eigenen Werke, und der tiefen Begründung, auf die er in seiner Lehre von den Ideen auch das Schöne als ein solches Abbild der göttlichen Uridee zurückführt, dennoch die Kunst nur als etwas Untergeordnetes aufgenommen, ja, wie es scheint, nach einem vorangegangenen Kampfe mit sich selbst, streng von sich ab-

gewiesen, geht deutlich aus seinen Büchern über den Staat hervor, wo er auch das gefährliche Element des Schönen für seine Republik herauszukehren beginnt. Nur hat es bei dem Griechen immer noch einen freieren und weiteren Sinn als bei Fichte, wenn in der Platonischen Aesthetik das Schöne, das sonst auch als die sinnliche Darstellung sittlicher und körperlicher Vollkommenheit definirt wird, nur als ein beförderndes und anleitendes Mittel der Ethik erscheint, denn der Begriff des Ethischen bei den Alten trug noch andere und höhere Elemente geistiger und humaner Ausbildung in sich, als unter der engen kategorischen Form, unter der bei den Neueren gewöhnlich das Moralische auftritt, enthalten ist. Dennoch wirkte die Fichtesche Philosophie mehr als jede frühere in Deutschland auf die sich regenden poetischen und productiven Geister der damaligen Zeit. Das durch sie zum kecken Bewußtsein gebrachte Verhältniß des Ichs zum Nicht-Ich trug bei mehreren damals in Jena um Fichte versammelten Dichtergeistern und Kunstjüngern am meisten dazu bei, ein ästhetisches Prinzip zu erwecken, das darauf besonders durch die sogenannte romantische Schule epochemachend hervortrat. Dies ist das Prinzip der ästhetischen Ironie, welche man, insofern sie auf gewisse innere Zusammenhänge der Gesinnung und Weltanschauung basirt ist, nicht mit Unrecht auf die damaligen Einwirkungen der Fichteschen Philosophie zurückführen kann. Dies Prinzip der Ironie erhielt jedoch erst von spätern, zum Theil der Schellingschen Philosophie angehörenden Aesthetikern, und zwar auf einer bestimmteren und allgemeineren Grundlage, wie durch **Solger**, eine feste Stellung und wissenschaftliche Begründung in der Aesthetik.

Bei Schelling gelangen wir nun, wie in der Philosophie selbst auf die höchste Spitze des Absoluten, in welcher Idealität und Realität in der unendlichen Einheit sich aufheben oder identificiren, so auch in der Kunst dazu, dieselbe als eine Offenbarung des Absoluten begründet zu sehen. Dies ist die erste Philosophie, welche Kunst und Schönheit in der Ewigkeit und Unendlichkeit ihrer Idee anerkannt und nicht bloß auf die niedern Seelenvermögen im Menschen hinabgezogen hat. Wissenschaft, Religion und Kunst werden in dem Schellingschen System als die drei Emanationen des Absoluten auf der Seite der

Idealität, sowie Schwere, Licht und Organismus auf der gegenüberstehenden Seite der Realität, hingestellt. Die Schönheit ist ihm jedoch die endliche Darstellung des Unendlichen, und diese Darstellung geschieht durch die Kunst, welche die Offenbarung Gottes im menschlichen Geiste ist. In seinem „System des transcendentalen Idealismus" hat Schelling seine nähern Deductionen des Kunstproducts gegeben. Das Kunstproduct ist bei ihm die Identität des Bewußten und Bewußtlosen im Ich, und zugleich Bewußtsein dieser Identität, wodurch das Product einer solchen Anschauung einerseits an das Naturproduct und andererseits an das Freiheitsproduct gränzt, was die tiefste Einsicht in das Hervorbringen künstlerischer Productionen verräth. Die Befriedigung dieses Widerspruchs der bewußten und unbewußten Thätigkeit wird jedoch im vollendeten Kunstproduct zugleich erreicht. Das aber, was diese Harmonie hervorbringt, ist nichts Anderes als das Absolute, welches den allgemeinen Grund der prästabilirten Harmonie zwischen dem Bewußten und dem Bewußtlosen enthält. So wird die Kunst auch von dieser Seite, wo die offenbarende Thätigkeit des Genies gemeint ist, an das Absolute hinangeschoben, und die naheliegende Vermischung des Philosophischen und des Schönen verwirrt das Kunstgebiet. Wenn aber der ursprünglich poetische und genialische Geist des Stifters dieser Philosophie ihm zu Hülfe kam, um die höhere und ideelle Bedeutung der Kunst für den menschlichen Geist zu würdigen, so ist es ihm dadurch doch keineswegs gelungen, der Aesthetik als einer philosophischen Wissenschaft irgend eine positive Wirksamkeit oder Geltung zu verschaffen. Die Unmöglichkeit und innere Fruchtlosigkeit, eine Aesthetik a priori zu construiren, hat sich auch in der Schellingschen Philosophie, wenn auch nicht durch solchen nüchternen Kunstrationalismus, wie in den früheren Systemen, doch durch manche auf dem entgegengesetzten Pol hervortretende phantastisch-speculative Carrikatur bemerklich gemacht. Auf der einen Seite haben Schellings Kunstansichten einen gewissen ästhetischen Mysticismus in Deutschland aufgeregt, der sich weder für Erkennen noch Hervorbringen ächter Kunst förderlich erweisen konnte, auf der andern Seite tritt das Schöne, als eine Emanation Gottes, auch wieder, wie bei Plato, in die Sphäre des

Guten und Wahren hinüber und fällt somit mit dem Ethischen zusammen, ohne daß es aus jener in eigenthümlicher Selbständigkeit zu fassenden Richtung des menschlichen Geistes, welche in demselben kunstschöpferisch wird, abgeleitet und begründet würde. Sodann hat auch die Schellingsche Philosophie keine einzige Aesthetik erzeugt, welche sich irgend ein Ansehn in der Literatur erworben, von Einfluß auf Bildung und Läuterung des nationalen Geschmacks gewesen, auf die ästhetische Erziehung des Genies gewirkt, das Verständniß der productiven Kunst selbst zu erweitern und zu erhöhen vermocht, und zu dem Rang eines gesetzgebenden und allgemein anerkannten Systems sich aufgeschwungen hätte. Denn was hat eine apriorische Wissenschaft für Werth, wenn sie aus ihren Constructionen nicht einmal gültige Gesetze hervorzurufen im Stande? Das Apriorische muß entweder gesetzgebend sein, weil es auf den Begriff zurückgeht, oder es ist ein völliges Nichts in der Anwendung auf das Leben, weil Leben höher ist denn aller Schulbegriff. Und so hängt die Unmöglichkeit, die Aesthetik als Wissenschaft **a priori** zu begründen, schon mit der durch factische Gewalt sich aufdrängenden Thatsache zusammen, daß es kein gesetzgebendes System für die productive Kunst giebt noch geben könne. Dennoch kann Schelling das Verdienst nicht abgesprochen werden, manchen trefflichen Kopf unter seinen Anhängern für eine geistvollere wissenschaftliche Behandlung der Aesthetik gebildet zu haben. Hier ist vor allem Solger zu nennen, der, wenn er sich auch in manchem Betracht gegen die Schellingsche Philosophie eigenthümlich zu stellen versucht hat, — und es ist hier nicht der Ort, seinen etwas ungewissen Standpunct in der Philosophie zu erörtern — doch auf Schellings Ansichten, von denen er seinen Anstoß erhalten, zurückzuführen ist. Denn wenn sich z. B. in Solgers Erwin aus dem ziemlich unerquicklichen dialektischen Gewinde über die Begriffsbestimmungen des Schönen endlich Das als Positives herauszustellen scheint: „Vollständige Durchdringung des Begriffs und der Erscheinung, welche selbst erscheint, ist **die Schönheit**;" so ist dies doch in der That nichts als eine bestimmtere Begründung jener Schelling'schen Definition, wonach die Schönheit als die endliche Darstellung des Unendlichen gewußt wird. Solger hat übrigens un-

läugbare Verdienste um die Aesthetik, wenn man auch kaum sagen kann, daß seine Ansichten ins Publikum gekommen, vielweniger auf dasselbe gewirkt haben. Seine Bücher sind meistentheils, Gott weiß durch welches Schicksal, auf dem Boden seiner Verleger liegen geblieben, und haben sich durch die Dunkelheit ihrer Darstellung da, wo sie bekannt wurden, den Eingang erschwert.

Um für meine bloß negativen Bemerkungen über die Behandlung der Aesthetik als Wissenschaft nicht zu viel Zeit in Anspruch zu nehmen, übergehe ich alle übrigen Erscheinungen auf diesem Felde, nur noch Einiges über das Schicksal der Kunst in der Hegel'schen Philosophie hinzufügend. Bei der Stellung, welche die Kunst in diesem System eingenommen, wird es von dem Philosophen gewissermaßen als etwas Beklagenswerthes bemerklich gemacht, daß die Kunst nicht Philosophie sei, was als etwas Mangelhaftes an derselben erscheint. Denn indem bei Hegel die Kunst als die Idee in ihrer Unmittelbarkeit, folglich als etwas mit dem bloßen Natürlichen Zusammenhängendes auftritt, erweist sie sich dadurch als etwas noch Unvermitteltes für den Begriff. Da aber die hegel'sche Philosophie wesentlich die Richtung hat, nichts im Leben unvermittelt dastehen zu lassen, sondern Jegliches zu vermitteln, d. h. in den Begriff zu fassen, so liegt hier schon von vorn herein etwas Feindliches in ihr gegen alle Kunst, welche Kunst, und nicht Philosophie sein will und kann. Die vermittelte Kunst würde aber nichts als Hegel'sche Logik sein, sowie das vermittelte Leben in Logik aufgeht. Schellings ideelle Ansicht von der Kunst als einer Offenbarung des Unendlichen wird bei Hegel bereits mit Rückschritten umgangen und nicht wieder aufgenommen. Es ist vielmehr bei ihm nicht der absolute Geist, welcher durch die Kunst in das Bewußtsein tritt (schon nach §. 557. der Hegel'schen Encyclopädie), sondern das Schöne ist die Einheit der Natur und des Geistes; aber die unmittelbare Einheit, und somit nicht die geistige Einheit, d. i. „nicht die, in welcher das Natürliche nur als Ideelles, Aufgehobenes gesetzt und der Inhalt in geistiger, wahrhafter Beziehung auf sich selbst wäre." Die „sinnliche Aeußerlichkeit" an dem Schönen ist zugleich seine Inhaltsbestimmtheit, es ist ein bloßes Zeichen der Idee. Hegel's geringe Einsicht in

das Wesen der Kunst charakterisirt sich ferner dadurch, daß er das Subjective im Kunstwerk nur als diejenige schlechte Besonderheit bezeichnet, durch deren Beimischung der Gehalt des inwohnenden Geistes sich beflecke. So erscheint ihm denn auch die Begeisterung nur als ein unfreies Pathos, weil das künstlerische Produciren nur die Form der natürlichen Unmittelbarkeit hat, als ob der Dichter und Künstler eine solche schwitzende Pythia auf dem Dreifuß wäre, die nur als ein Werkzeug des Gottes empfängt, aber nicht mit freiem Bewußtsein schafft. An dieser Philosophie zeigt es sich nun auf der Spitze, was dabei herauskommt, aus der systematischen Philosophie einer Zeit eine Aesthetik, die dadurch in eine bestimmte consequente Stellung zum System gezwängt werden muß, hervorgehen zu lassen, und Hegel ließ es sich noch dazu, nach der Strenge seiner Methode, am meisten angelegen sein, ein wirkliches System der Kunstwissenschaft oder sogenannten Kunstphilosophie zu schaffen. So gelangte er dazu, der Kunst gerade dieselbe Stellung zur Philosophie zu geben, welche ihr bereits der von Gott und allen Musen verlassene Wolfianismus durchaus ebenso eingeräumt hatte.

Der eigenthümliche Werth aller dieser Philosophen und großen Denker, ihre wissenschaftliche, ihre culturhistorische Wichtigkeit, kann nicht bestritten werden. Aber auf die Kunst hat die Philosophie nie günstig vielmehr höchst verderblich eingewirkt, und ich kehre jetzt, nachdem ich in Bezug auf meinen Standpunct diese Philosophen betrachtet, zu meiner früher angedeuteten Behauptung zurück, daß nämlich die Aesthetik **keine** apriorisch zu begründende Wissenschaft ist. Beweis dieser Behauptung sind eben die mißglückten und unwirksam gebliebenen Versuche in den philosophischen Systemen. Der ganze philosophische Ausgangspunct bei der Begründung einer Aesthetik muß vielmehr zu ihrem einzigen Heil abgewiesen, und dagegen zu einer selbstständigen Behandlung dieser Wissenschaft, frei von den Bedingungen der philosophischen Systeme, geschritten werden.

Wenn man den Kunsttrieb als etwas Originelles, als etwas Primaires in der menschlichen Natur aufsucht, so wird er vielmehr als der andere Pol des Menschengeistes gegen die philosophische Erkenntniß erscheinen, und die primitive Begründung der Schönheitsidee, die sich

nicht bloß als etwas Secundaires zu einem philosophischen System darstellt, hilft zugleich die Aesthetik als eine originale und selbstständige Disciplin begründen. Die Aesthetik ist bei weitem mehr eine historische als eine philosophische Wissenschaft; sie setzt eine aus dem Leben ihr überlieferte productive Kunst voraus, ohne die sie nicht zu existiren vermöchte, und gestaltet sich in ihrem Innern nach denselben Bedingungen, nach denen sich die productive Kunst selbst gestaltet hat. Diese Bedingungen sind auf der einen Seite die Weltanschauung einer Zeit, auf der andern die Nationalität eines Volkes. Diese Elemente müssen in der Kunst immer mächtig und darin sein, denn die Kunst ist die schärfste Individualisirung eines Nationallebens, aber sie sind es keineswegs immer in der Philosophie. Ob ein philosophisches System, das so oft nur wie eine gekünstelte Lebensblume in der Zeit gepflanzt steht, immer der Weltanschauung seiner Zeit entspreche, ließe sich negativ beweisen. Die wesentlichsten Theile der Hegelschen Philosophie gehören ebenso gut den Eleaten, dem Heraclit, dem Plato, dem Aristoteles und diesen vergangenen Zeiten an, als der unsrigen. Die Kunst sondert sich daher schon durch ihr so entschieden individuelles und nationelles Leben von den auf das Allgemeine und Abstracte des Menschengeistes gerichteten philosophischen Systemen los. Die Kunst einer Zeit ist zugleich mit den Stoffen ihrer gesammten Weltanschauung gefüllt, und in der eigenthümlichen Gestalt, in welcher die Idee der Schönheit bei einem Volke hervorgetreten, hat sich zugleich das eigenste Wesen und Leben des Volkes abgezeichnet. So erweist sich die allgemeine metaphysische Begründung der Schönheitsidee als unzureichend und trügerisch, da auch die Schönheitsidee ein historisches Element in sich hat, das nicht verkannt werden darf. Die Idee der Schönheit bei den Alten ist durch eine andere Weltanschauung gefärbt, als im modernen Leben. In der griechischen Kunst ist das griechische Leben, der griechische Staat, die griechische Persönlichkeit, der griechische Himmel, bis in die leisesten Charakterzüge hinein sichtbar und mitthätig. Im Shakespeare zeigt die Behandlung jeder Einzelnheit den Dichter der modernen Weltanschauung. Kann die Aesthetik, wenn sie wirklich eine Wissenschaft ist, d. h. von ihren Gegenständen weiß, sich diese

wichtigen Unterschiede in der Offenbarung der Schönheitsidee bergen? Wird sie nicht an ihrer Apriorität verzweifeln? Oder da Aesthetik nichts ist, als das reflectirende Bewußtsein der Kunst selbst, wird sie nicht da auch die historischen Elemente zu ihrer Begründung in sich aufnehmen müssen? Und so wird die Aesthetik als Wissenschaft zu einem in das Bewußtsein tretenden System der Kunstgeschichte! Die Welt der Schönheit ist eine ganz andere Welt als die philosophische. Das Schöne ist die Gestaltung, das Philosophische ist der Begriff der Dinge. Das Schöne ist die Harmonie äußerer und innerer Nothwendigkeit eines Gegenstandes in der Einheit des Bildes ausgedrückt, und diese Einheit des frei Gebildeten mit dem nothwendig Gegebenen ist die Vollendung der Erscheinung, die Gestalt. Die Gestalt hat den Begriff, das Bild hat den Geist in sich, aber nicht als Begriff, sondern aufgegangen und verklärt in der Gestalt. Die Philosophie, die nur auf den Begriff geht, muß daher die Gestalt zersetzen und zertrümmern, um zu ihm zu gelangen. Das Schöne aber, das den Begriff immer gestalten will, zerstört den Begriff nicht, sondern erhält ihn in der Harmonie des Bildes, zu der sie ihn ausprägt. Das Aesthetische ist somit immer etwas Zusammengesetztes, weil es die Einheit von Begriff und Bild ist; das Philosophische ist etwas Auflösendes, weil es zu dem Begriff durch Zerstörung der Gestalt gelangt. Das Philosophische ist das Warum, das Aesthetische ist das Wie des Lebens. So fallen diese beiden Welten, als die beiden entgegengesetzten Pole des Menschengeistes, auseinander.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

VI.

Die Sage vom Don Juan.

Von

Dr. August Kahlert.

Als am 4. November 1837. an vielen Orten Deutschlands das funfzigjährige Jubelfest der Mozartschen Oper: „Don Giovanni" gefeiert wurde, legte man durch diese That an den Tag, welch' hohe Bedeutung für die deutsche Tonkunst gerade diesem Werke beigelegt werde, und verband damit schickliche Maaßregeln zur Errichtung eines Denkmals für den Meister. Nicht leicht möchte sich irgend ein anderes Beispiel dafür finden lassen, daß man das Jubiläum eines Tonwerks gefeiert habe, während die Geburts- oder Todestage der Meister häufig genug in Erinnerung gebracht werden. Zugegeben wird gern von allen Bewunderern der gefeierten Oper, daß der in den Tönen behandelte Gegenstand zu der von diesen erreichten Unsterblichkeit wesentlich beigetragen habe, der glückliche Griff des Meisters bei der so entscheidenden Wahl gereicht ja ihm selbst zugleich zum Ruhme, manches andere seiner Werke steht mindestens eben so hoch, und lebt nicht mehr im Publikum, sondern nur unter den Musikfreunden. Die Sage vom Don Juan rauscht so geheimnißvoll daher, aufregend und warnend, die ernste Stimme einer fernen, gläubigen Zeit.

Solcher unverwüstlichen Stoffe in der Geschichte der Poesie giebt es wohl Manchen, Aladdin's Wunderlampe, Romeo und Julia, Genoseva, die wir in Euryanthe und Griseldis wiederfinden, und mit weit höherem Rechte Ahasver, und Faust. Die Sage von dem letztren steht mit der vom Don Juan in so naher Verwandschaft, daß zum Vergleich

die Aufforderung nahe liegt. Bevor hier zu einer solchen geschritten wird, dürfen die Schicksale der Sage vom Don Juan in der europäischen Literatur vorbereitend und den Besitz der wesentlichen Thatsachen gewährend, wohl möglichst gedrängt vorgetragen werden. Im Allgemeinen sind sie doch nur Wenigen bekannt, und übersichtlich, wie die der Faustsage, bisher noch gar nicht zusammengestellt.

Auf Spanien wird jeder durch den Inhalt hingewiesen, und würde aus der Gluth südlicher Leidenschaft die Wiege der Sage errathen, auch wenn der Name des Helden sie nicht verriethe. So wie man in Deutschland Geschichten vom Doctor Faust sich so lange erzählte, bis sie aufgezeichnet wurden, so lief von Sevilla aus Nachricht von Don Juan's Schicksalen, bevor ein Dichter dieselben auf das Theater brachte. Wenn indessen die Commentatoren des Faust in dieser Hinsicht schon von einander abweichen, so ist dies noch weit mehr bei denen der Fall, welche die Thatsachen von Don Juan's Leben zu ermitteln bemüht sind. Die englischen Kritiker des Byron'schen Gedichtes haben herausgebracht, daß ein angesehenes Hidalgogeschlecht, Namens Tenorio, woraus unter andern ein in den Kriegen mit den Mauren ausgezeichneter Admiral hervorging, existirt habe. Dieser blieb in der Schlacht und hinterließ mehre Söhne, davon der jüngste Juan genannt, mit dem König Peter dem Grausamen, von Castilien (1350), bei den Spaniern Don Pedro schlechtweg genannt, ziemlich in gleichen Jahren, dessen vertrauter Freund war. Nach des **Favyn: théatre d'honneur et de chevalerie, Paris 1620, (theater of honour and knighthood, London 1623)** wurde Don Juan Tenorio zum Ritter der Banda, eines von Alphons **XI.** gestifteten Ordens, aufgenommen. Dann zum Ober-Kellermeister (repostero) des Königs ernannt, ward er dessen treuer Genosse bei allen Ausschweifungen und Grausamkeiten, den Bewohnern Sevillas ein Muster aller Frevler. Ueber sein Ende schweigt die Geschichte, um der Sage die Pforte zu öffnen. Noch jetzt steht in Sevilla in der Nähe der alten Promenade, (**Alameda vieja**) ein Stück einer alten Consularstatue, woran der Verbrecher seinen frevelhaften Muthwillen zu seinem eigenen Verderben ausgelassen haben soll. Im Munde des Volks heißt sie noch jetzt der steinerne Gast. Eine ganz andre Geschichte, die aber

jeder Bürgschaft entbehrt, erzählt v. Nissen in Mozarts Leben (Lpzg. 1828.). Er sagt: die Quelle der Sage sei ein in Portugal erschienener jesuitischer Roman: vita et mors sceleratissimi principis Joannis. Darunter gemeint sei König Alphons VI., Sohn des Don Juan de Braganza. Man habe ihn in einem Thurme bei Lissabon gefangen gehalten, und die Jesuiten hätten dem Volke weiß gemacht, der Teufel hätte ihn weggeführt.

Einigermaßen weicht hier der Bericht von Prosper Merimée vor seiner Erzählung: „les ames du purgatoire" (s. Dodecaton. Paris 1836. vol. 1.) ab. Er behauptet, daß Don Juan die Giralda, eine eherne Statue, die auf Sevilla's maurischem Thurme gestanden, zu Gaste gebeten habe. Uebrigens trennt er bereits die Person Don Juan's in zwei, einen aus der Familie der Maranna, den reuigen Frevler, dessen Grabmal in der Kirche zur heiligen Barmherzigkeit in Sevilla zu sehn, und einen aus dem schon erwähnten Geschlecht Tenorio, der in Sünden verstorben sei.

In spanischen Reiseberichten findet sich manche Sage von dem vornehmen Sünder, die im Volke festgewurzelt, endlich auch wohl Gebräuche hervorgerufen hat. Da soll z. B. derselbe von einem Ufer des Manzanares zum andern herübergelangt haben, um seine Cigarre an der des Teufels anzuzünden. Ein Reisender behauptet*), daß noch heute am Fastnachtsdienstage Don Juan als Puppe von Kopf bis zu Füßen weiß gekleidet, mit Mantel und Federbarett angethan, auf weißem Kissen knieend von vier Männern auf dem Prado herumgetragen werde. Vielleicht eine Ermahnung an das Volk, das Göttliche über dem irdischen Jubelrausche nicht zu vergessen.

Zweihundert und funfzig Jahre mußten vorübergehn, bis die Poesie den Stoff zu ergreifen sich getraute, und die schwankenden Umrisse der Sage zu einer, wenn auch nur dürftigen Kunstgestalt erhob. Dies leistete der Predigermönch Gabriel Tellez, der von etwa 1570 bis 1650 lebte, und unter dem Namen Tirso de Molina beliebte Comödien schrieb, eine Notiz, welche zuerst der beste Schüler Lope's de Vega, Perez

*) S. Lewalds Echo 1837 Bd. II. S. 152: Briefe aus Madrid.

de **Montalvan** in seinem Werke Para todos geliefert hat. Näheres bringt ganz neuerdings Eugenio de **Ochoa** bei, der unter Andern bemerkt, daß jener Tellez bereits im Jahre 1648 bei einer geistlichen Standeserhöhung ein Siebenziger gewesen. Die Comödien dieses Dichters sind zum Theil geistliche, zum Theil weltliche, und zwar diese de capa y espada (historische oder heroische). Die erste, vom Verfasser besorgte, Ausgabe erschien zu Madrid in Quart 1616, spätere Fortsetzungen zu Tortosa 1634, zu Madrid 1635, 1636, so daß die sämmtlichen dramatischen Werke fünf Bände einnehmen. Dazu treten indessen die Cigarrales de Toledo, ein Novellenbuch, dessen erstem Theile (Madrid 1621) drei größere Comödien einverleibt sein sollen. Bevor noch Bouterwek und Schlegel auf diese sehr selten gewordenen Schriften die Deutschen aufmerksam machten, hatte dies **Dieze** in einer Anmerkung zu seiner Uebersetzung von des **Velasquez** „Geschichte der spanischen Dichtkunst" gethan, wobei er jedoch irrthümlich Tellez und Tirso de Molina zu zwei verschiedenen Personen macht.

Das Stück dieses Dichters, das die Sage vom Don Juan behandelt, führt den Titel: El Burlador de Sevilla y Combidado de piedra (zuerst gedruckt 1634). Es soll oft aufgelegt worden sein, ist jedoch in Deutschland jedenfalls eine große Seltenheit, und mir niemals zu Gesichte gekommen. Gleichwohl ist durch eine zuverlässige Quelle die Möglichkeit gegeben, den Plan und Gang des Stücks mitzutheilen. In einem auch nicht häufigen Werke, nämlich: l'art de la comedie par Mr. de **Cailhava**, Paris 1772, (tome III. p. 217) wird derselbe mit Genauigkeit vorgetragen. Der Zweck dieses Verfassers, der nur aus Opposition gegen den, denselben Stoff behandelnden Molière schrieb, ist hier gleichgiltig, da er immer sichere Kunde über die Beschaffenheit jenes ersten Drama's, worauf es hier ankommt, bietet.

Das Stück zerfällt hiernach in drei Abtheilungen, und hat sehr häufigen Scenenwechsel. Jede Abtheilung ist den Begebenheiten eines Tages gewidmet.

Erster Tag. Scene: Sevilla. Die Herzogin Isabella, Tochter des Königs, wollte dem Herzog Octavio ein Rendezvous geben, an dessen Stelle sich Don Juan einschleicht. Erst als sie ihn vor die Thür

begleitet, entdeckt sie den Betrug, ruft die Wache, worauf ihr Vater kommt, und sie entflieht. Don Pedro, der Gouverneur, erscheint, und verhaftet Don Juan auf des Königs Befehl, um ihn aber gleich nachher, weil er seinen Neffen in ihm erkennt, über die Mauer entwischen zu lassen. Dem König erzählt er dagegen, Don Octavio sei bei Isabella gewesen, die nun vorgeführt und in den Thurm geworfen wird; Octavio aber wird aufgesucht, weil man ihn nun zur Ehe mit Isabella zwingen will. Don Pedro an der Spitze der Wache findet ihn auch, räth ihn jedoch ebenfalls die Flucht an. — Nun wird man an einen Meeresstrand versetzt. Ein Fischermädchen, Tisbéa, setzt das Publikum in Kenntniß, daß sie den Nachstellungen der Männer kaum auszuweichen wisse. Man hört Hülfegeschrei aus den Wellen, worauf von der bewegten Fluth Don Juan und sein Bedienter Catalino an's Gestade geworfen werden. Dem Fischermädchen wird der leblose Herr von dem Diener zur Pflege übergeben, in deren Armen er auch erwacht, und sogleich gefährliche Absichten gegen das schöne Kind faßt. Catalino kehrt dann mit zwei Fischern zurück, die dem flüchtigen Ritter Obdach und Erquickung in ihrer Hütte anbieten. — Die Scene ist in Castilien. Der König dieses Landes tritt auf, und unterhält sich mit Don Gonzalo, von dem er Neuigkeiten aus Lissabon verlangt. In 200 Versen werden selbige beschrieben zur Ergötzung des Königs, der dann von Don Juan's Ankunft spricht, und Don Gonzalo's Tochter, Donna Anna, mit demselben zu vermählen Lust bezeigt. — Es treten nach dem Abgange von Jenen Don Juan nebst Bedienten auf, der seinem Herrn dessen lästerliche Absichten auf Tisbéa vorwirft. Don Juan entschuldigt sich mit dem Beispiele der Dido und des Aeneas. Darauf verspricht er der eingetretenen Tisbéa die Ehe, und führt sie in ein Wäldchen. Die Verschwundene wird von deren Liebhaber Anfriso gesucht, mit welchem noch andre Fischer, Coridon und Belisa, kommen. Da alle Nachforschung vergebens ist, wird eine Romanze gesungen, deren Inhalt ist, ein Mädchen sei ausgegangen zu fischen, und habe in ihren Netzen statt der Fische Herzen gefangen. Als dies Lied beendet worden, stürzt Tisbéa in Verzweiflung herein, und hetzt die Fischer auf, Don Juan zu suchen. —

Zweiter Tag. Die Scene bleibt in Castilien. Don Diego, Don Juans Vater, tritt vor den König und erzählt diesem seines Sohnes Abentheuer mit Isabella, welches ihm Briefe aus Sevilla gemeldet haben. Die beabsichtigte Vermählung Anna's mit Don Juan wird nun natürlich aufgegeben, dieser sogar aus Castilien verbannt. Der gleichfalls flüchtige Octavio tritt vor den König, und bittet, da er schuldlos von einer Dame eines Verbrechens angeklagt, verfolgt werde, um Schutz. Der König erräth die Sache, verspricht ihn zu entschuldigen, und bietet nun ihm Anna's Hand an. Demnächst erscheint ein Marquis de la Mota, nebst Don Juan, der Kenntniß von Anna's Zuneigung erhält. Ein Kammermädchen wirft ihm, den sie für ihren Geliebten ansieht, ein Billet für den Marquis aus dem Fenster zu, aus welchem Don Juan herauslieset, „ein Geliebter werde um 11 Uhr zu der Geliebten beschieden". Der Marquis wird durch ihn an Donna Anna's Thür um 11 Uhr bestellt, ohne Don Juan's Absicht zu ahnen. — Scene zwischen Don Diego und seinem Sohne, der gegen alle Besserungsvorschläge taub bleibt. Der Vater ruft den Himmel um Strafe an. Der Marquis kommt und klagt dem falschen Freunde, daß er von Spionen verfolgt sei, worauf dieser im Mantel des Marquis abgeht, um das Terrain zu säubern. — Donna Anna in ihrem Zimmer von Don Juan überfallen, der sich für den Marquis ausgiebt, ruft um Hülfe. Ihr Vater Don Gonzalo eilt mit bloßem Degen herein, und wird von dem Andern im Duell erstochen. Der Marquis mit einer Musikbande trifft Don Juan, der ihm nun seinen Mantel wiedergiebt und entflieht. Die ihn verfolgende Wache verhaftet nun den Marquis, da sie ihn für den Mörder hält. Auch verurtheilt der dazukommende König ihn ohne Weiteres zum Tode. — Der Tag schließt mit einem ländlichen Bauernfest, woran Catalino Theil nimmt. Aminta heirathet den Patricio. Don Juan erscheint, erobert das Herz der Braut, die er dann sofort bei Seite schafft. —

Dritter Tag. Patricio malt in einem Monologe die Qualen der Eifersucht, läßt sich aber von Don Juan beschwichtigen, der sich einen alten Bekannten seiner Braut nennt. Hierauf eilt dieser zu der jungen Frau, beruhigt diese, und verspricht ihr, sie zu heirathen, wenn Patricio

sie verstieße. Sie verlangt von ihm einen Schwur, den er dahin leistet, daß er von Gott verflucht, und von einem todten Manne getödtet sein wolle, wenn er unwahr rede. — Nun tritt Donna Isabella, die man so lange aus dem Gesichte verloren, auf, dazu Tisbéa, was gegenseitige Klagen der beiden Verlassenen verursacht. — Scene vor dem Grabmale des Gonzalo. Catalino meldet seinem Herrn Isabellas Ankunft, der darüber lacht, und nur an Aminta denkt, übermüthig zuletzt die Statue des Gonzalo zum Nachtmahl einladet. — Don Juan's Zimmer. Nachtmahl. Der Herr zwingt den furchtsamen Diener zu essen. Es klopft. Der Diener wird ohnmächtig. Der Geist Gonzalo's in Gestalt von dessen Statue tritt ein, und setzt sich an den Tisch. Don Juan zieht spöttischen Tones bei ihm Erkundigungen nach der andern Welt ein, zumal ob das Land schön sei, ob man die Poesie dort liebe. Der Geist antwortet nur mit Kopfbewegung, und ladet nach geendeter Mahlzeit seinerseits den Gastgeber in das Grabgewölbe zum Abendessen. Als dieser dem Scheidenden leuchten will, entgegnet der Geist, daß er dies nicht bedürfe, weil seine Seele bei Gott Gnade gefunden habe. Jetzt bekennt Don Juan dem Catalino, daß er sich vor dem Gegenbesuche fürchte, jedoch aus Furcht für feig zu gelten, ihn abstatten wolle. — Scene am Hofe. Der König befiehlt Isabella aus dem Kloster zu holen, da er Don Juan zwingen wolle, sie zu heirathen, und schlägt dem Herzog Octavio die Erlaubniß ab, den Verräther zum Zweikampf zu fordern. — Kirchengruft. Don Juan tritt mit Catalino ein, der den Geist rufen muß. Die Statue erscheint, begleitet von zwei Kobolden die den Tisch serviren, umarmt den Gast, der nach einem Beichtiger schreit, wozu, nach des Geistes Bemerkung, es zu spät ist. Entseelt stürzt Don Juan zu Boden. Grabmal und Kirche versinken mit den Personen. — Scene am Hofe. Patricio verklagt den Räuber seiner Frau bei dem König. Tisbéa fordert gleichfalls Genugthuung, und der Marquis beweiset seine Unschuld an des Don Gonzalo Tode. Da rennt Catalino herein, und erzählt, wovon er Zeuge gewesen, sagt auch aus, daß Don Juan bekannt, bei jenem Besuche bei Donna Anna nicht Zeit zu einer thätlichen Kränkung ihrer Ehre gehabt zu haben. Der Marquis, entzückt, verlobt sich sofort mit ihr. Auch Octavio erklärt,

Isabella, die er nun als Don Juan's Wittwe betrachte, heirathen zu wollen. Der König endlich lobt Gott, der so gerecht strafe, und giebt Befehl, daß Gonzalo's wunderthätiges Grabmal nach Madrid in die Kirche des heiligen Franciscus gebracht werde.

Dies ist die Skizze jenes merkwürdigen ersten Schauspiels, wovon Don Juan der Held ist. Die Arbeit de Molina's hatte nun zunächst das Glück, italiänischen Schauspielerbanden wohlzugefallen, und wanderte durch deren Vermittelung nach Frankreich. Eine solche italiänische Bearbeitung wurde auf einem Vorstadttheater zu Paris gegeben, und ward die Veranlassung, daß der damals schon hochberühmte Molière sich des Stücks bemeisterte. Cailhava in seinem obenangeführten Werke ist es besonders darum zu thun gewesen, nachzuweisen, wieviel Molière gerade dem italiänischen Vorbilde verdanke, und würde bei seiner Partheilichkeit gegen Molière eine trübe Quelle sein, wenn er uns nicht durch Mittheilung des Scenariums der Italiäner in den Stand gesetzt hätte, selbst zu urtheilen.

Erste italiänische Bearbeitung des spanischen Stoffs.

Erster Akt. Isabella, Tochter Don Pedro's, hat am Hofe den Herzog Ottavio gesehn, sich in ihn verliebt, ihm ein Rendezvous gegeben. Don Juan schleicht an des Begünstigten Stelle zu ihr. Don Pedro kommt. Don Juan löscht diesem die Fackel aus und nennt sich seinen Neffen, worauf ihm die Flucht vor des Königs Zorn angerathen wird. — Arlecchino kommt und sucht seinen Herrn, der ihn, da des Bedienten Laterne verlischt, für einen Feind hält, zum Kampfe zwingt, und dabei an der Furchtsamkeit erkennt. Hierauf entfliehn beide nach Castilien. — Isabella nebst ihrem Vater klagen vor dem Könige Don Ottavio an, der nun verhaftet werden soll, aber entflieht.

Zweiter Akt. Meeresstrand. Sturm. Eine Fischerin rettet Don Juan und dessen Diener aus den Wellen. Don Juan gewinnt die Gunst des Mädchens, das von Arlecchino beklagt wird, als jene verschwunden sind. Don Juan will nun fort, nimmt Abschied von der Fischerin, die ihn nicht lassen will, aber ausgelacht wird, und von dem

Bedienten die Liste aller Geliebten seines Herrn zur Ansicht erhält. Beide entweichen, die Fischerin allein stürzt sich ins Meer.

Dritter Akt. In Castilien. Ottavio ist Günstling des Königs. Er soll Anna die Tochter des dasigen Gouverneurs heirathen, eine Angelegenheit, die der König selbst in Ordnung bringt. Nun kommt Don Juan, erfährt Ottavio's Glück, und giebt sich gegen einen Pagen, der an diesen einen Brief abzugeben hat, für den Addressaten aus, dann geht er als Ottavio zu Donna Anna. Sie erkennt ihr endlich. Lärm, Duell mit dem Gouverneur, Anna findet den Vater todt.

Vierter Akt. Ottavio bittet den König, die Heirath zu beschleunigen. Anna in Thränen setzt **10000** Goldstücke auf Entdeckung des unbekannten Frevlers. Arlecchino macht Miene, seinen Herrn zu verrathen, wovon er aus Furcht absteht. Ein Arzt **Dr.** Pantalon erscheint, dem Arlecchino den Vorschlag macht, die Hälfte des Geldes zu gewinnen, indem er sich von ihm als Thäter angeben lasse, und dann das Geld mit ihm theile.

Fünfter Akt. Grabgewölbe des Gouverneurs. Dessen Statue ist sichtbar und wird von Don Juan zum Nachtmahl eingeladen. — Speisesaal. Die Statue kommt zu Don Juan, nimmt Platz bei Tisch, und ladet jenen wieder zu sich ein. Arlecchino macht bei allen diesen Begebenheiten viele Späße. — Freier Platz. Don Juan ist als Thäter entdeckt, der König wüthet; auch wegen der ertrunkenen Fischerin läuft Klage ein. Man verfolgt von allen Seiten den Frevler. — Grabgewölbe. Don Juan und der Bediente erscheinen; jener erbebt, will fliehn, die Statue tritt ihm in den Weg, faßt ihn, versinkt mit ihm. Arlecchino ruft ihm glückliche Reise nach. — Scene in der Hölle, wo man ein Ballet von Teufeln sieht.

Der wesentliche Fortschritt, der zwischen der spanischen Bearbeitung zu der italiänischen sichtbar ist, beschränkt sich auf die sorgfältiger behandelte Figur des Arlecchino, welchem jetzt die Moral in den Mund gelegt worden. Gewissermaßen erweckt er das meiste Interesse, da insbesondere, was die Verwickelung angeht, das Zerfallen des Ganzen in zwei Hauptfabeln, die gar nicht in einander verschlungen sind, Tadel verdient.

Das Stück gefiel in der That in dem Maße, daß es sehr bald von Franzosen nachgeahmt wurde, und zwar machte in dieser Hinsicht den Anfang de **Villiers**, dessen Stück: **Le festin de pierre ou le fils criminel** in drei Akten auf dem Theater **de l'hôtel de Bourgogne 1659** aufgeführt wurde. Hier sind Don Juans Vater (Alvaros) und Bedienter (Philippino) Hauptpersonen. Die noch heute gangbaren Scenen mit Don Juan's Verkleidung als sein Diener und als Einsiedler stammen aus jener ersten französischen Bearbeitung, welche durch die des bereits berühmten Molière verdrängt wurde. Molière ließ sein Stück: **Don Juan ou le Festin de pierre, comédie en cinq actes** am **15.** Februar **1665** auf dem Theater **du Palais royal** aufführen. Es ist für die späteren Bearbeitungen zu wichtig geworden, als daß die Skizze desselben hier fehlen dürfte.

Don Juan, von Molière.

Erster Akt. Spanarelle, Don Juans Bedienter, unterhält sich mit Gusman dem Stallmeister Elvira's, der Verlobten des Don Juan, von dessen Treulosigkeit. Er hat sich in eine Bäuerin verliebt, die eines andern Braut ist. Don Juan trägt dies selbst vor. Elvira warnt, wird bitter verhöhnt. Spanarelle beklagt seinen Dienst.

Zweiter Akt. Am Meere. Charlotte Braut des Pierrot, eines Bauern erfährt von diesem, daß Don Juan und Spanarelle aus den Wellen von ihm gerettet worden. Es ergiebt sich, daß diese in einem Kahn Charlotten verfolgen wollten. Nun treten sie auf. Liebesgespräch mit Charlotte, wobei Pierrot Schläge bekommt. Ein andres hübsches Mädchen, Mathurine, kommt dazu, so daß nun die Schmeicheleien zwischen Beide getheilt werden. Spanarelle warnt beide. Ein Vertrauter Don Juan's, La Ramée, meldet, daß zwölf Reiter ihn verfolgen, worauf dieser mit Spanarelle die Kleider zu tauschen, Lust bezeigt.

Dritter Akt. Wald. Der Bediente als Arzt, der Herr als Bauer. Sie sehen in der Ferne einen einzelnen Mann von dreien angefallen; letztrer eilt zu Hülfe und befreit Don Carlos, den Bruder von Donna Elvira. Don Alonso, ein zweiter Bruder derselben, kommt dazu, erkennt den Beleidiger seiner Schwester, und will sich an ihm rächen, woran er von dem dankbaren Don Carlos verhindert wird. Spanarelle, der sich

geflüchtet hatte, kehrt zurück. Ein altes Grabgewölbe erregt die Neugier. Es ist das eines Commandeurs, den Don Juan umgebracht hat. Er öffnet es, erblickt die Statue des Verstorbenen, ladet sie zum Nachtmahl ein, und erhält eine Zusage mit Kopfnicken.

Vierter Akt. Don Juan's Wohnung. Gespräch mit dem Diener über das Wunder der Statue. Herr Dimaulu, ein Tuchkaufmann, kommt als Mahner um Geld, wird aber, ehe er sein Anliegen vorbringt, zur Thür hinaus complimentirt. Don Louis, Juan's Vater, kommt ihn zu warnen, zur Besserung zu bewegen, was eben so vergeblich nach ihm Donna Elvira versucht. Abendessen. Die Statue erscheint, nimmt Platz, und ladet den Gastgeber auf morgen in das Grabgewölbe ein. Spanarelle soll leuchten, was die Statue mit den stolzen Worten ablehnt: On n'a pas besoin de lumière quand on est conduit par le ciel.

Fünfter Akt. Offnes Feld. Don Juan stellt sich gegen seinen Vater bekehrt, der sammt dem Bedienten Freude bezeigt. Don Carlos verlangt die Trauung Don Juan's mit Elvira. Heuchelei und Spott sind die Antwort. Der Geist einer verschleierten Frau erscheint, und meldet, daß nur noch ein Augenblick zur Reue übrig sei. Vergeblich! Nach ihm erscheint die Zeit mit der Sichel, wonach jener sticht. Zuletzt die Statue, die an das gegebene Versprechen erinnert, Don Juan's Hand nimmt, und unter Blitzen mit ihm in den Abgrund versinkt. Spanarelle jammert, daß er um seinen rückständigen Lohn kommen werde. —

Schon aus diesen Andeutungen ergiebt sich leicht, daß Molière sein italiänisches Vorbild bei Weitem nicht erreicht habe. Seine Verwickelung zieht ungleich weniger an, und die Katastrophe erscheint willkührlicher als dort. Das Eigenthümlichste ist, daß er nur einen weiblichen tragischen Charakter anwendet, dessen Namen wohl in die berühmte Oper übergegangen sein mag. Auch war der Beifall des Publikums gering, und die Unzufriedenheit der Kritiker fast allgemein. Selbst Bayle wirft dem Verfasser vor, daß seine Arbeit doch nur Kopie sei. Wunderlich findet es Cailhava, daß man „festin de pierre" statt „convié de pierre" gesetzt habe. Gleichwohl hatte sich der Dichter im Stoffe we-

nigstens gewiß nicht vergriffen, da schon nach vier Jahren derselbe eine neue Bearbeitung in Paris erfuhr. Der Schauspieler Dusmenil, welcher sich als Dichter Rosimon nannte, ließ **1669** das Stück: **Le festin de pierre, ou l'athée foudroyé** auf dem **théatre du Marrais** aufführen. Es soll seine Vorzüge besitzen; berichtet wird, daß Don Juan hier zwei Gefährten seines Lebenswandels mitführe, die aber schon bei Tafel umkommen, und später als warnende Geister ihm erscheinen. Rosimon soll sich übrigens an das früher erwähnte Stück von Villiers gehalten haben. Keineswegs that dies Thomas Corneille, der jüngere talentlosere Bruder des großen Dichters, längst wenigstens als Tragödiendichter, wenn man allenfalls seinen von Lessing noch beachteten „Essex" ausnimmt, vergessen. Er bearbeitete das Molièrsche schnell verworfene Stück und zwar in Versen, änderte sehr wenig daran, nur Einzelnes weglassend, z. B. die Erscheinung des Todtengeripps, und des Geistes einer verschleierten Frau. Andres motivirte er mehr als sein Vorgänger, bei dem Spanarelle die Maske des Arztes ganz zwecklos übernimmt, während er diesen als Arzt die Tante eines Mädchens, dem Don Juan nachstellt, beschäftigen läßt.

In Frankreich war der Stoff nun sattsam verbraucht. Dafür wanderte er nach mehr als funfzig Jahren nach Italien zurück. Ich meine:

Don Giovanni Tenorio, osia: Il Dissoluto punito, del Signor Avvocato Goldoni, Veneziano.

Der Gang dieses Stücks ist folgender:

Erster Akt. Don Alfonso Minister in Castilien, Freund des Commandeurs von Lopa, Vaters der Donna Anna, theilt derselben mit, daß der König sie liebe. Ihr Vater kommt von einer Gesandschaft zurück, ist über die Botschaft erfreut, nur Anna nicht, die dem König ihre Liebe nicht schenken will.

Zweiter Akt. Bauernscene. Nacht. Ein Brautpaar: Elisa und Carino. Don Juan, von Räubern ausgeplündert, wird von Elisa in die Hütte aufgenommen, ohne daß dies Carino weiß. Donna Isabella als Mann gekleidet tritt mit Herzog Ottavio auf, der sie so eben aus Räubergefahr errettet hat. Sie berichtet, sie habe Don Juan verfolgt, der sie in Sicilien böslich verlassen. Ottavio will sie rächen. Als sie

fort sind, geleitet Elisa Don Juan als Bauer verkleidet hinaus. Carino versteckt, hat es bemerkt, tobt, wird leicht versöhnt.

Dritter Akt. Alfonso meldet der Donna Anna des Herzogs Ottavio Ankunft. Dieser kommt mit Isabella (als Mann verkleidet). Ottavio mißfällt der Donna Anna, welche sein Verhältniß zu Donna Isabella erlauscht und zum Vorwande nimmt, ihn auszuschlagen. Don Juan kommt. Isabella zieht den Degen, und ficht mit ihm. Der Commandeur kommt dazu, worauf jene entflieht. Auch Alfonso und Elisa erscheinen, Don Juan Vorwürfe zu machen, der Isabella eine Verrückte nennt. Endlich tritt Carino ein, an welchen Don Juan nunmehr Elisa abtreten will. Dieser macht Schwierigkeiten, und wird darüber von Elisen verspottet.

Vierter Akt. Don Juan speiset bei dem Commandeur, wobei Anna zugegen. Jener wird abgerufen. Liebeserklärung des Don Juan, der endlich mit dem Dolch in der Hand ihre Gunst erzwingen will. Auf ihren Hülferuf eilt der Vater herein, fällt im Zweikampfe, Don Juan flieht. Der Akt schließt mit der Klage Anna's und Ottavio's an der Leiche.

Fünfter Akt. Grabmäler, worunter die Statue des Commandeurs sichtbar. Elisa verspricht dem flüchtigen Don Juan Rettung, wenn er sie heirathe, indem die Schildwachen mit ihr verwandt sind. Isabella sucht ihn in ähnlicher Absicht auf, wird wahnsinnig gescholten, beide duelliren sich, als Alfonso mit der Wache eintritt, und den Verbrecher gefangen nimmt. Jetzt spricht dieser von seiner Leidenschaft zu Anna, welche schwarz gekleidet eintritt, sich durch Jenen, der ihr wohl niemals gleichgiltig gewesen, erweichen läßt, und den Schatten ihres Vaters um Gnade bittet, nämlich des Königs Herz zu gnädiger Verzeihung zu bewegen. Da wird ein Schreiben aus Neapel gebracht, worin Don Juan's Auslieferung verlangt wird. In Verzweiflung fleht dieser den Carino an, ihn zu tödten. Ein Blitzstrahl erspart diesem die Mühe, und erschlägt Don Juan. Alfonso bezeigt Lust, Isabella zu heirathen, Elisa und Carino versöhnen sich.

In dieser Bearbeitung findet man also die drei weiblichen Charaktere wieder, welche schon in Molina's Stück bemerkt wurden, vermißt aber dafür die Hauptscene, die eigentliche Spitze der Sage, nämlich den steinernen Tischgast, und gleichfalls den komischen Bedienten. Die späteren Bearbeiter, diesen erheblichen Mangel fühlend, sind alle wieder zu den älteren Vorbildern zurückgekehrt. Don Juan erschien auf den italiänischen Theatern in verschiedenen Gestalten, als Melodrama oder Ballet, immer ein beliebter Stoff. Die erste mir bekannte Spur einer musikalischen Behandlung, wozu das Ganze so ergiebig schien, ohne dabei bisher anders, denn als recitirendes Schauspiel eingerichtet worden zu sein, ist von Gluck in seinem Ballet Don Juan, dessen französisch geschriebenes Programm sich auf einer Pariser Bibliothek gefunden hat. Der Herausgeber dieser Balletmusik im Klavierauszuge, Marx, setzt (im Lexikon der Tonkunst Bd. 3. S. 255.) die Entstehung dieses interessanten Productes des großen Tonmeisters etwa in das Jahr 1765. In mehren Stellen der Musik weht uns bereits die tiefe, schauerliche Bedeutung der Sage an, während das Programm ziemlich dürftig ist. Hier stehe es im Auszuge:

Programm des Ballets Don Juan von Gluck.

Erster Akt. Madrid. Promenade. Haus des Commandeurs. Don Juan, sein Diener. Musikanten bringen der Nichte des Commandeurs ein Ständchen. Sie läßt die Thüre öffnen. Er schlüpft hinein. Man hört Degengeklirr. Die Musikanten entfliehn. Zweikampf auf der Straße.

Zweiter Akt. Saal in Don Juan's Hause. Fest, wobei Don Juan mit der Nichte des Commandeurs ein pas de deux tanzt. Gastmahl. Die Statue des Ermordeten tritt ein, wird Platz zu nehmen eingeladen, und ladet Don Juan auf Morgen in das Grabgewölbe ein. — Der Ball geht fort. — Don Juan begiebt sich allein, den Degen in der Hand, hinweg.

Dritter Akt. Grabgewölbe. Die Statue will den Frevler zur Reue zwingen, sie läßt ihn das Geheule der in der Unterwelt Verdammten vernehmen, und stürzt ihn, da Alles vergeblich ist, in den sich öffnenden Abgrund.

Vierter Akt. Die Hölle. Teufel zanken sich mit Don Juan herum, der endlich gefesselt und in den tiefsten der tiefen Abgründe geworfen wird.

Den Gedanken nun, den immer wieder auftauchenden, die Gemüther stets aufs Neue und in jeder Gestalt furchtbar ergreifenden Stoff zur Oper zu erheben, hatte, so viel ich weiß, zuerst Vincenzo Righini, der etwa siebzehn Jahre alt ein dramma tragicomico: Il convitato di pietra, 'osia: il dissoluto componirte. Auf große Oper ist es hier zwar noch nicht abgesehen, dies deutet schon der Titel an, doch sind die Hauptcharaktere auf musikalische Ausführung angelegt, und das Ganze nicht übel disponirt. Das mir vorliegende Textbuch trägt die Jahreszahl 1777, und ist zu einer Vorstellung in Wien ausgegeben.

Don Juan ist hier ein Neapolitaner, flieht nach Castilien, wo er bei Sturm in den Meereswellen umzukommen Gefahr läuft, aber von einer Fischerin Elisa gerettet wird. Diese bringt er zur Untreue gegen ihren Verlobten. Der Castilische Commandant wünscht seine Tochter Anna dem Minister Don Alfonso zu vermählen, wogegen sie sich weigert. Don Juan überfällt sie in ihrem Schlafgemach, der Vater kommt zu Hülfe, fällt im Zweikampfe. Don Juan, dessen komischer Bedienter Arlecchino auch nicht fehlt, flüchtet sich in eine Gruft mit Grabmälern, um so mehr als seine in Neapel verlassene Geliebte Donna Isabella ihm nachgekommen ist und Alfonso's Rache in Anspruch genommen hat. Hier trifft er Anna, mit der er sich vergebens zu versöhnen sucht. Im Trotz will er nun ein Fest geben, und zwingt Arlecchino die Statue des Commandanten dazu einzuladen. Das Fest findet Statt, die Statue erscheint, und ladet Don Juan ihrerseits zum Nachtmahl zu sich ein. Im dritten Act findet der Eingeladne sich ein, wird zur Reue aufgefordert, und als er sich weigert, von der Erde verschlungen. Der Bediente darf entfliehn, er meldet Alles Alfonso und Anna, die sich nun versöhnen. Zuletzt sieht man die Furien in der Unterwelt, welche Don Juan martern, und ihm dabei seine Vergehungen gegen die drei Damen: Anna, Isabella und Elisa vorwerfen.

Die Musik zu diesem Texte ist übrigens schnell vergessen worden, vielleicht hat die Mozart'sche dazu beigetragen.

Endlich kommt, dem geschichtlichen Verlaufe nach, das Werk, welches zur Verewigung des Stoffes am meisten beigetragen hat, zur Betrachtung. Lorenzo da Ponte*) (geboren 1749, gestorben 1838 zu New-York als Director der dasigen italiänischen Oper) war durch Salieri's Vermittelung Theaterdichter in Wien um 1785 geworden. Als Dichter der Operntexte: „Baum der Diana" und „die heimliche Ehe" trat er als Nebenbuhler Metastasio's auf. Mit Mozart befreundet schrieb er 1786 nach Beaumarchais das Buch zu „La nozze di Figaro" für ihn, wobei er sich seine Zufriedenheit in so hohem Maaße erwarb, daß als Mozart im folgenden Jahre nach Prag kam, und die Leistungen der dasigen Guardasoni'schen italiänischen Operngesellschaft sehr beifallswerth fand, er von Mozart um einen neuen Text, der für diese Gesellschaft componirt werden solle, gebeten ward. Man einigte sich über die Wahl des „Don Juan" und Text und Musik waren nach sechs Monaten fertig. Man gab diese Oper in Prag bis 1806 italiänisch, dann deutsch (auch böhmisch). Obgleich der Beifall in Wien durch den, welchen Salieri's „Axur" empfing, sehr verdunkelt wurde, so verbreitete sich das Werk dennoch schnell in Deutschland, langsamer nach Italien und Frankreich. Allein man hatte bei aller Theilnahme, die man der Tonkunst schenkte, von der sogenannten deutschen Oper damals wo möglich noch verworrenere Begriffe als heute. Was deutsch auf dem Theater gesungen wurde durfte keines Dialogs entbehren, es mußte die Gestalt des Singspiels annehmen, während man sich in der italiänischen Oper die Recitation ganz wohl gefallen ließ. Eine deutsche Oper, ohne Dialog, wie wir sie seit Webers „Euryanthe" doch nun auch besitzen, sollte es einmal nicht geben, warum? dies wußte Niemand. Genug, wenn damals Jemand Opern, wie jetzt die Bellinischen, hätte ohne Dialog übersetzen wollen, so würde man ihn verlacht haben. Mußte doch selbst Rossini sich lange genug diese lächerliche Verarbeitung

---

*) Seine Memoiren erschienen zu New-York unter dem Titel: Memorie di Lorenzo da Ponte (1823. 4. Bde.)

gefallen lassen, so daß z. B. im „Tancred" noch jetzt einige gesprochene Worte, ohne allen Grund zwischen den Gesangstücken hörbar sind. Also „Don Juan" gefiel, wegen des deutschen Charakters der Musik. Er mußte aber, wie die Werke Salieri's und Paësiellos sich gefallen lassen, mit Dialog, dem der ganze Charakter des Werks widerstrebt, versehn zu werden. Ohne diese Bedingung hätte ihn kein deutsches Theater gegeben. Mit diesem schlimmen Beispiele ging leider der sonst hochverdiente Schröder in Hamburg voran. Auch er sah nicht ein, daß nicht die Oper an sich, sondern die Vermischung des Gesangs mit dem Dialog der ganzen Schauspielkunst geschadet haben. Es sind und bleiben einmal zwei getrennte Sphären, worin das gesprochene, und das gesungene Schauspiel sich bewegen, die Entfaltung der Charaktere in beiden ist verschieden. Die ästhetische Stimmung wird bei der Vermischung willkührlich zerstückelt, und nur die Gedankenlosigkeit, wozu die Gewohnheitsmacht immer verführt, hat den ganzen Jammer in das deutsche Opernwesen gebracht, worüber die Italiäner und selbst die Franzosen, die doch nur in der sogenannten komischen Oper sich zur Inconsequenz hinreißen ließen, mit Recht spotten. Erwacht sind die Besseren selbst erst dann, als es schon zu spät war. — So erschienen denn auch von da Ponte's Opernbuche: „Don Giovanni" schon zeitig deutsche Bearbeitungen, mitunter ganz lächerliche. Ich habe z. B. eine alte zu Gesicht bekommen, worin statt Don Juan, ein Herr von Freudenreich der Held ist, Leporello Fränzchen heißt u. s. w. Aber auch selbst die besseren Bearbeiter begingen die unglaublichsten Fehler, die gröbsten Versündigungen gegen den Genius, welchen seine Zeit nur ahnte, nicht begriff. Man wollte das Stück nationalisiren, und zerriß daher den recitativischen Faden, der die Gesangstücke verbindet, obgleich man hier und da einige Stücke des Recitativs stehen ließ, die nicht sogenannte trockene Recitative, sondern mit instrumentirter Begleitung versehen sind. Dies einmal zugegeben, fielen bald auch einige Musiknumern hier und da ganz heraus, oder wurden nach Bequemlichkeit verschoben und versetzt, an die Stelle der ausgefallenen Recitative aber schob man beliebige Gespräche, die oft baaren Unsinn enthalten. Nebenfiguren, auf musikalische Mitwirkung nicht berechnet, wurden zur Unterhaltung des großen

Haufens hineingezogen, z. B. die Gerichtsdienerscene, die mit den Eremiten, und dem von Molière entlehnten Herrn Dimanche, die sämmtlich die Wirkung des großen Kunstwerks stören. Auf den verschiedenen Bühnen stellten sich in dieser Hinsicht gewisse Gebräuche fest. Große Hoftheater, z. B. das in Berlin selbst, konnten sich nicht entschließen, Mozart Gerechtigkeit widerfahren und da Ponte's italiänischen Text mit allen Recitativen übersetzen und aufführen zu lassen, wie man es doch mit Gluck gethan. Wenn man sich auch schämte, den langjährigen Gebrauch als Grund anzuführen, so ist vorgebracht worden, daß die meisten Recitative im Don Juan musikalisch unbedeutend seien. Dies hat aber gegen die Versündigung, die jetzt an dem ganzen Kunstwerk geschieht, geringes Gewicht, wenn selbst man dem großen Komponisten in jener Beziehung einige Eilfertigkeit vorwerfen will. — Das Nähere hierüber muß ich einer andern Untersuchung über die deutschen Operndichter vorbehalten.

Unter den deutschen Uebersetzern von da Ponte's: Don Giovanni, hat Rochlitz immer das Beste geleistet, obgleich auch er dem Zeitgeschmack, Dialog in die Oper zu bringen, nachgab. Seine Uebersetzung, auch der gedruckten Partitur zugefügt, erschien 1802. Er hat die Gespräche freilich edler gehalten, als alle Andern und ist z. B. bemüht gewesen, Elvirens Stolz und Juan's Gefühle, bevor er den Entschluß, den Komthur zu Gast zu bitten faßt, mehr hervortreten zu lassen. Den Forderungen, die eine geläuterte Kunstansicht heute machen darf, kann dies Alles immer noch keinen Ersatz gewähren für die Ungestalt, welche aus der großen musikalischen Tragödie durch die Einschwärzung der Gespräche wird. Daß Rochlitz, den Gebrauch der Bühnen in Schutz nimmt, mit Juan's Untergange zu schließen und die drei folgenden Tempi's des Finales wegzulassen, begreift man auch kaum, da jene Verkürzung doch lediglich einem Theatercoup zu Liebe geschehen ist.

Während nun, so übel zugerichtet, Mozarts Tondichtung dennoch Triumphe überall in Deutschland errang, mußte er in Italien und Frankreich sich gleichfalls Manches gefallen lassen. Zumal in Paris wurde er 1805 in Text und Musik elend bearbeitet, aufgeführt. Keine Scene, kein Musikstück war unverändert, viele Romanzen eingelegt.

Baillot und der ältere Kalkbrenner hatten dies klägliche Potpourri für die **Academie royale**, zusammengeflickt, bis erst 1834 das Werk in ächter Gestalt erschien. — Andre ahmten übrigens hie und da die Oper nach, z. B. der Komponist Gazzaniga schrieb 1792 einen „Don Giovanni„ für Lucca. In Deutschland trieb sich neben der Oper das freilich ältern Ursprung an der Stirn tragende Puppenspiel auf den Puppentheatern herum. Dieser Marionetten Don Juan hat sich um einige der Oper entlehnte Scenen später bereichert. Am Meisten sieht er dem Molierschen Stück ähnlich. Das Auftreten von Juan's Vater, die Ermordung des Eremiten, um dessen Kleidung zu bekommen, diese und ähnliche Szenen verrathen den wahren Ursprung eines Products, das selbst in den Kreisen der Literatur, dem es angehört, von vielen andern übertroffen wird. Uebrigens ist Leporello, der hier Kasperl heißt, die Hauptfigur des Drama's, da er ungewöhnlich viel zu sprechen hat, und die häufigen Anachronismen, die im Dialoge vorkommen, bewähren, daß die Willkühr gerade bei diesem Stoffe ein weitläufigeres Schema überkommen hat, als bei andern, welche dem improvisirenden Dichter doch einigermaßen die Hände banden. — So ist denn schon das Puppenspiel „Faust" ungleich besser.

Betrachtet man da Ponte's Arbeit in ihrer ursprünglichen Gestalt, also noch frei von jenen vielen Einschiebseln der deutschen Bühnendirektoren, so muß man ihm zugestehen, daß er immer eine bessere Leistung als Molière nnd dessen Nachahmer geliefert hat, daß er der ältern italiänischen Kopie und selbst dem spanischen Originale sich mit Vortheil wieder nähert. Die Bedürfnisse der Oper, z. B. die in Italien beliebte zweiaktige Form, hemmten um etwas den reichen Stoff. Die Charactere konnten fast nur skizzirt werden, in den meisten Fällen für den Tonsetzer und dessen Lust sich auszubreiten das Erwünschteste. Wenn freilich nach Juan's Untergange der Vorhang fällt, so kann niemand dem Dichter die Schuld davon beimessen, daß von dem Schicksale sämmtlicher andrer mitwirkenden Personen ihm nichts bekannt wird, und die humoristische Moral des Schlußchores: **questo é il fin di chi fà mal, alla vità é sempre ugual**, sich jeder Zuschauer selbst machen muß. Ebenso wenig soll hier da Ponte's Arbeit Originalität zugedacht werden, die er

einmal nicht bewährt, indem er nur die ihm überlieferten Charaktere gruppirt, und nur wenige neue Situationen erfunden hat. Auch vieles Triviale läßt er jene sprechen, nur immer nicht so trockne prosaische Worte, als die meisten deutschen Uebersetzungen.

Das Ursprüngliche, das in der Sage schlummert, das Poetische, das schon in den bei Tirso da Molina erblickten Charakteren liegt, dies war es, was Mozart mit durchdringendem Seherblicke auch hier erkannte. Der Genius schaut immer durch die dürftigsten Worte den tieferen Inhalt, und diesen aus der lästigen Hülle zu befreien, gelingt ihm gleichsam durch seine Wahlverwandtschaft mit der geheimnißvollen magnetischen Kraft, welche ihn anzieht. Die Sage hatte fast zweihundert Jahre lang nach Unsterblichkeit gerungen, keinem Dichter war ihre Verklärung gelungen, keiner hatte sie tief genug erfaßt. Wie sollte nun Deutschland sich nicht darüber freuen, daß so wie Goethe die Sage seiner Nation, die vom „Faust" in ihrer ewigen Bedeutung vor den Augen der Welt dargestellt, so auch ein Deutscher, Mozart, das tiefe Geheimniß der spanischen Sage vom Don Juan, aber freilich nicht durch das Wort, sondern durch das Mittel des Tones wie aus dunklem Schacht heraufzuholen vermocht hat. Diese Erscheinung dürfen wir aus dem Wesen der Sage selbst zu entwickeln versuchen, und nur die Gedankenlosigkeit mag sie als etwas Zufälliges betrachten. Wenn der höchste tragische Stoff für den Dichter „Faust" ist, so hat „Don Juan" dieselbe Bedeutung für den Tonkünstler, eine Behauptung, die durch die Thatsache, daß man die Faustsage musikalisch und die vom Don Juan poetisch zu reproduciren gesucht hat, nicht entkräftet wird; diese Bestrebungen haben nämlich nicht vermocht, sich ihres Ideales völlig zu bemeistern. Der Grund dafür ist, daß das Gebiet beider genannten Künste verschieden ist, daß die Wortsprache das Reich des Gedankens, die Tonsprache das des Gefühls enthüllt. Die Faustsage gehört in jenes, die vom Don Juan in dieses Gebiet. Das Gemeinsame beider ist, daß die Sündhaftigkeit der menschlichen Natur in beiden den tragischen Untergang des Helden herbeiführt, doch ist zugleich der besondre Unterschied damit gegeben, daß Faust der Sünde des Gedankens, Don Juan der des Fleisches verfällt. Der geistige Trotz, der Alles zu erkennen, die letzten Gründe der Erscheinungen,

das Geheimniß der Schöpfung sich aneignen möchte, verführt eben so mächtig, als das grenzenlose Verschwimmen im Sinnestaumel, hier wie dort steigert die Befriedigung nur die Begier. Dem forschenden Geiste widerstreben die dunkeln Naturkräfte, die sich ihres Schleiers nicht berauben lassen, und seiner logischen Schärfe spotten sie; der verschönernden beseligenden Phantasie bringt der vergiftende Hauch der gänzlich geistverlassenen Sinnlichkeit den Tod, und verhärtet damit der Seele fruchtbare Seite. Jener sträubt sich einzuräumen, was er muß, daß seiner geistigen Kraft, so lange sie in die irdische Hülle gebannt ist, nothwendige Fesseln anhangen, dieser, daß der Geist ein von den Nerven unabhängiges sei; auf verschiedenem Wege werden beide zu Sündern, die ihnen dargebotne Rettung endlich entweder annehmend, oder verstoßend. Faust (bei Goethe) rettet sich aus seiner Versunkenheit durch die That, durch das rastlos, so lange es Tag ist, fortwirkende Schaffen; Don Juan verhöhnt die Ermahnung des Geistes zur Reue, zur Anerkennung, daß sein Läugnen eines Unsterblichen in seiner Brust ein frevelhafter Wahn gewesen. Darum wird dort Faust gerettet, wenn auch das Puppenspiel oder das Volksbuch sich zu diesem möglichen Auswege nicht erhob, darum geht hier Don Juan unter. Die Reue wäre für ihn gewesen, was die That für jenen, wie denn aus der Versöhnung beider allein die Besserung erwächst, wie jeder Mensch zugleich den Faust und den Juan in sich trägt. Es liegt in der Einladung des Wüstlings an den Geist des Hingeschiedenen der Gipfel aller seiner Frevel, und die Sage hätte denselben durch nichts gleich furchtbar hervorheben können. Die unsichtbare Welt wird herausgefordert, ihre Existenz zu beweisen, an sinnlichem Genuß Theil zu nehmen, die Leiter des sinnlichen Genusses kann nicht weiter führen, als bis zu dieser schwindelnden, einen bodenlosen Abgrund überblickenden Höhe; Materie, Stoff allein, sei Alles, was überhaupt ist, oder giebt es noch etwas dem Entgegengesetztes, so äußere es sich auf die Sinne wirksam! Daher der fürchterliche Schauer, den der Uebermuth des Fleisches empfindet, als das Wunderbare geschieht, nämlich die Aeußerung eines aus allbekannten Naturgesetzen nicht erklärlichen Lebens, jener größte Schrecken, den Mozart in Juan's „bizarra é inver là scena“ (Duett in E dur) geschildert hat.

Diese beiden Extreme der Sünde sind vom Standpunkte der beiden christlichen Konfessionen zu erläutern, und entsprechen der verschiedenen Anschauung der Sünde überhaupt, wie dieselbe in der protestantischen oder der katholischen Kirche entsteht. Faust ist der protestantische, Don Juan der katholische Sünder. Jener hat sich durch den Zweifel endlich um den Glauben und darum auch um das Wissen gebracht, dieser hat über der Verzichtung auf alle Uebung der höheren Seelenkräfte ebenfalls beides verloren. Beide haben ein Phantom erhascht, ein Irrlicht, das sie dem Untergange weiht. Wie dieser Sinn nun schon klar in den Sagen selbst liegt, so entspricht ihm auch deren geschichtliche Entstehung. Die spanische Sage auf dem Boden des Katholicismus entsprossen, athmet die Gluth des Südens, die deutsche, aus dem Zeitalter der Reformation stammend, verläugnet nicht die nordische abstracte Richtung. So ist endlich auch beider künstlerische Behandlung nicht einer und derselben Kunst Aufgabe. Die Begebenheiten Don Juan's sind mehr sinnlicher, die des Faust geistiger Natur. Das Seelenleben von Jenem kann nur die Musik mit entsprechenden Farben, das von diesem nur die Poesie schildern. Alle Versuche, Don Juan zum Helden eines Gedichts zu machen, blieben unvollkommen, wie Alle, welche versucht haben, Faust in Tönen zu schildern, die Macht der Worte nicht erreichen konnten. Nach Goethe versuchten Tondichter sich an dem Stoffe, den sie der Poesie beneideten. Aber ist in Spohrs schöner Oper „Faust“ der Held noch eben Faust geblieben, ist er nicht vielmehr zum Don Juan selbst unwillkührlich umgeschlagen? Und, wenn man zugiebt, daß Fürst Radzivill die Chöre und die nicht eigentlich Faust's innerstes Leben angehenden Vorgänge geistreich in Musik gesetzt habe, ist die Musik nicht bei den Stellen, wo er selbst zu reden anfängt, mehr störend als dem Verständniß förderlich?

Man darf sich über dieses Ringen der Tonkunst mit einer Aufgabe, die zu lösen eben gerade ihre Sache nicht sein soll, nicht wundern, wenn man andrerseits zusieht, wie nachdem Mozarts Genius plötzlich die südliche Pracht der Sage vom Don Juan erkannt und enthüllt hatte, die Dichter ihm nun den Stoff zu entreißen bemüht wurden, und statt dessen nur immer wieder Eulen nach Athen trugen. Sie täuschten sich nämlich dadurch über sein Werk, daß sie die Dichtung des armen da

Ponte einzeln zergliederten, sehr unbehülflich fanden, und nun schlossen, „was müßte erst für eine Musik entstanden sein, wenn wir vorher den Text dazu gemacht hätten!“ Ganz eben so hatten sich die Komponisten über Goethe's „Faust“ getäuscht, da das viele lyrische Beiwerk dieses Gedichtes dessen innerste didaktische Natur leise umhüllt. Von einigen dieser spätern Versuche, Don Juan zum Helden eines Gedichtes zu machen muß hier noch gesprochen werden. — Die Lösung dazu gab E. T. A. Hoffmann durch sein bekanntes meisterliches Phantasiestück, dessen Held indessen vielmehr Donna Anna, als Don Juan selbst ist. Diese Dichtung machte darauf aufmerksam, welch' tiefer Sinn in den einzelnen Charakteren der Oper wohne. Ohne die Tongestalten, die Hoffmanns musikalische Natur richtig erkannt hatte, würden die schwachen Umrisse des Dichters nur als flüchtige Schattenbilder schnell vorüber geschwebt und vergessen worden sein. Durch die Töne hatten sie feste Zeichnung, lebendiges Colorit erhalten. Hoffmann scheint Donna Anna für die eigentliche tragische Heldin zu halten, die also das meiste Mitgefühl verdiene, und ging in seiner Schwärmerei für dieselbe zu weit; er übersah beinahe, daß die übrigen Figuren nicht hinter ihr zurückstehen an Vollendung der Ausführung. Den hohen künstlerischen Werth der Donna Elvira z. B. hat mancher erst begriffen, als er diese Rolle durch Nanette Schechner darstellen sah und hörte. Dennoch hat Hoffmann um die Kritik der Oper sich ein bleibendes Verdienst erworben, er trieb dazu, immer mehr von dem Aeußeren abzusehn, und mehr den Gehalt ins Auge zu fassen. Leider hat späterhin dieß sein schädliches Extrem erreicht, indem nun Viele, die gerade die musikalischen Schönheiten des Werks nicht zu begreifen gelernt haben, dennoch sich mit dem Ganzen als einem wohlverstandenen Kunstwerke für abgefunden halten.

Man soll bei Musik nicht zu viel erläutern, über dem Wissen dessen, was sie auszudrücken habe, verlernt man die Musik zu würdigen eben so leicht, als wenn man sich allein ihrem harmonischen Reize hingiebt. Viele ihrer Schönheiten soll man empfinden, ohne darüber zu reden. Donna Anna wurde seit Hoffmanns Verherrlichung eine Lieblingsgestalt der Dichter; die ganze Mozart'sche Oper überhaupt bildete den Hintergrund mancher Novelle, man zog alle Situationen derselben

in den Kreis der Reflexion, und bei dem allgemeinen Streben in jedes Geheimniß der Partitur*) einzubringen, ist es um so überraschender, daß an eine neue und würdige Regie des Ganzen für die Bühne dennoch nicht gedacht wurde.

Zum Helden eines Epos hat nur ein einziger Dichter, und zwar Byron, den spanischen Wüstling erwählt. Byron's „Don Juan" gehört indessen eigentlich gar nicht in den Kreis dieser Betrachtung, da der Dichter die Sage selbst ganz seitwärts liegen läßt, und eigentlich nur den Namen sich davon leiht. Ich habe oben auseinander gesetzt, daß die Einladung des steinernen Gastes den Gipfel des Verbrechens bezeichne, wodurch endlich der Sünder der Hölle geweiht wird. Nehmen wir diese That heraus, so fehlt das, was ihn von Millionen von Wüstlingen unterscheidet, nämlich das Verweigern der Reue aus Grundsatz. Weil die Schauspieler dies nicht begriffen, so bemühten sie sich hier und da, Don Juan als einen um so würdigeren Teufelsbraten dadurch hinzustellen, daß außer der Ermordung des Komthurs ihm noch einige andere Todtschläge zur Last gelegt werden, z. B. die des Eremiten, und des Ottavio, wodurch denn der gefährliche Mädchenverführer ein mehr banditenmäßiges Aeußere bekommt. Solches Aufgebot von Schandthaten ist aber wirklich überflüssig, so lange die Katastrophe, welche den wahren Sinn enthält, in Kraft bleibt. Byron dachte nicht an diesen mystischen Ausgang. Er wollte einen glücklichen Weiberliebling in den verschiedensten Lagen zeichnen; diesen sehen wir in Spanien, Griechenland, Rußland, England viele eben so witzige als unsittliche Abentheuer erleben. Ursprünglich war des Dichters Absicht ihn in Frankreich unter der Guillotine vielleicht um einiger poetischer Gerechtigkeit willen, sterben zu lassen. Das ganze Gedicht hat nichts vom Süden, dessen Sohn es doch schildert, als hier und da die Farbe; der Kern des Ganzen ist eiseskalter Spott, weshalb es in der englischen guten Gesellschaft, welche Childe Harold verehrt, kaum genannt werden darf. Vergebens bitten einzelne

*) Im Herbst 1836 sah ich die Originalpartitur Mozarts im Besitze des Herrn Hofrath André in Offenbach. Ihre Beschaffenheit entspricht genau der von G. Weber in der „Cäcilia" gegebenen Beschreibung. Möge sie einer großen deutschen Bibliothek aufbewahrt bleiben, und nicht etwa als Curiosität nach England wandern.

blühende Schilderungen weiblichen Zaubers um die Gunst des Lesers; der Dichter, der ihn stets absichtlich wieder aus seiner Stimmung herausreißt, gönnt ihm keine Täuschung; er selbst starb darüber, denn ein Geist, der so bittern Hohnes nicht mehr sich entledigen konnte, vermochte nicht länger zu leben. So steht denn das unfertige Gedicht unter seinen übrigen selbst als ein Fremdling, und läßt schwer die Abkunft von der spanischen Sage errathen, zu welcher es sich eher als eine geistreiche Travestie verhält.

Endlich tauchte in deutschen Dichtern neuester Zeit auch wieder der Gedanke auf, den Opernstoff aufs Neue zum recitirenden Schauspiele zurückzubilden. Der geniale Dichter des „Herzogs von Gothland", Grabbe, durch die schon von Andern angedeutete Verwandtschaft des Don Juan mit dem Faust, überrascht, gab 1829 seine Tragödie, welche die Namen beider Helden an der Stirn trägt, heraus. Dieses Erzeugniß einer völlig ungeregelten Phantasie enthält einzelne geniale Züge, desto mehr Abgeschmacktes und läuft sogar oft Gefahr, nur lächerlich zu werden, gerade da, wo die Wirkung eine furchtbare werden soll. Faust und Don Juan lieben Donna Anna. Erstrer ist mächtiger als der Andre, der aber seiner Frevel an Anna's Verwandten ungeachtet, der Geliebte ist. Faust bekommt sie in seine Gewalt, aber ohne eine Gunst zu erzwingen, die Wissenschaft erweckt nicht Liebe des Weibes. Er vernichtet sie, und verfällt nun dem Teufel, der bald nachher auch Don Juan nachholt. Aus dem Grundgedanken hätte etwas Bedeutendes werden können, während nicht viel mehr als eine Carricatur entstanden ist. Manches ist unglaublich naiv, z. B. daß der Gouverneur den Todesstoß in der Brust, vor seinem Tode philosophirt, und sich selbst sagt, man habe doch eigentlich sehr unrecht, wenn man sich in ein Duell einließe. — So verlockend übrigens für einen Dichter die Idee sein mag, die Gegensätze der deutschen und spanischen Sage in einem Gedicht zu vereinigen, so drängt sich sogleich die Ueberzeugung auf, daß die Abstraction allein es ist, welche einen solchen Gedanken erzeugt, und daß daher das Gedicht immer keinen andern, als einen allegorischen Charakter erlangen könne. So würde denn die Lösung dieser Aufgabe mehr der philosophischen als der künstlerischen Thätigkeit obliegen.

Bedeutender als die Grabbe'sche Dichtung ist das eigenthümliche Gedicht: „Don Juan“ eine dramatische Phantasie in sieben Acten (Paris, bei Marteau 1834), dessen Inhalt genau hier auseinander zu setzen, durch sittliche Bedenken untersagt bleibt, wie es denn auch in den deutschen Buchhandel nicht gekommen ist. Der Verfasser ist ein sehr bekannter talentvoller deutscher Dichter, der selbst sich scheute, zu dem Werke übermüthiger Laune sich zu bekennen. Nur so viel, daß hier „Don Juan“ der Herrscher eines Landes ist, worin er das Prinzip des Sinnengenusses gleichsam auf den Thron erheben will, und darüber, wie in der Sage nur sich selbst, so dort die Organisation der bürgerlichen Gesellschaft selbst zerstört. —

Wo immer die Poesie sich noch entschließen sollte, die alte spanische Sage nochmals zu behandeln, sie wird nur den vergeblichen Kampf gegen das, was die Musik damit bereits erreicht hat, erneuern. Wie man von Faust gesagt hat, daß sein Geschick das der Menschheit sei, und mithin in jedem einzelnen Menschen sich individuell gestaltet wiederhole, so eben ist es mit Don Juan. Die Kunst aber hat sich durch Goethe und Mozart mit den beiden Sagen, deren Verständniß erst nach ihrer vollendeten künstlerischen Gestaltung sich ganz erschließen konnte, auf lange abgefunden, und gewinnt zunächst schwerlich etwas durch neue Versuche, die der Thatendurst der Jugend, das Maaßlose ungemein liebend, damit vorzunehmen, sich geneigt fühlen mag.

VII.

Die feindlichen Elemente in der Gesellschaft.

Von

Dr. F. Schmidt.

Zweiter Artikel.

So war die Lage der Gesellschaft als Ludwig XV. starb. Von diesem Zeitpunkte an beginnen mächtige Veränderungen, in mehrfacher Beziehung, welche eine vollkommene Umwälzung in den Zuständen der Gesellschaft hervorgebracht haben, in deren weiterer Entwickelung dieselbe eben noch begriffen ist, ohne daß sich ihr endlicher Ausgang und die Art und Weise desselben auch nur entfernt voraus bestimmen läßt.

Zwei ungefähr gleichzeitige Ereignisse waren es, mit denen diese im Stillen allerdings vorbereiteten Umwälzungen begannen, das eine war geistiger, das zweite materieller Natur. Darum auch erstreckten sich ihre Wirkungen in beiden Richtungen hin, darum waren sie so allgewaltig.

Das erste war die Befreiung von Nordamerika, das zweite war der beginnende Aufschwung der Industrie durch das Fabrik- und Maschinenwesen. Wir beginnen unsere Betrachtungen mit dem ersten Ereignisse, und seinen Folgen.

Die englischen Colonien in Nordamerika, von Engländern bevölkert, hatten englische Ansichten, englische Gewohnheiten, englische Sitten und Gesetze, aus dem Mutterlande aufgenommen und bewahrt. Als sie anfingen, sich zu heben, wurden auch die einzelnen Provinzen, in welche sie zerfielen, nach einer der englischen ähnlichen Verfassung ver-

waltet. Allein England behielt sich die Oberherrschaft vor, beschränkte den Handel der Colonisten auf mannigfache Weise, und fing auch an, als sie zu höherem Wohlstande gelangt waren, dieselben zu besteuern, ohne sie um ihre Zustimmung zu befragen.

Zwar waren diese Steuern sehr mäßig, aber die Art und Weise, wie sie ihnen aufgelegt wurden, verletzte das Rechtsgefühl der Colonisten, mit deren, aus England stammenden und sorgfältig bewahrten Ansichten sich dies nicht vertrug. Auch befürchteten sie wohl, es möchte, was geschehen war, nur ein kleiner Anfang des zukünftig zu erwartenden sein, und man möchte auf solche Weise nicht nur die Bedürfnisse der Colonien, sondern auch noch Ueberschüsse für die Bedürfnisse Englands, erheben, wenn sie sich den Beschlüssen des englischen Parlements, in dem sie nicht vertreten waren, ruhig unterwerfen wollten. Sie leisteten daher, zuerst durch Bittschriften und Vorstellungen, gesetzlichen Widerstand. Erst als alle diese Mittel vergeblich erschöpft waren, griffen sie zu den Waffen, welche, nach siebenjährigen Kämpfen, die Entscheidung zu ihren Gunsten endlich herbeiführten.

An diesem Kampfe nahm Frankreich, um sich für die in dem letzten Seekriege durch England erlittenen Verluste zu rächen, lebhaften Antheil; es schickte ein starkes Truppencorps nach Nordamerika, welches mehrere Feldzüge mitmachte, und wesentlich zu der früheren Beendigung dieses Kampfes beitrug.

Als es aber nach Frankreich zurückkehrte, brachte es Ideen der Freiheit des Bürgerthums mit, die sich dort um so schneller verbreiteten, und Wurzeln faßten, je übler sich die Sachen in der Zwischenzeit gestaltet hatten, und zu gestalten fortfuhren. Ludwig XVI., der seit 1774 die Zügel der Regierung übernommen hatte, war zu schwach, um dem hereinbrechenden Verderben einen Damm entgegen setzen zu können; nur ein eiserner Wille, der ihm gänzlich abging, hätte dies vermocht, und dennoch hätte eine, allerdings alsdann wahrscheinlich friedliche, Umgestaltung der zeitherigen Verfassung Frankreichs erfolgen müssen. Bei dem steten Fortschritte der Verhältnisse war die Zeitenuhr der Regierung zu lange stehen geblieben, als daß es möglich gewesen wäre, jene anders als durch Riesenschritte, einzuholen. Dazu aber fehlte ihm die Ent-

schlossenheit, und eben so, wie Türgot's baldiger Fall zeigte, der Muth, den entgegenstrebenden Intriguen des Hofadels den Kopf zu zertreten. Die Dinge nahmen demgemäß ihren eigenen Gang.

Die Theilnahme an dem amerikanischen Kriege hatte die Finanzen völlig erschöpft. Anleihen waren unmöglich, weil der Staat allen Credit verlohren hatte, die Einnahmen reichten nicht mehr zu Deckung der Ausgaben zu, und es trat ein regelmäßig, alljährlich wachsender Ausfall ein, der von dem, mehr und mehr verarmenden Bürger und Landmanne nicht weiter aufzubringen war, da selbst die laufenden Steuern nicht mehr in ihrem früheren Betrage eingingen.

Bei dieser Lage der Dinge stellte sich endlich die Nothwendigkeit durchgreifender Maßregeln dar, da die Unzulänglichkeit der gewöhnlichen Maßregeln, die Ausschreibung neuer Auflagen auf die steuerpflichtigen Klassen, zu einer Zeit, wo sie die ältern nicht mehr völlig aufzubringen vermochten, an dem Tage lag.

Man berief jedoch nicht die alten Reichsstände zu dieser Umwälzung, sondern nahm seine Zuflucht zu einem, 1626 zum letzten Male gebrauchten, Surrogate derselben, zu einer Versammlung der, von dem Könige zu ernennenden, Notabeln des Reichs, welche man besser, als eine Ständeversammlung, bearbeiten zu können glaubte. Diese traten auch wirklich am 22. Februar 1787 zusammen; aber sie kannten die in den beiden untern Klassen der Gesellschaft allgemein herrschende Stimmung zu genau, um große Verantwortlichkeit auf die eigenen Schultern zu nehmen, und auf die Vorschläge des Ministers Calonne antworteten sie mit der Erklärung der Nothwendigkeit der Zusammenberufung der Reichsstände.

Ein Versuch, die den Notabeln dennoch vorgeschlagenen, aber von diesen abgelehnten Taxen durch das Parlement von Paris in einem Lit de justice einregistriren zu lassen, scheiterte an dem entschiedenen Widerwillen des letzteren, welches den Anmaßungen des Adels stets einen festen Widerstand entgegensetzte. Man mußte sich endlich, als auf die Abschaffung aller Parlemente ein völliger Rechtsstillstand erfolgte, doch zu dem letzten Mittel, zu der Einberufung der allgemeinen Reichsstände, entschließen. Eine neue Versammlung der Notabeln, im Jahre

1788, entschied endlich, daß der Bürgerstand in gleicher Anzahl mit den beiden privilegirten Ständen erscheinen sollte, und die wieder eingesetzten Parlemente, die sich auf die Seite des dritten Standes schlugen, sei es weil sie von dem Adel früherhin manche Zurücksetzung erfahren hatten, sei es weil sie von der allmählig wachsenden Macht des Bürgerstandes überzeugt wurden, baten um gleiche Besteuerung, Preßfreiheit und Aufhebung der lettres de cachet.

Mittlerweile äußerte die Literatur ihren Einfluß; Voltaire's, Diderot's, d'Alembert's, Rousseau's, Montalembert's Schriften wurden gelesen, und ihre Theorien neben die Wirklichkeit gestellt; sie, und die aus Amerika herübergebrachten Begriffe von Freiheit und Gleichheit, machten selbst unter den privilegirten Ständen viele Proselyten, und die, wie ein Blitz in den Brennstoff fallende, berühmte Flugschrift des Abbé Sieyes' Qu' est ce que le tiers état? zündete den Brand zur vollen Flamme. Die am 5. Mai 1789 zu Versailles eröffnete Nationalversammlung fing ihre Verhandlungen mit heftigen Debatten über die Frage: ob nach Köpfen, oder, wie früher nach Ständen gestimmt werden sollte, an. Die Mehrzahl der Geistlichen und des Adels erklärte sich für die frühere Art der Abstimmung, die ihnen fortwährend das Uebergewicht in die Hände gegeben haben würde. Aber am 17. Juni 1789 erklärte sich der Bürgerstand, auf Sieyes' Vorschlag, allein für die Nationalversammlung, ein Theil der Geistlichkeit und des Adels, nicht mehr in verrotteten Vorurtheilen befangen, sondern aufgeklärt genug über die eingetretene Veränderung der Verhältnisse, um die Unhaltbarkeit des zu lange festgehaltenen zu begreifen, trat auf seine Seite, die Pole verwechselten sich, und — die Revolution war entschieden.

Wozu leider die entfesselten Leidenschaften führten, gehört nicht hieher zu erzählen; nur so viel muß bemerkt werden, daß das zu lange Festhalten an dem Veralteten und Drückenden nothwendig jedesmal zuletzt zu solchen Ergebnissen führen muß, weil sich der durch Generationen hindurch vererbte und eben so lange niedergehaltene Haß, wenn der Bogen zuletzt bricht, nothwendig in einem gewaltsamen Ausbruche Luft machen muß.

Die äußeren Folgen der französischen Revolution sind allzu bekannt, als daß es einer genaueren Aufzählung derselben bedürfte. Sie verwikkelte ganz Europa, auch nachdem sie selbst in einem Militairdespotismus untergegangen war, in fortwährende Kriege, und erst gegen das Ende des Jahres 1815 trat ein dauernder Friedenszustand ein.

Von hier kehren wir nun wieder zu dem Anfange dieser Periode zurück, um das zweite, ziemlich um dieselbe Zeit eingetretene, Ereigniß, die durch das Fabrik- und Maschinenwesen in industrieller und commerzieller Hinsicht herbeigeführte Revolution, bis auf diesen Zeitpunct herabzuführen.

Sie nahm ihren Anfang mit der, allerdings schon etwas früher, nämlich etwa in das Jahr 1767 fallenden, Erfindung der Arkwrightschen Spinnmaschine. Allein ihr größerer Aufschwung begann erst nach mehreren an derselben angebrachten wesentlichen Verbesserungen, datirt etwa von dem Jahre 1776, und fällt somit ganz in die bis hieher bezeichnete Periode.

Mit der Erfindung der Baumwollenspinnmaschine begann, zuerst in England, eine ganze Reihe ähnlicher großartiger Erfindungen, theils in diesem, theils in fast allen anderen bedeutenden, und auf weiteren Absatz und den Welthandel berechneten, Gewerbszweigen. Mittelst dieser Maschinen erlangte die englische Industrie ein entschiedenes Uebergewicht über die Industrie aller andern Völker, und riß, begünstigt durch die vielen Kriege, durch seine Colonien, und durch die Ueberlegenheit seiner Seemacht, welche seiner Handelsmarine in allen Theilen der Erde gegen die Angriffe der zahlreichen, das Meer durchschneidenden, Kaper- und Raubschiffe, und gegen die Beeinträchtigung fremder Nationen, Sicherheit und Schutz gewähren konnte, den Welthandel an sich. Englands Bevölkerung, seine Industrie, vermehrte sich unter diesen Umständen, mitten unter den Kriegsunruhen, die nach und nach fast ganz Europa berührten, besonders aber Mitteleuropa fortwährend verheerten, auf eine fast an das Wunder grenzende Weise, und es war vorzüglich diesem unerhört schnellen Aufschwunge seiner Industrie und seines Handels beizumessen, daß es sich in den Stand gesetzt sah, seinen entschiedensten, und nach und nach auf dem festen Lande immer übermächtiger werden-

den Feinde, Frankreich, stets, durch Hilfe seiner Geldmittel, neue Feinde auf allen Seiten gegenüber zu stellen, und ihn selbst so unermüdet zu bekämpfen, bis seine endliche entscheidende Niederlage erfolgte, und seine Uebermacht gebrochen wurde.

Diese Erfindungen, diese Fortschritte in der Industrie, konnten nicht immer Englands alleiniges Eigenthum bleiben, vielmehr wurden, schon während der Kriege, und zu einer Zeit, wo England durch das Continentalsystem fast ganz von Europa isolirt war, dieselben allmählich auf den Continent verpflanzt, und das Continentalsystem selbst, so wie für Frankreich besonders die Aufmunterungen, welche unter dem Consulate und der Kaiserregierung der Industrie wurden, trugen zur Verpflanzung dieser Erfindungen und zu deren schnellerer Ausbreitung sehr viel bei.

Als daher der allgemeine Frieden erfolgte, waren in vielen Gegenden Mitteleuropa's die Keime der neuen Industrie schon gegeben, und in lebhafter Entwickelung begriffen, die, so glaubte man, unter der Palme des Friedens mit Riesenschritten fortschreiten, und sich nach allen Seiten hin nur um so üppiger entfalten würde. Indessen hatten sich die Verhältnisse wesentlich geändert, und die Sachen stellten sich weder gleich, noch ganz so, wie man an dem Schlusse einer langen und verheerenden Kriegsperiode nur allzusanguinisch gehofft hatte.

Die langen Kriege hatten allen Staaten Mitteleuropa's ungeheure Ausgaben verursacht. Während der Kriege hatten sie sich, mit Ausnahme Englands, welches bei sich den öffentlichen Credit seit langer Zeit schon auf das System eines Tilgungsfonds organisirt hatte, auf jede mögliche Weise, unter andern auch durch Erschaffung von Papiergelde und leichten Münzen, und darauf folgende Bankerutte zu helfen gesucht; oder sie hatten mit jedem Opfer freiwillige und gezwungene Anleihen gemacht, und der Finanzzustand der hauptsächlichsten größeren kriegführenden Mächte befand sich entweder, wie bei Oesterreich und Spanien, in völliger Zerrüttung, oder er war, wie bei Frankreich, durch wiederholte Bankrutte zwar geordnet, aber dennoch mit großen Schulden belastet, oder die Schulden hatten, wie in England und Holland, eine so schwindelnde Höhe erreicht, daß an ihre Abzahlung nicht weiter zu denken war, und die Bezahlung der Zinsen allein schon die Gesell-

schaft auf das schwerste belastete. Auch alle übrigen Staaten Mitteleuropas hatten große Anleihen machen müssen, und die Lage der Staatsfinanzen war überall eine, mehr oder weniger, traurige. Die Staaten, deren Finanzen allzusehr zerrüttet waren, mußten sie ordnen, und so wurde nach hergestelltem Frieden überall eine Menge neuer Anleihen nothwendig, die nicht anders, als mit den größten Opfern, von Seiten der erborgenden Staaten, erkauft werden konnten, und folgerecht den Darleihern eben so große Gewinne bringen, aber auch die Gesellschaft mit diesen Gewinnen, mit der Verzinsung und der Rückzahlung dieser Anleihen belasten mußten. Die hieraus entspringende Nothwendigkeit einer großen Vermehrung der öffentlichen Lasten mußte nothwendig auf die Fortschritte der Industrie, der zu gleicher Zeit, durch die Menge der Staatsanleihen und den darauf folgenden sterilen Handel mit Staatspapieren, viele Kapitalien entzogen wurden, hemmend wirken, und sehr nachtheiligen Einfluß auf sie haben.

Es fielen weiter die großen, durch den Krieg bedingten Consumtionen hinweg, und es gab für die damit weggefallene Nachfrage nach industriellen Producten keinen Ersatz, weil die großen und weitverbreiteten Verluste für Privatpersonen, welche der Krieg herbeigeführt hatte, und die gefallenen Preise der nicht mehr in so großen Quantitäten begehrten und im Kriege großen Theils verwüsteten Lebensmittel auch die Privatleute zu Beschränkung ihrer Ausgaben nöthigten.

Endlich war mit dem Frieden auch das schützende Continentalsystem gefallen, die überlegene englische Industrie trat mit der unvollkommnen Industrie des Continents überall in eine mächtige Concurrenz und überschwemmte Mitteleuropa mit ihren wohlfeileren und vollkommenern Erzeugnissen.

Das Zusammenwirken dieser Umstände vereitelte einen großen Theil der, auf die endliche Wiederherstellung des Friedens gebauten Hoffnungen, und erregte Unzufriedenheit, die verschiedene Richtungen verfolgte, je nachdem sie da oder dort die eigentlichen Quellen der vereitelten Hoffnungen suchen zu müssen glaubte.

Diese Unzufriedenheit wurde dadurch verstärkt, daß an den letzten entscheidenden Kämpfen die Völker selbst Theil genommen hatten, daß

ihnen, um sie dazu zu bewegen, auch mancherlei Versprechungen gemacht worden waren, deren Erfüllung feurigen Köpfen zu lange verzögert zu werden schien. Es war also eine doppelte Unzufriedenheit vorhanden, welche die Lage der Staaten nothwendig um so schwieriger machte. Sie sollten politische und finanzielle Reformen zugleich vornehmen.

Werfen wir zunächst einen Blick auf jene, so erhielt Frankreich durch Ludwig XVIII. eine, allerdings nothwendige, octroyirte Charte, durch welche eine Repräsentativregierung eingesetzt, der bedeutenden und mächtigen Masse der Besitzer der früher der Geistlichkeit und dem Adel gehörigen, im Laufe der Revolution aber confiscirten und verkauften Güter gegen die Ansprüche der ehemaligen Besitzer Schutz zugesagt und Preßfreiheit und Schwurgericht eingeführt wurde.

Damit war das, durch die Revolution factisch errungene Uebergewicht des Bürgerstandes und des Landmannes, die man, da die städtischen Privilegien und Vorrechte, wie die grundherrlichen Rechte auf dem Lande, in der Revolution ihren Untergang gefunden hatten, als völlig gleichberechtiget, und als forthin nur einen Stand, den dritten Stand, bildend, betrachten konnte, auch rechtlich gesichert, und es mochte dies, unter den obwaltenden Umständen, um so nothwendiger sein, als die Bourbonen die Zwischenregierung als nicht existirend betrachten, und die ihrige nur als die Fortsetzung der früheren ansehen zu müssen glaubten. Die Emigrirten wurden später für ihre Verluste entschädiget, und man kann dies an sich wohl nur als einen Act der Gerechtigkeit betrachten, wenn auch der Gesellschaft dadurch neue und schwere Lasten aufgebürdet wurden.

Trotz der Charte fehlte es indessen in Frankreich nicht an Reactionen von Seiten der früher bevorzugt gewesenen Stände, die in der Familie Ludwig XVIII. selbst Anhalts- und Unterstützungspuncte fanden; und es gehörte seine kalte Klugheit und Festigkeit dazu, um die Ruhe unter den kampfgerüstet einander gegenüber stehenden Parteien zu erhalten.

Nach seinem Tode stellten sich die Sachen anders, die ganze alte Zeit sollte wieder zurückgeführt werden, und der Sturz der älteren Bourbonischen Linie war der Erfolg eines Strebens, welches allen gesellschaftli-

chen Gesetzen eben so zuwider war, wie es den Naturgesetzen zuwider ist, daß ein Strom zurück gegen seine Quelle laufe.

Spanien hatte sich in den Kämpfen gegen Frankreich um die Erhaltung seiner Nationalität und Unabhängigkeit eine freie Verfassung gegeben, aber der indolente und von Mönchen beherrschte Ferdinand VII. für den es gekämpft und geblutet hatte, vernichtete sie, und stellte den frühern Zustand der Dinge ziemlich unverändert wieder her; ein von der Armee ausgegangener Versuch zu Wiederherstellung der Verfassung wurde durch eine französische zu Hülfe gerufene Armee endlich wieder unterdrückt.

In Italien traten überall die alten Verhältnisse wieder ein, und die dem Versuche zu Wiederherstellung der Constitution von 1812 in Spanien, in Neapel und Piemont folgenden Aufstände zu Erlangung einer Verfassung wurden durch die Gewalt der österreichischen Waffen wieder unterworfen. Flucht und Verbannung, Gefängniß oder Tod war das Loos ihrer vornehmsten Anstifter.

Holland war durch Belgien vergrößert worden, und die belgische Industrie blühte durch den holländischen Handel auf. Doch tief im Innern fühlte sich die katholische Priesterschaft durch das Dasein eines reformirten Herrschers verletzt, der ihrem Streben nach Wiedererlangung der früheren Prärogativen und Vorrechte hindernd entgegentrat, und das Feuer glimmte tief unter der Asche verborgen fort.

In Deutschland versprach die Bundesacte Preßfreiheit und landständische Verfassungen. Indessen wurde sie verschieden erklärt, in einigen Ländern wurden förmlich constitutionelle Verfassungen und eine Volksvertretung mit Stimm- und Bewilligungsrechten eingeführt, in anderen wurden die alten Landstände mit blos berathender Stimme beibehalten oder wieder belebt, oder es wurden Provinzialstände beliebt. Die Preßfreiheit wurde nirgends gewährt, die präventive Polizei sollte die Dinge in Ordnung halten, und der heilige Bund der Großmächte, dem jedoch der Beherrscher von England nicht beitrat, die Prärogative der Herrscher gegen das Andringen der Völker und die revolutionairen Ideen der Neuzeit schützen.

In England hatte schon während der Kriegsperiode der Kampf der unterdrückten Irländer um politische und Religionsrechte begonnen, und es hatten an letzteren alle Katholiken Englands Theil genommen. Die Folgen davon waren endlich die Aufnahme Irlands in den Staatsverband Großbrittaniens, und die Emancipation der Katholiken. In England drang man auf eine Parlamentsreform und es wurden nach vielen Anstrengungen einige Concessionen in dieser Beziehung gemacht.

In der Schweiz begnügte man sich, nach Aufhebung der Mediationsacte, mit der Beibehaltung der Cantonalverfassung, wie sie durch Frankreichs Einschreiten und Vermittelung festgestellt worden war.

Frankreichs Julitage riefen die Septembertage in Brüssel hervor, die Belgiens Trennung von Holland zur Folge hatten; sie gaben weiter zu Unruhen in einigen deutschen Städten Anlaß, führten in mehreren kleinen deutschen Staaten constitutionelle Verfassungen herbei, und brachten später noch vorzüglich im südlichen Deutschland mancherlei exaltirte Ausbrüche und Versuche hervor, welche, in Verbindung mit der polnischen Revolution und einigen kleinen Bewegungen in Italien, die Besorgnisse der Großmächte gegen Volksbewegungen wieder aufregten, und dem deutschen Bunde zu Untersuchungen und Präventivmaßregeln Anlaß gaben.

In Bezug auf die industrielle Lage der Länder Mitteleuropa's, wie sie sich nach dem allgemeinen Frieden kund gab, wurden nach und nach überall an den Gränzen der Länder Zoll und Mauthlinien errichtet, wodurch sie sich gegen einander mehr oder weniger scharf abzuschließen suchten.

Die Ursachen lagen wohl zunächst in der Nothwendigkeit sich Hülfsquellen für die Finanzen zu schaffen, weiter in dem Bestreben, dem allgemeinen und laut ausgesprochenen Wunsche der Industriellen nachzukommen, und — den Sinn mehr von den politischen Interessen ab- und den materiellen Interessen zuzuwenden. Auf solche Art umgaben sich mit Ausnahme der Schweiz nach und nach alle Länder Mitteleuropa's mit Zollschranken und thaten ihrem gegenseitigen auswärtigen Verkehre, zu Gunsten und zur Belebung des inneren Verkehres, Abbruch. Die kleineren Staaten Deutschlands konnten isolirt ein solches Zollsy-

stem nicht durchführen, und schlossen sich daher nach und nach größtentheils an Preußen an, und gaben so Gelegenheit zu der wichtigen Erscheinung des deutschen Zollverbandes.

Dies ungefähr sind die staatlichen Formen im allgemeinen, in denen sich gegenwärtig die Gesellschaft bewegt. Gehen wir nun zu einer Darstellung der hauptsächlichsten Conflicte über, welche in derselben entstanden sind, so müssen wir zunächst die Elemente derselben und die äußeren Einwirkungen, denen sie ausgesetzt sind, oder die sie als Mittel zu Erreichung ihrer Zwecke gebrauchen, kürzlich in Erwägung ziehen, und sehen, was während der Bildung jener äußeren Formen sich im Innern der Gesellschaft entwickelt hat.

Aus dem, was bisher erwähnt wurde, ist bekannt, daß sich überall in Mitteleuropa, in politischer Beziehung, neben den früher bevorzugten Ständen der Geistlichkeit und des Adels, auch der Bürgerstand, dem sich der von Leibeigenschaft und Hörigkeit befreite Bauernstand anschloß, als politisch freies Element geltend gemacht hatte. Die früheren besonderen Vorrechte der beiden ersten Stände, namentlich die Steuerfreiheit, ist entweder bereits verloren gegangen, oder findet überall auf friedlichem Wege ihre Beseitigung; die Privilegien und Rechte der Grundherrlichkeit werden abgelöset und es hat somit ein politisches Nivellement dieser Stände bereits stattgefunden, oder ist in der Entwickelung begriffen.

Daraus folgt nothwendig, daß die politische Bedeutung dieser drei Stände, als Stände, gleich sei, und daß somit die frühere größere Standesbedeutsamkeit des Adels und der Geistlichkeit, dem dritten Stande gegenüber, verloren gegangen sei. Indessen hatten sich andere sociale Elemente entwickelt.

Die verschiedenen politischen und finanziellen Reformen hatten dem Staate mancherlei früher nicht vorgekommene Arbeiten aufgebürdet. Als man einmal einiges zu reformiren begann, bemerkte man erst den langen Stillstand in der Fortbildung der staatlichen Organisation, und es ging etwa so, wie es geht, wenn ein altes Haus ausgebessert werden soll. Man glaubt mit wenigem die Ausbesserung durchführen zu können; fängt man aber an einzureißen, so treten die äußerlich verborgenen

Schäden erst zu Tage, und es muß vielmehr geschehen, als man anfangs für nöthig erachtete.

So geschah es auch hier. Die erste Folge davon war eine Vermehrung der Beamten zu Bestreitung der vermehrten Arbeit. Aber jemehr sich die Beamten vermehrten, um so mehr vermehrten sich die Geschäfte, die Controlen und die Formalitäten, und die vermehrten Geschäfte und Formalitäten führten wieder zu Vermehrung des Personals.

Hiezu kam, daß sich der Centralisationsgeist der Gemüther immer mehr und mehr bemächtigte; man wollte, was man etwa durch Concessionen auf der einen Seite verlor, auf der anderen durch Vermehrung des Einflusses mittelst vermehrter Stellen wieder gewinnen, oder man suchte sich von vorn herein durch Vermehrung und Ausdehnung der Macht gegen Concessionen zu schützen. Auf solche Weise wurde das Beamtenthum der Municipalität und Provinzialität, in denen es früher zumeist wurzelte, mehr und mehr entzogen, und dem Einflusse der Regierung unterworfen. Dadurch gingen die Sympathien, die es früher mit dem Bürgerthum hatte, dessen Schooße es entsproßen war, verloren; das Beamtenthum isolirte sich mehr und mehr, und zog sich in sich selbst zusammen.

Es mußte von da an die Staatsgewalt, von der es seine Gewalt empfing, als die Quelle aller Macht anerkennen, und sich mit allen Kräften an dieselbe anzuschließen suchen. Indem es dieses that, betrachtete es sich nach und nach als eins und dasselbe mit dem Staate. Es wurde selbst eine Macht, die sich, wenn auch nur heimlich, so doch oft und merkbar genug, Ludwig des 14ten Spruch: **l' état c 'est moi!** wiederholte, und die Gesellschaft blos als einen, zum regiert werden geeigneten, von dem Staate selbst verschiedenen, Gegenstand, der dem Beamtenthume gegenüberstehe und ihm zinspflichtig sei betrachteten. Die Interessen trennten sich auf diese Weise mehr und mehr, und die daraus hervorgehende Spaltung ist, der Natur der Sache nach, im Zunehmen begriffen.

Seit auf solche Weise das Beamtenthum eine Macht, eine in sich abgeschlossene Existenz, geworden ist, muß es, bewußt oder unbewußt, dem allgemeinen Naturgesetze folgen. Es strebt in die Weite, es sucht

die Macht der Staatsgewalt auszudehnen, weil es damit die eigene Machtvollkommenheit, den eigenen Wirkungskreis, ausdehnt. Es strebt eben so naturgemäß die mit seiner Stellung verbundenen Vortheile zu sichern, auszudehnen und auf solche Personen, die ihnen nahe stehen oder gleichen Ansichten huldigen vorkommenden Falles überzutragen.

Alles dies zusammengenommen führt zu einer fortgehenden Vermehrung des Personals, zu einer besseren Stellung desselben, zu der jetzt ziemlich beliebten Zuvielregiererei, zu einem Haschen nach Auszeichnungen, Orden, Gehaltszulagen, Pensionen, zur gemeinsamen Abwehr der dem Einzelnen, und in ihm gelegentlich dem Ansehen des Ganzen, drohenden Angriffe, und zu unwillkührlichen Begünstigungen. Alles dieß kann schwerlich immer anders, als auf Kosten der dem Beamtenthume gegenüberstehenden Classen der Gesellschaft erreicht, und muß nicht selten unterdrückerisch werden. Indessen kommt es häufig genug vor, und muß häufig vorkommen, weil es dem natürlichen Gange der Sachen ganz angemessen ist.

Es geschieht dieß, ohne daß man deshalb an geflissentliche Pflichtverletzungen denken darf, unbewußt, unwillkührlich. Sonderinteressen schaffen befangene und unrichtige Ansichten, und befangene und unrichtige Ansichten führen, bei dem besten Willen, zu Irrthümern und Fehlern.

Betrachtet man die Gesellschaft als etwas blos passives, so muß der Staat idealisirt werden, und es kann, da die Verhältnisse jener, wie sie gegeben sind, nicht in Anschlag kommen, sehr bald nicht an ebenso idealen Verbesserungs- und Lieblingsideen fehlen, die mit wohlgemeintem Eifer ausgeführt werden, und in jene optimistischen Bestrebungen übergehen, welche, indem sie das Beste darstellen wollen, ihren Zweck nicht erreichen können, und obenein auch noch das Gute verloren gehen lassen, was auszuführen in unserer Macht steht. Solche Bestrebungen tauchen nur zu häufig auf, und sind nicht eine der geringsten Ursachen, um derentwillen unsere gesellschaftlichen Verhältnisse, anstatt sich zu vereinfachen, sich mehr und mehr verwickeln und künstlicher werden.

Aus diesen durch die gegenwärtige Entwickelung des Beamtenthums entstandenen und durch sie nothwendig bedingten Verhältnissen,

die häufig genug auch in das blos gesellige Leben übergehen, müssen mannichfache Einwirkungen auf die übrigen Klassen der Gesellschaft und mannichfache Verletzungen hervorgehen, und sie können nicht umhin, unter den letzteren vielfach die Gefühle des Neides und der Unzufriedenheit zu erregen.

In constitutionellen Staaten zwar stehen ihnen die Volksvertreter oder Stände, als eine zweite Macht gegenüber. Indessen repräsentiren sie, so lange das Vermögen den Maßstab ihrer Erwählung giebt und die Intelligenz blos zufällig ist, ebenfalls nur materielle Sonderinteressen, und sind mannichfach mit von der Staatsgewalt direct oder indirect abhängigen Beamteten untermengt, nicht selbstständig und unabhängig genug, um, ohne freie Presse und Oeffentlichkeit des Rechtsverfahrens, einen hinlänglichen Schutz gegen Willkühr zu gewähren. In Wahrheit werden auf solche Weise dem der Gesellschaft gegenüberstehenden Beamtenthum blos die vermöglichen Klassen der letzteren zugesellt, um, gemeinschaftlich mit jenen, den unvermöglicheren Klassen gegenüberzutreten und gelegentlich die Gesetzgebung in dieser Richtung zu ergänzen.

Wer daran zweifelt, den wollen wir, da nicht Worte und Versicherungen, sondern allein Thatsachen entscheiden können, nur darauf verweisen, daß z. B. in England:

a) die Grundsteuer sehr unbedeutend, seit 1688 fixirt, und ablösbar ist;

b) daß durch die Korngesetze, zum Vortheile der Grundbesitzer, ein hoher Getreidepreis erzwungen werden soll;

und

c) daß, unmittelbar nach wiederhergestelltem Frieden, die so einträgliche, allein die wohlhabenderen Klassen und unter ihnen die großen Grundbesitzer treffende Einkommensteuer so fort wieder abgeschafft wurde, während die hohen, auf die ersten Lebensbedürfnisse der ärmeren Klassen gelegten Abgaben, welche die Preise derselben vertheuern, keine Ermäßigung erlitten, sondern des eingetretenen Friedenszustandes ungeachtet, fast ganz auf der Höhe blieben, bis zu welcher sie während des Krieges, zu Bestreitung der Kriegskosten, hinaufgeschraubt worden waren.

Wir wollen weiter daran erinnern, daß, wie sich bei der in Frankreich, wegen einer beabsichtigten Veränderung des Zollsystemes, im Jahre 1834 stattgefundenen bekannten Enquête klar herausgestellt hat und erklärt worden ist:

der hohe Zoll auf ausländische Schafwolle lediglich auf den Antrag einiger großen Schafzüchter, zum Nachtheile aller übrigen Klassen, gelegt wurde.

Wir wollen endlich auf so manche andere Maßregeln aufmerksam machen, die oft blos zu größerer Bequemlichkeit der reicheren Klassen eingeleitet werden, während sie, auf lange Zeit hinaus, Verwirrung und Verluste über die ärmeren bringen.

Es hat sich weiter, zufolge der großen sich oft wiederholenden Staatsanleihen und der damit verknüpften großen Gewinne, in ganz Mitteleuropa eine vollkommen-unabhängige Geldmacht gebildet, welche theils mit der Staatsgewalt sympathisirt und ihr das Schuldenmachen erleichtert, theils aber auch eben dadurch sie geneigter zu Befriedigung ihrer besonderen Wünsche macht. Durch sie ist das Geld auf den Thron erhoben und zum Götzen gemacht worden, vor dessen Allgewalt Alles anbetend niedersinkt, und wenn sie etwas Gutes hat, so ist es etwa nur das, daß, weil ihr Reichthum großen Theils von Papier ist, sie zu dessen Gunsten die Schwerter in der Scheide hält.

An sie reihen sich, nach dem Gange, den die Dinge genommen haben, die großen Industriellen, die Grundherren der Industrie, an. Das Fabrik- und Maschinenwesen, in seiner gegenwärtigen Gestaltung, kann immer mehr und mehr nur noch durch große Kapitalien erfolgreich betrieben werden. Damit ist gegeben, daß in allen Gewerbszweigen, auf welche es sich erstreckt, auch da, wo es noch zünftige Gewerbe giebt, die kleineren selbstständigen Handwerker, die nur mit geringem Capitale arbeiten können, mehr und mehr verdrängt werden, und die Zahl der eigentlichen Arbeiter vermehren müssen; daß der gewerbliche Mittelstand verdrängt wird, und die Industrie, hunderttausenden von kärglich bezahlten Arbeitern gegenüber, nur noch eine geringe Anzahl großer und reicher Fabrikherren, die sich der Geldmacht gelegentlich anschließen, darbietet.

Durch den Aufschwung, den die Industrie nimmt, werden indessen zahlreiche Arbeiter nöthig, die außerdem in gar keinem Zusammenhange mit ihren Dienstherren stehen, und am wenigsten, wie zünftige Arbeiter, ihrer Vorsorge, Aufsicht und Disciplinar-Gewalt unterworfen sind, oder mit ihrer Verheirathung warten müssen, bis sie einen Stand erworben haben, worauf ihnen, bei den gegebenen Verhältnissen, sogar jede Aussicht fehlt.

Auf solche Weise wird überall in den Ländern, in welchen sich die Fabrikindustrie ausbreitet, eine zahlreiche industrielle Bevölkerung hervorgerufen, die sich fort und fort vermehrt, und mit ihrem Erwerbe lediglich auf die Arbeit ihrer Hände angewiesen ist. Aber sie kann diese niemals selbstständig ausüben, sondern muß erst warten, ob der Fabrikherr ihrer bedarf, und was ihm die Umstände erlauben jenen für ihre Arbeit zu bieten. Fortwährende neue Erfindungen und Verbesserungen der Maschinen ersparen theils menschliche Arbeit, theils erlauben sie die Verwendung von jungen Leuten und Kindern beiderlei Geschlechts, die der Fabrikherr, weil er ihnen geringeren Lohn giebt, sobald es nur angeht, den Erwachsenen vorzieht.

Zwar sagt man, daß eben dadurch die Erzeugnisse selbst wohlfeiler werden, daß ihr Absatz zunimmt, daß demzufolge bald mehr Arbeit und sonach auch mehr Arbeiter nöthig werden, und belegt dies gewöhnlich durch das Beispiel der englischen Baumwollenmanufactur, bei welcher sich die Sachen allerdings so gestellt haben. Aber man vergißt, daß England der erste Staat war, in welchem sich die Verhältnisse auf diese Art gestaltet haben; daß damals die ganze Erde sein Markt war, daß ähnliches, wegen der stets wachsenden Concurrenz, sich in dem Maaße weniger ereignen kann, in welchem sich die Industrie über alle anderen Länder verbreitet, und daß sich daher gegenwärtig die Sachen ganz anders gestalten müssen.

Wir sehen also überall eine immer zahlreichere industrielle Bevölkerung heranwachsen, bei welcher sich die Concurrenz auf doppelte Weise, einmal durch die Zunahme der Zahl selbst, sodann durch die Möglichkeit die Kinder, sogar gegen geringeren Lohn, zu verwenden, vermehrt,

und daher nothwendig auch der Arbeitslohn mehr und mehr herabgedrückt werden muß.

Diese Bevölkerung, ohne moralische Bande, blos von Geld- und Handelsverhältnissen abhängig, bei der ersten Stockung der Industrie blos gegeben und sich selbst überlassen, ohne Familienleben, weil die Kinder ihre Zeit in den Fabriken hinbringen, ohne Zukunft, mit Entbehrungen und Mangel kämpfend, ohne Besitz, bildet ein neu hinzugekommenes Element, welches allem Besitzthume zuletzt in dem Maße drohender gegenübertreten muß, in welchem sich dasselbe vermehrt, seine Entbehrungen wachsen, und es, inmitten des größten Ueberflusses, darben muß.

Zwar vermehrt sich die Fülle der Güter zusehends, zwar rechnen uns die Staatskünstler vor, wie viele Dutzend Austern, wie viele Liter Wein u. s. w. mehr, gegen frühere Zeiten, auf den Kopf durchschnittlich kommen, und suchen dadurch das fortwährende Zunehmen des allgemeinen Wohlstandes anschaulich zu machen; aber sie vergessen nur, daß alles dies nichts, als den steigenden Luxus der vermögenden Klassen, in deren Händen sich die Reichthümer mehr und mehr zusammenhäufen, anschaulich macht, daß ihre Durchschnittsrechnung im Leben sich nicht realisirt; daß die besitzlose Menge nur von den Brosamen lebt, die von der Reichen Tische fallen: und daß diese mehr und mehr der Verarmung und der Entsittlichung verfällt.

Wer daran und an ihren Entbehrungen noch zweifeln könnte, den kann die erst kürzlich in der französischen Deputirtenkammer von Arago geltend gemachte Thatsache:

> Daß drei gute und wohlfeile Jahre der Conscription in Frankreich 315,000, 320,000, und 326,000 Individuen lieferten, während drei Jahre des Mangels nur 288,000, 277,000 und 260,000 stellten,

den müssen die Armenlisten Englands, Frankreichs, Belgiens und Hollands, der reichsten industriellen Länder, den muß eigene Erfahrung und die Criminalstatistik eines anderen belehren. Ueber den Zustand der Industrie im allgemeinen giebt übrigens wohl auch das ängstliche Jagen nach neuen Erwerbszweigen, das Wühlen in Abgänglingen, und im

Schmutze, welches selbst die ekelhaftesten Gegenstände, die todten Cadaver nicht verschmäht, wie nützlich es übrigens auch seyn mag, hinlänglichen Aufschluß. Daß unter solchen Umständen und unter solchem Vordrängen der materiellen Interessen, kraft deren die ganze industrielle Bevölkerung vor dem goldenen Kalbe kniet, und, auf Dampf reitend, baumwollebekränzt und mit Gaslichtern in den Händen, den Argonautenzug nach dem goldenen Fließe beginnt und wo, nur was nützlich ist, im Betracht kommt, die geistigen Interessen leiden müssen, daß der Sinn für das Hohe, Edle, Wahre, Gute und Schöne sich mehr und mehr verliert, daß selbst der Unterricht mehr und mehr den höheren allgemein menschlichen Standpunct aufgiebt, und in Fachabrichtung ausartet, darf daher nicht befremden, und es läßt sich nicht verkennen, daß darunter die geistigen Interessen der Gesellschaft mannichfach benachtheiligt werden müssen. Aber sie haben auch noch andere, ebenso nachtheilige, Einwirkungen erfahren müssen, und diese Einwirkungen sind von den höheren Klassen der Gesellschaft ausgegangen.

Die Ehrfurcht und Achtung vor Allem, was früher als heilig und ehrwürdig geachtet wurde, ist mächtig erschüttert worden; und die Massen entbehren dieses Zügels. Indessen ist auch dies nur in Folge der natürlichen Gesetze der Entwickelung und des denselben entgegengesetzten Widerstandes geschehen. Wir haben aber bereits bemerkt, daß das Christenthum in Priesterthum ausgeartet war. Die Reformation war ein Versuch, dasselbe wieder auf die Religion zurückzuführen; es geschah, was nach dem damaligen Stande der Dinge möglich war, und man hätte nur auf der eingeschlagenen Bahn fortschreiten dürfen.

Aber statt dessen kamen die symbolischen Bücher, man blieb stehen, und die Reformation erstarrte. Allein die Wissenschaft, deren Licht der Reformation den Weg gebahnt hatte, blieb ihrerseits nicht stehen, sondern drang unermüdet weiter in das zuerforschende Gebiet der Wahrheit vor. Vor dem Lichte der Vernunft verschwand der noch zurückgebliebene Wunderglaube und die Wissenschaft zerstörte den mystischen Nimbus, der die Mythen umgab; sie zeigte, wie so vieles Fremde durch Menschen in die heiligen Bücher gekommen war, was nur auf Persischen und Indischen Mythen beruhte und nicht auf unmittelbarer Offenbarung beruhen konnte.

Der bald nach der Reformation erschienene, nachher aber wieder unterdrückte, Socinianismus trat, seit Kant, unter dem Namen des Rationalismus wieder auf, und vindicirte der Vernunft, dem blinden Wunderglauben gegenüber, ihre Rechte.

Dadurch mußten natürlich innere Spaltungen entstehen, die um so größer wurden, je weniger sich die unerschütterlichen Anhänger der Tradition auch nur das geringste abdingen lassen wollten, sondern fest bei derselben stehen blieben, und die Forderungen der Vernunft, wie die Erfahrungen und die Resultate der Wissenschaften, so weit sie mit der Bibel nicht übereinstimmten, hartnäckig abwiesen und verwarfen, meinend, auf diese Weise nur könne dem, ihren Ansichten nach hereinbrechenden Verderben ein fester Damm entgegen gestellt werden.

Aber es ist mit der Natur der Dinge unverträglich, daß der eine Fuß stehen bleiben kann, während der andere fortschreitet, und man konnte, nach dreihundertjährigem Fortschritte der Wissenschaften, nicht mehr hoffen, Luthern, gewiß sehr gegen seine Zustimmung, wenn er darum hätte gefragt werden können, mit Erfolge zum Papst zu machen. Indem man es versuchte, mußte die Religion zum Cult werden und der freie Geist kann nur das verehren, was mit der Vernunft nicht im Widerspruche steht.

Der Rationalismus mußte sich demnach nothwendig in dem Maße allgemeiner verbreiten, in welchem die allgemeine Aufklärung befördert wurde und stieg. Diese Richtung blieb auch auf den Katholicismus und auf die katholischen Länder nicht ohne großen Einfluß, sie fand auch dort sehr zahlreiche Anhänger; und wenn sie sich häufig genug bei den höheren Ständen als Gleichgültigkeit gegen den Cult mit dem die Ansichten nicht mehr übereinstimmten, aussprach, so mußte dieses Beispiel auf die niederen Stände, die den wahren Grund dieser Erscheinung weder zu begreifen, noch richtig zu würdigen vermochten, nothwendig, und zwar, wegen des niedrigeren Standpunctes und der herabgewürdigten Lage derselben, auf eine sehr nachtheilige Weise wirken, indem es in denselben nicht nur Gleichgültigkeit gegen den Cult, sondern auch Gleichgültigkeit und Mißachtung gegen die ewigen Lehren der Moral des Christenthums hervorbrachte, die, Hand in Hand mit der Armuth, ihre

Moralität untergraben, und dabei, von den Verhältnissen begünstigt, nur zu leichte Arbeit finden.

Mit der Ehrfurcht vor der heiligen Tradition schwindet auch die Achtung vor dem Nimbus irdischer Hoheit, und alle Rücksicht auf das, was etwa sonst noch für beachtenswerth gegolten hat; und die materielle Richtung der Zeit, die nur vor dem irdischen Mammon anbetend kniet, und nichts als das Nützliche beachtet, muß nothwendig das Zerwürfniß vollenden; Niemand kann zweien Herren dienen und wo das Interesse alles entscheidet, da kann nicht die Stätte des Schönen und Großen sich erbaun, die das Opfer des Ich's erfordert.

Welche Grundsätze diesem Zustande der Dinge entkeimen müssen, bedarf keiner weiteren Erläuterung. Auch auf die Literatur haben sie ihren Einfluß ausgeübt. Sie haben uns mit Ritter- und Räubergeschichten und mit jener Fluth frivoler und unsittlicher Romane überschwemmt, deren Vaterland zumeist Frankreich ist, und die ihrerseits auf Geschmack und Gesinnung ihres vorzüglich in den niedern Ständen großen Publikums höchst nachtheilig einwirken, und immer mehr jene Gesinnung auftauchen lassen, die nichts als Hunger, Durst und Liebe zu Erhaltung der Gesellschaft für nothwendig erachtet.

Werfen wir nun, nach diesen Betrachtungen einen aufmerksamen Blick auf die gegenwärtigen socialen Zustände, so kommen wir in der Hauptsache zu folgenden Ergebnissen, die allerdings nicht geeignet sind, frohe Hoffnungen für die Zukunft zu erwecken.

1) Die Bevölkerung hat sich überall so sehr vermehrt, daß der Gewinn des Lebensunterhaltes immer schwieriger wird;

2) die Massen neigen sich in dem Maaße, in welchem sie zunimmt, mehr und mehr der Verarmung und Entsittlichung zu;

3) die Achtung vor allem, was sonst für hoch und heilig galt, ist im Abnehmen begriffen.

In Folge dieser Ereignisse und der Ursachen, welche sie, wenigstens theilweise, mit veranlaßt haben, stellen sich folgende Gegensätze in der Gesellschaft immer schroffer einander gegenüber.

Dem immer mehr sich abschließenden Beamtenthume tritt der Bürgerstand im allgemeinen, dem Besitzthume überhaupt die immer wach-

sende besitzlose Menge entgegen. Das Bürgerthum verlangt Schutz gegen das Uebergewicht des Beamtenthums, die besitzlose Menge, allerdings jetzt noch verhüllt und unter mannigfachen äußeren Formen, ihren Antheil an dem Besitze; das ist das Ringen der Zeit. Aus diesem Kampfe muß sich endlich, wenn keine Vermittelung möglich sein sollte, nicht blos eine Reform, sondern eine Revolution der Gesellschaft, mit Zertrümmerung der meisten der zeither bestandenen Formen entwickeln.

Werfen wir zunächst einen Blick auf den Kampf des Bürgerthums mit dem Beamtenthume, so verlangt jenes

1) eine freie und allgemeine Vertretung;
2) Freiheit der Presse;
3) Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens;
4) politische und religiöse Freiheit.

Von allen diesen Wünschen hat noch kein einziger überall volle Gewährung. Freiheit der Presse und Oeffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens besteht in England und Frankreich, Freiheit der Presse auch in Belgien, Holland und Spanien; in Deutschland und Italien findet sich weder das eine noch das andere, und doch giebt es ohne beide weder politische Freiheit noch Rechtssicherheit.

Ausgebreiteter ist die Volksvertretung; aber sie kann allein, ohne Preßfreiheit und Oeffentlichkeit, den Zweck überhaupt nicht, und um so weniger dann erfüllen, wenn nur der Besitz über die Befähigung entscheidet, und die Intelligenz eine zufällige Nebensache ist. Sie bleibt leere Form, wenn Stände, oder deutlich gesagt, Sonderinteressen vertreten werden, und muß in diesem Falle besonders dann unwirksam sein, wo nicht gar nachtheilig werden, wenn allgemeine Interessen berathen werden, weil einem großen Theile der Berufenen nothwendig die Befähigung zu einer richtigen Beurtheilung derselben abgehen muß.

Sie ist auch sogar formell keine Wahrheit, so lange nicht einmal die Urwahl eine allgemeine ist, und es bleiben auch formell alle diejenigen unvertreten, welche von jeder Theilnahme an der Wahl ausgeschlossen bleiben, und doch bilden diese überall weit die größere Mehrzahl.

Daß auf solche Weise nicht das Ganze vertreten wird, und bloße Sonderinteressen sich geltend machen können, ist von den nachtheiligsten

Folgen. Für England und Frankreich haben wir bereits oben schlagende Beweise beigebracht, aber es fehlt auch anderwärts nicht an Belegen dazu. Sie finden sich überall, wo trotz des Friedenszustandes, fort und fort wachsende Lasten auferlegt werden; sie finden sich in einer Menge neuer Einrichtungen, die höchstens den vertretenen Classen Nutzen bringen, für die übrigen Classen aber, die, weil sie nicht vertreten sind, auch nicht gehört werden können, oft genug nachtheilig werden.

Eben so wenig ist vollkommene Gewissensfreiheit überall vollständig gewährt, und sie wird überall noch, mehr oder weniger, durch das starre Dogma, das nicht mehr gnügen kann, und durch festgehaltene positive Satzungen zurückgehalten, weil die Religion in Priesterthum und Cult übergegangen ist, und die Kirche zur Magd der Staatsgewalt gemacht wird, die von ihr Nutzen ziehen möchte.

Dies ungefähr sind die Streitpuncte zwischen dem Bürgerthume und dem ihm gegenüber stehenden Beamtenthume. Sie sind, wie man sieht, rein politischer Natur, und könnten, ja sie würden beseitigt werden, wenn sich das Beamtenthum nicht schroff von dem Bürgerthume gesondert und ihm gegenüber gestellt hätte, und durch die Gewährung in seinen Interessen, wie sie sich nun einmal gestaltet haben, und in seiner Gewalt verletzt oder beschränkt zu werden fürchten müßte. Sie sind rein politischer Natur, und der Kampf kann auf dem gesetzlichen Felde ausgefochten werden. Er wird es werden und die Entscheidung wird endlich mehr und mehr zu Gunsten des Bürgerthums ausfallen.

Anderer und, wie sich nicht verhehlen läßt, gefährlicherer Natur, sind die Spaltungen zwischen dem Besitze und seinen Rechten, und der ihnen gegenüberstehenden, besitzlosen Masse, deren Anzahl unter den vorwaltenden Umständen jährlich zunimmt. Gefährlich werden sie besonders durch die zunehmende Entsittlichung der Massen, die, wenn die Sachen bis auf einen gewissen Punct gekommen sein werden, nicht bedenklich in der Wahl der Mittel zu Erreichung ihrer Zwecke sein dürfte.

Zwar ist gegenwärtig der Kampf noch ziemlich verhüllt, und zeigt sich mehr unter der Form der stets zunehmenden heimlichen Angriffe auf das Privateigenthum; aber er hat doch bereits in England, unter der Form des Chartismus, auch äußerlich aufzutreten angefangen; die Wahl-

reformers in Frankreich verfolgen, genau betrachtet, ähnliche Tendenzen, und es ist nicht zu verkennen, daß auch er sich, nachdem gewaltsame dahin zielende Versuche, wie der Aufstand der Arbeiter zu Lyon, durch Gewalt unterdrückt worden sind, mehr und mehr auf politischen Boden hinzieht, oder vielmehr die Politik auf das Gebiet der Oekonomie herüber zu ziehen sucht. Giebt es ja doch unter den Wahlreformers, wie unter den Chartisten, eine Partei, die die Gütergemeinschaft predigt. Dadurch aber wird er nothwendig gefährlicher, weil er nun auch unter den besitzenden Klassen Begünstiger und Anhänger findet, sei es, weil sie sich der besitzlosen Menge ihrerseits als Mittel zu Erreichung ihrer Zwecke bedienen wollen, oder weil sie, auf höherem Standpuncte stehend, von der Rechtmäßigkeit mancher Ansprüche überzeugt sind, oder endlich weil sie schlimmeres befürchten, wenn gar nichts geschieht, und daher um endliches Unheil zu vermeiden, ihrerseits dahin wirken zu müssen glauben, daß doch wenigstens etwas zu ihrer Befriedigung, und zwar auf gesetzlichem Wege, geschehe.

Auch die Staatsgewalt wird nach grade auf diese Lage der Sachen mehr und mehr aufmerksam, und bietet viele ihr zu Gebote stehende Mittel auf, um die getrennten Elemente zu versöhnen. Doch wirkt sie mehr direkt entgegen, und direkte Mittel, gestehen wir es offen, können gegen ein Mittel nicht ausreichen, welches seine Quelle zum großen Theile in der Natur der Dinge hat, und daher durch solche Mittel selbst zuweilen eher ärger gemacht wird. Man heilt eine offene Wunde nicht immer, ja selbst nicht ohne Nachtheile, wenn man auch heilsame Pflaster auflegt, sobald sie nicht von äußerer Beschädigung, sondern von innern Uebeln herrührt.

Die Mittel, welche in Anwendung kommen, sind in der Hauptsache:

1) Belehrung und Unterweisung;

2) verbesserte Gesetzgebung, besonders in Bezug auf Criminalrechte und Polizei;

3) Schutz der Arbeit gegen die Concurrenz ausländischer Industrie;

4) Armenversorgung; und

5) polizeiliche correctionelle und Repressivmaßregeln.

Alle sind sie ohne Ausnahme nothwendig und nützlich, aber dahingestellt bleibt, ob sie eben auch ausreichend sind, und ob nicht andere Maßregeln und Unterlassungen indirect darauf hinwirken, das Gute, was diese Mittel stiften, theilweise wieder aufzuheben und zu vereiteln.

Die Belehrung und Unterweisung ist in materieller, geistiger und sittlicher Hinsicht vortrefflich, und die Sorgfalt, die in den meisten Ländern darauf verwendet wird, nicht genug zu schätzen. Aber die Frage bleibt immer die, ob sie, nach dem gegenwärtigen Standpuncte der Dinge, auch geeignet ist, die Achtung gegen die Religion und die Gesetze wiederherzustellen. Wir fürchten leider es werde dies nicht der Fall sein, so lange unverrückt das alte Dogma in jener Beziehung festgehalten wird, und die Gesetzgebung sich nicht vollkommen mit den Geboten der Religion in Uebereinstimmung setzt.

Die Vernunft, jemehr sie durch Belehrung und Unterricht allgemeiner erweckt und geschärft wird, kann nicht länger glauben, daß drei eins macht, daß das Göttliche die Gestalt des Fleisches angenommen hat, daß der Teufel umher geht, wie ein brüllender Löwe, daß ein gerechtes Wesen für zeitliche Vergehungen ewige Strafen bestimmen könne, und wie die, sorglich festgehaltenen Lehren sonst noch lauten, die, wie die Wissenschaft gründlich nachgewiesen hat, aus indischer und persischer Mythologie in unsere Systeme übergegangen sind, und nun als unmittelbare Offenbarungen der Gottheit, die an sich unmöglich sind, betrachtet werden sollen. Eben aber weil die Vernunft sie nicht glauben kann, wird auch die Ehrfurcht gegen solche Lehren zur Unmöglichkeit, und die Schuld davon liegt nicht am Unterrichte, wie wohl in manchen Ländern dafür gehalten wird, sondern daran, daß, während dieser fortgeschritten ist, das Dogma stehen bleiben, und dennoch auf die alte Ehrfurcht Anspruch machen zu können glaubt.

Die Gesetzgebung wird verbessert, aber sie ist noch weit davon entfernt, mit den unveränderlichen Geboten der Moral und der Liebe zusammen zu fallen; nur dann erst kann Ehrfurcht, die sich selbst zügelt, gegen dieselben eintreten, bis dahin findet nur Furcht und Zwang statt, die in dem Maße weniger leisten, in welchem die zwingende Gewalt erschlafft, oder hintergangen werden kann. Ehrfurcht aber kann nicht eintreten,

so lange sie ihren positiven Ursprung zu sehr an sich tragen, und so lange ihre Ausführung und Anwendung im Dunkel verhüllt bleibt; sie kann nicht stattfinden, so lange sie noch Todesstrafen verkündet, und sich auf solche Weise, wenn auch unter gewissen Formen, doch thatsächlich dasselbe erlaubt, was sie an anderen bestraft. Wohl hält man sie für gewisse Fälle für nothwendig, und glaubt nur in ihr allein dagegen Schutz und Sicherheit zu finden; aber man darf nicht vergessen, daß man sie früher auch in vielen anderen Fällen für eben so nothwendig hielt, und dennoch, wie ihre Aufhebung für diese Fälle gezeigt hat, die erwartete Sicherheit in derselben nicht fand, so daß alle die um ihrentwillen vorgenommenen Executionen gegenwärtig nur noch als eben so viele Justizmorde betrachtet werden können.

Die Handhabung der Gesetzgebung muß öffentlich sein, sonst kann sie unterdrückerisch werden. Die dunkeln Kerker verbergen noch manche Folterqualen, nur daß sie, so lange die Justiz sich in den Schleier des Geheimnisses hüllt, auch ihrerseits verhüllt bleiben müssen.

Der Zollschutz kann die Arbeit vermehren, aber er ist seiner Natur nach gegen die hier bezeichneten Uebel nur ein Palliativmittel, welches in dem Maße, in welchem sich die arbeitenden Klassen im Innern vermehren, und die innere Concurrenz selbst steigt, an Kraft verlieren muß. Auch schwächt er indirect Sitte und Achtung gegen das Gesetz, sobald die Zollsätze zu hoch sind, so daß sie zu Prämien für den Schleichhandel werden.

Die Vorsorge für die Armen ist nothwendig, aber sie unterstützt nur den Verarmten, und ist kein Schutzmittel gegen den Krebsschaden des Pauperismus selbst, und die Maßregeln der correctionellen und repressiven Polizei treffen eben auch nur einzelne, und bleiben eben so ohne Wirkung auf das Ganze.

Dagegen wirken eine Menge anderer staatlicher Einrichtungen, wie z. B. eine Menge immer noch bestehender Privilegien und Monopole, so wie die stets steigenden öffentlichen Abgaben und Lasten, fortwährend auf die Vermehrung der Verarmung selbst ein, und der Umstand daß, wenn man den physischen Unterhalt der dürftigen Klassen schmälert, auch für ihre geistig sittlichen Zustände die nachtheiligsten Folgen entste-

hen müssen, wird nicht einmal mehr gehörig erkannt, geschweige denn beachtet.

Noch immer beschränken Privilegien und Monopole die Freiheit der Arbeitskraft, und vertheuern, im Vereine mit den öffentlichen Abgaben, die ersten Lebensbedürfnisse der Arbeiter, ohne daß irgend eine Rücksicht auf diese so sehr wesentlichen Folgen derselben genommen wird. Auf solche Weise aber wirken sie natürlich den gebrauchten Heilmitteln, die indessen die eigentliche Quelle des Uebels gar nicht treffen, entgegen; sie befördern die Verarmung, und es ist dann nichts wesentliches zur Abhülfe des Uebels gethan, wenn die Gesellschaft endlich, nachdem die Verarmung, theilweise durch die von ihr ausgehenden Maßregeln, indirect befördert wird, sich direct der arm gewordenen Bevölkerung annimmt.

Dieser Umstand und das nach und nach immer mehr zu Tage tretende Mißverhältniß der Bevölkerung, zu dessen Abhülfe die Gesellschaft gar nichts thun kann, mußte nothwendig, im Zusammenwirken mit den übrigen Verhältnissen, unwiderstehlich auf Vermehrung des Uebels wirken, den Riß zwischen dem Besitze und den Proletariern vergrößern, und somit dieses Element der Gesellschaft verstärken und gefährlicher machen.

Einsichtsvolle und wohlgesinnte Männer, wie St. Simon, Fourier, Owen und Andere, haben schon längst das Gewicht dieses Uebelstandes erfaßt, und wir haben selbst in einem früheren Hefte dieser Zeitschrift ihre Vorschläge zu einer Regeneration der Gesellschaft mitgetheilt. Es ist häufig darin von Errichtung industrieller Gemeinden, von Organisation der Arbeit die Rede, und wir sehen allerdings einzelne auf ähnliche Weise organisirte Colonien durch Association der Arbeit prosperiren, wie z. B. die Brüdergemeinden in Deutschland, Rapp's Colonie in Amerika, die von Owen zu New-Lanark gebildete Colonie.

Damit ist indessen noch nicht bewiesen, daß die Sachen, allgemein durchgeführt, sich auch nur approximativ eben so gestalten würden. Diese Frage scheint vielmehr eher verneint werden zu müssen. Alle diese Colonien bestehen nicht in sich selbst, sondern nur durch Landbau, oder durch große Fabrikindustrie, in welcher sie, so wie an Capitalen der Umgegend, von der sie auf solche Weise großen Theils ihren Unterhalt beziehen, überlegen sind. Dessenungeachtet wächst ihre Bevölkerung nicht,

sondern ist gering, und hält sich mehr stationär, weil man überall in denselben, zu Erhaltung des Ganzen, gewisse Beschränkungen in Bezug auf die Verehlichung einzuführen genöthigt gewesen ist, und sie manchmal, wie dies von Rapp so geschehen ist, ganz untersagt hat. Die Zahl der Bevölkerung aller dieser Gemeinden, die sehr umfangreiche Geschäfte treiben, beträgt daher höchsten Falles 8—1200 Seelen im Durchschnitte.

Nun entsteht aber jedenfalls die Frage, was würde geschehen, wenn wir uns ein ganzes Land, z. B. Deutschland, als in solche Colonien organisirt denken? Ist es wohl möglich, daß dann alle diese Colonien gleichmäßige Geschäfte machen können? Wer mit dem Umfange der Geschäfte solcher Gemeinden, wie sie jetzt in geringer Anzahl existiren, etwas genauer bekannt ist, der muß diese Frage entschieden verneinen. Eine Ausdehnung dieses Verkehrs in alle Erdgegenden, wie sie dazu erfordert wird, ist nicht möglich, wenigstens so lange nicht, als die überall errichteten Zollschranken den freien Markt sehr beschränken, und die Concurrenz aller industriellen Nationen auf demselben in steter Zunahme begriffen ist. Indessen folgt allerdings daraus, daß Erfolge, wie sie im Einzelnen verlangt worden sind, für das Ganze sich als unerreichbar herausstellen, noch nicht, daß ähnliche Associationen nicht dennoch von Nutzen sein könnten; ja, es deutet vielmehr alles darauf hin, daß sie mit der Zeit zu einem unabweislichen Bedürfnisse werden müssen, wenn auch nur viel geringere Erfolge erreicht werden können. Nur sind in jedem Falle die Hoffnungen, welche sich jene Männer davon versprochen haben, viel zu weit getrieben.

Auch können sie wohl überhaupt ebenfalls nur als Palliativmittel betrachtet werden, und mögen immer nur so lange helfen, als sich die Zahl der Bevölkerung nicht zu stark vermehrt. Der Raum, auf welchem sie leben, und den sie besitzen, ist einmal für immer etwas gegebenes und beschränktes. Jemehr sich die Zahl der Bevölkerung in solchen Gemeinden vermehrt, um so kleiner muß der Antheil des Einzelnen an den Producten des Landbaues, die sich auf die Länge nicht in gleichem Verhältnisse mit der Bevölkerung vermehren können, sich herausstellen, und die Nachtheile endlicher Uebervölkerung können auch dann nicht

ausbleiben, wenn die Gesellschaft sich auf solche Weise allgemein organisiren könnte.

Giebt es daher irgend ein Mittel, welches wenigstens dauernde Erleichterung verschaffen kann, so liegt dies allein in der von der Bevölkerung Mitteleuropas bereits instinctmäßig ergriffenen Auswanderung, und alles, was die Gesellschaft dabei thun kann, besteht in einer für die Auswandrer möglichst zweckmäßigen Leitung und Beförderung derselben.

Was sonst etwa noch wirksam zu Verminderung des Uebels gethan werden kann, besteht mehr in dem Unterlassen alles dessen, was den arbeitenden Klassen neue Lasten auflegt, und in der Beseitigung der Hindernisse, welche der freien Bewegung der Arbeitskraft noch in dem Weg stehen, und in der Beseitigung aller der Gesetze, Abgaben und Einrichtungen, welche eine Vertheurung ihrer ersten Lebensbedürfniße zur Folge haben; in der Aufhebung der Privilegien und Monopole.

Indessen wird auch dazu schwerlich zu gelangen sein, so lange die arbeitenden Klassen nicht beständige Organe haben, die in der Gesellschaft ihre Sache führen, und ihre Interessen vertheidigen können. Darum sind, in so weit sie nur dieses beabsichtigen, die Chartisten in England und die Wahlreformers in Frankreich durchaus nicht auf dem unrichtigen Wege. Auch in Deutschland haben sich sehr bedeutende und entschieden monarchische Männer, wie Bodz Reymond*) und Franz von Baader**), bestimmt für diese oder ähnliche Maßregeln erklärt, und es will dieser Vertretung der Proletarier auf den Landtagen durch selbst gewählte Abgeordnete, jener ein Schutzministerium zu Bewahrung ihrer Interessen eingeführt haben.

Daß sich beide dafür ausgesprochen haben, beweiset wenigstens so viel, daß die von den Chartisten und Reformers beantragten Maßregeln auf einer inneren Nothwendigkeit beruhen, und keineswegs, wie uns wohl zuweilen vorgesagt wird, rein demagogischer Natur sind. Darum

*) Staatswesen und Menschenbildung in Bezug auf National- und Privat-Armuth. Th. 4. S. 463 u. f.

**) Ueber das dermalige Mißverhältniß der Vermögenslosen, oder Proletarier, zu den Vermögen besitzenden Klassen der Societät. S. 12.

werden sie sich auch mehr und mehr geltend machen, und endlich zur Verwirklichung gelangen.

Aehnliche Conflicte giebt es auch in der Literatur und in der Kirche, besonders zwischen römischem Priesterthum und protestantischer Staatsgewalt.

Ueberall aber ficht sich, nur anders gestaltet, der Kampf einer werdenden Zeit aus, gegen die Reactionen traditioneller Ueberlieferung und starrer Formen, die das Neue nicht aufnehmen wollen, und es schon darum zurückweisen, weil es anders ist, als ihre Gebilde, und weil das Bestehende naturgemäß, so weit es kann, sich der Zerstörung widersetzt, und auch schon verlorenes Terrain bei sich darbietender Gelegenheit wieder zu erlangen sucht.

Zwischen beiden Conflicten ist der Unterschied, daß auf dem Felde der Literatur die alte Zeit mehr nur vertheidigend zu Werke gehen kann, und daß sie sich besonders der von der jungen Literatur beabsichtigten Erweiterung des Gesichtskreises in derselben entgegen zu setzen versucht — Bemühungen, die der Natur der Sache nach, auf die Dauer vergeblich sein müssen, weil die verbliebenen Rückstände der Vergangenheit, die die Verfechter der alten Zeit bilden, nach und nach absterben, und bei den mehr und mehr in das Leben übergreifenden wichtigen und hohen Interessen der Gegenwart, in derselben sich kaum neue Verfechter einer Zeit finden werden, die sich mit Waldeinsamkeit, Schäfchen, Kaffeetrinken und Erdbeerenessen und Comödiantentrödel sehr gnügsam zufrieden stellte.

In den vom römischen Priesterthume ausgehenden Wirren ist dieses der angreifende Theil, welcher verlorenes Terrain wieder zu gewinnen strebt, und die Sachen werden mehr und mehr durch Spaltungen in der ihr gegenüberstehenden Kirche, die theilweise eben dadurch nur auf die Vertheidigung beschränkt ist und sich somit im Nachtheile befindet, verwickelt. Auch ist die Letztere selbst erstarrt und damit zugleich Angriffen von anderen Seiten her ausgesetzt, so daß ihr Heil kaum anders als in einer Umgestaltung zu finden sein mag.

Doch gehört dieser Streit beider Kirchen und in den Kirchen theils mehr dem theologischen Gebiete an, theils handelt es sich in der Stille vielmehr um weltliche, als um geistliche Interessen, theils endlich wird er

auf so unerfreuliche Weise geführt, daß er mehr widerlich, als anregend ist. Theils um deshalb, theils weil er mehr ein Streit zweier Gewalten als ein Conflict zweier Parteien in der Gesellschaft ist, muß er von der gegenwärtigen Darstellung, die es nur mit letzteren zu thun hat, ausgeschlossen bleiben.

Der Conflict in der Literatur aber ist so vielfältig und vielseitig besprochen worden, daß es hinreicht seiner zu erwähnen, und seinen endlichen Ausgang anzudeuten, wenn nicht blos oft Gesagtes wiederholt werden soll. Selbst Gutzkow ist der frühern Verdammniß enthoben, und erst kürzlich zu Berlin, so zu sagen durch königliche Sanction, wieder zu Gnaden angenommen worden. Dies allein reicht hin den veränderten Stand der Ansichten zu bezeichnen.

Welche Gestaltungen aus den gährenden Elementen sich entwickeln werden, kann erst die Zukunft enthüllen. Zwar bei uns scheint der Himmel noch heiter; aber schon wird die Luft allgemach schwüler, helle Blitze zucken am abendlichen Horizonte, und düstre Wolken ziehen über Albion herauf, die in Ebenezer Elliots Ernst das erste ferne Rollen des Donners hören lassen.

Darum ziemt es nicht, unbesorgt an der besetzten Tafel zu schwelgen, noch seine Hoffnung auf isolirte Gewalt zu setzen, und die Tage unbenutzt in trügerischer Sicherheit zu vergeuden. Es ziemt nicht leichten Sinnes auf die Zukunft zu schauen, und in selbstsüchtigem Starrsinn die veraltete Form, das veraltete Vorurtheil, das veraltete Vorrecht festzuhalten; nur neues kräftiges Umgestalten kann Rettung bringen gegen den herannahenden Sturm, der die unfügsame Form zertrümmert, während die Gesellschaft dauert, zum sicheren Beweise, daß nur in ihr der Sitz der Macht ist, und daß den Schwerpunkt verrückt, wer sie auf etwas Anderes übertragen will. Archimedes konnte die Erde nicht bewegen, weil ihm der Punct fehlte, wo er den Hebel aufsetzen konnte; glaubt ihr die Gesellschaft bewegen zn können, wenn ihr den Schwerpunct des Hebels in die Luft setzen wollt?

Es reicht nicht aus, die vielseitigen Vorschläge zur Regeneration der Gesellschaft mit vornehmthuendem Lächeln abzuweisen, als verderbliche Theorien zu verdammen und zu verfolgen, um der Sache ein Ende zu

machen; die Umwälzungen in der Gesellschaft gehen nicht aus Theorieen, sondern aus Zuständen hervor, die sich früher oder später, schon selbst Geltung verschaffen, wenn sie ihnen zu lange geweigert wird. Nicht indem man das Ohr ihren Rufen verschließt und abweisende Antworten ertheilt, allein durch Prüfen und entsprechendes Handeln, ist Rettung möglich von der endlichen sicheren Auflösung der gegenwärtigen socialen Zustände: wenn nicht etwa überhaupt in dem Buche des Schicksals unwiderruflich verzeichnet ist, daß unsere Civilisation ihrem Untergange entgegengeht und die Cultur ihre weitere Reise in der gewohnten Richtung nach Westen fortsetzt.

VIII.

Reisescenen aus dem schlesisch-mährischen Gebirge.

I.

Die Wellenlinien des schlesisch-mährischen Gebirges, auch das Gesenke genannt, tauchten hinter Grottkau vor mir auf, und erwartungsvoll eilt' ich den großartigen, bisher wenig bekannten Schönheiten dieses Höhenzuges entgegen, welcher seit sechs Jahren durch Gräfenberg und Prießnitz europäische Bedeutsamkeit erlangt hat, und von Joseph II. einst wehmüthig der Zaun genannt wurde, den der Eroberer Friedrich ihm und seiner Mutter von dem Garten Schlesien gelassen.

Bald trat Neisse, die vielthürmige ehemalige Bischoffsstadt, in den Gesichtskreis, deren neuester Theil, die Friedrichsstadt, von dem großen Preußenkönig statt der bei der Belagerung niedergebrannten Vorstadt angelegt, und von der City durch die vom Glazer Schneeberge südwestlich herströmende Neisse geschieden ist. Diese gilt als Schlesiens schnellster Fluß, und ihre Fluthen erscheinen im Frühlinge als ein wildwogender Blutstrom, sobald die Nebenflüsse, deren mehre durch rothes Sandsteingebirge laufen, sie anschwellen. Uebrigens macht der Fluß hier die Naturgrenzen von Oberschlesien, und zwar von dessen schönstem Theile, den ich bereisen wollte.

Wie fast alle schlesischen Städte hat auch Neisse seine Friedrichserinnerungen, nicht allein in welthistorischer, sondern auch in persönlicher Beziehung des großen Königs. Neisse war die Veranlassung, daß Friedrich II. aus dem Maurerbunde schied. General Wallrave, der geschickte Ingenieur, welcher auf seinen Befehl die neuern Werke der Festung ange-

legt hatte, wollte diese treulos an Oestreich verrathen, wie aus einem aufgefangenen Briefe an den Fürsten Kaunitz hervorging. Der König versammelte die Loge, theilte die Verrätherei mit, ohne den treulosen Bruder zu nennen, und versprach völlige Verzeihung, wenn dieser sich freiwillig zu der That bekennen wolle. Wallrave hielt seine Entlarvung für unmöglich, und schwieg. Da schloß der König nach Maurersitte die Loge für immer, indem er erklärte, den Hammer nicht ferner zu führen. Der General aber wurde alsbald verhaftet, und zu lebenslänglicher Festung verurtheilt. — Eine andere Erinnerung an Friedrichs Zeit, welche indessen blos auf Tradition beruht, regt hier die sogenannte Armesündergloche an, welche jeden Abend um 9 Uhr auf dem Rathhausthurm gelautet wird. Nach der preußischen Besitznahme der Stadt (1741) hatte die Bürgerschaft um diese Stunde eine Art sicilischer Vesper verabredet. Man wollte die preußische Besatzung in den Quartieren gleichzeitig ermorden, und die Festung den Oestreichern wieder übergeben, indeß vereitelte die Liebe eines Dienstmädchens zu einem preußischen Tambour diesen Volteschlag der Geschichte. Sie theilte ihm das erlauschte blutige Vorhaben der Bürger, nur um ihn selbst zu retten, kurz vor der verhängnißvollen Stunde mit, in angstvoller Hast greift er nach der Trommel; die Besatzung eilt auf den Lärmplätzen ohne Ahnung der Gefahr zusammen, endlich wird diese klar, und — die Preußen sehen sich gerettet. — Zur Strafe des verrätherischen Anschlags mußte seitdem allabendlich um 9 Uhr jenes Glöckchen eine Stunde lang gelautet werden, was erst später auf eine Viertelstunde ermäßigt ward.

In dem alten fürstbischöflichen Schlosse der Stadt fand 1769 jene merkwürdige Zusammenkunft Friedrichs und Josephs statt, um eine Allianz gegen die wachsende Größe Rußlands zu schließen. — „Nun sehe ich die Erfüllung aller meiner Wünsche!“ war des Kaisers Ausruf beim Anblick Friedrichs, und dieser erwiederte nicht minder artig: „Dies ist der schönste Tag meines Lebens! Er wird die Epoche der Vereinigung zweier Häuser sein, die zu lange Feinde gewesen, und deren gegenseitiges Interesse es erfordern, sich einander eher beizustehn, als sich aufzureiben.“ — Wie aufrichtig Friedrich es gemeint, lehrt die Geschichte, die unpartheiische Richterin der Könige und Völker.

Neisse ist nächst Liegnitz Schlesiens bedeutendste Mittelstadt, meist noch nach alter Bauart, aus schmalen hohen Giebelhäusern und krummen, engen Straßen bestehend, unter denen sich nur die Zollstraße durch Breite und Schönheit auszeichnet. Der Markt oder Ring trägt in der Mitte das Rathhaus, woran sich noch andere Magistrats- und Privatgebäude anschließen, wie fast in allen schlesischen Städten, nach der charakteristischen Bausitte der alten Slaven und Böhmen. — Auf den Kapellenberge vor der Stadt erinnert ein eiserner Obelisk an die in den Napoleonskriegen gefallenen Männer der Kreise Neisse und Grottkau, und zwar an derselben Stelle, wo fast 170 Jahre früher der nachherige Fürstbischof, Sebastian von Rostock, ein Denkmal seiner Befreiung aus der schwedischen Gefangenschaft errichtete, welches 1807 die Franzosen muthwillig zerstörten.

Das Fürstenthum Neisse, von welchem ein bedeutender Theil (14 Quadratmeilen) in Oesterreichisch Schlesien liegt, gehört zum Bisthum Breslau, und enthält als reizende Introduction dieses südöstlichen Theiles von Schlesien, noch rein deutsches Element, obgleich manche Eigenthümlichkeit in Volkstracht und Sitte sich geltend machen. Die hiesigen Landmädchen theilen das Hauptthaar sorgsam in zwei Flechten und winden diese mit bunten Bändern um eine 4 — 5 Zoll lange Haarnadel. Eine handbreite Binde, von schwarzem Sammet und mit Spitzen besetzt, bedeckt die Stirne; die Weiber aber tragen Hauben oder Tücher, ebenso stark gebläut, wie das kaum ¼ Ellen lange Hemdchen mit sehr weiten Aermeln. Diese haben auf den Achseln eine Art Puffen, und sind entweder mit Manschetten oder blaugewirkten Borduren besetzt. Ein steifes Mieder mit gesticktem Latze umgürtet die starke Dirne. Sehr weit und faltenreich sind die Röcke, und oben mit einem siebenfarbigen Streifen, aus Bändern von Seide, Wolle oder Zeug versehen. Da die Mädchen und Weiber an Sonn- und Feiertagen oft fünf bis sieben Unterröcke anziehen, so haben sie nicht selten ein ziemlich unförmliches Aussehen. Nichts desto weniger zeigen sie viele Gewandheit, namentlich im Tanze, der sich bei ihnen nicht blos auf den Walzer beschränkt. Man sieht im Neisseschen die Landmädchen in Anglaise, Ecossaise und Quadrillen recht artige Touren machen.

Von Neisse wendete ich mich nach dem Städtchen Ottmachau, dessen Lage für eine der schönste Schlesiens erklärt wird, und mit Entzücken schweift das Auge von der Thurmgallerie des jetzt wüsten Bischoffsschlosses umher. Dies Schloß den Erben des Ministers Humboldt gehörig, ist alt wie die Stadt selbst, und beide wurden schon durch die Tartaren verwüstet. In den böhmischen Kriegen war das Schloß mehrmals der Erisapfel und 1741 eroberte es Schwerin. Zu Würben ganz in der Nähe von Ottmachau, liegt das alte Lust- und Jagdschloß der breslauer Bischöfe, die einzige Besitzung in Preußisch-Schlesien, welche nach der Säcularisation das jedesmalige Eigenthum des Bischofs von Breslau geblieben ist.

Ich dachte wieder an Friedrich, den ersten Monarchen, welcher die Kirche dem Staatszweck völlig unterordnete, und die Macht des hohen schlesischen Clerus brach, sosehr er dessen Mitglieder, als Repräsentanten edler Geburt, gegen die Geistlichkeit seiner eignen Kirche auch bevorzugte. Das Schloß zu Ottmachau, wie das nahe Johannisberg im Oesterreichischen sind Zeugen der Energie, mit welcher sich der König, trotz Sanct Peters Stuhl, als Oberhaupt aller Katholiken seines Staates geltend machte. Dort ließ er den der Verrätherei beschuldigten Fürstbischof von Breslau, Cardinal Sinzendorf, den er zum Generalvicar aller katholisch-kirchlichen Angelegenheiten erhoben hatte, verhaften; auf dem Schlosse Johannisberg aber lebte in langer Verbannung der ihm nachfolgende Bischof Graf Schaffgotsch, welcher nach der österreichischen Eroberung Breslaus übereilt zu Maria Theresia zurückkehrte, und dann dafür nach dem entscheidenden Tage bei Leuthen den ganzen unversöhnlichen Zorn des königlichen Siegers erfuhr.

Der kaiserliche Doppeladler belehrte mich, daß ich der Grenze nahe sei. Von dem offnen Städtchen Weidenau, auf einer fruchtbaren Hochebene am Fuße des Gesenkes, führt eine neu angelegte Post- und Commerzialstraße südwestlich an freundlichen Ortschaften hin nach Jungferndorf, dem Rittersitze des Baron von Skaal, mit schönem Schloß und Garten. Zwischen Krosse und Jungferndorf fesselt ein zu Tag auslaufender Krystallfels, auf welchem die Sonnenstrahlen in Irisfarben sich brechen, den Wandrer. Unfern strömt durch das schöne Thal der Schlip-

pebach, der die edle Perlmuschel (chya margaritifera) mit sich führt, wie man im Museum zu Troppau sehen kann. Auf den Bergen umher blüht häufig die milchweiße Trientalis Europaea, deren Kelch und äußere Blätter in ein zartes Roth getaucht sind. Im Thale aber erfreuen der rothe Wiesenguckguck (Orchis latifolia), die bleiche Nagwurz (Orchis pallens) und noch andre Orchiden den Blumenfreund. Von Jungferndorf zieht der Weg in aufstrebenden Krümmungen nach dem unbedeutenden Friedeberg, am Fuße eines steilen, mit Geröll bedeckten Berges, dessen Gipfel ein wenig mehr besuchtes Wallfahrtskirchlein krönt, und eine reizende Fernsicht gewährt. Des Städtchens alte Burgruine ist seit längerer Zeit in eine Kirche verwandelt, in der Nähe aber sieht man noch als Ruine den Kaltenstein, einst eine der bedeutendsten Burgen Oberschlesiens, wie noch die Trümmer bezeugen.

Fortwährend wechselt die Scene, südöstlich fällt der Blick bald auf das nahende, seines Kalkes wegen berühmte Setzdorf mit dem grauen geisterhaften Thurme, bald auf ein weites Thal mit schönem Unterholz, majestätischen Felsen und herrlichen Laubholzgruppen, und bald auf die hohe dunkle Gebirgsregion, welche hier Schlesien von dem heraufreichenden Winkel Mährens scheidet. Unmerklich aufsteigend führt der Weg ihr immer näher zu, und auf dem höchsten Punkt der Straße liegt ein majestätisches Panorama vor dem schweifenden Auge, nur mit dem von Landeck in der Grafschaft Glatz vergleichbar. Schnell senkt nun der Weg sich nach Lindenwiese, und dreht sich dann plötzlich links ab nach Freiwaldau.

Das freundliche Städtchen in diesem sonst so unbekannten und unbesuchten Gebirgswinkel hat seit 1832 durch die Nähe Gräfenbergs außerordentlich gewonnen, dabei auch durch die im Orte selbst seit 1836 angelegte Wasserheilanstalt. Westlich erhebt sich der so merkwürdig gewordene Gräfenberg selbst, ein 1900 Fuß hoher Vorberg des bewaldeten Hirschbadkammes, an dessen Abhange sich die Häusergruppe des jungen Curorts hinaufzieht. Hier, wie auf dem Markt zu Freiwaldau, wimmelt es jetzt fast das ganze Jahr hindurch von der deutschen, polnischen und ungarischen Ritterschaft, und man kann manchen bekannten, berühmten und selbst welthistorischen Namen in den Verzeichnissen der

Badegäste finden, deren Zahl im vorigen Jahre auf 800 angegeben wurde. Daß es außer den Kräften des thätigen Prießnitz liegt, auch nur den achten Theil dieser wirklichen Kranken täglich zu besuchen, oder nur gehörig zu berücksichtigen, versteht sich. Es wäre überhaupt kein Wunder, wenn dieser Mann, bei den unversieglichen in seine Börse sich ergießenden Goldquellen, auf die Idee geriethe, nach so fruchtbringender zehnjähriger Thätigkeit sein Leben in Ruhe zu genießen. Inzwischen wird er vorsichtiger in der Annahme der Cur, und verweigert diese, wo sein diagnostischer Scharfblick die Natur des Leidens nicht zu durchdringen vermag, und eine wenigstens langsame Heilung ihm ziemlich wahrscheinlich wird.

Durch englische Anlagen gelangte ich auf die Koppe des Gräfenberges, der eine entzückende Bellavista über das zu Füßen liegende Freiwaldau und das ganze reizende betriebsame Bielathal gewährt. Gegenüber zieht sich die hohe Granitmauer des Gesenkes hin und der kahle flache Scheitel des Altvaters, von welchem drei Kämme des Gebirgszuges auslaufen, blickt bedeutsam herüber. — Ich nahm die neueste Schrift von Rausse zur Hand, mit dem Titel: „Wasser thuts freilich!“ Rausse ist unbedenklich der geistreichste aller bisherigen Apostel der Wassercur, und in schneidender Opposition hält er der alten Schule sein Buch entgegen unter dem Motto aus Faust:

So haben wir mit höllischen Latwergen,
In diesen Thälern, diesen Bergen
Weit schlimmer als die Pest getobt;
Ich habe selbst das Gift an Tausende gegeben;
Sie welkten hin, ich muß erleben,
Daß man die frechen Mörder lobt.

Die Wassercur erscheint mir als ein großartiges Wahrzeichen dessen, was nicht nur in medicinischer Hinsicht sondern überhaupt noththut in dieser vielbewegten Zeit, und zwar nach einer Lehre, wonach, als von einem Mittelpunkte aus, das moderne Leben in allen seinen Richtungen theoretisch und praktisch zu fördern wäre, wie Goethe sich noch vor seinem Tode gegen Hegel äußerte.

In der Nähe Gräfenbergs liegt ein andrer kleiner Ort, der seinen einst eben so originellen Ruhm anderer Art längst überlebte. Es ist

Roßwaldau, der ehemalige Landsitz des Grafen Albrecht von Hodit, welcher in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit einem Aufwande von 5 Millionen Gulden hier eine Art Sybaris und Arkadien sich gründete, wovon heute nicht viel mehr als — historische Erinnerungen vorhanden sind. Das Schloß war, unter Apollos und Minervas Aegide, ein Feensitz geselliger Freude, und der gelehrte Guilbert, welcher 1773 Roßwaldau besuchte, sagt darüber: daß man sich keinen Begriff machen könne von einem solchen Aufenthalte, einem solchen Garten, und einem solchen Wirthe, von einer so wunderlichen Mischung sinnreicher, und zugleich lächerlicher Dinge. Blos mit seinen Bauern, welche der Graf selbst zu Schauspielern, Musikern, Tänzern, Malern, Bildhauern, Vergoldern, Feuerwerkern, Wasserkünstlern und Gärtnern bildete, führte er täglich die sonderbarsten Dinge aus, gab die glänzendsten und originellsten Feste, unter denen sich besonders jenes auszeichnete, wodurch er 1770 den Besuch des großen Friedrichs feierte. Der Hang des Grafen, überall zu idealisiren, erstreckte sich auch auf die unscheinbarsten Dinge freilich oft mit wenig correctem Geschmack, und seine Neigung zum Ueberraschenden wurde dabei nicht selten lästig, wie z. B. in den vielen Verirspielen seiner Wasserkünste, deren sich gegen 7000 in dem weitläufigen Parke befanden.

Dieser Park war überhaupt in seinen antiken und modernen, französischen und holländischen, gothischen und chinesischen Decorationen eine so bunte Musterkarte guten und schlechten Geschmacks, wie der Besitzer selbst ein origineller Repräsentant menschlicher Vorzüge und Thorheiten. Scenen aus griechischer und nordischer Mythologie, aus älterer und neuerer Geschichte und was dabei eine stets rege Phantasie nur erfinden und verbinden kann, wurden den Gästen neben echt sybaritischen Genüssen in lebenden Bildern dargestellt oder angedeutet. Friedrich II. dankte von Potsdam aus dem Grafen dafür durch eine poetische Epistel in seinen „Oeuvres posthumes“ (Bd. 7.) enthalten, und durch eine kostbare Dose mit seinem Portrait, worin eine Anweisung auf 10,000 Thaler lag.

Der Graf verarmte über dem Streben, den heitern Lebensgöttern einen Himmel auf Erden zu bauen, konnte sein schönes Roßwaldau nicht länger behaupten, und starb 1778 zu Potsdam, wo sein königli-

cher Gönner ihn gastlich bei sich aufnahm, und den von ihm bewohnten Theil der Jägerstraße zu seinem Andenken „Hoditzstraße" zu nennen befahl. In Roßwaldau selbst, dem séjour divin, wie Friedrich es bezeichnete, hat längst die Oekonomie über die Poesie wieder gesiegt. Nur wenig Spuren sah man vor 13 Jahren noch von den ehemaligen phantastischen Herrlichkeiten, wie ich in Wolny's Taschenbuch für die Geschichte Mährens und Schlesiens las. Ihr bedeutsamster Ueberrest war noch ein 88 jähriger Greis, der bei dem genialen Hoditz als Küchenmeister, Schauspieler, Sänger und Artist jeder Art diente. Theatercoulissen aus der ehemaligen Schloßbühne dienten zur Umzäunung eines Gärtchens; auf der einen sah man einen Genius mit umgestürzter Fackel — ein passendes Embleme für den Platz! In dem Kanale, wo sonst reich verzierte Gondeln und weiße und schwarze Schwäne schwammen, schnatterten Gänse und Enten und quakten Frösche. Der finstere Druidenhain war gelichtet, und seine fallenden Stämme vernichteten eine Menge angehefteter Tafeln mit didaktischen Versen des Grafen, dessen schwächste Seite übrigens die Poesie war. Auf den Grundmauern der niedlichen Zwergstadt wuchs giftige Wolfsmilch; aus den arkadischen Kuhställen waren Wagenschuppen geworden, Kalliope, an der ausgetrockneten Hippokrene, hatte den rechten Arm verloren, und Apoll stand in der Mitte der Musen bedeutungsvoll — mit zerbrochener Leyer!

Ich war nicht neugierig, den heutigen Zustand Roßwaldaus kennen zu lernen, dieser wahrscheinlich merkwürdigsten und großartigsten Tempelruine des Phantasus. Erwartungsvoller trat ich den Weg ins Hochgebirge an, zu dem drei Meilen von Freiwaldau entfernten Altvater, der größten Erhebung des Gesenkes. Nach einigen Stunden an der Biela aufwärts erreichte ich das Dorf Waldenburg, erbaut im Jahre 1798 vom Bischof Hohenlohe-Waldenburg; daher dessen Name. Ich fragte nach einem Führer zu dem hohen Fall, welchen Professor Ens in seinem Werke über Oesterreichisch Schlesien zwischen dem Hunger- und Leiterberge angiebt, was Prudlo bestritten, und Premier-Lieutenant Lutz, die jüngste Autorität für Sudetenkunde, im vorigen Jahre dennoch nachgewiesen hat. Man wies mich an den Gemeindeboten jenes Dorfes, einen gefälligen der Gegend kundigen Mann, der sich alsbald mit mir

auf den Weg zum Falle machte, dessen Entfernung von hier er auf eine starke Stunde angab. Hinter seinem Hause wendeten wir uns rechts von der Biela ab, und an einem Bach aufwärts, den sie hier aufnimmt. Er strömt aus einer Gebirgsschlucht her, deren linke Berglehne die Hungerlehne oder der Hungerberg heißt; die rechte ist der auslaufende Rücken des Leiterberges, der vom Altvater oder Schneeberge sich gleich einer Zunge in den Winkel schiebt, welchen die Biela mit jenem Bache bildet. Er ist das Hohefallwasser, und nimmt, ehe er zur Biela fließt, noch das Hungerbergwasser auf.

Ein leidlicher Weg führt am rechten Ufer des Baches aufwärts, der jugendlich und ungestüm über Felsstücke, Geröll und Baumstämme hin viele Cascaden bildet. Wir stiegen über eine Höhe, dann wieder hinab zum Bach, und standen nun vor dem Falle, einer der großartigsten Scenen dieses Gebirgszuges, über dessen Oertlichkeit und Existenz noch in der neuesten Zeit widersprechende Angaben stattfanden. Wohl 200 Fuß hoch stürzt der Bach milchweiß oder silberfarben über einige kleine Absätze der Felswand aus Gneus und Glimmerschiefer, welche den schroffen Abschnitt eines vorgelehnten Berges zwischen den Abhängen der Schlucht bildet, und von einem geübten Bergsteiger an beiden Seiten recht gut erklimmt werden kann. Das Wasser ist so kalt, daß keine Forellen darin leben können.

Die tiefe Stille der Waldeinsamkeit ringsum läßt das Getöse des Wassersturzes allein hören. Ringsum herrscht üppige Vegetation. Mit breiten Blättern und hohen Stielen wuchert die Pestwurzel (Tussilago petasites) eine Art Lattich, sowie mannshohes Farrenkraut so dicht, daß die Scene dadurch fast ein tropisches Ansehn gewinnt. Sonst findet man noch am hohen Fall die Poa alpina L., Gentiana verna L. und die seltne Saxifraga umbrosa, sowie Hedysarum obscurum L.

Ueber den Leiterberg hinauf erstieg ich den Altvater, auch der mährische Schneeberg genannt, der sich nach der neuesten sorgfältigen Messung von Lutz 4643 Fuß über die Ostsee erhebt. Bei dem trigonometrischen Signale, dem höchsten Punkte, sah ich südlich Mähren, soweit der vorliegende Peterstein es nicht verdeckte; südöstlich, wo sich das Gebirge in wellenförmigen Erhöhungen nach den Oderquellen hin abdacht,

schweift das Auge über das lebendige Oesterreichisch-Schlesien bis zur Nebelbläue der Beskiden bei Teschen; nördlich über das enge Bielathal und Neisse ins flache Odergebiet hinaus, und nördlich hinüber zur dunkeln Gebirgsmauer der Grafschaft Glatz. — Ein Grenzstein bezeichnet, daß von hier die Herrschaften Wiesenberg, Freudenthal und der österreichische Antheil des Fürstenthums Neisse ausgehen, deren Besitzer, wie erzählt wird, sich einst hier oben zu einem freundlichen Mahle vereinigten.

Der Botaniker findet auf dem Altvater, wie auf dem Glazer Schneeberge, namentlich aber auf dem Köpernickstein, einem andern Glanzpunkte des Gesenkes, die sogenannte Köpernickwurzel mit ihrem aromatischen Geruch (meum mutellina), nach Gärtner: Gebirgsbärenwurz, rother Bärenfenchel; ferner das seltne Laserpitium Archangelica Wulf., ebenso auf dem Petersteine. — Der Granit macht die Grundlage des ganzen Hochgebirges, Gneus findet man an den höhern Gebirgswänden, dieser geht dann in Glimmerschiefer über, wie am östlichen und nördlichen Abhange des Altvaters, wo man schon große Ausscheidungen von Quarz sieht. Das Uebergangsgebilde aus Urthonschiefer geht längs der Mora, dem Grenzfluß Mährens und Schlesiens, über Rautenberg. Hier findet sich auch Basalt, und zwar über dem Köhlerberge bei Freudenthal über Meltsch und Grätz. In südlicher Richtung von der Mora nach dem Ursprunge der Oder hin, geht der Thonschiefer in Grauwacke über. Das Flötzgebirge hat vielen Kohlensandstein, welcher die nach dem nördlichen Oberschlesien gehenden reichen Steinkohlenlager deckt.

Vom Altvater leitete ein gutbetretener Fußsteig durch dichten Wald nach Hubertuskirch. Die kleine Oppa, am südöstlichen Abhange jenes Berges entsprungen, braust mit junger Kraft hernieder, und stürzt dann wie flüßiges Silber über eine Felswand in den tiefen Tobel, einen mit Baumgruppen umgebenen wilden Kessel, aus welchem sie zwischen hohen Felsblöcken hinaustritt. Es ist der Oppafall. Von einer vorspringenden Felsplatte sah ich ins schwarze Thal, worin der Bergstrom zuerst sein Leben geltend macht, und östlich erschien der Badeort Karlsbrunn, hinter dem sich Oesterreichisch-Schlesien in blauer Ferne hinzieht.

In Hubertuskirch verarbeiteten einige Hüttenwerke den sich mehrere Stunden im Morathal hinziehenden Eisenstein. Den Ort grün-

bete, wie die Sage erzählt, der heilige Hubertus selbst. Er war einst ein wilder, jagdlustiger Ritter, den eine wunderbare Erscheinung plötzlich andern Sinnes machte. Ein weißer Hirsch, mit einem Kreuz zwischen dem Geweihe, sprang auf einem seiner Jagdzüge vor ihm auf, und der rauhe Jäger, tiefergriffen von der Ahnung einer höheren Bedeutung dieses Wildes, beschloß sein künftiges Leben, statt Fehde und Waidwerk, der Andacht und Entsagung zu weihen. Er ließ eine Kapelle auf dem Platz bauen, wo der Hirsch ihm erschienen war, und die Jagdscene selbst ist auf dem Altarblatt des Kirchleins dargestellt. Hubertus lebte bis an seinen Tod als Einsiedler bei der Kapelle, wurde dann heilig gesprochen, und derselben als Schutzpatron zugeordnet, dessen Namen später auch das Eisenwerk erhielt.

Das nahe Karlsbrunnen, mit Hubertuskirch durch eine Pappelallee verbunden, liegt in einem von der Oppa durchrauschten Thalkessel, und besteht erst seit 1785, wo der Hoch- und Deutschmeister, Erzherzog Maximilian, zu dessen Ordensherrschaft der Ort gehört, auf den hiesigen Stahlquell aufmerksam wurde, ihn untersuchen ließ, und empfahl. Die heilsamen Wirkungen desselben erlangten bald Ruf, und zahlreicher Besuch brachte den Quell trotz aller anfänglich zu bekämpfenden Unbequemlichkeiten, empor. Seinen heutigen Namen führt er seit 1803, dem Erzherzog Karl zu Ehren, welcher den sogenannten Waldbrunnen untersuchen und fassen ließ. — Man erwärmt den Sauerbrunnen zu Bädern durch glühende Eisenschlacken, welche zweimal täglich vom Hochofen des nahen Hubertuskirch auf dem sogenannten Höllenwagen herbeigeführt werden.

Ein Park, 1813 — 16 vom Erzherzog Karl angelegt, ziert den romantisch gelegenen Curort, wo dem Badegaste im August und September noch einmal die Rosen blühen, deren Zeit er vielleicht im flachen Lande schon verlebte. Zu den entferntern Parthien, die ich besuchte, gehört der Hinnewiederstein, eine vielfach geklüftete Felsmasse, dann die Schweizerei auf der Herrschaft Ullersdorf, dem Fürsten Liechtenstein gehörig, wo ich auf duftendem Heu übernachtete, und am sonnigen Morgen meine Streifzüge in die Oppathäler antrat.

(Wird fortgesetzt.)

IX.

Ueberlieferungen und Umrisse aus Napoleon's Tagen.

Von

Helmina von Chezy.

---

4. Friedrich und Dorothea von Schlegel und ihr Uebertritt zur katholischen Kirche.

Mein Salon war vom Sommer 1803 an der abendliche Vereinigungspunkt für Schlegels und ihre Besuche, die minder zahlreich waren als im verflossenen Jahre, da der Kreis geistvoller Männer und Jünglinge, davon ich Mehrere der Bedeutendsten erwähnt, nach allen Richtungen hin zerstoben. Unsre Abende waren gemüthlich heiter. Oft belebte sie Friedrich v. Schlegel durch Vorlesung irgend eines Meisterstücks von Shakespeare in A. W. v. Schlegels unübertrefflicher Uebersetzung. Er lehnte das Lob über seinen ergreifenden Vortrag ab, und sagte: Ludwig Tieck müsse man lesen hören! Dies Glück wurde mir späterhin zu Theil, ohne daß der hohe Genuß der Erinnerung jenes früheren Eintrag gethan, denn der Zauber der völligen Hingebung an seinen Gegenstand, verbunden mit dem Vollgefühl des Rhythmus und des eignen Wohlklangs der Stimme, der bei Schlegels Vortrag vorwaltete, übte hinreißende Gewalt, indeß bei Ludwig Tieck das Princip der Kunst in seiner höchsten Ausbildung, unterstützt von schöner Naturgabe, Bewundrung weckt, und einen, gewiß nicht zu überbietenden Genuß gewährt. Mit uner-

schöpflicher Laune und Anmuth las uns Fr. v. Schlegel Tiecks Zerbino, den gestiefelten Kater, die Masken nennend, die Beziehungen erklärend. Das anmuthige Rothkäppchen, Blaubart, Melusine, der treue Eckart, alles, was Tieck geschaffen, ließ er lebendig vor uns aufblühn, die Genoseva las Dorothea eines Abends in einem kleinen Kreise mit einer Liebe und einer Kraft der ergreifendsten Wahrheit, mit einer Melodie zarten und innigen Gefühls, daß ich meinte zu vergehn; sie wurde besorgt um mich, doch meine Thränen, in denen mein Herz zu brechen schien, galten nicht der Dichtung allein, sie flossen der Erinnerung an die Leiden meiner Mutter, die aus dem lang betäubten Herzen mit Sturm hervorbrachen. Fr. v. Schlegel bat mich über Tieck zu schreiben, ich erschrak vor solch einem Ansinnen, doch er sagte: Frauen sollten gewissermaßen vermittelnd einwirken, das höhere Schöne gleichsam in eine volksthümliche Sprache übersetzen, damit es allgemeinen Anklang fände. Nunmehr schrieb ich getrost, und glaubte, mein Aufsatz sei gelungen, weil ihn der Meister lobte, doch ich sehe nun wohl wie mangelhaft und dürr es war, was mir gar nicht leicht geworden. Das Gespräch über Tieck steht, so wie einige andre Aufsätze von mir, in der „Europa", nicht allein waren sie alle matt, sondern es sind in den übrigen noch Einschiebsel von Fr. v. Schlegels Hand, die piquant genug sein mögen, aber der Ueberschrift: von einer jungen Deutschen, nicht entsprechen. So manche Annehmlichkeiten mein damaliger Zustand in Paris und in Schlegels Nähe hatte, war meine Stimmung doch eine unheitre und unklare. Es war ein solcher Feuerregen von verworrenen Begriffen aus allen Regionen des Denkens und Empfindens auf mein Haupt herabgeströmt, daß ich dunkel fühlte, ich müsse mich unter ein schirmendes Dach bergen — ich fand keins, doch die blinde Hingebung an alle Eindrücke, wie sie über mich hereinbrachen, gewährte mir eine Art Umfriedung, wenn es schon die der aufeinandergethürmten Verwirrung war — sie konnte nicht vorhalten. Gott schenke und erhalte jedem weiblichen Wesen ein stilles Herz, meines war geweckt und pochte ungestüm, die verworrenen Kräfte rangen nach einem Brennpunkt des Wirkens wie ihn mein Leben nicht darbot, wie ich auch keine Vorstellung davon hatte, welcher es sein müsse. Erst viele Jahre später wurde mir

das dunkel Ersehnte im jammervollen Drang der Kriegszeiten, in den Wölbungen der Hallen, wo Verwundete ächzten, in den sturmdurchsausten, zerfallenen Hütten der Salinenarbeiter vom Hochland ob der Enns zu Theil. Mein Dasein war noch viel zu unbedeutend, meine Anschauung der Weltgestaltung zu oberflächlich, meine Kenntniß der Geschichte zu beschränkt, mein Blick in die geselligen Lebensverhältnisse zu wenig eingeweiht, als daß Vorstellungen und Bilder von ächtem, tiefem Gehalt in mir erwachen und sich bilden und ordnen konnten, wo gegen eine Fülle von neuen, bestehenden, und gleichwohl nicht minder unverständlichen Eindrücken in den Erzeugnissen der neuen Schule, die ich unermüdlich las, in Friedrich Schlegels Worten auf mich einströmte, und mich übertäubte. Die entschieden südwärts gewendete Richtung jener Erzeugnisse war meiner Natur fremd, die Bibel, Homer und Ossian die ersten Quellen, die mich gelabt, hatten meinem Wesen eine Richtung gegeben, in welcher mir so Vieles, was Schlegel pries, z. B. der Lacrymas höchst abgeschmackt vorkam. Ich härmte mich bisweilen, daß ich nicht schön finden konnte, was der Meister als das Höchste pries, und selbst nichts hervorzubringen fähig war, weder dem, was ich bewunderte, noch dem, was für mich keinen Reiz hatte, gleich. Novalis Ofterdingen zog mich an, ohne mir durchaus verständlich zu sein, aber seine Fragmente, seine Hymnen an die Nacht, sein Blüthenstaub heischten eine tiefere Kraft des Nachsinnens und einen weiteren Umkreis der Begriffe, sie blieben mir ungenießbar. Die Lucinde konnt' ich nur stellenweis lesen, mir wurde bang dabei, Vermehrens Briefe darüber legt ich gleichfalls weg, in den Blumensträußen zog mich nur Einzelnes an, Persiles und Sigismund, die Fiametta, und manches andre hochgepriesene Produkt machte mir Langeweile, im Dante, Ariosto, Tasso las ich einzelne Stellen, ohne Drang, Alles zu lesen, meine Geistesausbildung war vernachlässigt worden, Ausdauer zum Eindringen in das Wesen der Dinge fehlte mir durchaus, und fehlt mir zuweilen noch heut, selbst für viele gewöhnliche, wie auch für tieferliegende Dinge des Lebens. Gleichwohl wollte ich Prosa schreiben wie Novalis, und Stanzen, Sonette, Romanzen und Terzinen, wie die Trefflichsten der neuen Schule; mit den Formen hatte es keine Noth, es gebrach nur an Stoff, Bildern

und Ideen. Einstmals blieb Dorotheen ein bedeutungsvoller, langer Satz in zwei Stücken liegen, sie konnte ihn nicht zusammenbringen, sie rief mich herbei, ich fand schnell das bindende Wort, das den Uebergang der ersten in die Schlußhälfte klar bewirkte. Es ist doch ärgerlich, rief sie aus, Du, die Sophie Bernhardi, ihr habt die Form und ich die Gedanken! Schlegel glaubte wahrscheinlich ich müsse aufgemuntert werden, und mich würde Strenge abschrecken und verwunden, seine Worte über das Wenige, was ich hervorbrachte und ihm zeigte, waren stets milde und gütig. Ihm war das lyrische vorwaltende Element in meiner Natur sogleich bewußt worden, er äußerte bisweilen: Sie sollten keine Miscellen herausgeben, keine Prosa machen, sondern nur in glücklichen Stimmungen ein Lied dichten und sich einen schönen Namen wählen, unter dem ihre Dichtungen erschienen. Das Alles ließ sich nicht thun, aber gut wärs gewesen; Fr.v. Schlegels Rathschläge waren stets besonnen, freimüthig und von wahrem und warmem Antheil beseelt; seinen Bruder August Wilhelm, und seine Schwester Charlotte Ernst, wie seine Nichte Auguste bezeichnet dieselbe schöne Eigenschaft, welche die edelste Liebefähigkeit des Gemüthes beurkundet. Auch Dorothea hatte sie vom Himmel empfangen, und Sorgfalt auf ihre Ausbildung, wie auf die ihrer andern Vortrefflichkeiten und Vorzüge, gewendet. Die Züge ihres Bildes von unsrer theuern Freundin Caroline Pichler, nach Dorotheens Tode entworfen, bezeichnen umfassend ihr Wesen in den reifsten Jahren, in denen diese beiden Frauen sich gekannt, und sind mit der Wahrheit und Treue unverkennbarer Liebe gezeichnet, unverwelkliche Blumen auf Dorotheens Grab. Wohlthuend war mir diese Anerkennung Dorotheens von einer Frau, die ganz Deutschland verehrt, nach der seltsamen Anfeindung ruhmvoller Todten von einer Ungenannten. Die Züge, die mir zu diesem Bild in die Feder gekommen, stellen Dorothea in früherer Zeit dar, die Uebereinstimmung zwischen dem Bild von C. von Pichlers Hand mit dem Meinigen zeigt, daß Jugend des Gemüthes nie von Dorotheen gewichen. Noch im hohen Alter trugen ihre Augen den Glanz dieses innern Frühlings, und ihr ganzes Wesen blieb von reger besonnener Güte, und freundlich wohlthuender Milde durchglüht, deren Zauber stets unwiderstehlich die Liebe aller ihrer Umgebungen gewann, und schon deshalb so

entschiedene Gewalt übte, weil alle Aeußerungen dieser wohlwollenden Freundlichkeit, dieses regen Antheils, freimüthig aus dem Innern kamen, und stets die rechte Mitte hielten. Wer Dorothea in ihrem stillhäuslichem Walten, in ihrer rastlosen Fürsorge für ihren Gatten, in der Größe ihrer Aufopferungen, die auch das Kleinste als ergänzend mit umfaßten, Jahrelang gekannt, dem wurde der Vollgehalt, die Schönheit und die Großartigkeit einer, so durch und durch wackern Natur erst in dieser Liebe recht anschaulich, und er mußte ihr huldigen, und jede ihrer Handlungen und Regungen als bedingt und geweiht durch sie anerkennen. Sie war über zehn Jahr älter als Friedrich, durch diese Verschiedenheit der Jahre gewann ihre Zuneigung eine der Eigenschaften, durch welche sich die Liebe einer Mutter über jede andere erhebt, die der reinsten und vollkommensten Aufopferung, die nichts andres erstrebt, als des Geliebten Glück, und alle Selbstigkeit in der treuesten Hingebung ihres Wesens untergehen läßt.

So stand diese Tochter des Orients ächter, unverfälschter Art in der Gluth ihrer kräftigen Natur dem Manne ihrer Liebe leidenschaftlos gegenüber. Er sagte ihr Alles, und sie konnte auch alle seine Bekenntnisse gern anhören, denn wenn er je einen Altar der Huldigung errichtete, so geschah's, um ihn bald zu zertrümmern, und ihr die Scherben zu bringen. Sie stand ihm in ihrer großartigen, reichhaltigen Natur, in ihrer süßen Liebedemuth hoch über allen Frauen. Sie war ihm Leben und Wesen, alle andern nur Erscheinung. Nur Rahel glänzte in ihm als ein Stern erster Größe, er empfand wahre Bewundrung und innige Zuneigung für diese, in vieler Hinsicht unvergleichlich herrliche Frau; die meisten weiblichen Wesen ergötzten blos seinen Sinn, regten fast alle seine Spottlust auf. Eine gab es, die vor Allen die Widersprüche in seinem Wesen in Wonne und Schmerz vernichtend empfunden. Wer wird der Nachwelt ein Bild dieses schönen, holdseligen Weibes entwerfen, die nach dem Bruch mit ihm in einer unheilvollen Ehe zu Grunde ging? Nachtigall der Lieder, Rose der zarten Anmuth, tief und feurig, sanft und innig, nie verstanden, nie von Milde getröstet, nie von Treue gehegt, zerschellt an einem schroffen, vulkanisch durchwühlten Fels, in dessen unwirthbaren Schoos sie der Sturm der Empfindung geschleudert!

Ein hohnlächelnder Giftpfeil, an dem ihr Herz verblutet! Fr. v. Schlegel kannte Dorotheen schon, als er dieser schönen Frau im Lenz ihrer Jahre begegnete, und von ihr geliebt wurde. Nicht ohne innern Schmerz, doch mit Ruhe stiller Ausdauer, besiegte Dorothea den Zauber dieses Eindrucks und Friedrich fühlte nach diesem vorübergehenden Taumel nur klarer und heißer, daß er nur ihr gehöre, ohne sie nicht sein könne. Dorothea war eine jener seltenen Frauen, deren Schönheit nur einem höhern Sinne aufgeht, und ungeweihten Blicken sich nicht offenbart. Ihre großen leuchtenden Augen brannten im ewigen Strahl der inneren Seelengluth, in ihrem entzückenden Schimmer verklärte sich Wesen und Gestalt der wunderbaren Frau, die mit stark ausgebildeten, männlich kräftigen, beseelten Zügen und südlicher Färbung der Haut, groß und schön gebaut, so würdig freundlich und gemüthlich gewinnend, vor uns stand, als wolle sie sich ihrer Ueberlegenheit und ihres innern Reichthums nur bewußt werden, um die Herzen damit erfreuend zu betheilen, die Dürftigen und Neidischen zu versöhner.

Ihr war beschieden, alles zu erlangen, wonach sie aus voller Kraft streben würde; wie jeder höheren weiblichen Natur war ihr das Bedürfniß klar geworden, sich zu ergänzen, nur in ihrer Liebe glaubte sie, daß dies möglich sei; hätte sie einzig nach Wahrheit gerungen, sie würde ihre heiligste Priesterin geworden sein, wie sie der Liebe bereitwilligstes, hingegebenes und Blüthengeschmücktestes Opfer war. Wille, Ueberzeugung, Erkenntniß waren Schmuck und Duft ihrer That und um so rührender als sie sie schweigend in die Flamme warf, und jedes Erdenleid, das ihr aus dieser Hingebung erwuchs, lächelnd, wie eine Siegerin ihre Kränze trug.

Stets fand ich sie heiter und freudig, auch wenn sie krank lag, oder wenn es an Geld fehlte, sie wußte zu entbehren, und durch eigne Thätigkeit Ersparnisse zu bewirken, ihre flinke Hand ruhte nie, musterhaft übte sie weiblichen Fleiß, ihr Hauswesen versah sie mit vorsorglichem Ordnungssinn, und mit der Ruhe und Stille, die allen ungebildeten Weibern so jammervoll abgeht, daß Haus und Mahlzeiten dadurch zu Marteranstalten für Vater, Bruder, Gatten, Söhne und Freunde werden. Unbegreiflich ists, wie Dorothea noch Zeit zum Schreiben fand;

allein sie, deren geschickte Hand Kleider und Wäsche nähte, Strümpfe strickte und ausbesserte und sich am Heerd bemühte, war auch die Copistin der Schriften Schlegels und schuf selbst fortwährend Schönes und Treffliches. Sie arbeitete damals am zweiten Theil des Florentin, schrieb für „die Europa" gediegene Aufsätze, (diese sind, wie ihre Gedichte, mit einem D unterzeichnet), übersetzte den Merlin im gedrängten, trefflichen Auszug, führte eine ziemlich starke Correspondenz, und fand noch Zeit die merkwürdigsten Kunstgegenstände zu betrachten, öfters Concerte und Theater zu besuchen, die Abende durch Geselligkeit zu beleben. Hinreißend schön las sie vor, doch nur im engsten, vertrautesten Kreise, wenn Friedrich in seinem Zimmer arbeitete. Vor Wenigen nur bekannte sie sich als Verfasserin des Florentin und ihrer andern Schriften*). Sie war stolz darauf, daß ihre Sachen unter Friedrichs Namen erschienen, und hegte überhaupt die Ueberzeugung, daß Frauen die Berühmtheit nicht wohlthue und sie jedes Glück und jeden Glanz nur von der Liebe hinnehmen müßten. Sie war bald das Herz, bald die Hand, bald der Geist ihres Mannes, und nur sie selbst, um dies alles recht schön und genügend zu sein. So stand sie ganz einzeln auf ihrer Höhe liebender Hingebung und Werkthätigkeit, und jederzeit war sie stark und freudig, ihrer selbst mächtig, und für Andere vollhaltig da.

Die edle Krüdener fühlte des Schlegelschen Ehepaars Verdienst und Gehalt und das empörende Mißverhältniß ihrer schiefen Stellung zur Welt, bei so glänzenden Eigenschaften. Sie entwarf Plane für ihre Lage, diese müssen unausführbar gewesen sein; Schlegels sagten mir nichts Näheres darüber. Nur der liebevolle Hülfedrang, der schöne, heilige Wille in der Krüdener Seele war durchaus wahr, und nahm stets die vollste Anstrengung ihrer Kraft in Anspruch; in den Mitteln und Zwecken, wie in den Menschen täuschte sie sich, eben weil sie von der

*) Von ihren späteren Werken ist mir nur die Bearbeitung einer schönen alten Geschichte: Lothar und Maller, und die vortreffliche Uebersetzung der Corinna bekannt. Vermuthlich hat sie seit 1806 mehrere geistliche Arbeiten verfaßt, z. B. halte ich eine höchst verdienstvolle Uebersetzung der Nachfolge Christi, womit sie mir 1826 ein Geschenk machte, für ihr Werk. Hoffentlich werden ihre Schriften gesammelt erscheinen; höchst wünschenswerth wäre eine Auswahl ihrer Briefe.

Wiege an zärtlich gehegt und würdig umgeben, von ihrem Standpunkt aus die Jämmerlichkeit und Bosheit des Menschenherzens, in die es versinken kann, nicht ahnte noch faßte. Der Liefländische Adel, dem sie von Geburt aus angehörte, ist berühmt durch Bildung, Großmuth und Sitte, und kein Anstürmen der Gemeinheit und Tücke von Außen her konnte ihr Leben an der Seite ihres vortrefflichen Gemahls trüben, so daß sie die Welt in jedem Sinn nur von ihrer guten Seite kannte, und nie von den Hefen des Lebenskelches kosten mußte. Gleichwohl erweckte das Wenige, was sie gleichsam durch Ueberlieferung erfuhr, schon in jenen, noch so blühenden Jahren stürmischen Drang die Welt zu bessern und zu beglücken. Sie schrieb die Valérie, in der Absicht, Frankreich sittlich zu machen, und, wenn Dorothea sie nicht mißverstanden, so sollte aus der unvergleichlichen Schönheit ihres Fußes noch ferneres Heil für das geliebte Frankreich hervorgehn. Ich war bei diesem Gespräch nicht anwesend, und habe kein Urtheil darüber, ich weiß nur, daß sich Reinheit der Phantasie und der Sitten mit einiger Eitelkeit auf ihre Wohlgestalt paarten. Sie freute sich darüber wie ein Kind, das Weihnachtschmuck trägt, und sprach davon wie ein Kind zu seinen Gespielen. Sie dachte auch immer ganz laut wie ein Kind. Sehr anmuthig wußte sie durch den stillen Zauber der Gemüthlichkeit ihre kleinen Gastmahle, ihre musikalischen Abende zu beleben.

Schmerzlich fiel es mir, von ihr zu scheiden, ihre lieben, hellen Augen, ihre zarten Farben, ihre sanft leuchtenden, blonden, weichen Locken, die zierliche, ungezwungene Haltung ihrer schlanken Gestalt schweben mir noch immer vor; es lag viel Einklang in ihrem Wesen. Sie war stets in Stoffe und Zeuge von einfachem Ansehn und bedeutendem Werth, und ohne alle Anmaßung gekleidet. Sie ließ sich auf dringende Bitten zuweilen zu dem Shawl-Tanz bewegen, den sie so reizend in der Valérie beschreibt — sie entsprach vollkommen dieser Schilderung.

Wieder fand ich sie 1814 im Mai, im werthen Carlsruhe, abgemagert, etwas kupferig, mit verweinten Augen, braunen, gescheitelten, nachlässig mit einem Kamm aufgesteckten Haaren, in einem langen, weiten, schwarzseidnen, wattirten Ueberrock, ohne Halskräuse, dabei keine Spur der ehemaligen Milde und weiblich zarten Schüchternheit, viel-

mehr zeigte sich eine gewisse Schroffheit und schneidende Härte in ihrem Wesen. Doch ihr Herz, ihr weiches, engelgutes Herz, war dasselbe geblieben. Auffallender noch als die Veränderung in ihrer Erscheinung war mir die ihrer Tochter Julie. Wo hatten je volle Wangen, überthront von der heitersten Stirn, rosiger geblüht und schalkhafter aus süßen Grübchen gelächelt, blaue Aeuglein fröhlicher gefunkelt, goldne Locken muthwilliger im Winde geflattert, flinke Füßchen rascher gehüpft und Haus und Garten durchschwirrt, wie Fittige, die sie bewegte? Bleich und schön lächelte sie mir mit zarter Freundlichkeit entgegen, die ich vor wenigen Jahren nur als fröhliches Kind gesehn, und die milden süßen Augen umzog ein Schmerzgewölk, sanft verklärt durch ihr Licht, wie ein Wiederschein eines Regenbogens. Ihr braunes Haar war glatt und schlicht um ihre klare Stirn gescheitelt, auch auf dem feinen Mund war die Spur des Leides zurückgeblieben. Dennoch strahlen Mondlicht und stille Fluth nicht milderen Friedensglanz; es war unmöglich, sie ungerührt zu betrachten. Ein ander mal mehr von jenen Tagen, noch muß mein Blick auf der Zeit verweilen, wo Frau v. Krüdener Paris bewohnte.

Ich hatte damals keine so klaren Begriffe von Friedrichs und Dorotheens eigenster Beschaffenheit, wie seitdem Zeit und Erinnerung sie in mir entwickelt und gereift. Schlegel machte mich oft irre über sich, er sagte vieles aus reiner Ironie, sprach Unverständiges mit reinem Bewußtsein, wie ein Reicher Scheidemünze zur Lust in ein Volksgedräng wirft, und zeigte sich eckig und schroff, indeß er innerlich wohl am Weichsten gestimmt war, nur um sich nicht durch seine Stimmung überwältigen zu lassen. Mein Nichtverstehn seines Wesens hinderte Innigkeit des Anschließens, und begründete zugleich ein Stillstehn alles inneren Vorschreitens in meiner Kunst. Ich brachte nichts Schönes, nichts Eigenthümliches hervor, und naschte und schwelgte nur in den poetischen Erzeugnissen um mich her, ohne daß sie organisch in mich übergehen konnten. Ueberschwänglich froh und belebt kam mir meine Kindheit und erste Jugend im Heimathlande gegen die nüchterne Leere jener Tage im Sommer 1803 vor. Es war aber auch die ganze Gewalt all der neuen Eindrücke, wie ein Wolkenbruch auf mich herabgestürzt, der ein-

Chaos erzeugt. Zuweilen half mir Dorothea Einzelnes wieder in mir emporrichten und befestigen, viel Geduld übte sie an mir, erst als sie von mir schied erkannte ich recht ihren Werth. Dieser Zeitpunkt war nah, ohne daß ichs vermuthen konnte. Boisserée's Ankunft in Paris führte ihn herbei. Sie erschienen gleich nach ihrer Ankunft in Paris bei Fr. v. Schlegel, sagten ihm, nur seinetwegen haben sie die Reise unternommen, und ersuchten ihn eine Reihe von Vorlesungen für sie zu halten, die sie sofort mit einer höchst anständigen Summe voraus honorirten. Auf ihren Wunsch ließ Dorothea einige Zimmer im Hause, die eben leer standen, für sie einrichten; der Hanoveraner Hagemann nahm ein andres, und dem verehrten Hamilton wurde Schlegels Salon abgetreten, sie beschränkten sich nun auf ein großes Zimmer mit einer Art Alkoven und einem Kabinet, wo Friedrich zu arbeiten pflegte. Er stand gegen vier Morgens auf, trank schwarzen Kaffee und schrieb bis acht ununterbrochen. Ich und Hagemann wurden gütig von Boisserée's zu den Vorlesungen eingeladen, die mir nun besser als die früheren einleuchteten. Wir aßen gemeinschaftlich; die kleine deutsche Kolonie war heiter und mittheilend. Die seltene Ausbildung, geistige Erhebung und mütterlich holde Gemüthlichkeit Dorotheens gewannen ihr bald die Zuneigung und kindliche Ergebenheit der Cölnischen Freunde. Ich freute mich darüber, und konnte mich im Ernst verwundern, daß sie für mich nicht eben so empfanden! Jener Zeitraum hatte viel Angenehmes selbst für mich, der es an Sinn für eingezogne Lebensweise und an harmonischer Ausbildung mangelte, ihn gründlich zu benutzen. Ein wahrer Fieberdurst nach Kunstgenüssen, und vielbewegter Geselligkeit verzehrte mich, mein ganzes Sein und Wesen stand dem Ernst der Richtung der Hausgenossen fremd entgegen, nur Dorothea blieb mir gewogen. Friedrich Schlegel witzelte gern und beißend über mich, doch er ätzte Wunden und besserte nichts. Vor allen trat wegen meiner damaligen Stimmung für Napoleon bittre Opposition ein. Fr. Schlegel hatte sich früherhin selten, und zwar nicht eben günstig über ihn geäußert, doch seit der Ankunft der Cölner Freunde zeigte er sich ihm abgeneigt. Er belustigte sich oft mit der Vorstellung wir würden wohl Alle irgend einmal mit der Familie Buonaparte in Hamburg an Table d'hôte essen! Die schon

aufsteigenden fernen Staubwolken von Kaiserprunk machten ihn unwirsch. Wer ihm da gesagt hätte, welch ein Gedicht er sechs Jahre später auf Marie Luisens Vermählung mit Napoleon machen würde! Antheil an dieser Mißstimmung hatten wahrscheinlich auch die Gespräche des Begleiters der Brüder Boisserée Herrn Bertram, der mehrere Jahre älter als seine Freunde, minder zurückhaltend als sie, mit reger Lebendigkeit und schlagendem Witz das Wort zu führen pflegte. Seit Boisserées Ankunft wurde Schlegel nachlässig in seinem Studium des Sanskrit, viele der daraus erwachten Eindrücke wichen zurück, und bildeten nun gleichsam nur noch einen Grundton zu den Vorstellungen, welche er aus den Gesprächen mit H. Bertram empfing, deren Hauptgegenstand die Größe und Herrlichkeit des Zustands der Katholischen Geistlichkeit am Rheine vor der Revolution und dem feindlichen Einfall, das Unheil, das die Franzosen dort gestiftet, indem sie Gewalt, Macht, Reichthümer und den allburchdringenden Einfluß der römischen Kirche über den Haufen geworfen. Die ganze Bevölkerung sei dadurch verarmt, wie auch zugleich durch Irreligiosität verderbt und verwildert. Mit der feurigsten Beredsamkeit diese Schilderungen belebend, entfaltete zugleich der Erzähler einen solchen Gedächtnißreichthum von Kirchengeschichtzügen, Sagen und Legenden, daß der Zuhörer Phantasie nur ganz in die Kreise seiner Darstellungen hineingezogen, und darin heimisch wurde. Fr. v. Schlegel begann von jenem Zeitpunkt an sich über religiöse Gegenstände auszubreiten, ohne jedoch seines Vorhabens eines Uebertritts zu erwähnen, vor Allem pries er wiederholt die Idee des Papstthums, als die höchste und vollkommenste, welcher je die Welt gehuldigt. Nur im Papstthum liege das Heil der Welt, wenn es wieder in vollem Glanz und mächtiger als je, unumschränkt in seiner Gewalt erstünde, dahin müsse und werde es noch unausbleiblich kommen! Er sagte das so feurig, als habe er schon die Schlüssel zum Vatikan in der Hand. Dorothea schwieg zu diesen Aeußerungen, wie sie immer that, wenn Friedrich irgend einen neuen Gegenstand, der ihn durchwühlend aufregte, zur Sprache brachte. Auch ich hatte schon so viel weg, daß ich wußte, es war ihm zuweilen darum zu thun, einen Gedanken in seinem Kreise gleichsam von seinem Innern weg zu vereinzeln, ihn zu besserer Anschaulichkeit vor sich

hinzustellen und zu beleuchten. Ueberdies hielt ich damals die Päpste in hohen Ehren, Vasari und Tiraboschi hatten mir Julius II. und Leo X. besonders werth gemacht, und selbst Paul I. gewann in Benvenuto Cellini's Lebensbeschreibung Bedeutsamkeit für mich. Wenn wieder solche Päpste, begabt mit so hohem Glanz und so kräftiger Würde, so durchgreifend für die Kunst wirkend, erstanden, so würde es, stellt' ich mir vor, auch an einem Raphael, Michel Angelo u. a. hohen Künstlern nicht fehlen. Seit ich Schlegels Collegia gehört, war ich eine große Freundin des Mittelalters, hatte Italienisch gelernt, mehre der trefflichsten Italiener gelesen, und kannte von der blühenden Zeit des römischen Glanzes die schönste Seite, einzig den Blick auf sie geheftet, deren Denkmale im Museum, Zeugen und Schöpfungen ihrer Herrlichkeit, zu meiner Seele sprachen. Die Vorlesungen bei den Cölnischen Freunden, der Unterricht, den ich aus den Gesprächen David's, Fr. Gerards, Lorenzo Bartolini's, Denon's u. a. trefflicher Künstler und geistreicher Kunstkenner empfing, gab mir Schwung und Drang, doch mein Leben war nicht ausgefüllt, ich fühlte mich trostlos einzeln und vereinsamt stehn, und härmte mich so anhaltend ab, daß ich zu sterben glaubte, und mein Testament machte; ich habe es noch. Ich besaß nichts als einige Bücher, zwei schöne Tassen aus Berlin, mein Medaillon, eine Kette und die nothwendigsten Kleidungsstücke; den Ertrag meiner literarischen Arbeiten empfing stets sofort Dorothea für meine häuslichen Bedürfnisse. Ihr vermachte ich meine Habseligkeiten, der werthen Frau Gambs eine Tasse, meine (unbedeutenden) Manuscripte sollte Dorothea herausgeben, doch ich starb nicht, und mein Testament blieb ihr verborgen. Der Frühling kam in seiner vollen Pracht, und hieß auch mich wieder blühen. Dorothea vertraute mir nun, ihr Mann sei entschlossen, die drei Cölnischen Freunde nach ihrer Vaterstadt heim zu begleiten, woselbst für sie eine schöne kleine Wohnung eingerichtet würde, im Sommer käme sie dann nach. Dort würde sich ein Wirkungskreis für Friedrich ermitteln lassen. Die bevorstehende Trennung schmerzte mich sehr, vor allem, als nun im Junius 1804 Dorothea selbst von mir schied. Die gastliche Güte der liebenswürdigen Juliette Récamier erschloß mir einen Zufluchtort in Schloß Clichy, das sie von der Herzogin von Levis für den

Sommer gemiethet. Die Tage, die ich dort zubrachte, sind in meinem Werk: „Kunst und Leben in Paris seit Napoleon I." geschildert. Es erschien 1806, fünf Jahre darauf ließ es der Kaiser aus allen französischen Buchhandlungen wegnehmen. Ich hätte statt dessen einen Ehrenpreis verdient, und weiß mir nicht zu erklären, weshalb die Confiskation geschah? Mit meiner Norika, dem Handbuch für Reisende nach Oestreich, ging es nicht besser, sie ist der Kaiserin Charlotte Auguste zugeeignet, und in den Kaiserstaaten verboten! Wenn sie ein Einheimischer geschrieben hätte, er würde hochbelobt und kaiserlich beschenkt worden sein. Freilich würde ein Einheimischer sich gehütet haben, Unterdrückung der Protestanten in Oestreich ob der Enns, und Umtriebe des Bischoffs Ziegler gegen Ehen von Mitgliedern verschiedener Confessionen zu rügen, welches ich 1832, vor Ausbruch der Zwistigkeiten, sie nicht ahnend, mit voller Unbefangenheit, aus reiner Anhänglichkeit an die östreichische evangelische Gemeinde, und im Mitgefühl ihrer wachsenden Bekümmernisse that. Seit Hr. Pfarrer Pfrindt Bischof in St. Pölten, Ziegler in Linz geworden, seit die Bischöffe von Gurk und von Laibach einen beispiellosen Eifer für Religionssachen entwickeln, hatten die günstigen, friedlichen Verhältnisse, in denen katholische und evangelische Gemeinden in Oestreich und Steiermark einander gegenüber standen, sehr gelitten, und noch war ich nicht so glücklich Nachrichten von eingetretener Besserung so gespannter Zustände zu empfangen. Doch schon wieder wurde ich durch den Ueberblick des Zusammenhangs der Begebenheiten zu einer Abschweifung hingerissen, und muß zu 1804 zurück. Dorotheens und Friedrichs Briefe aus Cöln lauteten anfangs nicht tröstlich; die Aussicht auf einen bedeutenden Wirkungskreis schien weit in die Ferne gerückt. Auch in Cöln übte Dorothea ihre wohlerlernte Kunst des Einschränkens, die bei ihrer Großartigkeit des Denkens und Handelns gewiß höchst schwierig und doppelt verdienstlich war. Im Lauf des Sommers empfing ich folgenden Brief von ihr:

„Man fängt eben an hier von dem Taumel zu erwachen, in welchem alles von der Gegenwart des Kaisers ergriffen und ganz berauscht war. Es war ein neues seltenes Schauspiel, dieser Empfang, diese wahrhaft kindliche Freude. Alles was die Zeitungen davon sagen,

ist nur Schatten; nie habe ich solche Volksfeste gesehen, nirgends in der Welt können sie auch wohl so eingerichtet sein, als wo die katholische Geistlichkeit anordnet und präsidirt. Diese allein hat noch Sinn und Geschmack für wahre Ceremonie, für Würde, Pracht und Freiheit. Von den Parisern läßt sich nicht urtheilen, ihre Geistlichkeit theilt diese Prärogative der Teutschen, insonderheit der Cölnischen, nicht.

Dem Einzuge der Kaiserin am Tage vorher war mit Erwartung entgegengesehen worden, aber sie war krank. Der Platz auf dem sie wohnte, war erleuchtet worden; er ist groß, mit einer doppelten Reihe von Bäumen besetzt, welche, bis an die Wipfel erleuchtet, Feuer statt Laub zu tragen schienen. Die Häuser waren ringsum verziert mit Transparents und Sinnbildern, ein hoher Obelisk, in der Mitte des Platzes, trug auf seiner Spitze vier starke Fackeln, deren Flamme eine ganz vortreffliche Wirkung machte. Den Abend darauf hieß es auf einmal: der Kaiser kommt in zwei Stunden! Nun eilte eine Stunde weit vor dem Thore alles ihm entgegen, zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen, wer nur Athem hatte und sich bewegen konnte. Der lange Weg vom Stadtthor bis zu seinem Hause wurde mit einemmal so hell, wie mitten am Tage. Die Straßen wurden angefeuchtet, und mit duftenden Balsamstauden, Blumen und Eichenlaub überstreut. Die Kirchen, vor denen er vorbei sollte, wurden geöffnet, und mit vielen hundert Wachsfackeln hell bis in die Tiefe erleuchtet. Im Ornat mit brennenden Fackeln, Kreuz und Fahnen und Weihrauch standen die Priester vor den Altären. Dieser Geruch, der Duft der Blumen und Blätter, der ehrwürdige Anblick der Geistlichkeit, die Beleuchtung, nicht nur wie gewöhnlich mit Lämpchen und Lichtern sondern ganze Straßen hell von dem Glanze weißer Wachsfackeln. In großen Häusern der reichen Klasse sah man unzählige Branchen von Krystall mit Wachslichtern brennen. Das Läuten aller Glocken, das Abfeuern des Geschützes, und mehr als alles das, der wirklich enthusiastische Ruf des Volkes in den Straßen, dazu die Trommeln, Musik aller Art, der Lärm der Pferde und Wagen im Zuge. — Es ist ganz unglaublich, man muß dies gesehen und gehört haben! Der Kaiser hatte sich in dem Wagen zurückgelegt, das war dem Volke nicht lieb,

welches gehofft hatte, ihn zu Pferde zu sehen. Da er nun auf dem Platze anlangte, drängte das Volk sich immer dreister um den Wagen; die Gensd'armes wichen, und ließen den immer froher jubelnden Bürgern Raum. Der Kaiser lehnte sich hinaus und begrüßte sie. Nun waren sie ausgelassen, und zogen den Wagen bis vor das Haus. Er stieg aus, und stellte sich auf den Altan, von wo herab er mit großer Freundlichkeit grüßte. Dadurch ward das Volk bis zur Ueberspannung erfreut und aufgemuntert. Die Stadt und der Platz waren durchaus herrlich erleuchtet und blieben es drei Nächte hindurch. Den Abend darauf erschien der Kaiser und die Kaiserin, die sich unwohl befand, bei dem Feste an dem Hafen. In einem Halbzirkel den Hafen umgebend, liegt die Stadt, und längs dem Rhein in der Mitte dieses Halbzirkels ist ein altes Gebäude, von seiner ersten Bestimmung her die Fischerzunft benannt. Es ist eine Art von rundem Thurm, und tritt weit hervor, so daß man von ihm beide Enden der Stadt und den ganzen Rhein, hinauf und hinab erblickt, so weit das Auge trägt. Der Thurm war erleuchtet mit unzähligen Fackeln und Lichtern; Sinnbilder und Inschriften prangten umher, die alle von einem sehr gelehrten Manne hier, Namens Wallraff erfunden und voll hohen Sinns und tiefer Bedeutung sind.

Als der Kaiser hier ankam, reichte man ihm den Ehrenwein, ein alter Gebrauch der Stadt, wenn ein Fürst herkömmt. Auf dem Altan war ein reichverzierter Thron erbaut. Da der Kaiser hinaustrat, war er ganz ergriffen von der großen Scene, die hier sich ihm darbot. Er schlug die Hände vor den Augen zusammen, und blieb eine Weile stumm. Nachher verglich er es mit Venedig, als das einzige, womit es zu vergleichen wäre.

Das Ufer, die Stadt brannte hell in Flammen, in Sinnbildern, so weit das Auge reichte. Im Hafen waren eine Menge der schönen Holländischen und Oberrheinischen Schiffe, Nachen und Kähne mit unzähligen Lampen, Wachsfackeln und Feuern erhellt, und mit Blumen und Laub auf das herrlichste umwunden und verziert. Alle Schiffe im Hafen waren vermittelst Guirlanden von Laub und Blumen an den hohen Masten vereinigt, wo Laternen herabhingen, allent-

halben glänzten die Namen: Napoleon und Josephine im Feuer, im Strome wieder. Der Rhein schien in Flammen zu fließen. Najaden, Tritonen und Seepferde hoben und trugen jene Namen in Feuerzügen. Das Geschütz tönte doppelt und dreifach von dem gegenüberliegenden Sieben-Gebirge zurück. Von einem der Schiffe schallte türkische Musik, auf einem andern brannten Feuerwerke. Viele hundert Flaggen aller Art, aller Farben, aller Völker, wehten und wallten hoch in der Luft. Der französische goldene Adler im himmelblauen Felde auf dem schneeweißen Grunde, triumphirend hoch über alle! Das Hurrah der Matrosen, das unablässige Vivatrufen des Volkes, die fliegende Brücke, die wie ein feuriger Berg beständig dazwischen hinüber und herüber führte.

Der Kaiser war sehr zufrieden; Cöln ist bezaubert von ihm, und jemehr er sich hingab, je vertraulicher, offener er ward, jemehr bekam man ihn lieb. Auch war er hier, wie man ihn nie sonst sieht, offen und freundlich, ja zutraulich. Eines Abends, da einige angesehene Personen der Stadt, ohne Unterschied des Ranges bei der Kaiserin versammelt waren, wo sich auch die Herzogin von Baiern, nebst ihren Kindern befand, sprach der Kaiser über die verschiedensten Gegenstände, über die Religion, die Unsterblichkeit der Seele, seine Regierungsmaximen, wie er nämlich glaubte, die erste Tugend eines Regenten sei die Mäßigung. Dann sprach er über die Kantische Philosophie, und über die teutsche Literatur überhaupt. Von der Ersteren behauptete er, sie sei eine unnütze Chimäre ohne Grund, und die Letztere habe durchaus kein Verdienst und keinen Werth. Nachher sprach er von Geschäftssachen. Im Handel und allem, was dazu gehört, zeigte er die allergründlichsten Kenntnisse, zum größten Erstaunen aller Anwesenden *). — Er hat dem Handel viele von seinen alten Freiheiten

*) Dorothea wußte nicht, daß Napoleon nach der Rückkehr von Toulon, als er in Paris ohne Aussicht auf eine Existenz war, sich zu Handelsspekulationen entschloß, alles, was diesen Gegenstand betrifft, auf das Anhaltendste theoretisch durchstudirte, und nun Projekte entwarf, deren Großartigkeit und Tiefe die erfahrensten Männer von Fach in Erstaunen setzten, zu deren Ausführung aber Fonds gehörten, die kein Einzelner auftreiben kann. Sollten diese Entwürfe verloren gegangen sein? A. d. H.

und Rechten wieder zugestanden, ohne welche er bald gänzlich ruinirt gewesen sein würde. Auch hat er gezeigt, wie gut er unterrichtet sei von der Unterdrückung, welche die Cölner bisher von den französischen Beamten zu leiden hatten. Mehrere von diesen, die das Departement auf das schändlichste vernachlässigten und bestahlen, hat er abgesetzt, andere hart angelassen. **On m'a trompé**, sagte er, **on ne m'a dit que de faussetés.** — Zu einem Italiener, der hier eine sehr bedeutende Stelle hatte, sagte er: **vous êtes venu de fort loin, pour voler ce pays ci.** Er hat Teutsche angestellt und befördert. Er hörte jedermann an, sprach jedermann, gewährte, was nur möglich war. Sein ganzes Betragen war liebenswürdig und mußte die Herzen gewinnen. So zum Beispiel verlangte er recht eigentlich, nur Ein Bett mit der Kaiserin zu haben, ein Beispiel ehelicher Zutraulichkeit, welches auf die religiösen sittlichen Cölner vortheilhaft wirkte. — Die Liebe, das unvergängliche Andenken im Herzen dieses guten Volkes ist ihm nun gewiß. Auch er scheint von dem Eindrucke gerührt zu sein, den er auf die Bürger gemacht. Die letzte Parole, die er hier austheilte, hieß: **Cologne, contentement.**"

Besonders nach diesem Briefe war ich darauf vorbereitet, daß Dorotheens Uebertritt zur katholischen Religion nicht mehr fern sein könne. Cöln wurde der Brennpunkt des organischen Lebens aller früheren Eindrücke, die auf diese Umwandlung einwirkten, und zugleich der Ort, wo diese Religionsveränderung mit günstigen Blicken betrachtet werden mußte. Liebe, Poesie, Ueberzeugung aus Pietät der Liebe und Bewundrung für Friedrich waren die ersten, mächtigen Beweggründe dieser Handlung, welchen die feurige Beredsamkeit ihrer Umgebungen höhere Kraft verlieh, ihr letzter Hebel der Pomp und Einklang kirchlicher Feierlichkeiten, zu dessen Gewalt das Wiederaufleben frühester Andachtempfindungen im israelitischen Tempel unbeschreiblich beitrug, denn es ist ausgemacht, daß sich eine Jüdin in katholischen Kirchen heimischer fühlen muß, als in evangelischen, die dem alttestamentlichen Ceremoniengeist durchaus entgegen sind. In jeder edlen Natur sind feierliche Jugendeindrücke durch das ganze Leben hin vorherrschend, einer jeden wird alles theuer und ehrwürdig, was die Heimath und der Jugend Tage vor den Seelenblick

lebendig hinzaubert; so kam denn dieser Tempelprunk, diese Affinität der Ceremonien beim Cultus des auserwählten Volks Gottes mit denen der alleinseligmachenden Kirche der Ueberzeugung, welche Dorothea von der Liebe kindlich hingenommen, zu Hülfe, und, wenn sie bis zum letzten Lebenshauch und in hohen Jahren, wie in jenen der Rüstigkeit sich bis in das Kleinste allen Pflichten und Andachtübungen, welche die römische Kirche theils gebietet, theils empfiehlt, unterzog, so wirkten hierauf gewiß ihres ersten Glaubensbekenntnisses Gewöhnungen mit ein, denn in Strenge der Gebote und in Uebung des Gehorsams, wie in Anzahl der Pflichten des Cultus und in der traditionellen Beibehaltung des uralt Hergebrachten überbietet das mosaische Gesetz noch die römische Kirche. Wenn man nun noch die Poesie, die hier Nahrung fand, in Anschlag bringt, so wird es begreiflich, wie eine der geistreichsten Frauen, eine der großartigsten, im Denken und Empfinden, sich willig in das Joch der Kirche schmiegte, und es, wie zum Schmucke, freudig tragen konnte, bis in den Tod.

Sie schrieb in Wilhelm Hensels (damaligen Bräutigams ihrer Nichte Fanny) Stammbuch:

Die Frommheit ist ein trefflich's Kleid
Je mehr man's trägt, je schöner es kleid't.

Mit unwiderstehlicher Gewalt zog sie ihre Liebe, wie durch die Glut ihrer Atmosphäre hinüber in ihre Kreise. Denn was sie aus Friedrichs Händen als Wahrheit empfangen, und in der Treue zu ihm glühend erfaßt, das hatte sie nun in sich mit allen Kräften ihres Wesens zur Ueberzeugung ausgearbeitet, und es mußte ihr und ihrem Kreise als solche gelten. — Auch mich erschütterte sie in den letzten Jahren vor Allem, weil ich sie liebte, und nur durch wenige Worte, nicht durch Redekünste; doch die frühste Ueberzeugung in mir gewann bald wieder neue Kraft, nicht allein durch fleißiges Studium der Geschichte, sondern auch durch den Bruch des Friedens, der schon seit fast zehn Jahren fühlbar wurde, ohne sichtbar zu sein. Sie selbst, diese urkräftige Natur, stand hoch über Allem, was sie gethan, die innre Nothwendigkeit, die seit ihrer Verbindung mit Schlegel alle ihre Handlungen leitete, war eine selbst gewählte, und aus eigner Kraft in ihr begründet und erhalten. Sie war ein

Ganzes aus einem Stück, grundfest auf innern Pfeilern, und darum auch stets freudig und klar. Nicht sie hatte sich ihr System geschaffen, noch es freiwillig aufgesucht, es war ihr gegeben worden, von der Liebe hatte sie es hingenommen, hegte es nun als Grundbedingniß alles Schönen, Guten und Ersprießlichen, in allen Regionen des Denkens, Thuns und Fühlens, sah in ihm das Heil der Welt, und die Lösung der Aufgabe unsrer Zeit. Wenige irren so schön und großmüthig, wenige aber auch eben darum so gefährlich für andre.

„Warum, fragt ich sie 1829, erwählt ††† den geistlichen Stand?"

„Jeder Priester kann ein Fürst der Kirche werden, das ist die höchste Würde, die ein Mensch erlangen kann", antwortete sie schnell. Ich schwieg — um Alles in der Welt hätte ich sie nie verletzen wollen.

X.

Ueber Tieck's Vittoria Accorombona.

Von

Theodor Mundt.

Kaum hat eine der frühern Dichtungen Tieck's so sehr das Interesse des Tages für sich gehabt, als diese „Vittoria Accorombona", die ihr gewordene Aufnahme gränzt fast an Popularität, und das ist ein Ding, welches bis jetzt selbst den bedeutendsten Productionen dieses Dichters, zu denen sein neuester Roman nicht entschieden gehört, fremd geblieben. Hat nun ein besonderer Glücksstern über dieser Spätgeburt der tieck'schen Poesie gewaltet, so soll auch die Kritik schon dies Glück für etwas anschlagen, und es sich fleißig angelegen sein lassen, alle Vorzüge dieser Dichtung herauszukehren, um so mehr, da gerade die ihr eigenthümlichen Vorzüge auch eine neue Seite an dem Dichter zeigen, durch die er gewissermaßen berichtigend gegen sich selbst aufgetreten ist. Oder man muß vielmehr das schöne Ereigniß annehmen, daß in dem Dichter Tieck noch in seinen alten Tagen die Freiheit des poetischen Naturells den Sieg davongetragen hat über die Unfreiheit seiner kritischen Willkür, durch welche letztere er sich in so mancher Hinsicht seine Stellung zur Tagesliteratur verkümmert hatte. Tieck hatte seine jüngsten literarischen Zeitgenossen in der berüchtigten Novelle: Eigensinn und Laune, unbarmherzig genug gegeißelt, und zwar wegen der sogenannten socialen Richtungen dieser neuesten Literatur, deren am meisten verdächtigtes Thema die Emancipation der Frauen war. Nun

war das deutsche Publicum mit Recht erstaunt, ihn in dieser Vittoria Accorombona plötzlich dasselbe Thema ergreifen, und in productiver Unbefangenheit, als könne es gar nicht anders sein, erschöpfen zu sehn. Was die Speculation socialer Jugendversuche nur in Dämmerumrissen angedeutet und was die Saint-Simonisten in den fernsten Welttheilen vergebens gesucht haben, das freie Weib, es ist auf Einmal aus Meister Ludwigs Haupt in vollendeter Gestalt entsprungen, und wird in Deutschland nicht nur nicht verboten, sondern erfreut sich selbst der höchsten Gunstbezeugung. Ja, dieser Schöpfung des freien Weibes, Vittoria Accorombona, hat Tieck hauptsächlich einen Lohn zu danken, der auf eine so schöne und großsinnige Weise seinen alten Dichtertagen die Sorgen abgenommen hat. Alles dies sind Umstände, welche uns eine genauere Beschäftigung mit dem eigentlichen Inhalt dieses Buches zur Pflicht machen, selbst auf die Gefahr hin, abermals von der Emancipation der Frauen sprechen zu müssen.

Und dieser Begriff, in dessen Verspottung sich gerade die Unverständigsten so leicht einen Anstrich von Weisheit geben konnten, hat endlich auch seine Amnestie in Ehren verdient! Da aber in allen uns bekannt gewordenen Bestrebungen um dieses Thema kaum etwas Schlimmeres zu Tage gekommen, als in Tieck's Vittoria Accorombona ohne alle Hindernisse der Gewalt Jedermann lesen kann, so dürfte durch die gute Aufnahme, welche das tieck'sche Buch namentlich in gewissen Kreisen gefunden, schon einer vorurtheilsfreieren Betrachtung dieser ganzen Richtung Bahn gebrochen sein. Damit soll indeß keineswegs zugestanden werden, daß diese Vittoria Accorombona, in ihren Vorzügen sowohl wie in ihren Ungehörigkeiten und in ihrer Ausnahmestellung, etwa ein Ideal der Weiblichkeit aufgestellt. Dies zugestehen, hieße in der socialen Richtung befangener sein, als man uns zutrauen darf. Denn wenn wir auch in den Literaturunruhen seit 1830 vorzugsweise für einen Emancipationsmann gegolten haben, und deshalb nicht wenig von Tieck's und Anderer Eigensinn und Launen erduldeten, so ist man uns doch den Beweis schuldig geblieben, daß wir das Ideal der Weiblichkeit jemals von seiner sittlichen Basis hinweggerückt hätten. Es giebt jetzt so viele schlechte Köpfe in der Literatur, welche ihre Unkenntniß der Dinge als

Verlästerung in die Welt hinausschreien, und dadurch moralisch mehr Uebeles thun, als nur jemals der Mißbrauch der Polizeigewalt in geistigen Verhältnissen hat anrichten können. Dies sind gerade diejenigen, welche sich in ihren journalistischen Winkelumtrieben den liberalen Anstrich geben, als mißbilligten sie alle polizeiliche Einwirkung auf den Geist und die Literatur, und doch sind sie selbst, in ihrer natürlichen Feindschaft gegen alle höhere Richtung, die wahren Büttel des Geistes, die ihm freilich auch nichts anhaben können, denn es weiset sie ihre Büttelnatur an, lediglich auf den Körpertheil loszuschlagen, welchen der Geist als reiner Geist gar nicht hat, und somit hebt sich ihr Wirken in verlorener Mühe auf. Aber durch die so entstandene Versündigung an dem Geist kann doch immer edeln Bestrebungen wenigstens für den Augenblick Gewalt geschehen. Die sogenannten Emancipationsideen in der neuesten Literatur haben zum Beispiel in den Hallischen Jahrbüchern von jenen junghegel'schen Cliquengeistern eine bei weitem schlimmere und unverständigere Behandlung erfahren, als selbst von der Polizei, und doch hat das Junghegelthum, das hier im Bündniß mit der Polizei gefochten, sich jüngsthin selbst auf polizeiwidrigen Tendenzen betreffen lassen, während es doch lieber seinen materiellen Grundbesitz als hallischer Pfänner, das dem armen Weltschmerz gegenüber sein einziger Stolz ist, conserviren sollte!

Mit dem Ideal der Weiblichkeit sich beschäftigt zu haben, ist ein Beginnen, das den neuesten literarischen und socialen Bestrebungen in Deutschland und Frankreich am allerwenigsten zur Unehre gereicht. Diese Bestrebungen hängen überhaupt mit den Idealen zusammen, welche die moderne Gesellschaft zur Erreichung eines vollkommensten Zustandes angestrebt hat, und haben in diesem allgemeinen Emancipationsversuch, zu den der Menschheit gerade durch das Christenthum ein neuer Stachel nach Vollkommenheit geworden, ihre Wurzel. Welches ist aber der vollkommenste Zustand, dessen die moderne Gesellschaft theilhaftig werden kann? Sein höchster Ausdruck, der ihm gefunden zu werden vermag, wird immer die höchste Sittlichkeit sein, welche zugleich die höchste Freiheit ist. In freien Zuständen sittlich und in sittlichen Zuständen frei zu sein, ist die Formel, mit deren Auffindung und Fixirung sich die mensch-

liche Gesellschaft je mehr beschäftigt, je mehr sie sich ihrer ursprünglichen Bestimmung wieder bewußt geworden ist. Auf der Stufe der Freiheit, wo die Menschheit sich in ihrem höchsten Sittengesetz bewegt, müssen auch diejenigen Laster der Gesellschaft verschwinden, welche aus dem Mangel des Gleichgewichts der geistigen und materiellen Lebensmächte entstanden waren. Die materiellen Lebensmächte müssen sich daher, auf der Stufe der Freiheit, ebenso sehr durch Vergeistigung geläutert haben, als sich die geistigen Lebensmächte, gewissermaßen durch Erwerbung von materiellem Grundbesitz auf Erden, heimisch im Diesseits und berechtigt gemacht haben müssen. Diese Gegensätze von Geist und Materie, von Sittlichkeit und Sinnlichkeit, von That und Gedanke, von Besitzen und Entbehren, müssen dann in der Epoche der Freiheit und der Harmonie sich ausgeglichen haben, und diese Ausgleichungsversuche treiben schon so lange die Geschichte, als es Geschichte giebt. Sie scheinen sich mehr durch das Streben, als durch das Verwirklichen, die ihnen zukommende Genugthuung verschaffen zu sollen. Alle einzelnen Gestalten des Lebens haben Antheil an diesem Streben genommen, die Frauen so gut wie die Männer. Da die Stellung der Frauen zur bürgerlichen Gesellschaft ihre Geschichte hat wie die Gesellschaft selbst, und sich mit dieser auf ganz historischem Wege verändert, so konnten auch verschiedenartige Anläufe und Versuche, zu dem Ideal der Weiblichkeit zu gelangen, entstehen. Dies Ideal, inwiefern es die innerste Natur des Weibes auf ihrer Höhe darstellen soll, konnte nie einem Zweifel unterliegen. Es tritt schon bei den Alten, welche die Bedeutung der Weiblichkeit für die Gesellschaft fast gar nicht kannten noch anerkannten, in ihrer Antigone und Iphigenia ebenso vollendet auf, als nur immer bei den neueren Völkern, bei welchen zugleich seit den Einwirkungen des Christenthums die sociale Bedeutung des Weibes sich eigenthümlich entwickeln mußte. Die weibliche Natur in ihrer innersten Beschaffenheit muß daher dieselbe bleiben, welche Anerkennung ihr auch in ihrer äußern Stellung zum Staat und zur Gesellschaft werden mag, und nur um diese Anerkennung, welche die Socialisten eine Emancipation genannt haben, kann es sich handeln. Eine naturwidrig aufgedrungene Entwickelung vermag sich weder in der geistigen noch in der materiellen Welt zu halten, und darum kann

die sociale Stellung der Frauen nie in einem Widerspruch mit dem einen und einfachen Ideal der Weiblichkeit sich befinden. Hat die Emancipation den Frauen auch Antheil an Staat und Bürgerthum erkämpfen wollen, wie schon lange vor den Saint-Simonisten in Deutschland der geniale Hippel in seiner Theorie der Ehe mit der bestimmtesten Einzelausführung gethan, so kann man es dem Genius der Weiblichkeit überlaßen, diese Beleidigung, soweit eine darin liegt, zu rächen. An Hippel hat er sich gerächt, wie das aus dem Leben dieses merkwürdigen Mannes hervorgeht. Indeß kann der Staat für sich selbst keine Beleidigung darin erblicken, und manchen Völkern hat es im Unglück zu ihrem schönsten Ruhm gereicht, daß die Frauen den Staat haben retten wollen, wie zum Beispiel die edeln, für das Vaterland entflammten Polinnen, welche zu Zeiten die eigentlichen Führer ihrer Nationalität gewesen.

Man hat von der socialen Freiheit des Weibes Pläne entworfen, und dabei leicht Gelegenheit zu Carrikaturen gefunden. Das Weib wird, ebenso wie die Gesellschaft selbst, nur in ihrer höchsten sittlichen und geistigen Entwickelung frei. Die Versittlichung der weiblichen Zustände erscheint vornehmlich an die höhere geistige Geltung der Frauen geknüpft, und ist insofern auch ein organischer Bestandtheil des frei werdenden Staats, indem die Ehe und das Familienleben erst dadurch zu ihrer wahren Geltung gelangen. Die bloß materielle und physische Betrachtung der Ehe stützt sich allerdings auf die Landesgesetze, doch weiset schon das Bedürfniß nach der kirchlichen Sanction, welche gewissermaßen das geistige Element in der Ehe repräsentirt oder andeutet, das Ungenügende und Unsittliche jener Ansicht nach. Indeß kann auch die kirchliche Sanction die Ehe nicht sittlich machen, wenn der Geist fehlt, welcher das Leben der Ehe durchdringen soll. Dieser Geist begründet sich nur auf die Anerkennung, welche der Bedeutung des weiblichen Geschlechts überhaupt gezollt wird, denn je weniger die Ehe von dem bloß materiellen und physischen Gesichtspunct aus gilt, desto sittlicher erscheint darin das Weib, und emancipirt sich somit durch die wahre Ehe zu dieser sittlichen Freiheit, in der sie zugleich die höchste Bestimmung ihrer Natur erfüllt, und zur reichsten Entfaltung auch ihres gei-

stigen Wesens kommt. Der Begriff der freien Ehe, mit dem die Socialisten sich beschäftigt haben, kann nur eben dieser Begriff sein, wenn er ein vernünftiger sein soll.

Ungefähr sind es diese Anschauungen von dem freien Weibe und der freien Ehe, welche die Angelpuncte in dem Leben des neuen tieck'schen Romans bilden. Die Ausführung an der edeln weiblichen Gestalt, welche die Heldin der Dichtung ist, hat ihre Härten wie ihre Schönheiten, und mag in den Umrissen, die wir davon wiedergeben wollen, dazu dienen, dies Verhältniß Tieck's zu den socialen Richtungen der Poesie zu characterisiren, und zugleich diese selbst in ihrem unbefangensten Lichte, und gewissermaßen unter dem Schutz der dem Buche zu Theil gewordenen Gunstbezeugungen, vorzuführen. Denn was ein Dichter wie Tieck, der das höchste Talent zur Geißelung von Verkehrtheiten hat, für würdig hält, aus einer ihm selbst verhaßten Sphäre zu retten, und als etwas Positives in einer behaglich und harmonisch ausgeführten Dichtung hinzustellen, das verdient, von allen Seiten betrachtet, und wo möglich im beßten Sinne genossen zu werden.

Eine Italienerin ist es, die uns in Tieck's Vittoria Accorombona entgegentritt, obwohl das nationelle Colorit, welches dem ganzen Romangemälde meisterhaft aufgedrückt ist, an dieser Individualität selbst wenig zu schaffen gehabt hat. Vielmehr erscheint in der vollendeten Ruhe und Harmonie ihres Wesens, in der tiefinnerlichen Kraft ihrer Natur, welche nach Außen hin nur in der edelsten Begränzung auftritt, in dieser abgeschlossenen Milde und Entschiedenheit, mehr die Allgemeinheit eines weiblichen Charakters, der auf die Ueberlegenheit einer seltenen Geistesbildung sich stützt. Sie tritt gleich zu Anfang so fertig und vollkommen auf, und wiegt sich in dieser eigenen Sicherheit ihres Wesens mit ebenso großer Anmuth als entschlossenem Selbstvertrauen, daß ihre Erscheinung dadurch einigermaßen an Interesse einbüßt. Denn es giebt nichts Schönes und Treffliches an Vittoria Accorombona, das noch der Entwickelung bedürfte. Alles steht schon an ihr in Blüthe, und sie ist sich dieser ausgezeichneten Persönlichkeit bewußt, indem sie den Reichthum ihrer Bildung und die Kraft ihrer Lebensanschauung in dem Kreise, in dem sie lebt, mit einem glänzenden Takt und mit der höchsten Ge-

wandtheit der Formen entfaltet und ausbreitet. Einer edeln italienischen Familie angehörig, die aber in beschränkten Umständen lebt, wird Vittoria, als schönes, durch die Gabe der Poesie ausgezeichnetes, allem höhern Streben verwandtes Mädchen, der Mittelpunct eines auserlesenen Gesellschaftskreises, den sie anzieht und beherrscht. Hier tritt in den lebendigsten Gruppen Alles zusammen, was das Italien des sechszehnten Jahrhunderts an Cultur, Bildung und Talent entwickelt hatte; gescheidte, berühmte und hochgestellte Männer gingen in dem gastlichen Hause aus und ein, alle Künste und die feineren Genüsse des Lebens fanden dort Pflege und Würdigung. So gelingt es dem Dichter, in der einfachsten Anknüpfung an die individuellen Lebenszustände zugleich ein wohlgelungenes Bild des Jahrhunderts zu liefern und den Glanzpunct damaliger italienischer Bildung zu zeichnen. Damit entfaltet sich indeß auch zur selben Zeit ein Gemälde des Verfalls des italienischen Staatenlebens, indem die Zerklüftungen des bürgerlichen Zustandes, die allgemeine Unsicherheit und Ordnungslosigkeit, der Uebermuth und die Verwilderung der Vornehmen, die mit dem vollkommen organisirten Banditenwesen gemeinschaftliche Sache machen, in trefflichster Darstellung geschildert werden und zu Hebeln der persönlichen Begebenheiten dienen. Auf dem Grunde einer solchen Zeit steht nun Vittoria Accorombona da, in allen Dingen ein Bild geistiger Freiheit und Selbstständigkeit zeigend. Die allen trüben äußerlichen Wirren überlegene Höhe und Reinheit der weiblichen Natur bethätigt sich an ihr in dem schönen Verhältniß, welches die Edelsten und Besten zu ihr annehmen und eifrig suchen, indem in ihre Nähe wie zu einem Asyl alle guten und schönen Richtungen der Zeit sich hinwenden und zugleich ein Trost gegen alle Verkehrtheiten und Verwirrungen in ihrem Umgang erstrebt wird. Es fehlte jedoch viel, daß ihr diese aus sich selbst hervorgehende sieghafte Stellung, welche sie auf dieser geistigen Höhe der Weiblichkeit behaupten konnte, unverkümmert geblieben wäre!

Schon die nächsten und gewöhnlichsten Anforderungen der Welt sind es, welche einen Zwiespalt in dies Leben warfen, das so lange durch die innere Kraft einer außerordentlichen Natur sich in Harmonie mit sich selbst erhalten hatte. Es handelt sich um ihre Vermählung.

Und hier hat Tieck gleich das erste Merkmal hervortreten lassen, das solchen weiblichen Charaktern eigen ist; sie wollen „niemals" heirathen. Die Mutter findet die Stellung solcher Naturen, wie ihre Tochter ist, gefährlich. Es scheint ihr überhaupt gefahrvoll, wenn in der Ehe das Weib höher steht als der Mann, und sie sagt daher zur Vittoria: „eine freie und edle Wahl, meine Tochter, muß deine Vermählung mit einem ausgezeichneten und hochstehenden Mann herbeiführen; er muß Deiner werth sein, so daß dein reiches Wesen durch ihn gewinnt!"

Vittoria Accorombona bekennt ihren Abscheu vor der Ehe ganz in den Anschauungen, welche die neuere sociale Literatur so häufig wiederholt hat, und die Niemand greller als Tieck ausdrückt: — „und so bin ich geworden, bin so geschaffen, daß ich ein Grauen vor allen Männern empfinde, wenn ich den Gedanken fasse, daß ich ihnen angehöre, daß ich ihnen mit meinem ganzen Wesen mich aufopfern soll. Sieh sie doch nur an, auch die Besten, die wir kennen, auch die Vornehmsten, wie dürftig, arm, unzulänglich und eitel sind alle, wenn sie alle fremde Verlegenheit ablegen und sich so recht frei und offen zeigen. Diese klägliche Lüsternheit, die aus allen Zügen spricht, wenn das Wort Liebe oder Schönheit nur genannt wird. — — Und diesen Herzlosen, Gelangweilten, Geldgierigen, nach Ehrenstellen, und Lob der Großen durstenden soll ich das Kleinod meines reinen Leibes, meiner Keuschheit und Unschuld hingeben, wie man sich Tisch, Gefäß, Buch oder sonst ein Todtes aneignet? Und — nur mit Entsetzen kann ich an diese Aufgabe unseres Lebens denken — wie aus einem Schrank, wie aus lebendigem Sarge, soll mir unter Qualen ein Wesen genommen werden, das ich bin und doch nicht bin, das in seinem ersten materiellen Blödsinn mich eben so wenig kennt, vielleicht weniger wie die Nelke, die ich in meinem Scherben erziehe." —

Unter den Erwiederungen der Mutter befindet sich schon folgende bemerkenswerthe: — „und so könnte dein Eigensinn dich statt zur Gattin zur Buhlerin machen:" —

Kaum hat in alten Zeiten die Medea des Euripides und in neueren George Sand die Entwürdigung, welche den Frauen durch

die Schlechtigkeit der Männer und durch so manche Härte der Natur widerfährt, schreiender ausgedrückt, als es Tieck's Vittoria Accorombona thut.

Die Unschätzbarkeit der weiblichen Natur wird aber in dieser Dichtung folgendermaßen bezeichnet, und zwar in Ausdrücken, die es mit aller Ueberschwänglichkeit der sogenannten Emancipationspoesie aufnehmen können: — „diese Caprice der Natur, daß sie Weiber geschaffen hat, ist es doch einzig nur, weshalb es sich der Mühe lohnt, zu leben. Alle die Schwächen, Widersprüche, Treulosigkeit, Mangel an Character, ausgemachte Schlechtigkeit selbst, was diese Moralisten immer und immer wieder aus heiserer Kehle ausschreien, ist ja immer nur die weibliche Natur, die sie nicht zu würdigen wissen. Wer jemals ein Weib geliebt hat, wen jemals auch nur Ein Weib wahrhaft beglückt hat, der wird ihre Lügen und Albernheiten höher als Aristoteles Wahrheit und Platons Weisheit schätzen. Und so — kann ich den Morgenstern kritisiren? Verlang' ich Tugend oder Moral von ihm? O du ewige, unbegreifliche Schönheit, du himmlisches, unsterbliches und doch so vorzügliches Kleinod der Liebe und Wollust, wie roh gehen auch mit dir die Menschen um, und handthieren so abgeschmackt mit der Göttlichkeit, als wenn es eben auch ein Bret oder hölzernes Gestell wäre, um alten vergessenen Plunder darauf aufzubewahren." —

Vittoria steigert ihren Abscheu gegen die Ehe und die Männer noch zu folgenden Ausdrücken: „Gieb mir noch ein Versprechen, sagt sie zu ihrer Mutter, daß du deine Einwilligung giebst, daß ich mich gar nicht zu vermählen brauche! Ich hasse, ich verachte die Männer! Ich könnte eher einen vergiften, als mich ihm unterwerfen. Dies scheint mir das ärgste, schändlichste aller Verbrechen. Nein, Mutter, zwinge mein Gemüth nicht, daß es sich empört und sich lieber in alle Gräuel taucht, die Namen haben, als daß es sich der Gemeinheit ergiebt, die so viele jämmerliche Menschen Tugend und Nothwendigkeit nennen!" —

Zu welchen Anträgen eine solche Stellung des Weibes in der Welt sofort benutzt wird, geht aus einer Wendung der Verhältnisse hervor, in der die Familie der Vittoria Accorombona, hart von äußerlichen

Umständen bedrängt wird. Sie bedarf in diesen eines mächtigen Schätzers, um nicht zu erliegen, und ein solcher stellt sich auch in einem Freunde des Hauses, dem gewaltigen Cardinal Farnese, dar, der eine Leidenschaft zur schönen Vittoria gefaßt hat, und dieselbe in folgendem Antrag laut werden läßt: — „Ich habe aus Vittoria's eigenem Munde, daß, wenn es nach ihrem Willen geht, sie sich niemals vermählen wird. — Und sie hat Recht. Denn welches Glück könnte diesem hochgestimmten Wesen wohl in der gewöhnlichen Ehe blühen? Glanz, Pracht muß sie umgeben, sie muß ein fürstliches Dasein führen und durch ihren erhabenen Geist Einfluß in die Händel der Welt gewinnen. So gelang es dieser merkwürdigen Bianca Capello, die als eine arme Flüchtige und Verbannte nach Florenz kam, und jetzt dort den Herzog und den Staat regiert, knieend von Allen verehrt wird, und ihre Schönheit von aller Welt bewundert. — Vittoria ist schöner und begabter als diese Bianca, deren Geschichte der Welt ein Mährchen dünken möchte. Ich bin kein regierender Herzog, aber ich kann euch und den eurigen eines meiner großen Schlösser schenken, hier in Rom, oder auf dem Lande das prächtige Caprarola oder ein anderes ihr und den eurigen auf ewig so fest und bündig verschreiben, daß keiner meiner Verwandten Einwendungen machen kann. — Ja, daß ich es nur bekenne, meine Leidenschaft für die göttliche Virginia ist mit jeder Woche gewachsen: ihre Zuneigung und Liebe ist zu meinem Dasein unentbehrlich! — — Auf diesem Wege könnt ihr euch erretten und glücklich sein.

„Indem mein Kind eine Buhlerin wird?" rief ihm Vittoria's Mutter mit gedämpfter Stimme entgegen.

Der Cardinal setzt seinen Antrag noch weiter auseinander, und kömmt auf Das zu sprechen, was man in der socialen Phraseologie die freie Ehe genannt hat, welcher der geistliche Herr folgendermaßen das Wort redet: — „wäre ich nicht ein Verpflichteter meines Standes, so würde ich Vittoria freien Sinnes meine Hand anbieten, so kann ich ihr nur meine Liebe geben. Und ist dies Gefühl, diese Verbindung, die aus ihm entspringt, nicht die allernatürlichste der Welt?" —

Alle zitterten vor dem Ausbruch der Wuth, mit der Vittoria Accorombona, wie sie meinten, diesen Antrag aufnehmen würde. Aber wie

erstaunten sie, als das Mädchen, um der unglücklichen Lage ihrer Familie abzuhelfen, ihre Zustimmung in folgenden Worten ausdrückte! — „der einzige Widerstand, der uns noch übrig blieb, ein edler freiwilliger Tod, wie ihn die großen Römer nicht selten an sich vollstreckten, diesen wollt ihr nicht billigen, weil ihr meint, das göttliche Gesetz, unsere Religion habe den Selbstmord für die unverzeihlichste Sünde erklärt: — also, — warum die Vorschläge unseres besten Freundes, des großen mächtigen Cardinals nicht annehmen? Reichthum, Glanz, die Freiheit des Bruders, alles wird uns großmüthig angeboten. Kein Anderer wird dabei aufgeopfert, als nur ich allein. Und wenn ich also nur mit dieser Anordnung zufrieden wäre? Ja, wäre der Freund, der mir mit diesen Lockungen entgegentritt, ein so großer Mann, wie es der Papst Julius der Zweite war, wäre er ein Lorenzo Magnifico, so wäre es selbst kein Opfer von meiner Seite, denn ein so großer Charakter würde mich zwingen, ihn zu lieben. Und wie ich von der hergebrachten Ehe denke, weißt du ja längst, Mutter. Diese willkürliche Hingebung an schwache, ja verächtliche Männer, — wie soll ich glauben, daß eine priesterliche Weihe, eine Ceremonie, dieses elende Verhältniß heiligen könne? **Nur für das blöde Auge der Menge, für den zünftigen Priester, für jammervolle alte Gevatterinnen kann zwischen der privilegirten und scheinbar verbotenen Verbindung ein Unterschied statt finden.** Wenn mir alle Männer gering und armselig erschienen, wenn die Ehe selbst mir widerwärtig ist, und du doch behauptest, jedes weibliche Wesen müsse sich ihr fügen, so begreife ich deine zürnende Empörung über unsern alten würdig'en Beschützer nicht." —

Indeß bietet sich ein anderer Ausweg der Vermittelung dar, und obwohl an sich schlimmerer Art, doch in einer legitimen Ehe bestehend. Dies ist die ihr vorgeschlagene Verbindung mit dem Neffen des Cardinals Montalto, dem jungen durch einen verächtlichen Lebenswandel bekannten Peretti, wodurch sich die nämlichen Vortheile für die bedrängte Familie in Aussicht stellen. So gesellt Tieck, um die Emancipationstheorie zu erschöpfen, noch die spitzfindige Frage von der Ehe mit

einem Albernen hinzu, und zeigt dadurch, wie bewandert er in allen Chikanen des Socialismus ist.

Die Verzweiflung, von der Vittoria zu diesem Schritt getrieben wird, ist in ihr zugleich eine Verzweiflung an dem Schicksal der weiblichen Natur: — „und wenn ich euch nun geradehin sagte, daß es mein Ernst wäre, — was giebt es denn da zu erschrecken? Ob ich so oder so verkauft werde, wenn ich denn doch einmal verhandelt werden soll, kommt doch wohl auf eines hinaus. Wer versteht denn von Euch, oder auch von Weibern und Müttern, die Hoheit, den reinen Adel einer ächten Jungfrau? Alle haben es ja längst in Geschäften, Pflege des Mannes, Wartung ihrer Kinder vergessen, wie es in diesem Heiligthume aussieht. Die Entweihung soll unser Beruf sein, so sagen sie alle, ich habe es aber nie geglaubt; zwang die eiserne Noth einmal, der sich auch der Kühnste beugen muß, wie ich es jetzt erlebt habe, nun so war ein Mehr oder Weniger der Entwürdigung immer nicht so gar wichtig. Weggeworfen bin ich, vernichtet, es hat so sein müssen, ich erlebe meine sogenannte Bestimmung, das heißt in meiner Sprache, die Nichtswürdigkeit!" —

So kommt in dieser Verbindung, welche zwischen der edeln geistesgroßen Vittoria und dem erbärmlichen von aller Welt verachteten Peretti geschlossen wird, die Carikatur der Ehe zur Erscheinung.

Bald darauf lernt Vittoria zuerst „einen wahren wirklichen Mann" kennen. Es ist dies ihre Bekanntschaft mit dem Herzog Bracciano, in dem ihr zum ersten Mal das Ideal der Männlichkeit, und mit diesem zugleich ein Verständniß ihres eigensten Wesens, entgegentritt. Dies erhebt und begeistert sie in demselben Maße, als es auf ihre Lebensverhältnisse den bedeutendsten Einfluß gewinnt. Ihr Ehegatte hat das Unglück gehabt, in einem Straßentumult, wie sie damals in Rom täglich vorkamen, verwundet zu werden. Vittoria pflegt seiner mit einer merkwürdigen Hingebung und Aufopferung, aber sobald er genesen, spricht sie ihm gewissermaßen das Ultimatum ihrer Verachtung aus und kündigt ihm die Ehe. — „Warum wollen wir nicht still und einverstanden ein Band lösen, das uns niemals hätte vereinigen sollen? Ich will dir Schwester sein, hülfreiche Gefährtin, Pflegerin in der Krank

heit, aber niemals deine Gattin. — Du kannst, wenn dir ein Funke von Gefühl blieb, unmöglich erwarten, daß ich mich nicht gegen schändenden Mißbrauch zu gut dünken sollte. So wie du lebst und denkst, wäre diese Vertraulichkeit nur schmachvoller Ehebruch, die Entweihung alles Göttlichen in mir. — Ich werde zu Niemand, auch zu meiner Mutter nicht sprechen, keiner braucht zu ahnen, welche Uebereinkunft wir getroffen haben." — „Francesco murmelte etwas von Gehorsam des Weibes und ehelichen Pflichten, die allen auferlegt wären, und welche die Kirche geheiligt hätte." — „Vittoria stand auf und sah ihn von oben herab mit einem tödtlich verachtenden Blicke an. Soll ich dich verlachen, sagte sie dann, oder dich mit Ekel hassen, wie ein widerwärtiges Gewürm? Darfst du ein solches Wort in unserm Verhältniß nennen, und noch ein Mensch sein wollen? Das wäre also ein Sakrament, was ich abwechselnd mit der schmutzigsten Creatur theilte? — Und wäre ich verworfen genug, in mehr als thierischem Leichtsinn so Leben und Gefühl zu vergeuden, **so darf ich es um so weniger, seit ich erkannt habe, was die Liebe ist, was die Göttlichkeit im Manne zu bedeuten hat."** — —

„Und dieser göttliche Mann? fragte Francesco furchtsam." —

Gegen den Schluß dieser Unterredung sagt Vittoria: — „ja wohl, diese eure ganz abgestandene Redensarten von Unschuld, Mädchenhaftigkeit, Jungfräulichkeit und Weiblichkeit, die ihr uns entgegenhaltet, um unserer Entwürdigung, indem wir blödsinnig bleiben oder uns so stellen, schöne Namen zu geben. Ei wie himmlisch steht das unbewußte Mädchen in ihrer Unschuld da, wie die reine Lilienblume. Und sie wird ein Raub des Lüstlings, da man nichts loben will, als diese süße Einfalt, (die der Frau nicht mehr ziemt) oder die Frechheit der gesunkenen Metze. Als wenn das nicht höhere Würde, Tugend und Unschuld wäre, so frei zu denken, zu fühlen und zu sprechen, wie es freilich denen nicht erlaubt ist, die die Gemeinheit in ihrem Innern empfinden!"

So erblicken wir denn jetzt diese Vittoria auf dem Gipfel derjenigen socialen Conflicte, von welchen in neueren Zeiten so viel die Rede gewesen ist, und wir müssen gestehen, daß Tieck bei der dreisten Ausma-

lung derselben keineswegs die Schwachen unserer Zeit berücksichtigt hat, weshalb man diese Schwachen um so mehr bewundern muß, daß sie diesmal gegen die sittliche Tendenz des tieck'schen Romans gar keinen Einspruch erhoben. Denn die sittlichen Zustände der Vittoria Accorombona erliegen nun immer mehr einer zweideutigen Verwirrung, und zwar werden von dem Dichter dabei die Ansprüche geltend gemacht, daß sie gerade innerhalb dieser zweideutigen Verwirrung, in der sie den Höhepunct ihres Charakters entfaltet, auch den höchsten Beruf der Weiblichkeit und Sittlichkeit erfülle. Indem ihre Ehe mit Francesco Peretti äußerlich bestehen bleibt, — obwohl sie ihm die eigentlichen Rechte des Ehemanns verweigert (!) — giebt sie sich nun gleichzeitig dem Wahlverwandtschaftsverhältniß mit dem Herzog Bracciano immer entschiedener hin. „Wenn zwei edle Gemüther sich auf die Weise näher gekommen sind, wie das Schicksal Vittoria und Bracciano zu einander geführt hatte, so empfängt jedes Wort, jeder Ausspruch in dieser Aufregung hoher Leidenschaft den Charakter der Weihe." Die äußerlich bestehende Ehe, welches die Ehe mit dem Albernen ist, begünstigt das geistige Wahlverwandtschaftsverhältniß, und ertheilt ihm eine gewisse Berechtigung. Der Liebhaber küßt die verheirathete Frau (II. 37.) „und sie entzog sich seinen Küssen nicht." Ein Hochgefühl der Seeligkeit bemächtigt sich Beider, und daß sie sich diesen Genuß gönnen, staunt Einer an dem Andern als Größe und Edelmuth an (37.). Ueber das Verschwinden alles Rückhaltes in solchen Verhältniß werden sofort dreiste Unterhandlungen angeknüpft. „O du Angebetete, fleht Bracciano, **laß uns das Elend des Lebens ja nicht durch willkürliche Satzungen und Eigensinn, der sich Tugend nennen will, erhöhen!"**

Vittoria antwortete: „wäre ich frei, Theuerster, ich käme deinem Wunsch entgegen, **ja ich könnte mit mitleidigem Lächeln auf die Welt herniedersehen, wenn sie mich deine Buhlerin nennen würde;** aber ich habe meiner Mutter, dem Cardinal, und diesem Peretti mein heiliges Wort gegeben, niemals zu freveln, niemals diese Untreue und Schwachheit mir zu Schulden kommen zu lassen."

Die Hingebung Vittoria's an Bracciano erscheint um so mehr als

ein sittlicher Conflict, da Bracciano ein Mörder ist, und noch zur Zeit seines Umgangs mit Vittoria seine eigene Gattin, die er der Untreue für schuldig hält, unter den grausamsten Umständen erwürgt hat. Und Vittoria kennt diese Schuld seines Mordes, und spricht ihn gewissermaßen von aller Sünde desselben frei (II. 43. 44.), indem sie ihm segnend die Hand der Liebe auf die Stirn legt. Indessen wird Vittoria's Ehegatte, Peretti, bei einem nächtlichen Anfall hingemordet, und es bleibt dunkel, von wem und zu wessen Gunsten der Armselige aus dem Wege geschafft worden. Doch fällt aus der Dunkelheit dieser argen That ein Zwielicht, das nicht undeutlich den Herzog Bracciano als Mörder erscheinen läßt, und bald darauf wird auch seine Ehe mit Vittoria geschlossen.

Nun erhalten wir die Anschauung der Muster-Ehe, denn es ist die Ehe des emancipirten Mannes mit der emancipirten Frau.

Auch die Vergöttlichung des sinnlichen Moments in der Liebe und Ehe fehlt nicht. — „Darum ist jede Wirklichkeit, jede Erscheinung Symbol, sagte Bracciano, und wieder, oft in anderer irdischer Begeisterung angesehen, bedeutet es doch nur sich selbst, genügt sich selbst, und ist sich selbst das Höchste. Es ist Abend geworden, laß uns ruhen, und jene sich selbst genügenden höchsten Mysterien feiern." — „Sie sah ihn mit leuchtenden aber keuschen Blicken an und schüttelte lächelnd das Haupt. Er küßte sie aber und sie folgte ihm nicht unwillig." —

Die kühle Reflexion über diesen Moment bringt hier das Anstößige hervor. Nur kurz aber ist der Genuß dieser Ehe. Bracciano wird von geheimnißvoller Hand ermordet, doch erkennt er selbst darin die Rache derjenigen Elemente, die er durch seine eigenen Thaten gegen sich aufgereizt hat. Diese kehren sich zuletzt auch gegen Vittoria selbst. Sie wird auf die gräuelvollste Weise ermordet. Ein gemeiner, gedungener Mörder geht ihr zu Leibe, und nöthigt sie vor ihrem Tode, sich zu entkleiden, um nackt den Streich zu empfangen. So stirbt sie entwürdigt, und die ganze Geschichte endigt in Graus und blutigem Gemetzel, ohne daß man eine wahrhafte poetische Gerechtigkeit in diesem schrecklichen und gemeinen Ende, in diesem durchaus unkünstlerischen Abschluß einer sonst so besonnen angelegten Dichtung zu erblicken vermöchte. Wollte man aber in diesem blutigen Ende etwa die sittliche Rache gegen die

socialen und moralischen Ausschweifungen des ermordeten Paares erblicken, so würde man dadurch den Gesichtspunct dieser tieck'schen Dichtung völlig verrückt haben. Denn alle die Momente, die wir in unserer obigen Zusammenstellung als die leitenden Grundgedanken des Romans aneinandergereiht haben, und welche die eigentlichen Stichworte des modernen Socialismus in sich schließen, erscheinen in der Darstellung des Dichters keineswegs als Ausschweifungen, sondern vielmehr als Manifestationen desjenigen weiblichen und männlichen Charakters, den wir als höchstgebildet und zu seiner ächten sittlichen und geistigen Freiheit gelangt betrachten sollen. Wird Bracciano als Ideal der wahren Männlichkeit so entschieden hingestellt, daß er selbst in das Leben einer so hochbegabten Natur, wie Vittoria ist, als Epoche machend und wie ihr geistiger Erlöser hineintritt, so soll Vittoria selbst, die vom Dichter mit so vorwaltender Liebe und Begeisterung behandelt wird, uns noch entschiedener als Ideal der wahren Weiblichkeit erscheinen. Alle Widersprüche ihrer Lage, in die sie sich verwickelt zeigt, sollen nur dazu dienen, ihre sittlichen Vorzüge, ihre geistige Bedeutung im höhern Lichte zu zeigen, und auf den wahren Grund hoher Sittlichkeit und Geistesbildung hinzuweisen. Vittoria muß auch in der That für dasjenige Ideal der Weiblichkeit gelten, zu dem es die tieck'sche Poesie überhaupt gebracht hat, denn betrachten wir die Frauen, wie sie in Tieck's frühern Dichtungen aufgetreten sind, und in denen in der Regel nur die niedere physische Natur des Weibes, oft im allergemeinsten Typus, zur Geltung kommt, so stellt ihnen gegenüber Vittoria allerdings schon ein ideales Element, eine höhere Art des weiblichen Lebens, dar.

Wir unsererseits haben schon im Eingange dieses Artikels bekannt, daß dies Ideal der Weiblichkeit nicht nach unserm Sinne sei. Wir wollen nicht daran tadeln, daß es die socialen und sittlichen Probleme, wie wir durch unsere Auszüge aus der Dichtung veranschaulicht haben, in so greller Abstraction auf die Spitze getrieben hat, wie vor Tieck kein anderer deutscher Schriftsteller gethan. Was aus diesen Conflicten eine ächte Wahrheit zu entwickeln hat, wird sie entwickeln, es mag nun zufällig Strafe oder zufällig Gunst darauf stehen, diese Entwickelung an-

geregt zu haben. Tieck hat hier die Gunst erlebt, und zwar auf dem nämlichen Gebiet, über das er früher selbst in „Eigensinn und Laune" den Fluch der verdammenden Moral ausgeschüttet hat. Wir gönnen ihm diesen Erfolg auf einem Gebiete, auf dem wir selbst nichts zu bereuen haben. Aber aufrichtig schämen würden wir uns, wenn wir diese socialen Dinge, die so geistiger Natur und von so historischer Bedeutung sind, jemals mit solchem heidnischen Gräuel und Graus in Verbindung gesetzt hätten, wie der Verfasser der Vittoria Accorombona. In dieser Beziehung müssen wir den Abschluß der Dichtung nochmals tadeln. —

Berichtigung.

Freihafen 1840 Heft 4. S. 94. Z. 3. von unten, u. S. 95. Z. 3. von oben lies: Endlich-Weibliche für Ewig-Weibliche.

XI.

Die deutsche Philosophie in ihrer Stellung zum öffentlichen Leben und zur modernen Gesellschaft.

Von

C. Biedermann.

Es gab in Deutschland eine Zeit, wo die Philosophie sich rühmen durfte, an der Spitze der Bewegung der Ideen zu stehen, wo der Name eines Philosophen in hohen Ehren gehalten wurde. Das war die Zeit des Philosophen von Königsberg. Jene Zeit legte sich selbst den Namen der philosophischen bei und der Rationalismus war, in der Wissenschaft wie im Leben, das allgemeine Losungswort. Noch nie aber war wohl auch ein System so nahe an die Wirklichkeit, an das practische Leben herangetreten als der Kriticismus. Das letzte Wort der Kant'schen Kritik war: Erfahrung, die letzte Tendenz seines Systems war eine rein practische. Freilich konnte das, was Kant Erfahrung nannte, nur in sehr uneigentlichem Sinne so heißen; freilich waren seine moralischen und politischen Ansichten noch äußerst ideologisch, dennoch wird man immer den Kriticismus als den ersten entscheidenden Schritt ansehen müssen, den der philosophische Idealismus in Deutschland gegen die Realität und das Thatsächliche hin that.

In Frankreich und England fand allerdings noch ein ganz anderes Verhältniß statt. In England war die Philosophie längst von ihren

metaphysischen Höhen herabgestiegen und hatte sich in den Dienst der Erfahrung und des practischen Lebens begeben. Dort galt in der Wissenschaft einzig die Beobachtung, in der Moral der Instinct des Rechten, in der Politik die öffentliche Meinung, gestützt auf die individuelle Freiheit und die Macht der materiellen Bedürfnisse und Interessen. In Frankreich hatte die Philosophie einen ähnlichen Umschwung der Ideen auf eigne Hand versucht. Die Philosophen und Schriftsteller hatten den Kampf gegen den Spiritualismus in der Religion und Moral, gegen den Absolutismus im Staate schon lange begonnen, als endlich auch die Nation in geschlossener Phalanx nachrückte und durch eine allgemeine Bewegung den Fortgang der Ideen unterstützte.

Die Bedingungen einer ähnlichen Reform in Deutschland waren nicht auf gleiche Weise vorhanden. Ein öffentliches Leben gab es hier eigentlich nicht; das Gebiet, worin die Geister sich trafen, erfaßten und bekämpften, war nicht das Reich der materiellen Zwecke, die Politik, sondern das Reich der ideellen Interessen, die Wissenschaft, die Religion. Der gewaltige Anstoß, welcher ein paar Jahrhunderte früher auf den Nationalgeist geschehen war, hatte sich an den elastischen Schranken dieser idealen Sphäre gebrochen; die Bewegung der Reformation begann und vollendete sich im Gebiete des Geistigen; das äußere Leben, der Staat, blieb fast unberührt von ihren Schwingungen. Auf diesen Kampfplatz der Ideen und der Dogmen warfen sich alle bessern Kräfte; in den übrigen Theilen des Lebens der Nation stockte die Bewegung oder gehorchte mechanisch fremden Impulsen. Die kirchliche Reform kam der politischen zuvor; die Freiheit der religiösen Meinung und des philosophischen Gedankens machte die politische Unfreiheit vergessen.

Die religiösen Ideen selbst hatten durch die Reformation ihren Stütz- und Schwerpunct verloren. Der Protestantismus, der festen kirchlichen Einheit ermangelnd, war ganz an die Bewegung der Wissenschaft hingegeben. Unter den Händen der philosophischen Dialektik erweichten und erweiterten sich die strengen Dogmen der Kirche und der Schrift; das Uebernatürliche verschmolz unvermerkt mit dem Natürlichen; und ehe man es dachte, hatte man an der Stelle einer religiösen Glaubenslehre ein metaphysisches System.

Dies war das erste entscheidende Auftreten der modernen Philosophie. Sie entstand aus der Religion, oder vielmehr, aus der Theologie; ja sie war selbst noch kaum etwas Anderes als Theologie. Wenigstens gingen alle ihre Ideen auf die theologische Grundidee, auf die Lehre von Gott und von einer höhern, geistigen Welt zurück. Aber diese Idee selbst entwickelte und vermittelte sich mehr und mehr mit den Anschauungen einer sinnlichen Realität, mit den Erfahrungen eines immer kräftiger sich entfaltenden politischen und materiellen Lebens. Die Philosophie fand sich zwischen zwei Principien, in den Wendepunct zweier großer Entwickelungsperioden der Menschheit gestellt. Der alte Absolutismus, mit seinen transcendenten Begriffen in der Wissenschaft, mit seinen spiritualistischen Entsagungs- und Heiligungsideen in der Moral, mit seiner unbedingten Verehrung des historischen Rechts in der Politik, nahte seinem Ende; ein neues Princip, ein Princip der Bewegung, der Freiheit, des Fortschritts stand im Begriff, sich an seine Stelle zu setzen.

Die Philosophie schien diesen Gang des modernen Lebens zu begreifen und fördern zu wollen. Kant zuerst sprach es nachdrücklich als das Wesen des philosophischen Denkens aus, daß es wahrhaft kritisch sei, daß es einen Fortschritt in die Breite, eine freie, selbstkräftige Bewegung des Individuums, im Forschen und im Handeln, voraussetze. Er gab in der Wissenschaft die Beobachtung frei, indem er das natürliche Factum von der unmittelbaren Beziehung auf ein übernatürliches losriß und jedem Einzelwesen sein eigenes, inneres Gesetz des Daseins und Wirkens zugestand; er hob die moralische Abhängigkeit des Menschen von einem fremden, übersinnlichen Wesen, eben so wie von der Naturnothwendigkeit auf, indem er die persönliche Selbstregierung und Würde desselben proclamirte. — Dies war nur der erste Schritt, aber ein wichtiger, entscheidender Schritt, ein Schritt, dessen Folgen sich in ihrem ganzen Umfange kaum ahnen ließen. Die Stellung der verschiedenen Lebenssphären wurde schon dadurch völlig verändert. Die Religion hörte auf, Centrum aller Geistesrichtunger zu sein. Auf theoretischem Gebiete blieb ihre Stelle vacant; die Naturbetrachtung ward an die Empirie abgegeben; nur ehrenhalber wurden noch die teleologischen

Ideen und die abstracten Schemata aufgeführt. Für's Practische ward die religiöse Lebensansicht ersetzt durch eine ideale Moral. Es ist wahr, diese Moral war, ihrem Inhalte nach, wenig verschieden von dem alten theologischen Spiritualismus, aber im Principe war unendlich Viel gewonnen, man erkannte an, daß in dem Menschen Etwas sei, was unmittelbar und ohne Rückbeziehung auf einen höhern Willen oder auf ein historisches Ideal, bewegende und leitende Kraft seines Lebens werden könne. In der Politik war es eben so. So viele Concessionen Kant auch noch dem historischen Principe machte, so untergeordnet auch die Stellung war, die er der individuellen Freiheit und der öffentlichen Meinung anwies, so war doch schon das bedeutsam, daß die Philosophie beide Principien einander gegenüberzustellen und eine Discussion darüber, welches das richtigere sei, zu eröffnen den Muth hatte.

Fichte ging einen Schritt weiter. Er warf die Philosophie völlig in das Practische, weil er hier den Fortschritt und die Bewegung am Reinsten und Ungehemmtesten zu finden glaubte. Ihm verschwand so ganz das ruhende, objective Sein, daß er erst wieder für die Thathandlung seines Ich einen Widerstand schaffen mußte. Alles war ihm Bewegung, freieste, unendlichste Thätigkeit des menschlichen Geistes. Abermals neue veränderte Weltanschauung. Das religiöse Element der Anschauung, der ruhigen Selbstgenügsamkeit tritt ganz zurück, die selbstständige Bedeutung der Wissenschaft verschwindet gleichfalls; als einziger Lebenszweck bleibt das rastlose Streben, die unendlichste Perfectibilität und Entwickelung des Menscheninbividuums und der Menschheit im Ganzen und Großen übrig. Die Philosophie wird zu der Kunst, die Menschen zu erziehen und zu regieren.

In dieser ficht'schen Ansicht streifte die speculative Idee so nahe an das thatsächliche Princip des Lebens hin, daß sie fast mit demselben Eins ward. Von da an entfernte sich der Fortschritt des philosophischen Denkens wieder in aufsteigendem Bogen von dem Fortschritte des öffentlichen Lebens.

Fichte selbst gab den Impuls zu einer solchen Reaction im ideologischen Sinne. Es war, als ob die Philosophie sich schämte, mit dem practischen Leben gemeinschaftliche Sache zu machen. Schelling

verwarf zwar die alten metaphysischen Abstractionen und das kahle Dogma, aber er suchte die Bewegung und das Leben nur in der Natur, die er als einen großen Entwickelungsproceß betrachtete, nicht in der geistigen Welt. Diese, das Leben der Menschheit, floß vielmehr nach seiner Ansicht in denselben Urquell zurück, von wo es ausgegangen war; die Geschichte ward ein Kreislauf, der von dem Absoluten anhob und zu ihm zurückführte; die ideale Lebensgestaltung, die Kunst, die Wissenschaft, die Religion trat in den Vordergrund; das Practische, die politischen Interessen, die materiellen Zwecke verloren ihre Bedeutung.

Erst in der Hegel'schen Philosophie brach sich das Princip der Bewegung und des Fortschritts wieder einigermaßen Bahn. Nach Hegel drängte das Leben des Universums von innen nach außen, von der Idee auf die Objectivität hin, von dem Allgemeinen zum Besondern und Individuellen. Je weiter entfernt vom Central- oder Anfangspuncte der Bewegung, je selbstkräftiger, je concreter eine Daseinsform ist, desto vollkommener muß sie genannt werden; nicht die in sich selbst verschlossene, ruhende Allgemeinheit oder Idee, sondern die einzelne, reelle, thatsächliche Erscheinung ist der höchste Ausdruck und Zweck des Lebens.

Von diesem Gesichtspuncte aus muß wieder das practische Interesse überwiegen. Weder die Religion, welche das Individuelle im Allgemeinen, die Mannigfaltigkeit in der Einheit auflöst, noch die Wissenschaft, welche immer doch auch nur das Gemeinsame, die Gattung, die Idee zu erfassen vermag; noch endlich die Kunst, welche das Einzelne selbst als ein Absolutes, Vollendetes, Ideales anschaut, können die letzte und höchste Bestimmung und Bedeutung des Lebens aussprechen; sondern diese bleibt einzig dem thatkräftigen Streben vorbehalten, welches in freiester, unendlichster Entwickelung aller Elemente aus jedem Seienden ein Werden, aus jeder Gegenwart eine Zukunft hervorlockt. Ein solches Streben aber geht nicht hervor aus den idealen Bedingungen des moralischen Willens der Einzelnen, sondern aus den objectiven Verhältnissen und Zuständen der Gesellschaft. Der Einzelne ist selbst nur ein Glied in dieser Kette der Erscheinungen und der Thatsachen; er wird von dem allgemeinen Geist der Bewegung erfaßt und vorwärts

getrieben; das Gewesene dient dem Gegenwärtigen zur Basis, und das Gegenwärtige geht unter in einer neuen Gegenwart; so wälzt sich das Leben der Menschheit lawinenartig von Stadium zu Stadium, Alles aufhebend und mit sich fortführend, was es auf seinem Wege findet.

So wären wir, wie es scheint, durch die Dialektik des Gedankens selbst von dem alten Principe zu dem modernen, von dem Stillstand zu der Bewegung hinübergeführt worden. Der alte metaphysische Standpunct, wonach Alles um das Eine, Unbewegliche, Ewige kreisen sollte, ist für immer verlassen; das Leben des Alls, welches sich sonst in dessen Mittelpuncte zu concentriren schien, während alle äußern Theile desselben todt und bewegungslos waren, ergießt sich jetzt in urkräftiger Fülle durch alle Räume der Welt, und theilt jedem Wesen seine Bewegung mit; der eine Gott ist zersprungen in eine Unendlichkeit von Göttern; jedes Individuum ist ein Moment des göttlichen Lebens; aber die wahre Kraft, das Wesensprincip dieses göttlichen Lebens ist in keiner einzelnen Daseinsform beschlossen, sondern bethätigt und offenbart sich nur im Wechsel dieser Daseinsformen, im Fortschritte selbst.

In der That, die Religion kann mit dieser Philosophie nur noch dem Namen nach, nur durch eine merkwürdige Fiction bestehen. Denn welches ist der Lebens- und Augpunct der religiösen Weltanschauung? Ohne Zweifel die Idee eines Etwas, welches wir als den Typus von allem andern ansehen, welches wir das Vollkommene, das in sich Abgeschlossene, das Absolute nennen, und auf welches wir uns, als auf das Princip unseres Daseins und unserer Thätigkeit fortwährend beziehen. Aber wenn dies Absolute noch im Werden, in der Bewegung begriffen ist, wie können wir uns darauf beziehen? wenn das Leben des Universums sich noch täglich entwickelt, steigert, erweitert, umgestaltet, kann es dann wohl ein vollendetes, eine in sich beschlossene, ruhende Existenz heißen? Welchen Theil des Universums oder welches Moment der Weltgeschichte möchten wir als das vorzugsweise und ausschließlich göttliche bezeichnen, als das, wovon die übrigen Theile oder die übrigen Momente nur Abbilder, Modificationen, Ausflüsse wären? Gewiß, keines; denn jede bestehende Lebensform wird durch die, welche nach ihr kommt, widerlegt, ergänzt, weiter entwickelt; und gerade

in dieser Weiterentwickelung des Existirenden, gerade in dieser Selbstständigkeit, womit jede neue Phase des Lebens auftritt und sich von ihrer Basis lostrennt, ist das Princip des Fortschritts, der freien Bewegung begründet. Also eine Philosophie, welche dies Princip zu dem ihrigen macht, bricht dadurch entschieden mit der religiösen Idee. Es ist wahr, jede Philosophie thut dies mehr oder weniger, weil jede Philosophie ein gewisses Maaß von Bewegung und Fortschritt in der Natur und der Menschheit, einen gewissen Grad von Selbstständigkeit bei den Einzel-Wesen annimmt. Aber so lange dies nur mit Einschränkungen geschieht, so lange die Bewegung irgendwo als abgebrochen, die freie Persönlichkeit irgendwie als bedingt und getragen durch ein Höheres, Allgemeineres angesehen wird, so lange ist auch die Möglichkeit einer Vereinbarung zwischen der Religion und der Philosophie nicht ganz aufgehoben. Deshalb fielen sowohl der Schellingische Pantheismus als selbst die Ficht'sche Ichlehre in die religiöse, ja sogar in die mystische Richtung zurück. Der Schelling'sche Gott war die Natur, das thatsächlich Vorhandene und Existirende. In die Zukunft reichte diese Bewegung des göttlichen Lebens nicht hinüber; für die Zukunft gab es kein neues Moment des Fortschritts, keine neue Potenz der Entwickelung mehr; sie konnte nur das Bestehende, Vollendete anschauen und abbilden. Die künftige Bewegung der Menschheit hatte nicht nach vorwärts, sondern nach rückwärts zu gehen; dort lag ihr Ziel, ihr Ideal, ihr Vorbild, das Absolute in seiner vollen göttlichen Erscheinung. Auch das Ficht'sche Ich hatte, bei allem seinen Streben in die Weite, doch ebenfalls einen festen Punct, auf welchen sich dies Streben zurückbezog; sein Princip war die absolute Vollkommenheit, nicht die endlose Vervollkommnung, die Selbstbefriedigung und Ruhe nach der Bewegung, nicht die Bewegung selbst. Die Idee des absoluten Ichs war wahrhaft die Idee des Absoluten selbst, die Idee Gottes.

Aber jetzt sollte die Bewegung als solche, die Bewegung ohne Schranke und ohne Zielpunct zum Princip erhoben werden. Diese Bewegung hatte kein Subject, von dem sie ausginge, zu dem sie zurückginge; es war nicht die Bewegung oder That eines Ichs oder einer absoluten Identität; es war die Bewegung schlechthin, anhebend von dem

Nichts, d. h. von dem Unvollkommensten, Unselbstständigsten, fortgehend zu dem Vollkommenern, Selbstständigern, durch eine unendliche Mannigfaltigkeit von Individüen oder Subjecten sich entwickelnd und steigernd, aber keinem derselben ausschließlich angehörend, von keinem den Impuls oder die Richtung empfangend.

Das war noch ein ganz anderer Fortschritt, als der von einem mechanischen Weltprincipe zu einem belebten, oder von einer nothwendig wirkenden Kraft zu einer frei schaffenden Intelligenz; das war ein Schritt über das ganze Gebiet metaphysischer Vorstellungen hinaus, und in die thatsächliche Wirksamkeit des Lebens hinein. Jetzt erst war die uralte Spaltung alles Seins in ein Jenseits und ein Diesseits, das Sprödethun der Idee gegen die Wirklichkeit, des Geistes gegen die Materie wahrhaft überwunden und aufgehoben. Von den alten religiösen Ideen blieben nur die bedeutungslosen Namen übrig.

Dagegen warf sich die Lebensbetrachtung mit aller Macht auf die Entwickelung der objectiven Verhältnisse der Gesellschaft; die socialen Ideen traten an die Stelle der religiösen; die frühere, metaphysische Weltansicht kannte die socialen Fragen und Ideen nicht, weil sie überhaupt von den Beziehungen der Menschen unter einander, welche auf practischem Interesse und materiellen Bedürfnissen beruhen, so gut wie keine Notiz nahm. Sie glaubte alle Verhältnisse des menschlichen Lebens hinreichend geordnet und festgestellt zu haben, wenn sie durch die Gebote und Verbote einer spiritualistischen Moral das Individuum in die Grenzen der größtmöglichen Genügsamkeit und Mäßigkeit einhegte, und dasselbe übrigens bei allen Mißlichkeiten des natürlichen Daseins, so wie bei allen Verwickelungen der socialen Beziehungen an die göttliche Vorsehung und an die Weisheit der Staatsgewalt verwies.

Jetzt fing man an, die socialen und politischen Fragen von ihrem selbstständigen Standpuncte, von dem Standpuncte der natürlichen Freiheit und Entwickelungsfähigkeit des Menschen aus zu betrachten. Man beruhigte sich nicht mehr bei dem historisch Bestehenden, auch wenn es die Religion sanctionirte, sondern man fragte, inwiefern dasselbe mit den natürlichen Rechten des Menschen, mit den Ideen des Fortschritts ver-

träglich sei. Die Autorität des historischen Rechts im Staate verfiel zugleich mit der Autorität der historischen Satzungen in der Religion.

In den Systemen der deutschen Philosophen traten indessen diese Reformideen nur sehr verzagten und schwankenden Schrittes auf. Kant wagte zwar von Rechten und Freiheiten der Unterthanen zu sprechen, und die Regierung und Gesetzgebung als einen Ausfluß des Nationalwillens zu betrachten; aber für die Realisirung dieser Ideen stellte er keine andern Garantieen auf, als den guten Willen des Fürsten und dessen Scheu vor der öffentlichen Meinung, — Garantieen, deren Unzulänglichkeit und Trüglichkeit leider nur zu sehr durch die Erfahrung bestätigt wird. Fichte machte aus dem historischen Staate eine **tabula rasa**, auf der er den idealen Staat, den Staat des Vernunftrechts, aufbaute. Dieser Vernunftstaat, eine rein ideologische Schöpfung, war der wahren Freiheit der Individuen und dem wahren Fortschritte der Gesellschaft um Nichts günstiger, als der historische Staat. Wie in diesem die subjective Ansicht oder Laune des durch Geburt berechtigten Fürsten, so bestimmt in jenem die subjective Ansicht oder Laune der durch innere Berufung an die Spitze der Geschäfte gestellten Weisen oder Wissenden die Zwecke des Staats und die Kraftanwendung der Einzelnen; der einzige Unterschied ist, daß dieser doctrinelle Absolutismus eine weit härtere, weit systematischere Tyrannei enthält, als je eine persönliche Regierung übte. Schelling war, wie überhaupt, so auch in der Politik, dem Historischen zugewendet; doch hätte er gern die Willkühr persönlicher Entscheidung durch irgend eine Art von Nothwendigkeit oder allgemeinere Bestimmung ersetzt; seine letzte Consequenz, gleichwie die Fichte's, war eine Theokratie, d. h. die Herrschaft der unter irgend welchen Formen personificirten göttlichen Vernunft und Gerechtigkeit.

Hegel verwarf schlechthin alle diese ideologischen Träumereien von einem Vernunftstaate; wollte aber auch andererseits das bloße historische Recht und die reinpersönlichen Motiven des Regierens nicht gelten lassen. Nach seiner Ansicht sollte der Fürst eben so gut, wie jeder Einzelne im Volke, sich unmittelbar durch die Macht des Thatsächlichen und durch den Geist des Staats oder der Nation gebunden und vorwärtsgestoßen finden. Der Fürst sollte Nichts beschließen können, was nicht mit dem

wahren Interesse der Nation, mit dem ganzen organischen Leben des Staats in Einklang stände; die einzelnen Bürger ihrerseits sollten ebenfalls widerstandlos an diese allgemeine Bewegung sich hingeben und ihr Recht und ihre Freiheit in diesem Bewußtsein der vollkommenen Einheit ihrer individuellen Zwecke mit dem Gesammtzwecke des Staats wiederfinden.

Diese Hegel'sche Idee vom Staate stellt mehr ein Problem oder höchstens eine Thatsache auf, als ein Princip. Das, was hier als Princip, als bewegende Kraft dargestellt wird, der Geist der Nation oder des Staats nämlich, das ist das Product zweier anderer Kräfte, über deren Wirksamkeit und Schranken Nichts bestimmt ist. Dieser Nationalgeist ist eine unselbstständige, lenksame, neutrale Macht, welche bald nach der Seite des fürstlichen Willens, bald nach der Seite des Volkswillens hin bewegt, bald im Dienste des Fortschritts, bald im Dienste des Rückschritts in's Spiel gesetzt werden kann. Indem so Hegel anstatt des Princips selbst nur die vollendete Thatsache aufstellt, welche eine bestimmte Anwendung und Modification dieses Princips enthält, kehrt er beinahe auf den Kant'schen Standpunkt zurück, welcher auch die Vermittelung der entgegengesetzten Principien dem Gange der Ereignisse und der Weisheit der Personen überlies. Allerdings stellte Hegel bestimmtere Garantieen auf, durch welche sowohl die fürstliche Prärogative als auch die Freiheit der Individuen innerhalb der Schranken eines weisen und mäßigen Gebrauchs gehalten werden soll; allein auch diese Garantieen setzen guten Willen und richtige Einsicht bei denen voraus, gegen die sie gebraucht werden sollen, und sind nicht darauf berechnet, absichtlichen Widerstand unmöglich oder doch unwirksam zu machen.

Je unselbstständiger aber unsere Philosophen sich in der Feststellung der Staatenverhältnisse fühlten, da sie bald durch die vollendeten Thatsachen gebunden, bald durch die Bewegung des öffentlichen Lebens fortgerissen wurden, desto freier schalteten sie in den weitern Kreisen der Lebens- und Kulturprobleme, in der Bestimmung des allgemeinen und letzten Zweckes der Menschheit, des Weltzwecks.

Allerdings sollte man meinen, dieser Weltzweck müsse eine bloße

Fortsetzung oder Erweiterung der Zwecke der einzelnen Staaten und Völker sein. Wenigstens dürfte er keinesfalls diesen Zwecken widersprechen, und die Arbeit, welche der Einzelne auf deren Verwirklichung, im Dienste seines bestimmten Nationalgeistes verwendet hat, unnütz und erfolglos machen. Und doch geben unsere philosophischen Systeme, eines wie das andere, ein solches auffallendes und widersprechendes Resultat. Während sie nämlich nicht umhin können, für die rechtlichen und politischen Beziehungen der Menschen unter einander eine materielle Basis aufzusuchen, gehen sie, in Bestimmung des allgemeinen und letzten Zwecks des menschlichen Lebens, wieder ganz ihren ideologischen Neigungen nach und verweisen das Individuum in eine Sphäre, welche weit über dem gemeinen, irdischen Treiben der Gesellschaft, weit über den Bedürfnissen und Interessen des natürlichen Lebens, in den luftigen Regionen des Ideals, des reinen Gedankens oder des sublimsten Gefühls gelegen ist. Wenn man die Ansichten dieser Systeme betrachtet, so ist es als ob die Menschen nur aus Zwang der Noth oder aus dumpfer Gewohnheit sich zusammenfänden, die Erde bauten, Handel und Gewerbe trieben, Staaten gründeten und im vielgestalteten, vielgeschäftigen Verkehr, werbend und genießend, darbietend und empfangend, sich durch einander bewegten; als ob sie aber mitten in diesem geschäftigen Treiben stillständen, sich besönnen, dann plötzlich die eben noch so regsamen Hände von dem Pfluge, den sie gelenkt, oder von dem Webstuhl, den sie regiert, zurückzögen, die Augen, welche eben noch nach neuer Beute für den rastlosen Thätigkeitstrieb umherspähten, von der Erde ab, dem Himmel zu oder in das eigene Innere kehrten, — und verstummend, regungslos, in sich versunken verharrten, jeder nur mit sich beschäftigt, von der Außenwelt unberührt, von allen Beziehungen zur Natur und zur Gesellschaft losgerissen. Das ist das Bild der Menschenbestimmung, wie es unsere Philosophen uns vorstellen.

Kant hatte sich niemals so sehr mit der materiellen Welt eingelassen, daß es ihm nicht leicht geworden wäre, auf die rein ideale Vollendung des Menschen, auf die Erhabenheit der Tugendgesinnung, als dem höchsten Zweck des Lebens, zurückzukommen. Die Verbindung dieser idealen Seligkeit mit der materiellen Glückseligkeit ward ihm zu einem

zwar unabweisbaren, aber für den Menschen und die diesseitige Welt unlösbaren Probleme.

Bei Fichte ist der Uebergang ungleich schroffer. Nachdem er die Menschheit zum siegreichen Kampfe mit der Natur angeführt, nachdem er ihr die Erde zum Besitzthume angewiesen, auf daß sie dieselbe bebaue und sich unterwürfig mache, nachdem er den Individuen, den Geschlechtern, den Generationen auf Jahrtausende hinaus Arbeit gegeben, — ruft er sie plötzlich von dieser Arbeit hinweg, heißt sie ihre Instrumente zerbrechen, ihre angefangenen Schöpfungen unvollendet liegen lassen, durch das einzige Wort: Ihr arbeitet zwecklos; eure Thatenlust ist ein eitles, thörichtes Spiel, nur die Erhebung über das Sinnliche, nur die Verachtung des äußern Erfolges, nur ein verklärtes Leben in geistigen Anschauungen und Ideen gewährt wahre Befriedigung.

Bei Schelling war der ganze Gang seiner philosophischen Ansicht gleich von vornherein auf das Ideale gerichtet, und die spirituellen kosmopolitischen Interessen der Kunst, der Religion, der Wissenschaft traten von selbst in den Vordergrund, während die practischen, socialen und nationalen Zwecke kaum vorübergehend eine Erwähnung fanden.

Aber in der Hegel'schen Philosophie kam dieser Widerspruch der beiden entgegengesetzten Lebensrichtungen, — denn das war es unstreitig — zum offenen Ausbruch und Kampf. Die Philosophie des objectiven Geistes, — die Theorie vom Rechte, vom Staate, von der Geschichte, — hatte die Realität der practischen Interessen, der socialen Fortschritte, des internationalen Verkehrs im Auge; nach ihr war die Menschheit eine geschlossene Phalanx, welche auf der festen Basis der Erde vorwärts rückt, indem sie die Lücken, die durch den Austritt Einzelner entstehen, durch den neuen Nachwuchs ergänzt. Die Philosophie des absoluten Geistes, die Religion, die Kunst, die Wissenschaft, zerreißt diese Phalanx und heißt die Einzelnen, getrennt, gesonderte Bahnen wandeln, oder sich in neuen Gruppen unter andern Fahnen versammeln. Dort waren die Individuen nach Familien, nach Stämmen, nach Nationen geordnet; hier finden sie sich zusammen nach idealen Sympathieen, nach geistigen Wahlverwandtschaften, nach innern Berufungen, dort bildeten sie eine Gesellschaft, einen Staat; hier bilden sie eine Gemeinde,

eine Schule; dort konnte der Einzelne seinen Zweck nur im Zusammenwirken mit dem andern erreichen; hier sucht Jeder in sich zum Abschluß zu kommen und durch innere Kraft allein sich zu vollenden; dort endlich bedurfte es, außer jener gemeinsamen Kraftanstrengung und jenem Gemeingeiste Aller, keines besondern bewegenden oder leitenden Princips für den Einzelnen, keiner höhern Aufsicht oder Vorsehung für das Ganze; hier dagegen muß doch zuletzt das endliche Individuum seine Inspirationen in der Kunst und in der Wissenschaft von einem Unendlichen herleiten, und seine Bestrebungen auf ein bestimmtes Ideal, auf ein vorbildliches Wesen richten.

Kurz wir haben hier zwei feindliche Partheien, deren eine sich wieder unter den Schutz der Religion begiebt, deren andere sich auf die natürlichen Interessen der Freiheit, der Bewegung, des Fortschritts stützt; deren eine die Idee, das Geistige, die übersinnliche Welt, deren andere die Realität, das Sichtbare, die Erfahrung zum Losungswort hat. Jede sucht der andern das Terrain streitig zu machen; jede verstärkt sich durch die Ueberläufer aus dem feindlichen Lager oder durch die neutralen Truppen, welche sie an sich zieht. Die Parthei der Bewegung, nicht zufrieden, auf ihrem eigenen Grund und Boden sich auszubreiten, macht Einfälle in das Gebiet der idealen Gewalten. Sie demokratisirt die Kunst, sie giebt die Wissenschaft an die öffentliche Meinung, an die Schwankungen des Zeitgeistes, an die Mode des Tages preis; sie zwingt selbst die Religion mit den Ideen des Fortschritts, mit den Interessen der Gegenwart zu sympathisiren.

Die spirituellen Potenzen ihrerseits drängen sich überall in den Gang der Gesellschaft ein, und bringen Verwirrung und Zwietracht in deren Reihen. Die Poesie bemächtigt sich der wichtigsten socialen Fragen und treibt damit ihr loses Spiel; die Doctrine maßt sich die Oberaufsicht über den politischen Fortschritt der Nationen an; idealistische Sympathieen und Illusionen nisten sich im Volksbewußtsein und in den Institutionen des Staats ein und wecken aristokratische und absolutistische Tendenzen wieder auf.

So ist aber die ganze Breite des Lebens, so sind alle Verhältnisse und Zustände wieder in diesen Kampf der Principien hineingezogen; so

ist Alles wieder unsicher, zweifelhaft, unklar geworden; so sind wir abermals in die alten Bahnen zurückgeworfen, zwischen dem Gewesenen und dem Gegenwärtigen, zwischen Stillstand und Fortschritt festgebannt.

Offenbar hatten die Philosophen ihre Aufgabe nicht recht begriffen; sie hatten die Frage, welche ihre Zeit ihnen vorlegte, nicht gelöst, sondern nur noch mehr verwickelt. Diese Frage, welche die moderne Gesellschaft von jeher beschäftigt hat und noch gegenwärtig auf's Lebhafteste beschäftigt, läßt sich etwa folgendermaßen fassen: Ist der letzte Zweck des Menschen seine innere, ideale Vollendung, welche zu gleicher Zeit eine Gleichgültigkeit, wo nicht eine Abneigung gegen die äußern, sinnlichen Güter und Zwecke voraussetzt? oder ist es eben die Erwerbung und Benutzung solcher äußern Güter, die Entwickelung seiner natürlichen Kräfte und Talente, die Beherrschung und Behandlung der Körperwelt? Mit andern Worten: Ist der Mensch, seinem Ursprunge und Endziele nach, Bürger einer höhern, geistigen Welt, und nur vorübergehender Genosse dieser sinnlichen Welt? oder ist er ein Eingeborner dieser Erde, bestimmt auf ihr zu wirken und das Ziel aller seiner Wünsche und Bestrebungen auf ihr zu finden? Die, welche diese Frage im Sinne der erstern Ansicht lösten, schlossen sich fest an die Religion, die Kirche an; die, welche der letztern Ansicht huldigten, warfen sich mit aller Macht in die Bewegung des Staats und der politischen Ideen. Wir sagen nicht, daß die, welche sich für die Prärogative des religiösen Glaubens erklärten, die irdischen Zwecke, die bürgerlichen Interessen ganz hätten ausschließen wollen, oder daß die Vertheidiger des entgegengesetzten Princips nicht auch mit der übersinnlichen Welt in einiger Verbindung geblieben wären. Aber man fühlte sehr wohl die Unmöglichkeit, beide Richtungen auf eine befriedigende Weise zu verbinden, zugleich dem Geiste und der Materie zu dienen, zugleich mit unverwandtem Auge an den Wundern einer höhern Welt zu hängen, und doch auch auf der Erde sich umzublicken, wo es Etwas zu werben und zu wirken gebe. Deshalb eben verlangte man von der Philosophie eine bestimmte Erklärung über diesen Punct.

Die Lage der Philosophie, inmitten dieser Verwickelungen der Gesellschaft, war in der That eine äußerst schwierige. So lange das alte Princip, die religiöse Idee, ausschließlich oder doch Vorzugsweise über das Leben gebot, theilte die Philosophie diese Herrschaft mit ihr. Der Philosoph war der verantwortliche Minister der Religion; er deckte diese mit seiner Verantwortlichkeit; er vertrat sie in allen Streitigkeiten gegen die öffentliche Meinung; er drang ihr aber auch alle die Modificationen ihres Dogma's und ihrer Disciplin auf, welche er durch den Fortschritt der Bildung für nothwendig gemacht erachtete.

In dieser vermittelnden Stellung genoß die Philosophie eines hohen Ansehens und eines bedeutenden Einflusses. Das religiöse Princip, wenigstens im Protestantismus, vermochte ihrer vorwärtstreibenden, auf den allgemeinen Fortschritt der Ideen gestützten Bewegung keinen wirksamen Widerstand zu leisten und sah sich, einmal von seiner ursprünglichsten Basis losgerissen, ganz an die Discretion der Philosophen hingegeben. Auf der andern Seite hatten es diese Letztern immer in ihrer Hand, wie weit sie der Bewegung nachgeben wollten; sie konnten jederzeit im Namen der Religion dem Fortschritte Halt! gebieten und jede Bewegung, welche den von ihnen gezogenen Kreis zu überschreiten wagte, außer dem Gesetz erklären.

Kein Wunder, wenn die Philosophen diese günstige Stellung zu behaupten suchten. Um dies aber zu können, mußten sie das Princip der religiösen Idee, das Princip des Spiritualismus unverrückt festhalten, so sehr sie es auch vorgeblich modificirten und fortbildeten; sie mußten nur scheinbar die Bewegung der Zeitideen mitmachen, im Grunde aber immer nur wieder denselben Kreis durchlaufen, den sie schon hundert Mal ausgemessen hatten; sie mußten alle die Schlagwörter, die ganze Terminologie der modernen Gesellschaft annehmen, um darunter ihre veralteten, metaphysischen, transcendenten Ideen zu verstecken.

Aus diesem Gesichtspuncte sind alle jene angeblichen Fortschritte in den Religionsansichten zu beurtheilen, mit welchen sich die moderne Philosophie so sehr brüstet. Es ist wahr, die dialektische Fortbildung dieser Ansichten, wie sie in der Religionsphilosophie unserer Tage vorliegt, stellt einen Proceß der Entwickelung und Erweiterung der einfa-

chen Idee des Absoluten dar; diese Idee durchdringt und verschlingt sich mit einer Mannigfaltigkeit anderer, scheinbar ihr sehr incongruenter Ideen; das Uebernatürliche wird ein Natürliches; das unnahbare Jenseits ein greifbares Diesseits; das Absolute löst sich auf in lauter Relationen.

Kant und Fichte leugneten die Möglichkeit und Nothwendigkeit einer unmittelbaren Offenbarung und eines übernatürlichen Eingreifens Gottes in den Naturlauf überhaupt. Dies hieß aber Gott selbst leugnen, denn ein Gott, dessen Ideen nur das Product unseres eigenen Denkens ist, und dessen Wirkungen bedingt sind durch den regelmäßigen Gang des natürlichen Geschehens, ist ein bloßes hors d'oeuvre der Natur. Die Schelling'sche Philosophie that daher kaum etwas Neues, als sie den leeren Namen des außerweltlichen Gottes aufhob und ihn mit der Natur vollkommen verschmolz. Nach Schelling sind die verschiedenen Religionen verschiedene Phasen derselben Idee; jede Zeit und jedes Volk hat sich seinen besondern Begriff eines göttlichen Wesens gebildet, und alle jene Götter der vielen Religionen der alten und der neuen Welt haben nirgendwo existirt, als in den Köpfen ihrer Anbeter. Aber mußte man da nicht gleich auf den Schluß kommen: also ist auch die Idee des christlichen Gottes, sammt allen den dazu gehörigen Ideen von Wundern, von einem persönlichen Vermittler zwischen Gott und den Menschen, von einer unsichtbaren und einer sichtbaren Kirche u. s. w. — nichts als das Product einer gewissen Zeitbildung, als eine absichtliche oder unabsichtliche Fiction einer gewissen Anzahl von Menschen, welche durch diese Idee einen Einfluß und eine Autorität auf ihre Umgebungen ausübten? Wirklich wurde dieser Schluß von der Philosophie gemacht. Die sogenannte mythische Ansicht war das Resultat davon. Der mythischen Ansicht zufolge ist die persönliche Offenbarung Gottes, oder, wie sich die Philosophen ausdrücken, der Idee, in einem einzelnen Individuum, an einem bestimmten Orte und zu einer bestimmten Zeit, der Vernunft widersprechend und unannehmbar. Gott offenbart sich in keinem Momente ganz und rückhaltlos, sondern jede Zeit und jede Persönlichkeit enthält nur einen Theil des göttlichen Lebens. Aber es ist eine Eigenthümlichkeit der Menschen, daß sie solche

Zeiten, die durch wichtige Ereignisse bezeichnet wurden, für heilige, solche Völker, welche besonders staunenswerthe Thaten verrichteten oder besonders merkwürdige Schicksale erfuhren, für auserwählte, solche Individuen, welche an der Spitze großer Bewegungen standen und einen bedeutenden Einfluß auf ihre Zeit ausübten, für gottbegabte, gottergezeugte, göttliche halten. Wir sind es, welche Götter und Gottessöhne, Wunder und Offenbarungen machen; wir, die wunder- und mährchendurstigen, wir, die nach Knechtschaft, nach Unselbstständigkeit, nach Hingebung begierigen, wir, die leichttäuschbaren und mit unsern Täuschungen noch prahlenden Menschen sind es, die wir uns aus jedem Genie einen Gott, oder einen Götzen schaffen; die wir den Künstler und den Einsiedler, den Eroberer und den strengen Tugendweisen, den Witz und die Schönheit, die rohe Kraft und die Schwärmerei vergöttern und heilig sprechen; die wir einen Buddha und einen Christus, einen Muhamet und einen Napoleon für unmittelbare Manifestationen des Göttlichen, für vollendete Personificationen der Idee der Menschheit erklärt und dadurch als Anknüpfepuncte und Vorbilder für alle Zeiten hingestellt haben.

So ohngefähr sprach sich die mythische Ansicht über das Wesen der Religion aus. Aber sie muß nun nothwendig noch einen Schritt weiter gehen. Wenn nämlich wirklich das in der Weltgeschichte Ausgezeichnetste nicht darum ausgezeichnet ist, weil ein Wesen außerhalb der Welt und höher als diese, seine Kraft in jene Erscheinung legte, sondern vielmehr nur darum, weil ein starker Wille und ein scharfer Verstand die Kräfte, welche allen Individuen gleichmäßig zu Gebote stehen, auf eine wirksamere, erfolgreichere Weise zu combiniren und zu benutzen wußte; — wenn also in jenen großen Persönlichkeiten und in jenen weltgeschichtlichen Ereignissen durchaus nichts Uebernatürliches, nichts Wunderbares zu finden ist, — wo sollen wir dann überhaupt noch das Uebernatürliche suchen, oder welche Bedeutung und Wirkung sollen wir den Ideen: Gott, übersinnliche Welt, Religion beilegen? Wir verehren Christus, weil er die Menschheit für seine Idee der Entsagung und der allgemeinen Liebe zu begeistern wußte; wir bewundern Napoleon, der eine ähnliche Bewegung in seiner Zeit durch die Idee des Ruhms und

der kriegerischen Tapferkeit hervorbrachte; wir staunen den Künstler an, welcher durch ein Spiel der Phantasie uns hinreißt; wir sehen in jedem dieser Genies etwas Uebermenschliches, Göttliches, Dämonisches; aber ist dies nicht eben der Beweis, daß wir aufgehört haben, an die Ausschließlichkeit eines einzigen Göttlichen, an das Dasein eines absolut göttlichen Individuums zu glauben? Weit entfernt, in allen großen, geschichtlichen Persönlichkeiten nur Nachbilder eines einzigen Urbildes, Christi oder Gottes, zu sehen, erkennen wir vielmehr jede derselben für originell in ihrer Sphäre, für das selbstständige Product eines geschichtlichen Fortschritts der Menschheit an; ja wir scheuen uns sogar nicht, das Genie wegen solcher Wirkungen zu bewundern, welche durch jene einfache, christlichreligiöse Lebensrichtung ausgeschlossen waren. Wir wissen recht gut, daß die geistige Größe, durch welche Christus ausgezeichnet war, nichts gemein hatte mit irdischer Macht, mit dem Ruhm des Feldherrn oder des Staatsmannes; und doch vermag dies nicht unsere Bewunderung für das Genie eines Napoleon, eines Friedrichs II., oder eines Pitt zu vermindern. Wir wissen, daß die christliche Religion Gleichgültigkeit gegen die Güter der Erde empfiehlt und das höchste Glück in eine stille, genügsame Verborgenheit und Selbstbeschränkung setzt; und doch schätzen wir die sehr hoch, welche durch mechanische Erfindungen oder durch sonstige industrielle Verbesserungen der Menschheit neue Wege eröffnen, um bequemer, angenehmer und sicherer zu leben, und widmen ein fast ehrfurchtsvolles Andenken den Fultons, den Jacquard's, den Franklin's. Müssen wir nicht den Schluß ziehen, daß unser Urtheil über Werth oder Unwerth einer Lebensrichtung oder einer Erscheinung sich von der Autorität des religiösen Glaubens emancipirt hat? daß wir die Ereignisse und die Personen mit ganz anderm Blicke ansehen, mit ganz anderm Maße messen als ehemals? kurz, daß wir das alte, spiritualistische Princip nicht modificirt oder entwickelt, sondern gänzlich auf die Seite geschoben und durch das moderne, realistische und practische Princip ersetzt haben?

Allein vor diesem Schritte bebten die Philosophen, auch die kühnsten, zurück. Strauß selbst erließ, in diesen Blättern, eine Erklärung, die nichts anders war, als ein Widerruf seiner frühern negativen An-

sichten. Darin wird wieder Christus für ein vorbildliches Wesen, für eine so vollkommene Erscheinung erklärt, daß keine andere ihm je gleich zu kommen, oder ihn zu übertreffen vermöge. Die Philosophen sehen also nicht, oder wollen nicht sehen, daß sie durch eine solche Erklärung mit dem Leben brechen, daß sie die Ideen des Fortschritts geradezu verleugnen. Denn wenn unsere Bewegung zurück auf eine historische Persönlichkeit, auf ein Vorbildliches sich richten muß, wie kann sie noch vorwärts gehen? Wenn die Menschheit nur bestimmt ist, diese eine Erscheinung nachahmend zu wiederholen, wo bleibt da die Fortbildung, die Entwickelung der Menschheit zu neuen Lebensformen?

Dies war der erste Punct, worin die Philosophie entschieden hinter der Bewegung ihrer Zeit zurückblieb. Diese Zeit hat offenbar factisch mit jener traditionellen Lebensanschauung abgeschlossen, wenn auch in den Einzelnen sich dieser Uebergang von dem Alten zum Neuen zum Theil erst durch einen langen und schwierigen Proceß des Gefühls oder des Gedankens vermitteln muß. Wenn also auch der Einzelne noch aus süßer Gewohnheit oder in den Momenten mangelnden Selbstvertrauens zu schwärmerischen Gefühlserhebungen seine Zuflucht nimmt, so ist doch die Gesellschaft und ihr Fortschritt von der Autorität der religiösen Idee emancipirt. Die Bezugnahme auf ein Uebernatürliches, die Erwartung eines wunderbaren Eingreifens in die Gesetze der Natur oder in den Gang menschlicher Geschicke ist aus unsern empirischen Wissenschaften wie aus unserm practischen Leben verschwunden, und statt ihrer das sichere Bewußtsein eingetreten, daß die Natur und der Mensch sich nach ihren eigenen innern Gesetzen selbstständig entwickeln. Welcher Naturforscher möchte jetzt noch wagen, die Lücken seiner Beobachtungen mit teleologischen Begriffen zu bedecken? Oder welcher Staatsmann möchte auf die Anmuthungen eines Bußpredigers hören, welcher ihm geböte, von seinen socialen und materiellen Verbesserungen abzustehen, weil sie unchristlich wären, weil sie nur das Irdische, Unheilige beträfen? Das Christenthum gebietet uns größte Mäßigkeit und Selbstverleugnung in Bezug auf materiellen Besitz und Genuß. Aber man hat jetzt gut predigen den Armen, daß Armuth kein Uebel, sondern eher ein Glück, ein Vorzug sei, und daß sie deshalb ihr Loos mit Zufrieden-

heit tragen sollen; den Reichen, daß sie wohl thun würden, sich in freiwillige Armuth zu begeben, und ihr Hab und Gut an ihre Brüder zu vertheilen. Eine solche Rede würde verlacht werden, jetzt, wo Alles auf Erwerb und Besitz hindrängt, wo der Geist der Massen, die öffentlichen Institutionen, die Gesetze und die Sitten darauf gerichtet sind, die Mittel des redlichen Erwerbs zu vermehren, und den Sinn für solchen Erwerb bei den Einzelnen zu wecken und zu schärfen.

Also, wir müssen es noch einmal sagen, die christlichen Ideen reichen für die Verhältnisse und Zustände der modernen Gesellschaft nicht aus, diese Gesellschaft hat sich neue Gesetze, neue leitende Principien, neue Stützpunkte suchen müssen; sie hat deren zum Theil schon gefunden, zum Theil ist sie noch mit deren Aufsuchung und Prüfung beschäftigt. Der Pauperismus, die physische und moralische Verderbniß der Fabrikbevölkerungen, die politischen und die Handelskrisen, — das sind Fragen, für welche die Religion keine Lösung hat, weil die Lösung, welche sie dafür geben könnte, von den besondern Verhältnissen absieht, welche alle diese Uebelstände bedingen, und weil wiederum der Gesellschaft Nichts daran gelegen sein kann, Palliativmittel für einzelne Fälle zu erhalten, wenn ihr nicht zugleich der Weg gezeigt wird, den Grund des Uebels zu heben, ohne doch die Basen ihrer eigenen Existenz und ihres eigenen Wohlstandes zu erschüttern.

Eine sociale Philosophie müßte also, so scheint es uns wenigstens, allernächst von diesen thatsächlichen Bedürfnissen der Gesellschaft, nicht aber von irgend welchen Traditionen oder von irgend welchen abstracten und transcendenten Ideen ausgehen. Sie dürfte sich nicht nach metaphysischen Zwecken für die Menschheit umsehen, sondern sie müßte fragen, was thut der Menschheit zunächst noth, und welche Abhülfe giebt es dafür? Sie dürfte sich nicht an das Individuum wenden, um dessen Gemüth für ihre Ideale zu gewinnen, und so, durch diese künstliche Bildung der Einzelnen, auf die Bildung und Bewegung der Gesellschaft einzuwirken, sondern sie müßte den Menschen vor Allem als sociales Wesen, nicht blos als Glied, sondern als Product, als Geschöpf der Gesellschaft und ihrer Einrichtungen auffassen und sein gesammtes Fühlen, Denken und Thun weit mehr von den Bedürfnissen, Interessen und

Gesetzen dieser Gesellschaft, als von seinen eigenen, inneren Entschließungen, Erregungen und Sympathieen abhängig machen. Aber um diese Richtung mit Beharrlichkeit und Sicherheit zu verfolgen, mußte eine solche Philosophie ihren Stützpunkt aus dem idealen Gebiete der Religion, der Kunst, der Wissenschaft heraus und in das Gebiet des practischen Lebens hinein verlegen; sie dürfte auf keine Weise mehr im Dienste des alten Princips stehen, und ihre ideologischen, spiritualistischen Sympathieen mit dessen Autorität decken; sondern sie müßte nur im Dienste des politischen und industriellen Fortschritts arbeiten; sie müßte sich von dem Geiste der modernen Gesellschaft inspiriren lassen; sie müßte ihre Ideen und Anschauungen den Thatsachen und den Verhältnissen, nicht den Personen entnehmen.

Aus eben diesem Grunde aber vermag unsere Philosophie nicht, eine wahrhaft sociale zu werden, und auch die am Weitesten vorgeschrittenen Fractionen derselben, wie z. B. jene mythische, sind von dem rechten, thatsächlichen Fortschritte der Gesellschaft durch eine unübersteigliche Kluft getrennt. Daher die Erscheinung, die wir eben andeuteten, daß nämlich diese Philosophie auch dann, wenn sie den metaphysischen Standpunkt aufgegeben zu haben scheint, immer wieder auf kürzern oder längern Umwegen auf denselben zurückkehrt; daß sie auch da, wo sie den Nimbus des Transcendenten abgelegt hat und die Sprache des gewöhnlichen Lebens redet, doch immer wieder, ehe man sich dessen versieht, ihre exclusiven Ideen einmischt; daß sie, während sie festen Schrittes auf der derben Basis der Erde einherzugehen und vorwärts zu bringen sich das Ansehen giebt, doch eigentlich nur schemenartig über die Gestalten der Erde hinstreicht, den Duft und Farbenstaub von den Blumen und Blüthen streift, und vor jeder rauheren Berührung mit dem compacten Stoff sinnlicher Gegenstände, vor jedem ernsten Kampf mit dem Gewalten der Erde sich zurück in die bergende Umhüllung ihrer Wolkenregion flüchtete.

In dieser mittlern Region zwischen Himmel und Erde, zwischen dem reinen Aether der Religion und den stoffigen Schichten des practischen Verkehrs, führt nun jene Philosophie ein eigenthümliches Leben, nicht ohne Reiz für den Einzelnen, aber ohne nachhaltigen Nutzen für

das Ganze. Indem sie die idealen Neigungen ermuntert, entzieht sie den materiellen Beschäftigungen die besten Kräfte, indem sie in die Naturbetrachtung, in die Geschichte, in die Moral wieder transcendente Gesichtspunkte und abstracte Begriffe einführt, bringt sie Unklarheit und Verwirrung in das menschliche Denken und Erkennen in demselben Augenblicke, wo sie es zu systematisiren und zu organisiren glaubt; indem sie, durch ihre reservirten und vermittelnden Ansichten, der consequenten Durchführung und Anwendung der socialen Ideen in den Weg tritt, befördert sie selbst die Reaction auf religiösem wie auf politischem Gebiete.

Dies ist die Stellung der Philosophie zum Leben im Allgemeinen. Es ist, wir wiederholen es, eine Uebergangsstellung zwischen zwei Principien, welche sich bekämpfen. Die Philosophie möchte die Rolle des Vermittlers spielen; sie möchte, daß beide Partheien, die Parthei des Stillstandes und die Parthei der Bewegung vor ihrem Richterstuhle erschienen und von ihrem Ausspruche das Maaß und die Geltung ihrer Rechte abhängig machten.

Die Religion, wie wir dies zeigten, konnte sich dieser Unterwerfung unter die Leitung der Philosophie nicht entziehen. Wenigstens im Protestantismus nicht, welcher, mit dem Lossagen von einer persönlichen infalliblen Autorität, auch die Selbstständigkeit des kirchlichen Princips aufgegeben hatte. Der Katholicismus hat von jeher beharrlichst die Vermittelung der Philosophie abgelehnt, und es vorgezogen, auf eigne Hand mit dem Leben zu unterhandeln.

Das practische oder sociale Princip dagegen schuf sich für seine Lebensäußerungen eine selbstständige Form, ohne sich sehr um die Anmuthungen der Philosophie zu kümmern. Diese Letztere hatte, nachdem sie eingesehen, daß das practische Princip sich ohne sie und sogar trotz ihres Sträubens Bahn brach, alsbald ihr Vornehmthun gegen die neue Richtung aufgegeben und sich an die Spitze dieser Bewegung zu stellen versucht. Die Philosophen wähnten, auf dem Felde der Politik eben so frei und allmächtig schalten zu können, wie auf dem der Religion; sie hofften, ihr Talent des Vermittelns und des Systematisirens werde in den Fragen des practischen Lebens, des Staats, der Industrie eben so

große Anerkennung finden, wie in den Fragen der alten Dogmatik. Um so mehr, da, nach ihrer Ansicht, diese neue Ordnung der Dinge noch auf ziemlich unsichern Grundlagen ruhte, und einer solchen Unterstützung gar sehr bedürftig war.

Bald genug hatte die Philosophie Ursache, über Täuschungen sich zu beklagen. Sie sah ihre bereitwilligst angebotene Vermittelung und Hülfe zurückgestoßen, ihr Ansehen verkannt, ihre Stelle durch andere Organe besetzt, welche sie, in ihrer vornehmen Erhabenheit, früher kaum der Beachtung werth gehalten hatte.

Zwar in gewissen Gebieten spielte sie auch hier ihre Rolle eine Zeit lang mit leidlichem Glücke. Wie wir eben gesagt haben, auch in den politischen Regionen galt es, eine absolute und centrale Autorität mit den centrifugalen Elementen der Freiheit und des Fortschritts zu vermitteln. Seit dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts begann das Bewußtsein der Nationen auch in Deutschland sich stärker zu regen; die Ideen der Bewegung und der Reform schlugen allenthalben Wurzel. Die weiseren Regierungen, das Gefährliche ihrer Stellung einsehend, zum Theil auch selbst den neuen Ideen geneigt, betraten aus freiem Entschlusse die Bahn der Reformen und bestrebten sich eifrigst, die Gesetzgebung und Verwaltung ihrer Staaten zu verbessern, aufzuklären, zu organisiren. Hier fand die Philosophie reichlich zu thun. Durch die politischen Ideen, welche sie in ihren Büchern entwickelten und von ihren academischen Lehrstühlen herab den künftigen Beamteten des Staats vortrugen, übten die Philosophen einen nicht ganz unbedeutenden Einfluß auf den Gang jener politischen Reformen. Es ist wahr, diese Ideen kamen aus den Händen der Philosophen häufig nicht viel gereifter und um Nichts den factischen Verhältnissen angepaßter, als sie von jenseits des Rheins, damals dem hauptsächlichsten Stapelplatz solcher Ideen, — nach Deutschland eingebracht worden waren. Aber in jener Zeit that dies dem Ansehen der Philosophen keinen Eintrag, da auch Fürsten und Staatsmänner damals mit mehr gutem Willen als wirklicher Einsicht an die Reformen gingen, und ideologische Spielereien häufig die Stelle reeller, practischer Verbesserungen vertreten mußten. Diese für die deutsche Philosophie so glückliche Zeit ist es, von der wir

im Eingange gesprochen haben. Von ihr schreibt sich der weitverbreitete Einfluß der Kant'schen Rechts- und Staatsideen her, welcher in vielen Kreisen der Gelehrten- und Beamtetenwelt noch heutzutage nicht ganz erloschen ist.

In den nächstfolgenden Zeiten feierte die Philosophie auf politischem Felde zwar noch glänzendere Triumphe, hatte aber auch schon den Einfluß einer stärkern Macht zu empfinden, welcher sie in kurzem unterliegen sollte.

Die Bewegungen des deutschen Nationalgeistes, in den Tagen des Unglücks Deutschlands und bis zu der endlichen Befreiung des deutschen Bodens von der Fremdherrschaft, waren großentheils das Werk philosophischer Ideen oder auch wohl der persönlichen Einwirkung und des Beispiels der Philosophen. Fichte hielt mitten in dem von Feinden besetzten Berlin seine donnernden Reden an die deutsche Nation; Krug war bei der Organisiruug des Tugendbundes thätig und stellte sich endlich selbst an die Spitze der durch ihn für die Nationalsache begeisterten Studenten; auch Fries und andere Philosophen thaten mehr oder weniger ein Gleiches; Görres stand durch seine gewaltigen Journalartikel als fünfte Macht gegen Napoleon auf. Die Regierungen autorisirten diese Erhebung der Völker für eine nationelle Idee und ermunterten die Anführer der Bewegung. Die Philosophen träumten von einer neuen Aera der Freiheit und des Glücks der Nationen, und sahen sich als die Berufenen an, diesen vollkommenen Zustand der Dinge durch ihre Begriffe und Lehrsätze zu schematisiren. Sie fanden sich an der Spitze einer that- und neuerungslustigen, mit Reformideen erfüllten, durch den Freiheitskampf exaltirten und zu kühnen Erwartungen fortgerissenen Jugend; diese Jugend, welche sie durch ihre Reden für die heilige Sache entflammt, welche sie wohl gar persönlich in den Kampf geführt hatten, erwartete, sehr natürlich, von ihnen auch Anweisung, was nun zu thun, wie das große Werk der Umgestaltung Deutschlands anzugreifen sei, zu dem sie sich nun einmal berufen wähnte. Für die Philosophen war die Versuchung nicht gering, ihre metaphysischen Ideen vom besten Staate durch diese jungen Geister ins Werk zu richten, und mit dem schönen Enthusiasmus einer ihnen ganz ergebenen Jugend zu fraternisiren. Die

Burschenschaft entstand, wenn auch nicht gerade unter der direkten Mitwirkung der Philosophen, doch unter dem Einflusse der philosophischen Ideen. Die deutschen Philosophen hatten, in ihren Systemen wie in ihren Vorträgen, aus den Ideen von Völkerfreiheit und Völkerglück, von nationeller Einheit Deutschlands und kosmopolitischer Menschenerziehung einen Idealstaat construirt. Die productivere Jugend ging daran, dies Ideal auf dem Wege einer systematischen Reform der deutschen Staaten zu verwirklichen. Die burschenschaftlichen Verbindungen hatten in dieser Hinsicht große Aehnlichkeit wit den Clubbs in der französischen Revolution; nur daß die leitenden Principien der erstern, durch den Einfluß der deutschen Philosophie und Theologie, eine mehr ideale und fast mystische, mittelalterlich religiöse Färbung erhielten. Erst in späterer Zeit mögen sie, an der Stelle dieser transcendenten Ideen der deutschen Metaphysik, die mehr practischen Theorien des französischen Liberalismus adoptirt haben.

Unterdessen hatten aber die Regierungen schon wieder mit fester Hand die Zügel des Staats ergriffen und die Bewegung der Nation in die altgewohnten Bahnen zurückgeleitet. Sie bezeigten wenig Lust, eine zweite Macht neben sich im Staate zu dulden, welche sich anmaßte, ihnen Rathschläge geben und Vorschriften machen zu wollen. Die burschenschaftlichen Clubbs wurden geschlossen; die Professoren wurden bedeutet, sich nicht auf politische Discussionen einzulassen. Man ging bis zur heftigsten Reaction fort. Politische Verfolgungen fanden Statt; die Universitäten wurden mit düsterer Strenge überwacht; ein finsterer Geist ging durch Deutschland. Was thaten damals die Philosophen? Schelling pries in wohlgesetzten Reden in der Academie zu München die Wohlthaten der Künste und Wissenschaften; Steffens, welcher sich, im Befreiungskriege, in Schlesien an die Spitze der Nationalerhebung gestellt hatte, schrieb Romane und las über die Geheimnisse der Erdbildung; Görres, der wilde Görres, der Revolutionär von 1796, der noch 1817 sein „Deutschland und die Revolution" geschrieben, versenkte sich in die Mysterien des christlichen Mittelalters, und schloß sich bald darauf dem Berliner politischen Wochenblatte an. Während die deutsche Freiheit in den letzten Zuckungen lag, träumten die deutschen Philosophen.

Nur als man die academische Freiheit und die Würde der Universitäten antastete, protestirten sie feierlich und mit lauter Stimme.

Damals hatte Hegel eben seine „Encyclopädie“ geschrieben und darin sein politisches Glaubensbekenntniß in den folgenden bedeutungsvollen Stellen niedergelegt:

„Die Individualität ist die erste und höchste durchdringende Bestimmung in der Organisation des Staats. Nur durch die Regierungsgewalt und dadurch, daß sie die besondern Geschäfte, wozu auch das selbst besondere, für sich abstracte Gesetzgebungsgeschäft gehört, in sich begreift, ist der Staat Einer.“ —

„Das Geschäft des Gesetzgebens zur selbstständigen Gewalt, und zwar zur ersten, mit der näheren Bestimmung der Theilnahme Aller daran, und die Regierungsgewalt zur davon abhängigen, nur ausführenden zu machen, — dies setzt den Mangel der Erkenntniß voraus, daß die wahre Idee, und damit die lebendige und geistige Wirklichkeit der sich mit sich zusammenschließende Begriff, und damit die Subjectivität ist, welche die Allgemeinheit als nur eines ihrer Momente in sich enthält.“

„Die fürstliche Gewalt hat an der Gesetzgebung den absoluten Antheil der schließlichen Entscheidung.“

„Die ständische Behörde betrifft eine Theilnahme der Privatpersonen an der Gesetzgebung. Vermöge dieser Theilnahme kann die subjective Freiheit und Einbildung, und deren allgemeine Meinung sich in einer existirenden Wirksamkeit zeigen, und die Befriedigung, Etwas zu gelten, genießen.“

„Es ist nicht in der unorganischen Form von Einzelnen als solchen (auf demokratische Weise des Wählens), sondern als organische Momente, als Stände, daß die Einzelnen in jenen Antheil eintreten.“

Diese Sätze, welche Hegel in seinen spätern rechtsphilosophischen Schriften weiter ausgeführt und entwickelt, zum Theil auch modificirt hat, welchen Sinn, welche Tendenz verbergen sie unter der etwas dunkeln Terminologie? als das Programm welcher Parthei können sie angesehen werden?

Seit der Reorganisation Deutschlands, nach dem Befreiungskriege, war in das deutsche Staatsleben ein neues Princip eingedrungen, Anfangs kaum beachtet, allmählig aber sich ausbreitend und tiefere Wurzel schlagend. In jener Zeit, wo die erprobte Kraft des deutschen Volkslebens noch im frischesten, zum Theil dankbaren, zum Theil schreckenden Andenken war, hatten mehrere deutsche Fürsten ihren Völkern die Formen einer freieren Verfassung gewährt. Diese constitutionellen Formen, zunächst aus Frankreich entnommen, erschienen damals als ein unschädliches Mittel, die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen, und die Bewegung der liberalen Ideen in gesetzliche Bahnen zu leiten. Daß man dadurch ein wirklich neues Princip in das Staatsleben einführte, dessen war man sich schwerlich bewußt. Bald genug mußte man sich aber hiervon überzeugen, und man hätte nun gern das Gewährte zurückgenommen, wenn es ohne Aufsehen und gefahrdrohende Aufregung möglich gewesen wäre.

Der stillgewaltige Keim, welcher in den constitutionellen Formen versteckt lag, und welcher, von dem Sonnenlichte der Civilisation gelockt, durch die umgebende Hülle brach, Wurzeln und Schösse trieb, und sich zum schatten- und fruchtgebenden Baume entfaltete, dieser Keim war nichts Anderes, als die Idee der individuellen Freiheit, die Idee der Selbstregierung. Diese Idee, welche als das reformirende und reorganisirende Princip durch alle Richtungen des modernen Lebens hindurchgeht, fand ihre unmittelbarste und wirksamste Bethätigung auf dem Gebiete politischer Verbesserungen. Zeither war man, wenigstens in Deutschland, gewohnt gewesen, die Regierung als die einzige bewegende Kraft im Staatsorganismus zu betrachten und die Kräfte der Einzelnen für Zwecke in Anspruch genommen zu sehen, bei deren Beschließung ihnen keine Mitwirkung, über deren Ausführung ihnen keine Controle zugestanden ward. Die Garantieen, mit welchen die ständischen Verfassungen diese Prärogative der Regierung umgaben, waren sehr beschränkter Natur und fanden überdies nur im Interesse einzelner bevorrechteter Körperschaften statt.

Das constitutionelle Princip dagegen stellte an die Spitze den Grundsatz: der Staat muß verwaltet werden im Interesse der individuel-

len Freiheit und nach den Bedürfnissen eines stetigen Fortschrittes. Die Verwirklichung dieses Grundsatzes aber sollte verbürgt werden durch eine Theilnahme Aller an der Bewegung des Staatslebens, so daß ein Jeder seine Interessen, seine Bedürfnisse, seine Ansichten in gewissen, gesetzlich organisirten Formen auszusprechen, und dadurch auf die Entschließungen der constituirten Gewalten eine Einwirkung zu üben im Stande wäre.

Diese Ideen brachen sich indeß in Deutschland nur sehr langsam durch eine dichte Schaar von Hindernissen Bahn. Sie hatten zugleich mit dem Widerwillen der Regierungen, mit der Indolenz der Massen und mit der vornehmen Geringschätzung derer zu kämpfen, welche die Bildung und den Fortschritt monopolisiren wollten. Das constitutionelle Leben in Deutschland erschien als eine exotische Pflanze, und die allzuextravaganten Declamationen der süddeutschen Opposition zeigten die liberalen Ideen mehr im Lichte einer überschwänglichen Theorie, als im Lichte eines reellen, practischen Bedürfnisses der Nation. Erst nach den Bewegungen des Jahres 1830 verstärkten und entwickelten sich die constitutionellen Ideen durch ein inniges Bündniß mit den industriellen Reformen. Hatte man sie vorher, nicht ganz mit Unrecht, blos negativer und zum Theil selbst destructiver Tendenzen beschuldigt, so zeigten sie jetzt auf's Unwiderleglichste ihren organisirenden Character. Sie gingen aus den Händen einzelner Volksredner an die Masse der industriellen Classen, an den Kern der Nation über. Sie hörten auf, theoretische Principien zu sein; sie wurden Thatsache, politische Nothwendigkeit. Eine öffentliche Meinung constituirte sich, und ergriff die Initiative in den Fragen der Politik und des Verkehrs. Ihre Organe wurden die politische Tribune und das Journal. Die Regierungen selbst wurden von dieser neuentstandenen Macht ins Schlepptau genommen; sie folgten, bald freiwillig, bald gezwungen den Impulsen dieser öffentlichen Meinung.

Diesen Thatsachen unseres modernen Staatslebens gegenüber, welche Stellung hat die moderne Philosophie eingenommen? Hat sie dieselbe gefördert, entwickelt, befestigt? Hat sie die constitutionellen

Ideen erklärt, von Vorurtheilen gereinigt, den Gebildeten empfohlen, den Massen zugänglich gemacht?

Nichts von alle dem. Von den beiden Partheiführern der modernen Philosophie hielt der eine Vorträge über die Entbehrlichkeit der Constitutionen, zu einer Zeit und in einem Staate, wo das constitutionelle Princip eben unter einer furchtbaren Reaction darniederlag; und der andere empfahl in seinen Werken ein politisches System, welches er zwar mit dem Namen eines constitutionellen bezeichnet, welches aber im Grunde Nichts ist, als das System der persönlichen Regierung mit Feudalständen und Corporationen, dessen Hauptstütze eine eingeübte Beamtenhierarchie und ein festgefügter Verwaltungsmechanismus, und dessen letzter Zweck der kriegerische Glanz det Nation, oder vielmehr der herrschenden Dynastie sein soll.

Es ist nicht schwer, das geschichtliche Vorbild zu entdecken, nach welchem diese staatsphilosophischen Ideen Hegels, — denn von ihm sprechen wir, — geregelt sind. In keinem Staate war das Princip der persönlichen Regierung unter mildern Formen, und, man muß dies zugestehen, mit größerer Umsicht und Energie für materielle und geistige Fortschritte, aufgetreten, als in Preußen. Alles das, was sonst nur in constitutionellen Staaten, unter den Einflüssen eines kräftigen und selbstständigen öffentlichen Lebens zu Stande kommt, eine sich in ihren gesetzlichen Schranken haltende Verwaltung, ein weises und auf Sparsamkeit basirtes Finanzsystem, eine bereitwillige Förderung der Industrie, selbst eine ziemlich unbeschränkte Bewegung der liberalen Ideen, — das schien die preußische Regierung aus eignem, freiem Entschlusse ihrem Volke zu gewähren.

Von einem solchen Zustande der Dinge mußten sich wohl die Philosophen täuschen lassen. Konnte es für sie irgendwo eine günstigere Stellung geben, als in einem Staate, wo zwar die Nothwendigkeit gewisser socialer Verbesserungen und eines gewissen Fortschritts im liberalen Sinne anerkannt, aber die Initiative dieser Bewegung ausschließlich der Regierung vorbehalten war? wo man sich mit den Bedürfnissen der Zeit, mit den Anforderungen der öffentlichen Meinung auszugleichen

wünschte, ohne doch dieser öffentlichen Meinung eine entscheidende Stimme in den Angelegenheiten des Staats zuzugestehen? mit einem Worte, wo man Reformen wollte, aber nur begrenzte, eine Freiheit, aber nur eine bedingte? Hier war die Philosophie mit ihren Concessionen und Reservationen, mit ihrem dialectischen Aussichherausgehen und Insichzurückschlagen, recht am Platze. Hier konnte der Philosoph durch die Universitäten und die Beamteten entscheidend auf den Gang der Regierung einwirken und die practische Probe auf seine theoretischen Ideen machen. Daher ist auch stets zwischen der modernen deutschen Philosophie und dem preußischen Staate eine auffallende Sympathie bemerkbar gewesen. Kant und Fichte haben ihre Organisationsideen größtentheils der preußischen Gesetzgebung und Verwaltung abgelauscht; die Hegel'sche Philosophie aber war zu dem preußischen Staate in ein förmliches Verhältniß der Solidarität getreten. Der preußische Staat hatte diese Philosophie als die mit dem Geiste seiner Institutionen verträglichste öffentlich anerkannt; er hatte die Lehrstühle auf seinen Universitäten fast vorzugsweise mit Schülern Hegels besetzt und selbst seine Beamteten wählte er gern unter den Anhängern dieser Lehre.

Die Hegel'sche Philosophie, ihrerseits, sucht die öffentliche Meinung in Deutschland für das preußische Staatsprincip zu gewinnen und die Angriffe der liberalen Opposition auf dasselbe zu entkräften. Zu diesem Zwecke stellt sie Preußen dar als den Repräsentanten deutscher Einheit, als den Verfechter der Geistesfreiheit, der Intelligenz, des Protestantismus, gegen die reactionären Tendenzen des Aberglaubens und des Ultramontanismus; sie wirft der Opposition vor, daß sie gegen die wahren Interessen des deutschen Geistes und der modernen Bildung unempfindlich sei, und über ihren kleinlichen Budgetsverhandlungen und Verfassungsstreitigkeiten die äußere Macht Deutschlands und die höhern, idealen Zwecke des Weltgeistes aus den Augen verliere.

Man darf indeß nicht glauben, daß über alle diese Ideen, welche die Losungsworte der erwähnten Parthei geworden sind, vollkommenes Einverständniß der verschiedenen Glieder der Parthei unter sich oder mit den bestehenden Gewalten Statt finde. Vielmehr bilden diese Philosophen, — besonders seit dem Tode ihres Meisters, — eine undiscipli-

nirte Masse, welche weder ihre Führer, noch ihre Fahnen erkennt. Nicht allein, daß sich in der Hegel'schen Schule eine Rechte und eine Linke, ein rechtes und ein linkes Centrum mit einer Menge von Zwischenschattirungen in der Mitte und mit Ultra's an beiden Seiten, gebildet hat; sondern dieselbe Fraction, ja derselbe einzelne Philosoph dieser Parthei vereinigt in sich die divergirendsten Ansichten; jeder ist ein verkörperter Widerspruch. Das ist das Einzige, worin sie alle das Grundprincip ihres Meisters repräsentiren. Man analysire nur die geistreichen Phrasen eines Gans, oder die schwunghaften Artikel eines Hegel'schen Journals; und man wird allemal neben einer liberalen Idee eine absolutistische, neben den kühnsten demokratischen Tendenzen die exclusivsten aristokratischen Sympathieen finden. Aber auch darin theilt die Hegel'sche Philosophie nur das Schicksal des preußischen Staats, welcher gleichfalls zwischen Reaction und Fortschritt, zwischen Absolutismus und Liberalismus hin- und hergeworfen und in bedrohliche Schwankungen versetzt wird.

Die constitutionelle Parthei läßt sich weder durch die Vorwürfe ihrer Gegner irren, noch durch deren scheinbare Sympathieen verblenden, sondern rückt auf der einmal betretenen Bahn in geschlossenen Reihen, langsam zwar, aber unaufhaltsam vorwärts. Auf jene Vorwürfe kann sie getrost entgegnen, daß sie auf ihrem Wege dasselbe und noch Mehr erreicht, als die Gegner auf dem ihrigen; daß, was bei jenen nur Idee, Entschluß, Gesinnung ist, bei ihr schon als festgestellte Thatsache dasteht; daß, während jene in ihrer excentrischen Bewegung oftmals gerade dann, wenn sie am Weitesten vorgeschritten zu sein wähnen, sich plötzlich wieder auf frühere Standpunkte zurückgeworfen sehen, sie selbst zwar nur Schritt vor Schritt vorwärts geht, aber auch nie einen Schritt rückwärts zu thun braucht. Sie kann entgegnen, daß eine Reaction im Sinne des Aberglaubens und des Ultramontanismus in einem Staate, der ein politisches öffentliches Leben hat, nie tiefere Wurzeln schlagen kann, sondern sehr bald in sich selbst zusammenbrechen muß, und daß die neueste Zeit thatsächlich bewiesen hat, wie Wenig die constitutionellen deutschen Staaten von solchen Uebergriffen des Papstthums zu fürchten haben, wie Viel dagegen Preußen, trotz seiner Intelligenz und seiner Philosophie.

Sie kann entgegnen, daß die wahre Bildung und die wahre Geistesfreiheit nicht gedacht werden kann ohne politische Mündigkeit und Selbstständigkeit, welche erst dem Volke den rechten Lebensernst und die rechte Lebensreife verleiht. Sie kann endlich entgegnen, daß sie zwar auch ein einiges, ein großes, ein mächtiges Deutschland will, aber daß sie es nur nicht auf die Bedingungen will, welche die Gegner ihr vorschreiben. Sie kann erklären, und sie erklärt, daß eine Verbrüderung aller mitteln und kleinen Staaten Deutschlands mit Preußen, auf einer gleichen Basis, ihr eben so wünschenswerth erscheint, als sie einer Hegemonie Preußens über jene Staaten entgegen ist; daß ihr eine solche Hegemonie jetzt um so weniger mehr nothwendig oder zeitgemäß dünkt, als offenbar die Stellung, welche Deutschland als ein Ganzes, dem Ausland gegenüber annehmen kann, weit mehr auf friedlichen Verkehr als auf kriegerische Macht basirt sein muß; daß aber die Befürchtung einer solchen Hegemonie Preußens so lange nicht völlig beseitigt ist, als dessen Verfassungsform noch keine sichern Garantieen bietet, daß nicht die kriegerischen, eroberungslustigen Neigungen über die friedlichen, industriellen, einmal wieder die Oberhand bekommen.

Um es kurz zu sagen, die Hegel'sche Philosophie will die Freiheit der Völker, die Macht und Einheit Deutschlands nur vom preußischen Gesichtspunkte aus, nach den Inspirationen preußischer Staatsmänner, im Sinne des gegenwärtigen preußischen Volksgeistes verstanden wissen. Die constitutionelle Parthei dagegen verlangt vor allen Dingen, daß die Selbstständigkeit der Individuen und der Nationen respectirt werde; daß man jedem Individuum und jeder Nation gestatte, sich nach ihren Bedürfnissen und Gesetzen zu entwickeln, sich ihre Zwecke und Interessen selbst zu bestimmen. Ohne diese politische Freiheit giebt es kein wahres Glück und keinen wahren Fortschritt, weder für die Einzelnen, noch für die Nationen. Jedes andere System ist ein künstliches; jeder andere Weg führt zu Illusionen.

Fassen wir die Resultate dieser Betrachtungen über die Stellung unserer Philosophie zu unserm öffentlichen Leben und zu unserer moder-

nen Gesellschaft nochmals unter ihren Hauptgesichtspunkten zusammen. Unsere Philosophie ist, trotz aller ihrer Reformen und Revolutionen, doch noch ein Erbtheil der alten Zeit; sie wurzelt in der Idee von dieser alten Zeit; sie hängt noch fest an deren Neigungen und Vorurtheilen. Die Ideen und Principien unsrer Philosophen, selbst der erleuchtetsten und freisinnigsten, datiren noch aus jener Phase des deutschen Geistes, wo die Deutschen ihren höchsten Ruhm darin fanden, sich eine Nation von Denkern, Deutschland das Vaterland des Gedankens nennen zu hören; wo man den Nationalgeist auf den Universitäten, die erleuchteten Ideen der Kultur und des Fortschritts bei der Aristokratie der Gebildeten suchte. Das ist jetzt alles anders geworden. Die Initiative des Kulturfortschritts ist an die große Masse der practischen Leute, der Geschäftsmänner, der Industriellen übergegangen; die Kenntnisse und die Ideen sind demokratisirt; die Presse, mit ihren raschen, für das practische Bedürfniß des Tags berechneten, Mittheilungen, hat die schwerfälligen Theorieen der Gelehrten überflügelt. Der Nationalgeist gehorcht instinctartig den Interessen des Verkehrs, und tritt durch seine industriellen und commerziellen Verbesserungen gegen die mächtigsten Rivale furchtlos in die Schranken. Das deutsche Volk steht, seit Jahrhunderten zum ersten Male, wieder auf dem Punkte, eine große Nation, nicht im kosmopolitischen, sondern im politischen Sinne zu heißen. Die Sache der Speculation ist verloren; die Prärogative des Systems ist vernichtet.

Der Einzelne, dessen Entwickelung in diesen Uebergang aus dem Alten in das Neue gefallen, hat schwer unter diesem Schicksal zu leiden. Glücklich, wen ein rasches Verhängniß mit einem Wurfe mitten in die neue Richtung des Lebens hineinstellte. Glücklich auch, wer, durch die Gunst seiner Lage oder durch eigene Entsagung, in wohlthätiger Entfernung von den neuen Zuständen erhalten ward. Aber wehe denen, in deren Geist die gebärende Zeit sich bettete, durch deren Herz die electrischen Strömungen der modernen Ideen ihren Durchgang nehmen. Sie sind die Märtyrer dieser socialen Wiedergeburt; in ihnen

entzündet und verzehrt sich all der Krankheitsstoff, den die Gesellschaft auswerfen muß, um gesund zu werden. In der Verehrung des Idealen und in der Verachtung des Materiellen erzogen, müssen sie die factische Uebermacht des Letztern und die Ohnmacht des Erstern erfahren. Gewöhnt, von ihrem erhabenen Standpunkte der Wissenschaft und des Geistes mit Stolz auf die gemeinen Beschäftigungen und die beschränkten Ansichten der Practiker herabzublicken, sehen sie eben diese verachteten Practiker in allen Lebensverhältnissen vorgezogen, geehrt, im Genusse aller reellen Macht und alles reellen Glücks, sich selbst aber überall zurückgestoßen, durch das Mißtrauen der Andern, wie durch die eigenen, nicht zu überwindenden Idiosynkrasieen von aller wirksamen Theilnahme an den Angelegenheiten der Gesellschaft ausgeschlossen, und auf die mißlichen Tröstungen poetischer Erregung und logischer Begeisterung verwiesen. Sie wollen an das practische Leben heran, und es zieht sich vor ihrer ausgestreckten Hand, vor ihrem aufgehobenen Fuße zurück, wie Trank uud Speise vor den Lippen des Tantalus. Sie wollen sich in den Aether ihrer Wissenschaft zurückziehen und als Götter auf den reinen Höhen des Ideals thronen; aber sie haben schon von der Frucht gekostet, welche auch die Ueberirdischen dem Loose der Sterblichen unterwirft. Was sie berühren, löst sich auf in Nebelgestalten, verflüchtigt sich in Duft und Dunst; und doch treibt sie eine unentfliehbare dämonische Gewalt, das fruchtlose Beginnen immer von Neuem zu versuchen. Die freie, raschentschlossene und wirksamtreffende That, welche bei den Männern des practischen Lebens sich aus dem sichern Instinct des Bedürfnisses erzeugt, diese wollen sie durch einen dialektischen Gedankenproceß vermitteln, wenn sie aber, durch tausend Verschlingungen und Lösungen ihrer Begriffe, an dem Punkte angelangt sind, auf den sie hinzielten, so haben sie nur die Möglichkeit dessen bewiesen, was schon ist, und die Erfahrung weiß ihnen für diese verspätete Weisheit wenig Dank. Sie haben das traurige und undankbare Geschäft, angewohnte und liebgewordene Illusionen zu zerstören, ohne doch einen positiven Ersatz dafür aus ihren Mitteln gewähren zu können; sie wehren die Geister der alten Zeit von dem neuerbauten Boden ab; aber die Urbarmachung und den Genuß dieses Bo-

dens müssen sie andern überlassen; sie sehen das gelobte Land vor sich ausgebreitet und deuten die rechten Pfade an, aber ihnen ist nicht vergönnt, in dasselbe einzuziehen und darin sich anzusiedeln.

Durch solche Wirren und Leiden büßen die Philosophen die Schuld der Gesellschaft und ihre eigene Schuld. Widerstrebend oder freiwillig, sie müssen ihr Geschick erfüllen.

XII.

Zweiliebe.

Novelle

von

Lorenz Diefenbach.

Auf Dampfschiffen daher geströmt, auf Eisenbahnen daher gestürmt war Theobald auch selbst innerlich immer mehr voll Strömens und Stürmens geworden, ob er schon gerade durch Reisen sein unruhvolles Herz zu beschwichtigen gedacht hatte. Die aufgenommenen Bilder flutheten so rasch in einander, daß nur selten eines durch die Innigkeit seines Eindruckes zum stehenden Lichtbilde werden konnte. Doch Etwas war dem Reisenden besser gelungen: Heimweh, in Fernweh verkleidet, hatte ihn von dem Orte weggerufen, der ihm bisher Heimath nur hieß und nicht war. Dabei hatte er leise gehofft: er werde einst von weit draußen her sehnsüchtig nach der, dann selbst zur duftig blauen, ja unsichtbaren Ferne gewordenen, Heimathgegend zurückblicken. Das war nun zwar nicht geschehen; denn wie Carricatur des Cherubs vor dem Paradiese stand der Goliathsschatten des heimischen Philisterthumes vor jenem Lande und verwehrte selbst den Gedanken des Wanderers den Rückweg. Dagegen aber hatte sich seiner vom ruhelosen Vorwärts, wie vom unerquicklich ruhigen Rückwärts abgewandten Sehnsucht ein ahnungsreicher Blick auf die Seite eröffnet, wo schmale Pfade vom Ufer aufwärts auf die Höhen führten, bald in jahrhunderte lang offene und stille Burgthore sich verlierend, bald auf den äußersten, waldbewachsenen Bergspitzen

noch sichtbar, von denen sie gewiß jenseits in ungesehene Thäler voll lieber Heimathen hinab fortliefen.

Um so lebhafter trieb es ihn seit gestern zur Wanderung dort hinaus, weil eine schnell geschlossene Bekanntschaft oder gar Freundschaft ihm die Furcht benahm: gerade in jene Thäler, welche ihre Bewohner am Engsten und Heimathlichsten umschlossen, möchte er als einsamer Fremdling eintreten. Der Zufall hatte ihn auf dem Schiffe mit einem jungen Manne zusammengeführt, dessen ruhig heiterer Blick auf die Umgebungen ihn zunächst angesprochen hatte.

Das war es ja, was er bis jetzt umsonst für sich suchte; einen aus diamantklarem Herzen in allen Tagen und Nächten ohne Flackern, wie ohne Erlöschen, hervorleuchtenden Frieden; und diesen schien Blick und Haltung des Fremden zu bezeugen. Einige Worte der beiden Reisegenossen nicht sowohl zu einander, als gemeinsam zu einem Kinde, einem Vogel, einer Welle gesprochen, hatten die Jünglingsherzen schnell mit einander verständigt. Daran reihten sich denn gegenseitige Mittheilungen über alle drei Richtungen des Zeitcompasses; und als sie am zweiten Tage an die letzten Gebirge gelangten, in die Ernst (so hieß der gefundene Andere) heimwandern wollte: sah Theobald, aus der schönsten Lustigkeit überspringend, so traurig in die nun beginnende Fläche, als in eine Wüste, hinein, daß Ernst, ohne ihn zu fragen, sein Gepäck mit dem seinigen ausschiffen ließ.

Theobald fragte auch nicht und folgte ihm freudig. Sie zogen singend in die maigrünen Wälder hinein, als sei ihnen jeder Weg recht, da ja überall Frühling und Jugend bei und in ihnen blieben. Die Bäume senkten ihre grünen Schläge nur vor sie, um sie desto freundlicher zum Ueberspringen oder Durchschlüpfen einzuladen; und die gefiederten Grenzwächter zeigten ihnen von freien Stücken den Weg in die tiefsten Waldgeheimnisse. Nach nicht allzulanger Wanderung hatten sie aber wirklich mit einbrechender Nacht allen Weg verloren und machten schon Pläne, im Walde zu übernachten, als ein fernes sturmähnliches Brausen bei doch ruhiger Luft ihr Ohr traf und Ernst fröhlich ausrief: die Stimme kenne ich! Theobald folgte ihm bis an eine verwachsene Schlucht, aus deren Tiefe ein kräftiger Waldbach rauschte und phosphorisch leuchtete.

Sie folgten diesem nicht ohne Mühe, bis sie plötzlich aus dem Walde heraustraten und in ein von dem eben aufgehenden Monde zauberisch erhelltes Thal hinabsahen. Drunten glänzte ein See, in dem sich viele von den Bergen herabströmende Gewässer als in gemeinsamem Wanderziele auszuruhen schienen. Ein weißes Haus spiegelte sich darin, wie wenn eine stille Geisterwohnung aus seiner Tiefe herauf winkte. „Dort erwarten uns meine Mutter und meine Schwestern!" sagte Ernst herzlich und drückte dem Gefährten die Hand. Dieser folgte ihm träumend und schweigend, als wandere er in einem Mährchen und erwarte immer neuen, freundlichen Zauber.

Um so weniger befremdete es ihn, daß die Mondesstrahlen allerlei wunderbare Gestalten woben und endlich vor dem Gitterthore des Hofes die wunderbarste von allen: eine schlank aufgeblühte Mädchenlilie, die sich den Ankommenden entgegen neigte und Beide mit Namen bewillkommnete. Ernst hatte dem auf dem geradesten Wege vorausgesandten Gepäcke zwei Zeilen beigelegt, in denen er seine und des neuen Freundes Ankunft ankündigte. Darum war die eine Schwester — wie Ernst scherzend meinte, auch zum Rendezvous mit dem Mondscheine, der ihr treuer Herzensfreund sei — nebst dem alten Diener wach geblieben.

Aber das Zauberwerk war nicht an den Mondschein gebunden, sondern spann sich am andern Morgen fort. Lilie war am köstlichen Frühlingsmorgen wunderbar zur rothen Rose geworden und blickte zum Fenster des Gartensaales, in dem die Freunde frühstückten, neugierig und schalkhaft herein. Und nach Gruß und Gegengruß verschwand sie vom Fenster, um wieder als Lilie in der Thüre zu erscheinen. Theobald stand jetzt denn doch wirklich betroffen da, wenn auch zugleich entzückt, er sah fragend den lächelnden Freund an. Zur Antwort eilte dieser hinaus und zog die Zweite seiner Zwillingsschwestern fröhlich herein.

Theobald begriff nun die Doppelerscheinung, und doch blieb sie ihm wunderbar, mindestens zauberisch und wurde es immer mehr im Verlaufe des Zusammenseins. Die beiden Schwestern waren einander so ähnlich, daß sie schlafend oder ganz still wachend nicht wohl zu unterscheiden waren, nicht einmal durch Gesichtsfarbe und Augen. In belebteren Momenten dagegen trat bei Victorien das Leben flammend heraus in

Augen und Wangen, bei Eugenien aber sammt der Farbe zurück zum Herzen und in die Tiefe der seelenvollen Augen. Dabei waren Beide so schön verbunden, daß nicht selten Jede der Andern zu Liebe ein Theilchen der schwesterlichen und doch fremden Natur in die ihre aufnahm. Darum lieh sich Eugenie den Scherzen und neckischen Einfällen der Schwester zum Beistande; und Diese blickte dann auch wieder einmal mit ihr ernst in die Tiefen der Natur und des Herzens hinein.

Die Geschwister führten den Gast zu ihrer Mutter, einer immer noch schönen Frau mit hoher, klarer Stirne, feinem, weichem Munde und mit Augen, gleich verhüllten Sternen, in denen nur noch ein leises Leuchten und Sehen zu leben schien. So war es auch wirklich, denn sie war fast blind; und wo sonst eines Menschen Augen die des Andern forschend durchzublicken streben: da horchte sie nicht blos auf des Andern Worte, sondern noch mehr auf deren Klang, um den tiefsten Resonanzboden der Stimme, das Herz, in seinem wahren Stoffe zu errathen.

Theobald, vorbereitet, richtete sogleich einige klar tönende und eben so gemeinte Worte an sie. Um so mehr fiel es ihm, wie den Uebrigen auf, daß sie erbleichend zusammenschauerte, wie wenn sie nur mit Mühe einer räthselhaften Bewegung Herr würde. In der That äußerte sie auch sogleich, mit bebender Stimme scherzend: ein Zufall, den sie ein ander Mal erzählen wolle, habe sie momentan erschüttert, wie dies bei nächtlicher Zeit (in der sie ja stets wandele) öfters zu geschehen pflege.

Jener Zufall lag in der überraschenden Aehnlichkeit von Theobald's Stimme mit der ihres verstorbenen Gatten; ein Umstand, der ihren Kindern verborgen geblieben war, weil sie ihren Vater nur in früher Kindheit gekannt hatten. Der Matrone dagegen rief diese Stimme eine Zeit voll Lebens und Liebe zurück, in der sie noch mit klaren, jungen, schönen Augen die Welt sah und als das Liebste und Schönste in dieser Welt ihren Gatten. Seit sie dessen Stimme zum letzten Male gehört, hatte sich fast undurchdringliche Dämmerung zwischen sie und die Formen der Welt gelagert, obschon ihr Mutterherz sie auch für die Gegenwart nie liebesarm werden ließ.

Ihr Gatte war in schwerer Kriegszeit Major im vaterländischen Heere. Sie hatte ihn mit dem Bewußtsein geheirathet, ihr Glück als

Soldatenfrau dem Fatum übergeben zu müssen; darum schied sie gefaßt von ihm, als er sie mit ihrem Söhnchen und ihren kürzlich geborenen Zwillingstöchterchen verließ, um in den Krieg zu gehen. Aber es kam ein unberechneter heißer Tag, an dem sie ihn verlor und wieder gewann — für Einen seligen Augenblick; und wieder verlor — für ein ganzes, ohne ihn wenigstens nicht seliges Leben. Früh Morgens hatte ihr ein dunkles Gerücht seinen Tod verkündigt; der heiterste Sommermorgen beschien die reiche, vom Kriege noch unberührte Gegend, und es dünkte ihr unglaublich, daß die bunte, rege Welt für sie mit Einem Schlage farblos und todt werden sollte. So war sie mit zwischen Leben und Tod zweifelndem, schwebendem Herzen nach der Heerstraße gegangen, wo die vaterländischen Krieger erwartet wurden, um etwas Näheres, sei es denn auch das Schrecklichste! zu erfahren. Dort war aber das höchste Glück, der Todtgesagte selbst in voller Herrlichkeit der Liebe und des Lebensmuthes über alles Verhoffen schnell und nahe an sie heran geeilt, bis in ihre von Freude halb gelähmten Arme hinein. Nun glaubte sie es unmöglich, ihn wieder zu verlieren. Da kam der Feind donnernd herangestürmt. Der Gatte, der Geliebte riß sich aus ihren Armen; aber sein letzter Blick zog sie magisch nach, daß sie selbst ihrer lieben Kinder vergaß, um dem Einen, Unersetzlichen nahe zu sein; vergebens winkte er sie flehend zurück, sie folgte in geringer Entfernung, von jeder kleinen Anhöhe ihm nachsehend, ihn bewachend. Der Feind wich nach der nahen Landesgrenze hin; Er war gerettet und das Vaterland und sie, und die lieben Kinder waren nicht verwaist! Die Freude und in ihr doch noch ein berauschender Gifttropfe der Angst rissen sie voran, ganz in seine Nähe. Da faßte sie ein pfeifender Sturmzug und warf sie nieder und im Fallen glaubte sie ihren Namen mit durchdringendem Klange Seiner Stimme gerufen zu hören. Sie sah ihn nicht wieder! Die Kanonenkugel, die seinen Körper durchdrang, hatte sie unverletzt zu Boden geworfen, bis auf die Augen, deren Licht sie vorüberfliegend mit tödtlicher Gluth verlöscht hatte. Es war der letzte Schuß des fliehenden, besiegten Feindes. Mitleidige, selbst verwundete Soldaten trugen die Geblendete an das harte Sterbelager des Gatten; mitleidige Nacht verhüllte ihren Augen die zerrissene, schön gewesene Gestalt des Geliebten; mitleidig faßte er selbst allen Rest

der Kraft zusammen, um mit lebendiger, ungebrochener Stimme das Abschiedswort zu sprechen. So lange war auch sie stark gewesen; aber als seine Hand in der ihren auszitternd erkaltet war, versank sie in bewußtlose Ohnmacht. Als sie wieder erwachte, schloß ihre Welt auf Erden nur noch ihre Kinder in sich; und die liebende Sorge für diese gab ihr neue Ziele und Kräfte des Lebens. Mit ihnen zog sie kurz nach dieser Katastrophe auf den Rath der Aerzte in das grüne, frische Waldthal, das sie heute noch bewohnte; ein trefflicher Bruder half ihr treulich lieben, erziehen, sorgen, sich wieder freuen. Nach einiger Zeit gewannen auch ihre Augen wieder einen traumartigen Schein der lieben Gestalten, der grünen Erde, des klaren Himmels und seines Wiederglanzes im See; und mit ihm glänzte, auch durch ärztliche Verheißung gefördert, die Hoffnung gänzlicher Genesung in ihre Seele. So war es seitdem geblieben; nur war, seit die Kinder erwachsen, der Majorin Bruder auf Reisen gegangen.

Sie sagte ihren Kindern, warum sie Theobald's Auftreten so sehr betroffen und ergriffen habe und scherzte wehmüthig: der Fremdling werde ihrem Herzen gefährlich sein, weil sie ihr eigenes Alter nie gesehen und desto lebendiger ihre Jugend bis jetzt stets fortgefühlt habe, die nun vollends auch mit ihrer ersten und einzigen Mannesliebe auf tönenden Schwingen der theuern Stimme oder ihres Zwillingsklanges als Gegenwart heranschwebe. Der Sohn freute sich, die schnell für Theobald gefaßte Neigung durch der Mutter Sympathie gerechtfertigt zu sehen; und die Zwillingsschwestern seufzten a tempo, als habe Theobald's Stimme und Alles, was ihren Klang noch unterstützte, zwar nicht Erinnerungen, aber doch Ahnungen in ihnen geweckt.

Es war kein Wunder, daß unter so günstigen Auspicien sich Theobald hier bald heimisch und glücklich fühlte. Zugleich blieb ihm der Reiz des Wundersamen, Mährchenhaften über dem schönen Aufenhalte schwebend, den der erste Abend und der folgende Morgen darüber gebreitet hatten, und wuchs sogar immer noch. Denn er fühlte sich bald den Zwillingen gegenüber gleichsam ausgetauscht: Jene als Eine, sich als Zweie. Die spielenden, vielfarbigen Lichter, welche Victorien's Humor warf, und der dämmernde Duft, der Eugenien's unbeschreiblich zartes

und sinniges Wesen umgab, dünkten ihm von Einem Wesen ausgegangen; Beider Aehnlichkeit war stark genug, um die Täuschung des ersten Morgens immer wieder fortzusetzen, um so mehr, da die Schwestern gleich gekleidet gingen. Sich selbst aber fühlte er durch diesen Umgang ganz in die lyrische Doppelnatur zertheilt, die der Schöpfer ihm verschwenderisch anerschaffen hatte. Dieser ursprüngliche Reichthum seines Wesens war ihm, da er zum Manne erwuchs, oft zur Qual geworden; daraus war ein ernstes Streben nach Einheit und Ruhe entstanden, das ihm eine Zeit lang geglückt war. Aber schon die Reise hatte durch Wechsel der Menschen- und Welt-Gestalten, des Sonnenscheines und Sturmes, der Gebirge und Ebenen, durch das Schiffen und Wogen auf ewig bewegten Strömen den entsprechenden Wechsel in ihm angeregt; nun fühlte er sich hier vollends auf die anmuthigste Weise in den alten, geflohenen und doch stets reizenden Zwiespalt aufgelöst. Er lief mit Victorien und dem heiteren Bruder im Garten umher; die Morgenlichter sprühten durch die Gebüsche und Geistesfunken durch den kindischen Muthwillen der fröhlichen Menschen. Da wand wieder Eugenie aus Harfentönen eine Kette um ihn, die ihn sehnsüchtig in das Haus zog; und er sah ja dort wieder dieselbe Gestalt, die er im Garten verlassen hatte; er selbst aber war ein Anderer. Seine Seele war wieder in jenem Mondscheinabende, an dem ihm dieses liebliche Wesen zuerst entgegen getreten war; seine Stimme verband sich mit der Eugenien's, und über die verdunkelten Augen der zuhörenden Mutter zog ein Nachglanz lichter Tage.

Indem nun Theobald beiden Schwestern in gleicher Aufrichtigkeit und Innigkeit, ohne alle Absichtlichkeit sich anschloß, wurde er beiden allmälig ein lieber Genosse und noch Mehr. Es mag zugleich bemerkt werden: daß er in der isolirten Gegend, in der das Landgut nebst einem kleinen Dorfe lag, der einzige und erste gebildete junge Mann war, mit dem seit langer Zeit (mit Ausnahme Ernst's) die Familie verkehrte. Außerdem hatte er inneren Glanz genug, um mit desto größerem Rechte den beiden Mädchen als ein ächter Solitär zu erscheinen, den Jede sich, wenn auch erst ganz heimlich, allein zu besitzen wünschte. Doch war Keine der Anderen Nebenbuhlerin, weil Keine um Theobald's Gunst warb; vielmehr beklagte Jede in den Augenblicken der süßesten Liebes-

hoffnung die Andre, weil diese der Himmel — von dem alle Liebe und ihr Glück kommt — nicht auch so beglücken werde, wie die Schwester.

Theobald konnte dieß Doppelglück, das ihm zu Theil ward, nicht lange verborgen bleiben. Aber mit Recht erlaubt die Sprache dem Worte Glück keine Mehrzahl; es gibt in allen Lebensperioden nur je Ein Glück! Hätte der junge Mann auch das Glück ertragen, von zwei so lieblichen Frauen geliebt zu werden; so verlor er sich doch in seiner eigenen Liebe zu Beiden oder, richtiger, zu dem Einen Zwillingspaare, das er, nach seiner eigenen Doppelnatur, mit seinem ganzen Herzen liebte. Deswegen wollten ihm auch manche Versuche nicht glücken, die diese Liebesnoth ihm eingab; namentlich der: nur Einer von Beiden die Gluth des Herzens zuzuwenden, während der Andern die milde Wärme brüderlicher Neigung geweiht würde. Wenn auch die Wage sich öfters auf Eugeniens Seite zu neigen schien, so kam es ihm doch dann wieder vor: als liebe er in ihr nur ein halbes Wesen. Am faßlichsten schien der Gedanke: Beiden in gleicher Weise ruhig in Liebe nahe zu stehen, wie es ja im Anfange ihres Zusammenlebens gewesen war. Aber wenn auch die Natur der äußeren Lebensverhältnisse, wenigstens der occidentalischen, der Ruhe eines solchen nicht entgegenstünde, so würde doch wenigstens ein deutsches Herz diese der Länge nach nicht darin finden können.

Theobald glaubte zu fromm und fest an den all-, also auch in allem Schönen, gegenwärtigen Gott, um ein christlich-orthodoxer Monogame zu sein, dem sein Gesetz innerhalb der Einen Ehe Alles, auch das niedrigste und ungöttlichste Treiben, erlaubt, außer ihr aber keinen, auch nicht den heiligsten, Zug des Herzens und der Augen. Aber eben deswegen war er auch kein Türke, der freilich ohne Kampf des Herzens viele Gestalten lieben und genießen kann, weil er nicht mit dem Herzen liebt und in den Gestalten nur sie selbst, nicht Das, was sie eigentlich nur bedeuten.

Der Sommer war fast zu Ende, und Theobald bemerkte mit Schmerzen, daß er die hier gesuchte und gehoffte Ruhe nicht gefunden, ja sie sogar gestört hatte, wo sie früher sicher einheimisch war. Es wurde ihm klar: er mußte wieder weiter ziehen, gewiß aber nicht zurück zu der ihm nun noch fremder gewordenen Heimath. Lieber dem Winter entgegen,

in eine ganz öde Gegend, die gleichsam ohne Verheißungen wäre und von der Welt voll Hoffnungen ferne, damit das kranke Gemüth durch ein bittres Gegengift gesunde.

Er that nach diesem Entschlusse die nöthigen Schritte und erwirkte zuerst für längeres Außenbleiben die Erlaubniß seines Vaters, der in seiner Vaterstadt eine bedeutende Stelle bekleidete und ihn sogleich nach seinen Studienjahren zu seinem Gehülfen bestimmt hatte, vorher aber ihn gern noch reisen ließ, damit er sich und die Welt von mehreren Seiten beschauen lerne und in verschiedenen Lebenszonen Pfropfreiser einsammele, die einst auf dem Einen Stamme des bürgerlichen Lebens die Vegetation des Südens und des Nordens verschwistern sollten. Seinen freundlichen, seinem Herzen so nahe getretenen Wirthen, denen seine Unruhe nicht verborgen geblieben war (zu ihrer eigenen Unruhe, zweier Herzen zumal, die auf altes und fernes Lieben Theobalds riethen), gab er vor, unwahr aus gutem Willen: der neue Beruf daheim dränge ihn; nach seines Vaters Willen solle er, ehe es die Jahreszeit unmöglich mache, auf einem Umwege durchs tiefere Gebirge heimkehren, um auch einmal einen Blick in das völligste Stillleben der Menschen und der Natur zu thun.

Ernst wollte ihn noch eine Tagereise begleiten. Von den Uebrigen schied er „auf Wiedersehen"; von den Schwestern in der Mutter Gegenwart, damit ihm nicht ein ewig bindendes oder bannendes Wort entschlüpfe, das gar vielleicht Jede auf sich deuten könne. Ja, damit sein letzter Blick Nichts verrathe oder zu verrathen scheine, schlug er — halb unwillkührlich — beim letzten Abschiedsworte zu den Schwestern die Augen nieder. Er wußte ja jeden Zug des holden Antlitzes auswendig, das Beide trugen, und glaubte es in diesem Augenblicke mit den geistigen Augen so klar zu sehen, als mit leiblichen; er errieth, daß Victorie hoch erröthete und Eugenie tief erbleichte.

So lange Ernst bei ihm war, dünkte ihm die Reise nur ein Ausflug. Nach dessen Abschiede aber empfand er die Nothwendigkeit der Wahl zwischen verzehrendem und zugleich verwirrendem Andenken und, wenn auch leichtsinnig scheinendem, Vergessen. Sein bewegter Sinn fürchtete: auch der kleinste Rest des Andenkens, den er sich erlaubte, möchte

zur erdrückenden Lawine werden, die mit Geistergewalt alle schützenden Kräfte und Gesetze der Natur überwindend, aus dem verlassenen Thale herauf ins Hochgebirge rollte, in welchem er sicheres Winterquartier suchte. Vor lauter Bemühen aber, zu vergessen, dachte er unaufhörlich zurück und vorwärts an den einst wahrscheinlich rathsamsten Rückweg in die Welt und darnach in die Vaterstadt, der ihn wieder in die Nähe des geliebten Doppelwesens führen würde. Ja, als solches standen ihm jetzt noch mehr als zuvor, die Schwestern vor Augen, oder schwammen vielmehr davor, wie ein mit neckischen Wechselfarben gemaltes Bild. Freilich blickte dieß Bild schwermüthig und glich darum mehr Eugenien — aber, nein! gewiß hatten Beide beim Abschiede so geblickt.

Je mehr den Wanderer das Herz zurückzog, um so eifriger schritt er fliehend vorwärts. Die neue Landschaft erfüllte seine Seele mit neuen Bildern; der elegische Ton der schönen Herbsttage gab ihm die Sehnsucht, sich von bewegten Tagen in irgend einem stillen Hause auszuruhen. Für heute wenigstens schien eines unten im Thale des Wanderers zu harren, freundlich von Wiesen und Feldern umgeben, der begleitende Bote sagte ihm, daß es einem reichen und geachteten Bauer gehöre. Bis sie unten anlangten, war es Abend geworden. Theobald ließ Boten und Gepäck in einem kleinen Wirthshause am Wege und ging allein nach dem auf der höchsten Stelle des Thales gelegenen Maierhofe. Er zog mit den heimkehrenden Heerden ein, und fast ergriff ihn ein Rousseau'sches Gelüste, ein Glied derselben zu sein. Wie unruhig machte ihn der Nachgenuß des Vergangenheit gewordenen Glückes! Und wie innig ruhig darf das Thier das Glück der heutigen Weide nach- und wiederkauend fortgenießen! Besser, als sein eigener Spott über seine Gefühle, beruhigte diese der gemüthliche Frieden, der sich hier in der ganzen Umgebung wie auf den Gesichtern der Menschen zeigte. Da sprangen wohlgekleidete Kinder an ihn heran, zwei muntere Knaben und ein fast schon lieblich jungfräuliches Mädchen von vielleicht dreizehn Jahren. Sie grüßten den Ueberraschten freudig und sagten ihm: es sei schön, daß er schon gekommen sei, Vater und Mutter hätten geglaubt, er bliebe noch bis zum Winteranfange draußen auf der Reise. Ehe er noch Muße gewonnen hatte, zu antworten und zu fragen, nahmen ihn die Kinder an

den Händen und führten ihn im Triumphe zu ihren Aeltern, denen sie schon von ferne zuriefen: ihr neuer Lehrer sei doch schon gekommen!

Mit neugierig freundlichen Blicken empfingen ihn diese, noch frische, hübsche Leute, mit einer freien, sicheren und keineswegs derben Haltung, die dem Ankömmlinge wohl that und Zutrauen einflößte. Eben auch die Täuschung that ihm wohl, durch die er als Hauslehrer der Kinder bewillkommnet wurde. Während er sich schnell mit seinem Gewissen berieth, ob er sie fortführen solle, hatte sich zahlreiches Gesinde in der hallenartigen Hausflur gesammelt, eine Glocke wurde kurz geläutet, und der Hausvater sprach einige einfache Gebetsworte in seinem und der andächtig Umherstehenden Namen. Das Gesinde ging darauf weg und die Kinder, die ihre Händchen nur von Theobald weggezogen hatten, um sie zum Gebete zu falten, nahmen ihn sogleich wieder zutraulich bei der Hand. Jetzt war es ihm nicht möglich, auch die unschuldigste Täuschung mit Wissen und Willen fortdauern zu lassen. Er war zwar gewohnt, mit andern Formen und Worten — wenn irgend mit solchen — zu beten, als hier geschah; aber der heilige Geist gab ihm Kraft, den Einen Gestaltlosen oder lieber Tausendgestaltigen auch mit den Seelen der betenden Landleute und Kinder im Bilde zu schauen.

Er behielt die lieben Kinder an der Hand und sagte mit schnellem Entschlusse und dem Bewußtsein, daß er nicht für eine selbst verursachte Täuschung um Verzeihung zu bitten hatte, den Eltern: daß er zwar der Erwartete nicht sei, eben die Täuschung aber für eine Berufung nehme, es zu sein, bis Jener käme, wenn es ihnen anders angenehm wäre. Die Thränen standen ihm noch vom Mitbeten her in dem treuherzig freundlichen Auge; und wie denn ein Frauenauge diese am innigsten zu geben und aufzunehmen versteht, hieß ihn die Mutter zuerst herzlich als Familienglied willkommen, und auch der Vater ließ mit aufrichtig gemeintem Handschlage nicht warten.

Hier, unter Kindern, selbst von den einfachen Menschen fast wie ein liebes Kind behandelt, suchte sich Theobald gerne in die Kindheit — sei es seine vergangene oder eine neue — hineinzuleben und der Leidenschaftlichkeit des Jünglingsalters zu entgehen. Deswegen auch gab er seinen Freunden am See gar keine Nachricht über seinen Aufenthalt.

Er fing an ein Idyll zu dichten — wirklich mit geschriebenen Worten; aber da schlich sich wieder die unentbehrliche Liebe, ein ungebetener und doch im Geheimen willkommener Gast, in den Plan, als könne kein Gedicht ohne sie bestehn; und ebenso mit allem Zauber ihrer Janusnatur, der Erinnerung, die zugleich Hoffnung ist, in Theobalds Seele, als könne kein Dichter, ja kaum irgend ein Mensch, ohne sie bestehn.

Er hieß den in dieser gebirgigen, wenn auch unfruchtbaren Gegend früh eintretenden Winter zum ersten Male in seinem sonst stets frühlingssüchtigen Leben willkommen, weil dieser den Weg über die Berge verschneite und das Haus desto heimathlicher machte. Auch war Theobald zu gesund, um das Sehnen zum Schmachten erkranken zu lassen; doch etwas Sehnsucht gehörte zum täglichen Brote seiner Seele. Jetzt trat mit liebevollem Vorwurfe das Bild seines daheim nun einsamen, früh verwittweten Vaters, der dem Knaben einst Alles, die Welt gewesen war, vor seine Augen; eben weil er sich hier wieder kindlicher und heimischer fühlte. Aber — aber — indem er in Gedanken bei dem Vater sein langes Außenbleiben entschuldigte, beschrieb er ihm seine Wanderung mit ihrem Wechsel und jener Einen himmlischen Rast!

Doch ließen ihn freundliche Störungen nie lange in solchen lockenden Dämmerstunden. Die Kinder kamen, um zu lernen und zu spielen, und bei diesen war er stets heiter; die Aeltern setzten sich zu ihm, um über die kleinen Ereignisse des Hauses und der Gegend, und an den Tagen, wo die Zeitung kam, über die großen, weit draußen in der Welt mit ihm zu plaudern; und er fand sich nicht selten mit allen seinen wohlgemachten Studien durch das gesundere Urtheil der verständigen Landleute beschämt und belehrt. Er wurde der Liebling des Hauses und selbst das Gesinde wandte sich zutrauensvoll zunächst an ihn, wenn es irgend Wünsche und Bitten bei der Herrschaft vorzubringen hatte. Das Alles gab ihm freudigen Eifer in dem durch Zufall gewählten Lebenskreise und Berufe.

Doch sah Ein Blick tiefer in sein Herz hinein und gewahrte auf dessen Grunde die geheime Unruhe. Es war der der Hausfrau, in deren zwar durchaus friedlichem und praktisch glücklichem Leben doch ewig ein wehmüthiger Ton früherer Zeit nachhallte, und sie verwandte, auch noch

so leise klingende, Töne verstehen lehrte. Zu dem Feldrosenstrauche, auf dem ihr Jugendleben erwuchs, war einst ein fremder Gärtner getreten und hatte sie durch Zauberkunst zur glühenden Centifolie veredelt. Darauf waren Stürme gekommen, die den Fremdling in den ewigen Frühling seiner Heimathzone unabsehbar und unwiedersehbar fernhin verwehten und ihre Blätter zur Erde oder Jenem nach in die luftige Ferne. Der Duft der Centifolie aber war ihr als unverlierbares Eigenthum geblieben und hatte sich auf ihr Töchterlein Maria vererbt. So hatte sie es zum Zeugnisse ihres treuen Andenkens genannt, weil der fremde katholische Maler, der sie einst als junges, schönes Mädchen gemalt, geliebt und gebildet hatte, den Namen der ewig jungen und keuschen Christengöttin führte und auch wirklich in seinem fast weiblich zarten und reinen Gemüthe den Segen der heiligsten Jungfrau zu tragen schien. So blieb sie sich auch selbst in mystischem Bewußtsein durch das Kind mit dem Jugendgeliebten wie als Jungfrau und Mutter zugleich verbunden, je mehr dieses erwachsend das, durch sie selbst vermittelte, Wesen des für immer Fernen und Himmlischen zeigte. Darin störte sie auch des Kindes wirklicher Vater nicht, ihr guter und treu verbundener Gatte auf Erden, der in ihr und dem eigenen Kinde die höhere Natur gläubig und bescheiden ehrte und liebte.

Diese Frau nun beobachtete Theobald, wenn er nicht selten in träumender Stille dasaß, mit wohlwollender, rein menschlicher Theilnahme. Diese erhöhte noch etwas der doch auch rein menschliche Gedanke, daß dieser liebe, hübsche, gebildete Mann ein Mädchen, wie ihre Maria zu werden verhieß, gewiß glücklich machen könne und wohl auch wolle. Und daß sie ihm diese Fähigkeit zuschrieb, damit eben erwies sie ihm die größte Gunst und Ehre; denn sie hielt ihre Tochter höher als irgend eine der vielen deutschen und ausländischen Prinzessinnen, die von jedem eben- oder höherbürtigen Prinzen beglückt werden konnten und von denen sie in den Zeitungen las.

Theobald antwortete auf ihre gerade Frage: ob er um eine ferne Geliebte traure? anfangs doppelsinnig: Nein! Daß sein Herz nicht blos um Eine sich kümmere, wagte er ihr, bei allem Zutrauen, nicht zu gestehen, weil er fürchtete, wenn nicht ihren ungläubigen Spott, ihren Un-

willen zu erregen, weil doch selbst ein billiges Weib gewöhnlich für ein ganzes Frauenherz mehr als ein halbes männliches fordert. Er gestand ihr deshalb später nur: daß er einer (und den Singular glaubte er ja selbst) Liebe entflohen sei, um nicht durch vielleicht unlösbare Zweifel in Verzweiflung zu kommen; hier aber werde er immer ruhiger und heiterer. „So bleiben Sie bei uns — immer!" sagte sie, das letzte Wort leise und zögernd, dadurch aber desto bedeutsamer, hinzusetzend. Was sie damit gemeint haben möge, davon ging eine Ahnung in ihm auf, der er nachher im Stillen nachhing.

Statt der angefangenen Idylldichtung zog seine eigene mögliche Zukunft als Idyll vor ihm vorüber; aber ehe er sich versah, glänzte in dem Thale, das den Schauplatz des Idylls bildete, jener See und das weiße Haus, und die Heerdenglocken übertönte Eugeniens Harfe. Und weit im Hintergrunde winkte, wie durch die durchsichtig gewordenen Berge, ein andres Bild aus dem ganzen schönen Stillleben heraus in ein bewegteres: Ein prächtiger, länderverbindender Strom, Städte mit ragenden Domen voll gewaltigen Glocken- und Orgelklanges am Ufer, Schiffe vorbeiziehend voll wanderlustiger Menschen, fahrender Sänger, und besungener Frauen, darunter er, die geliebte Eugenie-Victorie zur Seite, an der weiten reichen Welt sich herzinniger erfreuend, als je zuvor.

Da kam eines Tages Willmer an, der kaum noch erwartete Lehrer, dessen Stelle bisher Theobald, zu des ganzen Hauses und seiner eigenen Zufriedenheit, verwaltet hatte, und setzte durch seine Ankunft Diesen, wie auch die Aeltern in einige Verlegenheit, die seinem schnellen und klugen Blicke nicht verborgen blieb. Theobald erbot sich sogleich, sein Amt in Willmers Hand zu legen und entweder wegzuziehen oder als Miethsmann selbstständig im Hause zu bleiben. Gegen das Erstere aber erklärte sich Willmer sogleich und gegen das Letztere Herr und Frau des Hauses, die sich aufs Aeußerste gekränkt zeigten, wenn Theobald nicht, sei es als Lehrer oder als Freund und Familienglied schlechthin wenigstens den Winter über noch im geräumigen Hause bleiben wolle. Willmer war ohnehin vertragsmäßig nicht blos als Lehrer, sondern auch als Lernender hier. Sein Vater, ein Jugendfreund des Hausherrn, hatte ihn Theologie studiren lassen, und, als eine von einem Pathen ihm ver-

machte bedeutende Landwirthschaft ihn bestimmt hatte, auf die geistlichen Heerden und Saaten zu Gunsten bürgerlich-irdischer zu verzichten, ihn bewogen, hier seine praktischen Vorstudien zu dem neuen Berufe zu machen. Der Jugendfreund hatte gern seine Zustimmung gegeben, doch unter der Bedingung: daß der junge Mann seinen werthvollen geistigen Erwerb den Kindern des Hauses Zinsen tragen lasse und dadurch ihn auch sich selbst desto sicherer und werther erhalte. Theobald entschloß sich nun gern, noch zu bleiben.

Sichtbar war Willmern eine Last vom Herzen gewichen, als er seinen Stellvertreter bald näher kennen lernte. Als Ursache gab er selbst diesem an: daß er gefürchtet habe, den Kindern manche mißtrauische und düstere Ansicht über Welt und Menschen nicht verhehlen zu können, die diesen vielleicht, ohne ihn, das Leben ersparen würde. Theobald faßte gerade durch diese Aeußerung Zutrauen zu ihm, ob ihn schon bisweilen eine höhnische Falte, die Willmers sonst klare und nicht unschöne Züge mitten in der belebtesten Unterhaltung durchschnitt, erkältend und ängstlich berührte. Enges Zusammenwohnen an einsamen Orten erschließt überhaupt die Menschenseelen schneller einander; auch Willmer erwiederte bald, trotz des Mißtrauens, dessen er sich selbst anklagte, Theobalds Offenheit. In stillen Wintermitternächten ungestört zusammensitzend und die wilden Geister draußen mit dem Weihrauchdampfe der Nicotiana bannend, durchwanderten die neuen Freunde gemeinsam die hellen und nächtlichen Räume ihrer Lebensgeschichten.

Daß wir statt dessen fast geradezu ihrer „Liebesgeschichten" setzen könnten, um das ganze Buch nach dem Hauptcapitel zu benamen, versteht sich bei jungen Leuten von selbst. Selbst sehr verständige und kräftige Menschen, die dieser Periode längst entwachsen sind, und mit halb unwilligem Lächeln auf ihre damalige Abhängigkeit zurückblicken, werden einen Theil ihrer später gewonnenen Energie und Freiheit der Schöpferkraft jenes berühmten Gefühles zuschreiben müssen, das durch seine phlogistische Natur anfangs freilich krankhafte Ueberreizung und Abspannung hervorbringt.

Willmers Liebeserfahrungen waren wohl geeignet, Manches in seinem ursprünglichen Naturell krankhaft zu verkehren. Mit lyrisch gläu-

bigem Herzen hatte er sich einst einem Mädchen hingegeben, das mit Madonnenblicken das heißblütige Wohlgefallen zu transsiguriren wußte, womit sie den jugendlich blühenden Mann betrachtete. So wurde sie ihm ein innig geliebter und heilig verehrter Engel. Aber das Wachs der falschen Engelsschwingen schmolz vor irdischer Samumsgluth, die endlich in Willmers Herzen eine ausgebrannte Wüste zurückließ. Die erst dualistisch durch Leib und (wenigstens Willmers) Seele, dann monophysitisch durch Glut und Blut verbundenen Menschen standen endlich nur noch zusammen, weil der redliche Mann das Strohseil der baaren „Pflicht" nicht zerreißen mochte, das ihn noch an einer künftigen Gattin festhielt, welche er dieses hohen Amtes selbst nicht mehr würdig achtete. Die noch zur rechten Zeit erlangte Gewißheit, daß die Reinheit selbst ihres bürgerlichen Frauenlebens nur eine Lüge war, zertrennte auch jenes letzte Band mit scharfem Schnitte, der ihm bis in Adern und Herz hinein fuhr. Wie zur Strafe für sein leichtgläubiges reines Herz stürzte er sich nun in den Krater des heißen Sinnenlebens. Aber die Fülle des reinen Metalls in ihm ließ nicht zu, daß er ganz zur Schlacke schmolz. Der Gerettete legte sich nun, in beschämender Erinnerung der beiden durchgemachten Extreme, die mildere Buße auf: zwischen Aether und betäubendem Erdbrodem nur in sicherer Atmosphäre zu leben, künftig einmal ein braver Mann mit einer ordentlichen Frau, den Blick von jedem verdächtigen Himmelsglanze schöner Frauenaugen abwendend.

Wie bestechend ein solcher Glanz sein könne, wollte er seinem Freunde Theobald zeigen und holte das seit Jahren verschlossene, einst von ihm selbst gemalte Pastellbild seiner ehemaligen Geliebten herbei. Aber die schönen Augen waren auf diesem Bilde, wie auf dem in seinem Herzen, entfärbt und matt geworden, und er schüttelte mit selbstverhöhnender Freude daran, daß die beweglichen Farben noch mehr abfielen und das einst vollblühende Antlitz im Lampenschimmer geisterhaft verblich und entstellt wurde. „So wird es auch den schon so wunderlich wechselnden Farben Deines Liebesbildes ergehn!" sagte er ohne Hohn, wohlwollend zu Theobald. Doch dieser erinnerte sich, wie manchmal in tief beseelten und bewegten Momenten Eugeniens Antlitz im Erbleichen sich verklärt hatte; und, wahrlich, Victoriens funkelnde Lebensfarben traten gegen diesen milden

Schimmer zurück. Das Räthsel seines Herzens reifte der Lösung entgegen. Die Hoffnung auf diese sprach er auch unverhohlen dem Freunde aus, ohne Wissen und Vermuthen den Ungläubigen zu einem sonderbaren Entschlusse anregend.

Dieser nahm sich vor, die Schwestern, zumal Eugenie, kennen zu lernen, um vermuthlich Ursache und Mittel zu finden, den liebgewonnenen Freund der Täuschung zu entziehen, deren verderbliche Folgen er für ihn aus eigner Erfahrung fürchtete, mochte dieser nun besitzen oder fortwährend entsagen. Zugleich trieb ihn noch eine geheime Furcht für sich selbst fort. Erfahrung und Selbstbeherrschung hatten ihn gegen die Lokkungen der reizendsten Frauen gefeit; aber gegen einen Mädchenblick, der nur deswegen nicht mehr ganz kindlich war, weil die Ahnung einer schöneren Welt, jenseits oder diesseits, darin dämmerte oder schimmerte — war er nicht gerüstet. Das war der Blick des Kindes Maria, der sich nun gar zuweilen — nicht verstohlen, sondern gerade und klar, aber in dieser Klarheit sinnend und träumend — so auf ihn richtete, als sollte er Kunde der geahnten Welt geben, wenn nicht wirklich diese selbst. In solchen Momenten wandelte ihn das längst verbannte reine und gläubige Gefühl wieder an, aber auch zugleich die vorwurfsvolle Erinnerung an die Selbstentweihung, die er sich einst zur Buße auferlegt hatte. So empfand er für die nahe Zukunft die Doppelgefahr: getäuscht zu werden, wenn auch minder bitter als ehemals, oder ein wirklich reines Wesen mit seinem, doch irgend einmal gesunkenen, Lieben zu täuschen — als wenn ein Renegat durch keinen Priester und keine Priesterin wieder in die seligmachende Kirche könne eingeweiht werden. Die Folge aller dieser Gedanken und Bedenken war, daß er gegen Ende des Winters eine angeblich dringende Geschäftsreise antrat, von der er bis zum Anfange der Frühlingsfeldarbeiten zurückkehren wolle.

Im Hause der Majorin war derweilen ein neuer Gast eingetroffen: ihr seit mehreren Jahren im Auslande wohnender Bruder, dessen wir früher gedachten — zur Freude des ganzen Hauses. Theobald hatte sich den Sommer über zu sehr in Haus und Herzen eingewohnt, um nicht im stillen Winter schmerzlich vermißt zu werden. Doch warf allmälig sein beharrliches und unerklärtes Schweigen einen zweifelhaften Schein

auf seine Gesinnung, und bald sprach nur noch Ernst bisweilen von ihm. Victorie, die früher Eugenie öfters mit ihm geneckt hatte, wurde allmälig durch sein Schweigen, die zunehmende Stille und Blässe der Schwester und ihr eigenes Andenken, das sie nicht ganz unterdrücken konnte, gegen ihn erbittert, und freute sich nun darauf, daß der geistvolle Humor des Oheims den „Schatten des Fremden" ganz verdrängen werde. Am Weihnachtabende sollte dieser eintreffen; und sie entwarf einen Plan, ihn mit harmlosem Scherze, wie er es liebte, zu empfangen; wozu die Uebrigen, gewohnt, von ihr geleitet zu werden, gern ihre Zustimmung gaben.

Der Oheim war nahe am Ziele seiner Reise, die letzte für Wagen ziemlich unwegsame Strecke zu Fuß zurücklegend. Er dachte an den Weihnachtsabend und an die nun wohl recht groß gewordenen Kinder, denen auch er Allerlei bescheren wollte. Wie wohl sollte ihm unter den lange entbehrten Blutsverwandten werden, die ihm ja auch Wahlverwandte waren! In Gedanken war er etwas vom Wege ab querfeldein gekommen. Ein junger Bauer ging rasch vorüber und rief ihm zu: „er solle die Zukunft nicht todt treten und auf den gleichen Weg gehn, auf dem Nichts gesäet sei und zertreten werden könne." Die Worte waren nach Weise des Volkes ausgesprochen und gesetzt; doch als der Bauer schnell vorübergeschritten war, in das Wäldchen hinein, das den Wandrer noch von dem Reiseziele trennte, fiel diesem die symbolisch klingende Bauernrede auf. Indessen dachte er wieder: Je natürlicher ein Mensch ist, desto symbolischer und poetischer; unpoetisch sein ist ja eigentlich unmenschlich und unnatürlich sein!

Nach seiner Gewohnheit lachte und dachte er nun so innig in sich hinein, daß er vor lauter Bäumen den Wald nicht sah, in den er eben getreten war. Da trat ihn aus einem Seitenwege ein gegen die Kälte bis an die Nase verhülltes altes Mütterchen an, das ihn als „jungen Herrn" anredete und ihn um ein Christgeschenk bat. Er konnte sich nicht enthalten, es doppelt reich zu beschenken, weil es ihn in einem seiner liebsten Gefühle: dem einer von Jahrzahl und Kalender emancipirten Jugend, bestärkte. Indem er eben ein Gespräch mit der Alten anknüpfen wollte, zog eine reizendere Erscheinung seine Aufmerksamkeit ab: ein aller-

liebstes Landmädchen, das, ein Körbchen am Arme, mit leichten Schritten den Weg vom Gute herkam und ihm aus seinem Körbchen Blumensträuße „zu Christkindchen für seine Liebste" zum Kaufe anbot. Ihre Augen funkelten ihm dabei mit wahrhaftig! wie bekanntem Ausdruck aus dem Schleiertuche hervor, so schelmisch freundlich ins Gesicht, als hätte sie selbst Lust, diese Liebste zu sein und daß die Alte zu schelten und zu drohen anfing; sie werde es dem Bräutigam erzählen, der eben des Weges komme. In diesem Augenblicke erschien auch der junge Bauer wieder und führte ein Lamm am Seile, das zur Ueberraschung des Oheims bei seinem Anblicke sich losriß und mit Hundes Gebelle und Gebehrden jubelnd an ihm hinaufsprang. Zugleich sprang die Schafsmaske auf und ein altbekanntes treuherziges Hundegesicht machte mit Einem Male dem fröhlich Enttäuschten die ganze Maskerade klar. Die schlechten und guten Schauspieler: Hund, Mütterchen-Eugenie, der Bursche und das blühende Blumenmädchen Victorie begrüßten ihr Publicum mit so stürmischen Liebkosungen, daß dieses endlich die Flucht nach dem Hause hin nahm, wo eine Schwesterseele schon den ganzen Nachmittag auf jeden Fußtritt gelauscht hatte.

Mit dem Oheim kam in das Haus, das gerade jetzt im öden Winter zu verdüstern gedroht hatte, Heiterkeit und Segen — durch göttliche Fügung, wie die Menschen abgöttischer Weise zu sagen pflegen, als wenn Gottes ewige Weltgesetze keine Fügung wären und des jedesmaligen Flickwerkes bedürften, wann der liebe Gott einmal etwas Gutes thun wolle! O ihr Kleingläubigen, die ihr euch Gläubige nennt! Solches Volk könnte doch sammt allem seinem Glauben nicht begreifen, daß es der heilige Christ selbst war, der sich mit einem liebevollen Bruder verbündete, um erblindende Schwesteraugen dem Lichte wieder näher zu führen.

Christabend senkte sich bald nach des Oheims Eintritte mit allen seinen seligen Geheimnissen auf das Haus und auf nahe und ferne Tausende von erleuchteten Häusern der Christenheit und sogar in neueren Zeiten auch der Judenheit, die, nach Christus (nicht immer der Christen) Weise im Geben selig, ihren Kindern leuchtende und flammende Messiasfreude gönnt. Die Majorin war die Vertraute der mit Liebeswaffen

gegen einander wettkämpfenden Partheien, des Bruders und der Kinder; so empfand sie jede Bescherung, die sie nicht sehen konnte, doppelt: in die Seelen der Gebenden und der Empfangenden. Außerdem wollten ihr die Kinder durch ihre wachen leiblichen Sinne Blumenduft im Winter und neuen, noch ungehörten, Liederklang bescheren. Aber da kamen unverhofft noch die himmlischen Freudenspender selber: Vater, Sohn und Geist, zogen ihr beim Eintritte in den leuchtenden Saal den Schleier von den langsam der Genesung entgegengereiften Augen, die nun, viel milder, nur durch Thränen verdunkelt wurden; so daß Licht und Klang und Duft zusammen als überirdisch reiche Bescherung durch alle Sinne in das betende Herz drangen. Der laute Jubel verstummte vor der heiligen Freude des Wunders; und erst in dem sanft erleuchteten Zimmer der Mutter, in das sie die sorgsamen Kinder bald aus dem scharfen Lichtglanze wegführten, sprachen sich die gerührten Menschen gegeneinander aus.

— Der Oheim war so froh, vom Mitleide erlöst zu sein, das sein nur in Mitfreude immer starkes und frisches Herz sogleich bei der Begrüßung der Schwester tödtlich bedrückt hatte, daß er sich gar nicht zu lassen wußte. Besonders zog es ihn immer wieder zu seinem alten, nun auch so lieblich jungen Lieblinge Victorie hin, sie an sein freudiges Herz zu schließen; aber die vor seiner Abreise ins Ausland so oft in kindlicher Zärtlichkeit auf seinem Schooße gesessen hatte, entzog sich jetzt fast jedes Mal seinem Kusse mit erröthendem Widerstreben. Anfangs befrembet, fühlte er sich darnach dadurch geehrt und jugendlich männlich, weil ein so schönes weibliches Wesen, das ihn gewiß von Kind an liebte, doch auch zugleich in ihm den Mann scheute. — Er hatte es auch früher nie zugegeben, daß ihn die Kinder Oheim nannten und wollte seinen Vornamen nur vor Fremden und im Alter aufgeben. Jetzt fühlte er sich mehr, als je, durch diesen erfreut, nicht aus eitlem Streben nach Scheine und Namen der Jugend, sondern weil ihn Nichts in deren wirklichem Besitze und Gefühle stören sollte.

Leider nahm Ein Familienglied nicht dauernden Theil an der allgemeinen Heiterkeit des Hauses: Eugenie, deren Aehnlichkeit mit der blühenden, glühenden Schwester immer mehr schwand. Was ihr fehlte,

war freilich kein anderes Leid, als das gesetzte Leute mit Achselzucken Liebesleid nennen und das in unserer aufgeklärten Zeit eigentlich nur noch in Romanen einen einflußreichen Platz einnehmen sollte.

Nichtsdestoweniger zehrte dieß Leid immer gieriger an der weichen, weiblichen Natur. Eugenie hatte es Anfangs gar nicht möglich gehalten, daß der Freund — der erste, den sie gefunden hatte — so spurlos verschwinden können. So mußte auch ihre Gestalt aus seinen Augen verschwunden sein, die sie doch einst so oft und so tief angeblickt hatten, als wollten sie sie in sich hinüber zaubern. Endlich kamen schon die ersten Vorboten des Frühlings, aber von Theobald keiner.

Dagegen kam Willmer, der wohl ein Bote von Theobald sein konnte, aber nach seiner selbstgeschaffenen Mission nicht wollte. Er wußte sich dauernde Aufnahme im Hause zu verschaffen, indem er sich für einen Maler gab, der zur Ausbildung und zum Vergnügen eben eine Zeit lange reise und darnach auf einem ererbten Gute der Landwirthschaft und der Kunst in Ruhe leben wolle. Damit sagte er in keiner Hinsicht völlige Unwahrheit; er nannte vielmehr den Doppelberuf, den ihm Talent und bürgerliche Stellung anwiesen. Mitgebrachte Proben und ein sogleich mit flüchtiger Hand entworfenes Profilporträt des Oheims bezeugten seine Kunstfertigkeit; zugleich wußte er durch unterhaltenden Witz und durch klares, wenn auch oft scharfes, Urtheil über Leben, Kunst und Literatur sich bald interessant zu machen, so daß die Männer ihn täglich aus seiner nahen Wohnung, einem romantisch im Walde gelegenen Forsthause, abholten.

Er glaubte bald zu bemerken, daß Victorie und der Oheim in innigerem magnetischem Rapporte standen, als bloße Blutsverwandte pflegen; und daß an Eugenien ein geheimer Kummer nage. Da in seiner Gegenwart die Rede nicht auf Theobald kam, nannte er selbst einmal diesen Namen, um dessen Wirkung zu beobachten, die denn auch nicht ausblieb. Ueber den Frühlingshimmel auf Victoriens Gesicht flog eine Schneewolke, schnell wieder verschwindend; Eugenie dagegen stand einige Augenblicke länger in verschönernden Flammen. Mit unverkennbarer Theilnahme fragten die Uebrigen: ob er Theobald kenne

und wo Dieser jetzt sei? Aber er zeichnete nun einen ganz fremden Menschen, der mit Jenem nur den Namen gemein hatte.

Er hatte nun zwar sich überzeugt, daß Eugenie Theobald liebe; aber er hielt es doch sehr möglich: daß das einmal mit Weh und Wohl der Liebe bekannt gewordene Herz nur deswegen dem untreu Scheinenden treu sei, weil sich vielleicht bis dahin keine Gelegenheit zur Vergeltung, kein Stellvertreter des Verschwundenen für sie am einsamen Orte gefunden hätte. Darum wollte er die Probe machen, ob er die beiden Leute von ihrer Melancholie heilen könne, indem er ihnen den Lieblingstraum getrennter Liebender: den der Unersetzlichkeit, benähme.

Er ging bei seinem Operationsplane wenigstens in so fern ehrlich zu Werke, als er bei Eugenien seine keineswegs niedrigen, aber rein practischen Ansichten über Leben und Liebe unverholen aussprach (denn er wollte ja nicht täuschen, sondern enttäuschen); und als er Theobald zu beweisen hoffte: daß ihn seine Treue um die Poesie seiner Liebe prellen würde, indem die göttliche Geliebte vor seiner schwärmerischen Irionsgluth zur Wolke zerflösse oder vielmehr, noch schlimmer, zum blank und bloß menschlichen Weibe sich defigurirte. Und, sprach er sich weiter zur Selbstentschuldigung für sein Vorhaben vor, obschon Theobald diese Strafe für den hochmüthigen Wahn verdiene: von zwei Göttinnen geliebt zu werden; so müsse diese den Freund doch allzu hart treffen, da es zwar möglich sei, nach einem geträumten Himmel mit wachen Augen ganz glücklich auf der ordinären Erde unter und mit Menschen zu leben (wie er ja für sich selbst hoffte); unerträglich aber: den lieben Engeln im Himmel und gar dem liebsten Erzengel selbst die Federn ausfallen zu sehen, und nun doch an dem Himmel gewesenen und nicht Erde gewordenen Orte bleiben zu müssen, an ein Wesen gekettet, hinter dem eben die vorige Engelsgestalt als gespenstiger Schatten stände, selbst den wirklichen, gebliebenen Reiz verdunkelnd. Lieber solle deshalb der Freund lebenslang von Eugenien getrennt bleiben, an deren persönlichen Besitz ihn doch ihr verschwundenes Traumbildniß ewig mahnen werde; und dafür sich in Maria ein lieblich menschliches Weib, mit von Kind auf ihm deutlichen Schwächen und Tugenden erziehen.

Indem sich hier Willmer zum Verdienste rechnete, daß er für des

Freundes Glück die Ansprüche aufgäbe, die wohl bereits Marias ahnendes Kindesherz ihm selbst zuerkannte; verschwieg er sich dagegen nicht bloß: daß er im Begriffe sei, als Mensch dem Freunde zu rauben, was nur das Fatum zu nehmen berechtigt war; sondern auch: daß das Motiv seines vermeintlichen Fatalberufes nicht mehr so rein geblieben war, als bei seiner Entstehung. Denn unter der Schneedecke seines bisherigen Verstandeslebens waren die alten Keime seines Gemüthes im Verborgenen wieder gewachsen, und was Maria begonnen hatte, setzte Eugenie unbewußt mit wachsendem Erfolge fort. Er hörte auf, sich den ruhigen Besitz irgend einer Gattin zu wünschen und beneidete Theobald um die schwärmende, ruhelos bewegte und bewegende Liebe, mit der ihn Eugenie geliebt hatte.

Was sein Gewissen noch mehr einschläferte, war die zunehmende Freundlichkeit, mit der diese seinen unzweideutigen Annäherungen entgegen kam, und die er einer entstehenden Leidenschaft zuschreiben zu dürfen glaubte, durch die er zugleich Theobalds Enttäuschung — nur auf etwas anderem Wege, als zuvor gedacht — zu bewerkstelligen hoffte. Seine eigene Leidenschaft wußte ihm Alles zu entschuldigen: Er suchte sogar durch — trotz seiner eigenen Wandelung — fortwährendes Aussprechen seiner kalten Liebestheorie den Rest von Glauben noch zu untergraben, den Eugenie noch für Theobalds Liebe hegen konnte.

Dieß glückte ihm auch in der That und bewirkte, daß Eugenie seinen zur Bewerbung gediehenen Aufmerksamkeiten Gehör gab; dennoch aber aus ganz andern Beweggründen, als die er für sich hoffte. Denn je mehr sie sich innerlich über ihre Täuschung in Theobald (ihre Täuschung durch ihn anzunehmen, dazu liebte sie ihn zu sehr) klar zu werden glaubte; desto mehr reifte ein Entschluß zur Buße in ihr, der sogar durch Andeutungen Willmers über ein ähnliches Ereigniß in seinem Leben bestärkt wurde. Sie wollte die ganze hohe und herrliche Welt, in der sie einen Sommer lang mit Theobald gewandelt und in deren tiefste Heiligthümer sie dieser erst eingeführt hatte, auf immer verlassen und vergessen; aber nicht, um sich trostlosem Mißmuthe hinzugeben — wie bisher fast geschehen war —, sondern die Verpflichtung gegen sich selbst übernehmend, sich ein möglich friedliches und zufriedenes Wohnen auf der

Erdfläche zu erwerben. Eigenes Nachdenken und Willmers Ansichten, nach denen er selbst irgend eine Gattin suchte, wie er schon im Anfange seines Hierseins gestanden hatte, führten sie zu der Ueberzeugung: daß jene Zufriedenheit für Mann und Weib nur in der Ehe zu finden sei. Warum sollte ihr nun gerade Willmer, der aller Achtung, Zuneigung und Zutrauens würdig schien, nicht zu dieser Beglückung oder, lieber, Befriedigung des Lebens berufen sein? Daß sie weiter Nichts von ihm wollte; daß Alles, was ihre Seele vordem unter Glück verstanden und geahnt hatte, nicht mit in ein solches Bündniß kam, sondern auf ewig mit Theobald in die unerreichbare Ferne gezogen war: dadurch that sie gerade an Willmer keine Sünde, der ja selbst nicht Mehr von Liebe und Ehe verlangte.

Dieß aber glaubte sie sich nun verpflichtet ausdrücklich zu sagen, damit er Nichts mehr zu errathen hätte, was ihm zu spät offenbar werden könnte. Ja, dazu schien es ihr sogar nöthig, ihm das Verhältniß ihres Herzens zu Theobald zu entdecken. Als sie nun mit ruhigen, freundlichen Blicken Willmer erklärte, daß sie die Seine werden wolle, aber, indem sie ihre Geständnisse aussprach, zugleich ihre selbst ohne Gegenliebe fortdauernde Liebe zu einem ungenannten Fernen bekannte, und nun erst ihre schönen Augen, auf die ewig ferne Gestalt gerichtet, sich in dem Gefühle verklärten, das sie dem frei Gewählten oder Angenommenen nicht widmen konnte: da wurde es diesem klar, daß sie die Seine nicht werden könne, noch dürfe. Wie ward ihr zu Muthe, als Willmer ihr verbleicht und mit Thränen fast zu Füßen fiel und ihr gestand: daß er sie, aber auch sich selbst getäuscht habe, und aus gutem Willen noch Einen, dessen Namen er ihr zu ihrem Staunen und Schrecken nannte. Doch dieser Schrecken wandelte sich in unsägliches Glück, als sie in dem Glauben an ihre Täuschung in Theobald selbst die größte Täuschung fand und sich nicht aus ihrer und seiner höhern Heimath verbannen durfte, um auf Erden zufrieden zu leben. In der Aufregung ihrer Wonne umarmte sie sogar den reuigen Sünder, durch den ihr die Thüre des Himmels, aus dem er selbst herausgefallen war, geöffnet wurde. Gerade ihr erster Kuß, den ihm diese Stunde viel anders hätte bringen sollen, brannte — dazu wahrscheinlichst auch ihr letzter — nun

mit Fegefeuergluth auf seinen Lippen; denn er galt dem Fernen, an dem er beinahe eine Todsünde begangen hätte.

Er überließ es Eugenien, der Familie seinen Dank, seine Reue und seine Buße mitzutheilen, und schied rasch, um Theobalds Verzeihung gegen seine Heilsbotschaft einzutauschen. Wie leicht ward ihm auf dem Wege! nicht bloß, weil er dem Schweben zwischen Willen und Sünde entnommen war; sondern auch weil er ein Weib gefunden hatte, das auch im Wachen noch Lust und Leid seines Traumes treu behielt und das ihm den alten Liebesglauben wiedergab, in dem es ihm einen neuen Liebeswahn benahm. Aus einer neu aufgehenden Zukunft glänzten ihm Augen entgegen, welche Eugeniens und Marias zugleich schienen; er begann, Theobalds Zwieliebe zu begreifen und für sich eine ähnliche Lösung zu hoffen, als die in Theobalds Herzen schon längst eingetretene war. Nur bisweilen blitzte noch die Vergangenheit mit Zweifeln und Vorwürfen in den neuen heitern Frühlingshimmel hinein.

Ermüdet von körperlichen und geistigen Wanderungen kehrte er am Abend in einem einsamen Wirthshause ein. In diesem Augenblick erscholl aus dem nahen Walde eine bekannte Stimme und sang eine wunderliche Weise halb in jubelnden, halb in klagend und fragend gezogenen Tönen. Theobald! rief Willmer, indem er sein Pferd stehen ließ und statt ins Wirthshaus, zum Erstaunen der Wirthsleute, aller Ermüdung vergessend, in den Wald hineinrannte. Theobald war nicht minder überrascht, als ihm der fern Geglaubte in einer so stürmischen Weise um den Hals fiel, wie er sie nie an diesem bemerkt hatte. Im Hause löste sich dieses Räthsel und noch manches andere. Willmer hatte nicht eher Ruhe, als bis er Alles, was ihm im Gedächtnisse und auf dem Herzen lag, gebeichtet und Verzeihung und Dank des Freundes gewonnen hatte.

Theobald erzählte: als der Frühling alles Gebundene löste, habe auch er sich nur noch angestrengt und zerstreut zurückgehalten, zur Trauer seiner liebevollen Hausgenossen. Er habe nur noch Willmers Rückkehr abwarten wollen; aber als neuerdings ein Brief von diesem (von einem wie sich nun ergab, fingirten fernen Orten aus) gekommen sei, der dessen Rückkehr in ungewisse Zeit hinausrückte (zur besondern Trauer der lern-

begierigen Maria, wie Theobald lächelnd hinzusetzte): da habe er unter dem Vorwande, daß sein Vater seiner harre, sich zur Abreise gerüstet. Errathend aber habe ihm die Hausfrau scherzend und doch voll zarter, warmer Theilnahme, gesagt: Du sollst Vater und Mutter verlassen! worauf er ihr zum Danke alles früher Angedeutete ausführlich erzählt und sie ihn nun selbst zur Abreise — „nicht bloß um seinetwillen!" — getrieben habe. Was jetzt Willmer von Eugenien und nicht minder, was er von Victorien erzählte, bestärkte Theobald noch mehr in seinen Gefühlen und Entschlüssen.

Am frühen Morgen waren Beide von einander geschieden und Jeder nach der Richtung gegangen, von der der Andere gekommen war. Wie klopfte Theobald das Herz, als er an der Schwelle der Berge stand, die sich in das unvergeßliche Thal hinab neigten! Die Bedeutung der nahenden Momente hieß ihn rasten, so sehr ihn auch Ungeduld hinab rief. Jetzt sollte ihm mit der Liebe das ganze Leben klar und er ein freier Mann werden, der nicht blos in lyrischer Beschränkung sich bewegte. Denn nicht die Liebe hatte ihn bisher beengt und gebunden, sondern nur deren Unklarheit; weil ein rechtes Herz (und ein solches glaubte er doch in sich zu verspüren) durch rechte Liebe nicht der übrigen Welt verschlossen, vielmehr erst allseitig geöffnet und erwärmt wird.

Da kamen zwei Gestalten den Berg heraufgegangen; eine weibliche, zarte, deren Umrisse er erkannte, aber mit dem Zweifel, welcher von beiden Schwestern sie angehörten, wodurch jenes Doppelgefühl ihn wieder unheimlich, wie ein Revenant, anhauchte; die andere gehörte einem kräftigen Manne an, den er nicht kannte, in dem er aber, nach Willmers Erzählung, mit Recht den Oheim vermuthete. Bald erkannte er auch Victorien an ihren lebhaften Bewegungen. Eine Anwandelung von Neugierde, Verlegenheit und Humor ließ ihn einen Baum erklettern, dessen Aeste bis auf den Boden gingen und seinen Sitz bisher auch den Kommenden verborgen hatten.

Die Beiden kamen näher, sie nahmen endlich den kaum von ihm verlassenen Platz ein. „Du magst mir, sagte der Oheim zu Victorien, von der Liebe deiner Schwester und des Flüchtlings sprechen, was du willst: du hattest und warst auch einiger Maßen behert. Wie könntest

du sonst seine Flucht und sein Schweigen vertheidigen? Ein Mann läuft vor Einer Liebe nicht fort; nur ein unregelmäßiger Plural in dieser Declination oder Inclination kann auch dem Besten den Kopf toll machen." „Was und Wer hat denn auch Willmer in die Flucht getrieben? — entgegnete Victorie — war es nicht wieder um Eugenie? Mir will es leider nicht gelingen, setzte sie neckend hinzu, einem Manne den Kopf zu verrücken." Ihr Begleiter fühlte mit beiden Händen nach seinem Kopfe ob er noch auf dem alten Flecke sitze. Dabei kam ihm auf dem Scheitel ein leerer Raum unter die Finger; er deckte schweigend und seufzend die Hand darauf und blickte die Nachbarin bedeutungsvoll an. „Willst du, eitler Mann, — sagte diese mit fröhlichem Lachen — immer wieder Geständnisse des Kindes hören, das du einst so oft an dein Herz drücktest und das dir nun über das Herz hinaus gewachsen ist? und nicht hinein?" — fragte sie zärtlich dazu, und fuhr, ohne eine Antwort abzuwarten, fort: „Und wenn Theobald selbst vor mir stünde, so würde ich ihm mein Herz vor die Augen halten, und er würde nur dich darin sehen und sich bescheiden müssen, daß er höchstens vor dir würdig war, sich einen Augenblick darin zu spiegeln."

Der citirte Geist kam bei dieser nicht allzuschmeichelhaften Ladung plötzlich prasselnd herniedergefahren und fiel, halb unwillkührlich, der Erschrockenen vor die Füße. Als sie ihn erkannte, zog es über ihr Gesichtchen, wie der flüchtig noch einmal aufflackernde Schein einer längst gedämpften Feuersbrunst; vielleicht war es auch Schrecken und etwas Unwillen, was ihr die Gluth in die Wangen trieb. Den Oheim aber ergötzte die Improvisade, deren Zusammenhang ihm sogleich durch Theobald erklärt wurde, höchlich und stimmte seinen muntern Sinn zu dessen Gunsten. Er half ihm selbst Victorien versöhnen; der leuchtende Frühlingsmorgen klärte alle Augen und ließ weder gereizte noch weichlich sentimentale Stimmungen aufkommen; und das Kleeblatt eilte heiter bergab.

Doch sollte Theobald noch eine kleine Strafe für sein Fliehen und Schweigen erdulden. Als sie unten ankamen, ruderte Eugenie auf einem kleinen Nachen auf dem ruhigen See umher. Sie hörte sich gerufen, sie sah die Gestalt des, nur heute noch nicht, erwarteten Freundes zuerst im

Wasserspiegel, wie ein halb lebendiges Traumbild; vor Ueberraschung und Freude in dem schnell erfaßten Gedanken, daß Er aus eigenem, mächtigem Herzenstriebe gekommen sei, bevor ihn Willmer abrufen konnte, ließ sie das Ruder ins Wasser fallen und schwamm nun, zwar gefahrlos, aber fest gebannt auf dem ruhigen Elemente mit bewegtem Herzen, nur den Augen und der Stimme des vor Ungeduld bebenden Geliebten erreichbar. Mit Mühe verhinderten ihn die Begleiter, daß er nicht zu ihr hinschwamm.

Ernst kam jetzt auch mit der Mutter heraus. Diese hatte Theobald längst seine Flucht verziehen, weil es ja vor der Schönheit und Lieblichkeit ihrer Tochter geschehen war. Jetzt erst freute sie sich völlig der wiedergewonnenen Augen, weil sie ihrem Herzen nur Glück zeigten, gewordenes und werdendes. Sie sah zum ersten Male Theobalds Züge, die denen ihres Gatten nicht glichen; da er aber mit dessen Stimme Liebesworte zu Eugenien sprach, bewegte sie der Nachklang frauenhafter Liebe zugleich wie Ahnung und Mitgefühl des Liebesglückes im Herzen der Tochter. —

Wir haben nun nur noch zu berichten: daß nach kurzer Zeit der Oheim Victorien als Gattin mit sich in die Ferne führte; mit leiser Freude darüber, daß diese Entfernung ihr und Theobalds Herz am Sichersten vor neuen Zwiespalten bewahre. Theobald sollte durch dieses Scheiden gerade so viel Sehnsucht nach etwas Verschwundenem bleiben, um sein Herz jung und poetisch zu erhalten, ohne sein Besitzesglück zu trüben; und Eugenien auch bei dem Glücke des Besitzes so viel oder wenig Sorge um die Treue des Geliebten, um diesen stets im Bräutigam und Gatten finden zu lassen. So philosophirte der Oheim; aber das junge Paar bedurfte keiner philosophischen Zukunftsversicherungsanstalt; Jedes las klar in den klaren Augen des Andern seine Gegenwart und Zukunft, seine Zeit und Ewigkeit.

XIII.

Der politische Character Napoleon's, während der ersten beiden italiänischen Feldzüge.

Fünf und zwanzig Jahre sind seit Napoleon's Falle, neunzehn Jahre seit seinem Tode, verflossen. Während dieser Zeit hat er mancherlei Urtheile, die härtesten wie die verherrlichendsten, erfahren, und noch ganz kürzlich ist, bei Gelegenheit des Transportes seiner Asche nach Frankreich, öffentliches Gericht über ihn gehalten worden. Seine Zeit ist mehr in den Hintergrund getreten, die Leidenschaften haben sich abgekühlt, und man ist zu einem besonnenen Urtheile über ihn gelangt.

Immer aber bleibt es interessant, wenn man auch weiß, wie das Urtheil lautet, zu untersuchen, wie er dazu gelangt ist, daß es eben so und nicht anders über ihn gefällt werden kann.

Die Anlagen zu dem, was werden soll, liegen in dem Menschen, aber sie sind noch unbestimmt in Bezug auf die Richtung, die sie nehmen werden. Das Leben bildet sie aus, nicht immer so, wie sie sich zum Besten der Menschheit entfalten könnten, sondern mannichfach modificirt durch die äußeren Verhältnisse, und die Ursachen, warum der Character gerade diese oder jene Richtung nimmt, liegen fast eben so sehr in den äußeren Verhältnissen, als in den inneren Anlagen des Menschen.

Die Richtung des Characters wird meist durch die Begebnisse des jugendlichen Alters bestimmt, in welchem die Anlagen noch fähig sind, jede Richtung zu nehmen. Will man daher zu einer unbefangenen Würdigung außerordentlicher Charactere gelangen, so sind vorzüglich die Ver-

hältnisse, unter denen ihre vorgerücktere Jugend, und ihr erstes Auftreten in der Welt statt fand, genauer zu betrachten.

In Bezug auf Napoleon geben dazu besonders seine ersten beiden italiänischen Feldzüge die beste Gelegenheit, in denen er zuerst als selbstständiger Theilnehmer an dem großen Trauerspiele auftrat.

Zur Zeit des Ausbruchs der französischen Revolution war er Artillerielieutenant. Er ergriff sogleich mit Eifer die Partei der Nation, weil er, in seiner damaligen Lage, dabei nur gewinnen konnte. Er selbst sagte später, und gewiß war er darin aufrichtig: wäre ich General gewesen, ich würde auf die Seite des Königs getreten sein. Sein „Souper de Beaucaire" predigte jacobinische Grundsätze, und er schloß sich ihrer Partei so eng an, daß er beinahe in Robespierre's Sturz verwickelt worden wäre. Er wurde verhaftet, seiner Stelle als Oberbefehlshaber der Artillerie bei der italiänischen Armee entsetzt und durch ein Conventsdecret vom 15. Sept. 1794 aus der Liste der französischen Generale gestrichen.

Seit dieser Zeit lebte er als Privatmann in Paris unter beschränkten Verhältnissen. Der Aufstand der pariser Sectionen, am 5. Oct. 1795, rief ihn wieder in Thätigkeit. Der, damals mächtige, Barras ernannte ihn zu seinem Unterbefehlshaber, und er ließ, uneingedenk der im Souper de Beaucaire vertheidigten Grundsätze, eben jenes Volk, dessen Rechte er dort so kühn vertheidigt hatte, auf den Stufen von Saint-Roch niederschießen. Diese That führte ihn schon im folgenden Jahre, im 26sten seines Lebensalters, an die Spitze der italiänischen Armee.

Von diesem Augenblicke an wollen wir es versuchen, die Entwickelung seines Characters während des Laufes der beiden ersten italiänischen Feldzüge zu verfolgen, doch so, daß alle militärischen Details davon ausgeschlossen bleiben, da wir ihn nicht als Feldherrn, sondern als Mensch und Politiker, beleuchten wollen. Zu diesem Behufe werden wir uns aber allein seiner Proclamationen, seiner Instructionen und seiner Correspondenz bedienen, und die Thatsachen mit ihnen vergleichen, weil über den Character nicht immer Geständnisse oder Versicherungen allein entscheiden können, sondern auch Thatsachen zu Hülfe gerufen werden müssen.

Er fand die französische Armee bei seiner Ankunft auf den dürren Gipfeln der Alpen und Apenninen gelagert, von allen Bedürfnissen entblößt und aufrührerisch. Er unterdrückte den Aufruhr, sorgte so viel als möglich für Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse, und zeigte ihr endlich von ihren Bergen, gleich dem Hannibal, die vor ihnen liegenden fruchtbaren Ebenen Italiens. Er versprach, sie dorthin zu führen, und in Ueberfluß zu versetzen, wenn sie zur Ordnung und Kriegszucht zurückkehren würde. Die Armee gehorchte seinem Rufe, und die Tage von Montenotte, Millesimo, Dego und Mondovi entschieden für die Franzosen. Die Oestreicher wichen in Unordnung gegen den Ticino, die sardinischen Truppen gegen Turin zurück. Napoleon rückte gegen Turin vor. Der zitternde Hof von Turin, durch die Nähe der Gefahr erschreckt, schickte Botschafter an den General und bat um Waffenstillstand und Frieden.

Von da an beginnt der Wendepunkt seines Geschicks. Er selbst sagte noch auf St. Helena, und die darauf folgenden Thatsachen bestätigen dies: „Von diesem Augenblicke fing ich zum ersten Male an, mich nicht mehr als einen einfachen General, sondern als einen Mann zu betrachten, der berufen sei, auf das Schicksal der Völker Einfluß zu haben." Er mußte zu diesem Gefühle kommen, da ein König das seinige in seine Hand legte, wenn es auch nur geschah, weil, bei der unmittelbaren Nähe der Gefahr, es an Zeit fehlte, mit der fernen Regierung zu Paris zu unterhandeln.

Napoleon antwortete, unterm 24. April 1796, „daß sich das Directorium die Unterhandlungen über den Frieden vorbehalten habe, daß also die sardinischen Bevollmächtigten nach Paris reisen, oder in Genua warten möchten, bis das Directorium einen Bevollmächtigten ernannt habe." Indessen schloß er eine Militärconvention ab, vermöge deren ihm die Festungen Coni, Tortona und Alessandria eingeräumt wurden, und die Waffen bis zu dem Ausgange der Verhandlungen ruhen sollten.

Seinen Truppen dankte er für das, was sie gethan. „Aber," sprach er zu ihnen, „noch ist nichts gethan, weil euch Alles zu thun noch übrig bleibt. Noch ist Turin und Mailand nicht euer, und Basseville's Mörder wandeln noch auf der Asche der Besieger der Tarquine." Er versprach ihnen

die Eroberung von Italien, damit sie, eine Phrase, die ihm wirksam schien, weil er sie später noch oft brauchte, bei ihrer Rückkehr mit Stolz sagen könnten: „auch ich gehörte der Armee an, die Italien erobert hat."

Zu den Völkern Italiens sprach er am 26. April 1796: „Die französische Armee kommt, um euere Ketten zu brechen. Das französische Volk ist der Freund aller Völker, kommt ihm mit Zutrauen entgegen; euer Eigenthum, euere Religion, euere Sitten und Gebräuche werden geachtet werden."

An das Directorium berichtete er unterm 28. April 1796: „Sie können die Friedensbedingungen mit Sardinien nach Gefallen stellen, da ich die festen Plätze inne habe. An eine Revolutionirung Piemonts ist gegenwärtig noch nicht zu denken; die Gemüther müssen erst dazu reif werden. Unterdessen werde ich gegen Beaulieu marschiren, ihm über den Po folgen, mich der Lombardei bemächtigen, und hoffe, noch ehe ein Monat vergeht, auf den Gebirgen Tirols einzutreffen, um, gemeinschaftlich mit der Rheinarmee, in Baiern einzufallen."

Zu gleicher Zeit benachrichtigte er, auf vertrauliche Weise, unterm 1. Mai 1796 den Director Carnot davon. „Meine Absicht ist," schrieb er ihm, „die Oestreicher anzugreifen, sie zu schlagen, um sodann, nach Umständen, entweder nach Turin, oder durch Tirol nach Oestreich, oder nach Neapel zu marschiren. Auch will ich den Herzog von Parma in Contribution setzen."

Ob die großen Versprechungen, die er machte, nur Folge des Siegesrausches waren, oder ob er das Directorium damit gewinnen wollte, bleibt ungewiß. Wenigstens bewies die Folgezeit, daß sie zu sanguinisch waren, denn er vermochte erst im folgenden Jahre, und erst nachdem er 30,000 Mann Verstärkung erhalten hatte, bis nach Oestreich vorzudringen, und erklärte fortwährend: er sei zu schwach, um bis nach Neapel vorzurücken, so lange die Oestreicher noch ihm gegenüber stünden.

Sein Plan gegen den Herzog von Parma war die erste politische Unternehmung auf eigene Hand; er begnügte sich, sie vertraulich einem Director anzuzeigen. Sie war eine ungerechte, denn der Herzog von Parma hatte keinen Theil an dem Kriege gegen Frankreich genommen. Oestreich, Sardinien und Neapel allein hatten ihn geführt. Ihr folgte

bald eine Reihe anderer gleichartiger Unternehmungen, auf welche er bereits dachte, obwohl er deren gegen Carnot nicht erwähnt hatte. Unter dem nämlichen Tage, unter welchem der eben bezeichnete Brief an Carnot abging, schrieb er bereits an den französischen Gesandten zu Genua, Faypoult: „Theilen Sie mir Nachrichten mit über die Herzoge von Parma und Modena, über die Zahl ihrer Truppen, über ihre Festungen, und die Reichthümer des Landes; schicken Sie mir vor allen Dingen ein Verzeichniß der Gemälde und Seltenheiten, die sich in Mailand, Modena, Parma, Piacenza und Bologna befinden. Als wir Frieden mit Spanien schlossen, hätte der Herzog von Parma daran theilnehmen sollen, warum hat er es nicht gethan?"

Aber wir haben schon bemerkt, daß der Herzog an dem Kriege nicht Theil genommen hatte. Der Herzog von Modena hatte es eben so wenig gethan. Bologna gehörte dem Papste, und allen Völkern Italiens war Sicherheit des Eigenthums versprochen worden.

Napoleon bereitete sich nun vor, den Feldzug gegen die Oestreicher fortzusetzen. Er drang in das Herzogthum Parma ein und nöthigte im Vorbeigehen dem Herzoge von Parma einen Waffenstillstand ab, vermöge dessen dieser zwanzig der schönsten Gemälde, nach der Auswahl der Franzosen, 2,000,000 Fr. an Geld, 1200 Zugpferde, 400 Cavaleriepferde, 100 Reitpferde für die höheren Officiere der Armee, 10,000 Centner Korn, 5000 Centner Hafer und 2000 Stück Ochsen an die Franzosen abliefern mußte. Dann ging er von Piacenza aus über den Po, trieb die Oestreicher über den Mincio zurück und besetzte die Lombardei.

Das Directorium schien indessen bereits Besorgnissen über das Benehmen und die von Napoleon ihm gegenüber angenommene Stellung Raum gegeben zu haben. Es erließ unterm 7. Mai 1796 folgenden Befehl an ihn: 1) die Lombardei zu erobern, die Oestreicher bis an die Gebirge von Tirol zu verjagen und sie dort zu bedrohen; 2) sodann aber die Armee zu theilen, die eine Hälfte davon, welche die Lombardei decken und dabei von den sardinischen Truppen unterstützt werden sollte, an den Oberbefehl des Generals Kellermann abzugeben, selbst aber mit der seinem Oberbefehle verbleibenden anderen Hälfte längs des Ufers, über Livorno und Rom, gegen Neapel vorzurücken; und 3) die Anordnungen

der bei der Armee befindlichen Regierungscommissare, Garreau und Salicetti, in Bezug auf die Bewegung und die Eintheilung der Truppen, genau zu befolgen.

Diese Verordnung enthielt indirect nichts anderes, als: 1) eine Schwächung der Napoleon untergebenen Armee und somit der Mittel, über welche er gebot; 2) seine Verwendung zu Verfolgung eines Nebenzweckes, während die Hauptrolle Kellermann zufiel, und 3) eine Beschränkung der Gewalt, mit welcher er zeither den Oberbefehl geführt hatte.

Napoleon antwortete darauf mit der Nachricht von der, bereits stattgehabten Eroberung der Lombardei, mit der Nachricht von dem Waffenstillstande mit Parma und den damit gewonnenen Schätzen und mit der Aussicht auf andere ähnliche Erfolge. Zugleich machte er gegen diese Anordnung, unterm 14. Mai 1796, noch nachstehende militärische Bemerkungen geltend: „Die Expedition nach Livorno, Rom und Neapel," schrieb er, „ist unbedeutend; sie muß echelonsweise mit Divisionen gemacht werden, die man nöthigenfalls durch einen Rückmarsch schnell vereinigen kann, um den Oestreichern die Spitze zu bieten. Es ist aber dazu die Einheit des Oberbefehles nöthig und nichts darf sie in ihren Märschen und Operationen stören. Ich habe den Feldzug geführt, ohne irgend Jemand zu befragen. Es würde nicht viel gescheutes herausgekommen sein, hätte ich mich mit einem Anderen über seine Art, die Dinge anzusehen, vereinigen müssen. Ich habe, obgleich selbst von Allem entblößt, einige Vortheile über überlegene Streitkräfte davon getragen, weil meine Schritte, in der Ueberzeugung, daß ich Ihr volles Vertrauen besaß, eben so schnell waren, wie meine Gedanken."

„Wenn Sie mir Hindernisse aller Art in den Weg legen, wenn ich über alle meine Schritte erst mit den Regierungscommissarien unterhandeln muß, wenn diesen das Recht zusteht, meine Bewegungen zu verändern und mir nach Belieben Truppen zu geben oder wegzunehmen, so dürfen Sie fortan auf keine Erfolge mehr rechnen. Wenn Sie durch Theilung der Kräfte Ihre Mittel schwächen, wenn Sie die Einheit des militärischen Gedankens vernichten, so muß ich Ihnen mit Schmerz ver-

sichern, Sie werden die schönste Gelegenheit, Italien Gesetze geben zu können, verloren haben."

„Wie die Dinge gegenwärtig in Italien stehen, so ist ein General erforderlich, der gänzlich Ihr Vertrauen besitzt. Ich werde mich nicht beklagen, wenn ich es nicht mehr bin, sondern ich werde meinen Eifer verdoppeln, um Ihre Achtung in jedem Posten zu verdienen, den Sie mir bestimmen könnten. Jeder führt den Krieg auf seine Weise. Der General Kellermann hat mehr Erfahrung als ich, und wird ihn besser führen; aber beide vereint werden wir ihn gewiß schlecht führen."

„Ich kann nur dann dem Vaterlande wesentliche Dienste leisten, wenn ich Ihr volles Vertrauen besitze. Ich fühle, daß viel Muth dazu gehört, Ihnen den gegenwärtigen Brief zu schreiben; er kann mir leicht den Vorwurf des Stolzes und des Ehrgeizes zuziehen. Aber ich bin Ihnen, die Sie mir zu allen Zeiten unvergeßliche Beweise Ihrer Achtung gegeben haben, den Ausdruck aller meiner Gedanken schuldig."

„Die verschiedenen Divisionen der Armee nehmen Besitz von der Lombardei. Wenn Sie diesen Brief erhalten, werde ich bereits auf dem Wege sein und Ihre Antwort wird mich in Livorno treffen. Der Entschluß, den Sie unter diesen Umständen fassen werden, wird entscheidender für die ferneren Unternehmungen dieses Feldzuges sein, als eine Verstärkung von 15000 Mann, die Beaulieu erhalten konnte."

Aehnliches schrieb er unter dem gleichen Tage vertraulicher Weise an Carnot; nur sprach er da seinen Wunsch, an der Spitze der Armee von Italien zu bleiben, unumwunden aus, bat ihn, bei dem Directorium dahin zu wirken, beklagte sich über Verleumdung und ersuchte Carnot, einer unrichtigen Auslegung seines Berichtes vorzubeugen.

Diese Vorstellungen und vielleicht mehr noch die damit verbundenen Siegesnachrichten und die bereits bezogenen und in Aussicht gestellten Contributionen, so wie die Bereitwilligkeit, die der versprochene Marsch nach Livorno verhieß, die wegen Neapel erhaltenen Befehle zu vollziehen, änderten die Ansichten des Directoriums. Es antwortete unverzüglich: „Ihre Wünsche, Bürger General, scheinen auf die Beibehaltung der Oberleitung aller Operationen in Italien zu gehen. Das Directorium hat die Sache nochmals in die reiflichste Erwägung gezogen und es hat,

in vollem Vertrauen auf Ihre Talente und Ihren Eifer, dieselbe zu Ihren Gunsten entschieden. Der General Kellermann bleibt in seiner gegenwärtigen Eigenschaft in Chambery."

Napoleon hatte demnach in diesem Kampfe gesiegt, das Directorium hatte nachgegeben. Dies mußte sein Selbstvertrauen für künftige ähnliche Fälle befestigen; er konnte annehmen, daß ihm indirect zugestanden war, auch künftig Niemanden fragen, sondern selbstständig handeln zu dürfen, und die Folge zeigte sehr deutlich, daß er dieser Auslegung folgte. Er vollendete zunächst die Eroberung der Lombardei und erklärte den Lombarden: die französische Armee sei gekommen, sie von ihrem Despoten zu befreien, sie sei eine Feindin der Tyrannei und bringe ihnen die Freiheit; wogegen sie aber auch ein Recht auf die Mitwirkung der Völker zu diesem Zwecke habe. Nach diesen Vordersätzen wurde der Lombardei eine Contribution von 20 Mill. Franken aufgelegt, die jedoch allein die Geistlichen, die Klöster und die Reichen stellen sollte.

In der gleichen Zeit kam, ohne vorherigen Krieg, ein Waffenstillstand mit dem Herzoge von Modena zu Stande, der dafür 10,000,000 Franken bezahlen und zwanzig Gemälde an Frankreich ausliefern mußte.

Dagegen war von einem Marsche nach Livorno, wo die nächsten Befehle des Directoriums Napoleon treffen sollten, keine Rede mehr. Er beschäftigte sich in Mailand mit den Gelehrten, rief die Universität von Pavia wieder zusammen und eilte sodann, die Oestreicher wieder aufzusuchen, die sich hinter dem Mincio, zum Theil auf venetianischem Gebiete, wieder aufgestellt hatten.

Zu diesem Ende mußte er auch seinerseits das venetianische Gebiet betreten. Indem er dies that, erließ er zugleich eine Proclamation an die Republik Venedig, worin er unter andern sagte: „Die französische Armee wird, um sie (die Oestreicher) zu verfolgen, das Gebiet der Republik betreten; aber sie wird nicht vergessen, daß eine alte Freundschaft beide Republiken verbindet. Die Religion, die Regierung, die Gebräuche sollen geachtet, die strengste Mannszucht soll gehalten und Alles, was der Armee geliefert wird, soll baar bezahlt werden." Diese Proclamation war vom 29. Mai 1796.

Aber schon am 31. Mai 1796 machte er dem Proveditore von Verona die heftigsten Vorwürfe darüber, daß die Republik den östreichischen Truppen den Einmarsch in die venetianische Festung Peschiera gestattet hatte. Während der Unterredung mit ihm ließ er die Division Massena sich der festen Stadt Verona, die die Oestreicher gar nicht betreten hatten, bemächtigen, und sagte den Veronesen: „Sie hätten dem Prätendenten von Frankreich den Aufenthalt in ihren Mauern verstattet und sehr unrecht daran gethan. Wäre der angebliche König von Frankreich," fuhr er fort, „nicht aus Verona entwichen, ehe ich den Po überschritt, so würde ich eine Stadt angezündet haben, die kühn genug war, sich einen Augenblick für die Hauptstadt von Frankreich zu halten."

Die Republik schickte ihre Gesandten an den General ab, um mit ihm zu unterhandeln.

Napoleon schrieb darüber an das Directorium unterm 7. Juni 1796. „Wenn Sie geneigt sind, 5 oder 6 Millionen von Venedig zu ziehen, so habe ich Ihnen dazu Gelegenheit gegeben. Sie können dieselben als Schadloshaltung für das Gefecht von Borghetto fordern, welches ich, um Peschiera zu nehmen, habe liefern müssen. Haben Sie weiter gehende Pläne, so müßte man die Zwistigkeit fortsetzen und einen günstigen Augenblick abwarten, den zu benutzen ich sodann nicht verfehlen würde." Uebrigens gesteht er dabei ganz aufrichtig: „Die Wahrheit der ganzen Sache mit Peschiera ist, daß sie Beaulieu betrogen hat. Er verlangte den Durchzug für 50 Mann und besetzte es bei dieser Gelegenheit. Ich lasse es jetzt in Stand setzen und in vierzehn Tagen wird es einer Belagerung bedürfen, um die Stadt zu nehmen."

Die Wahrheit erfordert es noch hinzuzusetzen, daß Peschiera ganz außer Vertheidigung war und daß die Oestreicher es nach dem Treffen von Borghetto wieder verließen, ohne auch nur den Versuch einer Vertheidigung zu wagen. Die ganze Beschuldigung war demnach aus der Luft gegriffen und grundlos. Dennoch mußten sich die Venetianer, um den Sturm zu beschwören, zur Verpflegung einer Armee verstehen, die eben erst alle Lieferungen baar zu bezahlen versprochen hatte.

Um diese Zeit fingen sich im Rücken der französischen Armee, vorzüglich im Genuesischen und in der Gegend von Pavia, bedrohliche

Bewegungen gegen die Franzosen an zu bilden, und Napoleon hatte den östreichischen Gesandten zu Genua im Verdachte, dieselben zu begünstigen. Napoleon schrieb deshalb an den französischen Gesandten Faypoult zu Genua, unterm 7. Juni 1796: „Ich höre, daß der kaiserliche Gesandte zu Genua die Landleute zum Aufstande aufreizt und sie mit Geld und Pulver unterstützt. Wenn dies wahr ist, werde ich ihn verhaften lassen.“ Genua war neutral. Mit Neapel schloß er um dieselbe Zeit einen Waffenstillstand, vermöge dessen sich 2400 Mann neapolitanischer Cavalerie von der östreichischen Armee trennte. Aber er nahm sie in Beschlag und ließ sie, trotz des Waffenstillstandes, nicht nach Neapel zurückkehren.

Dagegen ließ er den General Augereau über den Po setzen und in das päpstliche Gebiet einrücken. Bologna und Urbino wurden besetzt, Napoleon schlug selbst in der ersteren Stadt sein Hauptquartier auf und zeigte von hieraus dem neutralen Großherzoge von Toscana an: daß, da die wiederholten Vorstellungen gegen die Zulassung englischer Schiffe in den Hafen von Livorno unbeachtet geblieben wären, in zwei Tagen eine französische Division in diese Stadt einrücken und dieselbe besetzen würde. Die Neutralität sollte jedoch dessenungeachtet fortbestehen und das gute Vernehmen zwischen den beiden Städten dadurch keinesweges gestört werden.

Bei dem Einrücken wurde der toscanische Gouverneur Spanochi, weil er das Auslaufen der englischen Schiffe nicht verhindert hatte, verhaftet und gefangen nach Florenz geschafft. In der Instruction, welche dem zum Commandanten ernannten General Vaubois unterm 29. Juni 1796 ertheilt wurde, hieß es unter anderem wörtlich: „er wird sich mit den großherzoglichen Truppen und Behörden auf einen möglichst guten Fuß setzen und ihnen alle Details überlassen, aber die Obergewalt in der Maaße für sich behalten, daß er alle nöthigen Maßregeln zu Erhaltung der Ruhe und Bestrafung Uebelgesinnter treffen und vorkommenden Falls weder Personen, noch Eigenthum, noch Wohnungen schonen wird.“

Unterm 6. Juli 1796 schrieb Napoleon einen vertraulichen Brief an Carnot, worin er sich über die politischen Verhältnisse Italiens folgendermaßen ausläßt:

„Alle unsere diplomatischen Angelegenheiten in Italien sind nunmehr beendiget, außer die mit Genua und mit Venedig. In Bezug auf Venedig ist der günstige Augenblick noch nicht gekommen; man muß erst Mantua nehmen, und Wurmser tüchtig schlagen. Für Genua ist er da. Ich bin der Ansicht des Bürgers Faypoult; man muß 20 Familien, die uns immer feindselig gesinnt waren, aus der Regierung fortjagen, und dagegen unsere exilirten Freunde zurückrufen. Sobald ich die Ansichten des Directoriums darüber kenne, werde ich unterhandeln, um 10 Millionen von ihnen zu erhalten."

Vor der Hand geschah jedoch, weil sich eben Wurmser an den italiänischen Grenzen zeigte, nichts; nur stellte Napoleon an die Republik das Verlangen, den österreichischen Minister wegzuweisen.

Napoleon ließ weiter, wegen des Anrückens der Oesterreicher, die im Dienste der Republik Venedig stehenden Slavonier, welche sich noch in Verona befanden, von dort entfernen, und die Wälle mit Kanonen besetzen, und schrieb unterm 13ten Juli an den französischen Gesandten, Faypoult, in Genua: „Ich habe den Herrn Lattaneo (einen Gesandten Genua's, den die Republik zu Abwehrung des ihr zugedachten Streiches abgesendet hatte) noch nicht gesehen; ich werde Alles thun, um ihn einzuschläfern, und dem Senate wieder einiges Vertrauen einzuflößen. Die Zeit für Genua ist noch nicht gekommen, 1) weil die Oesterreicher sich wieder verstärken, und wir bald eine Schlacht haben werden; 2) weil sich das Directorium noch nicht bestimmt darüber ausgesprochen hat. Bis dahin vergessen Sie jede Klage, die wir über Genua zu führen haben. Sagen Sie ihnen, daß Sie und ich uns in die Sache nicht weiter mischen würden, da sie einen Gesandten nach Paris geschickt hätten. Geben Sie ihnen zu erkennen, daß wir mit der Wahl desselben sehr zufrieden sind, und daß sie für uns eine Garantie ihrer aufrichtigen Gesinnungen ist. Versichern Sie insbesondere, daß ich ganz zufrieden bin und unterlassen Sie nichts, was Hoffnung bei ihnen erwecken, und sie, bis zum Augenblicke des Erwachens, einschläfern könnte."

„Sie werden einen von Herrn Spinola an mich gerichteten Brief beigelegt finden, worin derselbe von einem zwischen Genua und Piemont streitigen Gebiete spricht. Erkundigen Sie sich darnach, und ge-

ben Sie mir die nöthigen Aufschlüsse, wie es sich damit verhält; lassen Sie sie wissen, daß man sie vielleicht sehr bald in den Besitz desselben setzen würde. Thun Sie endlich Alles, um 14 Tage Zeit zu gewinnen, und das Vertrauen zwischen dem Staate, und Ihnen, wieder herzustellen, damit wir, im Falle einer Niederlage, einen Freund an ihnen finden."

Ueber Venedig schrieb er an dem nämlichen Tage an das Directorium: „Venedig rüstet sich mit Macht. Indessen bin ich Meister der festen Plätze an der Etsch. Es wäre gut, wenn Sie inzwischen einige kleine Beschwerden gegen den venetianischen Gesandten erheben wollten, damit ich, nach der Einnahme von Mantua, und der Niederlage der Oesterreicher, um so eher einige Millionen von ihnen beziehen kann."

Am 20. Juli 1796 berichtete Napoleon: daß er sich der Citadelle von Verona bemächtigt, die Venetianer zu sofortiger Einstellung der Feindseligkeiten aufgefordert, und den Proveditore dahin gebracht habe, ihm Alles, was er verlange, zu liefern. „So muß man," fuhr er fort, „mit diesen Leuten verfahren, wenn man etwas von ihnen haben will. Nach der Einnahme von Mantua werde ich ihnen offen sagen, daß sie so und so viele Millionen Contribution zu zahlen haben."

Zu der nämlichen Zeit schloß er mit dem Papste einen Waffenstillstand, vermöge dessen sich letzterer verbindlich machen mußte, 16,500,000 Fr. zu bezahlen, und eine große Menge von Gemälden, Statuen und Manuscripten abzuliefern.

Ein kurzer Rückblick auf das eben Erzählte läßt bemerken, daß Napoleon sich schon während dieser Periode nicht als einen Beauftragten, sondern als den Mittelpunct betrachtete, um den sich in Italien Alles zu bewegen hatte, daß er alles dem Zwecke opferte, ohne über die Mittel bedenklich zu sein, daß er Täuschungen jeder Art nicht verschmähte, und auf Recht oder Unrecht keine Rücksicht nahm.

In den letzten Tagen des Juli rückten die Oesterreicher vor. Sie waren mehrere Tage glücklich und entsetzten selbst Mantua. Aber die Treffen von Lonato und Castiglione entschieden für die Franzosen; Mantua wurde wieder eingeschlossen, und die Oesterreicher wurden mit großem Verluste nach Tirol zurückgedrängt. Während des Vorrückens der Oesterreicher hatten sich im Rücken der Franzosen unruhige Bewegungen ge-

zeigt. Der Papst hatte einen Gesandten nach Bologna geschickt, den die Einwohner selbst jedoch nicht zugelassen hatten, und die Engländer hatten sich Porto Ferrajo's auf der Insel Elba bemächtigt.

Sobald daher die militairischen Bewegungen geendigt waren, beschäftigte sich Napoleon wieder mit politischen Maßregeln. Unterm 26sten August schrieb er an den französischen Gesandten Miot zu Florenz: „Verstellen Sie sich gegen den Großherzog; wenn er sich übel beträgt soll er Alles auf einmal bezahlen; diese Leute sind nicht sehr zu fürchten."

Im September brachen Unruhen zu Reggio und Modena aus. Im ersten Orte wurden die herzoglichen Behörden verjagt, zu Modena gelang es der Garnison, den Aufruhr zu dämpfen. Napoleon berichtete unterm 2. October 1796 darüber an das Directorium folgendes: „Reggio hat seine Revolution gemacht, und das Joch des Herzogs von Modena abgeworfen. Modena hat dasselbe versucht; aber die 1500 Soldaten, die der Herzog dort hält, haben Feuer auf das Volk gegeben, und den Haufen zerstreut. Das kürzeste ist, den Waffenstillstand für gebrochen zu erklären, da der Herzog noch mit 5 — 600,000 Fr. im Rückstande ist, und es mit Modena zu machen, wie mit Reggio und Bologna."

„Da indessen die Lage der Angelegenheiten sich täglich ändert, und der Bruch mit Modena zu einer Zeit eintreten könnte, wo ich nicht wohl im Stande wäre, über die 1500 Mann, die etwa zur Umwälzung erforderlich sind, zu verfügen, so ist es am besten, Sie weisen den Gesandten zu Modena wegen des Abschlusses der Unterhandlungen an mich. Ich werde ihm zu gelegener Zeit erklären, daß alle Unterhandlungen abgebrochen sind, und das Land in dem nämlichen Augenblicke besetzen lassen. Dann werden Sie Bologna, Ferrara, Reggio und Modena besitzen."

So geschah es auch. Der Herzog von Modena mußte flüchten, und es trat ein Congreß von Abgeordneten aus den Districten von Bologna, Ferrara, Reggio und Modena zusammen, um von Napoleon die Freiheit zu erbitten.

Nach Turin schickte Napoleon einen Unterhändler, um mit dem Könige wegen eines Bündnisses zu verhandeln. Der Schlag gegen Genua

und Rom wurde noch aufgeschoben, doch war auch in Bezug auf Rom der Entschluß bereits gefaßt. Er schrieb am 24. October an den französischen Gesandten Cacault in Rom: „Ich erwarte nur den günstigen Augenblick, um über Rom herzufallen; gegenwärtig aber ist noch Zeitgewinn unsere Aufgabe. Wenn ich einst in das päpstliche Gebiet einfalle, so ist meine Absicht, zu Folge des Waffenstillstandes mich dort einzuführen, und Ancona in Besitz zu nehmen; von da aus kann ich dann leicht weiter gehen. Vor der Hand ist die große Kunst die, den Ball hin und her zu werfen, um den alten Fuchs zu betrügen."

Das Directorium begann jedoch um diese Zeit aufs neue Argwohn zu fassen, und mißbilligte die Schritte gegen Modena, ohne jedoch etwas daran zu ändern.

Zu Mailand trat ein Congreß zusammen, welcher eine Art von Regierung bildete und eine italiänische Legion errichtete, zu deren Bezahlung das Silbergeräthe der Kirchen in Beschlag genommen wurde. Napoleon schrieb jedoch bereits unterm 25. October über diesen Punct an den Congreß: „Was die Beschlagnahme des Kirchensilbers betrifft, so ist sie nothwendig; aber ich denke, daß die Hälfte davon hinreicht; die andere Hälfte liefern Sie an die Kasse der Armee ab, die wahrhafte Noth leidet."

Ein, um diese Zeit gegen die neue Ordnung der Dinge in Modena entstehender, Aufstand wurde bald unterdrückt. Napoleon schickte den General Rusca mit 2 Cohorten ab, und befahl ihm: „nach Castell Novo zu rücken, 6 Rädelsführer erschießen zu lassen, und das Haus einer sehr bekannten Familie, die an der Spitze der Rebellion stehe, anzuzünden. Von einem Richterspruche ist dabei überall nicht die Rede. Unterm 11. Decbr. schrieb er an ihn: „Lassen Sie feststellen, daß die 5 Rebellen, die man zu Concordia ergriffen hat, den Freiheitsbaum zerstören wollten, und Personen, die die Nationalcocarde trugen, geschlagen haben. Ist dieß erfolgt, so lassen Sie sie auf dem Markte zu Modena von der modenesischen Legion erschießen."

Um die nämliche Zeit fing das Directorium an, mit Oesterreich über einen Waffenstillstand zu unterhandeln; doch vertraute es diese Unterhandlung nicht Napoleon an, sondern ernannte den General Clarke

zu seinem Bevollmächtigten, der um die Mitte des Decembers seine Unterhandlungen zu Vicenza mit dem Baron Vincent begann. Napoleon war unzufrieden damit.

Seine Unterhandlung mit dem Könige von Sardinien war in der Zwischenzeit ohne Erfolg abgebrochen worden. Er schrieb deßhalb unterm 28. December dem Directorium: „Der Bürger Paussielgue wird Ihnen detaillirte Rechenschaft über den Ausgang der Unterhandlungen zu Turin gegeben haben. Es scheint, daß man sich dort noch nicht an die neue Ordnung der Dinge gewöhnen kann. Ich glaube, daß unsere Politik darin bestehen muß, dort immer Elemente der Gährung zu unterhalten, und auf Zerstörung der, gegen die Alpen liegenden, Festungen zu bringen."

Eben so geringen Erfolg hatten die Unterhandlungen mit Oesterreich wegen eines Waffenstillstandes. Das Directorium wollte ihn auf die Bedingung des Status quo. Napoleon bekämpfte diese Ansicht auf das hartnäckigste. Er schrieb an den General Clarke: „Nach der reiflichsten Ueberlegung sehe ich durchaus nicht ein, wie man [illegible] in Bezug auf Mantua erhalten will. Wie man es auch immer machen möge, Mantua wird uns entgehen, wenn wir einen Waffenstillstand vor seiner Einnahme abschließen, und ohne es genommen zu haben, dürfen wir auf keinen vernünftigen Frieden rechnen. Ich glaube, es giebt nur ein Mittel, den Frieden in Europa noch länger zu verzögern: den Abschluß eines Waffenstillstandes ohne den Besitz von Mantua."

Noch am Schlusse des Jahres erkannte Napoleon die vereinigten Districte von Bologna, Ferrara, Reggio und Modena, als Cispadanische Republik an.

In die ersten Tage des Jahres 1797 fällt die neue Anstrengung der Oesterreicher zu Mantuas Entsatze unter Alvinzi und Provera, die sich mit der entscheidenden Niederlage des ersteren zu Rivoli, und mit der Gefangennehmung des letzteren vor Mantua endigte; Mantua selbst ergab sich mit Capitulation am 2. Februar 1797.

Gleich nach der Niederlage der Oesterreicher war der längst erwartete „günstige Augenblick" für Rom gekommen. Napoleon schrieb, unterm 22. Januar, an den französischen Gesandten, Cacault, zu Rom:

„Sie werden 6 Stunden nach dem Empfange dieses Schreibens Rom verlassen, und nach Bologna kommen. Man hat Sie auf alle Weise beleidigt, um Sie von Rom zu vertreiben; gegenwärtig reisen Sie ab, ohne sich durch irgend etwas davon zurückhalten zu lassen.“

Am 1. Febr. erklärte er den Bruch mit Rom, drang in dem Kirchenstaate vor, und der Papst war bereits am 19. Februar genöthiget, mit großen Opfern, und mit der Abtretung seines ganzen Gebietes zwischen den Apenninen und dem adriatischen Meere, den Frieden von Tolentino zu erkaufen. Inzwischen waren bedeutende Verstärkungen aus Frankreich angekommen, und Napoleon traf alle Anstalten, in die österreichischen Erblande, besonders auch in Tirol, einzudringen. General Joubert sollte die Colonne führen, die durch Tirol vorzudringen bestimmt war. Napoleon ertheilte ihm dabei folgende Instruction: 1) Die Gesetze und die bestehenden Obrigkeiten sollen überall beibehalten und beschützt werden. 2) Eine Proclamation, welche die Fortsetzung des gewöhnlichen Gottesdienstes anbefiehlt, soll erlassen werden. 3) Man soll [illegible] sehr schmeicheln, sich einen Anhang unter den Mönchen zu verschaffen suchen, und die Theologen und Gelehrten auf alle Weise auszeichnen. 4) Man soll von dem Kaiser Gutes, von seinen Ministern und Räthen aber Böses reden. 5) Man soll alle Tiroler in kaiserlichen Diensten in die Heimath berufen. 6) Man soll nur die Staatscassen in Beschlag nehmen, die Leihhäuser und Municipalcassen aber verschonen, und 7) die Entwaffnung mit Strenge betreiben.

Wir bemerken hier nur, daß sich vielleicht aus Punct 3 der wahre Grund erklärt, warum Napoleon selbst in Mailand die Gelehrten so auszeichnete.

Während er selbst unaufhaltsam in das Innere von Oesterreich vordrang, brachen in der Gegend von Brescia und Verona offene Aufstände gegen die französischen Besatzungen aus, die förmlich von den Aufrührern belagert wurden.

In seinem Vorrücken nach Oesterreich schrieb er jenen bekannten Brief an den Erzherzog Karl, der einen Friedensantrag enthielt, und mit den Worten schloß: „Wenn die Eröffnung, die ich Ihnen eben zu machen die Ehre gehabt habe, auch nur einem einzigen Menschen das Leben

rettet, so will ich stolzer auf die dadurch erworbene Bürgerkrone sein, als auf die traurigen Lorbeeren, die der Sieg gewährt." Bald darauf kam der Waffenstillstand zu Leoben zu Stande, dem dann die Unterhandlungen zu Campo Formio folgten. Die Grundlagen waren: 1) die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich; 2) die Anerkennung der Cispadanischen Republik von Seiten Oesterreichs. Ueber die künftige Vertheilung Italiens sollte noch weiter unterhandelt werden. Dies geschah zu Campo Formio.

Wegen der im Venetianischen gegen die Franzosen ausgebrochenen Unruhen schickte die Republik zwei Abgeordnete an Napoleon, um jede Theilnahme der Regierung daran abzulehnen. Aber er gab anfänglich ausweichende Antworten, und begnügte sich damit, den Venetianern die Aufnahme des Grafen von Provence und des Herzogs von Modena mit all seinen Schätzen zum Vorwurfe zu machen.

In dem Maaße aber, in welchem sich das Kriegsglück mehr für ihn entschied, wurde auch seine Sprache gegen die Abgeordneten entscheidender. Er erklärte ihnen ohne Umschweife, daß ihr Schicksal in seinen Händen sei: „Die Oesterreicher sind aus Italien vertrieben, alle Festungen, alle Städte sind in meiner Hand, und ich bin daher im Stande, Venedig Gesetze vorzuschreiben. Wenn Ihr Schatz erschöpft ist, was ich nicht glaube, so können Sie sich leicht mit dem des Herzogs von Modena, wie mit allen den, von den Feinden Frankreichs zu Venedig niedergelegten, Fonds helfen, auf welche Frankreich ohnedieß ein gegründetes Recht hat." Unterm 5. April bereits schrieb er an den Senat von Venedig: „Der Herzog von Modena ist dem Staate von Modena 30,000,000 Fr. schuldig. Ich fordere Sie demnach auf, das Geld, welches er in der Bank von Venedig hat, so wie seinen Schatz in Beschlag zu nehmen, und erkläre, daß mir von heute an die Regierung von Venedig dafür zu haften hat."

Als der Waffenstillstand mit Oesterreich geschlossen war, ging er mit einem Theile der Armee in das Venetianische, unterdrückte den Aufstand, ließ durch den General Baroguai d'Hilliers auch die Stadt Venedig besetzen, und die Regierung stürzen. Schon unterm 16. Mai 1797 wurde zwischen Frankreich und Venedig ein Frieden abgeschlossen,

der öffentliche und geheime Artikel hatte. Jene bezogen sich auf die gewöhnlichen Formalitäten der Herstellung des Friedens, und des guten Vernehmens, zwischen den beiderseitigen Staaten; diese enthielten die Verbindlichkeiten. Man wollte sich: 1) Ueber Ländereien, die ausgetauscht werden konnten, künftig noch besonders verstehen; 2) die Republick Venedig sollte an die Kasse der italiänischen Armee 3 Mill. Fr. bezahlen; 3) für einen eben so großen Werth Segel, Taue und andere Marinerequisiten, liefern; 4) 3 Linienschiffe und 2 Fregatten, Mannschaft und Armirung, und 5) 20 Gemälde, und 500 Manuscripte, nach beliebiger Auswahl Frankreich überliefern.

Zu gleicher Zeit erkannte er auch die ehemalige Lombardei als die cisalpinische Republik an, und schloß mit ihr, für Frankreich, einen Allianztractat ab. An den Gesandten Faypoult zu Genua schrieb er schon unter dem 15. Mai 1797: „Ich denke wie Sie; der Fall Venedigs muß auch den Fall der Aristokratie zu Genua nach sich ziehen; aber es muß dies noch etwa 14 Tage Aufschub haben, bis die Angelegenheiten in Venedig vollständig geordnet sind."

Von allen diesen Schritten gab er, unterm 19. Mai, dem Directorium Nachricht. Er bemerkte dabei: „Ich sende Ihnen den Tractat, den ich mit Venedig abgeschlossen habe. Genua verlangt nach der Demokratie; der Senat hat Abgeordnete geschickt, um mich auszuforschen. Es ist leicht möglich, daß Genua in 10 bis 12 Tagen das Schicksal von Venedig theilt. Man würde dann drei demokratische Republiken in Italien haben, die für den ersten Augenblick, wegen des dazwischen liegenden fremden Terrains, nicht zu vereinigen sein möchten. Es sind dies: 1) Die Cisalpinische Republik, die aus der Lombardei, Modena, Massa, Carrara, dem Golf von Spezzia, Bergamo und Crema, bestehen wird; 2) die Cispadanische Republik, die Bologna, Ferrara, Romagna, Venedig, das Trevisanische und die Inseln umfassen wird, und 3) die Republik Genua, welche den Golf von Spezzia abgiebt, und dafür die kaiserlichen Lehne empfängt.

Die Bevölkerung von Parma und Piemont wird sich bald erheben, obwohl ich dagegen thue, was ich kann. Ich theile Ihnen zugleich den

Befehl mit, den ich heute wegen der Vereinigung der Romagna mit der Cispadanischen Republik erlassen habe."

Doch änderte sich diese Vertheilung wieder in etwas, da man sich bei den Verhandlungen mit Oesterreich unterm 26. Mai vorläufig über folgende Vorschläge vereinigte: 1) Für Frankreich die Linie des Rheins; 2) Salzburg und Passau für Oesterreich; 3) für den König von Preußen eine Entschädigung wegen des Herzogthums Cleve; 4) die Aufrechthaltung des deutschen Reichs *); 5) gegenseitige Garantieen wegen der abgetretenen und erlangten Gebiete; 6) In Italien Venedig bis an die Etsch dem Kaiser, alles übrige der Republik.

Venedig wurde auf diese Art mit einem Federstriche aus der Reihe der Staaten ausgestrichen. Napoleon schrieb deshalb dem Directorium am Schlusse seines, über diese Vorschläge erstatteten Berichts folgendes: „Venedig, welches seit der Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung, und der Entstehung von Triest in Verfall gekommen ist, kann die Schläge, die wir ihm beigebracht haben, nicht überleben. Die Bevölkerung ist faul, nichtswürdig und der Freiheit nicht fähig; die Stadt hat weder Wasser, noch Grund und Boden: es ist daher das natürlichste sie dem zu geben, dem wir das feste Land geben."

„Wir nehmen die Schiffe, räumen das Arsenal aus, bemächtigen uns aller Kanonen, vernichten die Bank und behalten Corfu und Ancona. Letzteres haben wir schon, ersteres lassen wir uns stipuliren."

Doch schien es ihm bald sicherer, nicht erst auf die Stipulation zu warten, sondern Besitz zu ergreifen. Er sendete deshalb den General Gentili mit folgender Instruction ab: „Sie begeben sich nach Venedig. Der General Baroguai d'Hilliers wird 2 Bataillons der 79ten Halbbrigade, 50 Kanoniers, 4 Kanonen, einen Genieofficier und 150,000 Patronen zu Ihrer Verfügung stellen."

„Sie werden zu Venedig 5 Fregatten unter den Befehlen des Bürgers Bourdet finden. Schiffen Sie Ihre Truppen auf denselben ein, segeln Sie so schnell und so heimlich als möglich nach Corfu ab, und

*) Napoleon schrieb einmal an das Directorium: „Die Erhaltung des deutschen Reichs ist für Frankreich so nützlich, daß man eins erschaffen müßte, wenn es nicht schon vorhanden wäre."

nehmen Sie alle Niederlassungen der Venetianer dort, und in der Umgegend im Besitz."

„Stellen Sie sich, als ob Sie blos als Hilfsmacht der Republik Venedig, und in Uebereinstimmung mit der neuen Regierung handelten, damit Sie die Bevölkerung, deren Sie zur Behauptung der Insel bedürfen, für sich gewinnen."

„Zu Corfu, oder auf der See, werden Sie sich aller venetianischen Kriegsschiffe bemächtigen, die noch unentschlossen sind, zu welcher Parthei sie sich halten wollen."

Um dieselbe Zeit fiel auch der Schlag, der Genua schon längst gedroht hatte. Napoleon beklagte sich, unterm 27. Mai, darüber, daß Genua unruhig sei, daß Franzosen dort gemordet oder gefangen gesetzt worden wären, daß man das Volk gegen die Franzosen aufwiegle, und ließ dem Dogen erklären: daß, wenn nicht binnen 24 Stunden alle gefangenen Franzosen in Freiheit gesetzt, die Aufwiegler verhaftet und die Massen entwaffnet wären, der französische Gesandte Genua verlassen und die Aristokratie aufhören werde zu regieren.

Der Doge schickte alsbald Gesandte an Napoleon, der ihnen, statt aller Antwort, sowohl die Art der künftigen Regierungsform, als die Personen, welche neben dem Doge die neue Regierung bilden sollten, vorschrieb.

Nach Venedig wurde abermals eine Commission entsendet, die folgende Instruction erhielt: „Unmittelbar nach ihrer Ankunft in Venedig werden Sie sich dem General Baroguai d'Hilliers und der provisorischen Regierung vorstellen. Der letztern werden Sie eröffnen, daß die Gleichheit der Grundsätze zwischen beiden Republiken, und der unmittelbare Schutz, den Frankreich Venedig angedeihen läßt, es nothwendig macht, die ganze Seemacht von Venedig sofort auf einen respectablen Fuß zu setzen, um die Herrschaft über das adriatische Meer zu behaupten, und den Handel beider Nationen zu schützen. Sie werden sich unter diesem Vorwande, und in diesem Geiste, mit möglichster Beibehaltung des guten Einverständnisses alles dessen, was zur Marine gehört, zu bemächtigen suchen. Sie werden deshalb alle kleinen und großen Schiffe bewaffnen, und mit ihnen, sobald die Nachricht von der Einnahme von

Corfu eintrifft, ohne Verzug nach Corfu abgehen. Sie werden weiter dafür Sorge tragen, daß das Vorhandene Approvisionement der Flotte ohne Ausnahme nach Toulon geschafft wird."

„Die Venetianer haben zwar, vermöge eines geheimen Artikels, nur für 3 Mill. Franken Marinerequisiten an Frankreich abzuliefern; aber meine (Napoleons) Absicht geht dahin, mich aller Schiffe und Vorräthe, für Toulon zu bemächtigen."

Um diese Zeit erhoben sich in Frankreich Zwistigkeiten in dem Directorium selbst; der Club von Clichy hatte sich gebildet, und die Journale verläumdeten so die Regierung, als die Armee und ihren General. Die Oesterreicher schienen von der sich vorbereitenden Veränderung Vortheile ziehen zu wollen, und machten neue Schwierigkeiten bei den Unterhandlungen. Unter diesen Umständen erließ Napoleon am 14. Juli, als am Jahrestage der Erstürmung der Bastille, folgende Bekanntmachung an das Heer:

„Soldaten! Heut ist die Jahresfeier des 14. Juli. Ihr sehet vor euch die Namen aller eurer Cameraden, die auf dem Felde der Ehre für die Freiheit des Vaterlandes gestorben sind. Sie haben euch das Beispiel gegeben. Ihr gehört ganz der Republik, ganz dem Glücke von 30 Millionen Franzosen, ganz dem Ruhme des Namens, der durch euch neuen Glanz erhalten hat."

„Soldaten! Ich weiß daß ihr tief betrübt seid über die Uebel, welche das Vaterland bedrohen; aber das Vaterland kann keine wirklichen Gefahren laufen. Noch leben die Tapfern, die ihm den Triumph über das verbündete Europa verschafft haben. Gebirge trennen uns zwar von Frankreich; aber ihr würdet sie mit der Schnelle des Adlers überschreiten, wenn es sein müßte, um die Constitution aufrecht zu erhalten, die Freiheit zu vertheidigen und die Regierung zu beschützen."

„Soldaten! Die Regierung wacht über das ihr anvertraute Depot der Gesetze. In dem Augenblicke, wo sich die Royalisten zeigen werden, werden sie auch aufhören zu leben. Fürchtet nichts! schwören wir bei den Manen der an unserer Seite für die Freiheit gefallenen Helden, schwören wir bei unseren Fahnen: unversöhnlicher Krieg den Feinden der Republik und der Constitution des Jahres 3!"

In ähnlichem Sinne schrieb er unterm 15. Juli an das Directorium. Er bediente sich dabei unter andern folgender merkwürdiger Worte:

„Sie können sofort die Republik, vielleicht 200,000 Köpfe, die an ihr Loos gebunden sind, retten, und in 24 Stunden den Abschluß des Friedens herbeiführen. Lassen Sie die Emigrirten verhaften; vernichten Sie den Einfluß der Fremden, rufen Sie die Armeen zu Hilfe und zerbrechen Sie die den Engländern verkauften Pressen der Journale."

Die Divisionen der Armee schickten in gleichem Sinne abgefaßte Adressen an das Directorium, und der General Augereau erhielt den Auftrag, sie in Paris zu überreichen.

Während dieser Gährung gerieth Napoleon über die Verwendung der erhobenen Contributionen in einen Streit mit dem Finanzminister, und es geht aus einem von jenem an diesen geschriebenen Briefe vom 3. Septbr. hervor, daß Napoleon auf eigene Hand eine Million Franken nach Toulon, und eine zweite Million nach Brest geschickt hatte, um den Sold der Matrosen zu bezahlen, daß aber beide Millionen von der Regierung in Beschlag genommen worden waren. Unausgemacht bleibt, auf welcher Seite das Recht in dieser Beziehung war; nur so viel geht daraus hervor, daß Napoleon jene Verfügungen eigenmächtig getroffen hatte, und die Regierung jene Summen, sei es aus Bedürfniß, sei es, weil sie nicht darum befragt worden war, oder endlich sei es, weil sie befürchtete, der General wolle dadurch auch die Flotte gewinnen, und strebe nach der obersten Gewalt, an sich nahm.

Unterdessen machte der Eintritt des 18. Fructidor (4. Septbr.) dem Streite ein Ende. Die Minorität des Directoriums erlag, Carnot und seine Anhänger mußten fliehen, und die republikanische Parthei hatte sich wieder befestiget. Napoleon machte dies der Armee durch folgende Proclamation bekannt:

„Soldaten! Auf den 1. Vendemiaire werden wir das schönste Fest begehen; er wird ein berühmter Tag in den Annalen der Welt werden."

„Von diesem Tage datirt die Gründung der Republik, die Orga-

nisation der großen Nation; und die große Nation ist berufen, die Welt in Erstaunen zu setzen und zu trösten."

„Soldaten! Ihr waret fern von eurem Vaterlande, und triumphirtet über Europa, während man daheim Ketten gegen euch schmiedete. Ihr wußtet es, und ihr habt gesprochen! Das Volk erwachte, es erkannte die Verräther, und schon sind sie in Fesseln."

„Die Proclamation des Directoriums wird euch die Schliche der Feinde der Soldaten, und besonders der Divisionen der italiänischen Armee, aufdecken."

„Dieser Vorzug ehrt uns. Der Haß der Verräther, Tyrannen und Sclaven wird in der Geschichte unser schönster Anspruch auf Ruhm und Unsterblichkeit sein. Danken wir dem Muthe der ersten Magistrate der Republik, den Armeen der Sambre und Maas*) und des Innern, den Frankreich treu gebliebenen Repräsentanten, sie haben uns mit einem Schlage wiedergegeben, was wir seit 6 Jahren verloren hatten."

Napoleon verfehlte nicht, die neu eingetretenen Mitglieder des Directoriums, Francois de Neufchateau und Merlin, zu beglückwünschen. Mitten unter den Verhandlungen mit Oesterreich beschäftigte er sich indessen fortwährend mit der politischen Organisirung Italiens, besonders aber der cisalpinischen Republik, und dachte nebenbei schon wieder an weiter vorzunehmende Expeditionen.

In letzterer Beziehung ist folgende Zuschrift an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten bedeutsam. „Der Hof von Neapel träumt nur von Vergrößerungen; er begehrt auf der einen Seite Corfu, Zante u. s. w., auf der andern Seite die Hälfte der Staaten des Papstes, besonders aber Ancona. Diese Prätensionen sind spaßhaft; ich glaube er will uns, als Aequivalent dafür, die Insel Elba abtreten. Ich denke, daß wir Corfu, Zante u. s. w. nie wieder verlassen, sondern uns dort vollkommen festsetzen müssen. Wir finden dort Hülfsmitteln für unsern Handel, und sie werden uns für die Zukunft sehr nützlich sein."

„Warum könnten wir uns denn nicht der Insel Malta bemäch-

*) Ein Theil der Sambre und Maasarmee war zur Unterstützung der Regierung Paris genähert worden.

tigen? Der Admiral Brueys könnte es sehr gut; 400 Ritter und etwa 800 Soldaten bilden die ganze Besatzung von La Valette. Die Einwohner der Insel, über 100,000 an der Zahl, sind ganz auf unserer Seite, und der in Dürftigkeit versunkenen Ritter überdrüssig. Bereits habe ich ihnen in Italien alle Güter einziehen lassen. Mit St. Pierre, das uns Sardinien abgetreten hat, Malta und Corfu, würden wir Meister des ganzen mittelländischen Meeres sein."

„Wenn wir bei dem Frieden mit England genöthigt würden, das Vorgebirge der guten Hoffnung abzutreten, so müßten wir uns Egyptens bemächtigen. Dies Land hat nie (?) einer europäischen Nation angehört; nur die Venetianer haben einmal ein vorübergehendes Uebergewicht ausgeübt. Man könnte von hier aus mit 25,000 Mann, unter der Escorte von 8 — 10 Linienschiffen, sich desselben leicht bemächtigen."

„Egypten gehört thatsächlich nicht dem Großherrn."

„Ich wünschte, Sie zögen einige Erkundigungen darüber ein, wie die Pforte eine Expedition nach Egypten aufnehmen würde."

„Mit einer Armee, wie die unserige, welcher alle Religionen gleichviel gelten, geht dies wohl an, wir respectiren die eine wie die andere."

Mitten unter diesen Blicken auf die Zukunft ließ er auch die Gegenwart nicht aus den Augen, gab in allen Richtungen Befehle, die zuweilen denen des Directoriums, oder wenigstens den Absichten desselben, entgegengesetzt waren, und gerieth um diese Zeit wiederum in so ernste Mißhelligkeiten mit dem Directorium, daß er demselben unterm 25. Septbr. seine Dimission anbot.

Doch blieb die Sache vor der Hand ohne Folge, weil die, um diese Zeit, nach der Abberufung des General Clarke, von Napoleon allein geführten Friedensunterhandlungen mit Oesterreich sich wiederum zu zerschlagen drohten.

Dagegen verlangte Napoleon, für den Fall eines Wiederausbruches des Krieges, auf das dringendste Verstärkungen. Das Directorium war jedoch in keiner Art dazu geneigt, und verwies ihn auf die italiänischen Hilfstruppen, oder stellte sich wenigstens so, als ob es glaube, er könne auf mächtige Unterstützung von Seiten der italiänischen neu zu errichtenden Republiken zählen. Dies veranlaßte den Gene-

ral unterm 7. October zu folgender Auslassung über den Stand der Angelegenheiten in Italien an das Directorium:

„Ich habe bei der Armee, mit Ausnahme von 1500 Mann schlechten Gesindels, die man auf den Gassen der Städte zusammen gerafft hat, und die nur zum Plündern taugen, keine Italiäner."

„Lassen Sie sich durch einige italiänische Abentheurer nichts einreden, die Ihnen vielleicht sagen, daß 80,000 Italiäner unter den Waffen sind; die französischen Journale täuschen sich gar sehr über das, was in Italien vorgeht. Gewandheit, Ansehen und strenge Beispiele verschaffen Frankreich bei diesen Völkern Achtung und ein, wenn auch nur sehr schwaches Interesse an der Sache, die wir vertheidigen."

„Ich wünschte nur, Sie beriefen die verschiedenen cisalpinischen Beamteten, die in Paris sind, vor sich, und forderten sie ernstlich auf, die Zahl der cisalpinischen Truppen, die sich bei der Armee befinden, genau anzugeben. Wenn sie Ihnen sagen, daß ich deren mehr als 1500 bei der Armee habe, während etwa 2000 Mann zu Mailand für Handhabung der Polizei sorgen, so täuschen sie Sie, und Sie können sie dann mit dem verdienten Tadel belegen. Solche Sachen kann man wohl auf einem Caffeehause erzählen, aber man darf damit nicht eine Regierung hintergehen, weil sie darauf hin ihre Maßregeln ergreifen, und unberechenbaren Schaden stiften könnte."

„Ich habe die Ehre Ihnen zu wiederholen, daß sich das Volk der cisalpinischen Republik nach und nach für die Freiheit enthusiasmiren wird, und daß man, in 4 — 5 Jahren, vielleicht auf 30,000 leidliche Soldaten rechnen kann, besonders wenn sie einige Schweizer in den Sold nehmen. Aber es gehört eine sehr geschickte Gesetzgebung dazu, um ihnen das Waffenhandwerk angenehm zu machen; die Nation ist entnervt und feig."

„Wenn die Unterhandlungen nicht eine gute Wendung nehmen, so wird Frankreich sein Verfahren gegen den König von Sardinien zu bereuen haben. Dieser Fürst, mit einem seiner Bataillone, und einer seiner Schwadronen, ist stärker, als das ganze vereinigte Cisalpinien."

„So lange ich in Italien bin, habe ich in der Freiheitsliebe des Volkes noch gar keine, oder wenigstens nur eine sehr schwache Stütze

gefunden. Die gute Disciplin der Armee, die Achtung, die wir gegen die Republik gezeigt, und bis zu Schmeicheleien gegen die Beamteten getrieben haben, die große Thätigkeit und Schnelligkeit bei der Unterdrückung der Versuche Uebelgesinnter, und bei der Bestrafung derer, die sich gegen uns erklärten — das waren die wahren Hilfstruppen der Armee von Italien. Alles was nur taugt zu Proclamationen und Reden, ist nur Roman. Wenn man die **wahren** Grundsätze der Politik befolgt, die nur das **Ergebniß der Wechselfälle**, der **Berechnung** und der **Verhältnisse** sind, so werden wir auf lange Zeit hinaus die große Nation, und der Schiedsrichter von Europa sein; ja ich sage noch mehr: Wir halten bereits die Wage, und können sie nach Gefallen steigen und sinken lassen, und ich sehe gar keine Unmöglichkeit, in wenigen Jahren zu jenen großen Resultaten zu gelangen, die uns die erhitzte Einbildungskraft bereits gezeigt hat, und die der kalte, berechnende und beharrliche Mensch erreichen kann."

Bald darauf (18. October) wurde der Friedenstractat von Campo Formio unterzeichnet, dabei aber auch zugleich festgesetzt, daß die in Deutschland nöthig werdenden Aenderungen und Entschädigungen, auf einem, mit Zuziehung des deutschen Reichs zu Rastadt zu haltenden Congresse näher festgestellt werden sollten. Napoleon war einer der von Seiten Frankreichs dazu ernannten Abgeordneten. Bis zum Eingange der Ratificationen des zu Campo Formio abgeschlossenen Friedenstractats blieb er jedoch noch in Italien und fuhr in seinen Organisationsplanen und Entwürfen fort.

Er schlug dem Directorium eine große Landung im England vor, und gab die nothwendigen Mittel dazu an. Zu gleicher Zeit gab er den Genuesern guten Rath darüber, wie sie die Verwaltung am Besten einrichten könnten, verschmolz die cispadanische Republik mit der Cisalpinischen, und vereinigte durch ein bloßes Decret die zu der Schweiz gehörigen Landschaften Valtelin, Chiavenna und Bormio mit derselben.

Die Regierung von Venedig, die sich trotz des zwischen beiden am 16. Mai abgeschlossenen Bündnisses in dem Frieden geopfert sah, machte dieses Bündniß geltend. Allein er ließ derselben unterm 26. October durch den französischen Gesandten zu Venedig, Villetard, er-

öffnen: „Die französische Regierung giebt Venedig nicht weg. Nicht weil sie nicht das Recht dazu hätte; denn es ist ein erobertes Land, sondern weil es ihr Grundsatz nicht ist, Völker zu verschenken. Sobald daher die französische Armee das Land verlassen wird, bleibt es der Regierung vollkommen anheim gestellt, welche Maßregeln sie ergreifen will."

Der Regierung von Graubündten, die sich über die Trennung des Valtelins u. s. w. beschwerte, schrieb er unterm 12. Novbr., unter vielen derselben gemachten Vorwürfen: „Valtelin, Chiavenna und Bormio sind unwiderruflich mit der cisalpinischen Republik vereinigt. Doch wird dies das gute Vernehmen, und den Schutz, den Ihnen die französische Republik angedeihen läßt, so lange nicht stören, als Sie gegen dieselbe die Rücksichten zeigen, welche man dem mächtigsten Volke der Erde schuldig ist."

Wenige Tage darauf verließ er Italien und die Armee, und ging durch die Schweiz über Rastadt nach Paris, wo ihm ein höchst glänzender Empfang zu Theil wurde. Er kehrte jedoch nicht nach Rastadt zu den Unterhandlungen zurück, die, da die Hauptpunkte festgestellt waren, seinem lebhaften Geiste auf keinen Fall zugesagt hätten. Er betrieb vielmehr eine Landung in England, ob in Wahrheit oder nur um die später daraus gewordene Expedition nach Egypten besser zu verstecken, ist niemals mit Bestimmtheit ermittelt worden.

So war Napoleon, in seinen beiden ersten Feldzügen, als Politiker. Er zeigt sich uns ausgerüstet mit einer außerordentlichen Kraft des Geistes, Stärke des Characters und Beweglichkeit der Gehirnfibern. Die colossalsten Ideen, wie die kleinlichsten Details, bewegten sich, ohne gegenseitig einander zu hindern, in seinem Kopfe durcheinander. Anfangs noch schüchtern, sehen wir ihn doch bald immer freier und freier sich bewegen.

Aus dem Generale wird der Unterhändler, der über Waffenstillstände verhandelt, aus diesem allmählich der Mann, der sich zum Mittelpunkte von Italien macht, züchtiget und losläßt, wie es ihm beliebt, Provinzen organisirt und verschenkt, ohne das Directorium einer andern, als einer nachträglichen Mittheilung zu würdigen, und damit endiget, daß er, indem er Frankreich den vortheilhaftesten Frieden giebt, den es

seit Jahrhunderten erlangt hatte, schon wieder auf neue Kriegs- und Eroberungsplane sinnt. Aus dem Generale ist der Politiker geworden, und dieser ist es, welcher in der letztern Zeit fast allein noch thätig war.

Die Grundsätze seiner Politik giebt er selbst in einem seiner letzten, bereits oben ausführlich mitgetheilten Briefe an; sie beruhten auf dem Ergebnisse der Berechnung der Wechselfälle und der Verhältnisse; sein Streben nach Macht offenbart sich überall auf die unverkennbarste Weise. Solche Grundsätze und solche Neigungen mußten natürlich eine gänzlich materielle Richtung herbeiführen, und das Höhere und Edlere mußte nach und nach verloren gehen. Ueberall bemerken wir daher, wie jede List, jede Täuschung und Lüge zu Verfolgung der beabsichtigten Zwecke angewendet wird, wie Recht oder Unrecht niemals in Frage und in Beachtung kommt, und wie sich zuletzt, z. B. gegen Graubündten und die neue Regierung von Venedig, mit der Willkühr noch Hohn und Verachtung gegen den Schwachen paaren.

Die Feldzüge in Italien zeigen ihn uns bereits durch und durch fertig, ganz so wie er später unter größeren Verhältnissen war. Willkühr, Gewalt und Unterdrückung treten überall grell hervor, und wenn zu dieser Zeit Freiheit und Volk in seinen Proclamationen und Reden die Hauptrolle spielten, so darf man nicht vergessen, daß die Berechnung der Verhältnisse den Politiker damals dazu nöthigten, und daß er selbst, was in Proclamationen und Reden gebraucht wird, nur für Romane erklärte. Als Beleg dazu mag seine Aeußerung über die Presse dienen.

Ohne Zweifel war er eine außerordentliche Natur, die außerordentliches leistete, und gleich einem glänzenden Meteore, die Augen verblendete. Entsprossen der Umarmung der Kraft und des berechnenden Verstandes hatte ihn der Ehrgeiz groß gezogen. Aber seiner sonach nothwendig materiellen Richtung fehlte die sittliche Weihe, und die Achtung vor dem Rechte und der Menschheit. Seine langen Erfolge machten ihn immer übermüthiger und stolzer, und ließen ihn, im Vertrauen auf seine Kraft, am Ende nichts mehr für unmöglich halten. Seine Geringschätzung der Menschen täuschte ihn zuletzt über die mögliche Stärke

ihres endlichen Widerstandes. Meinend alles berechnen zu können, und dem Materiellen in hohem Grade unterliegend, vergaß er, daß der Mensch auch geistiger Natur ist, und daß es in dem Character und Gemüthe der Völker auch Imponderabilien giebt, die sich jeder Berechnung entziehen, obwohl sie zuletzt auf die Ereignisse von dem entscheidendsten Einflusse sind.

In allen diesen Momenten lagen die endlichen Ursachen seines Falles eben so gut, wie sie früher Ursachen seines Glücks gewesen waren.

XIV.

Ueber die Erziehung unserer Zeit.

Von

Dr. Werber.

Professor der Medicin in Freiburg im Breisgau.

Der Mensch besitzt eine Doppelnatur, eine sinnliche und eine geistige, wie schon der Apostel Paulus sich aussprach, ein anderes Gesetz erblick ich in meinem Gemüthe, ein anderes in meinen Gliedern.

Die sinnliche Natur offenbart sich im Menschen als die bildende und zeugende Lebenskraft, die wirkt und schafft ohne Bewußtsein und Willenskraft, die in der körperlichen Masse mit blinder Nothwendigkeit wurzelt.

Die geistige Natur offenbart sich durch die selbsterkennende und selbstbestimmende Kraft, durch Vernunft und Freiheit.

Die Doppelnatur des Menschen hat zu doppelter Verirrung Anlaß gegeben. An der Spitze der einen Verirrung steht der sonst höchst achtbare Grohmann, welcher den Menschen naturalistisch auffaßt. Die Natur ist ihm eine Reihe von Schöpfungen und stufenweisen Entwickelungen, es ist dieselbe schöpferische Naturkraft, welche in den bewußtlosen Wesen wirkt und zeugt, und im Menschen mit Bewußtsein denkt und handelt. Der Mensch ist für Grohmann nur eine edlere Blüthe der Natur, alle seine Empfindungen, Gedanken und Handlungen lassen sich aus bloßen Naturkräften und Gesetzen herleiten und in Folge dieser

Ansicht sind Laster, Verbrechen und Krankheiten nur Abirrungen der Naturthätigkeiten.

Die geistige Natur des Menschen, Vernunft und Freiheit sind nicht als substanzielle Kraft und Macht eigener Art anerkannt, sind nicht in ihrer Wesenheit den blinden Naturkräften gegenüber gestellt.

Dagegen hat der geniale Heinroth die menschliche Natur, die Vernunft und den freien Geist zu einem gespensterhaften Uebernatürlichen erhoben und die körperliche Natur zu einem bloßen durchsichtigen Bilde des Menschengeistes erniedrigt, daher er auch folgerecht, nicht nur die Laster und Verbrechen, sondern auch die Seelenstörungen und in der That auch den größten Theil der körperlichen Krankheiten dem Menschen als verschuldet aurechnen will, indem der Mensch als vernünftiges und freies Wesen, als moralische Persönlichkeit nicht erkranken soll!

Vor diesen beiden Verirrungen kann nicht genug gewarnt werden, vor der materialistischen und spiritualistischen. Der Geist des Menschen ist nicht bloße Blüthe und Frucht des Körpers, dessen vorübergehende flüchtige und glänzende Wirkung und Erscheinung, sondern der Geist ist eine selbstständige, durch die Vernunft erkennende und durch die freie Willenskraft sich bestimmende Macht des Lebens. Eben so ist der menschliche Körper nicht bloße wesenlose und verwerfliche Hülle des Geistes, ein verächtliches Ding, ein martervoller Kerker des Geistes, sondern er ist die materielle Wurzel des Geistes, der lebendige Grund und Boden, dem die geistige Macht entkeimt und der die Wirksamkeit desselben wesentlich bedingt.

Diese beiden Abirrungen vom wahren Standpunkte der Natur- und Geistesansicht des Menschen würden in der Erziehungslehre auch folgerecht zu zwei falschen Wegen führen. Wird der Mensch materialistisch aufgefaßt, so führt diese Ansicht zu einer vorherrschenden Entwickelung und Erziehung des körperlichen Lebens, zu einer Ertränkung des Menschen in materiellen Interessen, wodurch die geistige Seite unterdrückt würde; umgekehrt führt eine spiritualistische Ansicht zu einer vorwaltenden Entwickelung und Erziehung der geistigen Seite des Menschen, der durch die Vernachlässigung der physischen Erziehung der materielle Grund und Boden entzogen wird.

Der wahren Ansicht von der menschlichen Natur zu Folge müssen wir eine körperliche und eine geistige Lebensmacht als selbstständige Wirksamkeiten anerkennen, sie sind sich beide weder Ursache noch Wirkung.

Wenn sich beide weder Ursache noch Wirkung sind, so daß Geist und Körper nothwendig als selbstständige Mächte und Kräfte angesehen werden müssen, so ist gleichwohl andrerseits auch nicht zu verkennen, daß Körper und Geist zusammen des Menschen Einheit und Ganzheit bilden und darum eine Wechselwirkung unter sich ausüben und annehmen.

Wenn die Physiologie und Psychologie nicht schon hinreichende Gewährschaft für die im Doppelleben des Menschen sich aussprechende Wechselwirkung leisteten, so könnten wir mehr als genügende Beweise aus der Pathologie schöpfen, indem diese täglich den Beobachter lehrt, wie Störungen der körperlichen Verrichtungen so leicht die der geistigen Operationen zu Folge haben und umgekehrt.

In einem ähnlichen Gegensatze und in einer ähnlichen Wechselwirkung, kurz in einem entsprechenden Verhältnisse stehen die Erde und die Menschheit zusammen; die Menschheit ist der Geist der Erde, die Erde ist der Körper der Menschheit und nach diesem Verhältniß stehen sie auch nothwendig im innigsten Zusammenhang. Die Erde ist die körperliche Natur, wirkt und schafft, bildet und zeugt nach blinden und nothwendigen Gesetzen, wie der menschliche Körper; die Menschheit ist die geistige Natur, sie erkennt und handelt mit Vernunft und freiem Willen, wie der menschliche Geist, und in dieser Hinsicht sind sich Erde und Menschheit wirkliche Gegensätze, in welche sich das Naturleben entzweit. Aber Erde und Menschheit sind sich nicht bloße Gegensätze, die als selbstständige Mächte einander gegenüber stehen; sondern sie stehen auch mit einander in Zusammenhang und Wechselwirkung.

Daher sehen wir auch, daß sie sich gegenseitig bestimmen und verändern können, indem die Menschheit sich färbt und verändert nach den verschiedenen klimatischen Einflüssen und Lebensmitteln, und die Erde sich wenigstens theilweise richtet nach den verschiedenen Kulturstufen der Menschheit.

Wärme und Licht, Electricität, Luft, Wasser und Vegetation nehmen Einwirkungen an von der cultivirenden Hand der Menschheit, indem sie

Wälder lichtet oder anlegt, Sümpfe abgräbt und trocknet, und dadurch die Atmosphäre verändert nach Licht, Wärme, Electricität, Feuchtigkeit ꝛc., welche wieder mächtigen Einfluß auf Vegetation, Animalisation und auf die menschliche Gesellschaft ausüben.

Der körperliche Bestandtheil des Menschen ist die physische Grundlage der geistigen Lebensäußerungen und entwickelt und bildet sich schon in gewisser Beziehung fertig, bis der geistige Bestandtheil des Menschen anfängt, seiner selbst bewußt zu werden, daher auch der mächtige Einfluß der körperlichen Bildung und Entwickelung auf die geistigen Thätigkeiten.

Aehnlich verhält es sich im Großen zwischen der Erde und der Menschheit, indem der Erdtheil, welchen ein Volk bewohnt und auf welchem es sich geistig offenbart, die bedingende physische Grundlage desselben ist, und auf mannichfaltige Weise seine Einflüsse geltend macht und den sinnlichen geistigen Volksoffenbarungen klimatische Färbungen aufdrückt. Ein Blick auf die in sehr kalten, sehr heißen oder gemäßigten Erdstrichen wohnenden Völker zeigt den physischen Einfluß der Erde auf den gesellschaftlichen Zustand deutlich.

Die alten Völker waren überzeugt von dem innigen Zusammenhang und der Wechselwirkung zwischen dem Körper und dem Geiste, daher sie auch gleichzeitig und allgemein auf Uebung des Körpers und Bildung des Geistes dachten.

In dieser Hinsicht stehen die Griechen allen Völkern als ewiges Muster voran; die Römer ahmten sie nach in ihren preiswürdigen Instituten für Erziehung und Bildung. In den Gymnasien übten sie allgemein und öffentlich den Körper und bildeten den Geist; kein freier Grieche durfte sich den öffentlichen gymnastischen Uebungen entziehen, welche hauptsächlich folgende waren, Baden und Schwimmen, Werfen mit verschiedenen Gegenständen z. B. mit Scheiben, Stangen, Metallkugeln und Bleistücken, Laufen und Springen in die Weite und Höhe, entweder frei oder mit verschiedenen schwereren oder leichteren Gewichten belastet, Faustkämpfe, Ringen, verschiedenartige Tänze ꝛc.

Ich habe schon bemerkt, daß die Römer die Griechen nachahmten und durch ihren energischen Körper und Geist die Welt bezwangen. Als

sie verweichlichten und entarteten, wurden sie von den Germanen bezwungen, welche in körperlichen Uebungen besonders glänzten.

Im Mittelalter zogen sich die gymnastischen Uebungen auf das Turniren des Adels und auf Scheiben- und Vogelschießen des Bürgers zurück. Später versank die gymnastische Uebung des Körpers immer mehr; im verflossenen Jahrhundert machten Locke, Rousseau, und Basedow vom pädagogischen und Dr. Fuller und Dr. Frank vom medicinischen und medicinisch-polizeilichen Standpunkte auf die physische Erziehung aufmerksam; Veith, Gutsmuths und Jahn sprachen sich in Wort und That für die gymnastische Uebung des Körpers aus, und rühmlich schließen sich Elias und Werner diesen zeitgemäßen Anstrengungen an.

Es ist eine allgemein anerkannte thatsächliche Wahrheit, daß die physische Seite des civilisirten Menschengeschlechts seit einiger Zeit gesunken ist, wofür nicht nur die ärztlichen Klagen und Zeugnisse sprechen, indem das Heer der chronischen Krankheiten, welche vorzugsweise in der Abnahme der physischen Lebenskraft ihren Grund haben, immer mehr anwächst, sondern auch die Berichte und Listen der die junge männliche Bevölkerung untersuchenden Behörden (Rekrutenuntersuchungen) und die Verhandlungen, welche vor mehreren Jahren die sächsischen Kammern über diesen Gegenstand gepflogen haben.

Man kann nun die Frage stellen, welche Ursachen sind zu beschuldigen an dieser allgemeinen physischen Abnahme des civilisirten Menschengeschlechts?

Ich stehe nicht an, dieser allgemeinen Wirkung und Erscheinung auch eine allgemeine Ursache und ein allgemeines Uebel zu unterstellen.

Es ist: eine verkehrte Erziehung im Ganzen und insbesondere eine vernachlässigte physische Erziehung einerseits und eine einseitig beschleunigte vorherrschende geistige Entwickelung des Menschengeschlechts andererseits.

Es haben bewährte Aerzte, wie Lorinser und Froriep, so wie verdiente Schulmänner, Köpke, Niemeyer, Braut und Schröder, in der neuesten Zeit ihre Stimme erhoben über den Nachtheil der geistigen Ueberreizung und Uebertreibung und der vernachlässigten gymnastischen Körperübung der Jugend.

Nach Lorinser sind die wichtigsten Uebel, welche sich aus der verkehrten Jugenderziehung entspinnen, die Skrofeln, Rhachitis, Hämorrhoiden, schlechte Verdauung, Krampf und Nervenkrankheiten, Wahnsinn, Hypochondrie, Hysterie, Kurzsichtigkeit, Lungensucht rc.

Wem fällt nicht, abgesehen von der Modethorheit, Brillen zu tragen, die so häufig werdende und leider überhand nehmende Kurzsichtigkeit der Jugend auf? sie hat ihren Ursprung vorzugsweise in dem steten Sitzen und Bücken und scharfem Anschauen kleiner Gegenstände, dem Lesen und Schreiben, welches nicht abwechselt mit Körper übenden gymnastischen Spielen.

Die überhand nehmenden nervösen Siechthume, wie Hypochondrie und Hysterie, welche sonst späterer Zeit des Lebens folgten, vergiften schon frühzeitig des Lebens Jugend; die Hämorrhoiden, Gicht (Arthritis), Schleimsucht, fehlerhafte Verdauung quälen schon die jugendliche Zeit des Lebens, weil mangelhafte körperliche Entwickelung und Ausbildung nicht das Gleichgewicht halten den geistigen Bestrebungen; die Skrofeln und die Rhachitis (englische Krankheit) aus der sich so gern die Lungenschwindsucht entwickelt, nehmen einen verheerenden und furchtbar um sich greifenden Charakter an; der Wahnsinn füllt immer mehr die Irrenhäuser!

Woher anders läßt sich diese trostlose Erscheinung leiten als von der verkehrten Erziehung?

A. Schröder in Brandenburg, welcher seit mehr als sechszehn Jahren das Jugendleben an sechs verschiedenen Gymnasien (an dreien in Berlin) als Lehrer zu beobachten Gelegenheit hatte, äußert folgendes Wichtige über die Erziehung der Jugend: „Es müßte noch bestimmter und allseitiger psychologisch und physiologisch untersucht werden, in welchem Verhältnisse bei der Jugend Arbeit und Erholung stehen, da ein Naturtrieb eigentlich den Knaben zum Spiele und zur Ausarbeitung seines Körpers, als zu seiner nächsten eigentlichen Bestimmung, hinführt.“ Gewiß ist der Satz aus einer tiefbegründeten Eigenthümlichkeit der menschlichen Natur hergeleitet, welchen Herr Lorinser aus Joh. Heunius anführt, „daß der Erfolg der Studien von der Zwischenzeit abhängig sei, die der Erholung gewidmet wird.“ Nur durch eine gewisse Ruhe kann der Geist die durch das Gedächtniß oder die Phantasie empfangenen Eindrücke und darge-

botenen Gegenstände bei sich gehörig verarbeiten und sie als ein Pabulum Animi et Vitae verdauen. Das unaufhörliche Einpfropfen und Hineinstopfen tödtet nur und führt zu geistiger Abstumpfung; ja es mag wohl psychologische Wahrheit haben, was Herr Lorinser ebenfalls aus H. Horst anführt: „daß man, um mit Liebe und Nutzen zu lernen, nur weniges hören und lesen müsse." Wie wirkt doch oft ein Wort, in bedeutender Stunde gesprochen, für das ganze Leben mehr und tiefer als Jahre langes Dociren! Warum lernt der geistig Reifere durch viel weniger Lesen und Hören in kurzer Zeit noch einmal so viel, als der, welcher nichts Anderes thut, als Tag für Tag hören und lesen? Es scheint daher wahre Barbarei und Verkennung der jugendlichen Natur zu sein, wenn einzelne Directoren der Gymnasien glauben, alles Heil beruhe darauf, den Lehrer immer fort zu treiben, zu inspiciren, zu controliren, daß ja keine Minute an der vollen Stunde versäumt oder daß die Stunde selbst, ohne die im Preußischen gesetzliche Zwischenzeit von zehn Minuten, in einem Athem fort gehalten werde, eine für Schüler und Lehrer aufreibende, abstumpfende, verdrüßlich machende Treiberei. Es sollte jede Schule bedeckte und unbedeckte Spiel- und Turnplätze, Hof, Garten, Halle haben und nach jeder Lehrstunde die Jugend aus der Schulstube hinausgetrieben werden (denn schon ist unsere altkluge, sich isolirende, frühreife Jugend zum Theil zu träge, um spielen zu mögen, oder zu vornehm dazu), eine Viertelstunde sich in der freien Luft herum tummeln und dann gestärkt und erfrischt wieder zu ihrer Arbeit übergehen. Was extensiv vielleicht an Zeit verloren ginge, würde intensiv durch größere Frische und Lebendigkeit gewiß reichlich eingebracht.

Gewisse Gegenstände, wie Mathematik, philosophischer, streng grammatischer, selbst Religionsunterricht greifen wirklich für eine ganze volle Stunde Lehrer und Schüler zu sehr an. Gönnt dem Geiste, den Nerven und dem Unterleibe doch einige Zeit zur Erfrischung und zur Erholung; stumpft nicht ab, vergiftet nicht, tödtet nicht! Im Großen und Ganzen muß jeder Lehrer, welcher offen die Wahrheit sagen will, eingestehen, daß bei der jüngern Generation unserer studirenden Jugend eine gewisse Mattigkeit, ein Mangel an Begeisterung und poetischer Erregbarkeit, eine gewisse philisterhafte, engherzige Weltanschauung, eine dürre aburtheilende Verstandesbildung, eine Dürftigkeit des Geistesschwungs, der eigenen Pro-

ductivität und Erfindung, eine eingetrocknete Phantasie und Mangel an der rechten, frischen, eigenthümlichen Jugendlichkeit sichtbar sei; wohl natürlich, weil die Verstandesbildung vorzugsweise auf Kosten des Gemüthes befördert wird, die Gymnasien, welche am meisten treiben, sind die besten Treibhäuser! In dem ganzen complicirten, vielfach unnatürlich gewordenen Jugendleben ist wahrlich vor allem noth, Einfachheit, Anspruchslosigkeit, Natürlichkeit, Gesundheit, Kindlichkeit, Herzlichkeit zwischen Lehrer und Schüler, eine lebendigere Richtung auf die Wissenschaft, Verbannung der Ueberreizung und Abstumpfung.

Diese ärztlichen und schulmännischen Beleuchtungen der gegenwärtigen verkehrten Erziehung sind so schlagend, daß denselben in Wahrheit nichts entgegnet werden kann.

Das Grundgebrechen der Erziehung unserer Zeit besteht darin, daß der geistigen Entwickelung nicht auch die physische Ausbildung und Uebung beigesellt ist.

Der Staat und die Gemeinden bringen alle Opfer zur Erziehung und Ausbildung der geistigen Seite des Menschen, aber sie vernachlässigen die gleichzeitige gymnastische Uebung und Ausbildung der körperlichen Seite, welche doch die lebendige Grundlage des Geistes ist!

Die geistige Erziehung und Bildung wird als eine öffentliche und allgemeine Staatspflicht betrachtet; nur die körperliche Ausbildung und Uebung bleibt zufälligen, willkürlichen, vereinzelten Bestrebungen überlassen.

Wollen wir eine Reform in das Erziehungswesen einführen, so muß die körperliche Erziehung eben so allgemeine und öffentliche Pflicht des Staates und der Gemeinden werden, wie die geistige Erziehung. In dieser Hinsicht erlaube ich mir, die schönen und treffenden Worte von Tetzner (in seiner neuen Voltigirschule, Nordhausen 1822) anzuführen. „Das was Griechenland und Rom an innern Einrichtungen, an Sitten, Lebensweisen vor uns voraus hatten, das erkannten wir gar wohl, aber Niemand fand sich, der es nachahmte. Den Körper und Geist gleich kräftig und allseitig gebildet zu haben, das setzte diese Völker so hoch über uns, die wir uns der höchsten Verfeinerung rühmen. Wir sprachen ihre Worte nach, aber wo blieb die

That? Wir wußten, was zum Frieden diente, aber da sah man nirgends Anstalt, das Alte wieder aus dem Schutte hervor zu graben, es ins Leben einzuführen und alle unsere sogenannten Gymnasien blieben vor wie nach, trotz dem, was darin über Griechen und Römer gelehrt wurde, eine wahre Satyre auf eben diese Griechen und Römer. Doch diese Völker sind nicht mehr unter den Nationen, und diejenigen, die sich der Abkunst jener Helden rühmen, sind ausgeartet, gleichweit von Muth und Kraft entfernt. Aber ist das Grund genug, das Gute, das wir erkennen, zu verschmähen? Warum ahmen wir das Wort nach und nicht die That? Griechen und Römer waren in Beiden groß; aber bei ihnen war das Wort Folge der That. Sie hatten selbst den Ocean brausen, das Pferd wiehern gehört; sie waren selbst im Schlachtgewühl als wackere Vertheidiger der Freiheit, als Mitkämpfer, sie rangen selbst um den Preis des Fichtenzweiges, und leicht mußte es ihnen werden, groß und stark zu denken; die Bildung ihres Geistes ging also von der Bildung ihres Körpers aus."

Die Gymnasien, welche bei den großen Alten zugleich Anstalten zur Bildung des Geistes und Uebung des Körpers waren, sind bei uns nur Treibhäuser geistiger Blüthen, deren lebendiger körperlicher Grund und Boden der Cultur nicht würdig geachtet wird.

Der königliche Dichter Ludwig von Baiern spottet unserer Gymnasien.

Wie? Gymnasien nennen die jetzigen Menschen die Stätte,
Wo die Jugend versitzt; ach! wo der Körper verdirbt;
Den Ort, wo er wurde geübt, bezeichnet der Name.
Bei den Hellenen war That, aber wir reden davon!

Um nicht ungerecht zu erscheinen, so bemerke ich, daß in Berlin, Dresden, München, Dessau und anderen einzelnen Städten gymnastische Anstalten, oder, wie sie in neuerer Zeit mit dem deutschen Namen bezeichnet werden, Turnanstalten gegründet wurden.

Allein diese einzelnen Erscheinungen genügen nicht; der Staat oder die Gemeinden sollen allen Anstalten für Geistesbildung auch Anstalten für Körperbildung beigesellen, damit natur- und vernunftgemäß eine harmonische Gesammt-Entwickelung und Bildung des Geistes und Kör-

pers erzielt werde, woraus allein ein glückliches Geschlecht hervorgehen kann.

Es soll eine Aufgabe für die Schulmänner sein, das Verhältniß zwischen Arbeit und Erholung, zwischen geistiger Anstrengung und körperlicher Gymnastik, die passende Abwechselung mit verschiedenen Lehrstoffen, die Zeit des ersten Schulbesuches und der Entlassung aus der Schule naturgemäß zu bestimmen.

Im Allgemeinen finde ich, daß man die Jugend zu sehr mit geistigen Stoffen überladet; wie das Viel und Vielerei Essen den Magen belastet, die Verdauung und gehörige Säfte- und Blutbildung stört, so auch die geistige Ueberfütterung; nur was geistig verdaut wird, wird und bleibt geistiges Eigenthum, verwandelt sich in dauernde Bilder und Gedanken als Blut und Mark des Geistes, Leben der künstlerischen und wissenschaftlichen Seele.

Man muß also dem jungen Geiste Zeit gönnen, das zu assimiliren und sich anzueignen, was er hörend und sehend in sich aufgenommen hat; es werden daher passende Erholungsstunden erforderlich sein.

Eine wichtige Thatsache ist, daß die Abwechselung mit den Lehrstoffen passend beobachtet wird; wenn auch Gall's Hirntheorie nicht ganz fest begründet ist, daß einzelne Organe dieser oder jener Beschäftigung vorstehen, so zeigt doch die Erfahrung hinreichend, daß Abwechselung in den Beschäftigungen von großem Erfolge begleitet ist. Bald muß man mehr das Gedächtniß, bald den Verstand, bald das Gefühl, bald die Phantasie, bald dieses, bald jenes Sinnesorgan in vorherrschende Thätigkeit setzen, um keine erschöpfende Ermüdung eintreten zu lassen; denn ein ermüdetes Organ verliert die gehörige Empfänglichkeit und Rückwirkungskraft.

Den geistigen Uebungen sollen die körperlichen Uebungen zur Seite gehen. Die wichtigsten gymnastischen Anstalten und Mittel, welche zur Uebung und Kräftigung der körperlichen Functionen dienen, sind: das Werfen mit verschiedenen Gegenständen, mit Scheiben, Stangen, Kugeln &c., das Laufen und Springen in die Weite und Höhe, entweder frei oder belastet mit verschiedenen Gewichten, das Faustkämpfen, das

Ringen, das Tanzen, Reiten, Baden und Schwimmen, das Exer-
ciren ꝛc.

Wenn die Jugend in solchen körperlichen Uebungen gleichzeitig mit geistigen Anstrengungen groß und kräftig gezogen wird, dann werden wir ein Geschlecht gewinnen, welches durch die Thaten des Körpers und die Erzeugnisse des Geistes die ruhmvolle Zeit der Griechen in einem vervielfachten Glanze ins Leben rufen mag!

XV.

Oesterreich im Jahre 1840.

Staat und Verwaltung, Verfassung und Cultur.

Von einem

österreichischen Staatsmanne.

(Leipzig, 1840. Verlag von O. Wigand. Zwei Theile.)

Wie fremde Touristen, besonders Franzosen, seit einiger Zeit Deutschland erwählt haben, um dahin Entdeckungsreisen zu unternehmen, so ist wieder für Deutsche Oesterreich das Ziel solcher Ausflüge, und das Resultat derselben entweder unbedingtes Lobhudeln aller dortiger Zustände, oder eben so einseitiger Tadel, der über Alles ausgegossen wird, weil es nicht modern konstitutionellen, protestantischen oder gar hegelischen Zuschnitt trägt. Die Tories aller Länder und Nuancen reisen auf dieses Reich und rühmen die wohlthätigen Folgen rein monarchischer Regierungsgrundsätze, die abgefallenen und in den Schooß des alleinseligmachenden Absolutismus zurückgekehrten Liberalen thun desgleichen, und wenn Einige mit Saint-Marc Girardin übereinstimmen, der sagt: **En Autriche beaucoup de parties de l'homme sont satisfaites et tranquilles; les bras y ont du travail, l'estomac y est bien répu; si ce n'était la tête qui est mal à l'aise, quand elle s'avise de penser, tout serait à merveille**, kehren hingegen Andere dieses Urtheil um und meinen, es sei am Ende doch zweifelhaft, ob diese Denkfreiheit das Glück des Menschen ausmache oder auch nur befördere, während ein voller

Magen ein reelles, von Niemandem abzuleugnendes Wohlbefinden erzeuge. Gegen die letztere Ansicht wäre nichts einzuwenden, wenn die Bestimmung des Menschen darin bestände, seinen Magen zu füllen oder physisch glücklich zu sein; dann müßte allerdings jene Form des Staats die beste sein, welche die größte Summe solchen Glückes auf die gleichmäßigste Weise vertheilt. Allein selbst in diesem Falle wäre Oesterreich noch sehr weit von der Vollkommenheit entfernt und auf keiner höhern Stufe als die meisten übrigen europäischen Nachbarländer; klassifizirt man jedoch die Staaten nach andern Kategorien, mißt man sie nach dem Grade der religiösen, intellektuellen Ausbildung ihrer Bewohner, so wird, vorzüglich was diese in allen ihren Abstufungen betrifft, dem Kaiserthume nicht jener Rang angewiesen werden können, den es durch seine Größe und die Kräfte, die es umschließt, einzunehmen berufen ist. Pauvre pays! on il n'y a que du bonheur, sagt Frau von Staël und spricht damit eine Wahrheit aus, die freilich parador klingt, aber darum nicht weniger Beherzigung verdient.

Der Standpunkt, von welchem der Verfasser des vorliegenden Werkes, wahrscheinlich ein böhmischer Edelmann, ausgeht, ist in folgender Stelle des Vorwortes angedeutet: „Darf es sich übrigens ein treuer Unterthan eines Staates gestatten, die Gebrechen, Fehler und Mängel seines Vaterlandes aufzudecken, so möge ihre Enthüllung nur dazu dienen, jenes zu verbessern, was einer Veredlung, und das abzustellen, was einer Reform bedarf. — Ein Reich, das des edelsten Blutes so viel enthält, ein Reich, das durch seine Verfassung stark genug ist, das Glück seiner Völker zu begründen, ein solches bedarf nur geringer Abhülfe in der Art seiner Verwaltungsweise, um das wirkliche Wohl seiner Unterthanen herbeizuführen, auch wo sie sich desselben bis jetzt theilweise nur scheinbar zu erfreuen gehabt haben sollten." Wir haben es also hier mit einem Anhänger des Systems zu thun, welches man gewöhnlich „aufgeklärten Despotismus" zu nennen pflegt, und sind nicht Willens, uns mit ihm in eine Polemik über die Th. I. S. 9., hoffentlich bloß bedingt, ausgesprochene Behauptung einzulassen, daß man „der Verfassung Oesterreichs den Vorzug vor jeder andern in keinem Falle abstreiten dürfe" — wir sind vielmehr mit ihm einverstanden, daß keine der gegenwärtig „in an-

erkannter Wirksamkeit" bestehenden Verfassungen für Oesterreich passend wäre, wiewohl damit nicht zugegeben ist, was er weiter sagt, daß „in Oesterreich nur die ausübende Gewalt einer Reform bedürfe, nicht aber die Verfassung." Es ist sonderbar, daß die österreichische Administration im Auslande allgemeinere Anerkennung findet, als ihr im Inlande gezollt wird, wie denn vor nicht langer Zeit ein französischer Minister sie die beste Europas nannte, während in Beziehung auf die Verfassung im Reiche selbst nicht nur höchst selten Wünsche geäußert werden, ja es anzunehmen ist, daß die Wenigsten wissen, was sie unter diesem Worte zu verstehen haben. Der Grund für das erstere mag darin liegen, daß der Ausländer gewöhnlich von Oesterreich nicht viel mehr als Wien, von den Provinzen und ihrem Leben aber fast nichts kennen lernt; das letztere ist durch die geringe politische Bildung der meisten dortigen Bewohner hinlänglich erklärt.

Den Abschnitt über die Gesetzgebung leitet der Verfasser also ein: „Obgleich die Verfassung der deutschen, böhmischen, italiänischen und galizischen Provinzen als rein monarchisch auf dem bloßen Ausspruche des Landesherrn beruht, so sind doch Oesterreichs Regenten bis jetzt nie versucht gewesen, ihren ausgesprochenen Willen zu gleicher Zeit unbedingt als Gesetz hinzustellen. Wenn daher auch Willkür und Eigenmächtigkeiten mancher Art in dem Staatsverbande ausgeübt werden, so darf man doch versichert sein, daß weniger die Verfassung, als vielmehr die Verwaltung, oder eigentlich die physische Unmöglichkeit des Monarchen, jeden einzelnen Zweig genau controliren zu können, den wichtigsten Einfluß auf solche Uebelstände äußert. — Es giebt kein Gesetz in Oesterreich, das irgend einen Unfug begünstigt, keinen Willen des Monarchen, der ihn billigen würde, so wie es auf gleiche Weise unter den Verständigern Niemanden geben dürfte, der dies nicht vollkommen einzusehen und zu deuten wüßte. „Ist das in den letzten Zeilen Ausgesprochene ein ausschließlicher Vorzug Oesterreichs? Gewiß nicht — wir glauben aber, daß gute Gesetze allein nichts helfen, wenn in der Vollziehung „Willkür und Eigenmächtigkeiten ausgeübt werden," und dagegen suchen wir nicht in der Verwaltung, sondern in der Verfassung Garantieen, ohne deswegen, wie wir schon erklärten, eine nach dem

Muster der englischen oder französischen zugeschnittene Constitution für Oesterreich passend und wünschenswerth zu halten. In dieser Abtheilung fiel es uns auf, einen Irrthum zu treffen, dessen sich ein „österreichischer Staatsmann" nicht hätte schuldig machen sollen. Es heißt nämlich Thl. I. S. 103.: „Bis auf gegenwärtige Zeiten ist größtentheils die ältere Gesetzgebung aus Maria Theresia's und Kaiser Joseph's Zeiten aufrecht erhalten worden. Besonders ist diese durch den **Codex Austriacus**, die **Constitutio criminalis Theresiana**, so wie durch das allgemeine Strafgesetzbuch vom Jahre 1787 festgestellt worden," da doch in den meisten Zweigen der Gesetzgebung neuere, unter der Regierung Kaiser Franz I. ausgearbeitete Gesetzbücher für alle Provinzen, mit Ausnahme Ungarns, in Kraft bestehen, wie z. B. das Criminalstraf- und das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch mit den dazu gehörigen Gerichtsordnungen, jenes, wenn wir nicht irren, 1803, dieses 1811 publizirt.

Der Verfasser ist kein Freund der Beamteten oder dessen, was er Bureaukratie nennt, und sagt Th. I. S. 86.: „Stolz und eine kalte wenig ansprechende Persönlichkeit sind übrigens Haupteigenschaften vieler höherer österreichischen Beamten, die man ihnen im Allgemeinen eben so wenig absprechen darf, als es fast den Anschein hat, daß sie sich auf solche Weise ihr Ansehen gesichert zu haben glauben." Und S. 89.: „Im Allgemeinen zeichnet sich das Beamtenpersonal keineswegs vortheilhaft aus; und da selbst der niedrigste Beamte seine oft kleingewaltige Macht selbst in dem beschränktesten Wirkungskreise durch manche Bedrückung darzuthun sucht, so darf man sich über die Schelsucht nicht wundern, mit welcher die österreichische Bureaukratie besonders von den untersten Ständen betrachtet wird." Man muß diesen Herren, von denen die meisten nach 15jährigen Studien und einer oft 10- und mehrjährigen unentgeltlichen Dienstleistung erst zu Brod und Ansehen gelangen, etwas zu Gut halten; auch ist der österreichische höhere Beamtenstand „im Allgemeinen" eben so achtungswerth als z. B. der preußische, der ihn vielleicht an intellektueller Ausbildung, doch gewiß nicht, besonders was die richterlichen Behörden betrifft, an Pflichttreue übertrifft. Daß, ein sich der Verfasser Th. I. S. 84. äußert, „ein bedeutender Gehalt, ein ebenso bedeutender Wirkungskreis und w e n i g e A r b e i t, da

deren Hauptlast dem untergeordneten Conceptspersonale aufgebürdet wird, die gewöhnlichen Begleiter dieser Posten (der hohen Stellen der verschiedenen Provinzialdepartements) sind," ist in dieser Allgemeinheit ausgesprochen eben so irrig wie die Behauptung, daß man „mit Ausschluß der höchsten Stellen sämmtliche Aemter der österreichischen Bureaukratie durch Emporkömmlinge bestellt findet, die in ihrer frühern Stellung sich die Zuneigung und das Vertrauen ihrer Vorgesetzten zu gewinnen wußten, indem sie diese auf ihrer ferneren Bahn nicht selten sogar zu überflügeln suchen, wobei ihnen eben so selten die Verleihung eines Prädicats, selbst jenes des hohen Adels zu entgehen pflegt." Ein flüchtiger Blick in den Staatsschematismus läßt eine Menge hoch- und altadeliger Namen gewahr werden, deren Besitzer vorzüglich bei den sogenannten politischen Stellen, den Gubernien, Regierungen und Kreisämtern Aemter bekleiden. Daß die Besoldungen der höchsten und höheren Beamten herabgesetzt, die der niedern erhöht werden sollten, und die Anzahl beider viel zu groß ist, darin mag der Verfasser Recht haben; ob indessen durch eine gänzliche Reform des Beamtenwesens die Hälfte derselben überflüssig würde, ist billig zu bezweifeln.

Oesterreichs Finanzwesen, das von S. 129—159. des ersten Theiles übersichtlich abgehandelt wird, leidet an zwei Hauptgebrechen. Erstens trägt nicht jeder Bürger „auf eine seinen Kräften und seinem Vermögen angemessene Art zu den Staatslasten bei", sondern „es sind einzelne Stände, die den bei weitem größern Theil der Staatsverwaltungskosten zu tragen haben, während andere hiervon entweder ganz befreit oder doch wenigstens höchst unverhältnißmäßig besteuert erscheinen;" der andere Uebelstand ist, daß ungeachtet der 25 Friedensjahre immer mehr ausgegeben als eingenommen wird, was die Anleihen beweisen, die man fortwährend zu machen benöthigt ist. Die Personalveränderungen, welche unlängst in den höchsten Regionen dieses Departements stattgefunden haben, deuten auf eine bevorstehende Reform in diesem Zweige der Administration. Wir verweisen hier auf das Werk selbst, vorzüglich auf das über die Verzehrungssteuer Gesagte, und führen nur, als eine bemerkenswerthe Einzelnheit an, daß die directen Steuern vom Grundeigenthum oft 70% betragen.

In dem Abschnitte über das Militärwesen freute es uns zu lesen, daß die Hauptleute jetzt nicht mehr als zehn Stockstreiche geben zu lassen befugt sind, und jede höhere Zahl durch den Auditor entschieden und von dem Regiments-Commandanten bestätigt werden muß. Wenn es damit nur nicht geht, wie in einem ähnlichen Falle, der Th. I. S. 104 erwähnt wird: „Der verhörende Rath der Criminalgerichtsstelle hat nämlich die Befugniß, bei dem verstockten Läugnen eines Verbrechers oder bei widersprechenden Aussagen desselben eine gewisse Anzahl von Stockstreichen anzuwenden, um durch den Schmerz ein wahrheitsgemäßes Geständniß des Schuldigen zu erzielen. Obgleich aber diese Anzahl durch das Gesetz ausdrücklich bemessen ist und in keinem Falle zehn Streiche übersteigen soll, so wird dieser Ausspruch eigenmächtig dahin erweitert, daß man zwar nur immer gerade so viel Streiche auf einmal ertheilt, als die Vorschrift lautet, diese aber nach dem Verlaufe weniger Minuten aufs Neue, und so lange wiederholt, bis sich der Schuldige zu einem freiwillig-erzwungenen Geständnisse herbeiläßt."

Das dritte Buch handelt in vier Abtheilungen von der Geistlichkeit, dem Adel, dem Bürger und dem Bauer. Wenn der Verfasser sagt: „Mit alleiniger Ausnahme der Erzbisthümer zu Wien und Lemberg, welche erst in neuerer Zeit, nach dem Gleichheitssystem Sr. Majestät Kaiser Franz I., durch Bürgerliche besetzt wurden, erscheinen fast alle übrigen als ausschließliche Sinecuren des hohen Adels Oesterreichs. Ja manche derselben, wie das Erzbisthum zu Ollmütz und jenes zu Salzburg, deren Domcapitel blos aus Mitgliedern des höchsten Adels bestehen, dürfen auch nur durch diese ergänzt werden," ist er im Irrthum; denn außer dem Domcapitel von Ollmütz, dessen meiste Präbenden vom Adel für den Adel gestiftet sind, besteht keines blos aus adeligen Mitgliedern; in Salzburg war der Vorgänger des jetzigen Erzbischofs, Augustin Gruber, ein Bürgerlicher, und die Mehrzahl der übrigen Erz- und Bisthümer, wie Görz, Linz, St. Pölten, Seckau, Lavant, Gurk, Laibach, Triest u. s. w. ist von solchen besetzt. Auch werden nicht „die übrigen Würden im Stifte selbst, als die Stelle eines Domprobstes, Domscholasters u. s. w. bei sämmtlichen Dom- und Collegiatstiften Oesterreichs nur durch die Wahl des versammelten Capitels entschieden," sondern an den meisten Capiteln

auf andere Weise, größtentheils durch den Monarchen selbst vergeben. Gegen die Ordensprälaten ist der Verfasser ungerecht; was einzelnen in seltener Ausnahme zur Last fällt, nennt er „die gewöhnliche Begleitung dieser Würdenträger," unter denen hingegen wir Männer kennen, die ihrem Stande in jeder Beziehung Ehre machen. Den Verdiensten, die sich Oesterreichs höhere Klostergeistlichkeit um die Wissenschaften erwirbt, läßt er Anerkennung widerfahren und fügt hinzu: „daß man selten, besonders unter den Prämonstratensern, Benedictinern, so wie im Malteser- und Kreuzherrn-Orden, ein Mitglied finden wird, das nicht bedeutende classisch-wissenschaftliche Kenntnisse besäße." Auch wir sind der Meinung, daß die Mitglieder dieser Orden in Oesterreich auf einer höhern Stufe der Bildung stehen als die Weltgeistlichen, die jedoch, Alles zusammen genommen, ihren spanischen, französischen, italienischen und schweizerischen Collegen vorzuziehen sind.

In dem Capitel über den österreichischen Adel fühlen wir uns versucht, dem Verfasser in manchem zu opponiren. Wir gönnen der haute volée, der crême und der crême de la crême, den ihres Treibens würdigen Homer, welchen sie in Mistreß Trollope gefunden hat; allein wir sind nicht geneigt, den Adel als „Schutzwall eines monarchischen Staates," als „den Schirm des Thrones" zu verehren. Kein Stand als solcher kann und darf ausschließlich und vor andern ein solcher Schutzwall und Schirm sein. Auch der Adel hat diese Aufgabe nie gehabt und nie erfüllt; oder vergißt man, daß der älteste, zahlreichste und stolzeste Adel, der Frankreichs, den Thron nicht zu schützen vermochte, und vor dem Wehen des Geistes der neuen Zeit selbst verging wie Gras auf dem Felde? Wo der Adel sich noch erhalten hat und ferner erhalten will, ist ihm eine andere Aufgabe zugewiesen, die er leider selten begreift.

Der Verfasser bejammert in ausführlichen Klagen die Lage des armen Adels in Oesterreich, den er der Pariaskaste in Indien vergleicht. Arm sein ist heut zu Tage für Jedermann ein Unglück, fast ein Verbrechen, und wir geben zu, daß ein armer Adeliger seine Armuth schmerzlicher fühlt. Wie der Staat dem abhelfen könne, vermögen wir nicht einzusehen, wenn er solchen pauvres honteux nicht etwa erlauben soll, ihren Adel zu verkaufen. Wir kannten zwei Kaufleute und einen Wirth, die ihren

Adel so lange verborgen hielten, bis sie sich ein bedeutendes Vermögen erworben hatten — Andere mögen es auch so machen, und sich, wie arme Bürger und Bauern helfen, so gut sie können. Arbeit entehrt Niemanden. Ferner stellen wir in Abrede, daß im geistlichen, Beamten- und Soldatenstande gewöhnlich Bürgerliche gleichbefähigten armen Adeligen vorgezogen werden — im Gegentheile. So werden, um nur ein Beispiel anzuführen, die ständischen Anstellungen, was übrigens ganz billig ist, fast ausschließlich an Adelige verliehen; auch haben diese für ihre Söhne Stiftungsplätze in den Akademien und Convikten, für ihre Töchter Präbenden in den vom Verfasser aufgezählten Damenstiften. Von seiner Vorliebe für den armen Adel irre geleitet, thut der Verfasser sogar den paradoxen Ausspruch: „Im strengen Sinne genommen, hat daher Oesterreich wohl eine Geldaristokratie, ja selbst eine Bureaukratie, aber keinen Adel." Dies soll wohl heißen, daß ein Adeliger, der kein Geld hat, in Oesterreich weniger angesehen ist, als ein reicher Banquier, Fabrikant, oder ein Beamter; wir möchten wissen, wo in der Welt es anders ist.

Obwohl wir hier die ungarischen Zustände nicht berücksichtigen, so können wir doch unsere Verwunderung über eine Ansicht des Verfassers nicht bergen, welche er Th. I. S. 336 äußert. Hier heißt es: „Fragt man nach dem Grunde, warum das Wechselrecht eingeführt werden soll, so dürfte es heißen, um den allgemeinen Wohlstand zu fördern. Hier muß man aber hinzusetzen, nur den Wohlstand des Adels, denn der Bürger und Bauer Ungarns hat nichts; auf was sollte man demselben borgen?" Aus der Feder eines „österreichischen Staatsmannes" hätten wir diese Worte nicht erwartet.

Der zweite Theil umfaßt die Darstellung der österreichischen Culturzustände. Interessant ist, was in dem Abschnitte von der Religionspflege von einer Sekte berichtet wird, „welche in der Zahl ihrer Anhänger immer weitern Umfang gewinnend, der sonst strengen Wachsamkeit der Polizeigewalt bisher nur dadurch entgangen zu sein scheint, daß sich die Grundprinzipien ihres Glaubens für den Staatsverband eher nützlich als gefahrdrohend zeigen." Wir führen das auf diese neue Lehre bezügliche hier an:

„Ohne gerade durch einen bezeichnenden Namen hervorzutreten, beschränkt sich das Glaubensbekenntniß dieser neu entstandenen Brüderschaft darauf, für das allgemeine Beste der Menschheit zu wirken. Indem dieselbe alle übrigen Gebräuche der römisch-katholischen Kirche verwirft, neigt sie sich einerseits mehr dem Protestantismus zu, während sie auf der andern eine offene Freigeisterei zur Schau trägt. Die äußern Gebräuche ihres insgeheim abgehaltenen Privat-Gottesdienstes bezeichnen sich wesentlich dadurch, daß sich etwa zwölf Brüder oder Schwestern in der Wohnung eines ihrer Glaubensgenossen versammeln und dort in einen größern oder kleinern Halbkreis an einander gereiht, dem Vortrage eines Vorlesers zuhören, der in der Mitte vor einem Tische sitzend, aus dem vor ihm aufgeschlagenen Evangelium irgend eine Stelle zu erklären sucht. Von Zeit zu Zeit wird eine geistliche Melodie angestimmt, bei welcher eine einzelne Violine zur Begleitung dient. Am Ende dieser Glaubensfeier pflegen sich die Anwesenden einer nach dem andern zu erheben und ein theils längeres, theils kürzeres Gebet herzusagen, das, ohne eingelernt zu sein, seine Entstehung der augenblicklichen Inspiration verdankt und durch die Kraft seiner Worte den Unbefangenen oft eben so in Erstaunen versetzt, als durch das demselben zu Grunde liegende tiefe Gefühl nicht selten bis zu Thränen rührt."

„Dem Verfasser dieses Werkes war es zufälliger Weise einmal vergönnt, einer solchen Feier beizuwohnen. Tief ergriffen von jenem Augenblicke und dem unendlichen Zauber, der sich in den einfachen Worten jener gewöhnlich dem niedern Handwerksstande angehörenden Glaubensgenossen aussprach, blieb ihm der Eindruck jener Stunden Jahre lang unvergeßlich."

„Als geistlichen Vorsteher erkennt diese, blos in Wien domicilirende Gemeinde, einen Beamten des städtischen Remontirungsamtes, dessen Vortrag so kräftig und hinreißend schön sein soll, daß hierdurch die Neugierde der erlauchten Gemahlin des Erzherzogs Palatinus rege gemacht, und jener Mann nach Ungarn berufen wurde, um die Gabe seiner Beredsamkeit auch vor der erhabenen Prinzessin zu entfalten."

„Besonders unbegrenzt tritt bei dieser Secte der unauslöschbare Glaube an die Barmherzigkeit Gottes und den Spruch der heiligen

Schrift hervor: „Er, der die Lilien auf dem Felde kleidet, wird auch Eurer nicht vergessen.“ Daher pflegt es zu geschehen, daß die Bekenner dieser neuen Glaubenslehre sich mit gläubiger Seele auf die wörtliche Erfüllung jener Stelle verlassen und alle ihre Habe mit dem armen Bruder theilen, fremde Noth, so viel in ihren Kräften liegt, zu lindern suchen. Uebrigens soll diese neue Glaubenslehre im Innern Deutschlands noch weit ausgebreiteter sein, indem sie zugleich mit jener Oesterreichs in enger Verbindung steht, was schon daraus deutlich hervorgeht, daß besonders Handlungsreisende hin und wieder in Wien eintreffen, welche durch irgend einen Empfehlungsbrief an ein einzelnes Glied des geheimen Brüderbundes verwiesen, bei ihrem Erscheinen in der Versammlung desselben auch die Functionen des Vorlesers und Auslegers der heiligen Schrift zu übernehmen pflegen.“

„Im Allgemeinen wird die Kirche von diesen Glaubensbekennern äußerst selten, oder nie besucht. Die Ausnahme hiervon macht nur die Domkirche zu St. Stephan, aber auch diese wird nur dann betreten, wenn der auch als Thierarzt bekannte, vor längerer Zeit zu dem geistlichen Stande übergetretene Dichter Veit die Kanzel betritt, und von da herab die Worte der Bekehrung und Buße, der Reue und Besserung unter das Volk oder vielmehr die gebildeten Stände donnert. Mit größter Andacht lauschen diese alsdann dem unwiderstehlich hinreißenden Schwalle seiner Worte, indem sie dieselben schon bei dem Austritte aus der Kirche wieder aus dem Gedächtniß verloren zu haben scheinen, wie dies wenigstens aus den oft dreifach vor der Kirche aufgestellten Stutzerreihen und den zwischen beiden Geschlechtern hin und wieder gewechselten Liebesblicken deutlich genug hervorgeht. Während man aber den Katholiken an seinem Benehmen in und außer der Kirche deutlich erkennt, sticht das Benehmen jener freien Glaubensbrüder eben so sehr von diesem ab, indem dieselben, ernst und in sich gekehrt in irgend einen dunkeln Winkel des uralten Riesenbauwerkes gelehnt, die Worte der Weihe von den Lippen des begeisterten Predigers abzulauern bemüht sind, um, nach Hause gelangt, Weib und Kind und die etwa zum Besuche kommenden Glaubensgenossen mit dem fest im Gedächtniß behaltenen Inhalte der gehörten Predigt zu betheilen.“

„Im Uebrigen ist allen diesen Bekennern der neuen Lehre die Anwendung der heiligen Sacramente fremd, ja selbst auf dem Todtenbette beschränkt sich die Stärkung des Sterbenden zu seinem letzten Gange darauf, daß man ihn auf die immer näher rückende Stunde seines Scheidens aufmerksam zu machen und sein Gemüth auf die Barmherzigkeit Gottes durch kurze und kräftige Gebete hinzulenken sucht."

In der Abtheilung: „Lehrfach und Schulwesen" bringt der Verfasser die sonst schon mehrfach gerügte Anstellung der Lehrer durch Concurs mißbilligend zur Sprache. Es ist erfreulich, daß die 1839 mittelst eines kaiserlichen Handbillets erfolgte Ernennung des St. Endlicher an die Stelle des verewigten Jacquin ein anderes Verfahren in Aussicht stellt. Welche Subjekte manchmal aus dem Concurse siegreich hervorgehen, ersieht man aus der Seite 70 erzählten Anekdote: „Ein Adjunkt der Mathematik in *** hielt in einem Gespräche mit seinen Schülern den noch jetzt lebenden Buchhändler Otto Wigand für den im Jahre 1813 verstorbenen Dichter Wieland, und äußerte pathetisch, der Mann habe in neuester Zeit sehr viel dummes Zeug geschrieben." Als Gegenstück in anderer Art erwähnen wir des Professors der Philologie und Aesthetik an der Wiener Universität, Franz Ficker, der in einem literar- und kunstgeschichtlichen Werke die Schriften des Prof. Rosenkranz auf das ungescheuteste und ungeschickteste plünderte (dieses Werk wurde in den Wiener Jahrbüchern von Herrn von Mosel recensirt und sehr gerühmt), und eines Wiener Philologen, der in der in den Wienern Jahrbüchern abgedruckten Recension einer lateinischen Grammatik bedauert, daß durch die Aufhebung der Jesuiten in Oesterreich das Studium der Philologie in Verfall gerathen sei, und nebenbei selbst die krasseste Unkenntniß aller neueren deutschen Arbeiten in diesem Fache offenbart, während er in der nämlichen Zeitschrift ein Lehrbuch der deutschen Sprache beurtheilend den Verfasser tadelt, daß er Zacharias Werner nicht unter den österreichischen Dichtern aufführt, über die geringe Anerkennung klagt, welche die Deutschen Grillparzer'n zollen, und sich endlich damit tröstet, daß die Oesterreicher Thaten den Worten vorziehen, sich durch die Mißgunst und Verkennung des Auslandes nicht irre machen lassen. Er hat allerdings diese Verkennung nicht zu fürchten.

Die Universalprüfungen, welche man beim Eintritt in den Staatsdienst zu bestehen hat, heißen nicht Absolutorien (so werden die Zeugnisse genannt, in welche alle bei den Semestralprüfungen erhaltenen Noten übersichtlich eingetragen werden), sondern Criminal- und Civilrichteramts-, politische und Cameralprüfungen.

Der letzte Abschnitt „Literatur" ist auf das dürftigste ausgestattet. Während die unbedeutendsten Versemacher — einige der angeführten Literaten sind nicht mehr — und Novellisten Böhmens weitläufig besprochen werden, vermißt man unter den aufgezählten Historikern die Namen: Chmel, Hammer-Purgstall, Kurz, Mailáth, Palacky; im Fache der Naturwissenschaften und Technologie: Littrow, Baumgartner, von Ettingshausen, Meißner, Prechtl, Endlicher, Baron von Hügel, Kollar; in dem der Literatur im engern Sinne: Enk, Feuchtersleben, Frankl, Karoline Pichler, Pyrker, Seidl, J. N. Vogl u. a. m.

Der Verfasser ist für eine liberale Censur und sagt, daß sie in Oesterreich in neuester Zeit viel von ihrer früheren Strenge verloren habe. Läßt sich aus einer vereinzelten Thatsache auf eine Aenderung im System schließen, so dürfte der Umstand bemerkenswerth sein, daß im 3. Hefte der Wiener Jahrbücher für 1840 Heine's Buch über Börne recensirt wird. Eben dieses Heftes letzte Blätter enthalten eine das Correspondenzzeichen ⊿ Leipzig tragende „Blumenlese über das ethische Staatsprinzip," deren Einsender schließt: „Wir ergreifen überhaupt mit Vergnügen diese Gelegenheit, um der im Auslande von den Revolutionären und ihren Anhängern so oft und heftig bekämpften österreichischen Regierung, welcher eine engherzige Politik mit so vielem Unrechte vorgeworfen wurde, während sie nur den Verirrungen unserer Zeit mit standhaftem Muthe und eiserner Consequenz in den Weg trat, volle Gerechtigkeit über die Reinheit und alle Leidenschaften besänftigende Tendenz ihrer Regierungsmaximen wiederfahren zu lassen." Dazu erklärt er sich vollkommen mit dem einverstanden, was die Leipziger „Jahrbücher der Geschichte und Politik" 1837 aussprechen, daß „das Gesetz der Liebe kein erst durch Erfahrung zu erprobendes, sondern ein schon längst in Oesterreich erprobtes System ist." — „Die Liebe aber, sagt der Apostel Paulus, ist langmüthig, ist milde; die Liebe beneidet nicht; sie ist nicht unbescheiden; sie

blähet nicht auf; sie verletzet den Wohlstand nicht; sie ist nicht eigensüchtig; sie läßt sich nicht erbittern; sie denkt nichts Arges; sie hat nicht Freude an dem Unrecht, aber Freude an der Wahrheit; sie trägt Alles; sie glaubt Alles; sie hofft Alles; sie duldet Alles. Die Liebe hört nimmer auf; wenn auch Weissagungsgaben wegfallen, die Sprachgaben aufhören, und es mit der Erkenntniß ein Ende nimmt. Denn unvollkommen ist unsere Erkenntniß, und unvollkommen unser begeisterter Vortrag; wann aber das Vollkommene erscheint, dann wird das Unvollkommene aufhören."

Inhaltsverzeichniß

des ersten Vierteljahrsheftes 1841.

I. Die feindlichen Elemente in der Gesellschaft. Von **Dr. F. Schmidt.** Erster Artikel. . . . . S. 1

II. Geisterpfand. Erzählt von **H. Koenig.** . . . . „ 17

III. Beranger in Tours. Sommer 1839. Von **Heinrich Laube.** . . . . „ 23

IV. Bela. Aus den Papieren eines russischen Offiziers über den Kaukasus. (Aus dem Russischen des Michael Lermontoff.) Von **Varnhagen von Ense.** . . . . „ 45

V. Gegensätze und Widersprüche in der deutschen Nationalbildung. Von **Theodor Mundt.** . . . . . . „ 87

VI. Die Sage vom Don Juan. Von **Dr. August Kahlert.** . . . . „ 113

VII. Die feindlichen Elemente in der Gesellschaft. Von **Dr. F. Schmidt.** Zweiter Artikel. . . . . „ 139

VIII. Reisescenen aus dem schlesisch-mährischen Gebirge. . „ 170

IX. Ueberlieferungen und Umrisse aus Napoleon's Tagen. Von **Helmine von Chezy.** 4. Friedrich und Dorothea von Schlegel und ihr Uebertritt zur katholischen Kirche. . . . „ 181

X. Ueber Tieck's Vittoria Accorombona. Von **Theodor Mundt.** . . . . „ 200

XI. Die deutsche Philosophie in ihrer Stellung zum öffentlichen Leben und zur modernen Gesellschaft. Von **C. Biedermann.** . . . . „ 217

XII. Zwieliebe. Novelle von **Lorenz Diefenbach.** . . . . . „ 252

XIII. Der politische Character Napoleon's, während der ersten beiden italiänischen Feldzüge. 280
XIV. Ueber die Erziehung unserer Zeit. Von **Dr. Werber,** Professor der Medicin zu Freiburg im Breisgau. 309
XV. Oesterreich im Jahre 1840. Staat und Verwaltung, Verfassung und Cultur. Von einem österreichischen Staatsmanne. (Leipzig 1840. Verlag von O. Wigand. 2 Theile.) 320

Der

Freihafen.

Galerie von Unterhaltungsbildern

aus den

Kreisen der Literatur, Gesellschaft und Wissenschaft.

Vierter Jahrgang.

1841.

Zweites Vierteljahrsheft.

In drei Lieferungen.

Aus der Schulzeschen Buchhandlung in Oldenburg

Altona,

Joh. Friedr. Hammerich.

1841.

Digitized by Google

I.

Was ist im Christenthume christlich?

Eine Osterkerze

von

H. Koenig.

Fromme Seelen und religiöse Geister begegnen heut einander mit Klagen, die sich zu widersprechen scheinen. Jene verwerfen die materielle Richtung der Gegenwart, diese tadeln die falsche Religiosität der Zeit. Den Frommen bangt bei dem vermeintlichen Einbruche der Naturgeister in das Reich der Gnade, und vor einem Pakte, der uns unterirdische Kräfte leihe, um unsere Seele mit Genüssen zu bestricken. Vor diesen Dampfwagen, unter jenen Dampfschiffen, leibs- und seelengefährlich angespannt, keuchen dunkle Wesen, die das bethörte Geschlecht in den Abgrund reißen; aus den Riesenschornsteinen, die sich statt neuer Kirchenthürme über unsere Giebel erheben, qualmt schwarz der Athem einer herauf beschwornen Macht, und spinnt aus Wolle und Baumwolle die endlosen Fäden zum Netze, das uns an Eitelkeit und Müßiggang zu fangen bestimmt ist.

Die Andern aber sehen auf denselben Dampfschiffen zwischen Hoch- und Niederland geschäftige Propagandisten hin und her eilen. Kutten aller Farben kommen wieder an das Tageslicht hervor; die Heiligsprechungen, die Bannflüche überschreien noch das sausende Gewerk; die Denunciationen der Pietisten rufen eine neue Inquisition hervor, während die adlichen Conventikel schon ein heimliches jüngstes Gericht über Böcke und Schaafe ausüben.

Und in der That! Wann war mehr von Glauben, von Gnade und Erlösung die Rede, als grade in unsern steinkohlengrabenden, maschinenbauenden, naturforschenden Werktagen? Nie schien noch eine Zeit eifriger, der christlichen Doppelmahnung: „Betet und arbeitet!" nachzuleben, als die jetzige sich darein getheilt hat. Nur, daß die Einen aus ihrer Arbeit die einzige Andacht, die andern aus ihrer Andacht die rechte Arbeit machen möchten.

Betrachtet man nun die religiösen Bestrebungen der Gegenwart nach den verschiednen Religionsparteien: so läßt sich kaum daran zweifeln, daß die Katholiken diesmal die gesundeste Richtung haben. Ist es doch eine Richtung vorwärts. Die Absichten der Kirche sind zeitgemäß; denn sie sind politisch, sie gehen auf weltliche Macht aus. Das Schifflein Petri kreuzt wieder um die altverlorenen Gestade, wo es einst die römischen Artikel — Ablaßzettel und Hirtenstäbe, Reliquien und Bannbullen absetzte, und Annaten, Dispensationsgelder und die Demüthigung der Könige einnahm. — Oder sollen diese Bestrebungen, und mit Recht, nicht eigentlich katholisch, sondern romanisch heißen: so gewinnen wenigstens dabei die Streng- und Enggläubigen einen gewissen Eifer, der, wenn er auch nicht eigentlich religiös zu nennen wäre, doch die laue Religiosität anschürt; während die wissenschaftlichen Katholiken die austrocknenden Wachszellen des kirchlichen Lehrgebäudes mit frischem Honig ausfüllen. Im Ganzen sehen wir die katholische Welt bei der altüberlieferten Praxis strenger Vorschrift und milder Nachsicht von oben frisch und fröhlich leben. Bei gewohnheitlichen Andachtsübungen unterhalten sie eine mit sich zufriedne Seelenruhe; das Volk kehrt aus den hergebrachten Predigten gegen die Nichtigkeit des Irdischen zu allen Genüssen zurück, welche die Welt ihm, wie seinen Predigern darbietet, und die Gebildeten zerstreuen durch die Kraft kirchlicher Geheimnisse, durch die Geltung guter Werke jegliche Angst um die Gnadenwahl.

Wie seltsam und betrübt nimmt sich dagegen oft genug die heutige Religiosität der Nichtkatholiken aus! Ich weiß nicht, soll ich sie Protestanten nennen, da sie eigentlich nicht mehr protestiren, oder Evangelische, da ihnen das Evangelium keine frohe Botschaft mehr zu sein scheint? Wie verkehrt ist nicht dieß Rückwärtsgraben nach alten Kir-

chenfundamenten, und dabei wie trostlos das Hadern und Streiten unter einander? Wie wunderlich ausstaffirt kömmt diese adliche Andacht in die Conventikel! Was die Aufklärungssüchtigen und die Voltaireschen Ahnen vor einem halben Jahrhundert abgelegt, suchen jetzt, da es eingegangen und angemodert ist, die bedürftigen Enkel hervor. Soll dieß eine Art von Renaissance der Frömmigkeit heißen: so kann man es wenigstens für keine Wiedergeburt der Religiosität erkennen. Hätten es lieber die Ahnen abgetragen: so gingen die Enkel vielleicht schicklicher gekleidet. Und was soll man aus diesen Rabenflügen weissagen, die nur das Wort: „Gnade“ krächzen, oder aus dem Wandel jener einsamen Pfaue, die das Rad ihres Glaubens schlagen? Wie kindisch nehmen sich die puritanischen Seufzer aus an diesem bewegten Sonnabend der nächsten Zukunft, da man bei klappernden Rädern, auf sausenden Webstühlen den Bedarf und den Schmuck auf morgen fertig macht, handelnd und tauschend hin und her eilt und den Markt füllt, in dem Staate ausfegt und die Wohnungen aufschmückt! — Doch ich weiß, was sie wollen, diese Eifernden: es sind die Kirchner und Küster des Tags, die mit den alten, wenn auch gesprungenen Glocken die Vigilien des neuen Sonntags einläuten. Nein, sie dürfen diesen Sonnabend nicht fehlen! — So erhebt euch denn, ihr Freunde, mit mir auf jenen Berg: dort im Freien, unter jenen Abendwolken, die von der verborgnen Sonne purpurn und golden sind, tönen diese dumpfen und hellen Klänge, diese rasch oder feierlich geschwungnen Glocken ernst und erbaulich zusammen.—

Worüber die Eifernden, die Entzweiten einig sind, liegt außer Zweifel: sie wollen das Christenthum; nur darüber mißverstehn sie einander, was eigentlich christlich sei. Die Einen denken es bloß aus der biblischen Quelle zu schöpfen, die Andern wollen aber auch aus den kirchengeschichtlichen Abflüssen dazu gießen. Doch schon die Bibel scheint mir jene Frage nicht genau zu lösen; denn sollte ein in der Zeit entstandnes Buch keine Zuflüsse früherer Zeiten in sich haben?

Nein! rufen die Meisten. Die Bibel ist kein Quell aus irdischem Fels geschlagen, sondern ein Erlösungstrank, vom Himmel gebracht. — Wohlan! Streiten wir darüber nicht! Fragen wir lieber einmal, — wo möglich aus christlicher Theilnahme, womit denn die vorchristliche Welt

ihren Durst nach dem Göttlichen gelöscht, ihr Heimweh nach dem Himmel gestillt habe. Vielleicht hat sie doch etwas von diesem Durste, von diesem Heimweh gehabt, — die unselige Heidenwelt! — Vor Jahren hat mich diese Frage beschäftigt; wenn ich aber auch auf diesen wenigen Blättern nicht einmal die flüchtigste Pilgerschaft nach den Tempeln der Vorwelt wiederholen kann: so möchte ich doch, in diesen Freihafen einmal eingelaufen, in der Weise, wie ein Naturforscher Steine und Pflanzen von seinen Wanderungen mitbringt, dem Leser wenigstens einige der religiösen Gedanken und Anschauungen vorlegen, die sich mir von jener Pilgerfahrt erhalten haben.

In der frühesten Zeit asiatischer Kultur hat sich in dem paradiesischen Indien ein tiefes religiöses Bewußtsein entwickelt, und die umfassendste religiöse Weltanschauung ausgebildet. Den Abdruck jener frühen religiösen Kultur enthält noch die Sanscrit-Sprache, in tiefem Sinn und blühendem Ausdruck ein Abbild der wundervollen indischen Natur selbst. In dieser Sprache, wie in einem Sarge von unverweslichem Sycomorenholze, liegen, wenn vielleicht auch von spielender Kinderhand schon etwas verderbt, die Pathengeschenke unseres Geschlechtes aus dem Paradies ursprünglicher Ahnung oder Offenbarung. —

Nach jener uralten Anschauung giebt es ein höchstes Gottwesen, B r a h m, P a r a b r a m a, das unbegreifliche, unendliche, in sich verschlungne Selbst, das selbeigne, sich selbst genügende, in heiliger Friedensfeier, in schlummernder Offenbarungsmacht über der Möglichkeit einer Welt ruhende Ich. Brahm ist das Ewige, allein wahrhaft Bestehende. Die Welt ist nur sein Name; alle Erscheinungen haben nur in ihm ihren tiefsten Grund. Alles war einst und wird wieder Brahm.

In diesem unerforschlichen Gottsein, — ein Theil seines Wesens, ist Maja, die e w i g e L i e b e. Sie ist, so zu sagen, das Keimauge des Gottwesens, und regt sich zuerst in dem ewigen Urfrieden der Gottheitskräfte als Ahnung einer Weltschöpfung. Maja webt lächelnd das Vorbild eines Weltalls aus Schein; sie lockt, so zu sagen, die Gottheits-

macht in die erste Schaffenslust hinein durch ihre Vorspiegelung einer noch unerschaffnen Welt.

So zur Schaffenslust angeregt, spricht Brahm das schöpferische Wort Oum — „Es werde," das kein frommer Indier auszusprechen wagt. Dieß ist der Vorklang alles Werdenden, der Gotteshauch der Schöpfung. Wie Maja das Gottwesen selbst ist, in seiner Schaffens-lust gedacht, ist Oum selber Brahm in seiner Schaffensmacht vorgestellt. Es ist das „Wort", das — nach dem Evangelisten Johannes — „im Anfange bei Gott und Gott selber war." —

Hier finden wir schon ein Element früherer Weisheit in der heiligen Quelle unserer Offenbarung aufgelöst. Doch wir gehen ohne Reflexion zu andern Anschauungen über. —

Das einfache Gottwesen scheidet sich auf unbegreifliche Weise in sich selbst; indem es der ewigen Liebe seinen allmächtigen Willen gegenüber stellt. In diesem Verhältniß erscheint die Gottesliebe als reingeistige Urweiblichkeit, als das empfangende Princip der Welt. Immer aber bleibt sie Brahm selbst. Aus diesem wunderbaren Geschlechtsverhältniß in dem Gottwesen gehen nun die Gottheitskräfte der Schöpfung, der Erhaltung, der Auflösung, — persönlich gedacht als Brahma, Wischnu, Schiwa hervor. Dieß ist die große Trimurti, Dreieinigkeit, der Indier. Die drei sind nur Eins, nämlich Brahm selbst in seinen drei höchsten göttlichen Thätigkeiten. —

Von dieser hohen Anschauung eines dreifaltigen Gottes steigen wir zur indischen Ansicht der Natur herab. Auch diese ist ein Werk barmherziger Liebe. Denn nach Brama, Wischnu und Schiwa hatte das höchste Gottwesen, noch ehe die materielle Welt bestand, den Moisasur und die Schaaren himmlischer Geister hervorgerufen, — Wesen aus seinem Selbst, und daher der Vollkommenheit fähig, aber auch mit Kräften der Unvollkommenheit ausgestattet, um mit Freiheit vollkommen zu werden. Eine ungemessene Dauer nahmen sie Theil an der göttlichen Seligkeit, bis sie aus Eifersucht und Neid sich entzweiten und empörten. Hierauf von Schiwa in die finstere Tiefe Onderah gestürzt, fanden sie endlich durch Fürbitte der Seligen Erbarmen. Brahm erschuf das Weltall zur Läu-

terung der Unseligen. Die Körperwelt entstand als eine Leiter für die gefallnen Geister.

So ist also, nach indischer Ansicht, das Böse zugleich mit der Welt und aus demselben Grund entsprungen. Das Gottwesen entzweit sich nämlich in sich selbst aus Liebe. Wohl ist die Schöpfung nun ein Werk der Liebe, aber auch aus Entzweiung des Göttlich-Einen hervorgegangen.

Von erstaunlicher Tiefe ist diese Weltansicht. Jene Entzweiung des Gottwesens besteht nicht sowohl darin, daß Brahm sich zum Behuf des Schaffens in eine Doppelgeschlechtigkeit des Willens und des Empfangens, schied, als vielmehr darin, daß die Gottheit die Idee ihres Gegensatzes dachte, um Geister mit Freiheit auszustatten. Die Gottheit ist nämlich nicht eigentlich gut zu nennen, weil sie sonst auch müßte bös sein können; sondern der Gegensatz von Gut und Bös ist gänzlich aufgelöst im Göttlichen. Darin besteht aber Gottes Seligkeit, daß er über allen Zwiespalt des Wollens, über allen Kampf des Wählens erhaben ist. Das Göttliche ist darum aber auch schlechterdings einfach, so daß die Gottheit nicht ihres Gleichen, sondern nur Geister hervor rufen konnte, denen der Gegensatz von Gut und Bös zu freier Auflösung desselben als ewige Aufgabe gesetzt war.

Und so erklärt sich ferner die Abkunft und das Wesen der Liebe. Alle Sehnsucht, aller Irrthum, aller Schmerz des Lebens liegt in der Liebe, aber auch alle Wahrheit, alle Erfüllung, alle Seligkeit. Seit die Gottheit ihr seliges Selbst aufgab, damit unerschaffne Wesen daraus entstehen, und in Kämpfen froh werden möchten, ist Selbstsucht die tiefste Schmach. Sie ist die Ursünde Moisasurs und seiner Gesellen, die auf alle Wesen vererbt. Aber kein Wesen bleibt unbesucht von der Liebe, die alle Widersprüche des selbstsüchtigen Lebens berührt, um in der Zwietracht den schlummernden Trieb des Göttlichen anzufachen. Denn das Leben ist ja in jeder seiner Richtung entzweit, soll ich sagen wie eine Stimmgabel, deren beide Arme aus dem einigenden Stiel immer weiter auseinander streben. Aber hart angeschlagen an einer Spitze, und rasch auf den Stiel gesetzt, tönt die Gabel das reine A. Dies ist der schlummernde Ton des Göttlichen, jenes erste reine A. des Ewigen, das in der Entzweiung verborgen liegt. Jeder Moment, in welchem

zwei Gegensätze sich in einer Liebesthat einigen, ist daher schöpferisch, wie es umgekehrt die Gottheit durch ihre Entzweiung ward. — Es ist die zur Gottheit rückkehrende Liebe. —

Alle Dinge sind also, nach indischer Ansicht, Ausströmungen der Gottheit. Diese Emanation und die ihr begegnende Seelenwanderung als Rückkehr der Geister in die Gottheit, bilden die zwei Hälften des großen Wesenringes. In der Liebe sehen wir gleichsam das Geschaffene heimkehren. Freilich aber verfallen die Schöpfungen der Liebe, seien es lebende Wesen oder sittliche Thaten, immer wieder, als neue Emanation, dem Gesetze des Lebens. Dieß ist die Brandung des Daseins, wenn wir es nicht lieber das Athmen der Gottheit nennen wollen, die aushauchend das allgemeine Leben, einathmend den Zug der Liebe bildet.

Jene Doppellehre der Emanation und der Seelenwanderung ist vielleicht die älteste Religionsweisheit des Menschengeschlechts. Der Hindu lebt und webt mit seiner Andacht, mit seiner Poesie und Kunst, mit seiner Staats- und häuslichen Einrichtung in diesem Glauben, wie wir mit unserm ganzen Dasein in die Ansichten des Christenthums eingewachsen sind. —

Und wie ist es dem Hindu nun um die menschliche Seele bestellt? Diesem individuellen Geiste, der auf seiner Heimkehr zum Gottwesen auf der Sprosse jener Weltleiter verweilt, die wir Erde nennen, welcher Zustand, welche Aufgabe ist ihm geworden? —

Auch die Menschenseele trägt die göttliche Urzweiheit in sich als Abbild des göttlichen Urgeistes und der göttlichen Urseele. Sie befindet sich in einem leidenden Zustand ihres Gottheittheiles unter dem Getriebe der Sinnlichkeit. Wider diese hat aber der Geist sich den Willen gleichsam zu einem Schilde geschmiedet. Sein warnender Schildträger ist das Gewissen. So gerüstet hält der kämpfende Geist sich den Rückweg zur Gottheit offen.

Der Hindu glaubt an freien, fast an Allmacht grenzenden Willen. Der Mensch, der selbstthätig, durch sittliche Herrschaft, seinen Gottheitstheil aus den Fesseln der Scheinwelt erlöst, und der Gottheit zuführt, erscheint ihm höher, als ein gewöhnlicher Sterblicher, gilt ihm als Heili-

ger, als gottberathner Vertrauter. Mit diesem gewaltigen Willen werden die erstaunlichen Werke der Buße verrichtet. Denn mit Buße, die aber ohne Reue und Vorsatz der Besserung nicht bestehen kann, hat der Hindu vorsätzliche und unvorsätzliche Sünden, ja er hat Erbsünden zu tilgen. Unter diesen versteht er jenes Böse, das die Seele auf ihrer Wanderung durch die Materie, im Wechsel ihrer sinnlichen Gewänder, mit annimmt und wieder abzustreifen hat. Die sinnige, zage Seele des Indiers legt auf Bußübungen das größte Gewicht; fromme Büßer werden über Alles erhoben, und mit Vorzug die Weisen genannt. — „Die Brust des Reichen, heißt es, ist ein tobend Meer, ein Wechsel von Durst und Ueberfüllung. Dagegen ist uns der weltfliehende Weise in seiner Felsenklause ein Bild des wahren Glücks. Die Güter, die ihm die Weisheit aufschließt, raubt ihm kein Feind, keine Furcht, und wie von Stolze sind sie von Ekel frei.“ —

Glaubt man hier nicht einen Bibelspruch zu hören? — Poetischer und indischer klingt Folgendes: „Wie Duftblüthen auf dem beweglichen Silber des Baches tanzen, wie sie stärkende Wohlgerüche verathmen, und ihres Oeles Würze wie Goldaugen über die Fluthen legen: so die Weisheit, wenn sie mit ihren Tugenden in den Busen des frommen Büßers hinabtaucht, und ihre heiligen Sprüche stärkend in die Falten des Herzens legt. Wie des Lotus reine Lippen die Strahlen des Himmels trinken: so setzt der Weise seinen Mund an den Kelch der Gottheit. Wie die reine Blüthe Bandhujava in Begierde lebt, die Strahlen der Sonne zu küssen: so zittert der Weise in Sehnsucht nach dem Anblicke des Ewigen, und er erfaßt den Baum der Ewigkeit, wie die gelenke Wasanti den nahen Baum ergreift, sich aufzurichten.“ —

Während nun unzählige Legenden von großen Büßern und Heiligen geeignet waren, die sittliche Kraft des gläubigen Volkes aufzurufen, kamen andre Glaubensansichten auch den Verzagten, den Verzweifelnden zu Hülfe, — die Lehren nämlich von den Menschwerdungen der Gottheit.

Gewaltige Kämpfe der Elemente, furchtbare Naturumwälzungen der Urwelt lebten noch frisch im Andenken des frühen Menschengeschlechtes. Aber dieses selber hatte nicht weniger heftige sittliche Kämpfe und

Stürme bestanden; blutige Gewalt, ungemeßner Frevel war verübt worden. Von solchen Thaten blieb das Gottwesen selbst, das durch Theilung in der Menschheit lebte, nicht unberührt, und sucht sich durch Wiedergeburten von solcher Berührung zu befreien. Ja, die erlösende Kraft in dem dreifaltigen Gottwesen wird noch viel mächtiger, als die schaffende, vorgestellt. Durch diese hat Gott sich entäußert, durch Selbsttheilung vermindert; durch die erlösende That ergänzt und verstärkt er sich wieder. — So tritt Wischnu hervor, der welterhaltende, rettende Gott, der für Sühne und Heil den Tod erleidende Gottmensch, der das Göttliche in der Menschheit aus Barmherzigkeit zu Gott zurückführt. Neunmal ist er in verschiedner Gestalt als Erlöser auf die Erde gekommen. In seiner achten Incarnation heißt er Krischna. Von Devaki, der Schwester des Königs Kamsai als einer Jungfrau geboren, tritt er unter wunderbaren Umständen auf, und stirbt, von einem Pfeilschusse getroffen, an einem Baume, — ein am Todesholze leidender Gott. —

Wir können bei dieser guten Gelegenheit noch nicht zum Christenthum übergehen; sondern müssen noch eine bedeutsame Erscheinung des indischen Religionslebens betrachten. — Von so erhabenen Gottheitsahnungen und sittlichen Gefühlen fiel der Hindu später zum Thierdienst herab. Freilich stand er mit seinem Glauben an eine Ausströmung des Göttlichen in der Welt einer solchen Verirrung näher. Aus den Geschöpfen blickten ihn ja verwandte Seelen in ihrer rührenden Erniedrigung an, — Königssöhne des Himmels, die auf ihrer Wanderschaft bettelarm sich nach dem fernen Palaste des Vaters — durchfechten müssen.

Schnell brach mit der Anbetung der Thiere eine schauerliche Sittenverderbniß ein. Mit wilden, sinnlichen Festen und blutigen Opfern wird Mahadeva, der zeugungs- und zerstörungslustige Gott, verehrt. Liebeslust, Zorn und Tod sind die Weihrauchkörner seiner Andacht, alle Sitte schwindet, Mord wüthet, Schamlosigkeit herrscht überall, und die Priesteranmaßungen übersteigen alles Maaß.

Da blieb ein Reformator nicht aus, — Budda, aus der Wischnusekte, der etwa 600 Jahre vor Christus auftrat.

Budda geht von einer tiefgemüthlichen Innerlichkeit aus, weist auf die Geistigkeit des göttlichen Wesens hin, und indem er Rückkehr zu

Gott durch Rückkehr in sich selbst fodert, lehrt er eine Moral der Sanftmuth und Liebe. Den Braminen spricht er den Vorzug der Lehrgabe und der Inspiration ab, behauptet die Gleichheit aller Menschen vor Gott, und fodert zur Heiligkeit des Lebens auf.

Millionen warfen sich dieser Lehre in die Arme, die so geeignet war, die Kraft der Seele anzuregen. Fürsten begünstigten die Reformation, weil diese zugleich auch die übermüthige Priestergewalt der Braminen beschränkte. Aber eben darum auch von den Priestern aller Sekten verfolgt und excommunicirt, verbreitete sich Buddas Lehre in die benachbarten Länder. Noch heute besteht sie, wenn auch von ihrer geistigen Natur wieder zu abgöttischen Gebräuchen ausgeartet, und zählt vielleicht 70 Millionen Bekenner mehr, als es Christen aller Confessionen und Sekten in der Welt giebt.

Ein so frühes und umfassendes Vorbild religiöser Völkerzustände veranlaßt uns zu einer Zwischenbetrachtung.

Wie die Urwelt und spätere Denker sich das göttliche Schaffen dadurch begreiflich zu machen suchten, daß sie die Gottheit in einem Anschauen ihrer selbst dachten, und den schweigsamen Ewigen in einem allmächtigen Worte laut und zeitlich werden ließen: so mögen wir uns vorstellen, daß die frühste Menschheit ihr geistiges Wesen aus sich selbst herausgestrahlt. und ein Abbild ihrer Seele verkörpert habe. Dieß Wort, diese geistige Erstgeburt unseres Geschlechtes ist das Priesterthum. Wo immer wir bei einem Volke Cultur, Sitte und Religion finden, treffen wir auch Priester an, und zwar als die Schöpfer und Schirmer derselben. Natürlich mußten die edelsten Geister träumender Menschenstämme am frühsten zum Nachdenken und zur Erkenntniß über den Inhalt dessen gelangen, was alle Herzen mit Ahnung umfächelt. In ihrem tieferen und ruhigen Innern fanden sie das Abbild der Gottheit klarer und in reineren Zügen abgespiegelt, als es der Menge in dumpfer und unruhiger Seele vorkömmt. Die Priester allein waren die Freien, die Selbstschauenden, die sich selbst Bestimmenden. Aber indem sie nun die Bestimmung und Führung der Andern übernahmen,

hatten sie es mit einer Masse zu thun, die nicht sogleich von Innen konnte geweckt, sondern von Außen mußte genöthigt werden. Lehrsatz und Lebensvorschrift war erforderlich, und nur unter unbedingt-göttlichem Ansehen geltend zu machen. So trat die für sich freie Priesterschaft nach und nach für die Andern in das Verhältniß zwingender Nothwendigkeit; sie ward eine zweite Natur, nach unbedingten Gesetzen waltend. — Die Dauer, da die Priester ihre Herrschaft nicht niederlegen dürfen, ist eben lang genug, um ihnen solche so angenehm zu machen, daß sie dieselbe nicht mehr niederlegen wollen. Denn inzwischen ist auch der edle Stamm der echten Priester ausgegangen; die Kaste hat sich erweitert, und unter den Zugewachsnen sind gar Viele, die nicht mehr die Weisheit ursprünglich in sich erwecken können, sondern sie vererbt erhalten, dabei aber viel empfänglicher für die Macht sind, die mit vererbt wird.

Und nun erklärt es sich, wie im religiösen Leben fast aller Völker zwei Hauptzustände wechseln und wiederkehren. — In einem gebundnen Zustande lebt ein Volk unter Vormundschaft der Priester. Glaubenslehre, Sittenvorschrift, Religionsgebrauch erhalten oft lange Zeit hindurch ein ruhiges, gesichertes Volksleben in gemeßner, unabänderlicher Thätigkeit. Die Jahresfeste ziehen vorüber wie die glänzenden Zeichen des Thierkreises am Himmel und die bürgerlichen Geschäfte knüpfen sich dazwischen an, wie die Gewächse unter den wechselnden Jahreszeiten aufgehen.

Eine solche Verfassung scheint beim ersten Anblick eine glückliche zu sein, und die Priesterschaft thut sich auf ihr Werk nicht wenig zu gut. Daß es aber ein unnatürlicher, der menschlichen Entwicklung und Bestimmung feindlicher Zustand sei, verräth sich durch die Erkrankung, die endlich erfolgt, und Abhülfe fodert. Unter jener Priestervormundschaft, die ihr Volk nur äußerlich überkrustet, ohne es innerlich selbstständig zu machen, tritt nämlich nach und nach eine moralische Auflösung ein, die den Glauben in Wahn, die Andacht in Abgötterei verwandelt, wenn auch die harte Priesterschale des äußern Religionsbekenntnisses unversehrt bleibt. Solche Verderbniß finden wir schon bei den ältesten Völkern, und in dem Grad eingerissen, als ein Volk haltlos und die Priesterschaft übermächtig ist.

In diesem sündhaften Zustande erwacht dann, wie unter schwerer Eiterung, der Seelenschmerz des Daseins; heftiger klopft der Puls des Gewissens in dem ganzen Volke, und die lang unterdrückte geistige Lebenskraft erwacht endlich zur Heilung in einem Reformator. Ein solcher tritt denn, wie der Arzt Diät verordnet, mit Verwerfung religiöser Aeußerlichkeiten und eines künstlichen Glaubens-Systems, aber mit einfacher, herzstärkender Sittenlehre und tröstlichen Verheißungen auf, um das Volk von außen frei, von innen stark zu machen. Wie aus Instinkt erkennt die Vernunft des kranken Geschlechtes die angekommene Erlösung, und ergreift die Hand des göttlichen Mannes, um sich aus der Sündfluth aufzuringen. Neue, erstaunliche Thaten und Tugenden kommen zum Vorschein, wie etwa in erkrankten Muscheln die Perlen entstehen. —

Als einen solchen Reformator erkannten wir den indischen Budda, und finden gleich in dem nachbarlichen China, etwa ein halb tausend Jahre vor Christus, einen zweiten an Confutse. Aus königlichem Geblüt entsprossen, zeigt er als Knabe schon hohen Ernst und glühende Andacht. Im zwanzigsten Jahre verheirathet, verläßt er bald Weib und Kinder, und flieht als Mandarin den Hof, um sich der Ausbreitung seiner Lehre zu widmen. Diese beschränkt sich auf die Sitten. Confutse grübelt nicht über das Wesen der Gottheit und der menschlichen Seele; sondern geht darauf aus, das irdische Dasein zu begründen und zu beglücken, dessen Heil er im Einklang der Sittlichkeit mit den Zwecken der Natur findet. Unter unzähligen Anhängern wählt er sich zwölf innig vertraute Schüler aus, unter denen doch Einer sein Liebling ist. — „Niemals wird eine Nation zu Grunde gehen, die sich selbst vertraut!" ruft er den Völkern zu, und den Einzelnen ermahnt er: „Handle offen, und thue Niemand, was du nicht willst, daß dir geschehe!"

Noch dauert in China seine Sekte fort; aber bei Opfern und Musik, brennenden Kerzen und Räuchern wird im Frühling und Herbst zu dem ehrlichen Confutse gebetet, als zu einem Wesen, das neben der Gottheit sitzend („zur Rechten des Vaters") die Menschen segne.

Steigen wir nun auf unserer Rückkehr nach Nazareth über das rauhe hohe Tibet; so finden wir die früher hierher geflüchtete reine Religion Buddas bald wieder ausgeartet, und — wie das arme Volk selber hauptsächlich von Milch lebt — so auch die abgestandne Lehre gewissermaßen in Rahm und Molken geschieden, — diese für das Volk, jener für die Lamen oder Priester. Die Gottheit wird mit einem Namen benannt, der Licht und Gesetz zugleich bedeutet, und dreifaltig in seinem Wesen ist, als der heilige Gott, der Gott Gesetz und der Gott Kirche. Die zweite Person, schon unzählige Mal von Körper zu Körper gewandert, entschloß sich zur letzten Menschwerdung in Xaka. Dieser von einer Jungfrau geboren, ward von friedeverkündenden Lahen angebetet. Als Knabe wurde er im heutigen Benares geweiht, lehrte und that Wunder; bei seinem Tode verfinsterte sich die Erde, und seine Schüler beschrieben ihres Meisters Lehre.

An Dalai-Lama, dem für das Volk nie sichtbaren Oberpriester und neue Offenbarungen spendenden Gottmenschen, gehen wir vorüber, auch meiden wir die Lamen, vor denen das Volk sich zu Boden wirft, wenn sie in Prozessionen ziehen, paarweise, in einer Hand Betruthen (Rosenkränze) in der andern Rauchfässer tragend. Wir möchten unseren Leser in München nicht gern irre machen. —

In Persien war etwa sechsthalb hundert Jahre vor Christus jene glückliche Zeit, da in Fülle des Segens der große Dsiemschid geherrscht hatte, lange vorüber; das Gesetz des großen Propheten Hom war durch die von ihm gestifteten Priester verbildet, und das Volk seufzete in der geistigen Knechtschaft dieser Magier. Da erschien der Reformator Zoroaster mit seiner muthigen Weisheit vom Kampfe des Lichtes und der Finsterniß in der Natur, — des Guten und Bösen in der sittlichen Welt. Das Leben ist ein Kampf zwischen Ormuzd und Ahriman; Licht und Finsterniß wechseln, Tugend und Sünde liegen im Streit. Da soll der Mensch unermüdet kämpfen, durch edle Thaten, Opfer und Gebet Ahrimans verlockende Geister bekämpfen. Gewaltig ist das Gebet; es ist des Menschen Antheil am Göttlichen, das seinem Wesen nach Wort ist. Die Welt ist des Ormuzd Wort; unaufhörlich wird es von den obersten Fürsten und von den niederen Geistern des Lichts fortgesprochen:

es ist das Geheimniß, wodurch alles besteht. So soll auch das Gebet nie aufhören, — das Echo des weltschaffenden Wortes. Darum wechseln in den Tempeln ununterbrochne Betstunden. Ein Gürtel aus weichen Ruthen, ein Rosenkranz, dient die Gebete abzuzählen. Wasser mit dem Worte gebraucht, vernichtet des Bösen Kraft. Alle Weihungen vom Bösen und zu höherer Vollkommenheit geschehen durch Taufe. — „Ja," heißt es in den heiligen Büchern, „Reinigkeit und Heiligkeit siegen am Ende der Dinge über das Böse. Selbst jener stockfinstre König der bösen Geister — am Ende wird er Aveste! sprechen, und vor aller Welt ein Opfer dem Ormuzd bringen, deß Freude Gnädigsein ist, und der in weitester Weite erhält und schützt und sich aller Wesen annimmt." —

Durch Babylon und an den Tempeln der Mylitta vorüber eilen wir, und halten uns auch nicht auf, wo in Armenien die Andacht zur Göttin Anaitis an hohen Festen Männer und Frauen zu den ausschweifendsten Dingen frommer Raserei hinreißt. Einen weiten Umweg nehmen wir durch Phrygien. Frühlingsanfang steht uns bevor; da hauen sie die Pinie ab, hängen das Bild des Gottes Attis in die Aeste, und pflanzen den Baum in den Tempel. „Der Gott tritt ein!" heißt es; — „Attis ist gefunden!" ruft es, und da bricht die wilde phrygische Kraft über alle Schranken. In tollen Tänzen stürzen Priester mit Kienfackeln, wirrem Haar und wildem Geschrei über Berg und Thal. Rasende Andächtige mischen sich darein, und feiern mit grausenvollen Verstümmelungen an sich selbst des Gottes Lenzvermählung mit Kybele. —

So unbedingt, wie der Hindu, will ich die Andacht nicht preisen: sie ist eine Glut, die von jedem Holze und oft von faulem am Lohesten brennt, wenigstens am buntesten, wegen der sinnlichen Stoffe, die in der Glut mit aufflackern. Wo fänden wir nicht in vor- und nachchristlichen Tempeln, daß Andacht gar oft die Tugend verzehrt, — eine Feuersnoth, die manchmal moralische Bettler macht. — Tugend ist Arbeit; aber der Arbeitende wird reich und froh. Die rothe Wange des Taglöhners, die mit der Abendröthe sympathisirt, sein feuchter Frohblick, der mit dem thauigen Vollmond zum Himmel aufsteigt, sind Andachtflammen, die

aus dem Herzen ohne Rauch lodern. Und ein herrlicher Lenzmorgen bricht über Nacht an!

Und horch! welche Nachtigall schlägt an diesem frischen Morgen? — Wir betreten den steinigen Boden, die engen Thäler, die schroffen, kahlgipflichen, unfruchtbaren Berge Judäas, und da hören wir eine Stimme rufen: „Womit soll ich den Herrn versöhnen? Mit Bücklingen vor dem hohen Gott? Soll ich zu ihm mit Brandopfern und jährigen Kälbern kommen? Meinst du, der Herr habe Gefallen an viel tausend Widdern, oder am Oel in Strömen vergossen? Oder soll ich meinen Erstgebornen für mein Vergehen hingeben? Oder meines Leibes Frucht für die Sünde meiner Seele? Es ist dir gesagt, o Mensch, was gut ist, und was der Herr von dir fodert: sein Wort beobachten, und Liebe üben und demüthig sein vor deinem Gott!" —

Es ist der Prophet Micha, der so ruft, derselbe der auch dem kleinen Bethlehem-Ephrata die große Zukunft weissagt. Er hatte gut den weissagen, von dessen Geist er selber so früh voraus beseelt war, — Jesus Christus. —

Sei gegrüßt, heiliges Haupt, das die höchste Krone der Menschheit getragen hat! Sei gepriesen hoher Name, mit welchem unser nachtwandelndes Geschlecht angerufen, zum ewigen Leben erwacht ist, und fortwährend erwacht. Ja, dieser Name ist das Wort, welches schaffend ein neues Weltjahr durchtönt, und in ungezählten heiligen Thaten eines erlösten Geschlechtes Fleisch geworden ist und wird.

Welche Herrlichkeit ist mit diesem Namen über die winterliche Erde gekommen! Wie ein heiliger Ganges strömt vom Himmelsgebirg dieser Name. Millionen wallfahrten nach seinen reinigenden Wellen; bei jedem Opfer eines andächtigen Gemüths wird das Weihwasser dieses Namens gesprengt. An den Ufern dieses heiligen Stroms ist die herrliche Bildung einer neuen Welt aufgeblüht, — die Palmen der Himmelsgedanken, die Oelbäume der Nächstenliebe, die Sandelbäume der Andacht, die Narde des Mitleids, die Rosen der Liebe, die Lilien der Keuschheit, die Trauben der Freude, die Waizenfelder der Humanität.

Von dieser Heilflut quillt heimlich in jedem einsamen Herzen ein Brönnlein der Himmelshoffnung, aus dem die heimwehkranke Seele ihr verweintes Auge erfrischt, und von einem zunickenden Engelskopf angelächelt wird. —

Auch wir pflegen die Standbilder unserer Genien und Heroen mit Kränzen zu schmücken; wie schnell aber verwelken diese Zweige! Weit besser verstand es die Vorwelt, die nicht das marmortodte Bildniß schmückte, sondern den geschichtlich unsterblichen Namen eines göttlichen Mannes mit unverwelklichen Mythen ehrte. Männer, wie Budda, Confutse, Xaka werden von Jungfrauen geboren; Musik von oben ertönt um ihre Wiege, himmlische Geister schweben lobpreisend nieder, Macht und Weisheit zieht von ferne herbei, sie anzubeten. Mit Jubel empfangen, sterben sie gewöhnlich eines gewaltsamen Todes. Denn die Welt dürstet nach dem Außerordentlichen, aber sie verträgt es nicht. Selbst wo ein armes Geschlecht bis zum Thierdienst gesunken ist, kann es solchen Schmucks und des Wunders nicht entbehren, und der in Aegypten angebetete Stier Apis wird von einer Mutter geboren, die durch einen Lichtstrahl vom Himmel befruchtet worden.

Doch wir Heutlebigen sind so verständig geworden, daß wir derlei Zierde nicht mehr in seiner Bedeutung begreifen. Jene königlichen Geschlechter der Vorwelt, die ihren dankbaren Schmuck nicht aus dem vergänglichen Frühling, sondern aus den ewigen Gärten der Phantasie holten, — wir verstehen sie nicht mehr, verstehen selbst jene spätere glückliche Schaar nicht, deren Schläfe noch von der purpurnen Himmelfahrt ihres göttlichen Meisters umschimmert waren. Wir lassen uns die christlichen Mythen als Glaubensartikel gefallen, und verwerfen die heidnischen als Fabelwerk!

Immerhin! Fasse das ein Jeder, wie es ihm wohl thut: nur bleibt so viel gewiß, daß die christlichen Wunder jüngern Datums sind, als die heidnischen Fabeln, und mithin für das eigentlich Christliche im Christenthume nicht gelten können.

So haben wir vielleicht das Eigenthümliche des Christenthums in seinem dogmatischen Inhalte zu suchen?

Aber welche religiöse Ansicht gehörte wol dem Christenthume eigen, und wäre nicht schon in den großen Ahnungen und Anschauungen der Vorwelt ausgesprochen? Welche Lehre und Vorschrift desselben, oft sogar wörtlich ausgeprägt, hätte nicht schon im Tempelschatze irgend eines vorchristlichen Volkes gelegen? —

Die Ansicht von einem dreifaltig-einen Gottwesen war gerade den ältesten Völkern eigen. — Wie großartig ist nicht die Anschauung des alten Indiers vom Sündenfalle, von der Unsterblichkeit der zu Gott heimkehrenden Geister, von der Freiheit und Macht des menschlichen Willens! Wie viel begreiflicher, als die christliche, ist nicht die indische Lehre von Erbsünde, und wie ermuthigend jene von der Buße und Sündentilgung? — Den Gebrauch der Taufe finden wir schon in Altpersien. Und wenn Zoroaster auch keinen größeren Werth auf das Gebet legen kann, als Christus darauf legt; so verbindet er doch eine tiefsinnigere, eine weltumfassende Ansicht damit. Auch lehrt schon Zoroaster die Auferstehung. Nur schließt er die Harmonie seiner Welt nicht mit ewigen Höllenstrafen, da er sich zu einem Gotte bekennt, — „deß Freude Gnädigsein ist." Er lehrt: „Erde und Gewässer sollen die Gebeine ihrer Begrabenen zurückgeben. Dann versammeln Gute sich zu Guten, und die Verdammten bestehen ihre letzte Reinigung zur Seligkeit. Die Natur ist dann Licht, die Materie wirft keinen Schatten mehr; ausgeglichen ist der ewige Abgrund, und des Ormuzd Reich umfaßt das seelige All!" —

Ohne hier zu einer vollständigen Abrechnung des Christenthums mit der Vorwelt Raum zu nehmen, erinnern wir nur an ein paar kleine Züge, die man sonst als dem Christenthum eigenthümlich und characteristisch gepriesen hat. So vernahmen wir den berühmten Spruch: „Was du nicht willst, daß dir geschehe, thu auch keinem Andern!" schon aus Confutses Munde, und die schöne Mahnung: „Sorget nicht für morgen!" ist schon in einer buddistischen Mythe versinnlicht, nach welcher die ersten Menschen so lang im Ueberflusse lebten, bis ein Habsüchtiger zuerst eine Portion auf den nächsten Tag sammelte, worauf alsbald Unfruchtbarkeit entstand. Wie schimmert nicht schon in den frühsten Ansichten vom Unwerth äußerer Andacht, vom einzigen Werthe sittlicher Handlungen, ja selbst in der Duldung religiöser Meinungen, die

wir bei Budda und Andern finden, das göttliche Antlitz unseres hohen Meisters durch, wie ein noch unenthülltes Gemälde unter übergelegtem Seidenpapier! —

Doch nun habe ich dieses hohen Meisters eigentliche Bedeutung noch nicht angeführt, — das Erlösungswerk des menschgewordenen Gottes.

Ja, dies ist ein heiliger Glaube, und ich bekenne, daß der Menschheit eine Erlösung nie nöthiger war, als zur Zeit, da Christus erschien. Nur bin ich auch überzeugt, die Menschheit werde stets nur theilweise erlöst, und sei schon vor Christus wiederholt erlöst worden. Die wechselnden Jahrhunderte und die verschiednen Stämme und Geschlechter der Menschen bedürfen einer verschiednen Erlösung. Der Millionen, die an Buddas Menschwerdung und Erlösung glauben, sind ja noch mehr als der Christgläubigen. Jene zählen nicht weniger Wunder, auf die sie ihre Ueberzeugung bauen, als wir; ihre Urväter haben nicht weniger für die vertriebene Religion gelitten, als die christlichen Märtyrer, und solchen Glauben der Buddisten übertreffen an Glut und Festigkeit die überzeugtesten Christen nicht. Soll man nicht so human sein, die Foderung, die unsere Priester zu Gunsten ihres Werkes machen, auch für jene fernen Asiaten gelten zu lassen, und also nicht anzutasten, „was Millionen beseligt?" Oder wer hätte den Prüfstein in Verwahrung, an dem man die alten Wunder von den alten Fabeln unterscheiden lernte? Und wenn die reine, edle Lehre Buddas späterhin wieder so sehr ausgeartet ist: so wollen wir Gott danken, wenn wir mit unserm Christenthum vielleicht noch nicht vollends so weit von der reinen, edlen Lehre unseres Meisters verirrt sind. —

Es ist ein schöner und rührender Glaube, daß die Gottheit, die mit ihrem Wesen Alles durchdringt, auch einmal in unserer eignen Gestalt zwischen uns trete, grade wenn unser göttliches Ebenbild in größter Noth sei. Der sinnliche, nach außen gerichtete Mensch erkennt leichter in einem ungewöhnlichen Manne die ganze Gottheit an, als er den eignen göttlichen Antheil in seinem Innern zu erfassen vermag. —

Die Idee der Erlösung ist also keine neue, erst mit dem Christenthum gekommene, sie ist eine welthistorische, ja sie deutet auf ein Grundgesetz der Welt.

Wie man sich nämlich auch die Schöpfung vorstellen mag: man kann sie doch nur als ein Ausströmen, als ein Ausstrahlen in die Unendlichkeit des **Daseins** begreifen. Diese Emanation läßt sich aber nicht ohne Rückkehr in die Unendlichkeit des **Ursprungs** denken. Und hierauf deutet die Idee der Erlösung.

In dieser Sonnenwende des allgemeinen Lebens ist der Mensch geboren, — mit dem Bewußtsein des Geistes, in welchem sich alle Strahlen der Schöpfung zu einem Brennpunkte sammeln, und mit dem Triebe des Geistes nach dem Grund der Dinge, — einer neuen Flamme, die sich in jenem Brennpunkt entzündet.

Sagt die Bibel etwas Andres, wenn sie erzählt, daß der Mensch am Baume der Erkenntniß sich erlösungsbedürftig gegessen habe? Grade in der Sonnenwende der Schöpfung wächst auch jener Baum der Erkenntniß. —

Wir knüpfen hier eine andre Betrachtung an. —

Der Baum an sich, als Repräsentant der Vegetation, ist das erste Vorbild der Erlösung. Wie sich ja im alten Testamente der Natur die Prophezeiungen auf den neuen Bund der Geschichte häufen. Lange Perioden in Selbstgenüge verschlossen, hatte sich nämlich die Erde zuletzt dem höhern Einfluß des Lichtes hingegeben. Ein Sohn der Gottheit, der Sonnenstrahl, stieg herab, löste die gebundnen Elemente, und eine unbegreifliche Fruchtbarkeit der Pflanzenwelt schoß aus dieser Versöhnung des Lichtes mit der Erde auf.

Doch diese damals noch unbenamsten, noch ungetauften Wesen öffneten ihre Blüthenaugen nur, um aus einem vielfach gefesselten Zustande mit himmlischer Sehnsucht nach höherer Lösung umzublicken. Dieß Sehnen befreit sich bald genug, in der Selbstsucht des Thierreiches, die mit aller Hast ungezügelter Triebe ausbricht. Wozu diese Unruhe, dieser Drang, dieß tausendfach zerstückelte Treiben der Thiere? — Sie suchen ihren Erlöser.

Da tritt der Mensch, als Hohepriester, in die unruhige, lärmende Gemeinde der harrenden Erdgeschöpfe. Durch die **Persönlichkeit** erhält die Selbstsucht des Thierreichs ihre höhere Bedeutung. Es ist ja

die Sucht nach einem Selbst, das endlich in der Selbstständigkeit des Menschen gefunden wird.

Bevor nun aber der Mensch die rauschenden Akkorde der Schöpfung in die neue Tonart des geistigen Lebens herüber spielt, hat er sich selbst an der Natur zu entwickeln, und noch einmal geistiger Weise die Natur zu durchlaufen. Wie er im Mutterschooß als Pflanze lebte, an der Mutterbrust als Polyp hing: so nimmt sein erwachendes geistiges Leben den Wandel durch alle Wunderlichkeiten und Thorheiten persönlicher Selbstsucht, wie solche nur immer in den seltsamen Thiergestalten vorgebildet sind. Aus dieser Seelenwanderung erlöst den Menschengeist, der solcherweise den Thierkreis des selbstsüchtigen Irrthums durchzieht, die Religion, die ihn zum heiligen Bewußtsein des Urselbst, einer weltschaffenden, welterlösenden Gottheit führt. —

Doch — ist es nicht seltsam! Die Erlöserin Religion hat nun auch wieder die Stufen der Schöpfung zu durchwandern, und in Andacht und Glauben eine Seelenwanderung der menschlichen Verirrungen und Irrthümer zu bestehen.

Es scheint, daß die Himmlischen selbst, wenn sie erbarmend und hülfreich niedersteigen, mitten im Taumel der Erdgeschöpfe vom Schwindel ergriffen, und mit fortgerissen werden. In unbefriedigter Sehnsucht nach dem Uebersinnlichen wirft sich das gequälte Herz allen Gelüsten in die Arme; alle Fesseln, die da blinken, die da klingen, legt es sich an, und hofft, gefesselt Ruhe zu finden. Bald aber schmerzen die Wunden wieder, und wenn es der Arme vermag, streift er noch einmal die wilden Ketten ab, und rennt blutend und weinend andern Altären zu, von denen ihm eine höhere Gottheit herabsteigen soll. — Ach! wie spät begreift er den Erlösungsruf zur freien, unvermittelten Anbetung der Gottheit! —

Und hier thut sich endlich das Tabernakel des Christenthums auf, und die Monstranz der höchsten Erlösung strahlt uns an. Der Standpunkt, auf den Christus die Menschheit geführt hat, macht das Neue, das Eigenthümliche und Außerordentliche des Christenthums aus.

Zwar ahneten schon die großen Reformatoren Moses, Budda, Confutse den Rückweg aus der Schöpfung, an der sich die Vorwelt verlief,

ins Geistige, und drangen auf moralisches Handeln und auf fromme Gesinnung, als die Seele des Handelns. Doch, indem sie so den Menschen von der Natur frei zu machen suchten, setzten sie ihn immer noch nicht für menschliches Thun und Treiben und noch weniger in seinem Verhältniß zu Gott in Freiheit. Die Einen ziehen den Menschen aus dem Leben zur Beschaulichkeit, wie die Indier; die Andern schlingen ihn, wie Moses, in den Staat. — Christus aber führt den Menschen auf einen Standpunkt, wo er sich über die Lage des Irdischen zum Ewigen vollständig orientiren kann. Er weist nach dem Ewigen hin, aber zeigt auch, wie man nicht auf einem abgesonderten Wege, sondern in allen Richtungen des vollen, reichen Menschenlebens dahin gelange, wenn man nur das tausendfältige Dasein nach Innen wende, es aus seinem Ursprung begreife, zu seiner Bestimmung behandle. Er läßt alle Richtungen gelten, nur giebt er für alle den Compaß, den Lebensfunken: — die Liebe. Freiheit mit dem Herzen der Liebe!

Christus bestimmt mit seinem göttlichen Ansehen nichts über das Wesen der Gottheit und des menschlichen Geistes über den Ursprung und die Natur der Dinge. So läßt er der Forschung und der Wissenschaft freien Raum. Er setzt nichts fest über die Einrichtungen und Gewohnheiten des Lebens, keine Küchen- und Kleiderordnung, wie Moses, keine Rangordnung der Stände, wie die Braminen. Er läßt also dem häuslichen und gesellschaftlichen Leben seine unbeschränkte Entwicklung. Noch weniger lehrt er etwas über die beßte Regierungsform, und er, der dem Kaiser geben heißt, was dem Kaiser gebührt, ist ganz schuldlos daran, wenn mächtige Priester, die sich über die Könige erheben, sich seine Stellvertreter nennen. — Nicht einmal über kirchliche Einrichtungen, über religiöse Anstalten ordnet er etwas an, außer zwei Symbolen, die er liebte, und die schon unter vorchristlichen Völkern beliebt waren.

Statt alles dessen bringt er auf Heiligkeit des Willens. — Geist und Einsicht werden nur Einzelnen, oft nur Wenigen zu Theil, nur in sehr günstigen Verhältnissen gebildet und gewonnen: den Willen aber kann der Geringste im engsten Lebenskreise bethätigen, ja, das Dasein eines Jeden ist nur durch diesen Herzschlag lebendig. Dann liegt aber auch alle Zufriedenheit, alle Glückseligkeit in freiem edlen Handeln

Geist und Einsicht beglücken niemals unbedingt und durch sich selbst; der Geist zieht wohl den Umkreis des Lebens; jeder Punkt dieser Peripherie wird aber unrichtig, sobald nicht der Wille den Mittelpunkt setzt. Alle Sünde, alle Unseligkeit des Lebens liegt im Mißverhältniß zwischen Geist und Willen, zwischen Sinn und Trieb.

Erlöst aus allen Jochen der Vorwelt — der Natur, des Staates, des Priesterthums, stellt Christus die freie, gekrönte Person des Menschen in die Mitte des Lebens; durch sie soll die Natur sich verklären, in ihr das Göttliche sich gestalten, und nicht nur der Staat soll um des Menschen willen da sein, sondern selbst die Gottheit nur aus freier Selbstbestimmung des Menschen erkannt und angebetet werden. —

Hiernach mag sich denn ein Jeder selbst orientiren im Streit über den Vorzug des Glaubens und der Werke; mag selbst die Seligkeit ermessen, die der Tugendhafte erringt, oder zu welcher nur der mit der Gnade Patentirte auserwählt wird; mag die religiösen Anstalten beurtheilen, die den Unmündigen zur christlichen Freiheit erziehen, oder die auch den Mündigen an der Kirchenkrippe festhalten wollen, an welcher dann stets auch der Priesterzaum hängt. —

Freiheit mit dem Herzen der Liebe! — Diese Flamme des Christenthums, die lauterste, der Gottheitssonne am nächsten kommende von allen, die je im religiösen Leben der Menschheit ausgebrochen sind, — nur Wenige mögen sie in ihrer Reinheit fassen können. Darum hat schon der Apostel Paulus schnell Manches von der Welt- und Gottesweisheit seiner Zeit zugeschmelzt. Er, der den göttlichen Meister nie selbst gehört hat, ist der Liebling der christlichen Theologen geworden, die nun an seinem Werke hämmern, schmieden und scheiden können. Oder sie finden auch an den paulinischen Ideen Abgründe des Unbegreiflichen, das der Mensch sogern in Begriffe faßt, — Abgründe über denen es sich mit so viel Eifer und Einbildung schwindeln läßt. — Himmelsflammen sind für solche, die sie zu ergreifen vermögen. Die Theologen aber bereiten gern aus dem Talge des Lebens und dem Docht der Wissenschaft Lichter, die sie — Gutlichter nennen; oder sie überbieten einander mit Wallrath und Stearin. —

Die frühste Kirche brachte noch Wachs auf ihre einfachen Altäre.

Die Freiheit des Christenthums bethätigte sich zuerst darin, daß sich um seine einfache Lehre ein neuer Tempel, ein Riesenbau der Welt errichten ließ. Die Materialien dazu lieferten die Tempel der Vorwelt, die, von dem heiligen Blitz des reinen Christenthums getroffen, nach und nach zusammen sanken. Es ist hier der Ort nicht, um nachzuweisen, welche Bestandtheile des Mosaismus und des Heidenthums nach und nach zu der neuen Kirche verwendet wurden. Wir erwähnen nur einige, die schon das vorchristliche Rom besaß. Schon Jahrhunderte früher waren hier Wallfahrten üblich. Männer und Frauen folgten mit brennenden Kerzen; eine singende Jugend und Musikchöre zogen mit, und Priester in Festgewändern trugen die Abbilder der Götter; einer derselben hielt in einem Kästchen verborgen das höchste Heiligthum, also ein Sanctissimum. Im März ward ein Versöhnungsfest begangen, bei welchem Weihwasser mittelst eingetauchter Lorbeerzweige gesprengt ward. — Seine Sündhaftigkeit glaubte man durch Opfer und körperliche Leiden zu büßen: man brachte Geld, Kerzen, kroch knieend auf Straßen und Feldwegen, oder geißelte sich blutig. Auch an wunderthätigen Bildern fehlte es nicht, die zuweilen vor dem erstaunten Volke schwitzten oder sich umkehrten. Bei gefahrvollen Naturereignissen wurden Fasten angeordnet, bei Mißärnten Bittgänge angestellt. Ja, es war damals schon üblich, kranke Kinder auf den Fall ihrer Genesung dem besondern Dienste einer Gottheit zu verloben. — Nicht nur hatte Aeneas am Grabe des Misenus seine Gefährten geweiht, sondern selbst von Todsünden konnte man sich durch Wiedergeburt im Wasser reinigen. Mißgünstige Geister wurden durch geweihte Kerzen gebannt. —

Ja, in der Art, wie man mitten im Streit über den deutschen oder holländischen Erfinder der Buchdruckerkunst erfahren mußte, daß die Chinesen schon seit Jahrhunderten im Besitz der Presse seien: so entdeckten die Jesuiten ein bis ins Kleinste dem Katholicismus ähnlich ausgebildetes Kirchenwesen im heidnischen Japan, als sie dort das Christenthum einführen wollten!

War mithin eine Reformation nicht ein Bedürfniß der christlichen Menschheit geworden? Eine Erlösung der verschütteten Flamme des Christenthums — Freiheit mit dem Herzen der Liebe!

Aber wir haben gesehen, daß auch schon die Reformationen der Vorwelt wieder ausarteten. Was sagen wir zu dem Streit, zu dem Wunderlichkeiten und Mißverständnissen der nichtkatholischen Parteien? Finden wir nicht auch hier das Erlösungswerk selbst, das Christus in seiner beseligenden Lehre brachte, in sein vergoßnes Blut gesetzt, und also das Heidenthümliche im Durchbruch, das im Materiellen alles Heil findet? — „Die Wahrheit soll euch frei machen." —

Schließen wir diese flüchtigen Gedanken, diese lose Betrachtung mit der sinnreichen indischen Mythe vom Watabaum.

Der erste Baum dieser Art war der Baum des Lebens und der Erkenntniß. Der Erde stolz entstrebend, hob er sich mit herrlicher Fruchtkrone zum Himmel empor. Unter seinen Aesten, wie unter dem Dache des Vaterhauses, wohnten in Eintracht die ersten Menschen; durch seine Blätter rauschte und flüsterte die Gottheit, und ward verstanden. Da wollte der Baum zu einer Himmelsleiter werden, und trieb immer höher seine Aeste. Doch die Gottheit strafte den Uebermuth, und zerriß den stolzen Baum. Die Aeste wurden weit in die Welt geschleudert. Und seitdem strebt der Bananenbaum nicht mehr über Gebühr empor; demüthig senkt er in bescheidner Höhe seine Zweige, die, wieder Wurzel im mütterlichen Boden fassend, zu Stämmen werden, neue Kronen wölben, und neue Senker verbreiten.

Und so zerrissen ward das Leben; die Völker, in Zwist auseinander getrieben, verbreiten ihre fortwurzelnden Geschlechter über die Erde.

Und so zerrissen ward die erste Einheit des Glaubens und der Sprache. Wohin die Aeste der Urerkenntniß geschleudert wurden, trieben sie neue Stämme. Aber verschieden brachen sich in den Hallen, zu denen sich ihre Senker wölbten, die Strahlen des Himmels, verschieden flüsterte die Stimme der Gottheit: die Anbetenden hassen einander, und die Sprechenden verstehen sich nicht.

II.

Ein Sonntag im alten Lutetia zur Zeit der Merowinger.

Historische Novelle

von

Eduard Arnd.

Eines Sonntags hatte sich Chilperich, der König von Paris und Soissons, Klodwigs Enkelsohn, früh, wie es die Sitte der fränkischen Könige nach ihrer Niederlassung in Gallien geworden, im Pallaste, den der Vater Konstantin des Großen dicht an den Mauern Lutetia's erbauet und den Julian und Valentinian der Erste bewohnt hatten, von seinem Lager erhoben und trat oft, wie in tiefes Nachdenken verloren, an die hohen Fenster des Gemaches und warf einen ungewissen Blick auf die Kirchen und Häuser, die auf beiden Ufern der Sequana, aus Gärten und Gehölzen, hervorglänzten. Seine Vorfahren in den deutschen Wäldern, hatten sich einst, von der Lust der Jagd oder nächtlichen Festen ermüdet, gewöhnlich spät erhoben, die Söhne Klodwigs aber, von lateinischen Geistlichen und Meistern erzogen, waren von Kindheit an gewöhnt worden, den Tag nach römischer Sitte früh zu beginnen und widmeten deshalb, obgleich der Himmelsstrich, in dem sie lebten, dies nicht verlangte, einen Theil seiner Mitte der Ruhe, noch immer geneigt, denselben spät zu beschließen. Das Gemüth des sonst so kühnen eher zu raschem Ungestüm und wildem Zorn als zu stummer Betrachtung und stiller Sammlung geneigten Fürsten, schien heute von schmerzlichen Er=

innerungen und trüben Ahnungen erfüllt zu sein. „Meine Kinder sterben eines nach den andern, rief er endlich klagend aus, mein Stamm verwelkt! — Ein Fürst ohne Erben ist ein Baum ohne Aeste — wem können wir vertrauen, wenn wir allein stehen? Denn unsre Unterthanen sind unsre Feinde — o Klodobert, meine Hoffnung, warum bist du von mir gegangen? Ich fühl es, die Rache des Himmels verfolgt mich!" — Ein tiefer Schatten fuhr bei diesem Worten über das sonst so lebendige Antlitz des Königs, ein trüber zitternder Schein lagerte sich auf seine stolzen Augen und milderte für einen Augenblick ihren gebietrischen Ausdruck. Er trat von Neuem, als wollte er die schmerzlichen Bilder seines Innern verscheuchen an eines der Fenster des Gemaches und starrte in den weiten Raum hinaus als suche er einen Ort, auf dem seine irrenden Gedanken sich sammeln könnten, aber seine Seele wie sein Auge schien auf den Fluren, die sich vor ihm ausdehnten und in dem Himmelsbogen, der sich über ihnen wölbte, keinen Ruheplatz zu finden. Es waren ihm von Fredegunde, seiner Königin, drei Söhne geschenkt worden, zwei von ihnen hatte er vor wenigen Wochen begraben und der dritte selbst war seit einigen Tagen von einer heftigen Krankheit befallen worden und versprach kein langes Leben. Unter den Verstorbenen war Klodobert, der älteste von beiden, sein Liebling und vielleicht das einzige Wesen in der Welt, das er wirklich in seinem Herzen getragen, denn in den übrigen Menschen sah er nur Werkzeuge der Macht und des Vergnügens oder Feinde und Verräther. Die Fenster seines Schlafgemaches stießen an den Garten des Pallastes, der einst mit italischer Kunst angelegt und seitdem sorgfältig unterhalten, von herrlichen Gewächsen prangte und am Ende eines hohen breiten Baumganges trat die Kirche des heiligen Vinzent und heiligen Kreuzes, heute St. Germain des Prés genannt, ihm entgegen, die sein Oheim Childebert errichtet, in welcher seine Gebeine ruhten und wo auch er sein Grab gewählt hatte. Der Anblick dieser Kirche schien seinem Geiste einige Fassung zu verleihen und seinen innern Gram zu mildern. „Das ist das Haus, das mein tapfrer Oheim dem Gotte der Christen, der unser Geschlecht so hoch erhoben, errichtet hat, rief er lebhaft aus, aber auch ich bin nicht undankbar gewesen; habe ich nicht dem heiligen Germanus dort am andern Ufer

einen herrlichen Tempel erbauet? — Ich liebe die Bischöfe nicht, sie sind zu groß für uns geworden und doch habe ich um des Herrn willen, dessen nächste Diener sie sind, weder ihre Gewalt beschränkt, noch ihre Schätze vermindert. Mein Großvater hat alle seine Verwandten tödten lassen — um allein zu herrschen — ich habe mich nur an Feinden gerächt — und doch ist er in Frieden und von Ruhm gekrönt, gestorben, weil er seinem Gotte treu gedient — ich will desgleichen thun und der Herr wird meine Sünden vergessen." — So dachte, so sprach der Enkel des großen Klodwig bei sich selbst und schritt, von diesen Augenblicke an, durch jene Betrachtungen und Vorsätze über so manche blutige That seines Lebens getröstet, an die Gegenwart, ihre Pflichten und Sorgen sich erinnernd, in ruhiger Fassung und gewohnter Zuversicht, in seinem königlichen Gemache auf und nieder.

Chilperich stand in der Kraft und Mitte des Lebens und war, obwohl nicht durchaus in Sitte und Lebensart, doch an Bildung und Gestalt, an Neigung und Gemüthsart, ein Franke geblieben. Er war von hohem und dabei starken Wuchs, denn die Wurzeln seines Baues hatten, wie bei einem kräftigen Baume, den inwohnenden Lebenssaft in die Höhe getrieben, ohne deshalb den Stamm und die Aeste zu schwächen. Von seinem Scheitel wallte ein reiches und helles Haar und milderte den drohenden und brennenden Blick seines meerblauen Auges, das an seine Abstammung von dem nordischen Seegott erinnerte, der sich einst einer seiner Ahnfrauen im Bade genähert und mit ihr das stürmische und brausende Geschlecht erzeugt hatte, dem er angehörte. Das Gemach war nach römischer Art und mit großer Pracht eingerichtet. Die Decke bestand aus vergoldetem Holzwerk, auf welches in regelmäßigen Feldern, in bunter Pracht, Blätter und Blumen gegraben und die Wände schimmerten von einem herrlichen Azur, mit in Gold gestickten Delphinen geschmückt, an das Element erinnernd, in welchem sein Stamm erzeugt worden. Elfenbein und eingelegte Arbeit glänzte an Tischen und Sesseln und auf dem prachtvollen Teppich, der den Boden bedeckte, sah man neben Kriegs- und Jagdstücken, die an die alte nordische Heimath erinnerten, auch den Raub des Ganymed, das Urtheil des Paris und Romulus und Remus von der Wölfin gesäugt, denn Alles in Sitte und Lebensart deutete bei

ihm, wie bei den Fürsten seines Hauses, auf ein gemischtes Dasein, eine germanische Natur und eine römische Erziehung. An der einen Wand des Zimmers, dem Lager des Königs gegenüber, auf dem ein glänzendes Bärenfell, dessen Kopf und Tatzen vergoldet, ausgebreitet war, hing ein großes schwarzes Kreuz, das einst ein heiliger Einsiedler der frommen Königin Klotilde verehrt, dem wunderbare Kräfte zugeschrieben wurden und dessen Besitz für ein Palladium des Pallastes galt. Italische Künstler nach der Eroberung Galliens an den Hof der Merowinger gerufen, hatten die königlichen Schlösser nach dem Geschmacke ihres Volkes eingerichtet und die Erinnerungen an den Ursprung und die Thaten des fränkischen Hauses mit den Bildern und Geschichten der alten Götter und Heroen verbunden, die obwohl aus der Wirklichkeit verbannt, noch in der Phantasie und dem Gedächtniß des damaligen Geschlechtes lebten.

Plötzlich fiel der Blick des Königs auf eine Papyrusrolle, die auf einem der kleinen mit Gold und Elfenbein verzierten Tische lag, und sogleich bedeckte eine zornige Röthe seine hohe Stirn. Sie enthielt den Bericht eines seiner Herzöge, der Leudastes, den in Ungnade gefallnen und vom Hofe verbannten Grafen von Tours, einer Verschwörung gegen das Leben und die Regierung des Königs mit so überzeugenden Beweisen bezüchtigte, daß kein Zweifel an der Schuld des Angeklagten übrig blieb. „Ha, der Verräther, rief Chilperich mit drohender Stimme, schon zweimal habe ich ihm seine Meutereien, um der Dienste willen, die er mir einst erwiesen, verziehen, und jetzt sucht er meine Getreuen von Neuem gegen mich zu bewaffnen und gedenkt mir hier, in meiner eigenen Hauptstadt, Fallstricke zu legen" — und mit einer ungeduldigen Bewegung die Rolle fortschleudernd, sprach er zu sich selbst: „aber sein Maaß ist erfüllt!" — Dieser Leudastes war der Sohn eines römischen Sklaven Leokadius und nach mancherlei Schicksalen an den fränkischen Hof gekommen. Von großem natürlichen Verstande und rastloser Thätigkeit, gelang es ihm sich die Gunst seiner Gebieter zu erwerben und er wurde, der Sitte der altgermanischen Könige gemäß, die Niemanden, der treu und tüchtig schien, von Ehren und Würden ausschlossen, in die Genossenschaft der Getreuen aufgenommen, zum Oberstallmeister und endlich sogar zum Grafen von Tours ernannt. Hier bewies er sich, nach

Art so vieler plötzlich Emporgekommenen, als Richter ungerecht und hartherzig und befleckte als Mensch sein Leben mit jeglichem Frevel. Fredegunde, die kühne und grausame Frau König Chilperichs, beschützte und begünstigte ihn lange, denn sie kannte seinen erfinderischen und thätigen Geist und hoffte auf seinen Beistand bei einem wahrscheinlichen Bruche mit ihrem Gemahl, mit dem sie schon seit langer Zeit in innerm Zwiste lebte und auf dessen Tod sie bei sich sann, bis jetzt aber noch kein schickliches Werkzeug zur Ausführung dieses Verbrechens gefunden hatte. Chilperich hatte endlich, der Anklagen gegen den ehemaligen Sklaven müde, ihn aus seiner Nähe verbannt und Fredegunde mehrmals vergeblich seine Rückkehr zu erwirken gesucht. Aber Leudastes, voll kühner Entwürfe, hatte während seiner letzten Verbannung vom Hofe nicht blos die überrheinischen Fürsten zu einem Bunde gegen den fränkischen Herrscher zu bewegen, sondern auch den Sinn mehrer Großen und Edlen gegen den Stolz des Königs und die Grausamkeit der Königin entflammt und eine Verschwörung zu beider Untergange zu bilden, versucht. Fredegunde, von diesem Anschlage unterrichtet, hatte bei sich des Verräthers Tod beschlossen, ihn aber, um ihn nach Paris zu locken und in ihre Gewalt zu bekommen, heimlich ihre Verzeihung und Gnade hoffen lassen. Leudastes war in diese Falle gegangen und befand sich seit zwei Tagen in seinem Hause, unweit der Stadt, jenseits des Flusses, ohne sich jedoch öffentlich zu zeigen. Es schien ihm für den Augenblick Alles davon abzuhängen von Neuem in die Gunst der Königin, die er mehrmals verloren und immer wieder gewonnen hatte und dadurch wieder in die Nähe des Hofes zu kommen. Er ahnte nicht, daß seine letzten Plane sowohl dem Könige als der Königin bekannt worden und gedachte, sobald er sich wieder in ihr Vertrauen gesetzt, der Verschwörung in der Nähe der Fürstin selbst Theilnehmer zu gewinnen, während seine Freunde und Gehülfen sie in der Ferne verbreiteten und erst wenn Alles gehörig reif geworden, die Maske fallen zu lassen. Bei diesem schwierigen Unternehmen baute er auf den zwar argwöhnischen, aber im Innersten beschränkten und wandelbaren Sinn des Königs, auf die Abneigung des Volkes gegen ihn und die steigende Eifersucht der fränkischen Großen gegen die Uebermacht ihrer Könige. Wohl gedacht' er, daß Fredegunde

schwer zu täuschen sein würde, allein er wußte auch, daß ihr Einfluß au ihren Gemahl seit einiger Zeit gesunken war und ihr Rath bei ihm keinen Eingang mehr fand. Zuletzt wie alle Verschwörer, in ähnlichen Lagen und von ähnlichem Charakter, vertraute er auf sein oft bewährtes Glück und seine überlegene Klugheit. — So standen die Dinge als Chilperich an diesem Morgen den Bericht seines Getreuen, der ihm schon am vorigen Abend zugekommen war und seinen Schlaf beunruhigt hatte, zum zweiten Male durchlief; denn er enthielt außer den Anschuldigungen gegen Leudastes auch einen geheimen Wink, vor der Königin Fredegunde auf seiner Hut zu sein.

Der Enkel Klodwigs versank in tiefes Nachsinnen und starrte in den herrlichen Garten hinaus, der eben jetzt in voller Frühlingspracht blühte, als sein Blick auf ein großes Schwert fiel, das neben seinem Lager hing, denn obgleich in vielfacher Beziehung römischer Sitte zugethan, hatte er doch nie dem fränkischen Brauch entsagt, beständig Waffen in seiner Nähe zu haben. Er richtete sich bei dem Anblicke des langen germanischen Schwertes wie von dem belebenden Zuspruche eines Freundes auf. Er zog es aus der Scheide, prüfte seine Schärfe und sprach: „du bist mein unzertrennlicher Gesell, mein ältester Diener und hast mich nie verrathen.“ — Wie sich selbst zurückgegeben, öffnete er die Thüre des Gemaches, stampfte mit dem Fuße auf den klingenden Boden und alsbald trat aus einem nah liegenden Gemach ein römischer Sklave mit einem Tuche vom feinsten gallischen Linnen gewebt und einer silbernen Kanne und Becken herein, in welches der König seine Hände tauchte und dann Lippen, Augen und Schläfe benetzte. Unmittelbar darauf erschien ein fränkischer Ritter und reichte ihm einen goldnen Becher, in welchem Meth, der Morgentrunk seiner Vorfahren, dem der König treu geblieben, schäumte. Er leerte ihn in einem Zuge und sagte zu dem Ritter in fränkischer Sprache und mit rauhem Ton: „Mundschenk, rufe meine Kämmerer, damit sie mich ankleiden, ich gehe heute mit meinem Hofe nach der Kathedrale. Begieb dich dann zur Königin, damit sie bereit sei, mich dahin zu begleiten.“

Fredegunde bewohnte den südlichen Flügel des Pallastes, wie ihr Gemahl den nördlichen, auch sie hatte von ihren Gemächern aus die

Aussicht auf eine der von dem merovingischen Hause errichteten Kirchen, damals St. Peter und Paul, später St. Genoveva und jetzt das Pantheon genannt.* Auch übersah die Königin aus ihren Fenstern die alte Inselstadt mit ihren kleinen Häusern und platten Dächern, an deren westlichem Ende ein ansehnliches, im römischen Style errichtetes Gebäude stand, das früher vom kaiserlichen Präfekten und jetzt vom fränkischen Grafen bewohnt wurde, der aber nicht, wie einst der Römer, auf dem Platze vor demselben, sondern in einem Saale des Innern, zu Gericht saß. Ein Theil dieses Hauses war, wie der Palast der Thermen, dem Gebrauche des königlichen Hofes vorbehalten, sobald Laune oder Bedürfniß es erheischten. Nicht lange vorher hatte hier Childebert, König von Paris, gewohnt und hier war es, wo er und Klotachar, König von Soissons, jener Chilperichs Oheim, dieser sein Vater, die unschuldigen Söhne ihres verstorbenen Bruders, die noch im ersten Knabenalter standen, mit eigener Hand ermordeten, um sich ihrer Länder zu bemächtigen, worüber das Herz ihrer Großmutter, der heiligen Klotilde, Klodwig's Wittwe, brach und sie vor Gram starb. — Erst kaum seit einem Jahrhundert war der christlich gewordene Stamm des Merovingers Herr des alten Galliens geworden und schon hatte er sich, wie einst die Tantaliden unter der Herrschaft der heidnischen Götter, mit tragischen Geschicke befleckt. Die Nachkommen konnten wie ferne schwarze Wolken am Horizonte auf ihn, um ihn, sobald das Gefäß seiner Vergehungen übergeflossen, zu ergreifen und zu vernichten. Denn auf ein Uebermaaß zügelloser Kraft folgen Entartung, Schwäche und Untergang. — Auf beiden Ufern des Flusses lagen viele Landhäuser von römischer Form, von kleinen aber reizenden Gärten umgeben und in der Nähe eines Kirchhofs standen niedrige Hütten, oft auch nur vom Laub gewölbte Kapellen, in welchen fromme Einsiedler, deren Gesänge in stillen Nächten bis zu den Fenstern des Palastes erklangen, für das Volk, das an seinen Gebietern so viel Böses sah, ein Beispiel reiner Sitte und heiliger Entsagung aufstellten. Weiter in das Land hinaus sah die Königin die niedrigen Strohhütten der gallischen Bauern und Hörigen, die sich an den Saum weitschattiger Waldungen lehnten. Der Fluß schimmerte aufwärts und abwärts von zahllosen weißen Segeln, von denen die einen aus Süden

die Ernten des innern Landes, die andern vom Meere her die Schätze fremder Gestade dem Hause des Königs und seinen Edlen zuführten. Fredegunde betrachtete einen Augenblick dies glänzende Schauspiel, das vielleicht einer römischen Kaiserin arm und einförmig erschienen wäre, das aber sie, die Niedriggeborne, die Tochter eines fränkischen Dieners, mit berauschendem Selbstgefühl erfüllen konnte. Die Nachkommen Merowig's hatten, so lange der Geist ihrer Väter in ihnen wohnte, sich nur mit den Töchtern der wie sie von den Göttern und Halbgöttern des Heidenthums abstammenden Heroen, verbunden. Das erste Zeichen der Ausartung gab Chilperich, als er Fredegunde, ihrer seltenen Schönheit und ihres feinen aber auf das Böse gerichteten Sinnes wegen, zu seiner Gemahlin erhob. Auch gefiel der stolze Geist, der in ihrem niedrigen Geblüte wallte, der verwandten Stimmung des Königs und ihr flammendes Wesen ergriff sein ohnedies schon glühendes Herz.

Fredegunde hatte einen Augenblick das Bild des Friedens und der Ruhe, das sich zu ihren Füßen ausbreitete, sich selbst und ihre Lage vergessend, mit Vergnügen betrachtet, denn ihr Gemüth war heute in heftiger Bewegung. Sie hatte durch ihre Kundschafter den Abend vorher erfahren, daß Leudastes in Paris sei, um sich vor ihr zu rechtfertigen und erklärt habe, ihr von Neuem, sobald sie ihn mit dem Könige versöhnen wolle, seine eifrigsten Dienste zu widmen. Sie hatte in der stillen Betrachtung der Nacht lang geschwankt, ob sie ihm auch diesmal noch vergeben und ihn zu einem Werkzeuge gegen ihren Gemahl aufsparen solle, dessen sie sich bei schicklicher Gelegenheit zu entledigen, und dann selbst die Zügel des Reiches und die Vormundschaft über ihren unmündigen Sohn zu übernehmen, fest entschlossen war. Zu ihrem eigenen Glücke aber gewann ihr verletzter Stolz und Schmerz über die vielen von Leudastes erfahrnen Täuschungen die Oberhand, denn so große Gewalt sie sonst über den König besessen, so hatte sich diese seit lange vermindert und wenn sie diesmal den Verräther in Schutz zu nehmen versucht gewesen, so hätte Chilperich unfehlbar beide im Einverständniß geglaubt und sie vielleicht zu gleicher Zeit seinem Zorn, oder vielmehr seiner Furcht, geopfert. Dieses dem kühnen Manne sonst unbekannte Gefühl bemächtigte sich jetzt zuweilen seines Gemüthes in der Nähe seiner Frau, beson-

ders grade dann, wenn er den Ausdruck ihrer zarten Züge und den Ton ihrer sanften Stimme mit ihrem ungezähmten Geiste und dem zu Freveln jeder Art fähigen Sinne verglich, dessen Trug und Wildheit er zu ahnen anfing, obgleich er ihn auch dann selbst nicht vollkommen durchdrang, als sie ihn mit Nachstellungen aus der Nähe und Ferne, die endlich einige Jahre nachher seinen Tod verursachten, umgab. Fredegunde wußte nichts von dem Berichte des treuen Herzogs über die neuen Ränke des Grafen von Tours, die sie allein zu kennen glaubte, sonst hätte ihr durchdringender Verstand keinen Augenblick geschwankt, ihn aufzuopfern. So aber zogen manche Gedanken durch ihre Seele, die ihr den Verräther zu retten riethen. Sie erinnerte sich der großen Dienste, die er ihr einst erwiesen, wie nützlich dieser geschickte und kühne Mann, wenn sie ihn zu gewinnen vermöchte, ihr noch werden könne, wie allein, von Jedermann gefürchtet und gemieden sie dastehe, wie der König selbst sich immer mehr von ihr entferne, aber das Gefühl der Rache, die ihr natürlichste Stimmung, gab endlich bei diesen abwägenden und schwankenden Betrachtungen den Ausschlag und entschied gegen den ehemaligen Günstling. Mit einer heftigen Bewegung öffnete sie die Thüre ihres Gemaches und befahl dem fränkischen Ritter, der sich zur Aufwartung in ihrem Vorzimmer befand, den ersten ihrer Edelknechte zu rufen. Zufällig ging sie an einem großen silbernen Spiegel vorbei, der einst unter römischer Beute gefunden, vielleicht die Züge einer Kaiserin im Pallaste auf dem palatinischen Hügel zurückgestrahlt hatte. Aber gewiß hatte nie der Schein eines schönern Antlitzes und einer edlern Gestalt die kalte Fläche des Metalls als in diesem Augenblicke belebt. Der Spiegel sonst trauernd über sein leeres Dasein, funkelte auf einmal wie vor Freude über diesen flüchtigen Besitz, als fühl' er, welch' reizendes Gut ihm vertrauet, als wünsch' er es für immer fest zu halten. Fredegunde hatte, obgleich der Tugend und Milde der Frauen vergessend, nicht das weibliche Gefühl des Gefallens an ihrer eigenen Schönheit verlernt. Sie war für den festlichen Gang nach der Kirche von ihren fränkischen und römischen Dienerinnen schon früh in ihren königlichen Staat gekleidet worden und glänzte von Edelsteinen, Gold und Seide, wie eine Erscheinung aus Licht und Duft gewoben. Sie betrachtete sich mit sichtbarer Freude als

Digitized by Google

plötzlich die Thüre sich öffnete und ein junger Mensch zwischen siebenzehn und neunzehn Jahren, von heller Farbe und hohem Wuchs, rasch herein- trat und die Königin mit einem Blick begrüßte, in welchem ein erfahre- ner Zuschauer unschlüssig gewesen wäre, mehr Ehrfurcht oder mehr Ver- traulichkeit zu unterscheiden. Die Würde und Anmuth der ritterlichen Sitten, die der besten Zeit des Mittelalters einen so glänzenden Schein verliehen, daß, obgleich später in ein falsches und leeres Spiel ausartend sich einzelne Strahlen davon bis auf diese Stunde erhalten haben, herrschte schon in den Gewohnheiten der damaligen Menschen. Der junge Franke nahte sich seiner Gebieterin bis auf wenige Schritte, senkte dann aber sein Haupt tiefer als es ein Römer gethan haben würde, denn zwischen der wegwerfenden, die Persönlichkeit vernichtenden Sitte des Niederfallens der Orientalen und dem anscheinend freien und stolzen Gebrauche der Römer, führten die Franken eine feine Mitte ein, die noch heute in Europa gilt. „Sywald, mein Getreuer," sprach Fredegunde ihm näher tretend, „ich habe dich immer für meinen besten Freund gehalten und es hängt heute von dir ab, mir zu beweisen, daß ich mich nicht geirrt habe." Der Edelknecht antwortete nur durch einen kühnen Blick und legte die Hand an sein Schwert. „Ich bin überzeugt," fuhr Fredegunde fort, „daß du Theil an deiner Königin und Freundin nimmst, denn du weißt, daß sie nicht undankbar ist, aber ich fürchte, daß der Beweis der Freundschaft, den ich von dir verlange, dir zu gefährlich dünken könnte." Eine dunkle Röthe überzog bei diesen Worten Sywalds jugendliches Antlitz und seine von Natur sanften Züge nahmen auf der Stelle den Ausdruck einer heftigen Ungeduld an. Er zog den Dolch, den er neben seinem Schwerte trug, zur Hälfte und rief lebhaft: „Gebieterin, ich bin allerdings noch jung und habe keine Gelegenheit gehabt, mich vor unsern Feinden zu zeigen, aber ich bin aus einem Hause, das der König, euer Gemahl, wohl kennt und das nicht wenig für das seine gethan" — „es handelt sich hier weder," rief Fredegunde rasch einfallend, „um meinen Kö- nig und Gemahl, noch um deine Tapferkeit, an der Niemand zweifelt, es handelt sich um deine Treue für Fredegunde." — „Stellt mich auf jede Probe, die ihr wollt!" rief der junge Franke und er richtete sich bei diesen Worten so entschieden empor, daß Fredegunde ihn mit noch festerm

Vertrauen und noch innigerer Neigung als gewöhnlich betrachtete. „Ihr seid meine Gebieterin," fuhr er fort, „und ich erkenne keine andern Gesetze, als die ich von euch empfange." — „Sywald," sprach die Königin mit steigender Bewegung, „das Schicksal deiner Freundin steht auf dem Spiel. Du kennst Leudastes, den Grafen von Tours — o der Falsche, dem ich mich so lange vertrauet, er hat viele unsrer Großen gegen den König und mich aufgewiegelt, gegen ihn als einen Tyrannen, der sie ihrer hergebrachten Rechte berauben und sie an das Sklavenvolk der Römer verrathen will, und gegen mich als die, welche unserm Herrn diese Rathschläge einflößt. Sie denken mich zu tödten oder in ein Kloster zu sperren" — „beim Schwerte meines Vaters!" — „Ruhig, Sywald," fuhr Fredegunde fort, „er hat dem Könige, unserm Herrn, durch seine Unterhändler kund gethan, und du weißt, mein Gemahl liebt mich nicht mehr — daß du mir werther seiest als ein bloßer Diener" — — der Edelknecht senkte bei dieser Erwähnung, wie eine junge Maid, mit Erröthen sein blitzendes Auge, denn er liebte seine Gebieterin wahrhaft — „und du begreifst, der Verräther darf nicht länger leben." — „Wenn er zu erreichen ist, so werde ich den als meinen Feind ansehen, der mir diese Beute entreißt." — „Er ist in der Nähe, einige hundert Schritte von uns, in seinem Hause, dort über dem Wasser. Sein falsches Herz hat ihm den Gedanken eingegeben, mich durch Bitten und Versprechungen zu entwaffnen, um mich später desto sicherer zu verderben. Vielleicht erscheint er heute in der Kirche, es ist der Tag seines Patrons — vielleicht will er das versammelte Volk überreden, daß er mit uns ausgesöhnt sei — aber er darf, um keinen Preis, die Gunst des Königs wieder gewinnen — er besitzt so manches Geheimniß und könnte mich verderben — er muß also fallen!" „Wie und wo?" rief der junge Franke. „In seinem eigenen Hause, wenn er darinnen bleibt, und in der Kirche, wenn er sich in sie begiebt," fuhr die Königin fort. „Unmöglich, unmöglich! außer der Kirche, wie und wenn ihr wollt! Ich wäre ja ewig verloren, wenn ich im Angesichte des lebendigen Gottes und neben den Gebeinen der Heiligen sein Blut vergösse!" — Eine plötzliche Blässe überzog die Züge des Jünglings, denn dieser Widerstand gegen die Wünsche seiner von ihm heißgeliebten Gebieterin kostete seinem Herzen einen schweren Kampf.

aber die Drohungen der Kirche traten vor seine Seele und seine sonst ungezähmte Sinnesart beugte sich vor jedem sichtbaren Zeichen des Christenthums mit zitternder Scheu. — „Wohlan," rief Fredegunde, „nicht in der Kirche, du hast recht, das Volk, Franken und Römer, uns so schon abgeneigt, könnte es übel aufnehmen — aber außer der Kirche, höre wohl!" — „Nieder mit dem Verräther„, rief der Edelknecht, sich jetzt selbst wieder ganz zurückgegeben, mit brausender Ungeduld, „Gebieterin, euer Wille wird geschehen, so wahr ich euch angehöre!" „Ich glaube dir Sywald, dein Lohn wird nicht säumen — horch! ich höre das große Horn, das erklingt, wenn der König naht — er darf dich hier nicht allein mit mir finden. Lebe wohl und bleibe treu!"

Chilperich trat, einige Augenblicke nach dieser Unterredung, allein in das Gemach der Königin, denn die Ritter, die ihn begleitet, waren im Vorsaale stehen geblieben und sein übriges Gefolge hatte sich unten vor dem Pallaste geordnet, um sogleich bei seinem Erscheinen den Zug nach der Kathedrale zu eröffnen. Fredegunde trat ihrem Gemahl einige Schritte entgegen und neigte sich tief vor ihm, während er ihre Begrüßung stumm und kalt erwiederte. Er blieb dann einen Augenblick sie betrachtend stehen und der Eindruck ihrer glänzenden Schönheit schien sich seines Herzens zu bemächtigen. Die Morgensonne trat eben jetzt in das Gemach und ihre Strahlen mit der Krone, den kostbaren Steinen, dem silbernen Schleier und dem grünen Gewande der Königin spielend, hüllten ihre Gestalt in einen schimmernden Nebel ein, wie eine bunte Wolke, die ein Gestirn umgiebt. Sie war groß und in Gang und Bewegung den Frauen ihres Volkes ähnlich, aber der Ausdruck ihrer Augen und Züge war von besondrer Natur und man fand Niemand, den man ihr vergleichen konnte. Ihr dunkles Haar umschattete ein Antlitz bleich wie der Mond in einer reinen aber kalten Winternacht, sonderbar abstechend von dem dunkeln Feuer ihrer Lippen, die als wären sie unmittelbar von der Gluth angehaucht, die das Herz dieser Frau erfüllte, von ungewöhnlicher Röthe brannten. Der König verbarg seine innre Bewegung, diese verschwand aber bald als seine Augen denen Fredegunden's begegneten, denn in dem scheuen und düstern Glanze ihrer Blicke, von jener beständigen Unruhe erfüllt, die dem Auge der Raubvögel eigen ist, begann er

ihren innern Sinn zu ahnen. Der Königin erkünstelte Demuth gegen ihren Gemahl und dessen reizbares aber unstätes Gemüth ließ diesen Eindruck zu keiner festen Stimmung werden, er entstand und erlosch immer wieder. „Ich bin erfreuet,“ sprach Chilperich in fränkischer Sprache, (denn obgleich die Fürsten des merowingischen Hauses, so wie alle Edlen, die am Hofe lebten, eben so vollkommen lateinisch, wie die Gallo-Römer selbst verstanden, so sprachen sie doch unter einander gewöhnlich das Idiom ihrer Väter, das sie von den Nachkommen der Besiegten unterschied, die es selten erlernten,) „daß ihr bereit seid, mich zu begleiten. Aber ich habe euch noch eine wichtige Nachricht mitzutheilen — Leudastes ist in seinem Hause angekommen, um in unsrer Nähe unsre Getreuen zu verführen, und steht im geheimen Bunde mit den benachbarten Sachsen und Thüringern, die sich mit großer Macht zu einem Einfalle in unser Land rüsten. Was meint ihr das ich thun soll?“ — „Tod dem Verräther!“ rief Fredegunde, mit flammendem Blick, „soll er für ewig unsre Tage vergiften?“ — „So denke auch ich, Fredegunde, aber es überrascht mich, daß eure Meinung in diesem Falle mit der meinigen übereinstimmt, denn mir schien es oft, als setztet ihr viel Vertrauen in meinen Feind.“ „Er hatte früher eurem Hause große Dienste erwiesen, und ich glaubte Dankbarkeit müsse die erste Tugend der Könige sein.“ — „Vielleicht auch der Königinnen, Fredegunde,“ versetzte Chilperich mit ruhigem aber festem Ton. „Ich verstehe euren Sinn, Herr, ihr habt mich aus der Niedrigkeit erhoben und ich hoffte mit eurer Gnade auch eure Liebe zu gewinnen. Ich habe diese entweder nie besessen oder bald verloren und wäre ich nicht die Mutter eures Sohnes, so würde ich euch gern von den Banden befreien, die euch so drückend erscheinen.“ — „Fredegunde,“ rief der König mit mehr Schmerz als Zorn, „ihr vergeßt, um welchen Preis ich euch erkauft, welche Bande ich zerriß, um die unsrigen zu knüpfen. Von mehren Kindern, die ihr mir gabt, lebt nur eines und auch dieses siecht — Galswintha's Schatten verfolgt mich und wird nicht rasten bis er ihren Tod an mir gerächt hat. Chilperich ließ sein Haupt sinken, und seine Augen starrten zu Boden, denn er war, obwohl von gewaltsamer und stürmischer Gemüthsart, doch nicht im Bösen verhärtet, und er gedachte an das gewaltsame Ende seiner frühern Gemahlin, der Toch-

ter des Königs der Westgothen, das er selbst verursachte, um sich mit Fredegunden zu verbinden. „Herr, laßt die Verstorbenen ruhen," erwiderte diese mit bebendem Ton, „ruft ihre Schatten nicht herauf!" — „Ihr habt recht," sprach Chilperich, der wohl tiefer aber keiner dauernden Eindrücke fähig war, „die Gegenwart hat ihre Rechte und drängt uns jetzt mehr als je. Ich denke in diesem Augenblicke daran, wie ich mich des Verräthers Leudastes am sichersten bemächtigen könnte, denn einmal zählt er viele Anhänger, und dann möchte ich ihn, um manches Geständniß von ihm zu erpressen, lebendig ergreifen, denn er besitzt, ich zweifle nicht daran, Geheimnisse, von denen meine Ruhe, vielleicht mein Leben abhängen." — Fredegunde senkte bei dieser Bemerkung ihren scheuen Blick und sprach mit erzwungener Fassung: „Ihr werdet wohl thun, Herr; keine Gnade für den Treulosen!"

Der König und die Königin schritten jetzt langsam die prachtvolle römische Treppe ihres Pallastes unter Vortritt der im Vorsaale wartenden Ritter nach dem Thore herab, wo ihr Gefolge ihrer harrte. Die Fürsten aus dem Stamme Merowig's hatten, bei feierlichen Gelegenheiten, den Schmuck und die Kleidung der römischen Kaiser angenommen und Weniges nur in ihrer Erscheinung, wie ihr langes Haar, das Schwert, das sie statt des römischen Dolches trugen, die Krone statt des alten Lorbeerkranzes, deutete auf ihren fremden Ursprung, sonst sah man den Purpurmantel, den fein gearbeiteten silbernen Harnisch, die reich verzierten Sandalen, nichts kündigte in ihrem Anzuge die Tracht des eigentlichen Mittelalters an, aus Allem leuchtete vielmehr die Neigung hervor, die Herren des alten Palatiums oder vielmehr des modernen Byzanz nachzuahmen; denn Konstantinopel und der byzantinische Hof war jetzt das Muster für die Moden, und soweit die durchaus verschiedene Sinnes- und Lebensweise es erlaubte, auch für die Sitten der auf den Trümmern des römischen Reiches errichteten germanischen Höfe geworden. Die Nachkommen Klodwigs zeigten sich überhaupt prachtliebender und römisch gesinnter als nachmals die Karolinger gethan. Chilperich und Fredegunde bestiegen, so wie ihr gesammtes Gefolge, edle, reich verzierte Rosse. Ihre Umgebung aber, ihre erlesenen Söldner und Edelknechte vor, ihre Hofdiener und Beamten hinter ihnen, bestand nur

aus Männern, denn die römische Sitte, die es vornehmen Frauen, den Gemahlinnen und Schwestern der Könige ausgenommen, nicht leicht erlaubte, sich dem Volke öffentlich zu zeigen, war von ihnen angenommen worden. Die Menge schöner Pferde, die man in diesem Zuge sah, erregte großes Aufsehen und galt für ein Zeichen außerordentlichen Reichthums, denn nur die Vornehmsten besaßen derer, die fränkischen Krieger dienten, wie damals noch alle Germanen, im Gegensatze zum spätern Mittelalter zu Fuß, und hatten auf diese Weise alle ihre Schlachten geschlagen. Die Straße, die mit Sand und Blumen bestreut, von dem Pallaste der Thermen nach der Kathedrale führte, ging über die südliche der beiden Brücken, welche die Inselstadt mit dem Lande verbanden, die kleine Brücke, damals Pons minor, heute Petit pont, genannt. Fränkische Krieger, nach alter Art mit Beilen bewaffnet und von trotzigem Ansehn, bildeten auf beiden Seiten ein Spalier und hielten die hinter ihnen unruhig wogende Menge ab, sich dem langsam feierlich einher schreitenden Zuge zu nahen. Unter den Zuschauern sah man Franken, Thüringer, Sachsen, jeden in der seinem Volke eigenthümlichen Kleidung und leicht zu erkennen. Ihr hoher Wuchs, ihr blondes Ansehn und enge Tracht bildete einen lebhaften Abstich zu den kürzern und gedrungenern Gestalten der Gallo-Römer, zu ihrem dunkeln Haar und weitem Gewande, denn nicht nur römische Sitte, sondern auch römisches Blut hatte sich in der alten celtischen Bevölkerung Lutetias, deren Väter sich einst so muthig gegen die Römer geschlagen, verbreitet und ihr Ansehn fast verwandelt. Die meisten unter den Zuschauern deutschen Ursprungs trugen einen Dolch oder ein Beil am Gürtel, unter den Abkömmlingen der alten Einwohner erschien fast Niemand bewaffnet. Aber kein Zuruf erscholl, Alles blieb still in der Menge, denn Chilperich und Fredegunde wurden weder von Franken noch Römern geliebt. Lange hatte das Volk den König an den Freveln, die sein Haus befleckten, für unschuldig gehalten, als aber eines seiner Kinder, aus früherer Ehe nach dem andern verschwand, als viele seiner Freunde durch Meuchelmörder fielen, die gefangen, unter den Martern, Fredegunde als Anstifterin ihrer Verbrechen bekannten, da trug sich der Schrecken und der Haß, den sie einflößte, auch auf ihn über.

Man sah auf dem Wege viele Sklaven mit geschornem Haupt und

in kurzen Kleidern, doch weniger als einst unter römischer Herrschaft, Geistliche, die in einiger Entfernung stehen blieben, ebenfalls mit geschornen Haaren, aber von den Sklaven durch ihre lange Kleidung unterschieden, viel weniger Frauen als Männer und zwar nur aus den niedrigsten Volksklassen. Hier und da erschien ein Celte, aus dem benachbarten Armorika, in seiner bunten Tracht, einen Wurfspieß in der Hand und sein Ansehn erschien da fremdartig, wo einst vor der römischen Eroberung alle Welt ihm geglichen hatte.

Die Lutetia der Römer, die damals noch stand, hatte wie alle antiken Städte, mit dem alten Paris des Mittelalters, wie man noch heute in einzelnen Theilen der Stadt ein Bild von ihm bekommt, nicht die mindeste Aehnlichkeit. Als gegen das Ende der karolingischen Herrschaft die gänzliche Unsicherheit des platten Landes, die immer mehr zunehmenden Fehden der Lehnsträger und Vasallen unter einander oder gegen ihre Nachbarn, so viel Volk als möglich in die wenigen befestigten Städte zusammentrieb, veränderte sich das Ansehn derselben von Grund aus. Lutetia war von den Normännern verbrannt worden und erstand im zehnten Jahrhundert aus ihrer Asche als eine neue Stadt, sogar mit einer großentheils erneuerten Bevölkerung wieder. Die Straßen unter der römischen Herrschaft waren breit, statt eng und finster, wie sie nachmals wurden, die Häuser klein, niedrig, breit, jedes um einen kleinen reinlichen Hof gebauet, statt der hohen, schmalen, tiefen Gebäude des Mittelalters, alle darauf berechnet, so viele Bewohner als möglich zu fassen und diese im Nothfalle selbst zu vertheidigen. Die Bewohner Lutetia's, die nicht in den Straßen Platz fanden, sahen von den platten Dächern ihrer Häuser dem Zuge ihres Königs zu, denn obwohl diese Bauart des häufigen Regens und Schnees wegen, in diesem Klima keineswegs zweckmäßig war, so hatte das Beispiel der Römer die Celten zur Nachahmung gereizt und in den Städten Galliens sah man nur Häuser nach römischer Art gebauet, obgleich die Dörfer nach wie vor aus spitzigen und runden Strohhütten bestanden.

Chilperich und Fredegunde hatten während des Zuges selten einen flüchtigen Blick auf das versammelte Volk geworfen, beider Gemüth war

von Sorgen und Ahnungen beschwert, nur die Königin, die fühlte, wie sehr man ihr abgeneigt war, warf von Zeit zu Zeit einen Blick kalter und stolzer Verachtung von ihrem hohen Zelter auf die Menge herab. Besonders wurde sie von den aus den Dörfern zusammen gelaufenen Landleuten und Hirten mit Furcht und Abneigung betrachtet, denn, auf den großen, dem königlichen Hause in der Nähe von Paris gehörigen Gütern, hatte sie sich jederzeit hart und willkührlich bewiesen und oft schon durch ihre bloße Gegenwart Schrecken verbreitet. Das Heidenthum, sein Aberglaube, seine Gebräuche und Traditionen waren damals und noch lange nachher unter den Einwohnern Galliens keinesweg erloschen. Viele unter diesen verglichen bei Fredegunden's Anblick, je nachdem sie von Celten oder Germanen stammten, diese drohende aber glänzende Gestalt mit Bildern und Erinnerungen aus dem Kultus ihrer Väter. „Der König ist ein schöner Mann," sagte ein lateinischer Bürger von Lutetia, „er hat das Ansehn des alten Kriegsgottes, aber die Königin an seiner Seite sieht einer der Furien ähnlich, und der Scepter, den sie in ihrer rechten Hand hält, ist eine Fackel, mit der sie die Welt in Brand stecken möchte." — „Siehst du dort, Fredegunde, die von der Niedrigkeit der Tochter eines armen Knechts zu solcher Hoheit gelangt ist?" sprach ein edler aber armer Franke zu seinem Knaben. „Wie kalt und drohend sie die Menge überschaut — denkt man nicht bei ihrem Anblicke, ohne es zu wollen, an die alten Walkyren, von denen du gehört hast, die zur Zeit unsrer Väter, in der Luft, über den Heeren, wenn diese zum Kampfe einander gegenüber standen, schwebten. In der Mitte dieser geflügelten Jungfrauen fuhr auf einer düstern Wolke der Tod einher. Die Walkyren zeigten ihm die, welche er treffen sollte, entflammten seine natürliche Mordlust durch ihren wilden Zuruf noch höher an und versprachen ihm dann zum Lohn für seine Arbeit eine Liebesnacht im Zaubergarten auf dem Monde." — „Sie sieht in ihrem Schleier und dem blaßgrünen Kleide wie eine der Wasserfrauen aus, welche die Kinder, die bei den Brunnen Blumen suchen, an den Rand locken und dann mit ihnen in der Tiefe verschwinden," antwortete der Knabe. — In der That sah Fredegunde an diesem Morgen so schön und schrecklich als Diana aus, da sie die Töchter der Niobe tödtete. —

Der Zug langte auf dem weiten jetzt aber leeren Marktplatze an, unter dessen im Viereck gebaueten Arkaden, die aber während des Gottesdienstes geschlossen waren, großentheils fremde Kaufleute ihre Waaren auszustellen pflegten. Von diesem Platze aus trat man in den Vorhof der Kathedrale, die weder groß noch reich verziert, denn die Merowinger hatten nichts für dieselbe gethan, um ihrer vielen Reliquien willen vom Volke sehr besucht wurde. Der Bischof erwartete mit seiner Geistlichkeit das königliche Paar am Eingange des Tempels und die Gesänge der Priester schallten ihm schon von Weitem entgegen.

Chilperich und Fredegunde hatten ehe sie sich anschickten, die Messe vor dem Hauptaltare zu hören, sich in eine der nah liegenden Kapellen begeben, um die Reliquien der Märtyrer, die zur Zeit der Verfolgung in Lutetia die Predigt des Glaubens mit ihrem Blute besiegelten, zu verehren, als auf einmal unter dem Volke in der Nähe eine lebhafte Bewegung entstand und ein Mann, der durch eine der Seitenthüren hereingetreten, plötzlich dem Könige mit den Worten zu Füßen stürzte: „Erhabener Herr, neige dein Antlitz wieder in Huld auf deinen unglücklichen Diener, den seine Neider und Feinde bei dir verläumdet haben!" Es war Leudastes, der ehemalige Graf von Tours, der den Augenblick ersehen hatte, wo der König und die Königin sich dem Schutze der Heiligen empfahlen, um sich ihnen zu nahen und ihr Herz zu erweichen. Er war noch jung, sein gebräuntes Ansehen, sein mittler aber kräftiger Wuchs, bewiesen deutlich seine römische Abstammung und ungeachtet seiner verzweifelten Lage und der demüthigen Stellung, die er in diesem Augenblicke einnahm, lag auf seinen regelmäßigen und einnehmenden Zügen der Ausdruck von List und Kühnheit, Eigenschaften, die durch das Selbstvertrauen, das sie ihm einflößten, einst sein Glück, jetzt aber seinen Fall verursacht hatten. Er war nach fränkischer Sitte bewaffnet, reich gekleidet und trug die Zeichen des hohen Amtes, das er früher bekleidet hatte. Der König, in diesem Augenblicke den Gedanken an sein Heil hingegeben und von den Erinnerungen seiner großen Verschuldungen gebeugt, erschien einen Augenblick von Leudastes Anblick gerührt, doch wandte er sein Haupt ab und erwiederte kein Wort. Leudastes, reichliche Thränen vergießend, näherte sich der Königin, ihre Knie umfassend,

indem er mit leiser aber ausdrucksvoller Stimme zu ihr die Worte sprach: „ich will in eurem Dienste leben und sterben, schenkt mir eure Gnade wieder.“ Sie erwiederte ihm: „Stört nicht unsre fromme Andacht, befleckt nicht diesen heiligen Ort durch eure Gegenwart! Könnt ihr euch vor uns rechtfertigen, so versucht es zu einer schicklichern Zeit und an einem gelegnern Orte!“ — Fredegunde, obgleich fest entschlossen, ihn ihrer Rache zu opfern, sagte ihm diese letzten Worte, die ihm einen Schein von Hoffnung ließen, nur um ihn aus der Kirche zu entfernen, und ihn zu verhindern, vielleicht durch längeres Flehen den Sinn des Königs zu erweichen. Auch wußte sie wohl, daß das Volk und selbst viele der Edlen im Stillen seine Parthei nahmen, denn Leudastes als Graf von Tours und im Besitze der königlichen Gunst, allgemein verhaßt, war jetzt wieder, seitdem man wußte, daß er von dem Könige und besonders der Königin verfolgt werde, in der Meinung der Menge gestiegen.

Leudastes, dessen großer Fehler, ungeachtet seiner List und Feinheit, eine allzu große Zuversicht auf sein Glück war, das ihn aus so tiefer Niedrigkeit einst hoch erhoben und ungeachtet mancher Launen nie ganz hatte sinken lassen, erblickte in den letzten Worten der Königin eine Hoffnung auf mögliche Aussöhnung, und vergaß, er der sonst Fredegunden so wohl kannte, seiner mehrfachen Verschuldungen gegen sie und ihres harten Sinnes. Hätte er die Flamme des Zorns, die in ihren Augen aufloderte, als sie ihn zu ihren Füßen liegen sah, gewahr werden können, ihre Worte und wären sie die Milde und Huld selbst gewesen, hätten ihn zur schleunigsten Flucht getrieben, denn die Königin hatte wohl die Wahl ihrer Rede und den Ton ihrer Stimme in ihrer Gewalt, aber die Ausbrüche zärtlicher Leidenschaft gegen Sywald, ihren Liebling, abgerechnet, malte sich ihr wildes Herz in dem kalten Scheine ihrer bleichen Züge und sprach aus dem scheuen Blicke ihrer flammenden Augen.

Leudastes, von der vorangegangenen Scene heftig bewegt, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, ein Zustand in welchem auch die stärksten Naturen oft schwach erscheinen, wandelte in unerklärbarer Selbstverblendung, einige Augenblicke auf dem Markte vor der Kirche umher, als wolle er im Genusse des herrlichen Morgens seinen gepreßten Busen erleichtern. Kaum hatte er aber die heiligen Mauern verlassen, so

wandte sich Fredegunde mit sanfter Miene zu ihrem Edelknecht um, der hinter ihrem Sessel stand und keinen Blick von ihr verwandte und sagte leise: „Sywald, mein Feind darf lebendig nicht die Stadt verlassen!“ — Der Jüngling erwiederte lächelnd einige Worte, um die Zuschauer nicht ahnen zu lassen, welcher Auftrag ihm geworden, gab dem einen seiner Gefährten, der sich neben ihm befand, einen Wink und beide verließen langsam und mit ruhiger Miene die Kirche, als gingen sie einen jener unbedeutenden Befehle auszuführen, wie ihn Fürstinnen ihren Pagen zu geben pflegen. Leudastes hatte sich endlich entschlossen, in sein Haus zurückzukehren, als die beiden Edelknechte der Königin von zwei Seiten mit gezogenen Schwertern rasch auf ihn zueilend, ihm den Weg nach der großen Brücke, heute pont au change, genannt, zu versperren suchten. Wenige Augenblicke freier Besinnung hatten ihn überzeugt, welcher Täuschung er sich über den Sinn von Fredegunden's letzten Worten hingegeben und wie nur schleunige Flucht ihn retten könne. Er war entschlossen noch an diesem Morgen ein Pferd zu besteigen und sich zu einem seiner mächtigen Freunde zu begeben, der im Stande war, ihm eine Zeit lang zu schützen und dann zu den Feinden des Königs nach Thüringen zu entfliehen. Als er die beiden jungen Leute auf sich zueilen sah, begriff er sogleich ihre Absicht und stellte sich, um nicht auf der Brücke selbst angegriffen zu werden, an einen Pfeiler des Eingangs, fest entschlossen zu sterben oder sich seiner Gegner zu entledigen. Leudastes glich in keiner Beziehung der Menge seiner Landsleute, sondern war einer jener Gallo-Römer, in welchen Armuth und Niedrigkeit mit dem Bewußtsein großer Fähigkeit verbunden, alle Anlagen erhöht und vorübergehende Anwandlungen menschlicher Schwäche ausgenommen, einen unbeugsam trotzigen Sinn hervorgerufen hatten. In ihm war die rasche Thatkraft der alten Celten mit der nachhaltigen eisernen Energie der Römer, wieder aufgelebt. Auch war er, wie die Geschichte jener Zeit beweist, nicht die einzige Erscheinung solcher Art unter den Söhnen des alten Galliens. Die wilde Kraft und der gewaltsame Sinn der Franken hatten unter vielen von ihnen die halberloschenen Funken ihres Willens und Geistes wieder angefacht, aber die Masse des Volkes war feig und stumpf geworden und die Kraft Einzelner unter ihnen änderte ihren

Zustand nicht, da diese jedesmal ihre Reihen verließen und in die der Eroberer übertraten. — Sywald nahte sich ihm mit hochgeschwungenem Schwert, seine Liebe zu Fredegunden ließ ihn die überlegene Stärke und Erfahrung seines Gegners vergessen. Ebbo, sein Gefährte, hatte seinem ungestümen Laufe nicht folgen können und war einige Schritte hinter ihm zurückgeblieben. „Verräther, du mußt sterben," rief der Liebling der Königin, „ich habe niemals leiden können, daß deines Gleichen zu hohen Würden gelangen, die uns gehören." Mit diesen Worten stürzte er sich wüthend auf seinen Feind. Dieser von Zorn und Verzweiflung getrieben, einen Schritt von dem Pfeiler dicht an das abschüssige Ufer vortretend, erwartete seinen unbesonnenen Gegner, stieß ihm mit der rechten seinen Dolch bis zum Griff in die Brust und schleuderte ihn drauf mit der linken in den Fluß hinab. „Fahre wohl, verwegner Gesell," rief er ihm in fränkischer Sprache höhnisch nach, „könnte ich deine Buhle dir nachschicken!" — Aber in diesem Augenblick hatte ihm Ebbo, der andre Edelknecht der Königin, von weniger hitziger aber gedrungener Kraft, den Rückweg nach der Brücke verrannt und indem sie mit einander fochten und der junge Franke schon zu unterliegen schien, kam Ambert, der Graf, den Chilperich über Paris gesetzt, Leudastes persönlicher Feind, und der Königin Geschöpf, mit mehren Bewaffneten herbei und der Gallo-Römer wurde nach einem verzweifelten Kampfe und aus mehren Wunden blutend, gebunden in das Gefängniß des Schlosses am gegenüberliegenden Ende der Insel geschleppt. „Ihr rühmt euch ritterlicher Sitte und behauptet, daß nur der Kampf unter Gleichen erlaubt sei," sagte er zu dem Grafen des Königs, als er im Gefängnisse aus einer Ohnmacht erwachte, die ihm der Blutverlust zugezogen, „aber ihr habt mich durch drei eurer bewaffneten Knechte überwältigen lassen und selbst mit ihnen Hand angelegt — warum ließt ihr mich nicht mit meinem Gegner allein oder kämpftet statt seiner gegen mich — ihr seid ein feiger und ehrloser Mann!" Ambert, obwohl in der Ausübung seines Amtes an Gewalt vor Recht gewöhnt, fühlte jedoch, wie wahr dieser Vorwurf sei und wie verletzend er besonders aus dem Munde eines Gallo-Römers gegen einen Franken klinge — und schwieg, ließ aber, einem geheimen Befehle des Königs gemäß, der ihm, für jeden Fall, schon am Morgen zugekom-

men, den ehemaligen Grafen von Tours, den einst so mächtigen Günstling seiner Gebieter, in das zu heimlichen Hinrichtungen bestimmte Gewölbe des Pallastes der Grafen von Paris hinabsenken. Einige Stunden nachher ward sein entseelter Körper, nach einer von den Römern her entlehnten Sitte, dem Volke zum schreckenden Beispiel, vor das Thor des Gefängnisses geworfen, denn noch damals und lange nachher ward der Leichnam eines Römers oder Franken, selbst seiner Kleider und aller besondern Kennzeichen beraubt, von Jedermann erkannt und Niemand täuschte sich über den Volksstamm, zu dem der Todte gehört hatte.

Die Einwohner Lutetia's waren um diese Stunde in den Kirchen, die wenigen Häuser, die sich in der Nähe der Brücke befanden, hatten, nach antiker Sitte, keine Fenster nach der Straße zu, fast Niemand war Zuschauer dieses Kampfes und seines Ausganges gewesen und der König und die Königin kehrten in ihren Pallast zurück, ohne von dem, was vorgefallen, unterrichtet zu sein. Vielleicht befanden sich einige Sklaven oder Männer aus den untersten Volksklassen mit irgend einer Arbeit am Ufer des Flusses beschäftigt und hätten von diesem tragischen Vorfalle dem königlichen Paare Kunde geben können, allein keiner würde es so leicht gewagt haben, denn der Schrecken, besonders vor Fredegunden, war so groß, daß sich ihr Niemand freiwillig nahte, da sie zuweilen selbst ihren Dienern, ja sogar ihren Kundschaftern gefährlich wurde, sobald die Nachrichten, die sie mitzutheilen hatten, ihr Mißfallen erregten. Chilperich war allerdings viel weniger gefürchtet, aber das Volk glaubte ihn, obgleich dies nicht mehr der Fall war, noch unter seiner Gemahlin unbedingtem Einflusse. Ebbo, der andre Edelknecht der Königin, war von Leudastes so übel zugerichtet worden, daß er im Pallaste des königlichen Grafen zurückbleiben mußte und Fredegunde, die auf die Treue und Tapferkeit dieser beiden Diener fest vertrauete, glaubte, daß sie ihren Feind vielleicht bis in sein Haus oder noch weiter verfolgt hätten, oder daß sonst irgend ein zufälliger Umstand ihre Rückkehr verzögre.

Sobald der feierliche Gottesdienst beendigt war und der königliche Zug sich entfernt hatte, begann der Marktplatz in der Nähe der Kathedrale sich mit Einheimischen und Fremden zu beleben. Die Kaufleute und Wechsler eröffneten ihre Gewölbe, stellten ihre Waaren aus und Ausru-

Google

ser durchzogen die Straßen und riefen, Käufer anzulocken, die neuen Gegenstände des Vergnügens oder Bedürfnisses aus, die auf den in der Nacht und am Morgen angekommenen Schiffen herbeigeführt worden. Denn Lutetia, obgleich eine kleine Stadt, war der Sitz eines großen Königs und eines zahlreichen Hofes. Bei den fast ununterbrochenen auswärtigen Kriegen unter den einzelnen germanischen Stämmen, bei dem, aller festen Grundsätze ermangelnden politischen Leben jener Völker, wo Bündnisse eben so schnell zerrissen als leicht geschlossen wurden, bei dem bewegten und unbestimmten Dasein jener Zeit, wo die Traditionen, Gesetze und Gebräuche Roms sich in jedem Augenblick mit denen der Eroberer bunt und wunderlich durchkreuzten, langten unaufhörlich Gesandte aus allen Gegenden am Hofe des mächtigen Chilperich an, um seinen Beistand oder seine Vermittlung zu suchen, Vortheile von ihm zu erlangen oder ihm deren anzubieten, denn der fränkische Stamm war der mächtigste und geehrteste und sein König wurde wie das Haupt der großen in sich zwar oft so uneinigen, aber doch in beständiger Berührung stehenden, auf den Trümmern des römischen Reichs errichteten germanischen Conföderation, angesehen. Die Gesandten der Fürsten der Angeln, Friesen, Thüringer, Baiern, Longobarden, Westgothen drängten sich auf der Schwelle des königlichen Pallastes der Thermen und wurden in den Straßen von Lutetia gesehen. Unaufhörlich langten Edle aus fernen Gegenden mit zahlreichen Gefolgschaften, dem Könige Chilperich ihre Dienste zu bieten, oder um Niederlassungen in seinen weiten und verheerten Landen nachzusuchen, an. Aus seinem eigenen Reiche war ein beständiges Zuströmen solcher die Hülfe suchten, sich über seine Herzöge und Grafen beschwerten, um Aemter baten oder ihm Kundschaft über seine öffentlichen und heimlichen Feinde brachten. Die aus den alten Gefolgschaften hervorgegangenen Vasallen und Beamten des Königs, deren Vorfahren einst dem großen Klodwig Gallien erobern halfen, fingen schon damals an, das Volk zu drücken. Abgeordnete von Städten, zuweilen selbst Landleute und Hirten kamen zu dem Könige, um bei seinem obersten Gericht für erlittene Verletzung Recht zu suchen, denn schon war die alte germanische Freiheit, wo jeder sich selbst beschützte, in der Ungleichheit des Besitzes und Glückes, wenige Generationen nach

der Erobrung untergegangen und noch war das Lehnswesen nicht entstanden, wo die Klagen der Schwachen und Niedrigen unter dem Drucke der Hohen und Starken verstummten. Die Macht der alten Volksversammlungen in den deutschen Wäldern war einen Augenblick auf die Person und den Hof des Königs übergegangen, und das Gefühl der Freiheit in den niedrigen Klassen, besonders des eroberten Volkes, noch keineswegs so erloschen, daß sie die Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten seiner Beamten, ohne Murren, ertragen hätten. Schon lagen Grafen und Aebte, Bischöfe und Herzöge häufig unter einander in Streit und man sah täglich hohe und niedre Geistliche, ihre Gerechtsame zu vertheidigen oder neue Begünstigungen zu erlangen, in Chilperich's königlicher Gegenwart erscheinen. Die meisten dieser Ankömmlinge wohnten, während der Zeit ihrer Anwesenheit, unter Zelten, in der Nähe des Pallastes der Thermen oder auf den Wiesen am Flusse, nur wenige von ihnen die Angesehensten oder Beliebtesten, erhielten ein Gemach innerhalb der königlichen Mauern, denn Wirthshäuser gab es nicht und sowohl die alte römische als germanische Gastfreiheit war, bei dem Wechsel aller Verhältnisse und der Auflösung beider Gesellschaften, untergegangen. Diese Alle kamen nach Lutetia mit Sklaven, Vasallen, Freunden, und kauften sowohl ihre täglichen Bedürfnisse als die Geschenke, die sie ihren Freunden oder Beschützern zu verehren dachten, auf dem für die kleine Stadt reich versehenen Marktplatze, auf dem sich deshalb zu jeder Stunde des Tages eine geschäftig wechselnde Menge auf das Mannichfachste und Lebendigste bewegte. Kaufleute aus entlegenen Ländern, bis aus Syrien, viele Juden, die sich unter der römischen Herrschaft im ganzen Abendlande verbreitet hatten, boten hier die Erzeugnisse aller Himmelsstriche dar. Linnen, weiß wie Schnee im Norden Galliens gewebt, Seide und Sammt aus Konstantinopel, reich verzierte Waffen in Hispanien verfertigt, feines kostbar vergoldetes Leder zur Bekleidung aus Südgallien, lag in bunter und lockender Fülle aufgehäuft. Nicht weit davon am Ufer des Flusses befanden sich große Keller zur Aufbewahrung einheimischen und ausländischen Rebengewächses und oberhalb der Stadt, wandelten, auf üppigen Wiesen in Hürden eingepfercht, Heerden stattlicher Rinder, deren Art unter der römischen Herrschaft sehr veredelt

Digitized by Google

worden, vollvließige Schaafe, herrliche Rosse, an denen einst das alte Gallien so reich war und große schnelle brittanische Jagdhunde — dies Alles und vieles Andre noch ward um des Hofes und der reichen Fremden willen, in großer Menge gehegt. Der kirchliche Festtag und das herrliche Wetter hatten eine große Menge Landleute der Umgegend, die für den Nachmittag angekündigten Spiele im Amphitheater, die der König, in Nachahmung der alten Cäsaren ein Freund dieses Vergnügens, hier und in Soissons, wo er früher geherrscht, wiederhergestellt hatte, viele wohlhabende Einwohner der benachbarten Städte herbeigelockt, denn die römischen Straßen, die später ganz zu Grunde gingen, waren damals noch wohl erhalten und die Verbindung zwischen den einzelnen Orten noch fast eben so leicht als einst unter der römischen Herrschaft. Dieses Theater, damals Arena genannt, lag auf dem östlichen Abhange des Mons locutitius, der Erhöhung, wo jetzt das Pantheon steht, in der Nähe der heutigen Straße St. Victor. Die Kämpfe der Gladiatoren, gegen reißende Thiere oder unter einander selbst, hatten im römischen Reiche noch lange nachdem das Christenthum herrschend geworden, sich erhalten, sie waren aber allmählig den Bemühungen der gegen sie eifernden Geistlichkeit gewichen. Eines Tages, im Anfange des sechsten Jahrhunderts, hatte sich ein griechischer Mönch, kurz vor dem Augenblicke in den Circus maximus in Rom hinabgestürzt, als die Kämpfe der Gladiatoren gegen mauritanische Löwen und hyrkanische Tiger beginnen sollten und erklärt, daß er daselbst bleiben wolle, sobald dieses blutdürstige und unchristliche Schauspiel nicht aufgehoben würde. Von diesem Augenblicke an hatte sich die Kirche dagegen erklärt und es war ihr gelungen dasselbe überall abzuschaffen. Die deutschen Eroberer, nicht nur wie die Römer an Krieg gegen auswärtige Feinde, sondern auch an innern Streit, an unaufhörliche Fehden und Zweikämpfe gewöhnt, bedurften nicht dieser künstlichen Erregung des Blutdurstes, und obgleich in Augenblicken des Zorns- und Rachegefühls zu Gewaltsamkeiten jeder Art geneigt, lag in ihrer Sinnesweise kein Hang zu einer systematischen und kaltblütigen Grausamkeit, wie in dem der Römer, und sie zeigten keine Neigung jene abscheulichen Spiele wieder aufleben zu lassen.

Während die städtische Bevölkerung Lutetia's und die Fremden den

Spielen in der Arena zusahen, belustigte sich das Landvolk in den Dörfern und Gehölzen um die Stadt auf eine Weise, die ebenfalls an die verschwundne Zeit des Alterthums erinnerte, aber von der Geistlichkeit noch viel strafbarer gefunden wurde und in der That auch offenbar an den Aberglauben des Heidenthums erinnerte. Junge Leute aus dem Stande der Pächter und Hirten liefen, vom Gürtel an entblößt, über und über mit Blumen bedeckt, unter muthwilligen und unzüchtigen Bewegungen auf Wiesen und Wegen umher, bald die Salier an den Luperkalien, bald die Priester der Cybele an den Festen der großen Mutter der Götter nachahmend; Frauen, jüngere und ältere, aus derselben Klasse, eilten, ebenfalls bekränzt, Tambourins in der Hand, von einem Hause zum andern, kleine irdene oder hölzerne bemalte Götterbilder im Arm tragend und wiederholten in klagenden Lauten entweder die Trauer der Venus um den Tod des Adonis, die Verzweiflung der Ceres über die verlorne Proserpina, oder stellten mit wildem Geschrei die Wuth der Bacchantinnen gegen den thracischen Orpheus dar. Beide begriffen nicht was sie thaten und sangen; es war dies nichts als eine Ueberlieferung aus den Zeiten der Väter, in einem einförmigen und eng begrenzten Dasein, zumal da dieselbe Sprache und Sitte im Ganzen geblieben, leicht bewahrt, den Johannisfeuern, dem Todtensonntage und so vielen andern aus dem Heidenthume stammenden Traditionen, die sich noch in manchen Gegenden des Nordens erhalten, vergleichbar, aber anstößiger und der Sittlichkeit gefährlicher, da sich die besondern Gebrechen und Laster der antiken Welt, ungeachtet der christlichen Bekehrung, in dem latinisirten Volke der gallischen Celten fortgepflanzt hatten. Diese Frauen trugen, wie alle aus dem gallo-römischen Stamme in den niedern Ständen, die Kleidung der Römerinnen aus derselben Klasse, aber ohne das römische Oberkleid, welches sie an ihren Arbeiten und Verrichtungen gehindert haben würde. Die armen und niedriggebornen Frauen unter dem erobernden Volke hatten im Innern Galliens ebenfalls diese Tracht angenommen, die vornehmen beider Nationen ahmten dagegen schon seit langer Zeit die Kleidung der Frauen des byzantinischen Hofes nach, aus welcher, von der der antiken Römerinnen wesentlich verschieden, die weibliche Kleidung des Mittelalters und mit geringer Abweichung, die der

Digitized by Google

neuern Zeiten, entstanden ist. Nur die Kopfbedeckung der Frauen in den höhern Ständen hat sich seit ungefähr hundert und zwanzig Jahren durchaus verändert. Die Hüte der heutigen Frauen gleichen eher dem Helme der Minerva als dem kron- und pyramidenartigen Hauben des Mittelalters, die dem Orient entlehnt waren. Die antike Frauenkleidung welche, den Bewegungen ohne Zweifel mehr Freiheit und Anmuth gewährte, die Natur aber zu sehr walten ließ, war dem idealisirenden Einflusse des Christenthums gewichen, welches überhaupt wie die äußere Stellung, so auch die innere Stimmung und Sitte der Frauen, noch mehr als die der Männer verwandelt hat.

Der Abend war unterdessen herangekommen, ein blaugrauer Duft lag über der Stadt und dem Flusse und rings am Himmel glänzte, wie so oft noch heute, ein blaßgoldner Streifen, der den am Horizont sich wellenartig erhebenden Boden mit den sich senkenden Wolken sanft und lieblich verband. Die Bürger Lutetia's zogen sich nach römischer Sitte in ihre Häuser zurück, in vertraulichen Gesprächen über die Genüsse und Neuigkeiten des vergangenen Tages und bereiteten die Geschäfte und Arbeiten des kommenden Morgens vor. Allmählig wurde Alles still, die häuslichen Lampen erloschen, die Familie verließ den Heerd des Vorsaales, in welchem sie nach römischer Weise den Abend zubrachte, als im Pallaste des Königs sich alle Kerzen entzündeten und die Freuden des Abends und das nächtliche Mahl begann. Obgleich die merowingischen Fürsten, in Vielem den Sitten und Gebräuchen der besiegten Gallo-Römer gefolgt waren, so hatten sie dennoch die Weise ihrer Väter, den Tag künstlich auszudehnen und den Abend den Freuden der Tafel, des brausenden vielstimmigen Gespräches oder dem heitern Spiele italischer Künstler, die schon Klodwig geliebt und sich solche von Theodorich, dem Könige von Italien erbeten hatte, den melancholischen Klängen galischer Harfenspieler und dem wilden aber erhabenen, Mark und Bein erschütternden Gesange nordischer Barden zu widmen, niemals aufgegeben, sobald nicht Krieg oder dringende Geschäfte sie einen Augenblick davon abgehalten hatten.

Chilperich und Fredegunde waren heute, gegen ihre Gewohnheit, nicht im Amphitheater erschienen, denn viele Gesandte benachbarter Völ-

ker und Fürsten, Bischöfe, Grafen, Abgeordnete von Städten, Boten und Kundschafter aus allen Theilen dieses unruhigen Reiches hatten die Zeit von der Rückkehr aus der Kirche bis zum Abend in Anspruch genommen und die Nachricht von Leudastes und Sywalds Tode war noch nicht bis zu ihnen gedrungen. Der Graf von Paris hätte sich ohne Zweifel sehr beeilt, die Kunde vom Ende des erstern seiner königlichen Herrschaft mitzutheilen, da aber die vom Verluste des schönen und treuen Edelknechtes, dessen Bedeutung für die Königin er, dem nichts entging, wohl ahnte, davon unzertrennlich war, so zögerte er mit ihr, da er Fredegunden kannte, so lange als möglich, wozu ihm die Gegenwart so vieler Fremden am Hofe, die seinen Gebietern keinen Augenblick frei gelassen, die mit seinem Amte verbundene Gegenwart bei den Spielen des Amphitheaters, so wie seine Geschäfte am Abend selbst, eine willkommne Gelegenheit boten. Dem Grafen des Königs lag nicht nur die Pflicht ob die gewaltthätigen Neigungen der Franken und den unruhigen Sinn der Gallier bei solchen Gelegenheiten zu bewachen, sondern er mußte bei einbrechender Nacht die Mauern von Lutetia, die Söldner, die sie bewachten, die Umgebungen des königlichen Pallastes und Alles was zu dessen Sicherheit gehörte, mit eigenen Augen mustern und dem Könige jeden Abend darüber Bericht erstatten. Die merowingischen Fürsten hatten alle diese halb militärischen, halb politischen Gebräuche der Römer wohl begriffen und sie zu ihrer eigenen Sicherheit und ihrem eigenen Vortheile anwenden gelernt.

Wenige Augenblicke vor dem Beginn des abendlichen Festes, zu welchem heute ungewöhnlich viel Gäste geladen, ertheilte Chilperich dem Grafen Ambert in einem besondern Gemache ein geheimes Gehör, und vernahm von ihm außer vielen andern Nachrichten auch die von Leudastes und Sywalds Tode. Der König war über beide Ereignisse, obwohl er seine Bewegungen verbarg, hoch erfreut, denn das Ende des Grafen von Tours befreite ihn von einem kühnen und listigen Feinde, dessen Leben ihm mit seiner Ruhe unverträglich erschien und in Sywald hatte er, dem es nicht an natürlichem Scharfsinne gebrach, längst den Liebling der Königin geahnt. Gleichwohl hatte er ihn weder gehaßt noch verfolgt, denn nach Art der Männer war er gegen seine Gemahlin, je mehr

seine Liebe zu ihr sich minderte, um so nachsichtiger geworden und in seinem stolzen Sinne hielt er den jungen Edelknecht zu klein und unbedeutend für seine Rache. Aber da seit einiger Zeit ein Gefühl der Bitterkeit, das allmählig immer tiefer wurzelte, in seinem Innersten sich gegen Fredegunde zu regen begann, so erfreuete ihn der Tod ihres Günstlings, und besonders, daß er durch die Hand dessen gefallen, den die Königin so lang beschützt und gehalten hatte, denn er begriff den doppelten Schmerz, der daraus für sie erwachsen würde. „Ich bin mit dir zufrieden, Ambert," sagte er zu seinem Grafen, „aber hat der Verräther Leudastes vor seinem Ende nichts von seiner Verbindung mit meinen Feinden und den Planen der Sachsen und Thüringer ausgesagt, die er selbst entworfen?" — „Nichts, Herr," antwortete der Graf von Paris. „Ich wollte ihn der Folter unterwerfen, um seinen Trotz zu brechen, aber er starb ehe sie angewandt werden konnte. Nur dem Volke zum Schrecken hat man dem Leichname, ehe man ihn vor das Thor des Gefängnisses warf, einen Strick um den Hals gelegt, denn Leudastes ist an den im Kampfe empfangenen Wunden alsbald verschieden." Ambert, der noch Vieles was zur Sicherheit der Stadt und des königlichen Pallastes gehörte, zu besorgen hatte, trat ab und der König begab sich nach dem großen Saale, in welchem sein Hof und seine Gäste ihn erwarteten.

Chilperich und Fredegunde erschienen am Abend in eben so reichem, obwohl verändertem, Schmucke als am Morgen und mit allen Zeichen ihrer königlichen Würde geschmückt. Die Beamten des Pallastes, die Kämmerer, Mundschenken, Stallmeister und andre Diener hielten sich in der Nähe des Königs, ihre germanische Gesinnung erschien aber in byzantinischem Kleide, denn ihr Verhältniß zu ihrem Herrn, aus den Wäldern Deutschlands in die Ebenen des römischen Nordgalliens übergetragen, bewegte sich unter Namen und Formen, die Konstantin der Große, der zum ersten Male den Despotismus der alten Kaiser von dem demokratischen Gewande befreit, das er bis dahin nie ganz abzulegen gewagt, im Gefühle, daß der altrömische Geist zu seiner Zeit gänzlich erstorben, geschaffen hatte. Die Tafeln prangten von den herrlichsten und kostbarsten Gefäßen und Aufsätzen, die einst Römer, Burgunder und Westgothen besessen und gebraucht und die mit der Herrschaft zugleich

Eigenthum der Franken geworden. Die Anordnungen und Gebräuche bei diesem Fest waren durchaus gemischter Natur, denn wenn die bei Weitem größte Zahl der dabei erschienenen Herzöge, Grafen und Herren germanischer Abkunft war, so fand die gegenseitige Mittheilung dennoch größtentheils in lateinischer Sprache statt. Es geschah dies keineswegs aus Rücksicht auf die nicht unbedeutende Zahl der geladenen Großen, gallo-römischen Stammes, sondern vielmehr aus einem dunkeln Gefühle der Ueberlegenheit der römischen Bildung, dem fast alle ausgewanderten Germanen erlagen, besonders da die Erziehung der Vornehmen in Allem, was nicht den Krieg und das Waffenhandwerk betraf, von Priestern lateinischer Herkunft, geleitet wurde.

Rechts von dem Könige saß seine Gemahlin, aber außer der Schwester eines angel-sächsischen Königs, der vor seinem Bruder, der ihn vom Throne gestoßen, entflohen und der Wittwe eines wegen seiner Freundschaft für den fränkischen König vertriebenen langobardischen Fürsten war keine andre Frau bei dem Feste anwesend, es herrschte in dieser Beziehung unter den Merowingern eine von dem spätern Rittergeiste vollkommen verschiedene Sitte. Der Einfluß römischer Formen, obwohl keineswegs römischer Gesinnung, waltete unter ihnen bei feierlichen Gelegenheiten vor. Chilperich war ungemein heiter, denn Leudastes Tod erschien ihm als ein für ihn sehr wünschenswerthes Ereigniß und auch des jugendlichen Sywald tragisches Ende mißfiel ihm nicht, denn obgleich er keine wahre Zuneigung mehr für Fredegunden empfand, so war er doch immer noch ihr Gemahl. Als die Becher römischer Form, von herrlicher Arbeit und die germanischen Stierhörner über und über vergoldet und mit kostbaren Steinen besetzt, vom flüssig gewordenen Gewächs aller Zonen glühend, von Hand zu Hand gingen, neigte er sich gegen seine mäßige und stolze Gemahlin und sagte ihr mit leisem Ton: „Ihr werdet Euch mit mir freuen, daß Leudastes, unser gemeinschaftlicher Feind, dessen Untergang ihr so lebhaft wünschtet, nicht mehr lebt, aber ich betrübe mich mit euch, daß auch Sywald, — euer Edelknecht — dabei seinen Tod gefunden hat." — Von der funkelnden Krone, die Fredegunde auf ihrem reichen dunkeln Haare trug, hing ein blaßgrüner, mit goldnen Bienen gestickter Schleier auf die Schultern hinab, der ihr Ant-

litz auf beiden Seiten halb verhüllte. Als sie diese unerwartete Nachricht empfing, stockte das Blut einen Augenblick in ihrem Herzen und ihre Augen wurden trübe, aber sie erfaßte sich sogleich selbst und erwiderte mit kaltem Ton: „Ich hatte Ursach mit meinem Edelknecht zufrieden zu sein, gleichwohl bedaure ich sein Ende nicht, wenn es dazu beigetragen hat euch von eurem gefährlichsten Feinde zu befreien.“ Ihr Busen erhob sich bei diesen Worten und ihr Haupt erzitterte von einer krampfhaften Bewegung, gleichwohl verrieth der Ton ihrer Stimme keinen innern Schmerz. Ihr von Natur kühner Geist, ihre niedrige Geburt und nachmalige Erhebung, hatten ihr Herz gestählt und sie befand sich nach dem Verluste, den sie erfahren, in jener außerordentlichen Stimmung starker Seelen, wo sie nichts mehr hoffen und nichts mehr fürchten.

Chilperich erwähnte, entweder weil er überhaupt leicht vergaß und die Freude über Alles liebte oder aus welchem Grunde es auch sei, der Ereignisse dieses Tages mit keinem Worte mehr und Fredegunde hörte mit scheinbarem Wohlgefallen der Unterhaltung des angelsächsischen Flüchtlings zu, der, obgleich weder schön noch jung, im Rufe großer Tapferkeit und aufrichtiger Treue stand, was ihm in diesem Kreise, der letztere Tugend keineswegs immer wirklich ausübte, aber doch der Meinung nach in großen Ehren hielt, eine hohe Stelle angewiesen hatte. Auf ein gegebenes Zeichen traten drei Sänger, ein Italier, ein Gale und ein Franke in den Saal und wurden von der Versammlung in der Jeder, je nach dem Volke, zu dem er gehörte, in ihnen einen Dolmetscher seiner innern Empfindungen und Bewahrer seiner eigenen Erinnerungen sah, mit rauschendem Beifall empfangen.

Florianus, der erste von ihnen, ein geborner Bürger von Placentia, nahte mit edlem und festem Anstande, wie er den entarteten Erben des alten Römerthums, selbst noch in den letzten Zeiten eigen war, dem erlauchten Kreise, und besang in lateinischer Sprache, mit wohllautender Stimme, die Großthaten der alten Römer und den Neid des Schicksals, der ihr erhabenes Dasein zerstört hatte. Er vermied hierbei, mit südlicher Schlauheit, so sorgfältig den fränkischen Eroberern und Herren Ursache zur Unzufriedenheit zu geben, daß ihm allgemeines Lob zu Theil

ward, denn er behauptete in seinem Gesange, daß der Held, der aus der Vereinigung des Meergottes mit der Ahnfrau der Merowinger hervorgegangen, in einem reinern Element erzeugt sei als der, welcher einst von einer Wölfin genährt worden. — Moran, der galische Citherspieler, trat hervor und sein blondes Haar, sein helles Ansehn, sein mehr schlanker als kräftiger Wuchs ließen ihn den Franken ähnlicher als den Römern erscheinen, obgleich er sich zu letztern mehr als zu erstern hingezogen fühlte. Der Italier hatte mit mehr Kunst als Gefühl gesungen, er besang mit mehr Gefühl als Kunst die Eroberung Britanniens durch die sächsischen Seeräuber und den langen Widerstand des tapfern Vortiger gegen Hengist und Horsa's Uebermacht und endigte mit dem Wunsche, daß der Rabe, in welchen Arthur sich nach seinem Tode verwandelt, mit dem Delphin, von welchem Chilperich stamme, in steter Eintracht leben möge. — Auch sein Gesang, den er in fränkischer Sprache, da die seines Volkes der Mehrzahl der Versammlung unbekannt war, vorgetragen, ward von dieser mit lebhafter Theilnahme vernommen. — Zuletzt nahte sich Ingald, der obwohl von fränkischer Herkunft, seine Kunst unter den Skalden erlernt hatte. Er war ein Greis mit silberweißem Haar und Bart, von edler Geburt und der nach dem Verluste seiner Tochter, mit deren Kinde, einem Mädchen von dreizehn Jahren, im ganzen Norden umhergezogen und überall, wo es germanische Höfe und Schlösser gab, die Macht der heidnischen Götter und den Heldenmuth der fränkischen und sächsischen Könige, die von ihnen stammten, gepriesen hatte. Er trug eine Harfe, die mehr dem Instrumente, das wir heute so nennen, als der des Galen ähnlich sah, welche der römischen Cithara glich, und seine Enkeltochter begann den Gesang vom Kampfe Hothars um Nanna's Liebe und dem Tode Balder's des Guten. Ihre Stimme durchdrang den weiten Saal und die fränkischen, langobardischen und sächsischen Gäste mit diesen Namen und Sagen, obwohl auf dem fremden Boden nur noch selten vernommen, gleichwohl vertraut, schenkten dem Gesange des Kindes ein sinnendes Gehör. Plötzlich fiel der Greis lebhaft ein und begann das Lied von Balder's Wiedergeburt und seiner Rückkehr nach Walhalla, nachdem er den Männern das Gesetz der Tapferkeit und den Frauen das der Liebe gegeben, und wie er einst auf einer Wandrung durch die nor-

dischen Meere von dem Seegotte geleitet worden, dem das Haus der Merowinger sein Dasein verdankte. „Das Geschlecht des Mars verwelkte,“ sang er mit erhöhtem Ausdruck, „wie Gras und Blumen, die von der Erde stammen, aber das des Delphins wird nimmer vergehen, denn das Meer, von dem es geboren, ist ewig wie der Himmel, — nur die Erde, die in der Mitte zwischen beiden liegt, ist sterblich. Was auch kommen mag,“ rief er mit Begeistrung am Schlusse, „das Schicksal hat die Herrschaft der Welt den Söhnen der Rhea genommen, und denen der Freia für immer verliehen.“ —

Die anwesenden Herren germanischer Abkunft erhoben sich bei diesen Worten mit stürmischem Beifall, legten die Hand an ihre Waffen und riefen: „Die Erde gehört uns mit Recht und der Himmel aus Gnade!“ „Es lebe Ingald, der Skalde!“ tönte es von allen Seiten. Selbst in den fränkischen Knechten des Königs, die in den Thüren des Saales und den Vorgemächern standen, loderte die großherzige Erinnerung ihrer Väter auf. — Chilperich nahm die goldene Kette, die er auf der Brust trug und reichte sie dem Sänger und selbst Fredegunde, obwohl böser aber hochherziger Gesinnung, fühlte sich von dem Ruhme ihres Volkes begeistert. Sie zog, ihr eigenes Leid vergessend, die Enkeltochter des Skalden in ihre Nähe und senkte ihre Lippen auf den kaum entschlossenen Mund des Kindes, so wie ein Strahl der mittäglichen Sonne auf eine Lilie glüht, die erst am Morgen erblüht, am Abend schon verwelken soll.

Die großmüthige und ritterliche Sitte, die schon damals, obwohl unter vom Mittelalter verschiedenen Formen, die Herzen der Edlen belebte, begnügte sich nicht mit dem Beifall, den sie ihrem eigenen Stolze und ihren vaterländischen Erinnerungen schenkten, sie trugen ihn auch auf die über, die ihnen sonst fremd, dazu beigetragen hatten, den Glanz dieses Festes zu erhöhen. Die Wittwe des langobardischen Fürsten nahm ein kostbares Armband, das sie trug, und legte es wie eine Krone auf Florianus, des römischen Sängers Haupt, als wolle sie in ihm den Ruhm seiner Väter ehren und die Schwester des sächsischen Königs zog einen blitzenden Ring von ihrem Finger, reichte ihm den galischen Barden und sagte ihm lächelnd: „Singe heute nicht mehr von Vortiger, dem

edeln Fürsten deines Volkes, ich bedauerte sonst, daß ihn Horsa, mein Ahnherr, überwand." —

Die Kerzen des Festes begannen erst lange nach Mitternacht zu erlöschen und für den Augenblick wenigstens hatte die Macht der Freude, der Schönheit und des Gesanges, die sonst getrennten Herzen der Germanen, Römer und Celten verschmolzen. Selbst Chilperich vergaß in diesen rauschenden Stunden, die dann und wann in ihm aufdämmernde Ahnung, daß Fredegundens arge Gesinnung wie eine Walkyre über ihm schwebe und daß der Dämon des Todes von ihr gereizt und mit ihr verschworen, die dem Könige vom Schicksale noch vergönnten Tage ungedulbig zu zählen anfange. Er hatte die Freude seiner Gäste durch seine Theilnahme erhöht und zog sich alles Uebrige vergessend, vom Wiederscheine der Kerzen und dem Nachhalle der Musik begleitet, mit großer Heiterkeit in seine Gemächer zurück. Nur die Königin sah im Traume der Nacht die blutende Gestalt ihres Lieblings von den tönenden Wogen des Flusses in das Grab des Oceans getrieben. Sie stand, ehe sie zur Ruhe ging, lang am Fenster ihres Pallastes, das nach der Stätte seines frühen Todes hinwies. Ihr sonst im Bösen verhärteter Sinn zerfloß einen Augenblick vor Schmerz über den Verlust eines für sie unersetzlichen Gutes und sie erkannte in der Einsamkeit dieser finstern sternlosen Nacht ein Bild ihres eigenen Herzens.

III.

Dr. Karl Follen.

Mit Benutzung von noch ungedruckten Briefen desselben aus Amerika in die Heimath.

Von

Karl Buchner.

Erster Artikel.

Im Februar 1840 drang eine furchtbare Kunde von New-York herüber nach Europa. Das Dampfboot Lexington, von New-York nach Boston bestimmt, war am 13. Januar Abends auf offner See in Flammen gerathen und zu Grunde gegangen. Nur drei Männer hatten das Glück nach 15stündigen Kämpfen mit dem heftig bewegten Meere, von einer Stockporter Schaluppe aufgefangen zu werden, und zumeist einem von ihren Passagieren, dem Capitain Chester Hilliards, verdankt man die Kenntniß der Einzelheiten des schrecklichen Ereignisses.

Das Dampfboot Lexington hatte am 13. Januar 1840, Nachmittags 3 Uhr, im Hafen zu New-York die Anker gelichtet. Seine Mannschaft bestand aus 29 Mann; dabei hatte es weit über 70 Passagiere und eine Menge Baumwollballen an Bord. Etwa halb 7 Uhr Abends hörte man den Ruf: Feuer! Die Passagiere stürzten aufs Verdeck, wo die Flamme schon aus dem Holzwerke am Schornstein herausleckte. Eine ungeheure Angst und Bestürzung ergriff Alle. Das Schiff befand sich gerade im Long-Island-Sunde (d. h. in jener langen Meeresbucht, welche von der Küste des Staats Connecticut und dem nördlichen Gestade der langen Insel — Long-Island — umschlossen wird), und man

suchte, es nach der Küste zu lenken. Gleichzeitig ließen die Passagiere zwei Boote ins Meer hinab. In jedes sprangen etwa 20 Menschen; das war zu viel, da die See hoch ging, die Wellen schlugen hinein, und beide versanken. Ein drittes Boot wurde ausgesetzt; es hatte kein anderes Schicksal. Unterdessen beeilten sich andere, die in Brand gerathenen auf dem Verdeck liegenden Baumwollenballen über Bord zu werfen. Etwa ein Dutzend davon waren ins Wasser gewälzt, und schon glaubte man, es sei noch Rettung möglich, als plötzlich die Maschine aufhörte, zu arbeiten, und das Schiff nur noch langsam, blos von den Wellen getrieben, sich weiter bewegte. Bald hatte die Flamme alles Takelwerk zerstört. Zum größten Unglücke stand die Löschmaschine in einem Winkel, vor welchem viele Dutzende von Baumwollenballen lagen; man konnte also dem Feuer nichts anhaben, und der Qualm wurde bald so dick, die Hitze so furchtbar, daß jeder Gedanke an Löschen aufgegeben werden mußte. Alle drängten sich am Bugspriet oder am Steuerrade zusammen, und sahen mit Entsetzen einem gräßlichen Tode durch Feuer, Kälte oder Wasser entgegen.

Unter den Passagieren befanden sich mehrere Frauen und Kinder, und die Verzweiflungsscenen an Bord waren über alle Beschreibung gräßlich und herzzerreißend. Da das Feuer in der Mitte des Schiffs ausgebrochen war, so konnten die am Bugspriet Befindlichen mit denen auf dem Hintertheile nicht verkehren, und es war den Mitgliedern derselben Familie selbst der Trost versagt, sich ein letztes Lebewohl zu sagen und Arm in Arm den Tod im Feuer oder im Wasser zu sterben. Der erwähnte Capitän Chester Hilliards hatte sich, als das Schiff beinahe bis zum Wasserspiegel niedergebrannt und die Hitze nicht mehr zu ertragen war, ins Meer geworfen und sich an einen Baumwollenballen geklammert, an dem er, bis an den Hals im Wasser beständig schwimmend, bis zu seiner Rettung im Meer umhergetrieben ward. Der Lexington versank übrigens erst um 3 Uhr in der Nacht.

Als die Nachricht hiervon einige Tage später in New-York eintraf, verbreitete sich der allgemeinste Schmerz, und nur eine Stimme des Unwillens und der Entrüstung wurde darüber laut, daß die Eigenthümer des Schiffs dasselbe noch hatten in See gehen lassen, obgleich es von

Sachverständigen untersucht und als untauglich zu fernerem Dienste schon vor mehreren Monaten erklärt worden war. Ja, am 10. Januar, kurz vorher, ehe es in den Hafen von New-York einlief, war es schon einmal in Brand gerathen und die Passagiere hielten sich bereits für verloren. Demungeachtet schickte drei Tage nachher die Gesellschaft, welcher es gehört, das nothdürftig ausgebesserte Fahrzeug wieder in See, bei stürmischer Witterung, mit vielleicht 100 Passagieren, übervoller Ladung, ungeübter Mannschaft und schlechtem Takelwerk.

Viele New-Yorker Kaufleute schlossen zum Zeichen der Trauer ihre Gewölbe und Läden. Dabei wurde eine öffentliche Versammlung angesagt, die in Erwägung ziehen solle, welche Schritte gegen jene gewissenlosen Schiffseigenthümer zu ergreifen seien, um sie zur Verantwortung zu ziehen. Auch hatte man schon eine Art Genugthuung darin gefunden, daß der Capitain des Dampfboots, Childs, und der Bruder eines der Direktoren, Phalps, bei dem Brande ebenfalls verunglückt waren.

Hätten sie doch nur als die einzigen Opfer ihren Leichtsinn und ihre Habsucht gebüßt! Aber die Andern! Aengstlich schlug man in den Registern der Gesellschaft die Namen der zur See Gegangenen nach. Welche Resultate! Zwei Schiffscapitäne, welche vor einigen Tagen von einer Fahrt um das Cap Horn zurückgekehrt waren, und nun in die Arme ihrer Frauen und Kinder eilen wollten, waren gleichfalls von den Wellen verschlungen worden. Ebenso der berühmteste Komiker der amerikanischen Freistaaten, Finn. Auch die Namen mehrerer Deutschen fand man in den Verzeichnissen der Verunglückten. Unter ihnen den Dr. Karl Follen. — —

Karl Follen, ein Sohn des nachmaligen Großh. Hessischen Landrichters und Hofraths C. C. Follenius, war am 3. Sept. 1795 zu Romrod, einem Städtchen in der Großh. Hessischen Provinz Oberhessen, wohin seine Mutter, bei Annäherung der Franzosen, von Gießen aus geflüchtet war, geboren. Nach beendigten Gymnasialstudien zu Gießen hatte er sich daselbst anfänglich der Theologie, dann den Rechtswissenschaften gewidmet, 1814 im hessischen freiwilligen Jägercorps den Feldzug gegen Frankreich mitgemacht, hierauf seine Studien in Gießen fortgesetzt, und 1818, nach glänzender Vertheidigung seiner Thesen, die

Würde eines Doctors der Rechte sich erworben. Als Mitschöpfer der neuen Burschenordnung, des sogenannten Ehrenspiegels, und überhaupt eines sittlicheren und vaterländischeren Burschenlebens, war Follen schon als Student mit den academischen Behörden Gießens in mancherlei Conflikte gekommen. Kaum als Privatdocent daselbst habilitirt, drohte ihn förmliche politische Untersuchung, und er ging nun nach Jena, wo er Studien und Vorlesungen fortsetzte. Die Untersuchung, welche sich an Kotzebue's Ermordung durch Sand knüpfte, griff auch nach Karl Follen, der in Jena mit Sand befreundet war, hin, und machte eine Confrontation zwischen Follen und Sand nöthig, die im Herbste 1819 in Mannheim Statt fand. Sand hatte nämlich in Bezug auf ein Paket mit Briefen bei seinen Vernehmungen in Mannheim ausgesagt gehabt, daß er es am Abend vor seiner Abreise von Jena seinem Freunde A. gegeben; A. war jedoch dieses Umstandes nicht geständig, vielmehr beschwor er schriftlich Sand, ihn nicht unglücklich zu machen und die Wahrheit zu sagen. Hierauf nannte Sand den Karl Follen als Empfänger. Aber auch Follen stellte es in Abrede; zuerst bestimmt, dann endlich mehr so, daß er sich dessen nicht erinnern könne. Einen ähnlichen Gang hatten die Aussagen Sand's und der beiden Andern in Bezug auf einiges Geld genommen, was Sand vor seiner Abreise von Jena erhalten. Beide Punkte blieben dunkel. In einer sonstigen Weise wurde Follen in der Sand'schen Untersuchungssache nicht genannt.

Follen ging nun von Jena nach Coblenz, dann nach Frankreich. Hier lebte er theils in Paris, theils in Straßburg, wo er vorzugsweise mit dem Studium und der Aufsuchung römischer Alterthümer sich beschäftigte. Nach der Ermordung des Herzogs von Berry mußte Follen als Fremder 1820 Frankreich verlassen, fand aber eine Anstellung, Anfangs in der Cantonsschule in Chur, dann an der Universität zu Basel. Ueber Follen's Billigung der Bundesgrundsätze der Carbonari, welche 1821 aus Savoyen in die Schweiz geflüchtet waren, seine Theilnahme an der Stiftung eines Bundes im Mai 1821, und eine Reise Follen's nach Paris in Angelegenheiten des Bundes, hat Witt-Dörring in seinen Fragmenten u. s. w. berichtet. Man erinnert sich, daß diese Wittschen Berichte überhaupt, und nicht blos in Bezug auf Follen, in ihrer Glaub-

würdigkeit vielfältig und mit gewichtigen Gründen bestritten wurden. Wenn nun auch hiernach nichts dagegen einzuwenden sein mag, daß man diesen Berichten einen gewissen Werth beilege, so kann er doch nur ein höchst relativer sein. Am Meisten da, wo sie nicht nur über Handlungen, sondern auch über Beweggründe Follen's sich auslassen. 1824 wurde Follen der Gegenstand einer neuen Untersuchung und da die Regierung von Basel ihn gegen das Andringen der preußischen Gesandtschaft nicht länger schützen konnte, so begab er sich mit mehreren seiner Freunde noch im nämlichen Jahr in die vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Ueber seine Schicksale daselbst geben die Briefe Auskunft, welche er an seine Verwandte in die Heimath schrieb, und von denen nachher mehrere folgen. — —

Unter den älteren Charakteristiken Follen's findet sich keine vollständigere, interessantere und vielfältig treffendere, als diejenige, welche in der Schrift: „Deutsche Jugend in weiland Burschenschaften und Turngemeinden, Magdeburg, bei W. Heinrichshofen, 1828," eingeflochten ist. Während zunächst jene Schrift eine Philippica gegen Witt-Dörring und den Major von Lindenfels sein sollte, lieferte sie zugleich Characterbilder der wichtigsten Personen und der wichtigsten „Zustände" jener Zeit. Und so, indem sie auf der einen Seite ein höheres Interesse bewahrte, sparte sie auf der andern die klatschende Schellengeisel nicht.

Der ungenannte Verfasser der eben genannten Schrift erzählt wie er, damals noch Student, im October 1818 die Bekanntschaft des noch nicht lang in Jena angekommenen neuen Privatdocenten Dr. Karl Follen gemacht habe. Jener Witt-Dörring besorgte die Vorstellung.

„Follen empfing uns wie einen alten Bekannten. Wir nannten uns Du; er war herzlich und gelassen, offen und vertrauend, ohne zu verlangen, daß man dieß Alles sogleich unbedingt erwiedere. Aber es war auch in seiner Haltung, seinem Anstande, in dem Tone seiner Stimme, in seinen Bewegungen und Blicken — kurz in dem ganzen Manne war etwas Edles, war Ruhe, Kraft, Bestimmtheit und ein fast stolzer Ernst — genug, eine Eigenthümlichkeit, die unmerklich jedem ihm gegen über einen bedeutenden Grad von Achtung einflößte. Denken Sie sich hierzu, (wendet dann der Verfasser seine Worte an den Major von Lindenfels,

welcher die gegen Karl Follen feindselige oder herabsetzende Schrift Witt's mit seinem Beifalle beschenkt hatte,) denken Sie sich hierzu, Herr Major, eine sehr reine, etwas breite aber feingebildete Stirne, eine gut geformte Nase zwischen zwei geistreichen, tiefblauen Augen, einen festgeschlossenen, rothen, nicht zu großen Mund, einen starken blonden Backenbart, ein gesundes hellblondes Haar, das, mitten auf der Stirne gescheitelt, in leichten Wellen um den Nacken floß, und dazu eine Haut, so weiß und rosenroth, so frisch und fein, daß keine der geneigten schönen Leserinnen sich einen Augenblick schämen würde, sie der ihrigen zu vergleichen —; denken Sie sich ferner diesen Kopf auf einem kerngesunden, kraftvollen, gutgewachsenen Rumpf, und messen von den Schuhsohlen bis zur Scheitelhöhe einen Mann von guter Mittelstatur, der in der Regel einen mittelblauen deutschen Rock mit Perlmutterknöpfen trägt — so haben Sie ein ähnliches Bild von dem Dr. Karl Follen, dem eingefleischten Teufel. Wir wollen Ihnen aber im Voraus noch mehr sagen. Dieser Mann war in seinen Sitten so streng, so sauber, so züchtig, wie in seinen Worten, und — wir haben uns doch auf drei verschiedenen Universitäten der Wissenschaften wegen herumgeschlagen, aber wir können Ihnen zuschwören, wir haben keinen ihm Aehnlichen, sicher keinen ihm Gleichen gefunden in Reinheit und Frische von Sitte und Zucht."

Die Schrift gesteht dann dem Herrn Major, der Dr. Karl Follen sei „ein blutiger Revolutionär" gewesen. „Er trug den Tod der Feinde der Freiheit des Menschengeistes nicht blos im Herzen, und das Herz lag ihm nicht blos auf der Zunge — sondern seine kräftigen Fäuste ballten sich auch oft krampfhaft, wenn er u. s. w." Dabei bemerkt aber die Schrift, daß Follen zunächst in sich selbst üble Gewohnheiten und Einrichtungen ferne gehalten und „einen Freistaat aus seiner eigenen Person gebildet habe."

Dieses Lob wäre verdächtig, weil es zu unbedingt und zu enthusiastisch klingt, wenn nicht der Verfasser der Schrift anderwärts in derselben durch die That bewiese, daß er keineswegs überall mit den Ansichten Follen's zusammenstimmte. In dem Kreis von Freunden, in den auch der Verfasser der Schrift eingetreten war, lernte dieser Follen's Ansichten über Politik und Staatsverfassung kennen und bekam bald

einen Begriff von seinem ganzen philosophischen und politischen Systeme; „denn," fährt der Verfasser der Schrift fort, „er theilte sich seinen Freunden gern und verständlich mit. Allein er zeigte dabei auch ein sichtbares Bestreben, sie zur Annahme seiner Meinungen zu bringen, sie „zu überzeugen", und solchergestalt eine Einheit des Meinens, Denkens, Wollens und Handelns herzustellen zwischen sich und ihnen."

„Diesen Bestrebungen stellte sich aber etwas in den Weg, was nicht leicht zu beseitigen war. Follen's Philosophie war nämlich durchaus praktisch. Er behauptete: Alles, was die menschliche Vernunft als gut, schön und wahr erkannte das müsse mittelst des sittlichen Willens auch verwirklicht werden. Daher müsse der vernünftige Mensch zuerst gut, wahr und schön in sich, und durch ihn müsse es sodann das Leben um ihn her werden. Vor Allen aber liege dieses Bestreben und Wollen dem Gebildeten und nach Bildung Strebenden ob: denn nur die Darstellung des Menschen, wie er sein solle, sei Bildung, und so sei auch nur das Leben ein gebildetes, welches ganz vernünftig, d. h. der sittlichen Menschennatur gemäß, geordnet sei. Dahin aber müsse es kommen, wenn alle Gebildete wollten. Denn diese stehen an der Spitze des Lebens und seien der Kopf und das Herz. Der Staat aber müsse der Vernunft der Glieder desselben gemäß geordnet werden. Wie er sei, sei er ein Hinderniß der vernunftgemäßen Durch- oder Weiterbildung des Volkes. Dieses Hinderniß müsse nun von den Gebildeten beseitigt und der Staat so geordnet werden, daß die sittliche und vernünftige Freiheit des Willens seiner Glieder sich darin darstellen könne."

„Wenn man nun von so strengen Grundsätzen ausgeht, so versteht es sich von selbst, daß man, wenn man Alles zu sein wähnt, was man sein soll, auch wohl daran denken kann, Alles außer sich so zu gestalten, wie man selbst ist. Aber das Unglück bleibt immer, daß keiner leicht so wird, wie er soll, und mithin wird auch das äussere Leben stets Spuren dieser menschlichen Unvollkommenheit tragen, obschon hiermit noch nichts Erhebliches gegen eine vollständige, vernünftige und sittliche Freiheit des Menschen im Staate gesagt ist."

„Hierbei aber entwickelt Follen eine Fülle des Selbstgefühls, die uns oft in Staunen setzte. Er war kühn genug, zu behaupten, daß er

lebe und sei, wie die Vernunft es verlange, und wir müssen bekennen, daß selbst seine witzigsten Gegner nie wagten, ihn aus diesem Argumente zu treiben. Ja, mein Herr! (das ist wieder der Herr Major,) und Follen war so sicher, so kühn, so stolz und so hart, daß er mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Verachtung in seinen Mienen der Feigheit und der Weichlichkeit bezüchtigte, welcher wähnte, die Erkenntniß der Wahrheit und Schönheit und der höchsten Ideen überhaupt, lasse sich trennen vom Erstehen derselben im Leben, vom Ausüben, von der Verwirklichung in ihrem ganzen Umfange. Denn er behauptete, die Erkenntniß vom Guten und Rechten des Menschen gehe nie weiter als seine Kraft und sein Wille, und nur in dem Maaße wie jene, seien diese beschränkt."

„Man begreift, daß diese stolze Sprache um so mehr beleidigen mußte, je weniger Blößen Follen's eigenes Leben für die Widerlegung seiner Behauptungen darbot. Alles, was man ihm anhaben konnte, vereinigte sich in dem Vorwurf des Mangels an einer gewissen Demuth und Bescheidenheit. Allein dieser Vorwurf war nicht geeignet, einem Manne, der sich fühlte, der seine Ueberlegenheit anerkannt sah, mehr als ein mitleidiges Lächeln abzuzwingen, in welchem er deutlich aussprach: ihr Schwächlinge! eure neidische Eitelkeit und faule Weichlichkeit wird altklug!"

„Hier hätte nun sehr bald die Freundschaft mit Follen ein Ende nehmen können, wenn nicht die mehr passiven Theilnehmer an dergleichen Erörterungen sich ins Mittel geschlagen hätten. Es that Allen leid, mit ihm zu brechen, denn einige der alten Freunde waren zu Follens kühner, idealer Meinung übergetreten und man hätte auch mit Diesen brechen müssen, weil Follen Unbedingtheit für oder wider seine Ansicht verlangte."

Der Verlauf der Schrift entwickelt dann eines Weiteren des Dr. Karl Follen gehabte Stellung in Gießen zu den sogenannten Schwarzen, welche Stellung ihn weit einflußreicher dargestellt, als später seine Stellung in Jena, wo man theils durch Fries, theils durch Luden, theils durch einen vorausgegangenen, selbstständigeren Bildungsgang, in mehrfach anderen Ansichten, als die Follen'schen waren, wurzelte. Ja, es

geht daraus hervor, daß der Kreis, der in Jena sich um Follen geschlossen, im März 1819 in völlig feindseliger Spaltung doch endlich auseinanderging. Dem ungeachtet widmet der Verfasser der Schrift auch da noch Follen die Anerkennung: „Die Distel der Eitelkeit, des Ehrgeizes oder der Eigensucht wurzelte und wucherte dabei keineswegs in seinem Herzen, wie so Manche geglaubt haben." Daß Follen übrigens für den äußersten Fall einem System selbst des blutigen Terrorismus sich zugeneigt, und daß er dieses Zugeneigtsein mit Gründen zu belegen versuchte, kann nach den Mittheilungen der Schrift (wäre man sonst darüber ungewiß gewesen,) nicht zu bezweifeln sein.

Aehnliches ergibt auch die Schrift Ernst Münch's: „Erinnerungen, Lebensbilder und Studien", erster Band, S. 459, 460, wo von Karl Follen als einer Aarauer Bekanntschaft ums Jahr 1820 die Rede ist. Dabei erkannte Ernst Münch Karl Follen als wohl unstreitig die merkwürdigste Person unter den deutschen Geächteten an. „Er erschien durch und durch wissenschaftlich gebildet, und gewiß gab es nicht viele gründlicher ausgestattete Leute unter den damaligen Demagogen, als er, wie auch seine Vorlesungen in Basel und seine Studien über Spinoza bewiesen haben." Ebenso läßt Ernst Münch Karl Follen die Gerechtigkeit widerfahren, er sei einer der sittlich reinsten Menschen gewesen, den man verläumden würde, wollte man das Gegentheil auch nur partiell behaupten; und wenn Ernst Münch damit die Anführung verbindet: Karl Follen sei einer der größten Egoisten gewesen, aber aus und für sein System, so modificirt sich Dieses doch insoweit nothwendig durch Jenes, daß dann vom gewöhnlichen Begriffe eines Egoisten nichts mehr übrig bleibt.

Was sodann die weiteren Anführungen Ernst Münch's über Karl Follen betrifft, so ist nicht zu übersehen, daß Follen während seines Aufenthaltes in der Schweiz schon mehr in den Zustand der erklärten gegenseitigen Feindseligkeit zwischen sich und seinen politischen Gegnern eingerückt war, als in Jena, und daß seine schwierigere Lage dort schon weit mehr Klugheit, Gewandheit und Eingehen auf Ansichten von mancherlei Menschen, die seine Zwecke fördern konnten, nöthig machte. Ebenso wird in solcher Lage der thateifrige Mann nicht immer seine Genossen

vorher auch überzeugen können; er wird sie zum Handeln zu bestimmen suchen, wie er es für das Beste hält, und so schon durch die Natur der Dinge die Behauptung nicht von sich abwälzen können, „sie zu leiten und zu brauchen." —

Follen's Bild, wie es — nach Anleitung unmittelbarster Zeitgenossen — im Bisherigen zu geben versucht worden, bedarf noch einer Abrundung; nämlich in Bezug auf seine wissenschaftlichen Gaben und seine literarischen Productionen. Einiges andere Ergänzende über ihn noch beizufügen, wird dann ebenfalls Gelegenheit sein.

Follen's wissenschaftlicher Bildung ist im Allgemeinen schon Erwähnung geschehen; sie war reich, glänzend und mannigfaltig. In Geschichte, Philosophie und Literatur hatte er sich tüchtig umgesehen; was aber insbesondere seine Bildung und Stellung als Jurist und als Academiker betrifft, so gibt uns auch darüber die zuerst erwähnte Schrift interessante Auskunft.

„Den Gesichtspunkt," sagt sie, „aus welchem Follen das römische Recht betrachtete, hielt er während der ganzen Vorlesung (über die Pandekten, im Winterhalbjahr 1818 bis 1819, zu Jena,) fest im Auge. Er entwickelte die Hauptlehren aus der Natur des Gesellschaftslebens und suchte diese Natur mit der menschlichen Vernunft in Einklang zu bringen; bald wieß er diesen Einklang historisch nach, bald, wo dieß zweifelhaft oder unmöglich war, gab er Andeutungen, wie dieser Einklang zu schaffen sein möchte. Dann behandelte er das Material systematisch nach von Löhr und Heise, ohne seine eigene Ansicht von einer folgerechten Anordnung des Stoffs knechtisch an sie zu binden. Unverkennbar hatte Follen fleißig studirt; allein er war noch keineswegs vollständig. Doch hatten seine Digressionen stets einen sichern Gang und eine bestimmte Haltung; in seinen Ansichten und Meinungen war Einheit, in seinem Vortrage Bescheidenheit, Klarheit und Würde. Mit einem Worte, man konnte mindestens bei ihm lernen, die Pandekten zu studiren, und dieß war damals in Jena schon viel werth."

Follen war, als er Pandekten in Jena las, nur 23 Jahre alt, und er konnte also damals noch nicht „vollständig" sein. Das Lob, was

im vorstehenden Urtheile für ihn übrig bleibt, ist demnach sehr groß. Demungeachtet kann, daß er es verdiente, nicht bezweifelt werden. Die Schrift rühmt in der vorstehend wiedergegebenen Stelle namentlich auch Follen's rednerische Gaben. Sie waren wirklich glänzend. Dabei ist begreiflich, daß bei dankbareren Stoffen, als das positive römische Recht, bei mehr Uebung und bei etwas gereifterem Alter, jene Gaben noch bedeutend an Umfang und an Erfolg gewinnen mußten.

Wo ein Mensch dem unmittelbar praktischen Leben viele Pfänder der Thatlust überreicht, geht gewöhnlich die literarische Production leer bei ihm aus. Noch verstärkt sich dieses bei einem häufigen Wechsel des Aufenthalts und der Verhältnisse, und eine Ausnahme findet vielleicht nur dann davon Statt, wenn jene Pfänder der Thatlust und literarische Production in ein und dasselbe Factum zusammenfallen, wie z. B. bei Hutten, Arndt und Körner. Aehnliches finden wir auch bei Karl Follen. Wenn dem ungeachtet die literarische Ausbeute quantitativ und selbst vielleicht auch qualitativ unbedeutender bei ihm ausfiel, als bei den eben Genannten und bei seinem Bruder Adolf Ludwig Follen, so ist auch das wieder erklärlich. Karl Follen wollte zu sehr einen alsbaldigen und unmittelbaren Erfolg, um auf das Schriftstellersein, welches doch immer nur ein Vermittelndes, ein Drittes ist, allzuviel zu geben. Das lebendige Wort und das lebendige Beispiel standen ihm höher. Immer aber wird das Wollen und Mögen vom bedeutendsten Einfluß auf das Thun, und, bei bedeutenderen Geistern, selbst auf das Wollen-Können sein.

Was aber den Dichter Karl Follen insbesondere betrifft, so waren ihm gerade da sein klarer Verstand und seine aufs direkteste politische Leben gerichteten Absichten eher im Wege, als förderlich. Nicht immer, denn auch Follen's Gemüthskraft war stark genug um, bei zugeblinztem einem Auge allzu scharf drein sehenden Verstandes und negirender politischer Gesinnung, poetisch recht wirksam zu produciren. Freilich zumeist für die Welt, die mit ihm sympathisirte, für die Studenten und die Turner; aber diese Welt hatte jeden Falls den Vorzug der Frischheit und der Jugend voraus, und wo mag der Liederdichter seine Saiten lieber anklingen lassen, als bei Frischheit und bei Jugend? Hatte keines der Lieder Karl Follen's die ächt poetische Kraft und Würze von seines Bruders

„Vaterlands Söhne!" störte sogar ein unangenehmes Bild in Karl Follen's „Körner's Todtenfeier," — so waren sie doch warm, verständlich und klar, und auch in Form und Reim wohl bedacht. Durch und durch angefüllt mit seinen politischen Anschauungen, zogen sie weniger, als dieß durch Adolf Ludwig Follen geschah, die Waffe der Satyre in ihr Bereich, als die des unmittelbaren zermalmenden Begriffs, der politischen Dithyrambe, in den milderen Liedern ausruhend auf einem Anerbieten der Opferung, welches Theilnahme und Hochachtung einflößen mußte.

Man hat Follen's Gedichte mit einem Anhauche von Mißbilligung „fromm" und „mystisch" genannt. Man hat diese Eigenschaften als „auf den unter der (damaligen) Jugend herrschenden Hang berechnet" dargestellt. Letzteres gewiß mit Unrecht, wenn darin eine Absicht Follen's angedeutet sein sollte, welche nicht mit seiner Ansicht harmonirte. Ebenso wenig scheint mir das Prädicat „mystisch" durch die Follen'schen Gedichte belegt. Die Begriffe einer Christlichkeit und Deutschheit lagen Follen's academischen Reformplanen hauptsächlich unter; sie thaten dieß, ehe noch vom späteren Wartburgfeste aus ähnliche Gedanken auf einer so großen Anzahl deutscher Universitäten sich regten. Fromm und christlich-fromm war damals ein großer Theil der Jugend; Follen, der zu dieser Jugend gehörte, ebenfalls. Die Anregung dazu lag in einer Zeit, welche, nach vieljähriger Unterdrückung durch fremde Gewalt, kurz vorher so Großes im deutschen Vaterlande erlebt hatte; in Arndt's Schriften und Gedichten, in Schenkendorf's und Körner's Gedichten; sie lag in den mancherlei Gefahren, welche man gegen das neuerrungene Gut aufziehen sah und nur durch die Hülfe des Allerhöchsten besiegt werden konnten. — In Körner's Todtenfeier hatte Follen gesagt: „Jesu, reine Gottesminne!" Außer diesem konnte ich nichts, was auf Mystik deutete, in seinen Gedichten entdecken. Denn die Anrede: „Gott Vater!" in seinem sehr bekannt gewordenen und viel gesungenen Liede: „Schalle, du Freiheitssang!" entspricht ganz dem orthodoxen Lehrbegriffe, und die Verszeilen:

„Preis zuerst dir, höchster Hort und Retter,
Vater, der uns frei und selig macht!"

in einem andern Gedichte Follens, bedürfen selbst dieses Bezugs nicht, um vom Vorwurfe der Mystik (poetisch wäre er nicht einmal ein Vorwurf) gereinigt zu sein.

Uebrigens ist nur ein Theil der Gedichte Karl Follen's in seines Bruders „freien Stimmen frischer Jugend" (Jena, 1819) abgedruckt, da Karl Follen auch Mitverfasser des sogenannten „großen Lieds" war, welches Witt-Dörring nachher ins Publicum brachte. Ebenso ward er als Verfasser des Liedes: „Menschenmenge große Menschenwüste" (abgedruckt in den Beilagen zum v. Hohenhorst'schen Werke über Sand) wenigstens vermuthet.

Sonstiges Gedrucktes möchte in Europa wohl schwerlich außer seinen Thesen zum Zweck der Doctorpromotion und einer Abhandlung über die Zigeunersprache in der Baseler Zeitschrift für die Baseler Hochschule vorhanden sein. —

Ehe ich nun zu den Briefen Karl Follen's in die Heimath übergehe, habe ich nur noch vorauszusagen, daß ihre Veröffentlichung mit der ausdrücklichen Genehmigung von Mutter und Schwester Desselben erfolge. Hier die Briefe:

* * *

Philadelphia den 13. Jan. 1825.

Meine geliebten Aeltern und Geschwister!

Ihr werdet schon von Basel aus, wohin ich meinen ersten Brief aus New-York abgesendet, Nachricht von unserer Schiffahrt und unserer glücklichen Landung hier im Vaterlande der Freiheit erhalten haben. Wir hatten im Ganzen eine für diese Jahreszeit gute Fahrt; der Sturm, den wir am 19. Nov. erlitten, ist auf offner See und auf einem amerikanischen Schiffe etwas Unbedeutendes. In New-York wurden wir von den Männern, an die wir empfohlen waren, sehr freundlich aufgenommen. Wir mietheten uns ein in einem französischem Kosthause, weil wir des Englischen noch nicht mächtig sind. Unser Geld legten wir bei einem sehr zuverlässigen und wohlhabenden Manne, De Rham, auf Zinsen zu 5 pro Cent. Durch De Rham, an den wir von Basel aus empfohlen

waren, wurden wir an seinen Schwager Moor, Professor in New-York, und an den Pfarrer Schäffer daselbst empfohlen. Von New-York aus schrieb ich an den General Lafayette, schilderte ihm die Ursache unserer Auswanderung und unserer Lage. Mein Freund Karl Beck ist Philolog und Theolog und sucht eine Anstellung als Professor oder als Pfarrer. Ich mit meiner Juristerei und Philosophei kann nur als Professor an einer der hier bestehenden höheren Lehranstalten einen meiner früheren Stelle angemessenen Wirkungskreis finden. — Von Lafayette habe ich hierauf eine sehr freundliche Antwort erhalten; er rieth uns vorerst nach Philadelphia, und, mir dann, nach Cambridge bei Boston, der berühmtesten Hochschule in den vereinigten Staaten, zu gehen; dazu versprach er Empfehlungsbriefe an diese Orte. Darum habe ich ihn denn gebeten und mich sogleich mit Beck nach Philadelphia begeben, wohin wir von Pfarrer Schäffer viele gute Empfehlungen mitgenommen haben. — Die nothwendige Bedingung aber, um in Amerika fortzukommen, ist die Erlernung der englischen Sprache, und dazu bedarf man, um sie vollkommen zu erlernen, ein volles Jahr. Glücklicher Weise reichen unsere Mittel, die wir, ohne irgend Schulden zu machen, aufgebracht haben, soweit, daß wir das ganze erste Jahr der Kenntniß des Landes und der Sprache widmen können. Kannst du dann, lieber Vater, die Bitte erfüllen, die ich von Basel aus an dich richtete, so kann ich mich ordentlich einrichten und durch mein Geschäft, das ich bis dahin sicherlich gefunden habe, wohl erhalten. Aber ich wiederhole nochmals, daß die Erfüllung meines Begehrens weder dich in Sorgen bringen, noch Mutter und Geschwister verletzen darf! —

Ich kenne noch das Land und die Menschen zu wenig, um bestimmen zu können, was für ein Geschäft ich jetzt ergreife; aber eines liegt mir jetzt schon vor, nämlich deutsche Sprache und Literatur, wofür in vielen Theilen der vereinigten Staaten viel Sinn ist, zu lehren. Glaubt mir, daß ich hier nicht verlassen stehe, sondern Freunde in der Noth eben so wohl, als in der Schweiz finde. Die Menschen sind hier gegen Fremde, welche ohne gute Empfehlung ankommen, mißtrauisch; das ist aber ganz natürlich, da sie schon so häufig betrogen worden. Selbst wenn Jemand wohl empfohlen ankommt, so schenken sie erst dann volles Vertrauen,

wenn man eine Zeit lang unter ihnen gelebt. Die Regierung bekümmert sich fast um nichts, als um Schutz vor Rechtsverletzungen, und es giebt wohl kein Land, wo man ohne Pässe, Polizeidiener und Soldaten sicherer lebt, als hier. Armenhäuser und Strafhäuser sind hier vollkommner, als irgendwo; im Erziehungswesen schreitet man eifrig vorwärts. Im Uebrigen aber läßt man die Menschen machen, und da macht sich denn Alles weit besser, als wenn es von oben herunter gemacht wird. Steuern giebt es keine oder fast gar keine. Denn die Regierung der ganzen vereinigten Staaten kostet nicht so viel, als die von einem unserer Fürstenthümer. Jeder Mensch kann durch öffentliche Kundmachung auf öffentlichen Plätzen eine Versammlung von vielen Tausenden berufen, worin Anträge an die Regierung beschlossen und ihre Maßregeln beurtheilt werden; allein noch ist kein Beispiel irgend einer Unordnung oder Störung der öffentlichen Ruhe dabei vorgekommen. Um die Ausübung der Religion, Rede und Presse bekümmert sich die Regierung gar nicht — außer insofern die Rechte anderer Menschen dadurch gekränkt würden.

Von unserm jetzigen Aufenthalte Philadelphia kann ich Euch wenig schreiben, da wir erst gestern hier angekommen sind. Die Stadt ist sehr regelmäßig gebaut und sieht im Ganzen großartiger aus, als New-York, wo Alles neu aussieht und mehr der kaufmännische Prunk hervorsticht. New-York hat jetzt zwischen 140,000 und 150,000 Einwohner; Philadelphia hat etwa 130,000. New-York wird bald die erste Stadt der vereinigten Staaten sein, denn die Bevölkerung wächst unglaublich. In den letzten Jahren sind, wie uns versichert wurde, 3000 Häuser gebaut worden und schon ist es sehr schwer, eines zur Miethe zu bekommen. Wie schnell man dort baut, das ist außerordentlich; die Häuser sind sehr hübsch, aber nicht sehr dauerhaft; sie stehen 100 oder 120 Jahre aber dann bessert man sie entweder, oder reißt sie nieder, um neu zu bauen. Hier in Philadelphia scheint alles weit solider.

Wunderschön ist die Ansicht des Hafens von New-York, besonders bei der Einfahrt und der gegenüber liegenden Insel Long-Island. Ein solcher Wald von Schiffen ist ein Anblick, der sich mit nichts vergleichen läßt.

Philadelphia liegt einige Meilen entfernt vom Meere am Delaware-Strom, der hier sehr breit ist, so daß die größten Schiffe bis herauf kommen. Die Aussichten am Fluß sollen sehr schön sein.

Es sind sehr viele Deutsche hier, welche überhaupt einen großen Theil der Bevölkerung von Pensylvanien ausmachen. In manchen Dörfern und Städten wird noch gar kein Englisch gesprochen oder gepredigt. Unsere hierher ausgewanderten Bauern sind größtentheils sehr wohlhabend geworden; sie heißen jeden Menschen Du, und sind eifrige Democraten. Wegen ihres Fleißes und ihrer Zuverlässigkeit sind sie sehr geachtet; der eigentliche Grundreichthum von Nordamerika ist in ihren Händen. Von höherer Bildung aber ist noch wenig unter ihnen zu finden; für Religion und Politik aber interessiren sie sich sehr warm. Die Politik ist hier jedes Menschen Sache; es ist pünktlich wahr, daß jede Küchenmagd daran Theil nimmt und die öffentlichen Blätter liest, die hier in sehr großer Menge erscheinen. Es giebt hier keine Staatsgeheimnisse, sondern es gilt der Grundsatz, daß die Sorge für das gemeine Beste jedes Menschen, also auch des sogenannten gemeinen Mannes Sache ist. Wer mit Vorurtheilen von Vornehmigkeit u. s. w. hier ankommt, gilt für einen Narren. Auch hat auf manche adelsstolze Narren diese Vernunftwelt eine solche Wirkung gehabt, daß sie in das hiesige Irrenhaus mußten gebracht werden, welches sehr weise und menschenfreundlich eingerichtet ist. So ist es vor einigen Jahren dem Hrn. v. F. ergangen. Ein anderer Mann, Namens G., der ein großes Buch über die vereinigten Staaten geschrieben, gilt hier überall für einen Narren, und so werden unsere guten Deutschen gar häufig von Denen genarrt, die sich am Meisten ihrer annehmen. Ich werde späterhin Manches hierüber öffentlich bekannt machen, wenn ich noch mehr Kunde eingezogen. — Als ein sehr guter Bürger gilt hier der ehemalige König von Spanien, Joseph Bonaparte, der sich in den vereinigten Staaten angekauft, und sich öffentlich glücklich prieß, hier zu leben. Neulich ist ihm ein großes Schloß auf dem Lande abgebrannt, in seiner Abwesenheit; die ganze Nachbarschaft kam zu löschen; er verlor nichts von sehr vielen Kostbarkeiten, die ihm die Bauern gerettet hatten; man brachte ihm unaufgefordert alles Gerettete, obwohl er keinem Menschen beweisen konnte, daß er

etwas davon besitze. — Im Handel aber sind die Amerikaner außerordentlich schlau, und wer sich die Miene giebt, etwas zu verstehen, wird leicht übervortheilt; gegen Andere, die es ganz ihnen überlassen, handeln sie wenigstens sehr häufig edelmüthig. — Sehr viel hängt von der religiösen Gesinnung, aber nichts von der religiösen Meinung ab; man mag sich als einen Atheisten, Heiden oder Christen aussprechen.

Die Franzosen, die wir hier in Amerika gefunden, sind der unleidlichste Theil der Bevölkerung: sie finden sich unglücklich, weil auf ihre National- und Personal-Eitelkeit keine Seele Rücksicht nimmt. Dazu verderben sie ihren Ruf durch unsittliches Leben.

In New-York herrscht im Allgemeinen ein sehr großer Aufwand. Alle Kostbarkeiten, welche der Handel nach allen Welttheilen hier zusammenführt, glänzen einem hier in und außer den Häusern entgegen. Doch findet man nicht soviel Geschmack als Pracht, und wenig Eigenthümlichkeit, da hier Schwarze, Braune, Rothe, Gelbe und Weiße, in freundlichem lebendigen Verkehr mit einander leben, und beständig viele hunderte von Schiffen kommen und gehen. — Das Leben ist theuer; wir bezahlten in unserm Kosthause für Wohnung und Nahrung wöchentlich jeder 5 Dollar (Speciesthaler), eben soviel zahlen wir hier in Philadelphia, wo wir noch zur Zeit in einem deutschen Kosthause sind. Wir werden uns aber sehr bald, so bald wir die gewünschten Bekanntschaften gemacht haben, in eine kleine benachbarte Stadt, wahrscheinlich nach Chester, begeben, wo nichts als englisch geredet wird, wir also der Sprache am Ersten Meister werden, und wohlfeil leben können.

Sobald wir mehr in Ruhe sind, schreib' ich mehr. Ich hoffe aber nun bald auch einen Brief von Euch zu erhalten; Eure Briefe schickt (Adresse).

Wenn Ihr schreibt, so wäre es mir sehr lieb, wenn Ihr Alle, Aeltern und Geschwister und Schwager, etwas schriebt. Ihr könnt aus eigner Erfahrung Euch vorstellen, wie unendlich wohl einem in solcher Entfernung von mehr als 1000 Stunden ein solcher Gruß aus der lieben Heimath thut. Gottlob, daß wir hier so viel zu thun haben und in der herrlichen Freiheit so reichen Genuß finden, daß der schmerzliche Gedanke an unsere Lieben jenseits des Meeres uns nicht ganz bemeistert.

Aber schreibt nur recht genau, wie es jedem geht. Die Theilnahme an allen Denen, die man liebt, vermindert sich nicht, sie vergrößert sich nur in der Ferne. Jetzt lebt herzlich wohl und sucht den Schmerz um meine Entfernung zu vergessen in dem Gedanken, daß es mir wohl geht, daß ich mich frei und glücklich fühle. Ich grüße herzlich Aeltern, Geschwister und Freunde. Euer

Karl.

* * *

Philadelphia, den 1. August 1825.

Meine geliebten Aeltern, Geschwister und Freunde!

Welche Freude mir Eure Briefe vom 20. März gemacht haben, könnt ihr Euch eher vorstellen, als ich beschreiben. Ihr seid Alle gesund und wohl und habt mich lieb, wie immer, das freut mich unaussprechlich; um so mehr, da ihr mir Alle einzeln schreibt, was mich ganz wieder in die liebe Heimath und in unsern Familienkreis zurückversetzt hat. (Folgen nun herzliche und heitere, kurze Antworten an die Einzelnen.)

Wie meine Angelegenheiten hier stehen, wißt Ihr bereits aus meinen früheren Briefen. Ich halte im nächsten Winter hier in Philadelphia Vorlesungen über römisches Recht, in englischer Sprache, in der ich jetzt soweit bin, daß ich mich in jeder Gesellschaft ziemlich frei bewegen kann, alles Gesagte und Geschriebene verstehen, auch ziemlich fehlerfrei schreiben kann. Ich lese 3 Monate hier und die drei folgenden in New-York oder in Cambridge (bei Boston). Dadurch sollen, wie ich hoffe, sowohl mein Ruf als meine Finanzen steigen. Dieses letztere ist mir um so wichtiger, als mein bisheriger Aufenthalt in Philadelphia kostspieliger war, als an irgend einem andern Orte. Allein ich konnte, wegen meines Studiums des englischen Rechts bei meinem Hauptgönner Duponceau, und wegen andrer wichtiger Bekanntschaften, keinen andern Aufenthalt wählen.

Ich reiste neulich am 3. Juli von hier nach New-York, um am 4. dort, in Gegenwart von Lafayette, das große Nationalfest der Unabhängigkeit von Nordamerika zu feiern. Man reist von hier um 6 Uhr

Morgens im Dampfboote ab. Ich ging in einem der schönsten, vielleicht dem schnellsten in der Welt, dem Trenton. Um 8 Uhr wird in dem herrlichen Speisesaal, in der Kajüte gefrühstückt. Bei Trenton angelangt, geht es bis Neu-Braunschweig, 26 engl. Meilen zu Lande in Postkutschen, welche mit trefflichen Pferden bespannt und auf das Schnellste bedient sind. Wir waren 90 Personen. Von Neu-Braunschweig geht es auf einem fertig daliegenden Dampfboote weiter nach New-York. Auf diesem Dampfboote wird zu Mittag gegessen, so daß also durch Essen durchaus keine Zeit verloren wird. Alles ist auf das Glänzendste eingerichtet. Die Entfernung von hier nach New-York beträgt 98 engl. Meilen, welche man in 10 Stunden zurücklegt und (das Essen abgerechnet) in allem nur 2½ Dollar zahlt. Jeden Morgen gehn von hier und von New-York zwei solche Postlinien ab, die um die Wette eilen. (Jene 90 Personen gehörten blos zu einer dieser Linien.) Außerdem geht um Mittag noch eine Postlinie, welche übernachtet. — Ihr könnt Euch also daraus ein Bild machen von der Lebendigkeit uud Leichtigkeit des Verkehrs hier zu Lande. Der 4. Juli wurde in New-York mit großer Pracht gefeiert. Lafayette nahm mich sehr freundschaftlich auf, war aber mit Besuchen und Einladungen so bestürmt, daß er mich auf seinen Aufenthalt in Philadelphia vertröstete, wo wir ruhig über meine Angelegenheiten reden könnten. Ich verließ ihn in New-York und ging über New-Haven, den East River hinauf, nach Northampton, wo Beck als Lehrer angestellt ist. Northampton, in Massachusetts, liegt am Flusse Connecticut. Das Städtchen und die Umgebungen sind wunderschön. Wir erstiegen zusammen einen Berg, Mount-Holy-Oaks, von dem man eine vorzügliche Aussicht hat, welche der auf dem Blauen in der Nähe von Basel, sehr ähnlich ist. Die Schule liegt auf einem mit Wald bewachsenen Hügel, welcher ganz zur Anstalt gehört, etwa 10 Minuten vom Städtchen entfernt. Das Innere und Aeußere ist trefflich bestellt. Ich wurde in mehrere Familien eingeführt, sehr freundliche und gebildete Leute, unter welchen sich Beck sehr glücklich fühlt.

In Northampton wurde ich krank, an einer durch Erkältung zugezogenen Halsentzündung. Daher konnte ich erst später, als ich gehofft, in Philadelphia eintreffen. Ich machte diese Reise über Albany, den

Hudson-Fluß herab, dessen malerische Umgebungen auch in Europa berühmt sind. Ich kam gerade an, als Lafayette am andern Morgen abreisen wollte, und konnte ihn erst an diesem Morgen auf dem Dampfboote sehen, was mir um so schmerzlicher ist, als ich einem öffentlichen Gastmahle hier nicht beiwohnen konnte, zu dem ich, auf Lafayettes besonderes Ersuchen, eingeladen war, wo ich mit vielen angesehenen Männern wäre bekannt geworden. Ich fuhr mit Lafayette bis Chester, den Delaware-Strom hinab. Während das Volk von Philadelphia ihm das Lebewohl zujauchzte, nahm er meine Hand und hielt sie, bis wir von der Küste uns entfernten. Er drang in mich, Ende Augusts nach Washington zu kommen, wo er mich mit vielen trefflichen Männern bekannt machen, auch namentlich an Jefferson mir Briefe geben wolle. Ich werde das thun, da ich die letzten Augenblicke seines Aufenthaltes möglichst benutzen muß. — Ich bin gesund und fleißig hinter meinen Büchern. Lebt wohl, liebe Aeltern, Geschwister und Freunde. Schreibt bald wieder

Euerm treuen Karl.

(Der zweite Artikel im nächsten Heft.)

IV.

Der Selbstmord

unter den in fremden Kriegsdiensten stehenden Schweizern, mit erweiterter Ansicht der Selbsttödung.

Der Ruf kriegerischer Thaten, treuherziger Opfer im Dienste fremder Herren besiegelt den Namen einer Nation, die noch jetzt nach vielen unglücklichen Erfahrungen den fremden Kriegsdienst aus Mangel gewissenhafter Belehrung und nationellen Stolzes cantonsweise unterhält. Die jetzt noch bestehenden Schweizer-Regimenter finden sich unter römischen und neapolitanischen Fahnen*). Der Himmel Italiens überhäuft sie zwar mit allen seinen entzückenden und berauschenden Gaben. Allein sie schmecken dem Schweizer dennoch nicht lange, und bald wird er, eingedenk der heimathlichen Freuden, der Freiheit und Bequemlichkeit auf dem väterlichen Boden, gewahr, daß er nicht in seinem Elemente lebt und einen falschen Zug gethan hat. Indessen sieht er die Zeit dahin eilen und giebt sich im Falle er den Schritt schon bereut, der Hoffnung hin, nach Verlaufe von vier bis sechs Jahren in die Heimath zurückkehren zu können. Also tritt er als Rekrut oder als gedienter Soldat in die Reihen, streckt und reckt die Glieder, marschirt im Schul- und

*) Die Soldtruppen in Neapel finden sich in jedem Betracht besser gestellt als die in Rom, weil der Dienst in Neapel auf Capitulation ruht, der römische nicht, sondern nur eine Art Reislaufen darstellt. Die Schweiz sollte das Letztere nicht dulden, da es ihre Landskinder fremder Willkür preis gibt. Wollen die Cantonsrepubliken überhaupt fremden Kriegsdienst zugeben, der für die Schweiz beinahe ein unvermeidliches nothwendiges Uebel geworden, so sollten sie denselben immer durch gehörige Verträge sichern und ordnen. Die Aristokratie hat dieß gethan, aber freilich allzeit mehr für sich und die Officiere, als für das Land und die Soldaten gesorgt.

Sturmschritt; meistert das Gewehr an seiner Seite. Ihn ruft der Trommeln-Wirbelschlag in Dienst, ins Feld, auf die Wache, zu Corvées, zu geistlichen Prozessionen, zu entehrenden Exekutionen u. s. f., er passirt Revüen und Inspektionen. Er wird zur Dienstthätigkeit, Reinlichkeit und Ordnung in Kleidern und Waffen angehalten. Dafür genießt er sein regelmäßiges und gutes Menage und den täglichen Sold. An Sonn- und Festtagen muß er den Gottesdienst besuchen, der bei den Protestanten immer, bei den Katholiken hingegen seltner mit Predigten begleitet ist. In der jährl. Fastenzeit sind sogenannte Exercitia Spiritualia für alle Truppen angeordnet, die für jedes Regiment (wenigstens in neapol. Diensten) eine Woche lang dauern und in dem täglichen Anhören einer Bußpredigt mit der darauf folgenden (freiwilligen) Verrichtung des Bußsakramentes beider Confessionen bestehen. Auch steht jedem Soldaten und Unteroffiziere die Fortsetzung des Schulunterrichtes bei seinem Regimente offen. In gesetzlicher und rechtlicher Beziehung hat jedes Schweizer-Regiment seinen von den Landes-Gesetzen unabhängigen Strafkodex, den der jeweilige Hauptmann Großrichter des Regiments auslegt und anwendet in Verbindung und Mitwirkung zweier richterlicher Instanzen, von denen das Untergericht (bestehend in der disponibeln Anzahl der Unter- und Oberlieutnants) die erste, und das Obergericht (bestehend in dem Vorsitze des Regiments-Chefs, der Oberstlieutnants und Majoren, der disponibeln Hauptleute), die zweite und höchste Instanz ausmachen. Da treibt es Jeder mit der Jurisprudenz, wie er kann und mag, so streng, wie möglich, nach dem alten verschollenen aber nicht remplaçirten Codex. In Disziplinar-Sachen wirkt entweder der Regt. Oberst allein oder überweist den Gegenstand der richterlichen Untersuchung (Großrichter) und dem Disziplinar-Gerichte zur Beurtheilung, welches unter dem Vorsitze des Regt. Obersten in Verbindung mit den Oberlieutnants und Bataillons-Majoren, und dem Großrichter (als Referent) abgehalten wird. Sodann folgen die verschiedenen Strafarten, als: für Disziplinar-Fehler: Einfacher Zimmerarrest, Arrest im Polizeisaale,*) Cachot, Abbruch des Le-

*) Von acht Tagen bis 1 — 2 und 6 Monat.

bensunterhaltes bei gleichzeitigem Arreste, Hand- und Fußeisen zu 5 bis 8 Stunden, daß das Liegen vergeht; Savaten, Stockstreiche auf den Hintern. Für größere Verbrechen, wie: bedeutenden Diebstal, Desertion u. d. gl. (durch Kriegsgericht) Einkerkerung auf einem Fort, Spießruthenlaufen, öffentliche Arbeit, Galeere. Dieser letztern Strafe unterworfen, haben die Schweizer das Mißgeschick, mit den verworfensten Sträflingen des Landes zusammen zu kommen und im Elende schmachtend ihre moralische Existenz zu überleben. Für sie ist die ewige Nacht herangebrochen. Sterne der Hoffnung stehen vor ihnen auf und gehen nieder, aber keine Sonne mehr leuchtet in ihre Herzen. Von Teufeln umgeben stehen sie nun mit der Unterwelt im Verkehre. Ihre Blicke wenden sich abwärts und die Gedanken rollen seelenerschütternd durch die finstern Gemüthswolken. Bilder der Vergangenheit, auch angenehme Erinnerungen, (Genien der Jugend) zucken wie Blitze die Traumstraße vorbei und erhellen die fürchterliche Gegenwart. Der seltene Besuch der Geistlichen ist ihnen ein geringer Trost, die seltenen Gaben der Mildthätigkeit nur eine Qual der Empfindung ihres Strafverhängnisses. So wechseln Tage, Monden und Jahre, und ihre Lage ändert sich nicht. Sie sollen im Sauerteige auf- oder untergehen. Für sie hat keine der Republiken, die sich der Eidgenossenschaft und Freiheit rühmen, weder Mitleid noch Erbarmen. Von allem dem geht in der Eidgenossenschaft kein Laut und findet nichts Mitleidenschaft. Die betreffenden Regierungen haben sich sogar vor dem sie anklagenden Strafkodere verleugnet, indem sie denselben wie einen Fluch auf ihren Mitbürgern im Auslande liegen lassen und die von den Regimentern an sie deßhalb ergangenen Mahnungen ignoriren. Möge Niemand die neue Schweiz um ihre Regierungen beneiden, sie sind in dieser Hinsicht wie die alten ein falsches Gold und halten keine Probe aus.

Die Gesundheitspflege der Schweizer-Regimenter ist nach dem Reglement der übrigen Landestruppen organisirt. Die schweizerischen Aerzte, statt sie in den Spitälern zu bilden und zum Besten ihrer Landsleute zu verwenden, haben daher nur polizeilichen Dienst zu thun; und da man ihre Kranken reglementarisch in die Militair-Spitäler unter die Behandlung der dort angestellten Landes-Militairärzte gestellt wissen will, stehen sie unter aller wissenschaftlichen Bedeutung für ihre Regimenter.

Digitized by Google

Die Soldaten werden also von Aerzten behandelt, deren Sprache sie nicht verstehen und die nicht verstanden werden. Man kennt weder ihre frühere Lebensweise, noch ihr Temperament und individuelles Bestehen. Indessen giebt man sich viele Mühe, seinen ärztlichen Pflichten, wenn auch tadelnswerthe Ausnahmen statt finden, nachzukommen. Dienstunfähige werden entweder unter die Invaliden des Landes, Veraltete unter die Veteranen aufgenommen, aber wie viele werden brod- und hülflos nach Hause geschickt? Das ist ein Jammer. Die Capitulationen zeigen in dieser und mancher andern Beziehung, wie die Perückenstöcke und Glatzköpfe der Schweiz mit fremden Regierungen zu capitulieren verstehen. Wie blöd und falsch berechnet stehen ihre Paragraphen und Zahlungstabellen? Wie armselig die Zukunft der Soldaten? Wie trüb und ungewiß das Loos der hineingetaumelten Offiziers? Welch' ein Werk der alten Aristokratie, die einen dreißigjährigen Menschenhandel abgeschlossen, dessen Renten für ihre Söhne berechnet waren! Fürst und Volk bleiben eigentlich nur die Mittel zum Zwecke, wie von jeher, nichts Anders.

Auch viele eingeschlichene Mißbräuche gewinnsüchtiger Hauptleute und Gewissensbeschränkter Regiments-Commandanten erschweren dem Schweizer-Soldaten sein Loos in fremden Diensten. Man nimmt es gar nicht genau, z. B. den Soldaten nach vollendeter Dienstzeit noch Monate lang beim Regimente herum zu gängeln, bis er entweder sich wieder engagiren läßt oder im Ueberbruß dumme Streiche, Erzesse macht, die ihm Strafen zuziehen, durch welche sein Gemüth bis zum Lebensüberdruße zu leiden anfängt. Lassen sich dergleichen Leute, deren persönlicher Character überhaupt schwankend ist, wieder engagiren, so folgt sogleich die Reue nach, die unter ungünstigen Einflüssen, wie z. B. strenger Dienst, leidenschaftliche Behandlung, hart verhängte Strafe, wenn es auch zweifelhaft ist, ob der Mann sie verdient habe, zur Widersetzlichkeit im Dienste und endlich bei Rückkehren neuer Torturen zur Lebensmüdigkeit und — zum Selbstmorde führt. Häufig lassen sich Soldaten wieder anwerben, um der Schulden willen. Sie können nicht vom Regimente fort und sind die Prise ihrer Liederlichkeit, wozu Feldwebel und Hauptmann in die Faust lachen. Dann liegt der Soldat wieder für einige Jahre in Banden. Freuden und Belustigungen finden die Schweizer nicht in Italien,

Digitized by Google

wie in ihrem heimathlichen Lande. Die Genüsse in diesem Lande führen für sie Gift und Verderben mit sich. Doch muß der rüstige Soldat seinem Humore bisweilen Luft machen! Aber in seiner Umgebung fehlt ihm der Freund, mit dem er andre Empfindungen als die der rohen Soldaten theilen kann. Um ihn drängen sich die Saufbrüder und ziehen ihn in die Cantinen, in die Straßen, und an Orte, die oft mit der Hölle in Verbindung stehen, wo eine horrible Ausschweifung der andern die Hand bietet. Hat der junge Mensch Hang zur Liederlichkeit und Ausschweifung, so tauchen seine Leidenschaften bald auf und werden unter diesem Himmel rasch groß gezogen. Die Folgen bleiben nicht aus.

Verfolgen wir die Gelegenheitsursachen, die von ferne her das Gemüth herunterstimmen und untergraben, so ist die **Trinksucht** die vorherrschende. Die Weine Italiens, besonders dem Süden zu, sind vulkanischer Natur und führen natürlichen Weingeist mit sich. Die Soldaten selbst, welche mit Vorliebe die stärksten Weine, selbst den Sizilianer nicht ausgenommen, genießen, glauben sich in ihrem Milch- und Mostlande, und schütten sie wie Wasser hinunter, daß sie bald Kopf und Füße verlieren. Dann pflegen sie in ihrer Verrücktheit zu sagen: **Der Wein ist verrückt.** Dem Rausche folgen ungestüme und wilde Exzesse. Obschon jeder Berauschte seine Strafe zu gewärtigen hat, so bleiben dennoch alle Strafen und Ermahnungen unnütz. Die Schweizer-Soldaten sollen überhaupt das Vorrecht anstreben, sich jeden Abend, wenn möglich, die Sorgen und Mühen mit Wein zu vertreiben. Das Publikum ihrer Garnisonen ist so daran gewöhnt, daß nicht selten arme Gassengauner oder Lazzaroni sympathisirend die **ebbriaci Svizzeri** nach ihrer Caserne führen. Selten ist es, daß einem berauschten Schweizer etwas zu Leid gethan wird; man hat eher Mitleid und Erbarmen mit ihnen. Jeder Tages-Rapport bringt aber Szenen von berauschten Soldaten. Sie sind oft tragischer, oft komischer Art, immerhin betrübender Natur. Auch umsonst wiederholen sich die Strafen und Ermahnungen, denn ihr Leben wird zu einem Rausche. Die Trinksucht wird noch dadurch genährt, daß in jedem Quartiere schweizerischer Soldaten Cantinen oder Schenken sind, die in Hülle und Fülle Wein und Schnaps vom Morgen früh bis Abend spät anbieten. Daher kommt es, daß die Solda-

Digitized by Google

ten gegen alle ergriffenen Maßregeln schon am Morgen früh mit Schnaps und Wein beginnen, und Abends spät an der Bettstätte mit Zechen enden.

Erlauben es die Verhältnisse dem Soldaten, dieser Leidenschaft täglich zu fröhnen, so ist es auf diese oder jene Weise um ihn geschehen. Entweder wird er das Opfer einer entzündlichen Krankheit, der fulminanten Apoplexie, oder des Siechthums u. s. f. oder er unterliegt wiederholten Strafen, die ihn endlich ermüden, seines Standes und Lebens überdrüssig machen. Will es das Mißgeschick, daß jeder Funke von Moralität, jede Furcht vor Strafe verschwindet, so denkt er auf unerlaubte Mittel und Wege seiner Leidenschaft den vollen Zügel zu lassen. Er verkauft seine Effekten, Kleider u. s. f. oder er entwendet seinen Cameraden Effekten oder Geld und schleicht sich hinaus, um wieder mit vollen Zügen die giftigen Lebensfreuden einzuschlürfen. Sind seine schlimmen Verhältnisse auf die Spitze gestiegen und hat er noch Kraft zu einem Entschlusse, so entscheidet er jetzt im Taumel über seine persönliche Existenz. Moralisch hülflos und stumpf unterliegt er den Einflüsterungen des träumerischen Augenblickes; er steht und zittert wie ein morsches Gebäude vor den anstürmenden Elementen. Der Abend, die herankommende Nacht geben ihm Mittel und Gelegenheit den gefaßten Vorsatz zum Selbstmorde auszuführen, um allem Prozesse zwischen ihm und der Welt, der er überdrüssig geworden, ein Ende zu machen. In der Regel ladet er sein Feldgewehr und jagt sich die Kugel durch den Kopf, um in erster und letzter Instanz zu entscheiden.

Nehmen wir an, daß der größere Theil der Schweizersoldaten in fremden Diensten aus Uebermuth, Arbeitsscheu, Hang zur Liederlichkeit und Ausschweifung, Verdruß in Familien-Angelegenheiten, falschen Vorstellungen über den Soldatenstand im Auslande von Hause gelaufen ist, so sind auch die traurigen Scenen bei einem Schweizer-Regimente um so häufiger, da sie des guten Rathes, der bessern Leitung und der moralischen Selbstaufheiterung mangeln. Sind es Leute von aufbrausendem und festem Character, so ist ihr Loos bald entschieden. Diese schmiegen sich am wenigsten unter die Leute und springen lieber über die Barriere, wenn es auch ihre Existenz gilt, als daß ihnen die Disciplin zu nahe an's Herz gehen darf. So haben schon viele hart-

köpfige, dem Dienste oder dem Exerciren sich widersetzenden Brausköpfe in der Uebermannung durch Regiments-Gewalt den Selbstmord einer Disziplinar-Strafe vorgezogen. Es bedarf sodann auch bei denen vom Mißgeschicke Verfolgten, die gewöhnlich empfindlichen Gemüthes sind, daß sie von dem Regen unter die Traufe kommen, Dienstplagen, unverdiente Strafen erleiden, so ist auch bei diesen das Maaß der Bitterkeiten voll und der Leidende wirft sich kalt und entschlossen dem Selbstmorde in die Arme.

Es ist betrübt zu wissen, daß auch solche Menschen, die sich ihrem eigenen Todesurtheile überliefern, den Meuchelmord auszuüben im Stande sind, wie traurige Beispiele beweisen. Was erlauben sich nicht solche Menschen, die bei erloschenem moralischen Selbstgefühl zum Schlechten hingerissen oder durch übel berechnete oder unbillig harte Strafen aufgereizt werden und die Strafe mit der Rache vergelten?

Alle menschlichen Leiden eines Soldaten sind aber nicht vermögend die tragischen Szenen des Mordes zu veranlassen, wenn moralische Erziehung und religiöse Grundsätze vorhanden sind. Allein diese mangeln gewöhnlich und beinahe allgemein den Schweizersoldaten im Auslande. Roh, ungeschliffen, unwissend, wild, wie dem thierischen Naturstand entlaufen, mit herrlichen Naturanlagen, sind die meisten, und bleiben viele. Wenn auch jedes Regiment seine Schulanstalt, jede Confession ihren Seelsorger hat, so stehen diese Stützen des Verstandes und Herzens so im Hintergrunde, daß sie weder das Regiments-Commando noch das Soldaten-Comment völlig zu durchdringen vermögen. Die Soldaten sind also in Beziehung auf Gemüth und Seelenpflege sich so sehr überlassen, daß sie nach Erfüllung ihrer Brod- und Soldpflichten nur ihren thierischen Sinnen und Trieben folgen können. So leuchtet ihnen die Sonne der Religion so ferne zu als den am Nordpol verkrümmten und verdummten Eskimos. Wie kann wohl das Gemüth durch selbst verschuldete Krankheit oder durch die eigenen persönlichen Verhältnisse ergriffen ohne Erleuchtung und Erwärmung durch religiöse Grundsätze oder fromme Glaubensgefühle an höhere Fügung sich wieder aufrichten?

Wir wissen daher auch, daß in dieser Selbstvernachlässigung, in dem Aufgeben der moralischen Kraft und Stärke Soldaten Selbst- oder Meuchelmorde begehen, wenn selbst die Natur, Witterung, Luft, der

Himmel, die Sterne sie freundlich begünstigen und erheitern. Da erfolgt Selbstmord aus Caprice. Der Entschluß unter keiner Bedingung mehr leben zu wollen, gehört auch zu den Folgenwirkungen ihrer Verirrungen und der tief zerrütteten Gemüthszustände. So giebt es Soldaten, die ohne irgend eine Veranlassung, Aufreizung, Strafe noch Krankheit, ohne alle Spuren geistiger Störung, auf ihrem Wachtposten, bei dem Dunkel der Nacht, nicht während des Stürmens der Elemente, des Sausens und Brausens der Gewässer, sondern selbst bei der schönsten Mondes- und Sternenhelle, während des weichsten Schlummers der Lüfte und des tiefen Traumes der weiten schönen Welt ohne nähern Anlaß gewaltthätig sich das Leben nehmen.*)

Sehen wir nun von allen Gelegenheitsursachen ab und wenden uns zu der innern Natur solcher unglücklichen zum Selbstmorde geneigten Individuen, so finden wir nach dem Berichte der obduzirenden Aerzte, daß Choleriker und Sanguiniker die Mehrzahl der zur Selbsttödung gestimmten Temperamente ausmachen. Die Lebensverhältnisse eines Soldaten unter dem italienischen Himmel, im vollen Genusse der süßen Naturgaben, besonders der geistigen Getränke bei wenigerm Absatze, reger Thätigkeit und Mangel an geregelter Ordnung im Règime, um den physischen und moralischen Kräften stets das Maaß zu halten, bringen krankhafte Reactionen in Folge von Ueberströmungen und Anhäufungen der Säfte hervor. Unter den vorzüglich hervorstechenden aus dem Ueberflusse und Ueberschusse der cirkulirenden Säfte hervorgehenden krankhaften Erscheinungen, die auf das Gemüth besonders einwirken, stehen: die Blutanhäufungen im Kopfe. Diese geben sich nicht

---

*) Wir glauben hier die psychologische Bemerkung einstreuen zu müssen, daß wohl nicht bloße Caprice die Quelle dieser Art von Selbstmord ist, und daß diese gerade bei edlern und sittlichern Naturen sich einfindet. Bei Schweizern dürfte dieses Heimweh in naher Verbindung stehen und von der gleichen Ursache abhängen. Den Menschen überhaupt wandelt oft in den Augenblicken des höchsten Genusses die Lust zu sterben an, er schaut und fürchtet sich, zurückzusinken in die Gemeinheit und Alltäglichkeit des Daseins. Die Ueberfüllung von Wonnegefühl kann ihn gleichsam zur Verzweiflung am Leben bringen, und dieß habe ich selbst auf meinen Reisen durch Italien empfunden, daß der Himmel, das Meer und die Landschaften Italiens gerade ihrer Milde und Ueppigkeit wegen in der Seele des Schweizers eine wahrhaft ungestüme Sehnsucht nach dem wildern und großartigern Vaterlande wecken, dessen Erhabenheit und Majestät dem in dieß Dasein und Schauen Gewöhnten durch keine Anmuth und Schönheit kann aufgewogen werden.

nur durch die gewöhnlichen Zufälle der Congestion kund, sondern die jugendliche Energie macht sich durch tolle Excesse Luft, die oft bis zur Raserei gehen und die Szene eines wild aufgehetzten Thieres darbieten. In Folge solcher Blutanhäufungen und Nervenüberreizungen beobachten wir bei gewohnten Säufern die eintretenden Geisteszerrüttungen in dem Grade und Umfange der die Zeit bezeichnenden Dipsomanie. Außer der furiösen Hirnaffection zeigt sich aus dem gleichen Grunde bei milderm und schwächerm Temperamente, nämlich bei der melancholischen und phlegmatischen Gemüthsart, die stille, träumerisch schleichende Manie, die sich mit fixen Ideen beschäftigt, deren Character mehr Einfalt und Blödsinn als Muth und Energie verräth und daher weniger moralisch gefährlich ist, als er hingegen abzehrend und aufreibend wird.

Ferner beweisen die Autopsien, daß Blutanhäufungen im Digestions- und Nutritionsapparate, namentlich in der Leber, Milz und den dünnen Gedärmen, stattfinden. Wer in dem Lande des Ueberflusses und der Sonnengluth nicht mäßig, selbst zurückhaltend und ordentlich diätetisch lebt, wie es in der Regel die beßre Klasse der Eingebornen thut, zahlt seinen Tribut mit gastrisch-biliösen Fiebern, Hämorrhoiden, Blutwallungen, Blutflüßen, Bluthusten u. s. f. Italiens rasche und üppige Vegetation wiederholt sich gleichsam im thierischen Organismus und erzeugt allerlei Plethoren, die sich durch Secretionen und Excretionen entladen müssen. So sondern sich im gleichen Verhältnisse gesteigert, die der Individualität und dem Geschlechte angehörigen Säfte ab. Daher hat man besonders im Sommer viel mit Gallen- und Blutanhäufungen zu kämpfen. Eben so läßt sich des Landes eigenthümliches System der Aerzte, die viel Abführungs- und Brechmittel reichen, oft Ader lassen, so wie ihre strengen diätetischen und unsre Soldaten sehr erschöpfenden Abstinenz-Vorschriften erklären.*) Wegen häufig zurückkehrenden Congestionen sind chronische Abdominalleiden, besonders Hämorrhoiden, Infarkten, Obstructionen in der Leber, Dyspepsien und Apathien des Magens Landeseigenthümlich. In Folge übermäßiger Nutrition finden sich z. B. Fettgeschwülste, Hypertrophien der Leber und Milz, Stagna-

*) Zum Theil sind auch aus dieser Naturquelle geflossen die religiösen Gesetze der Ascetik und Mortification des Fleisches, wie wir sie in heißen Ländern finden.

tion in der Circulation der Säfte durch das Pfortadersystem; in der physischen Sphäre, Lähmung des Frohsinns und der Heiterkeit, Hemmung der Energie, Grund- und Muthlosigkeit, Lebensüberdruß u. s. f.

Die Schweizersoldaten kommen in der Regel wohl genährt, üppig an Wuchs und Stärke nach Italien. Strotzend von Gesundheit haben diese Leute eine Vorliebe zum Genießen und ihr Tagesgeschäft außer dem Dienste und Marsche ist: Essen und Trinken, bei beständigem Appetite, so daß es in Fressen und Saufen übergeht. Die Folgen sind gastrisch-biliöse Fieber, Congestionen, Entzündungen der edlern Organe. Im Verlaufe der Zeit bilden sich Abdominalleiden von Obstructionen und Hämorrhoiden, organische Degenerationen und Apathien. Die Hypochondrie tritt mit den Symptomen der Congestion nach dem Kopfe und dem Verdauungsapparate auf; es folgen Gemüthsverstimmung, Launen, Unzufriedenheit mit dem Stande und den Verhältnissen, Hang zur Streitsucht*), oder aber — die Leidenschaften scheinen zu verschwinden, es tritt Zurückgezogenheit ein, ihr folgen Trübsinn, finstre Träume, endlich bei ungünstigen Gemüthseindrücken schwarze Pläne gegen sich oder Andere, bis der Unglückliche an seinem Ziele ist und in der Verzweiflung oder Rache seine Befriedigung findet, wenn ihn nicht körperliche Leiden oder Zwangsmaasnahmen daran hindern.

Schlußfolge.

Ueberschauen wir nun mit physiologischer und psychologischer Betrachtung, welche eigentlich niemals getrennt werden sollte, die Reihe vorangehender Thatsachen und Bemerkungen, welche ein kenntnißreicher Mann mit sinniger Sachkunde zusammengestellt hat, so glauben wir, daß dieselben eine tiefere Ansicht und Kenntniß der hier beschriebenen Gattung von Selbstmord oder Selbsttödung begründen können. Es ist wahrhaft merkwürdig, daß man selbst in den vollständigsten Abhandlungen über den Selbstmord, wie z. B. in der Schrift von Diez, unter dem großen Register von Ursachen und Gelegenheitsursachen das Klima und die

*) Wie sich der Mensch nicht nur physisch, sondern auch moralisch acclimatisirt und naturalisirt, wie der Schweizer z. B. in Rom und Neapel nicht nur Sprache und Sitte annimmt, sondern auch sein Fleisch, Blut und Gemüth transmutirt, zeigt sich besonders an jüngern Subjecten.

Aufenthaltsveränderung kaum mit einem Worte erwähnt findet. Es unterliegt nun aber keinem Zweifel, daß das Klima, welches als ein so reicher Inbegriff so mannichfaltiger Einflüße unter allen äußeru Ursachen gewiß die wichtigste und mächtigste ist, daß besonders die Verpflanzung aus einem Erdstrich, der einen ganz eigenthümlichen Karakter hat, in einen andern von ganz entgegengesetzter Art mit völlig veränderter Lebensweise eine Hauptursache des dem Selbsterhaltungstriebe so widersprechenden Entschlusses, freiwillig zu sterben, oder sich selbst den Tod zu geben, werden könne. Ist doch solch eine Verpflanzung, als ob ein Thier seinem Element entrißen wird! Das Acclimatisiren und Naturalisiren in einer weit entfernten und, was noch mehr Berücksichtigung verdient, in einer mit dem Heimathlande so contrastirenden Region kehrt alle angeborenen und angewöhnten, sowohl physischen als psychischen Lebensverhältnisse um, und muß daher auch ganz besonders die Einbildungskraft und Gemüthsverfassung erschüttern, so daß nothwendig eine eigentliche Anschmiegung an die fremde Welt und eine ihr entsprechende Lebenserneuerung; oder dann eine Steigerung des innern Wesenswiderspruchs folgen muß, bis die letzte und höchste Reaktion der selbstbewußten und freithätigen Kraft des Menschengeistes diesen Wesenswiderspruch mit der Vernichtung des getrübten Daseins und dem absichtlich und vorsätzlich unternommenen Austritt aus einer qualvollen und hoffnungslosen Welt aufhebt. Diese Ansicht nimmt all die einzelnen und untergeordneten Gesichtspunkte, die in vorgehender nach unserm Urtheil in Hinsicht auf die Lösung ihrer Aufgabe trefflichen Abhandlung erläutert sind, in sich auf und aus ihr kann auch erklärt werden, daß nicht nur unter den Schweizersoldaten, sondern auch unter den österreichischen Truppen, als diese dort, wie jetzt die Schweizer, den Kriegsdienst im Frieden versahen, der Selbstmord, so zu sagen, epidemisch grassirte. Das hier aufgestellte Erklärungsprinzip wird aber auch auf noch mehr erweiterte Verhältnisse der Versetzung von Einzelnen und ganzen Gefolgen unter ferne und mit der Welt und dem Leben in der Heimath contrastirende Himmelsstriche und Erdgegenden ihre Anwendung finden.

V.

Das Fourier'sche Socialsystem, seine Anhänger und Erklärer.

Der Socialtheorie Fourier's steht eine große Zukunft bevor, nicht allein im Gebiete der Wissenschaft, sondern auch in der Experimentalpolitik, wenn anders dieser Ausdruck auf die Versuche zur Verwirklichung einer Lehre paßt, welche sich von dem gesammten heutigen Staatswesen lossagt, und eine gesellschaftliche Organisation aufstellt, auf die keiner der Begriffe, keine der Vorschriften der jetzt gültigen Politik anwendbar ist. Wenn das Fourier'sche System beinahe dreißig Jahre lang unbeachtet und fast unbekannt blieb, so ist der Grund davon vorzüglich in der literärischen Form zu suchen, in welcher es von seinem Entdecker vorgetragen wurde. Die durch Aufstellung neuer Begriffe nothwendig gemachte Neologie, die abstracte Methode Fourier's, welche sich der der deutschen philosophischen Schulen nähert, und die zumal durch ihren analytischen Charakter gegen alle Gewohnheiten des französischen Geistes anstößt; dies sind die anerkannten Hauptursachen der Vernachlässigung seiner Schriften, welche sich übrigens auch durch die oft paradoxal scheinende Kühnheit der darin niedergelegten Ansichten dem französischen Nationalgenius wenig empfahlen, denn dieser ist bei aller seiner Beweglichkeit in einen gewissen Kreis des Conventionellen gebannt, außerhalb dessen es für ihn nur Absurdes oder Lächerliches giebt. Zu den angegebenen Ursachen der Nichtbeachtung der Fourier'schen Theorien gesellte sich überdieß noch eine Art von Conspiration der Politiker und der Staatsöconomisten, welche den Credit ihres Wissens in der Socialtheorie schwer

bedroht sahen, und sich durch ein hartnäckiges und einmüthiges Stillschweigen für die gegen sie gerichteten Angriffe rächten. Diese Verfolgung der Lehre Fourier's ging so weit, daß ein Sismondi sich nicht scheute, die Zurückweisung eines der **Bibliothèque de Genève** zugesandten Abrisses derselben durch die Vorstellung zu bewirken, daß die Verbreitung der Fourier'schen Ansichten gefährlich sei. Der Journalismus, der in seiner jetzigen Richtung gleichfalls wenig Gnade in den Augen Fourier's gefunden, weniger der Selbstbeherrschung fähig, ignorirte die Socialtheorie nicht gänzlich, aber er erwähnte ihrer nur um sie lächerlich zu machen, um ihr die abgeschmacktesten Sätze aufzubürden und Kopf und Herz ihrer Anhänger zu verdächtigen. Dieser redlichen Verfahrungsweise ist es zu verdanken, daß noch heutiges Tags von einem großen Theile des Publicums der socialen Schule Meinungen zur Last gelegt werden, deren Extravaganz nur von derjenigen übertroffen wird, welche sie vernünftigen Leuten wirklich zutrauen.

Erst gegen das Ende seines Lebens gelang es Fourier eine kleine Schule zu ziehen, welche, von den Lehren des Meisters durchdrungen, mit wahrem Enthusiasmus an der Verbreitung derselben arbeitete, namentlich dadurch, daß sie ihr Verständniß durch populäre Darstellung zu erleichtern suchte. Ihre Bemühungen haben einen raschen, einen sichtbaren Erfolg gehabt. Binnen wenigen Jahren hat die Socialtheorie eine Zahl von Anhängern gefunden, welche groß genug ist, um in die meisten Kreise der Pariser Gesellschaft einige Repräsentanten zu senden und einen merklichen Einfluß auf die Richtung der öffentlichen Ideen zu üben. Vorzüglich ist es die gebildete Jugend, bei welcher die Lehre Fourier's Glauben im propagandistischen Eifer findet; ein um so glänzenderes Resultat, als sie ihren Eingang in diese Sphäre durch die Verdrängung der politischen Sympathien des Jahrhunderts erringen mußte. Die heutige französische Jugend — ich rede von derjenigen, welche überhaupt über die persönlichen Interessen hinaus denkt und will — entfremdet sich immer mehr den politischen Tendenzen, in deren Verfolgung die vorhergehende Generation die Aufgabe des Patrioten und des Menschenfreundes sah. Täglich hört man junge Leute von Geist und Kenntnissen erklären, daß sie keiner der politischen Meinungskategorien angehören

daß sie die Verbesserung der menschlichen Zustände weder von der Monarchie noch von der Republick, noch auch von der Lösung irgend eines staatswirthschaftlichen Problems erwarten, daß sie weder Oppositionsmänner noch Anhänger der Regierung, sondern Fourieristen sind. Obgleich dieser entschiedenen Ablehnung jeder Gemeinschaft mit allen politischen Parteien eigentlich eine Selbsttäuschung zum Grunde liegt, so zeugt sie doch von der Macht der neuen Ideen, welche den edlern Theil des heutigen Geschlechts dem Cultus der Politik abwendig machen konnte, der seit einem halben Jahrhundert alle starken Gemüther, allen heroischen Sinn ausschließlich für sich in Anspruch nahm.

So viel indessen auch durch die Schriften eines Considèrant, Muiron, Jules Lechevalier u. s. w. für die Popularisirung der Socialtheorie geschehen war, so blieb es doch immer noch eine ungelöste Aufgabe dieselbe in ein Gewand zu kleiden, dessen Leichtigkeit und Eleganz ihr Zutritt in die Salons und die Boudoirs, in die Welt der Zerstreuten, der geistig Trägen oder Unfähigen verschaffen konnte. Die Idee, diese Lücke in der Literatur der socialen Schule auszufüllen, scheint den Plan des Werkes der Madame **Gatti de Gamoud**, das unter dem Titel: **Fourier et son système**" erschienen, bestimmt zu haben. Die Verfasserin dieses Buchs zeigt uns nur die Umrisse des Fourier'schen Systems, um den Leser nicht durch den Anblick seines complicirten innern Baues aufzuschrecken. Ihr vorzügliches Augenmerk ist auf die Berührungspuncte der Socialtheorie mit den Zuständen der Wirklichkeit gerichtet, sie giebt daher fast nur die practischen Resultate der Theorie, für deren wissenschaftliche Begründung sie auf die Schriften des Meisters verweist. Vorläufig fordert sie von dem Leser einen Theil des Glaubens, den sie selbst mit inniger Wärme auf jeder Seite ihres Buches bekennt. Ihr religiöses, jedem Zweifel unzugängliches Vertrauen auf die Wahrheit der Lehre Fouriers hat etwas Rührendes, Herzgewinnendes. Die glückselige Zukunft, welche Fourier unserm leidenden Geschlechte verheißt, für deren Herbeiführung auf dem Wege des Rechts und der ruhigen Reform er alle Mittel nachweist, diese Zukunft sollte eine Lüge sein? Die Verfasserin stellt sich kaum diese Frage — nimmer nimmermehr! Man hat ihr einen Weg gezeigt, der die Menschheit aus dem Labyrinthe der

Staatswirren und der gesellschaftlichen Anarchie führen soll, und sie verfolgt diesen Weg mit der Ueberzeugung eines Inspirirten. Ihre Sprache erhebt sich oft zu dem Tone poetischer Begeisterung, wenn sie die Schmach und das Elend der Gegenwart malt, und die Mächtigen oder Reichen der Erde zur Beschleunigung des Ueberganges in eine veredelte Erd-Ordnung aufruft. Man könnte Madame **Gatti de Gomond** den Johannes unter den Aposteln des neuen Evangeliums nennen; sie ist schwärmerisch, gläubig, liebend wie der Seher von Patmos. Strenge Argumentation, Kritik, Polemik, würde man bei ihr vergebens suchen, sie überträgt die Lehre, wie sie ihr gegeben worden, in ursprünglicher Reinheit und vertrauend auf die ihr inwohnende Kraft überzeugender Wahrheit. Mit einer Anspruchslosigkeit, die ein wahres Phänomen in der Schriftstellerwelt ist, überträgt die Verfasserin das ganze Verdienst ihres Buchs auf den Entdecker der Theorie, die sie dem mittelmäßigen Verstande zugänglich macht. Gleichwohl ist nicht bloß die Form des Werks ihr Eigenthum, sondern auch der Inhalt gehört ihr unverkennbar, theilweise ausschließlich an, namentlich aber ein Capitel über die Stellung des weiblichen Geschlechts, welches neben das Vortrefflichste gestellt werden kann, was über diesen vielbehandelten Gegenstand geschrieben worden, und welches reich genug an Gedanken und an Styl ist, um allein der Verfasserin einen rühmlichen Platz in der literarischen Hierarchie Frankreichs zu sichern. Indeß ist ihr Buch gleichwohl nicht dazu geeignet, eine inhaltsmäßige Kritik des Socialsystemes daran zu knüpfen, und wir unternehmen eine solche lieber bei Beurtheilung des ausführlicheren Werkes von Considèrant: „**Destinée sociale,**" mit dem wir uns jetzt beschäftigen wollen. Dies Werk ist zugleich Text und Commentar des Fourier'schen Systems.

Herr Considèrant, der jetzige Chef der socialen Schule, hat darin theils die in den verschiedenen Schriften des Meisters niedergelegten Bestandtheile der Wissenschaft in systematischer Ordnung zusammengefaßt, theils die complicirten Principien derselben entwickelt, erläutert, weiter ausgeführt, ihre abstracten Formeln erklärt, die gegen sie erhobenen Einwürfe bekämpft, und die mannichfachen Wechselbeziehungen zwischen ihren scientifischen Ergebnissen und der Welt der Thatsachen nachgewiesen.

Die Destinée sociale ist das vollständigste, gründlichste, durchdachteste Werk, welches, außer den eigenen Schriften Fourier's, über die Socialtheorie erschienen und sein Studium genügt, um diese bis in ihre tiefsten Speculationen wie in ihre kleinsten praktischen Details verfolgen zu können. Begleiten wir Herrn Considèrant, so weit es der Raum dieser Blätter erlaubt.

Der Verfasser beginnt, unter Berufung auf die in den mathematischen Wissenschaften übliche Verfahrungsweise, damit, daß er das Problem einer möglichst vollkommnen Organisation der Gesellschaft als gelöst betrachtet, um später die Mittel zu seiner Lösung mit desto größerer Sicherheit zu suchen. Nehmen wir an, sagt er, daß auf der Erde eine Ordnung der Dinge herrsche, welche der des Himmelssystems analog sei. Wie hier alle Welten in eine Hierarchie gereiht sind, wie sich hier Satelliten um Planeten, Planeten um Sonnen und sämmtliche Weltkörper endlich um eine Centralsonne drehen, ohne daß irgend eine Störung, irgend eine Unordnung aus dieser tausendfältigen Bewegung entsteht, ohne daß das System des All gehemmt wird; so herrscht auf der Erde eine große sphärische Hierarchie der gesellschaftlichen Abtheilungen von der Gemeinde bis zum Staate, zum Erdtheile und zur Centralgewalt des Erdkreises. In der so organisirten Welt giebt es keinen Haß, keine Nationaleifersucht, keine Vergeudung der öffentlichen Kräfte. Außer der sehr beschränkten Thätigkeit in der Verwaltungssphäre sind fast alle menschlichen Beschäftigungen wahrhaft produktiv. Der Heerd der Arbeiter ist aber nicht, wie heutiges Tags, die Familie, sondern die Gemeinde, deren vernünftige Organisation daher einen wesentlichen, ja den wichtigsten Bestandtheil der neuen Ordnung der menschlichen Gesellschaft bildet. In den heutigen Staaten herrscht die vollständigste Anarchie in allen Zweigen der Industrie (Inbegriff aller productiven Arbeiten) und überhaupt findet man gegenwärtig nur in der öffentlichen Verwaltung Beispiele wahrhafter Organisation. Die heutigen gesellschaftlichen Einrichtungen können also in keinem Stücke der industriellen Verfassung der künftigen Welt zum Muster dienen. Die zweckmäßige Einrichtung des Gemeindewesens und seiner Gewerbthätigkeit fordert vor allen Dingen, daß die Ländereien, Fabriken, Werkstätten und der Hausstand der ganzen Gemeinde

wie das Eigenthum eines Einzigen verwaltet werde, und daß man den Ertrag der sämmtlichen Güter und Thätigkeiten in dem Verhältniß an die einzelnen Mitglieder der Gemeinde vertheile, in welchem sie durch ihr Capital, ihr Talent, ihre Arbeit zur Production beigetragen haben. Die Gemeinde überläßt einem Jeden die völlig freie Wahl der Art und des Maßes seiner Beschäftigungen, sie beschränkt sich darauf, die Arbeit überhaupt durch die ihr gegebene Organisation anziehend, zu einem Vergnügen zu machen. So werden denn in einer möglichst vollkommnen gesellschaftlichen Ordnung neben der Unabhängigkeit des Individuums, die Anziehungskraft der in dem jetzigen Zustande der Dinge abstoßenden Industrie, die Organisation der nützlichen Arbeiten, bei Entwickelung aller Fähigkeiten, die Annäherung aller Classen, und die Harmonie der individuellen mit den Collectivinteressen gesichert sein.

So weit die Hypothese des Verfassers. Ich weiß nicht, ob der Schlußsatz derselben nicht auf einfacherem Wege hätte gefunden werden mögen, und ich bezweifle, daß die eingeschlagene Methode, welche das Resultat der Forschung vorangehen läßt, vielen Lesern einleuchten werde, obgleich objectiv betrachtet nichts an ihr auszusetzen sein dürfte. Auf jeden Fall vermißt man aber eine klare und bestimmte Definition des Zwecks alles menschlichen Daseins, welche hier durchaus an ihrer Stelle gewesen sein würde, da doch wohl nur die irdische Bestimmung des Menschen den richtigsten Maßstab für die zweckmäßigste gesellschaftliche Organisation abgeben kann.

Nachdem der Verfasser die allgemeinen Umrisse seines Ideals socialer Ordnung gezeichnet, stellt er neben dasselbe ein Bild des gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustandes, um den Contrast zwischen dem Wirklichen und dem Möglichen recht anschaulich zu machen, und um zu beweisen, daß eine Verbesserung des Looses der Menschheit nicht von der Veränderung einzelner Institutionen, sondern nur von der Gründung der gesellschaftlichen Organisation auf völlig neuen Basen zu erwarten, um zu beweisen „daß die Kritik derjenigen, welche sich ausschließlich auf den politischen Standpunkt stellen, kleinlich, elend, erbärmlich ist, daß ihre socialen Mittel mindestens nichtig und unwirksam sind, und daß ihr beschränkter Blick kaum den Horizont eines Brunnens umfaßt."

Als die wesentlichen Mängel der heutigen Ordnung der Dinge, der Civilisation, gelten dem Verfasser die Nothwendigkeit einer zahllosen Menge unproduktiver Functionen, die Vergeudung der besten menschlichen Kräfte durch die Zerstückelung der menschlichen Thätigkeit und durch die anarchische Concurrenz, und endlich der Conflikt der Privatinteressen sammt seinem schmählichen Gefolge von Elend, Schurkerei, Polizey und Gefängnissen. „Ueberall," dies sind die Worte Fourier's, „sieht man, daß eine Classe bei dem Unglück der andern interessirt ist. Der Mann des Gesetzes wünscht, daß sich die Zwietracht in die reichen Familien schleiche und ihm dort gute Processe bereite; der Arzt wünscht seinen Mitbürgern ein gutes Fieber oder einen guten Schnupfen; der Soldat wünscht einen guten Krieg, der die Hälfte seiner Cameraden hinrafft und ihm Beförderung verschafft; der Pfarrer ist dabei interessirt, daß es gute Todte gebe, d. h. Begräbniße zu 1000 Fr.; der Richter wünscht, daß Frankreich auch ferner jährlich fünfundvierzigtausend siebenhundert Verbrecher liefere; der Kornwucherer will eine gute Hungersnoth, die den Preis des Getreides aufs doppelte und dreifache steigert; der Weinhändler wünscht der Lese einen guten Hagel, und den Knospen einen guten Frost; der Baumeister, der Maurer, der Zimmermann verlangen eine gute Feuersbrunst, welche einige hundert Häuser verzehrt und ihnen Arbeit giebt." Die Wahrheit dieser Schilderung des Gegensatzes der Interessen wird Niemand läugnen; das Uebel ist längst anerkannt, aber das Heilmittel, Fouriers einfaches System der Generalassociation, war bisher ein Problem, dessen Schlüssel kaum Jemand zu suchen wagte. Doch folgen wir der Darstellung des Verfassers. Ein besonderes Capitel ist der heutigen Verfassung des Handels gewidmet, deren das Gemeinwohl untergrabende Wirkungen mit einer energischen Beredsamkeit der Dialektik und des Styls geschildert werden. Der Handel, statt den Producenten und den Consumenten in unmittelbare Verbindung zu setzen, bringt gewöhnlich auf Kosten beider eine lange Reihe überflüssiger Zwischenglieder zwischen sie, schreibt beiden das Gesetz seines Eigennutzes vor, beraubt die Gesellschaft durch die Verfälschung seiner Waaren, er beraubt sie durch eine häufige Herbeiführung einer künstlichen Ueberfüllung des Marktes, die das Verderben unermeßlicher Massen von Produkten zur Folge hat,

er beraubt sie endlich durch das Ansichziehen einer Menge von Capitalien, welche productiv verwendet werden könnten, und zuletzt durch seine zahllosen Bankerotte. Die Socialtheorie legt diese Uebelstände und Mißbräuche nicht dem Handelsstande, sondern der Organisation des Handels zur Last, welche das persönliche Interesse des Kaufmanns mit dem des Publicums in Widerspruch setzt. Gegensatz, Feindseligkeit, Kampf der Interessen ist überhaupt das charakteristische Zeichen der Civilisationsperiode, und der Einzelne ist nach Fourier nicht verantwortlich dafür, wenn er, dem Drange seiner Natur folgend, bei solchen Conflikten die Selbstliebe entscheiden läßt.

Zu den aufgeführten Fehlern der Civilisation kommt noch, daß sie die meisten Arbeiten zu einer unerträglichen Bürde macht, welche ohne die Gefahr, Hungers zu sterben, Niemand auf sich nehmen würde. „So lange," sagt der Verfasser, „man nicht ein Verfahren eingeführt hat, welches die Arbeit anziehend macht, so lange ist es wahr, daß viele Arme nöthig sind, damit einige Reiche existiren können; ein schauderhafter höllischer Satz, den man von Leuten, die sich Christen und Philanthropen nennen, täglich als ein Axiom von ewiger Nothwendigkeit aussprechen hört. Es ist leicht zu begreifen, daß Unterdrückung, Betrügerei und zumal Dürftigkeit das Erbe jeder Gesellschaft sein werden, welche die Arbeit zu etwas Widerwärtigem macht, denn hier ist es die Armuth allein, die zur Arbeit zwingen kann."

Manche dieser Uebel der Civilisation galten, wie gesagt, bisher für unheilbar, andere derselben hat man durch politische Reformen besiegen zu können geglaubt, aber, sagt der Verfasser, sie sind in keiner Staatsverfassung vertilgt oder auch nur merklich vermindert worden, sie haben in Frankreich das alte Regime mit seinem Aristocraten- und Pfaffenthume überlebt, sie sind weder den Stürmen der revolutionären Neuerungen, noch der Einführung der constitutionellen Monarchie gewichen. Was ist durch das blutige Socialexperiment der französischen Revolution gewonnen worden? Nichts, antwortet der Verfasser, als constitutionelle Lügen statt der Freiheit. Nachdem wir in dreißig Jahren das vollbracht, wozu Rom zehn Jahrhunderte gebrauchte; nachdem wir wie Rom Könige, Consuln, Tribunen, Senatoren und Kaiser abgenutzt, sind wir auf den Punkt gekom-

men, wo für Rom die byzantinische Periode begann. Wie die Civilisation in Indien, in Vorderasien, in Griechenland und in Egypten untergegangen ist, so kann, so wird sie auch in Frankreich und vielleicht zugleich in Europa vernichtet werden, wenn sie sich nicht jetzt, da sie den höchsten Punkt der Reife erreicht hat, einen Weg bahnt, um in eine höhere menschheitliche Bildungsstufe überzugehen. Aber eben so wenig als durch die Politik mit ihren Charten, ihren Bajonetten und ihren Schaffotten wird die Gesellschaft durch die Seifenblasen der Metaphysik, durch die eintönigen Predigten einer unwirksamen Moral, oder durch die lügnerische Staatsöconomie „den letzten Bastard der Philosophie" gerettet werden. Das einzige Mittel des Heils ist die Anwendung der Socialtheorie.

Wenn das Raisonnement des Verfassers, welches ich in dem letzten Absatze wiedergegeben habe, einige zu scharf, zu unbedingt gestellte Behauptungen enthält, so liegt ihm doch eine unverkennbar wahre Anschauung der öffentlichen Zustände zum Grunde. Die Krankheit der Gesellschaft, deren Gift in alle Klassen, in alle Verhältnisse eingedrungen ist, verlangt dringend Abhülfe und doch hat die Unwirksamkeit aller bisher dagegen versuchten Methoden eine Art verzweifelter Resignation in der öffentlichen Stimmung vorherrschend gemacht. Die Politik, wenngleich sie nicht ganz so fruchtlos gearbeitet als der Verfasser behauptet (denn, was man auch gegen den heutigen politischen Zustand Frankreichs sagen möge, die Freiheit der Meinungen und der Rede, die Sicherstellung der persönlichen und der industriellen Associationsfreiheit sind, abgesehen von hundert andern Vortheilen, ein reeller Gewinn, den man der Revolution verdankt, und ohne welchen Fourier vielleicht nicht gedacht und Considérant gewiß nicht, wenigstens nicht lange, geschrieben haben würde,) hat sich ohnmächtig erwiesen, allein die ihr gestellte Aufgabe zu lösen; von der Philosophie, der Moral und der Religion aber ist in einem durch und durch sinnlichen, ungläubigen, verdorbenen Zeitalter vernünftiger Weise nicht zu erwarten, was sie in den unschuldigsten Perioden nicht zu leisten vermocht haben. Daher ist allerdings die Auffindung eines neuen Mittels, oder seine Anwendung, wenn es schon entdeckt ist, nothwendig, und die Lehre Fourier's, welche sich für ein solches giebt, mag deßhalb mit Recht einen Versuch der Realisirung ansprechen, zumal da

dieser auch im Falle des Mißlingens ein völlig unschädliches Experiment sein würde.

Von der Kritik des jetzigen Zustandes der Gesellschaft geht der Verfasser zur Prüfung der ihm vorangehenden Phasen der Geschichte der Menschheit über, um die organische Gliederung der Socialverfassungen der verschiedenen Perioden nachzuweisen, und aus der Vergangenheit Folgerungen für die Zukunft zu ziehen. Ich übergehe den größten Theil dieses Abschnitts, obgleich derselbe nicht allein reich an interessanten welthistorischen Ansichten ist, sondern auch die speculativen Grundlagen des ganzen Systems enthält, weil eine kurze Uebersicht desselben nur eine Aneinanderreihung scheinbarer Paradoxen sein könnte, die ohne die nöthige Begründung und Ausführung zum Verständniß der Socialtheorie nichts beitragen, wohl aber manchem Leser ein ungerechtes Vorurtheil gegen dieselbe einflößen würde. Ich beschränke mich darauf, hier den Grundgedanken der Fourier'schen Geschichtsansicht in folgender Weise zu formuliren: der natürliche Gang der menschlichen Entwickelung bildet eine Wellenlinie, deren einzelne Bogen zwar ungleich sind, sich aber dem Gipfelpunkte der Erhebung auf beiden Seiten symmetrisch anschließen, so daß der aufsteigenden Bewegung eine absteigende in allen ihren Phasen entspricht. Vom Edenismus, der frühesten Kindheitsperiode, der Periode des Traumglücks, sank unser Geschlecht durch den Zustand der Wildheit und die patriarchalische Periode der Consolidation der Stammverfassungen unter erblichem Oberhaupte bis zur Barbarei hinab, aus der sie sich mit der Civilisation wieder zu heben begann, um durch zwei Zwischenperioden, deren erste schon vielfach in die Jetztwelt übergreift, den Garantismus (gegenseitige Gewährleistung verschiedener Interessen) und die einfache Association in die vollständige Association oder Harmonie überzugehen. Diese letzte Periode ist der höchste Ausdruck der menschlichen Vervollkommnungsfähigkeit. Ihre Dauer kann nicht unbegränzt sein, wohl aber die der vorhergehenden — und also auch der nachfolgenden — weit übertreffen. Die Beschleunigung ihres Eintretens ist die Aufgabe, welche sich die Socialwissenschaft gestellt hat.

Die erste Bedingung der Verwirklichung des harmonischen Zustandes der Gesellschaft — so beginnt der Verfasser den organischen Theil

seines Werkes — ist die Erzeugung des Ueberflusses, die allgemeine Verbreitung des Wohlstandes. Wo der Mangel herrscht, da ist keine Eintracht möglich, da tritt der Egoismus an die Stelle der Liebe, da beginnt der Krieg. Am wenigsten aber ist die Harmonie in einer Gesellschaft denkbar, in welcher die Einen schwelgen, während die Andern das Nothwendigste entbehren. Damit ist nicht gesagt, daß Alle zu einer gleichen Theilnahme an den Genüssen des Lebens gerufen werden müssen; es genügt, daß Keiner darbe, daß der Antheil eines Jeden an den Gütern der Gesellschaft in wirklichem Verhältnisse zu dem Maaße stehe, in welchem er durch Capital, Talent oder Arbeit zu deren Erzeugung beiträgt. Zum Beweise, daß eine absolute Gleichstellung Aller — ungerecht in ihrem Principe, unausführbar in der Wirklichkeit — keineswegs nothwendig sei, um die Ursachen der Unzufriedenheit, des Neides, der Eifersucht, aus einem Collectiv-Organismus zu verbannen, citirt der Verfasser ein schönes Beispiel. Die große Armee, beseelt von Enthusiasmus für ihren Führer, von Nationalgefühl und Ruhmdurst, zog freudig nach Rußland, setzte muthig Blut und Leben an den gehofften Sieg. Keine Mißgunst zwischen dem gemeinen Soldaten und dem Officiere, dem Officiere und seinem Generale, denn jeder sagte sich, daß auch er heute oder morgen Officier und General werden könne, kurz trotz der unermeßlichen Verschiedenheit des Ranges und der Verhältnisse herrschte Eintracht, Disciplin, gemeinschaftliche Begeisterung und Hingebung in den Reihen des Heeres. Aber diese Harmonie dauerte nur so lange als die Soldaten Mäntel und Schuhe, Brod und Branntwein hatten; mit dem physischen Leiden stellte sich Insubordination, Neid und die scheußlichste Selbstsucht ein, so sehr, daß Dieser seinen Kameraden tödtete, um dessen Platz am Feuer zu erben, und Jener seinem schlafenden Lagergenossen den Bauch aufschnitt, um sich in dessen Eingeweiden die Füße zu wärmen. Also nochmals, das materielle Wohlsein, im gerechten Verhältnisse auf alle Mitglieder der Gesellschaft vertheilt, ist die Grundbedingung und zugleich die sicherste Bürgschaft der socialen Harmonie. Diese Bedingung, diese Garantie kann aber nur realisirt werden durch eine vernünftige Organisation der jetzt in vollster Anarchie befindlichen Industrie, d. h. aller nützlichen Arbeiten.

Die Organisation der Arbeit, dieses Wort faßt den ganzen practischen Theil der Fourier'schen Theorie in sich, und drückt zumal dasjenige Resultat derselben aus, welches kein Witz hinwegzuspotten, keine träge Routine unter ihrem schwerfälligen Fuße zu erdrücken vermag. Die Organisation der Arbeit und die verhältnißmäßige Vertheilung ihrer Früchte, das ist das Problem, dessen Lösung eine Lebensfrage für die heutige Gesellschaft ausmacht, und dessen Aufstellung allein ein unermeßliches Verdienst für Fourier bilden würde, selbst wenn er den Schlüssel dazu nicht gefunden haben sollte. Aber Keiner, der den Fourier'schen Organisationsplan der Gemeinde, denn diese ist der wahre Heerd der Industrie, die eigentliche Werkstätte des Reichthums — mit einigem Ernste studirt hat, wird zweifeln, daß darin die Ecksteine des neuen Baues auf Felsengrund gelegt sind, wenn auch die Details der Ausführung hier und dort zu complicirt und zu willkürlich sein mögen. Unser Verfasser indessen, wie fast alle Schüler Fourier's, nimmt das System des Meisters unbedingt und bis in seine fernsten Verzweigungen an, und theils aus diesem Grunde, theils wegen seiner häufigen polemischen Digressionen ist es unthunlich ihm wie bisher Schritt für Schritt in seiner Darstellung zu folgen, und ich schlage deshalb zur Construction der Fourier'schen Gemeinde oder der Phalanx den Weg ein, welcher mir zu meinem augenblicklichen Zweck der geeignete scheint.

Die Normalgemeinde nach Fourier'schen Begriffen ist die Vereinigung von etwa 400 Familien zur systematischen und einheitlichen Betreibung des Ackerbaues, der häuslichen und Manufakturarbeiten, kurz alle Beschäftigungen, welche das Interesse einer Bevölkerung von 1500—1800 Personen auf einem Grundgebiete von etwa einer Quadratstunde erheischt. Alle diese Arbeiten werden auf Rechnung der Gemeinde betrieben, und ihr Gesammtertrag wird auf sämmtliche Gemeindemitglieder nach Maaßgabe ihrer Mitwirkung durch Capital, Talent oder Arbeit vertheilt. Vorläufig abgesehen von dem eigentlichen Mechanismus des Gemeindewesens und dessen Wirkungen, gehen aus der einfachen Idee der associirten Gemeinde folgende Vortheile für dieselbe hervor: ihr Grund und Boden wird wie ein einziges großes Gut bearbeitet, bei dessen Gedeihen alle Gemeindeglieder direct betheiligt sind, sie genießt also

der doppelten Vortheile des großen und des kleinen Eigenthums; sie gewinnt den Boden zum Anbau, der bisher durch Gräben, Mauern, Zäune, die die verschiedenen Grundstücke von einander trennten, eingenommen wurde; unermeßliche Ersparniß durch die Concentrirung der Verwaltung eines Grundstücks, das früher in eine Menge kleiner Theile zersplittert war, deren jeder eine selbstständige Administration hatte; Aufhebung der vorzüglich den kleinen Producenten verderblichen Concurrenz (die hinfort nur etwa zwischen ganzen Gemeinden stattfinden könnte, wenn ihm nicht auch in dieser Gestalt durch eine der der Gemeinde analoge Organisation des Staats vorgebeugt würde); Aufhebung des peinlichen Gegensatzes der Interessen (vergl. die vorhergehende Parenthese), kraft dessen in der heutigen Ordnung der Dinge der Gewinn des Einen in der Regel den Verlust eines Andern voraussetzt. Was hier vorzüglich in Bezug auf die ackerwirthschaftliche Organisation der associirten Gemeinde gesagt ist, gilt natürlich auch von ihrem Manufacturbetriebe und sogar von ihrem Haushalte, der wie der Landbau und die eigentliche Industrie, nach einem einheitlichen Plane betrieben werden kann und soll. Denn die Gemeinde verläßt das Dorf oder ihre zerstreuten Häuser, um eine gemeinschaftliche Wohnung, das Phalansterium, zu beziehen. Fourier hat den Plan eines Gebäudes, bestimmt 400 Familien aufzunehmen, bis in alle architektonischen Einzelnheiten ausgeführt, und man begreift leicht, daß die Verwirklichung eines solchen Plans unberechenbare Wirthschaftsvortheile gewähren würde, Vortheile, von denen übrigens schon die Verwaltung großer öffentlicher Anstalten wie Spitäler u. s. w. einen ungefähren Begriff giebt.

Im Phalansterium miethet jede Familie eine Wohnung wie sie ihrem Geschmacke und ihren Mitteln entspricht, und abonnirt sich eben so auf einen der verschiedenen Tische, welche von der Gemeinde gehalten werden. Kein klösterliches Zellenwesen, keine kasernenhafte Disciplin, keine gewaltsame Gleichheitsmacherei in Bezug auf persönliche Verhältnisse und Gewohnheiten. Die Socialtheorie verwirft so ausdrücklich alle diese Ausartungen der Association, daß man kaum begreift, wie es möglich ist, daß ihr noch immer von manchen Seiten der Vorwurf einer blinden Nivellirungssucht, der Zerstörung der persönlichen Freiheit oder

gar des Eigenthums gemacht werden kann. Gewiß ist, daß die Verwirklichung des Fourier'schen Systems die schroffsten Gegensätze von Elend und Reichthum sofort aufheben würde, nicht durch Verminderung des zweiten, sondern durch Zerstörung des ersten; gewiß ist auch, daß weder Kastenunterschiede noch der Mißbrauch erblicher Macht auf die Dauer mit ihr bestehen könnte; aber die Verschiedenheit der natürlichen Kräfte und Anlagen würde von ihr eben so wenig angegriffen werden als irgend eins der bestehenden Privatrechte. —

Das individuelle Grundeigenthum hört allerdings durch die Einführung der Gemeindewirthschaft in so fern auf als der Berechtigte die freie Disposition über dasselbe verliert, und nur den durch Actien repräsentirten Anspruch auf einen verhältnißmäßigen Antheil an dessen Früchten behält; aber wenn hierin ein Opfer liegt, so wird dasselbe hundertfältig durch den vermehrten Ertrag und durch die übrigen handgreiflichen Vortheile compensirt, welche für den Eigenthümer aus der Verzichtleistung auf die selbstständige Verwaltung seines Guts entspringen.

Daß die individuelle Freiheit durch die Socialverfassung nicht gefährdet werde, wird einem Jeden leicht klar, der ihr, ohne sich durch scheinbare Aehnlichkeiten mit Babeuf'schen und St. Simonistischen Träumereien täuschen zu lassen, einen Augenblick ruhiger Prüfung widmet. Gütergemeinschaft, Kasernenpolizei, Arbeitszwang sind im Phalansterium eben so unbekannt, wie in der heutigen bürgerlichen Verfassung, und bei verständigen architektonischen Einrichtungen des Gemeindegebäudes wird es weniger unbequem sein in demselben mit 400 Familien gemeinschaftlich zu wohnen, als ein heutiges Haus mit einer einzigen zu theilen.

Das Verhältniß des Individuums zur Gemeinde wird völlig klar werden durch die Darstellung der Organisation der Arbeit in den Phalansterium, mit welcher wir uns jetzt zu beschäftigen haben.

Die erste Aufgabe dieser Organisation besteht darin, den heut zu Tage überall vorherrschenden Widerwillen gegen die Arbeit in Lust und Liebe zur nützlichen Beschäftigung umzuwandeln. Dieß kann nur dadurch erreicht werden, daß man den individuellen Neigungen und Fähigkeiten bei der Wahl der Beschäftigung völlig freien Spielraum läßt, daß man den Geselligkeitstrieb durch die Eintheilung der Arbeit befriedigt, den

Wetteifer zum Sporn der Thätigkeit macht, und dem Bedürfniß der Abwechslung, welches der Mensch selbst für seine höchsten Genüsse empfindet, Genüge leistet. Diesen Erfordernissen entspricht die Errichtung von Serien und Gruppen für alle einzelnen Zweige der Gemeindearbeiten.

Die Serie ist eine Anzahl von Personen, welche eine bestimmte Art der Arbeit übernommen hat, die Gruppe ist eine Unterabtheilung der Serie.

Nehmen wir an, daß die Gemeinde Weinbau treibt, so bilden die sämmtlichen Gemeindeglieder, welche sich für die Besorgung dieses Geschäfts gemeldet haben, die Serie der Winzer. Die verschiedenen Weinsorten, deren Cultur der Gemeindeboden zuläßt, bestimmen die Zahl der Gruppen, in welche die Serie zerfällt. Jeder Winzer tritt in die Gruppe, zu welcher er sich durch Vorliebe für den Gegenstand oder für die Person hingezogen fühlt. Diese Einrichtung, auf alle Zweige der Gemeindeindustrie ausgedehnt, gewährt die mannigfachen Vortheile der Theilung der Arbeit, sie schützt den Arbeiter vor der Langeweile der Einsamkeit, und giebt ihm vielmehr die Gesellschaft der Personen, die ihm durch verwandte Neigungen werth sind, sie verbürgt endlich sein lebhaftes Interesse für das Geschäft seiner Wahl, den Wetteifer der einzelnen Mitglieder jeder Gruppe, der verschiedenen Gruppen jeder Serie, und der verwandten Serien unter einander. Daß diese Rivalität nicht den Charakter störender Partheiung annehme, dafür ist durch dieselbe Einrichtung gesorgt, welche das Bedürfniß der Abwechslung befriedigt: die gemeinschaftliche Thätigkeit einer jeden Gruppe dauert nämlich nie länger als zwei Stunden hinter einander, nach deren Ablauf sich die verschiedenen Mitglieder derselben in andre Gruppen und Serien ihrer Wahl zerstreuen, um dort mit erfrischter Energie ihren leidenschaftlichen Wetteifer auf andere Beschäftigungen und andere Rivale zu übertragen.

Wie man aus dem Vorstehenden sieht, beruht die Fourier'sche Organisation der Industrie auf dem Grundsatze, daß die verschiedenen Fähigkeiten, Neigungen und vorzüglich die Leidenschaften der Einzelnen systematisch zum Nutzen des Ganzen ausgebeutet werden können und sollen. Es ist ein wesentlicher Satz der Socialtheorie, daß die menschlichen Leidenschaften an sich durchaus gut sind und daß sie nur durch die verkehr-

ten Einrichtungen der heutigen Gesellschaft oft eine falsche und verderbliche Richtung erhalten. Hierdurch erklärt sich das dem Begriff der Leidenschaft entlehnte Attribut, welches Fourier häufig sowohl seiner Lehre im Allgemeinen (Science passionnelle) als auch den einzelnen von ihr sanctionirten Einrichtungen (groupes passionnels, travail passionnel etc.) giebt. In der Leidenschaft äußert sich nach Fourier's Ansicht das Newtonsche Attractionsgesetz in seiner Anwendung auf die menschliche Natur, und daher macht denn auch die Socialtheorie, als auf einem mit mathematischer Genauigkeit zu berechnenden Naturgesetze beruhend, Anspruch auf eine Stelle unter den positiven Wissenschaften, welche außerhalb der rein speculativen Sphäre der Philosophie und ihrer Nebendisciplinen liegt.

Kehren wir von dieser kleinen Abschweifung zu der Serie und der Gruppe zurück, so drängen sich verschiedene Einwürfe in Bezug auf das Zureichende dieser Einrichtung auf. Was verbürgt, daß sich für jeden Zweig der Gemeindeindustrie stets die erforderliche Zahl von Arbeitern finden werde? Kann man hoffen, daß zumal gewisse äußerst widerwärtige und doch höchst nothwendige Arbeiten freiwillig von Leuten übernommen werden, welchen die Wahl zwischen ihnen und den leichtesten und angenehmsten Beschäftigungen freisteht? Wird durch die Vielfältigkeit der Arbeiten jedes Einzelnen nicht die höchste Ausbildung irgend einer Fertigkeit unmöglich gemacht? Entsteht durch den häufigen Wechsel der Beschäftigungen nicht ein übergroßer Zeitverlust? Diese und eine Menge ähnlicher Fragen hat das Socialsystem zu beantworten um, ich will nicht sagen seine Vorzüge vor der heutigen industriellen Anarchie, sondern um seine Ausführbarkeit zu beweisen.

Die Theorie hat die meisten dieser Einwürfe berücksichtigt und mit vieler Gewandtheit von vorn herein beseitigt. Ich begnüge mich damit, einige der wichtigsten Widerlegungsgründe aufzuführen, die sie ihnen entgegensetzt. Die durch das häufige Uebergehen von einer Arbeit zur andern verlorne Zeit wird reichlich durch die erfrischten Kräfte, den verjüngten Eifer aufgewogen, mit welchem man immer eine neue Beschäftigung anfängt; zur Erwerbung ausgezeichneter Fertigkeiten jeder Art gehört, das zeigt die tägliche Erfahrung, nicht sowohl eine lange anhaltende,

und deßhalb nothwendiger Weise ermüdende, als eine häufig wiederkehrende Uebung; was aber die Schwierigkeiten betrifft, die von der widerwärtigen Natur mancher Arbeiter zu befürchten sein könnten, so wird denselben dadurch abgeholfen, daß man die dem Gegenstande der Arbeit mangelnde Anziehungskraft durch die Attractionsgabe einer erhöhten Belohnung ersetzt. Die Elasticität des Tarifs, nach dem die verschiedenen Leistungen honorirt werden, ist überhaupt eine ziemlich sichere Garantie, daß es für keine nothwendige Arbeit an bereitwilligen Kräften fehlen wird.

Auch das scheinbar schwierige Problem der definitiven Vertheilung des Gesammtertrags der Gemeindeindustrie auf alle Antheilberechtigte wird auf sehr einfache Weise durch Fourier gelöst. Als allgemeine Norm dieser Vertheilung nimmt er an, daß dem Talente (den praktischen und theoretischen Kenntnissen) drei, dem Capital vier und der Landarbeit fünf Zwölftheile des Gemeindeeinkommens gebühren. Gegen diese Formel mag Manches einzuwenden sein, und es ist namentlich offenbar, daß von einer allgemeinen Gültigkeit derselben keine Rede sein kann; aber genug daß sich je nach den besondern Umständen ein annäherungsweise richtiges Verhältniß der Ansprüche jener drei producirenden Kräfte finden lassen muß, und daß man von der Zeit und der Erfahrung seine immer strengere Berichtigung erwarten darf. Sobald die Formel aufgestellt ist, ergiebt sich der auf jeden einzelnen Capitalisten fallende Antheil von selbst, die Quote des Arbeiters wird durch die Natur der verschiedenen von ihm betriebenen Arbeiten und das Maaß der auf dieselben verwandten Zeit bestimmt, und der Antheil des individuellen Talents richtet sich nach dem Range, den die Gruppen (deren Competenz für diese Operation durch ihre Personen- und Sachkenntniß, so wie durch ihr Collectivinteresse verbürgt wird) jedem einzelnen ihrer Mitglieder in ihrer innern Hierarchie anweisen. Durch diese Einrichtung wird nicht nur jede Ungerechtigkeit sondern auch jede Klage über vermeintliche Verkürzung bei der Vertheilung beinahe unmöglich gemacht, denn der Antheil eines jeden Gemeindemitgliedes in seiner Eigenschaft als Capitalist oder Arbeiter ist unabhängig von jeder Willkür, und daß das Talent von der Gruppe, in welcher es thätig ist, verkannt und also zu niedrig geschätzt werde, steht im

Allgemeinen gewiß nicht mit Grund zu befürchten. Sollte übrigens auch hie und da eine unbillige Schätzung eintreten, so kann daraus doch kein merklicher pecuniärer Nachtheil für den Beschädigten entstehen, denn dieser hat ja in vielleicht zwanzig oder dreißig verschiedenen Eigenschaften (z. B. als Winzer, als Gärtner, als Forstmann u. s. w.) Anspruch auf einen Antheil an den Früchten der Gemeindeindustrie, so daß was er bei der Abrechnung verliert, ihm selbst in allen übrigen wieder zu gut kommt.

Ich schließe hier diese möglichst kurze Uebersicht des Fourier'schen Socialsystems, in welcher ich mehrmals über den Inhalt des Considérant'schen Werks habe hinausgehen müssen. Wie nach Fourier's Ideen die Gemeinde in die über ihr stehende sociale Organisation und diese endlich in die sphärische Einheit, den Endstaat sich einfügt, darüber habe ich schon oben einige Andeutungen gegeben. Den metaphysischen und kosmogonischen, überhaupt den transscendentalen Theil der Theorie Fourier's wollen wir für dießmal ganz unberührt lassen, weil es uns scheint, daß er ohne großen Nachtheil von dem eigentlichen Socialsystem getrennt werden könne.

Paris. R.

Bitte des Dr. Paulus an die Leser des Freihafens.

Die Leser des Freihafens, welche auf den Angriff gegen Meinen Character, den sich Herr Prof. Fichte zu Bonn im zweiten Heft des Jahrgangs 1840 erlaubt hat, einige Aufmerksamkeit gerichtet haben mögen, bitte ich, nicht zu urtheilen, ehe sie meine in Meinem Neuen Sophronizon 1. Heft. S. 80—134. abgedruckte Beleuchtung jener Sophistereien zur gerechten Vergleichung gelesen haben. Diese Beleuchtung erinnert zugleich an Manches Unbekanntere, was jenen Atheismusstreit von 1799, einen Versuch pietistisch-aristokratischen Verfolgungseifers, betrifft.

Heidelberg, den 20. Febr. 1841.

Geh. Rath, **Dr. Paulus.**

VI.

Dr. Karl Follen.

Mit Benutzung von noch ungedruckten Briefen desselben aus Amerika in die Heimath.

Von

Karl Buchner.

Zweiter Artikel.

Follen's Briefe.

Cambridge den 19ten December 1826.

Meine geliebten Aeltern und Geschwister!

Eine 14tägige Ferienzeit an hiesiger Hochschule gibt mir die längstersehnte Muße, an Euch zu schreiben. Ich bin gesund und mein Standpunkt hier wird mit jedem Tage fester und angenehmer, jemehr meine neuen Landsleute sich überzeugen, daß ich nicht einer von den vielen Abentheurern und Betrügern bin, durch welche der Name eines Fremden den Eingeborenen verdächtig geworden. Sie überzeugen sich, daß mein neues Vaterland allezeit das Vaterland meiner Grundsätze war; daß ich fremde Eigenthümlichkeit zu achten weiß, und daß ich mich an gute Menschen und namentlich an trauliche Familienkreise herzlich anschließe.

Es sind nunmehr sieben Jahre, seit ich meine Heimath verließ, und ich habe während dieses meines siebenjährigen Privatkrieges gegen die großen Mächte mein väterliches Haus nicht betreten, an welches ich

Wohnung zu haben. Allein ich habe mir dadurch viele Freunde und Ruf erworben, und, was die Hauptsache ist, ich glaube, etwas sehr Nützliches gethan zu haben. Ich habe Ursache, zu hoffen, daß diese Leibesübungen von Boston aus über das ganze Land sich erstrecken und unter dem Volk Gesundheit und Rüstigkeit verbreiten werden.

Meine Rechtsvorlesungen habe ich deshalb bis zum nächsten Winter aussetzen müssen, wo ich sie zugleich durch eine Vergleichung des römischen Rechts mit dem englischen, worin ich bis jetzt noch höchst unvollkommen bin, lehrreicher machen kann. Das englische Recht (common law) gilt hier, soweit es vor der Unabhängigkeitserklärung (1776) galt und nicht durch neuere einheimische Gesetze abgeändert worden, also ohngefähr wie das Reichsrecht in Deutschland nach Auflösung des Reichs.

Die Masse des Volks hier ist bei Weitem gebildeter, als in irgend einem mir bekannten Theil von Europa. Unsere deutschen Einwanderer, die sich in Pennsylvanien ansiedeln, nebst den Irländern, die an den Landstraßen, Kanälen und als Gesinde gewöhnlich ihre Unterkunft finden, sind die Ungebildetsten, aber demohnerachtet hochgeschätzt; die ersteren als fleißige Landbauer, die letzteren als Taglöhner und Bediente. Viele davon, namentlich die Deutschen, (denn die Irländer bringen, was sie verdienen, bald wieder durch,) arbeiten sich bald zu achtbaren Bürgern empor, und die meisten sind wohlhabend, sparsam, aber gastfrei. Nur haben sie nicht den geringsten Trieb, ihren Kindern eine bessere Erziehung zu geben, und werden darin noch bestärkt durch ihre Geistlichen, großentheils Ignoranten und Zeloten (mit manchen ehrenwerthen Ausnahmen), welche jeden Versuch, ihren Bildungszustand zu heben, als Ketzerei zu verschreien geneigt sind. So steht es in den deutschen Dörfern. — Die deutschen Handwerker und Handelsleute, welche einwandern, kommen meistens ziemlich gut fort, verderben es aber gewöhnlich mit den Eingebornen, indem sie dummvornehm Alles hier zu Lande bekritteln und den Leuten vorlügen, was für vornehme Herren sie in ihrem Lande gewesen. Dieß ist noch weit ekelhafter in vielen Franzosen, die Alles schlecht finden, blos weil es nicht französisch ist — so daß ich oft Gelegenheit hatte, die Gutmüthigkeit der Eingebornen zu bewundern, welche sich durch Beleidigungen nicht abhalten lassen, die guten Eigenschaften ihrer Tadler und

Spötter, welche bei ihnen Unterhalt und Freiheit finden, anzuerkennen und zu ehren.

Gelehrte und Gelehrtenanstalten stehen den deutschen im Allgemeinen bei Weitem nach, wiewohl die Fortschritte des Volkes seit seiner Unabhängigkeit (einem Zeitraum von 50 Jahren) unbegreiflich groß sind. Dasselbe gilt von schönen Künsten im Allgemeinen — wiewohl Malerei hier in Boston sehr bedeutende Werke hervorgebracht hat, und im Fach der schönen Literatur einzelnes Treffliche erschienen ist. Eine Kunst aber ist hier in größerer Vollkommenheit, als irgendwo: die Redekunst. Ich kenne in der That keinen höheren Geistesgenuß, als eine politische Rede von Webster oder Everatt, oder eine Predigt von Channing zu hören. Dieser Letztere, der ausgezeichnetste Prediger in den Vereinigten Staaten, steht an der Spitze der Unitarier, d. h. derjenigen Glaubenspartei, welche Christus als einen gottbegeisterten, vollkommenen Menschen ansehen, und die Dreieinigkeit verwerfen. Zu dieser Lehre bekennen sich die meisten Gebildeten dieses Staates und es war für Channing sehr erfreulich, durch mich zu erfahren, daß eine große Anzahl deutscher Lutheraner mit ihm gleich dächten. Ich habe viel mit ihm verhandelt, namentlich philosophische Gegenstände, und wir stimmen in allen wesentlichen Ansichten überein. Dabei ist er mein sehr warmer Freund, und der stärkste geistige Halt und Hort, den ich hier habe.

Religion und Kirche ist in Neu-England weit bedeutender, als in Europa, wiewohl der Staat durchaus nichts damit zu thun hat, und eine Gesellschaft von Atheisten oder Götzenanbetern hier mit derselben Sicherheit bestehen kann, als alle christliche Sekten. Jede Sekte unterhält ihre Kirche und ihren Geistlichen, wenn sie einen hat (die Quäker z. B. haben keinen), und verwaltet das Ihrige, ohne daß der Staat den geringsten Einfluß hat, oder in bürgerlicher Hinsicht die Glaubensansichten im Geringsten in Anschlag kommen. — Demohnerachtet trifft man unter tausend Menschen nicht einen, der nicht Sonntags zweimal zur Kirche geht, und, auch wenn er sonst ein Geizhals ist, reichlich beiträgt, um Geistliche und kirchliche Einrichtungen zu unterhalten. Auch Diejenigen, welche nicht von Herzen religiös sind, fühlen, daß in einer Gesellschaftsverfassung wie diese, das Band der Ordnung, welches in andern

Staaten die äußere Gewalt ist, in den Gemüthern und Beweggründen der Menschen bestehen muß. Der Gesellschaftston ist in dieser Hinsicht äußerst ängstlich; Schwören und Fluchen, man mag den bösen oder guten Geist anrufen, schließt von feiner Gesellschaft aus; ebenso die entfernteste Zweideutigkeit in Gegenwart von Frauen. Die Ehrerbietung vor diesen ist ein feststehender Glaubensartikel; ich habe noch nie die geringste Aeußerung gehört, die nicht von der größten Achtung zeugte. Eine Gesellschaft von Männern steht auf, sobald ein Frauenzimmer eintritt, und Jeder bietet seinen Sitz an, sei es in einer Privatgesellschaft oder im Schauspielhaus, oder in der Kirche. Frauen und Geistliche werden am Meisten geehrt; den größten Einfluß haben im Allgemeinen die Rechtsgelehrten und großen Kaufleute.

Ich bin so sehr in Beschreibungseifer hineingerathen, daß ich Euch, geliebte Aeltern und Geschwister, für Eure herzlichen Briefe, die ich diesen Sommer erhielt, noch nicht einmal gedankt habe. Das ganze liebe Gießen, dermalen in Friedberg ansässig *), steht vor meiner Seele. Es thut mir herzlich wohl, von jedem Familiengliede, Vater, Mutter, Geschwistern und Angeschwisterten in re und spe, ein Lebenszeichen zu haben. Nur von — habe ich seit Jahren nichts gesehen; sollten meine früheren politischen Verhältnisse ihn abhalten, so bemerke ich, daß ich, als ich hier um Bürgerrecht einkam, allen ferneren Zusammenhang mit auswärtigen Regierungen öffentlich abgeschworen habe — also für Europa politisch todt bin und nur für die Meinigen fortlebe. Der Haß gegen die jenseitigen Regierungen, den ich mit mir einschiffte, hat sich in völlige Gleichgültigkeit verwandelt, und ich wünsche nur, daß auch meine Verfolger mir die Wohlthat der Verschollenheit angedeihen lassen mögen.

(Folgen dann scherzhafte Jugend- und Gießner Reminiscenzen; sodann Bitten um Uebersendung seines Taufscheins und eines Abdrucks des Familienpettschafts.)

Was Du über dereinstiges Wiedersehen in jener Welt sagst, lieber Vater, ist mir aus dem Herzen geschrieben, und hat mehr Gewißheit für

---

*) Karl Follen's Vater war nämlich mittler Weile als Landrichter von Gießen nach Friedberg versetzt worden.

mich, als Alles, was unsere fünf Thiersinne uns für wahr ausgeben. Allein was du über Nichtwiedersehen in dieser Welt schriebst, das kann ich nicht gelten lassen, und mache mich anheischig, zur rechten Zeit den Beweis des Gegentheils zu liefern.

Gott erhalte Dir, lieber Vater, Deine beiden gesunden Augen, womit du mir so herzliche Briefe schreibst, und selbst meine Kalligraphie beschämst. Ich grüße Euch Alle von ganzem Herzen, Vater, Mutter, Geschwister und Freunde.

Euer treuer Karl.

* * *

Cambridge den 24. August 1829.

Meine geliebten Aeltern und Geschwister!

Ich hoffe, daß einer oder der andere meiner Briefe, die ich durch verschiedene Reisende an Euch gesandt, Euch über mich und meine Lage Nachricht gegeben hat. Ich fühle mich glücklicher, als je zuvor. Freiheit auf allen Straßen, und Liebesglück und Lebensfrieden zu Hause — was fehlt mir zu meiner Seligkeit als die Gegenwart der geliebten Meinigen in der Ferne und Fremde! O laßt uns unsern Geist abwenden von dem, was uns trennt — die Wirklichkeit der Trennung ist nur ein todter Buchstabe, der Gedanke ist herztröstend — laßt uns leben in dem, was uns für Zeit und Ewigkeit vereint, in dem stillen, festen Bewußtseyn gegenseitiger Liebe.

Meine Frau ist seit einiger Zeit nicht so wohl, als gewöhnlich; ihr gegenwärtiges Unwohlseyn ist, wie ich sicherlich glaube, nur der Vorbote eines bevorstehenden doppelten Genesens. Allein da wir Beide noch so höchst unerfahrene Zeichendeuter sind, so weiß ich nicht recht, ob ich den Stern nicht bloß im Traum gesehen. — Aber die Zeit hat Dornen gebracht, sie wird auch den März (auf dessen Idus ich immer so viel gehalten habe) herbeibringen und mich dießmal hoffentlich nicht in April führen.

Ich weiß nicht, ob ich in einem meiner Briefe Euch eine Beschreibung meines täglichen Lebens gegeben habe. Ich stehe jeden Morgen um 5 oder 6 Uhr auf und bringe die ersten Stunden des Tages in meinem

Studirzimmer zu. Um 7 Uhr ruft mich meine Frau zum Frühstück, was wir mit ihren zwei unverheiratheten Schwestern, die mit uns in unserm Hause leben, einnehmen. Nach dem Frühstück halten wir, nach Landessitte, unsre Hausandacht, d. i. ich lese eine Stelle aus der Bibel, wir suchen vorkommende Schwierigkeiten aufzulösen und das Bedeutendste darin aufzufassen, und dann spreche ich ein kurzes Gebet, ohne Form, wie der Geist es eingibt. Während des Hausgottesdienstes kommt das Gesinde in das Zimmer und nimmt daran Theil.

Um 8 Uhr gehe ich Montags, Mittwochs und Donnerstags ins Collegium und gebe täglich 6 Stunden deutschen Unterricht; ich habe ohngefähr 60 Schüler im Deutschen. An den drei übrigen Tagen halte ich Vorlesungen über Geschichte im Colleg und über Ethik in der theologischen Schule. Freitag Abends habe ich eine Uebung mit den theologischen Studenten im Extempore-Predigen, und am Samstag und Sonntag Abends höre ich mit den übrigen Mitgliedern der theologischen Fakultät die regelmäßigen Predigtübungen. Wir haben dazu eine eigene Kapelle. Nach der Reihe predigt Jeder der theologischen Studenten der beiden obern Classen. Der Gottesdienst beginnt mit Gebet; dann liest der Predigende ein Kapitel aus der Bibel; dann wird ein geistliches Lied gesungen; dann die Predigt, die mit Gebet schließt. Jedes Mitglied macht dann seine Bemerkungen über das Vorgetragene, wobei ich als der Jüngste der Mitglieder anzufangen habe. — Am Sonntag geht jede Familie zweimal regelmäßig zur Kirche. Ich predige häufig hier oder in Boston oder der Umgegend. Das Englische ist mir nunmehr so geläufig, daß ich mehrmals aus dem Stegreif gepredigt habe und meine Gebete nie vorher niederschreibe.

Du siehst hieraus, lieber Vater, daß ich wenigstens in Ansehung der Amtsarbeit nicht ganz aus Deiner Art geschlagen bin. — Außerdem wisse, daß:

im Klötzespalten werd' ich stets dir weichen;
im Sägen aber such' ich meinesgleichen.

Ich verdanke dieser meiner fortwährenden Hausturnerei meine feste Gesundheit — und, wie Du siehst, eine gewisse Uebung und Gewandheit in Knüppelversen und Schlagreimen. Uebrigens bringe ich mehr

Wirklichkeiten hervor, als Gedichte — vielleicht nur, weil meine kühnsten europäischen Gedichte hier Wirklichkeiten sind.

Mein Einkommen gibt mir gerade genug, um leben zu können, und in ein paar Jahren werden wir im Stande seyn, etwas zurück zu legen. Die Kosten unserer ersten Einrichtung sind nunmehr berichtigt, und wir sind völlig schuldenfrei. Die bedeutendste Ausgabe ist das Anschaffen von Büchern, ohne die ich länger nicht bestehen kann. — Das Schwierigste in meiner Lage ist die Nothwendigkeit, in drei ganz verschiedenen Fächern zugleich Unterricht geben zu müssen, Deutsch, Geschichte und Moralphilosophie. Die Ursache ist die Mangelhaftigkeit der höhern Bildungsanstalten hier zu Lande, während die Volksschulen weit besser sind, als in Deutschland. Gelehrsamkeit ist noch im Werden, hat aber bereits tüchtige Fortschritte zum Seyn gemacht. Ich habe Grund, zu hoffen, daß in einem Jahre ich auf einen Unterrichtszweig werde beschränkt werden; oder ich suche eine Pfarrstelle hier oder in Boston, wobei mir die Möglichkeit bleibt, Vorlesungen über philosophische und historische Gegenstände zu halten. Auch habe ich das Civil- und Naturrecht keineswegs aufgegeben, sondern hoffe mit der Zeit Gelegenheit zu finden, meine Vorlesungen darüber zu erneuern. In Boston ist ein Streben nach Bildung aller Art rege, und nur die unglücklichen Verhältnisse in der Handelswelt, welche viele reiche Familien zurückgebracht haben, stehen gegenwärtig einer kräftigeren Aufmunterung wissenschaftlicher Bestrebungen im Wege. — Ich werde wahrscheinlich nächsten Winter Vorlesungen über alte Geschichte in Boston halten, wozu ich von mehreren Seiten aufgefordert worden bin. Das Studium der deutschen Sprache und Literatur nimmt beständig zu. Viele junge Amerikaner, namentlich theologische Studenten, die hier ihre Studien vollendet haben, reisen nach Deutschland, um sie dort aufs Neue zu beginnen, und dann die todten Reichthümer deutscher Gelehrsamkeit hier in freier Luft lebendig zu machen.

den 26. Sept.

Ich kann Euch nicht beschreiben, wie friedlich und glücklich wir vier, d. h. meine Frau, ihre beiden Schwestern und ich, ein viereiniges Kleeblatt, hier zusammen leben. Es sind unserer gerade genug, um an

unserm Tische die vier Seiten einzunehmen beim Essen, Arbeiten und Beten. Die Schwestern meiner Frau leben von dem Einkommen ihres Vermögens, welches unabhängig und nicht mehr als gerade hinreichend ist, um sie anständig zu erhalten. Meine jüngere Schwägerin, Susanne Cabot, zeichnet recht artig und hat mehrere sehr liebliche Kindergeschichten herausgegeben. Von den Liedern und andern kleinen Schriften meiner Frau würde ich mehr sagen, wenn ich nicht wüßte, daß es ihr eifrigster Wunsch ist, ich solle die Schriftstellerin in der Freundin vergessen. Mehrere ihrer Lieder sind neulich in England mit den Gedichten der verstorbenen Lady Jane Taylor, als von dieser herrührend, gedruckt worden. Ein geistvoller, amerikanischer Geistlicher hat sie aber bereits öffentlich als vaterländisches Eigenthum in Anspruch genommen und den großen literarischen Seeräubern abgejagt, indem er zeigte, daß sie von einer Eingeborenen von Boston herrühren. Von einer Sammlung kleiner, von ihr geschriebener Erzählungen („Die wohlgebrauchte Stunde") sind in zwei Jahren 11,000 Exemplare verkauft worden — wobei sie aber nur die Buchhändler und das Publikum bereichert hat. Jetzt gibt sie eine Monatschrift für religiöse Erziehung heraus, worin ich Mehreres geschrieben habe. Sie schreibt Euch hier einige Zeilen, die ich wörtlich übersetze.

* * *

(Zur Charakteristik der Follen'schen Verhältnisse und Follen's selbst, ist nicht zu umgehen, diese Zeilen — nach Follen's Uebersetzung — hier beizufügen. Ohnedieß ehren diese Zeilen das Gefühl der Frau Follen so sehr, daß höchstens nur ihre Bescheidenheit etwas gegen deren Veröffentlichung einzuwenden haben dürfte.)

Mein Mann wünscht, daß ich ein paar Zeilen in seinen Brief an Sie schreibe, und es thut mir so wohl, an seiner Seite in dem Verhältniß einer Tochter und Schwester zu Eltern und Geschwistern, die er so zärtlich liebt, zu stehen, daß ich seine Einladung mit Freuden annehme, und zu Ihnen komme, als zu theuren und geehrten Verwandten, mit festem und beseligendem Vertrauen, daß Sie mich aufnehmen und lieben werden, wenigstens um seinetwillen. Mit Ihnen, die Sie meinen Mann so innig

kennen und lieben, kann ich über mein Glück mit ihm reden; ich darf sagen, daß meine Verbindung mit ihm ein neuer fortwährender Antrieb zu eifrigerem Streben nach Vollkommenheit ist, und daß er durch seine Liebe mir jede Pflicht willkommen und jede Arbeit leicht macht. — Daß er sein Heimathland vergessen sollte, das will ich nicht, und ich weiß, das kann er nicht, aber es ist mein Herzenswunsch, ihm nach meinem besten Vermögen das wahre und reine Glück zu bereiten, welches die wahrhaftige Heimath der Guten in jedem Theile der Welt ist. Dieß ist mein höchster Ehrgeiz und meine beste Hoffnung.

Wenn wir uns am Glücklichsten fühlen und unsere Segensgüter überdenken, dann sagt mein lieber Mann: O wäre nur mein Vater hier! — und dann giebt es keinen Wunsch, in den mein Herz inniger einstimmt: o daß er käme und mir erlauben wollte, zu seyn seine pflichtergebene und liebende Tochter

Elisa Lea Follen.

* * *

(Follen fährt fort:)

den 11. October.

Dieser Brief ist nicht früher abgegangen, da ich glaubte, ihn durch Gelegenheit senden zu können. Seitdem hat sich nichts geändert hier, außer der sehr großen Freude, die uns Eure Briefe vom 28. Juli gemacht haben. Gott sey Dank für Euer Wohlseyn, liebe Eltern! Grüßet herzlich (folgen hier die Namen der Familienglieder). Mir ist so wohl unter den lieben Meinigen. Die Zeit wird hoffentlich kommen, wenn die Regierungen jenseits mir glauben, daß ich mich in ihre Angelegenheiten, in die ich nicht tauge, auch nicht mischen will. Und dann hoffe ich, wenn man mir sicheres Geleit verspricht, Gelegenheit zu finden, Euch zu besuchen. Doch das steht leider noch ferne! — Ich bitte Dich nochmals, lieber Vater, wenn es dir dort zu eng wird, mit der Mutter zu mir und zu deiner amerikanischen Tochter zu ziehen. Mein Einkommen, wiewohl mittelmäßig, ist hinreichend für uns. Auch wurzle ich täglich tiefer in diesem Heimathboden der Freiheit und Wahrheit, und bin nun so gut als gewiß, daß ich nächsten April Dir zu Deinem ersten

amerikanischen Enkel werde Glück wünschen können. — Der achtzehnte Januar ist ein Festtag für mich; ich werde dann Bürger der vereinigten Staaten. Glück zu Deinem heutigen Geburtstag, lieber Vater! Ewig

Dein Karl.

Nachschriften.

Liebe Mutter, ich bitte Dich, mir von dem bestttreffenden Maler in Euerm Bereich ein Miniaturportrait vom Vater malen zu lassen. Ich wünsche ein möglichst gutes Bild zu haben, und darum ohne Rücksicht auf die Kosten, die ich sogleich übersenden werde; habe die Güte, liebe Mutter, diesen meinen Wunsch so bald als möglich auszuführen und das Bild wohlverwahrt zu senden.

Laßt in Euern Briefaddressen an mich das ius am Ende weg, und schreibt die Addresse französisch.

* * *

Cambridge den 12. April 1830.

Mein geliebter Vater!

Ich wünsche Dir Glück zu Deinem ersten Geburtstag als Großvater in Amerika! Meine Frau ist gestern Abend um 9 Uhr mit einem gesunden starken Knaben niedergekommen. Sie ist wohl, außer aller Gefahr und stark genug, den ganzen Himmel von Freude zu fassen, welchen fünf gläubig durchhoffte Passionsstunden uns beschert haben. Gestern war meine Seele von unaussprechlichen Dingen so voll, daß ich umsonst trachtete, ein Wort an Euch, geliebte Eltern und Geschwister, niederzuschreiben, und noch jetzt überfällt mich von Zeit zu Zeit ein Zittern, als ob die Furcht, die ich gestern niederkämpfte, sich heute Luft machen und meiner Freude das Recht der Erstgeburt streitig machen wollte. Selbst die liebe Muttersprache scheint mir nun zu fremd, die neugeborne Vaterfreude den geliebten Meinigen auszusprechen. Wenn ich diesen kleinen Fremdling betrachte, dessen Lebensursprung und Ausgang in dem Nichts meines Wissens sich verlieren, so kommt es mir wirklich vor, als ob der Allmächtige selbst mein Gastfreund geworden wäre.

den 15. Mai.

Ich habe diesen Brief einen ganzen Monat liegen lassen und kann nun mit Freude hinzusetzen, daß wir alle drei sehr wohl sind, und öfters nicht wissen, welches von uns das Kindischste ist. Das Zimmer meiner Frau, das des Arztes Vorschrift eine Zeitlang in eine Taubstummenanstalt verwandelt hatte, gleicht nun oft mehr einer Judenschule, in welcher Jedermann nur sich selbst zu hören und doch jeden Andern zu verstehen scheint — oder gar einem Heidentempel, in welchem Andachtsübungen mit Bockssprüngen abwechseln. Im Herzen aber sieht es, wie ich glaube, nicht ganz so unchristlich aus; in dieser innersten Kinderstube streben Aller Augen dankend hinauf zu dem Lichte, das uns aus Thränensaat solch eine überschwängliche Freudenerndte bereitet hat. — Allein jemehr ich über diese Herzenssache mich auszusprechen suche, merke ich schon, daß Alles, was ich sagen könnte, zu nichts weiter führen würde, als die Stummen zu beneiden, die nie in Versuchung gerathen, ihre köstlichste Habe in Worte umzusetzen.

Mein kleiner Geschmacksmensch nimmt durchaus keine andere Speise zu sich, als solche, die gerade über dem Herzen seiner Mutter wächst; lauter ächter Hochheimer Dreißiger, der bei euch zu Lande erst vor Kurzem zu weinen aufgehört. Dabei ründen sich seine langen Glieder täglich. Ueber sein Aussehen sind widersprechende Gerüchte im Umlauf hier, indem Einige ihn für bildschön ausgeben, während Andere das leibhaftige Zwergbild seines Vaters in ihm sehen — Angaben, die Niemand, außer seiner Mutter, zu reimen weiß. Er hat sternblaue Augen, und blondes Haar, wovon Dir seine Mutter hier eine kleine Probe schickt, wofern sie nicht unterwegs aus dem Briefe sich verfliegt *). — You must write to your father (du mußt Deinem Vater schreiben), war ihre erste Bitte an mich, nachdem der Kleine mit seinem hellen Wachtelschlag uns den Frühling angekündigt. Sie wünscht, daß er auf seines Vaters und Großvaters Namen getauft werde; und somit, lieber Vater, lade ich Dich zu diesem häuslichen Hochamte freundlich ein.

---

*) Das Haar ist noch jetzt mit einem Seidenfaden und einer Stecknadel im Briefe befestigt.

Wenigstens der Gedanke an Dich soll mir unsern Kleinen aus der Taufe heben helfen; und wenn der schwarze Mann finden sollte, daß die höllische Apfelsäure in dem armen Jungen irgendwo einen Bodensatz zurückgelassen habe — so werde ich feierlichst Deinen Namen citiren, um dem alten Adam die Rechnung zu verderben. Beiläufig zu bemerken, dein Name, lautet besser im Englischen, wo auch die zärtlichste Base aus dem großen Christoph keinen kleinen Töffel machen kann. Charles Christopher F— zusammen macht gar einen guten Klang!

den 21ten.

Ich habe diesen Brief gegen vielfache Mahnungen meiner besseren Hälfte 14 Tage länger liegen lassen. Ich hoffte auf eine Antwort von Euch auf meinen letzten Brief; Ihr habt ihn hoffentlich erhalten. Wir sind Alle wohl, und gedenken unsern kleinen Ungewaschenen sehr bald der lieben Christenheit einzuverleiben. Unser alter ehrwürdiger Freund, Doctor Wara, wird die Taufhandlung, in Gegenwart einiger Freunde, vornehmen. Unter den unsichtbaren Anwesenden wirst du, lieber Vater, den Ehrenplatz einnehmen; und wenn im Gedenken an Euch, geliebte Freunde, die Freudekerzen heller brennen, so soll der schöne Aberglaube, daß Ihr an uns denkt, dem wahren Glauben sich freundlich zugesellen.

den 1sten Juny.

Wir sind Alle wohl, und der Kleine wird täglich größer. Meine Frau grüßt mit mir Euch Alle, Eltern, Geschwister und Freunde. Schreibt nur recht viel Einzelnes.

Euer treuer

Karl.

Nachschrift.

Liebe Mutter, ich bitte, vergiß mir das Bildniß des Vaters nicht, um das ich in meinem letzten Brief bat.

* * *

Cambridge den 26ten Mai 1832.

Mein geliebter Vater!

Du erhältst, wie ich hoffe, diesen Brief durch den Bruder meiner Frau, Samuel Cabot, der mit seiner Frau und kleinen Tochter eine Reise nach

Europa macht, für seine Gesundheit und Vergnügen. Er ist ein Kaufmann in Boston und ein sehr angesehener Mann, der mir viele Freundschaftsdienste erwiesen. Ich schreibe diese Zeilen auf seinem schönen Landhaus Brookline, wo ich mit meiner Frau und Schwägerinnen zu Besuche bin. Du kannst dich mit meinem Schwager auf französisch unterhalten. Er wünscht sehr, mit meiner Familie bekannt zu werden. Mache ihn auf alles Schöne und Sehenswerthe in deiner Nachbarschaft*) aufmerksam. Seine Frau ist eine treffliche gebildete Frau, die Mutter von sieben Kindern.

Meine Frau und mein kleiner Karl sind sehr wohl. Wir haben unser neugebautes Haus und unsern Garten zu unserer Zufriedenheit eingerichtet, auch die Schulden, die wir beim Ankauf und Bau zu machen hatten, größtentheils bezahlt. Um unser Einkommen, das uns etwas knapp erhält, zu vermehren, haben wir einige Studenten (einer von ihnen ist meines Schwagers Sohn) in Kost und Wohnung genommen, und so kommen wir ganz leidlich aus, und sind ohne Sorgen.

Gott gebe, daß die arge Cholera an Euch vorüber gegangen ist! Auf dieser Meeresseite ist keine Spur von diesem furchtbaren Gaste zu finden. Meine Anhänglichkeit an dieses herrliche Land nimmt täglich zu, wiewohl meine erste Liebe zum alten Vaterlande nicht erkaltet. Mancherlei herrliches Gewächs gedeiht und wuchert in Europa, aber der Mensch, der dort nur ein Treibhausgewächs ist, findet hier seinen Heimathboden.

Ich kann Dir nicht sagen, lieber Vater, wie sehr ich nach einigen Zeilen von Dir mich sehne.

Könnte ich Euch nur meinen kleinen Jungen zeigen mit seinen Vergißmeinnicht-Augen und seiner jauchzenden Stimme.

Ich grüße Euch Alle, Vater, Mutter und Geschwister von ganzem Herzen. Dein treuer

K. Follen.

---

*) Follen's Vater war, wegen vorgerückten Alters, pensionirt worden und von Friedberg nach Bessingen, dicht bei Darmstadt, gezogen, wohin auch der obige Brief addressirt ist; doch traf er ihn nicht mehr da, sondern in Heppenheim an der Bergstraße, 6 Stunden von Darmstadt, wo er nebst seiner Gattin bei seiner daselbst verheiratheten Tochter lebte und daselbst auch 1833 starb.

Cambridge, den 30. Mai 1833.

Geliebter Vater!

Du erhältst diese Zeilen durch einen meiner amerikanischen Freunde, Herrn Dewey, einen unitarischen Geistlichen, der seiner Gesundheit wegen nach Europa reist. Er ist ein sehr wackerer und gebildeter Mann, der hier großen Einfluß hat. Ich hoffe, daß er, wenn er zu Dir kommt, Deutsch genug gelernt haben wird, um sich mit Euch zu verständigen. Er wird Dir über mich und die Meinigen genaue Auskunft geben. Meine Frau ist während des größten Theils dieses Winters krank gewesen, und ist erst jetzt auf dem Wege der Genesung. Sie sendet Dir, der lieben Mutter und Geschwistern herzliche Grüße. Ihr größter Wunsch ist, daß Du Deinen kleinen Enkel sehen könntest, der in steter Gesundheit leiblich und geistig sich entfaltet, und, wenn er nicht im Freien herumläuft, seiner noch immer in ihr Zimmer gebannten Mutter Gesellschaft leistet.

Ich habe vor ein paar Tagen von New-York Nachricht erhalten, daß eine kleine Kiste mit Leinwand für mich dort angekommen sey, die ich wahrscheinlich übermorgen erhalten werde. Karl Traub in Bremen schreibt mir, daß es Hemden sind, die meine Mutter mir schickt. Dafür danke ich Dir, liebe Mutter, recht herzlich. Sie werden mir besser als irgend ein amerikanisches passen; denn ich bin doch noch immer, wo mich das Hemd anrührt, ein Deutscher. — Ich hoffe, daß die kleine Kiste auch Briefe für mich enthalten wird, nach denen ich mich herzlich sehne.

Ich habe jetzt nur für diese wenigen Zeilen Zeit. Ich grüße herzlich Euch, liebe Eltern, Geschwister und Freunde. Euer treuer

Karl.

* * *

Cambridge, July 1833.

Meine geliebte Mutter!

Die Nachricht von dem Tode meines Vaters traf mich unter schweren Besorgnissen um die schwankende Gesundheit meiner Frau — unerwartet und unaussprechlich schmerzlich. Die Trennung von meinem

ersten, geprüftesten und innigst verehrten und geliebten Freunde erweckte alle die alten, unter einer freundlichen Gegenwart vergrabenen Trennungsschmerzen, und frischblutende Wunden verklagten aufs Neue — — —, die mich meiner Heimath, meiner Freunde, meiner Vergangenheit und meiner Zukunft entnommen haben. Aber mein Herz wendet sich ab von diesen feindlichen, ohnmächtigen Nebengedanken. Keine Anklage soll in die reine Klage sich mischen. Es ist schwer, im Leben sich zu trennen; es ist schwerer, im Tode getrennt zu seyn. Wenn die Trauernachricht den Entferntesten der Freunde erreicht, so kommt sie mit allen Schmerzensergüssen der näheren angeschwellt.

Wie hell und lebendig steht das Seelenbild meines Vaters vor meinem Geiste! Sein tief eindringender und zusammenfassender Verstand, seine Geradheit und Festigkeit, seine glühende, dem Unterdrückten zuvorkommende, dem Unterdrücker unerbittliche und unbezwingliche Gerechtigkeit, seine Verachtung alles falschen Scheins, sein aufopfernder unermüdlicher Pflichtsinn, der keinen Vorgesetzten anerkannte, auf keine Verwandtschaft Rücksicht nahm, weder Freund noch Feind kannte, und ihn allezeit gewärtig machte, vor den höchsten Richterstuhl zu treten. Wer von uns denkt nicht zurück, mit schmerzlichem Wohlgefallen, an seine heitere Gemüthlichkeit, seinen Witz, seine gesellschaftliche Unterhaltungsgabe, seine herzliche, wahrhaft jugendliche Theilnahme an dem uneigennützigen, wenn auch unklugen Streben von jungen Leuten, seine kindliche Freude an Kindern, die er durch seine heitere, erfindungsreiche Einbildungskraft und Erzählungsgabe an sich fesselte. Wer mit mir an eine Unsterblichkeit glaubt, in welche die Seele jedes Menschen ihre wesentlichen Gemüthszüge hinüberträgt und mit fortdauernder Selbstbestimmung sich weiter bildet, der wird es natürlich finden, daß ich der festen Ueberzeugung lebe, daß ich, bei meiner nächsten Auswanderung aus dieser alten Welt in die ewig neue, meinen Vater wiedersehen und an den unauslöschlichen Gesichtszügen seines Geistes wiedererkennen werde. Es ist ein Trost für die Armen und Ohnmächtigen auf Erden, daß die Gewalt, welche Kinder von ihren Eltern, und Geschwister von Geschwistern scheidet, sich nicht auf das gelobte Land erstreckt, das wir im Glauben schon hier betreten.

Daß mein Vater seine Geistesklarheit und Gewissensruhe auch in der letzten dunkeln Stunde noch bewahrte, war das natürliche Ende eines in Mäßigkeit, Arbeitsamkeit und Rechtschaffenheit hingebrachten Lebens. Ein so sanftes Einschlafen deutet sicherlich auf ein heiteres Erwachen.

Das Ausbleiben mehrerer Briefe, die ich vor meines Vaters Tode an Euch schrieb, ist mir schmerzlich. Du sprichst, liebe Mutter, von einem Briefe Paul's*) an mich; ich habe keinen erhalten. Mit Rücksicht auf seinen Auswanderungsplan bemerke ich Folgendes:

Als ein Rechtsgelehrter kann er hier ein Auskommen, vielleicht ein reichliches, finden, wenn er der englischen Sprache vollkommen mächtig ist, und eine tüchtige Vorkenntniß des englischen Rechtes mitbringt. Dann braucht er zwei Jahre, um dasselbe in seiner Anwendung auf amerikanische Verhältnisse kennen zu lernen. Die Commentarien von Blackstone, von welchen es eine deutsche Uebersetzung mit Anmerkungen gibt, sind das Anfangs- und Hauptbuch für den Studenten des englischen und amerikanischen Civilrechts; das öffentliche ist einfach und bald erlernt. Uebrigens läßt sich nicht leugnen, daß Paul in dieser Laufbahn große Schwierigkeiten zu erwarten hat, die jedoch keineswegs unübersteiglich sind. Es gibt sehr viele und darum viele brodlose Rechtsgelehrte in diesem Lande, wiewohl Diejenigen, welche Kenntniß, gesunde und schnelle Beurtheilung und die Gabe der öffentlichen Rede besitzen, die einflußreichsten Männer im Lande sind. Unter allen Erwerbsfächern gibt es nur eines, das des Landbauers, welches dem Auswanderer, wenn er ein kleines Vermögen mitbringt, ein sicheres Auskommen verspricht. Leute von Anlagen und tüchtigem Willen können auch in jedem andern Geschäfte emporkommen, doch hängt das von vielen unberechenbaren Umständen ab. Hier gibt es keine stehenden Verhältnisse, Alles ist in stetem Werden und Fortschreiten. Für mich und meine Frau würde das Herüberkommen Paul's mit seiner Familie ein längst erwünschtes Freudenereigniß seyn; und auf Alles, was in unsern Kräften steht, kann er natürlich als etwas Gewisses zählen. Hätte nicht die fortwährende

---

*) Follen's jüngster Bruder, damals Advocat in Gießen.

Krankheit meiner Frau uns genöthigt, unser Haus zu vermiethen und selbst als Kostgänger zu leben, so könnten wir unter unserm eignen Dache sie aufnehmen. Aber ich hoffe, daß die beständige, wiewohl langsame Besserung meiner Frau uns im Verlauf eines Jahres in den Stand setzen wird, zu unseren früheren, gastfreundlichen Einrichtungen zurückzukehren.

——— Das Gebiet der Arcansas ist nicht so tauglich für deutsche Auswanderer, als andere westliche Länderstriche, theils weil das Klima wahrscheinlich für die meisten zu warm ist, und hauptsächlich, weil in diesem Gebiete, wie in den übrigen südlichen Staaten die Sclaverei der Farbigen gesetzlich anerkannt ist. Ohio, Indiana, Illinois und Michigan Territory bieten größere Vortheile dar. Etwas Bestimmteres kann ich nur dann sagen, wenn ich über den ganzen Auswanderungsplan etwas Genaueres weiß, und auch dann würde es gerathen seyn, daß einer der Auswanderer selbst herüber komme und für die Nachkommenden Einrichtungen treffe, wobei ich ihnen wahrscheinlich von Nutzen seyn kann, wie wohl meine gegenwärtige Anstellung eine lange Entfernung von Cambridge nicht gestattet.

Ich bitte Dich, liebe Mutter, mir in Deinem nächsten Briefe genaue Auskunft zu geben, wie es Dir geht und was für Einrichtungen Du für Dich selbst getroffen hast. Deine Briefe haben mir immer die ausführlichsten Nachrichten von unserer Familie gegeben, und ich verlasse mich darauf, daß Du mir fortwährend schreibst. Ich grüße Dich und alle Geschwister und Freunde mit herzlicher Liebe. Dein treuer Sohn

Karl.

Meine Frau grüßt Dich und alle Geschwister mit herzlicher Liebe. Mein kleiner Karl ist sehr wohl und bedankt sich bestens für die hübschen Strümpfe, die ihm die Großmutter von Deutschland geschickt hat.

* * *

Seit dem Jahre 1833 hatten sich manche Veränderungen in den Lebensverhältnissen der Angehörigen Karl Follen's in Europa zugetragen. Sein Bruder Paul war wirklich nach Arcansas ausgewandert, sein Schwager Vogt, bis dahin Professor der Medicin in Gießen, hatte

einen Ruf an die Universität Bern angenommen, und Follen's Mutter und Schwester waren, durch Versetzungen des Gatten der Letzteren, gleichfalls veranlaßt, ihren Wohnort — sogar mehrmals — zu ändern. Dieses wirkte auf die Correspondenz zersplitternd und zerstreuend. Das einzelne Familienglied erhielt seltener direkte Mittheilungen vom geliebten Sohne und Bruder aus Amerika, aber, wenn eines dergleichen erhielt, so gab es ihren ganzen oder ihren wesentlichen Inhalt an die Uebrigen weiter. — Dieß erklärt die lange Pause von 1833 bis zu Karl Follen's Tode im concreten Briefwechsel. Außerdem mochte der eine oder andere Brief (wie aus den noch vorhandenen Briefen hervorgeht,) verloren gegangen seyn.

Und so stand dem Schreiber dieser Zeilen zunächst nur noch **eine** europäische Lebenskunde über Follen aus jenem Zeitraume zu Gebote. Es ist die Stelle einer „Reise in den vereinigten Staaten und Canada im Jahre 1837. Von L. de Wette, Dr. med., praktischem Arzte in Basel, Leipzig, 1838." Sie lautet:

„In New-York traf ich auch Herrn Karl Follen, der mich ehedem in Basel als Knaben gesehen hatte. Dieser ehemalige Jurist und von den deutschen Höfen gefürchtete Demagog ist, nachdem er in Cambridge eine Zeitlang Professor der deutschen Literatur gewesen, nunmehr als Prediger an einer der dortigen unitarischen Kirchen angestellt. Seine Vorträge hält er in englischer Sprache, die er sich so zu eigen gemacht hat, daß Manche den Fremden nicht in ihm erkennen. Als Prediger hat er sich durch seine Beredtsamkeit großen Ruf erworben, und wird unter die ausgezeichneten Redner gerechnet, namentlich in seiner Secte. Bei einem späteren Besuche in New-York hatte ich Gelegenheit, ihn predigen zu hören, und fand eine zahlreiche und ausgewählte Zuhörerschaft um ihn versammelt. Zum Text hatte er den Spruch gewählt: „Ich bin nicht gekommen, aufzulösen, sondern zu erfüllen," wovon er die Anwendung auf die revolutionäre und conservative Richtung in Politik und Religion machte, indem er zeigte, welches die verschiedenen Principien dieser beiden Richtungen seyen, wie weit die Extreme gingen, wie nahe sich die Gemäßigten der beiden Partheien stünden, und wel-

ches der wahre Weg sey, den man nach dem Muster Jesu betreten müsse." (A. a. O. S. 64.)

* * *

Follen wohnte seit dem Frühjahr 1839 in East-Lexington, einem Städtchen ungefähr 3 bis 4 Stunden von Boston, wo er viel dazu beitrug, eine kleine unitarische Gemeinde zu bilden, und ihr ein bleibendes Bestehen zu geben. Er selbst sammelte das nöthige Geld, um eine Kirche zu bauen, entwarf den Plan und führte die Aufsicht über den Bau. Einige Zeit vor Weihnachten 1839 ging Follen mit seiner Familie nach New-York, in Folge einer Einladung, eine Reihe von Vorlesungen über deutsche Literatur vor einer Gesellschaft von jungen Leuten zu halten. Diese Vorlesungen wurden mit großem Beifall aufgenommen. Die Zeit nahte inzwischen heran, wo die Kirche in Lexington eingeweiht werden sollte. Follen hatte versprochen, bei dieser Feierlichkeit gegenwärtig zu seyn und die Einweihungspredigt zu halten. Ein bedeutender Krankheitsanfall seiner Gattin machte es wünschenswerth für ihn, dieses Versprechens entbunden zu werden, und er schrieb deßhalb an seine Gemeinde. Diese wollte aber nicht ohne ihn die Einweihung der Kirche vorgenommen sehen. Um also sein Versprechen zu halten, schiffte sich Follen am 13. Januar 1840 auf dem Dampfboote Lexington nach Stonington (auf dem Wege nach Boston) ein. Der unglückliche Verlauf dieser Reise wurde im Eingange dieses Aufsatzes schon erwähnt. Etwas Näheres über die Art von Follen's Tod waren die Wittwe und ihre Angehörigen zu ermitteln nicht im Stande.

* * *

Ungefähr gleichzeitig mit der Todesnachricht Follen's las man auch Angaben und Urtheile über ihn in öffentlichen deutschen Blättern, welche des Grundes und der Tiefe entbehrten.

Man las, Follen habe sich der Pietistenparthei in Amerika angeschlossen gehabt. Aber aus de Wette's Reisebeschreibung mußte bekannt seyn, daß Follen zur Secte der Unitarier gehörte. Die religiösen Ansichten der Unitarier sind bekannt; sie gehen zugleich aus Follen's

Brief vom 19. Dec. 1826 hervor. Er fühlte sich davon angezogen, er erklärte seine Uebereinstimmung damit. Indem er der Secte auch förmlich zutrat, that er nur, was Tausende im alten Europa ebenfalls thun würden, wenn es daselbst — wie in Amerika — Secten und nicht herrschende Kirchen gäbe; er that nur, wozu die religiösen und politischen Verhältnisse der nordamerikanischen Freistaaten Demjenigen, der sich als Bürger daselbst angesiedelt hat, eine fast zwingende Veranlassung geben, und womit seine eigne Ueberzeugung so vollständig übereinstimmte. Daß aber Follen nicht nur Mitglied jener Secte, sondern auch Prediger derselben wurde, lag hauptsächlich in Follen's natürlicher Bestimmung zum öffentlichen Redner. Auf dem Katheder hatte er schon längst diese Gabe mit Erfolg geübt, und die Kanzel trat, bei gegebener Gelegenheit, dem sehr leicht hinzu.

Dabei war ja Follen in Gießen anfänglich Studiosus der Theologie gewesen. Er hatte nur einen Faden wieder aufzunehmen. Durch und durch religiös, gestaltete zugleich sein bildender Geist gern seine Ueberzeugung in etwas Positives um. Er that dieses bei aller Freiheit der Forschung, bei allem Sinn für Unabhängigkeit auch in Sachen der Theologie. Wie nahe lag nun, das schon vorhandene Positive, was so Schönes und Bedeutungsvolles enthält, in jenem Sinne zu benutzen! — Dem Natürlichen gesellte sich aber auch das Zweckmäßige und Kluge, und, vom Boden des Positiven in der Religion aus, — des Positiven, wie er es sich gestaltete, — gewann er zugleich für seine politischen Ideale Anhänger und Kämpfer.

Denn sein positives Christenthum war nicht nur demüthig, dankbar und voll Hingebung, sondern es war auch stolz und kühn; nicht blos im Himmelreiche, sondern auch im Reiche dieser Welt konnte es möglicher Weise Eroberungen machen. Die Ansicht, daß man ein Christus werden könne, wenn man des rechten, reinen, kräftigen und opfernden Willens dazu fähig sey, kommt nicht nur in Follen's Antheil an dem „großen Liede," nämlich im Abendmahlsliede, sondern auch noch anderwärts in seinen Gedichten vor, und selbst die Apostrophe an Körner in dem Gedichte Follen's: Körner's Todtenfeier:

„Bist ein König hochbeneidet:
Deines Blutes Purpur kleidet,
Heil'ge Dornen krönen Dich!"

ist nur jener Satz in Beispiel und Vergleichung gebracht. Je menschlicher er aber Christus nahm, desto sicherer war die Hoffnung, daß ein Mensch es ihm gleich thun könne; und je göttlicher er den Menschen Christus nahm, desto höher und möglichen Erfolges voller stand damit zugleich die menschliche Natur überhaupt. Follen war immer ein Unitarier, in Deutschland und in Amerika, und nie ein Pietist, weder in Deutschland noch in Amerika.

Weiter las man, Follen habe sich von früheren Meinungen in derselben schroffen Weise getrennt gehabt, die in ihm sich gleich geblieben sey, während sein sonstiges Benehmen und alle seine Meinungen eine andere Farbe angenommen hätten. Es wurde hinzugesetzt: So wenigstens hätten ihn solche Deutsche geschildert, die in den letzten Jahren in Berührung mit ihm gekommen seyen.

Es fragt sich aber wohl zunächst hier: Wer waren die Deutschen, welche jene Schilderung lieferten? Kannten sie Follen's frühere Meinungen und sonstiges Benehmen, kannten sie seine späteren Meinungen und sein späteres Benehmen genug, um beide in eine erfolgreiche Parallele mit einander zu setzen? Sind es Leute, deren Kenntniß nicht blos zu trauen ist, sondern auch deren Rechtlichkeit, Wahrheitsliebe und Unpartheilichkeit? Nicht selten mochte Follen durch Zudringliche angegangen werden, welche von ihm Unterstützung oder Rath wollten, ohne daß mit dem besten Willen seine Mittel oder seine Ueberzeugung das gewünschte Maas von Unterstützung (durch Geld oder Empfehlung) liefern konnten, und ohne daß man seinen Rath befolgte. Auch mag leicht der Fall seyn, daß Solche, welche als politische Flüchtlinge oder doch als politische Unzufriedene aus Deutschland nach Amerika gekommen waren, und in Follen den Feind der deutschen Regierungen von 1816 bis 1824 suchten, das Gesuchte nicht fanden. Nur fragt sich, ob sie dann mit Recht oder mit Unrecht sich darüber beklagten.

Auch in diesen Beziehungen geben uns Follen's Briefe an Vater, Mutter und Geschwister die genügendste Auskunft. Er hatte in Amerika

seinen Ideal-Staat realisirt gefunden; und mit dieser Ueberzeugung, mit diesem fortgesetzt ihn beseeligenden Gefühl war nothwendig alle Opposition — da er nicht Opponent aus bloßer Oppositionslust gewesen — über den Haufen gefallen. „In diesem Lande, wo das Gesetz allein herrscht, gibt es keinen ruhigeren Unterthan als mich," schrieb Follen schon im Briefe vom 19. Dec. 1826.

Follen, der religiös Unitarier gewesen und geblieben, war und blieb politisch Demokrat. Nur hatte er Deutschland mit Amerika vertauscht. Wenn Follen in der Predigt, welcher de Wette erwähnt, von „revolutionärer und conservativer Richtung in Politik und Religion sprach," und dabei, wie es scheint, eine Art richtiger Mitte als das Wünschenswertheste hinstellte, so geschah dies ebenfalls nicht im Sinne des Europäismus, sondern des Americanismus. Nicht von früheren Meinungen hatte Follen sich getrennt, sondern nur von seinem früheren Vaterlande, und zwar, wie leicht einzusehen, auf Nimmerwiederkehr. Wollte er für sein weiteres Leben einen Kreis der Thätigkeit und Wirksamkeit haben, so mußte er diesen ganz und vollständig in seinem neuen Vaterlande suchen. Ihm wurde dadurch Deutschland als Heimath nicht fremd; mit inniger Liebe hing er nach wie vor an dem Lande seiner Geburt, seiner Jugend; selbst wenn er über Einzelnes in demselben, z. B. über die Universität Gießen (die betreffenden Stellen wurden absichtlich in den mitgetheilten Briefen weggelassen,) ziemlich scharf scoptisirte, so war doch der Grund dieses Verhaltens, die Stromfläche gewissermaßen, auf der jene neckischen Schatten spielten, ein nicht zu verkennendes Interesse. Nachdem diese specielleren Bezugnahmen nach und nach ihre Schärfe verloren hatten, oder doch nicht mehr von Follen eine Erwähnung fanden, blieb seine Anerkennung des großen, deutschen Vaterlandes ungeschwächt in ihm. Dafür sprechen mehrere Stellen in seinen Briefen. Ebenso wenig setzte er das herab, für was er dort einst gehandelt und gelitten. Und wenn er die Motive eines Theils seiner ehemaligen politischen Freunde mehr in ihrer Phantasie oder dergleichen suchte, so sagte er damit nur die Wahrheit. Auch war gewiß schon in Gießen und Jena jener Theil in dieser Weise von ihm gewürdigt worden.

„Ein unkluges Streben junger Leute," nannte Follen in seinem letzt-mitgetheilten Briefe sein und seiner Freunde politisches Streben in Europa, und er that es in einer Weise, welche die Möglichkeit einer gewissen, wenn auch thränenumdüsterten Ironie nicht ausschließt. Jeden Falls nannte er es nur ein unkluges, nicht ein verwerfliches, nicht ein schlechtes, nicht ein albernes. Die Klugheit ist der Wechsler und der Mäkler des Lebens, und man bricht über den moralischen und intellektuellen Werth einer Sache noch nicht den Stab, wenn man meint, jener Wechsler und Mäkler habe nicht dabei zu Markte gesessen.

Sollte Follen sein neues Vaterland, Amerika, für den Punkt des Archimedes halten, wo er den Hebel einsetzte, um sein altes Vaterland, Deutschland, aus den Angeln zu heben? Möglich, daß ihm solche Zumuthungen gemacht wurden, und sehr wahrscheinlich, daß er sie von der Hand wies. Ich sehe nicht ein, daß man deßhalb mit ihm zu rechten Grund hatte. Bis zum letzten Augenblicke vernünftiger Möglichkeit war Follen bemüht gewesen, Deutschland — nach seiner Ueberzeugung — zu nützen, und erst von dannen gegangen, als er im ganzen alten Europa keine Freistätte mehr hatte. Mag Gott für eine Welt sorgen; jedes seiner menschlichen Geschöpfe wird als Staatsbürger nur für den Staat wirken können, dem es angehört. Ein Drüberhinaus — als Staatsbürger — zerschellt an der Klippe der Unmöglichkeit. Es ist aber auch bedroht von dem Fluche der Verletzung übernommener Pflicht. Wäre Follen eine weichlichere Natur gewesen, als er wirklich eine war, so hätte er vielleicht links und rechts vom atlantischen Ocean politische Thätigkeit versucht, in Deutschland negative, in Nordamerika positive. Oder er hätte an ständigem Heimweh, an verzehrender Sehnsucht nach dem alten Vaterlande gekrankt, und Aussichten darauf gegründet, wie sie nimmermehr sich realisiren konnten. Statt dessen warf er sich frisch und kräftig in die neue Strömung; erst dreißig Jahre alt, durfte er hoffen, auch da noch Ziele zu erreichen, wenn er ganz und unzersplittert sich hielt. Wie viele Vorbedingungen hatte er aber da noch zu erfüllen! Vollständige Kenntniß der englischen Sprache und der in den nordamerikanischen Freistaaten geltenden Jurisprudenz. Diese zuerst.

Möglich, daß Follen der Gedanke an zu erringenden Einfluß in seinem neuen Vaterlande hierbei nicht fremd war; das Wort: Einfluß, wenn auch bei Andern, finden wir mehrfach in seinen Briefen. Keine Wirksamkeit wird aber ohne Einfluß erreicht, und das Streben nach Einfluß findet seine vollständigste Rechtfertigung, wenn angewandte Mittel und vorgesteckte Zwecke gleich ehrenhaft hierbei sind. Ich wüßte aber nicht, daß in diesen Beziehungen auch nur ein Schatten von Anklage gegen Follen vorläge.

Spricht man aber von einer „schroffen Weise Follen's," die in ihm sich gleich geblieben, so hat man wahrscheinlich dabei sehr Recht und sehr Unrecht. Festhalten am wahr Erkannten, Nicht-Aufgeben demgemäß gefaßter Entschlüsse, Bestreiten entgegengesetzter Ansichten und verachtende Würdigung ihrer Motive, wenn dieselben der Verachtung werth sind, dabei ruhiges Ueberzeugtseyn von seinem Selbstwerthe ohne Prunk und Flitter, können sehr leicht und fast nothwendig etwas von „schroffer Weise" annehmen. In dieser Beziehung hat man also wahrscheinlich sehr Recht. Aber sehr Unrecht hat man, wenn man bei „schroffer Weise" an Unzärtlichkeit, Ungemüthlichkeit, Derbheit, Unzugänglichkeit und Rohheit der Seele denkt. Frühere, bereits mitgetheilte Urtheile haben Follen vor solcher Anklage geschützt, und für seine spätere Zeit sind die von ihm mitgetheilten Briefe die beste Rechtfertigung. Welche herzliche Liebe gegen seine Angehörigen in Deutschland und Amerika! Welche Feinheit des Gefühls! Welche Heiterkeit und Kindlichkeit! Welcher Familiensinn, der uns in Scenen eines wahrhaft idyllischen Stilllebens versetzt! Welche billige Beurtheilung seiner Mitmenschen! Welches schweigsame, discrete Verhalten zu Dingen, die er gewiß nie vergessen hatte, und die noch oft seine innersten Gemüthswunden aufrissen! Welche Ruhe und Gehaltenheit bei (wenigstens in den Jahren 1832 und 1833) knapper gewordenen finanziellen Verhältnissen! —

Ich habe es immer für eine große Pflicht der Mitwelt gehalten, nach Vollständigkeit in der Charakteristik ihrer wichtigeren Zeitgenossen zu streben. Daß Follen diesen letzteren angehörte, ist kein Zweifel. Er hatte persönlich den größten Einfluß auf das deutsche Universitätswesen von 1814 bis 1819 und auf die politische Geschichte Deutschlands von

1818 bis 1824; seine Lieder machten eine Menge politischer Proselyten, und, jenseits des Meeres, trugen seine geistreiche Kraft und glänzende Bildung nicht wenig dazu bei, dem deutschen Namen bei den Nordamerikanern eine höhere Geltung zu verschaffen. Der Schreckensruf, der bei der Nachricht vom Untergange des Dampfbootes Lexington durch die Vereinigten Staaten ging, haftete namentlich an dem Namen Follen. Und so wird man, wenn man einen Theil der vorstehenden Ausführungen vielleicht mit „Rettungen" bezeichnet, diese hoffentlich für ebenso genügend, als in ihrer Existenz für gerechtfertigt halten. —

* * *

Absichtlich wurde von Urtheilen über Follen, entnommen amerikanischen Lippen, bis jetzt nichts gesagt. Und doch bilden sie die Hälfte des Ganzen. In Amerika verbrachte Follen mehr als funfzehn Jahre seines später gewordenen Lebens, seines schönsten und kräftigsten Mannesalters. In Amerika wurde er Gatte und Vater. In Amerika begegnete er keinen Jugendsympathieen, sondern eher Antipathieen, wie sie meist der Amerikaner dem Einwanderer entgegen bringt. Und wenn auch dieß nicht, so blieb doch so viel Verschiedenartiges übrig an Art, Natur, Sitte, Neigung und Streben zwischen ihm und seinen neuen Landsleuten, daß nicht geringe Kraft, Liebe, geistige Rührigkeit und Ausdauer dazu gehörten, ein Verhältniß entschiedenster Anerkennung herbeizuführen. Die Blüthe und die Frucht fielen ihm nicht ohne Mühe, nicht ohne Anstrengung in die Hand. Desto unzweifelhafter aber auch das Verdienst, welches sie errungen. —

In seinem Schreiben vom 19. Dec. 1826 hatte Follen eine Predigt von Channing als einen seiner höheren Geistesgenüsse bezeichnet. Derselbe William E. Channing, fortgesetzt in freundschaftlichen Beziehungen zu Follen, hielt diesen auch die Leichenpredigt. Oder vielmehr, er ergriff die Gelegenheit, in einer Predigt über 1. Petr. 4, 19, und veranlaßt durch den Brand des Lexington, zugleich von Karl Follen zu sprechen.

Diese Predigt enthält viele pastoralische Schönheiten. Betrachtungen über die Leiden des menschlichen Lebens führten den Redner auf

„das entsetzliche Unglück, das vor wenigen Tagen sich zugetragen hat," und auf Karl Follen.

„Wenn mein Geist, der sich jetzo gesammelt hat," sagte der Redner, „zurück sich denkt zu jenem von Flammen bedeckten Boote, dann suche ich nach einem unter den Unglücklichen, der mir besonders theuer, der mir als treuer langjähriger Freund eng verbunden war; und wenn er meinem Geiste erscheint, erblicke ich keinen Schrecken auf seinem Antlitz. Ich sehe ihn, wie er mit ruhigem Geiste und schnellem Blicke nach den Mitteln zur Rettung sich umschaut; wie er alle Kraft seines furchtlosen Geistes aufbietet, Andern sowohl als sich selbst ein rettender Engel zu seyn, und wie er Alles versucht, was Liebe und Klugheit ihm rathen, bis seine Kräfte schwinden. Nur ein Schmerz malt sich in seinen Zügen, ihn ruft der Gedanke hervor: er soll das theure Angesicht der Gattin, seines Kindes und des geliebten Freundes nicht mehr auf Erden sehen. Noch einen Schmerz, einen tieferen noch, sehe ich: es übermannt ihn der Gedanke an den Jammer, den sein Tod Herzen verursachen wird, die ihm theurer sind, als sein Leben. Aber auch in diesem Augenblicke löst seine Liebe sich nicht ganz in Schmerz auf, denn sie war stets mit dem Glauben vereint. Seine Liebe war eine höhere; er verehrte in seinen Freunden die unendliche ewige Natur, er erfand in ihnen Grundsätze und Hoffnungen, die der Tod nicht zu vernichten vermag. Ich zweifle nicht, er übergab sie und sich selbst in dieser fürchterlichen Stunde mit kindlicher Ergebung dem allbarmherzigen Vater. Ich zweifle nicht, der Tod war für ihn seiner größten Schrecken beraubt, seine Seele schied, und athmete unendliche Liebe und unsterbliche Hoffnung." — — —

„Der Freund, von dem ich rede, war einer der wenigen Menschen, die geschieden erscheinen von den übrigen ihres Geschlechts durch Unbescholtenheit des Lebens und Größe des Geistes. Alle, die Gelegenheit hatten, ihn kennen zu lernen, werden bestätigen, einstimmig bestätigen, daß sie keinen reineren, keinen edleren Menschen gekannt. Viele glauben, er sey in jeder Beziehung der beste Mensch gewesen, den sie jemals das Glück gehabt hätten, kennen zu lernen. Solch ein Mensch darf selbst im Hause Gottes besprochen werden, an dem Orte, an welchem

Schmeichelei Entweihung ist, und Gott, nicht Menschen, verehrt werden sollen.“ —

„Der Charakter, der solche Liebe sich zu erwerben wußte, ist nicht schwer zu zeichnen, denn Größe ist einfach, kunstlos und Jedem sichtbar. Er war dadurch ausgezeichnet, daß er Tugenden in sich vereinigte, die im ersten Augenblick sich zu widerstreiten scheinen, die in Wahrheit aber alle Einer liebenden Familie angehören. So war er z. B. ein wahrer Held, Löwenmuth beseelte ihn, Furcht war ihm fremd, Gefahren stärkten und belebten ihn, Strapatzen und Entbehrungen ließen ihn nur fester halten an der Pflicht, die ihm oblag; und dabei war er ein Kind an Einfachheit, Sanftmuth, Unschuld und Frömmigkeit. Seine Kraft, der ich vielleicht mehr vertraute, als derjenigen irgend eines andern Menschen, gab ihm aber nicht den leisesten Anstrich von Rauhheit. Sein Antlitz, das oft eine ernste Bestimmtheit aussprach, strahlte gewöhnlich in schöner Milde; und seine Stimme, die, wenn es noth war, ernst und streng ertönte, war Vielen von uns die lieblichste Musik, ob des innigen Wohlwollens, das sie athmete.“

„Ein anderer Zug in seinem Charakter war seine Freude am Leben im Kreise seiner Familie. Wer von Allen, die ihn jemals beobachteten, kann seine Heiterkeit, seine Innigkeit vergessen. Sein Haus war von seiner Liebe durchdrungen, wie von dem Sonnenlicht. Ein Fremder hätte glauben können, seine ganze Seele sey von diesem Leben eingenommen, und doch verband er damit eine weit seltenere Liebe zum ganzen Menschengeschlechte. Sein Herz schlug mit den Herzen des ganzen Geschlechts. Er liebte aber seine Nebenmenschen nicht nur im gewöhnlichen Sinne des Worts. Er war mit ihnen verbunden durch das engste stärkste Band der Bruderliebe. Er fühlte mit allen Menschen, insbesondere aber mit den Bedrückten und Bedrängten. Sein sanftes Auge sprühte Feuer, wenn man von einem beleidigten Menschen erzählte, aber nicht das Feuer der Rache und des Zorns, sondern das Feuer heiligen Unwillens über das gekränkte Recht, das Feuer gränzenloser Liebe und Hingebung.“

„Er war ein Mann von feinem Geschmack, er liebte die bessere feinere Gesellschaft und freute sich ihrer. Seine sanfte, feine Art und

Weise führten ihn zum Umgang der Gebildetsten, und er genoß diesen, und dennoch fühlte er am Innigsten für die größere Menge. — Er war ein Freund der arbeitenden Klasse. Er hatte eine ungemeine Achtung vor solchen, die unter den Mühen des Lebens Einfachheit der Gesinnung behalten."

„Er war auffallend selbstständig in seinem Urtheil. Er ließ sich ebensowenig durch Ansehen, durch größere Anzahl, durch Interesse und Popularität als durch Rücksichten der innigsten Freundschaft und höchsten Achtung bestimmen. Er schien fast zu fest an seinen Ueberzeugungen zu hängen. Aber bei all dieser Festigkeit im Urtheil beleidigte er niemals durch Widerspruch, verlangte nie, daß man ihm beipflichte, nöthigte niemals auch seine liebsten Ideen mit unziemlicher Eindringlichkeit Jemandem auf, und wenn er Jemanden widerlegte, so geschah dieß mit der größten Artigkeit und der zärtlichsten Rücksicht. Bei der ihm eigenen Hochachtung vor den Rechten Anderer ermuthigte er Jeden, frei seine Ansichten, so entgegengesetzt sie auch den seinigen seyn mochten, zu äußern." — —

„Die besondere Zierde aber seines Charakters war die ruhige, aufgeklärte, ächt christliche Gesinnung, die ihn beseelte. Sein Christenthum wurzelte fest in der Vernunft, in dem Sinn für Gerechtigkeit, in den uneigennützigen Grundsätzen der christlichen Lehre, in der richtigen und klar aufgefaßten Achtung vor der menschlichen Natur und den Rechten eines jeden Menschen. So sanft und liberal seine Natur war, so war doch seine Sanftmuth und Liebe untergeordnet dem Gefühle für Recht und Gerechtigkeit, und dieß Gefühl bildete die Hauptgrundlage und das Element seines hochherzigen Charakters. Dem gemäß strahlte die Liebe zur Freiheit im Mittelpunkte seiner Seele als eine unlöschbare Flamme. Es war aber nicht die Liebe des Schulknaben zu der Freiheit, die er aus den blutbefleckten Seiten der griechischen und römischen Geschichte erlernt, sondern der Freiheit, die sich auf die ruhigste Ueberlegung und Kenntniß stützt, die aus der klaren, richtigen und tiefen Auffassung der Natur, der Bestimmung und der Rechte des Menschen entspringt. Er fühlte in der Tiefe seines Herzens, der Mensch, Gottes vernünftiges, unsterbliches Geschöpf, sei werth, daß

man für es lebe und sterbe. Ihm war der betrübendste Anblick auf der Erde der Anblick eines unterdrückten, durch seinen Mitbruder zu Boden geworfenen Menschen. Ihn wieder zu erheben, ihn zu befreien und in die Würde des Menschen wieder einzusetzen, ihm die heilige selige Hoffnung eines Christen wieder zu geben, dieß schien ihm das schönste Werk auf Erden und diesem widmete er sich von ganzer Seele."

„Seine Größe war ohne Anmaßung. Es fiel ihm nicht ein, die Rolle eines Heros zu spielen. Seine Größe war unendlich erhaben über jede Sucht, etwas gelten zu wollen, und über alle die Künste, durch die sich schwächere Geister Bewunderung zu verschaffen suchen. In seinem Charakter waren Selbstgefühl und Bescheidenheit wunderbar vereinigt. Er schätzte sich selbst, ohne sich zu schmeicheln, und hatte einen zu einfachen Sinn, als daß er Schmeichelei bei Andern gesucht hätte. Er machte sich kein Verdienst aus den Leiden, die er in früheren und jetzigen Zeiten für seine strenge Rechtlichkeit zu dulden hatte, und redete auch nicht davon. In der That, man konnte sagen, er litt auch, und hegte noch die Besorgniß, daß seine Handlungsweise denen, die er mehr als sich selbst liebte, Leiden bereiten könnte. Es bildete einen Theil seines Glaubens, daß das höchste Glück in der Macht der Liebe und der Tugend gefunden werde, durch die sich der Mensch ganz der Sache Gottes und der Menschen widmet; und er bewies diese Wahrheit durch sein eigenes Beispiel. Wie oft er auch schon getäuscht worden war, wie oft er auch schon ohne Erfolg gewirkt hatte, sein Geist war stets heiter und voll Leben geblieben, ihn beseelte immerdar Glaube und Hoffnung, und alle unschuldigen Freuden, die ihm auf seinem Pfade sproßten, genoß er mit ganzer Seele. Er war ein wahrer Christ, sein Entzücken der Erlöser. Fest hing er an dem Glauben an Unsterblichkeit. Besonders waren es zwei Dinge, an denen er mit Macht fest hielt. Es war dieß das Streben nach dem Unendlichen, „jenes immerwährende Verlangen" unserer Natur nach etwas Höherem, als das, was wir schon erlangt haben, jener Trieb zur Vervollkommnung, dem nur durch das Streben nach dem Vollkommnen genügt werden kann; und „der freie Wille des Menschen," für ihn die große Offenbarung der Mysterien unsers Wesens, die in seinen Augen der menschlichen Seele das höchste Interesse und die

höchste Würde verlieh. Ihm war das Leben der Zustand, in dem sich ein freies Wesen unter bitteren Versuchungen für das Rechte und Heilige bestimmen und nach Vollendung streben soll."

„Seine Frömmigkeit war ein Kind dieser Ansichten, sie war eine wahrhaft kindliche Frömmigkeit. Man konnte sagen, er hatte für Gott keinen andern Namen, als den Namen Vater. Er war in seinen Augen aber nicht ein sanfter, nachsichtiger Vater, sondern ein weiser Vater, der sein Kind auf die Welt sendet, daß es schwer geprüft und versucht werde, daß es leide und kämpfe, daß es wache und bete, und in solcher Schule seine Liebe zu Gott und Menschen bethätige."

„So war der herrliche Charakter unsers hingeschiedenen Freundes. Er war nicht gut, wie die meisten von uns sind, treu in Erfüllung der Pflicht, wo sie verlangt wird, der Wahrheit huldigend, wo man sie fordert, er liebte die Tugend um ihrer selbst willen, er liebte sie, wenn auch ihr Anhänger leiden mußte." —

„Glaubt nicht, daß ich unsern Freund für vollkommen halte, auch er trug menschliche Schuld mit sich, auch er unterlag menschlicher Schwäche, er ist zum Vater heimgegangen, nicht seine Verdienste vorzurechnen, nein, sich der Güte des Schöpfers zu unterwerfen."

„Sein Verstand hatte die Kraft, die Einfachheit und Klugheit seines Charakters. Er scheute nichts, was irgend eine Wahrheit behandelt. Höhere Philosophie, die sich mit den Gesetzen, den Kräften und der Bestimmung der menschlichen Seele beschäftigte, war sein Lieblingsstudium. Er hatte gehofft, ein Werk darüber schreiben zu können, und ich glaube, daß, nächst der Erfüllung seiner Pflichten, dieses seine Hauptaufgabe war. Obgleich ich in einigen Grundlehren von seiner Meinung abwich, freute ich mich, daß er der Welt seine Ansichten mitzutheilen gedachte." — —

„Er beschränkte sich aber nicht auf das Studium abstrakter Gegenstände. Er hat'e Moral, Geschichte und bürgerliches Recht gründlich studirt. Er hatte viel gedacht über Christenthum und Kirche. Seine Kenntnisse waren gründlich und mannigfach, sein Geschmack gebildet und seine Sprache kräftig und hinreißend. Seine oft originellen Gedanken wußte seine immer frische, rasche und lebendige Phantasie in ein schönes

Gewand zu kleiden. Seine Rede hatte nur eine Eigenschaft, die ihren Einfluß in unserer Mitte schwächte. Sie war für uns zu langsam, zu überlegt, zu regelrecht, sie zeigte von einer Besorgniß, der Gegenstand möchte noch nicht genug erschöpft seyn, und darum war ihr Eindruck auf uns ungeduldiges Volk nicht so groß. Er überraschte nicht durch plötzliche kühne Wendungen, durch stark aufgetragene Schilderungen. Er schien einen Drang zu fühlen, jeden Gegenstand auf das Allergründlichste und Allergenaueste zu besprechen, und dadurch hielt er sich oft bei Dingen auf, die er der Ueberlegung seiner Zuhörer hätte überlassen können. Darum glaubten Manche, es fehle ihm in seinen Predigten an Begeisterung und Interesse an der Sache, während Andere sich hingerissen fühlten von der Kraft und dem Leben seiner Gebete und religiösen Betrachtungen. Die Wirkung seiner Predigten wurde übrigens oft auch geschwächt durch die Langsamkeit seiner Aussprache; eine Gewohnheit, die ihm bei seinem Streben, als Fremder unsere Sprache mit größter Genauigkeit und Richtigkeit zu sprechen, immer blieb. In der letzten Zeit jedoch hatte er freier und ungezwungener zu sprechen begonnen, und seine Predigten wurden mit Entzücken von solchen gehört, denen Lebendigkeit der Gedanken am Meisten gilt."

Dieß ein gedrängter Auszug der Predigt Channing's, welche über drei Riesenspalten des New-Yorker Journals „die neue Welt" vom 29. Februar 1840 füllt. Ich hielt mich dabei blos an das, was von Follen's geistigen Gaben, seiner sittlichen Bedeutung, seinen religiösen Ueberzeugungen und überhaupt von seiner Persönlichkeit spricht. Channing wiederholt sich manchmal dabei (erklärte Wiederholungen hab' ich weggelassen) und überhaupt hat seine Predigt da und dort ein wenig die Natur einer Improvisation. Demungeachtet bleibt sie interessant, nicht nur für Follen, sondern auch für Channing und für amerikanische Auffassungen. Ebenso fürs Glaubensbekenntniß der Secte, welcher Follen angehörte und Channing noch angehört. Einer meiner Freunde, welcher zugleich mit Follen auf der Universität Jena sich befunden und ihn genau gekannt hatte, schrieb mir über Follen's Charakteristik durch Channing: „Sie ist mit Wärme, mit Wahrheit und Unpartheilichkeit gegeben; wer ihn kannte, findet alle Züge seines Bildes wieder. Er ist

sich treu geblieben. Für die Amerikaner war er zu gut und zu deutsch, sie goutirten ihn nicht recht, und er ist nie recht heimisch dort gewesen."

Allerdings, so hat es mehr als den Anschein. Ueber die breite Kluft der Nothwendigkeit zog er den stolzen Purpur der Freiheit, aber die Heimath mit ihren Freuden und Leiden, mit ihren Mängeln und Gottesgaben konnte er darum nie vergessen. — Aehnlich der Amerikaner im Verhältniß zu Follen. Er erkannte das Treffliche in ihm, aber doch schied sie noch immer die alte Fremde. Desto uneigennütziger und unpartheiischer jedoch zugleich — gerade in Folge dieses Umstandes — das Urtheil über ihn.

Aehnlich wie Channing äußerte sich der Engländer Lathrop in einer zum Andenken Follen's gehaltenen Gedächtnißrede.

„Als Professor der (Horvard-) Universität (in Cambridge)," sagte unter Anderm Lathrop, „werden ihm jene, die seines Unterrichts genossen, Zeugniß der Treue und des Fleißes ertheilen, die er Allen bewies, sowie einer unveränderlichen Freundlichkeit und preiswürdigen Urbanität, die den hohen Standpunkt seiner Bildung bezeichnete. Als Redner ernst und überzeugend, als Seelsorger sich aufopfernd und stets liebevoll, voll guter Ermahnungen und Werke, in das Haus der Trauer ein Herz voll lebhaften und zarten Mitgefühls bringend, in die Wohnung der Zufriedenheit und des Wohlstandes jene heitere Theilnahme, die uns die Schrift zuruft in den Worten: „Seyd fröhlich mit den Fröhlichen," sicherte er die Liebe und Verehrung Aller. — Selbst Die, welche in Meinungen von ihm abwichen — und ich selbst gehöre unter ihre Zahl, achteten und ehrten den edlen Mann. Sein Charakter forderte und flößte diese Gefühle ein. Die Eigenschaften, welche den Dr. Follen auszeichneten, waren eine feurige Wahrheitsliebe und eine furchtlose Hingabe an dieselbe, eine geduldige Ausdauer, eine hohe moralische Tendenz, eine Wärme und Zartheit der Empfindungen, eine schnell rege und umfassende Sympathie für Alles, was die Menschheit betraf — hauptsächlich aber und vor Allem die Einfachheit und Reinheit, welche jeden seiner Gedanken, jedes seiner Worte auszeichnete. Er war in der That ein aufrichtiger und redlicher Mann, in dem, wie die Deutschen sehr richtig sagen, „kein Falsch" war. In der Blüthe der Jahre, mit einer starken, thätigen Seele be-

gabt, voll geistiger Schätze und Gelehrsamkeit, mit einem, nach dem Edelsten strebenden Herzen ausgerüstet, ist sein Tod ein allgemeiner Verlust. Eine Zierde der Wissenschaft und Religion, ein Vertheidiger der Wahrheit und Tugend, beredt im Innern wie im Aeussern, ein Gegenstand warmer und vertrauensvoller Anhänglichkeit seiner vielen Freunde — dieß Alles ist uns in ihm entrissen."

* * *

Bei der Abreise Follen's von New-York am 13. Januar 1840 hatte seine Gattin unwohl in jener Stadt zurückbleiben müssen. Ihr Schmerz bei der Nachricht vom Tode ihres Mannes war gränzenlos. Ungefähr eine Woche nach dem Verluste des Schiffes kehrte sie in der Begleitung ihrer Schwester Miß Susanne Cabot, die deßhalb nach New-York gekommen war, nach Boston zurück, wo sie sich seitdem in dem Hause ihres Bruders, des Herrn Samuel Cabot, aufhält. Ihre Gesundheit besserte sich und ihre Ruhe stellte sich mehr her, wozu wohl das vermehrte Bewußtseyn ihrer vermehrten Mutterpflichten und die allgemeine Anerkennung des Werthes ihres Gatten am Meisten beitrug. Auch die warme Religiosität, die in ihr lebt, wirkte gewiß viel mit. Und dennoch schlägt die Flamme des Schmerzes in ihr — lebengefährdend — nicht selten durch.

Follen's einziges hinterlassenes Kind, der kleine Karl Follen, zeigt schöne, edle Anlagen, und Jedermann sagt, er sei seinem Vater auch im Aeußern ähnlich. Mit innigster Anhänglichkeit spricht er von Diesem.

Die Kirche in East-Lexington, für die Follen gesammelt hatte, wird von den Leuten dort, durch ein richtiges Gefühl geleitet, die Follen-Kirche genannt.

Und nun einen Vorhang über den Aschenkrug!

VII.

Fachreddin,
Emir der Drusen.

Historische Skizze

von

C. M. Ed.

Durch die Zerwürfnisse des Großherrn der Osmanen mit seinem übermüthigen Vasallen Mehemed Ali ist Syrien der Schauplatz von Kriegsereignissen und der Punkt geworden, auf welchen sich die Augen der Welt gerichtet. Indem nun der denkende Beobachter das Ende des dort gespielten Drama's erwägt, geht an seinem Geiste die große classische Vergangenheit des gesegneten Landes vorüber und welche Pracht, welche Wunder entfliehen dem erstaunten Blick, ehe er Zeit hat, sie zu fassen! Welcher Reichthum der Mythen, welche Wechsel der Ereignisse, welche Folgen der Impulse, die diese Ereignisse dem übrigen Erdboden gaben, und bei alle dem, welche Beharrlichkeit in den Sitten und in der Lebensart seiner Bewohner durch so viele Jahrtausende! Griechenlands Kunst und Weisheit lebt nur noch in den Bibliotheken seiner Classiker, Rom's Macht und Größe ist zusammengesunken in ihrer eignen Ueberhebung; der Glanz und Ruhm beider Nationen haben nicht vermocht, das Bild Syriens in den Schatten zu drängen und ihre Eroberungen waren nicht vermögend, den Segen des Landes zu vernichten. Das Heidenthum in jeder Form, das Judenthum, der Christusglaube mit allen seinen Abzweigungen, der Islam mit allen seinen Schrecken und

Despotieen sind über den Boden Arams geschritten und haben die Physiognomie, die Sitten, die Tugenden und die Laster seiner Bewohner nicht verändern können.

Syrien ist das Mutterland der Menschheit und ihrer Religionen. Dort wird Adam erschaffen, dort ist das Eden, in welchem anspruchlose Unschuld glücklich war, der heidnischen Mythen nicht zu gedenken. In sein gelobtes Land führt der jüdische Gesetzgeber die befreiten Brüder, auf seinem geheiligten Boden erlös't der Christus-Messias die versunkene Menschheit. Und nachdem es seine beiden Erzeugten lange und wacker vertheidigt, sammeln sich in Syrien die Moslemim zu der Macht, welcher gegenüber das herrschgewohnte Europa mehrere Jahrhunderte zittert.

Gleichwohl wollte es den Himmel und Erde stürmenden Anhängern des Propheten von Mekka nicht gelingen, die Geburten des Landes total zu ersticken. Trotz der fanatischen Verfolgungswuth erhielten sich in Syrien Ueberbleibsel aller Religionsbekenner, Ueberbleibsel der Juden und Christen und sogar der hundert Auswüchse irre geleiteter Religiösität, für welche das Epitheton „heidnisch" noch zu menschlich klingt. Aber auch das Christenthum mag in Syrien heutzutage und seit Jahrhunderten heidnisch genug aussehen.

Zwei Stämme sind es vorzüglich, die einen mehr oder minder verfälschten Glauben an den Propheten von Nazareth erhalten haben: zuvörderst die Maroniten, die sich offen dazu bekennen und dann die Drusen, die sich ziemlich gleichgültig gegen jede Glaubensform zeigen*). Diese kühnen Bergbewohner bewahrten sich überhaupt gern ihre Freiheit und setzten gegen Jeden, der sie zu seiner Politik oder zu seinem Glauben zwingen wollte, Leben und alle andern Güter für ihre Unabhängigkeit ein. Desungeachtet haben sie auf die Schicksale der syrischen Bevölkerung nie bleibenden Einfluß gewonnen und der Versuch ihres größten Helden,

*) Die Drusen sind übrigens im Allgemeinen Hakemanbeter. Hakem war etwas über tausend Jahre nach Christus ein ägyptischer Kalif, der sich einbildete, Gott sei in ihn gefahren, ein Wahnsinn, der von seinen Schmeichlern für Wahrheit erklärt und durch seine Apostel zur formellen Grundlehre der Drusenreligion erhoben ward. — Die Drusen sind inzwischen mit den Juden Juden, mit den Christen Christen und mit den Türken Mohamedaner.

die Drusen zu einer politischen Nation zu erheben, endete mit seinem Untergange.

Fachreddin war dieser Mann, ein Held, ein Weiser, ein Tyrann, auf vielseitige Art sein Land und seinen Stamm repräsentirend, der, als der Morgen rings um ihn unter der Fuchtel des moslemitischen Despoten seufzte, Muth und Willen genug besaß, das Christenthum als alleiniges und unentbehrliches Vehikel zum Seligwerden zu betrachten und dafür zu kämpfen, und vielleicht wäre ihm dessen Herstellung im Orient gelungen, wenn seine Bitte bei den christlichen Mächten Erhörung und seine Anstrengung an dem Christenhaß seines Oberherrn nicht ein so gewaltiges Hinderniß gefunden hätte.

Fachreddin lebte unter Achmed I. und unter dem wilden Murad IV., der von 1623 bis 1640 die Allmacht der Pforte zu erhalten suchte, nachdem sie bereits vor hundert Jahren unter dem zweiten Selim ihren Höhepunkt überstiegen hatte. Der Emir rühmte sich von Gottfried von Bouillon abzustammen und die Sage gab diesem ausserordentlichen Mann auch eine ausserordentliche Herkunft: eine Hexe sollte seine Mutter sein, und er selbst ihre Zauberkünste erlernt haben*).

Wie dem sei, er gehörte einem Geschlechte an, das sich dem Christenthum stets geneigt zeigte und in Galiläa und Phönizien bedeutende Besitzungen hatte. In Beiruth war der ursprüngliche Wohnsitz seines Hauses, dann hatte es Sidon wieder aus seinen Trümmern erhoben und trieb mit Europa einen ausgedehnten Handel.

Als Fachreddin's Vater starb, waren seine Lande nicht unbedeutend, indeß sollte er sie mit seinem Bruder Jonas theilen. Da dieser sich aber mit einer bestimmten Geldsumme abfinden ließ, trat der Emir die Regierung mit der Hoffnung an, seine weitaussehenden Entwürfe realisiren zu können.

Die Lehnsträger der Pforte besaßen von jeher ziemlich viel Willen, so lange es ihnen nicht einfiel, sich gegen den Sultan aufzulehnen. Fachreddin erklärte, daß seine östlichen und nördlichen Grenzen gegen die

*) Von Türken und Arabern ward er Eben Maan (Sohn des Maan) genannt, weil er ein Sprößling dieses Hauses war.

nomadisirenden Araber nicht hinlänglich gedeckt seien und fiel deshalb in die Paschaliks von Tarablus (Tripolis) und Damaskus ein, um durch Eroberungen auf diesen Gebieten seine Gränzen abzurunden.

Der Emir von Tripolis und der Pascha von Damaskus waren längst eifersüchtig auf ihren mächtigen Nachbar, dessen kriegerischen Muth sie kannten und fürchteten. Sie beeilten sich, ihre vereinigten Klagen vor den Thron des Sultans zu bringen. Außer der Beschwerde über Gebietsverletzung brachten sie vor, daß er sich wider den Großherrn auflehne, das heilige Gesetz Mohameds verachte und die Christen begünstige.

Dem Sultan war jede Gelegenheit willkommen, seine Kampflust zu befriedigen, und als Muselmann mußte er es für heiligste Pflicht halten, den Beschützer der verfluchten Giaurs zu vernichten. Obenein hatten die Ankläger ihre Beschuldigungen durch klingende Gründe unterstützt und der Abgesandte des Emirs bei der Pforte vermochte den Sturm, der sich gegen seinen Herrn erhob, nicht zu beschwören.

Der Großherr sandte eine starke Flotte nach den Syrischen Küsten und übergab dem Pascha von Damaskus ein Heer von nahe an 40000 Mann, um den Verwegenen von beiden Seiten zumal zu erdrücken.

Einer so gewaltigen Macht die Spitze zu bieten, konnte Fachreddin nicht wagen. Denn gesetzt, er besiegte sie, so war nur zu gewiß, daß der Sultan ihn alsbald mit gedoppelten Kräften angreifen werde. Aber einen andern Plan suchte der Emir auszuführen. Er setzte seinen ältesten Sohn Ali zum Fürsten der Drusen und des Libanon ein und ließ diesen dem Sultan Treue und Ergebung schwören, während er sich nach Malta einschiffte. Von hier ging er nach Neapel, Livorno und Florenz, um bei den italienischen Fürsten Hülfe wider den Todfeind der Christenheit zu suchen.

Das Haus der Mediceer hatte den Toskanischen Namen über die Welt verbreitet. Bei der Großmuth eines Nachfolgers Cosmus I. hielt Fachreddin seine Bitten am besten angebracht. Der Großherzog sandte ihn mit guten Empfehlungen nach Rom und das Oberhaupt der Christenheit nahm den drusischen Fürsten sehr gnädig auf. Aber schon war in Deutschland ein Krieg um Specialpunkte der Religion entbrannt, ein

Krieg, der alle Europäischen Reiche in seine Verwicklungen zog und dessen Erfolg ein älterer Schriftsteller sehr gut mit den Worten schildert:

Lutherisch, Papstisch und Kalvinisch,
Diese Glauben alle Drei
Sind vorhanden, doch ist Zweifel
Wo das Christenthum denn sei!

Nach langem Hin- und Herreisen und vielen Unterhandlungen gelang es dem Emir, mit Ferdinand II., dem Großherzog von Toskana, einen Bund abzuschließen, nach welchem er von dem Herrn von Florenz Hülfe an Material und Truppen erhalten solle, wogegen Emir Fachreddin sich verstand, dem Großherzog mehrere Handelsvortheile einzuräumen.

Darauf kehrte er wohlgemuth nach Syrien zurück im Jahre **1630** fast tausend Jahre nach Mohameds Tode wider seinen mächtigen Nachfolger für das Christenthum zu kämpfen. In demselben Jahre stieg der große Gustav Adolph, ein anderer Religionsheld, aus dem eisigen Norden herab, um die Rechte seiner unterdrückten Glaubensgenossen zu vertheidigen. Und in demselben Jahre war die Religion für die civilisirtesten Nationen der Christenheit nur der Deckmantel eigennütziger Politik. — Während sie trotz der eigenen Glaubenskriege Missionaire und Soldaten nach den neuentdeckten Welten sandten, um dort die schuldlosen Kinder der Wildniß zur Taufe zu zwingen oder mit blutgetränkten Schwertern ihnen die Lehren der Religion der Liebe vorzuschreiben — während dieser fernliegenden Unternehmungen hatten sie nicht Gehör für einen tapfern und klugen Fürsten, der den Erbfeind des Christenthums in seinem Herzen anzugreifen kühn und geschickt genug war und der es durch Zahlen beweisen konnte, daß der Sieg sein Unternehmen krönen würde. Und Alles, was er verlangte, waren einige tausend Mann europäischer Soldaten, die hinreichend gewesen wären, die Ueberlegenheit der Disciplin Europa's darzuthun.

Denn der Geldunterstützung bedurfte er nicht. Seine Finanzen waren so wohl geordnet, daß er von der jährlichen Einnahme von zwei Millionen Ducaten eine ganze Million ersparte, trotz dem, daß er stets funfzehntausend Mann auf dem Kriegsfuß erhielt und daß er seiner Vorliebe für prachtvolle Bauten hinlänglich Genüge leistete.

Diese Bauunternehmungen zogen ihm ebenfalls die Verfolgung der Türken zu, aber sie schrieben seinen Namen mit Stein in die Jahrbücher vieler syrischen Städte, z. B. Sidon, Tripolis, Tyrus und St. Jean d'Acre.

Nachdem der Emir in Beyruth gelandet war, fand er es gerathen, seinen Sohn Ali in der Regentschaft zu lassen und nur den Oberbefehl des Heeres zu übernehmen, um auf solche Weise die hohe Pforte zu täuschen. Gleichzeitig hielt sein Sohn Emir Ali einen Gesandten in Konstantinopel, der durch Bestechung des Großveziers und der Mutter des Sultans die Nachsicht der Pforte gewinnen mußte.

Fachreddin schloß auch mit einem arabischen König ein geheimes Bündniß. Dieser, Neba mit Namen, schlug an den Ufern des Jordans gewöhnlich im Frühling und Herbst sein Lager auf und hatte etwa 20,000 Mann unter seinem Befehl. Der Emir kommandirte ein fliegendes Heer und unter dem Vorwand, die Araber zurückzutreiben, eroberte er die ganze Strecke des syrischen Ufers bis nach Antakia (Antiochien) hinauf, außer den Städten Tripolis und Damaskus, welche er zwar leicht hätte gewinnen können, was er aber nicht wagen durfte, ohne seine Absicht ostensibel zu machen. Dagegen schlug er die feindlichen Araber auch wirklich zurück und befreite das ganze Gebiet von dieser jährlichen Plage, so daß die Bewohner ihm mit Dank und Liebe zugethan waren*).

Obwohl im innersten Herzen Christ, machte er sich doch Mohamedaner und Juden zu Freunden, indem er sie alle gerecht und wo er durfte, großmüthig behandelte. Zu seinen Entwürfen brauchte er Aller Freundschaft, denn sie waren großartig und gefährlich. Er beabsichtigte in Syrien eine Republik zu errichten, mächtig genug, um dem Großherrn die Spitze zu bieten und es ist nicht zu ermessen, welche Folgen die Realisirung dieses Vorhabens gehabt, welche Veränderungen sie in dem Verhältniß der Staaten gegen einander erzeugt haben müßte.

---

*) Obwohl auch eine Parthei im Lande selbst, die sich Jemini nannte und eine weiße Fahne führte, gegen ihn war. Die Anhänger des Emirs führten eine rothe Fahne.

Man rühmt Emir Fachreddin nach, daß er die Namen und Beinamen der vorzüglichsten seiner Unterthanen wußte, daß er alle ihre Unternehmungen kannte und daß er eine außerordentliche Einsicht in jeder Angelegenheit des Landes besaß. Er hielt ein Verzeichniß aller kriegspflichtigen Männer, eine detaillirte Liste über die Zahl und Güte der Thiere, der Frucht- und Maulbeerbäume und den Ertrag derselben. Er hatte sogar ein Werk über Naturgeschichte aus dem Italienischen ins Arabische übersetzt und machte sich um die Pflanzenkunde Syriens verdient, indem er mehr als anderthalbtausend merkwürdige Gewächse nach der Natur durch einen französischen Maler abbilden ließ. Sein botanischer Garten zu Beyruth war die einzige Anstalt ihrer Art im ganzen Syrien.

Es ist schon erwähnt, daß er auch großartige Gebäude aufführen ließ und dadurch aufs Neue in Constantinopel Anstoß fand. Die Pforte gebot ihm, die begonnenen Paläste und Schlösser wieder zu zerstören und Emir Fachreddin mußte sich dem Befehl theilweise bequemen, um für seine ernstern Angelegenheiten Raum zu gewinnen, denn diese verlor er nicht aus den Augen.

Als er sich endlich stark genug glaubte, beschloß er, noch thätiger zu Werke zu gehen. Den Pascha von Jerusalem hatte er durch große Summen erkauft und es war ausgemacht zwischen ihnen, daß der Emir sich der vormaligen Hauptstadt Judäa's bemächtigen solle. Zwar wußte der Pascha Mohamed nicht, daß es in des Emirs Absicht lag, sich in Jerusalem taufen zu lassen und das ganze heilige Land als sein rechtmäßiges Erbe und die christliche Religion für dessen Landesglauben zu erklären.

Um aber zu erfahren, wie groß die Zahl seiner Freunde und seiner Feinde sei, verfiel er auf ein eigenthümliches und in seinem Erfolg sehr relatives Mittel. Er ging nach Sidon in den Palast seiner Weiber — denn wie alle Morgenländer hatte auch er viele derselben —, dort stellte er sich krank und dann todt und ließ in sechs Wochen sich vor Niemanden sehen, als vor wenigen auserwählten und zuverlässigen Freunden.

Das Gerücht von seinem Absterben gewann in der That so vielen Glauben, daß alsbald seine Nachbarn wider seinen Sohn Ali zu Felde zogen. Zuvörderst rüstete sich der Pascha von Damaskus, und nach ihm ein arabischer Emir, Ersterer, um die ihm entrissenen Provinzen wieder zu gewinnen, Letzterer um im unbeschützten Lande zu rauben.

Kaum rückten diese beiden Feinde wider sein Land zu Felde, als er sich aus dem Scheintode erhob und zuerst dem Pascha von Damaskus entgegenging. Und so groß war der Schrecken seines Namens, daß der Pascha sowohl wie der arabische Emir eiligst umkehrten, als sie den gefürchteten Gegner wieder lebendig sahen. Für Fachreddin aber war diese Gelegenheit willkommen, um neue Eroberungen zu machen, und er unterwarf sich nunmehr auch die Stadt Tripolis und die Festung Baalbek.

Die Art, wie er sich der Gewalthaber dieser beiden Städte entledigte, macht seinem Herzen zwar wenig Ehre, aber sie ist zu sehr in den Sitten des Orients gegründet, als daß man sie nach dem Maßstabe unserer Civilisation messen dürfte. Sie bezeugt, wie wenig Umstände man dort mit dem Menschenleben macht.

Gegen den Pascha von Baalbek hatte er schon oft geäußert, er werde einst auch diese Stadt unter seine Botmäßigkeit bringen, worauf der Pascha stets erwiderte: er wolle seinen Kopf verlieren, wenn das Wahrheit werde. Fachreddin sandte viele Summen Geldes nach Constantinopel, um den Großvezier und den Sultan zu bewegen, ihn mit dieser Festung zu belehnen. Das Geld wirkte; Fachreddin erhielt einen Belehnungsfirman, mit der Bedingung, Tribut zu zahlen. Nach Empfang dieses Firmans lud er alle benachbarten Große zu einer Mahlzeit ein; auch der Pascha von Baalbek erschien. Nachdem die Gesellschaft sich an Speis' und Trank ergötzt, zog der Emir den Firman hervor und verlas ihn. Der Pascha von Baalbek erbleichte, aber Fachreddin, der wohl wußte, welch einen Feind er an ihm habe, sprang auf, ergriff den Pascha, zog sein Schwert, und hieb ihm mit einem Streich das Haupt ab, indem er ausrief: „Du hast gelobt, wenn ich mein Wort wahr mache, Dein Haupt zu verlieren. Jetzt ist auch Dein Wort Wahrheit."

Ganz auf ähnliche Weise verfuhr er mit dem Statthalter von Tripolis. Mehr Umstände hatte er mit dem arabischen Emir Therabeth,

dem er mehremal in Engpässen auflauerte, ohne ihn fangen zu können, denn der Araber war schneller als er. Nachdem die Gewalt also nichts helfen wollte, suchte er durch arge List des Feindes habhaft zu werden. Er schlug ihm Frieden vor und begehrte zum Unterpfande desselben die Schwester des arabischen Emirs zur Frau. Therabeth fühlte sich durch diese Verbindung nicht wenig geehrt, er sandte dem Fachreddin sofort seine Schwester, und ward von diesem zur Hochzeit geladen. Hochgeehrt verschwelgte der Araber zwei frohe Tage in Sidon, und Fachreddin erhöhte seine Lust noch durch große Geschenke. Bei der Mahlzeit am dritten aber stand der Drusenfürst rasch auf, drückte Therabeth's Haupt zwischen seine Knier, und hieb es vor der ganzen Gesellschaft ab, indem er ausrief: „So geht es meinen Feinden!"

Der Schwester des Erwürgten that der Emir zwar nichts zu Leide, aber er ging nicht weiter mit ihr um, da er ihre Blutrache zu fürchten hatte, welche den Arabern unerläßliche Pflicht ist.

So sehr ihm diese Gewaltthaten nun den Respect aller seiner Nachbaren verschafften, machten sie ihn beim Volke doch nicht verhaßt, da er eines Theils nur die Schuldigen und Feinde verfolgte, andern Theils aber nichts that, was nicht in den Sitten seines Landes begründet war. Aber in Constantinopel mußte sein Gesandter alle Mühe aufbieten, und jede Summe opfern, um die Galle des Sultans niederzuhalten. Zu gleicher Zeit correspondirte Fachreddin mit Ferdinand II., Großherzog von Toskana, von dem er in aller Stille Kanonen, Pulver und Kugeln erhielt. So streichelte er mit der einen Hand, während er mit der andern das Schwert schliff. — Von Florenz aus wäre ihm wohl mehr Hülfe geworden, aber der Großherzog ward in die europäischen Wirren verwickelt, und mußte ein Corps von nahe an sechstausend Mann, welches für den Fürsten der Drusen geworben war, dem König von Spanien überlassen. Alles was Fachreddin aus Europa erhielt, waren Feldbäcker und einige Ingenieure. Und doch wollte der Emir Beyruth und Sidon zur Bürgschaft seiner Treue, ja sogar seinen zweiten Sohn, Mansor, als Geißel und eine Million Dukaten Kriegskosten hergeben.

Unterdeß blieben seine Feinde und Nachbarn nicht müssig, ein vernichtendes Ungewitter wider ihn heraufzuführen. Seine Nachbarn

waren zu sehr in ihrem Besitzthum bedroht, da er seine Grenzen immer weiter ausdehnte, und durch rechtzeitige Freigebigkeit, Strenge und Milde sich die Herzen nicht allein seiner, sondern auch seiner Nachbarn Unterthanen gewann. Die Araber waren ihm großentheils Feind, da er ihnen die gewohnten Räubereien und Streifereien unmöglich machte.

Der Pascha von Damaskus, sein unermüdlicher Widersacher, stand an der Spitze des Bundes, der sich abermals gegen Emir Fachreddin bildete. Der Pascha ging selbst nach Constantinopel, und die Liste der Verbrechen, deren er den Emir anklagte, enthielt vornämlich folgende Puncte: Verachtung des Korans; Verwüstung der Moscheen und Minarets, welche er nie besuche; Uebertretung des Ramadan; Begünstigung der Christen gegen die Moslemim; Erbauung von christlichen Kirchen und Schlössern; Correspondenz mit dem Herzog von Toskana; Freilassung der Sclaven, die von den Korsaren aufgebracht waren; Verstärkung seiner Festungen und Vermehrung seiner Truppen; Eroberungen auf dem Gebiet der großherrlichen Unterthanen; endlich die Absicht, sich des ganzen Palästina zu bemächtigen, und sich vom Sultan unabhängig zu erklären.

Gegen so viele und schwere Anklagepunkte vermochten die Gründe, und selbst das Gold des Gesandten Fachreddins nicht aufzukommen. Die Pforte sprach das Anathem über den Rebellen und Hochverräther an Religion und Vaterland aus.

Murad, dessen Wuth entbrannt war, hob alsbald ein Heer von 60000 Mann aus, welches er dem Commando des Paschas von Damaskus übergab. Zu dieser Macht sollten noch die verbündeten Araber und Syrier mit ihren Truppen stoßen, und selbst von Aegypten her wurden deren zur Vernichtung des kriegerischen Emirs herbeigerufen. Der Capudan-Pascha ward mit 40 Galeren nach Tripolis und Beiruth gesendet und der Plan des Sultans war, daß Land- und Seemacht den Rebellen in seiner Hauptstadt zugleich angreifen sollten. Indeß kam die Flotte zu spät. Zwei englische Kriegsschiffe geriethen bei der Insel Chios mit derselben in Streit, und waren hinreichend, ihre Reise aufzuhalten.

Fachreddin bekam zeitig genug Kunde von dem Sturm, der sich wider seine Existenz erhoben. Kampfgerüstet sandte er sofort seinen Sohn Emir Ali ins Feld mit zwölftausend Mann, mit welchen dieser die Vereinigung der Truppen der feindlichen Emiren und Paschen verhindern sollte. Niemals harrte Fachreddin mit größerer Sehnsucht auf die verheißene Verstärkung aus Italien, denn niemals war ihm Hülfe nöthiger.

In der Gegend von Aleppo traf der junge Emir Ali den Pascha von Damaskus an der Spitze eines Corps, das an Stärke dem seinigen so ziemlich gleich sein mochte. Ali durfte sich aber für überlegen halten, weil er **2000** Drusen und **1000** Maroniten in seinem Heere zählte. Er griff unverzagt an und fand an dem Pascha einen ebenso unverzagten Gegner. Der Kampf ward mit so furchtbarer Erbitterung gefochten, daß auf beiden Seiten zwei Drittheile der Streiter, etwa sechszehntausend Mann fielen, und erst die Nacht machte dem Morden ein vorläufiges Ende. Der Pascha stand seinen Hülfsquellen näher, wie sein Gegner; er zog während der Nacht Ergänzungstruppen aus Aleppo an sich, und als der Sonne Licht die noch dampfende Blutstätte wieder beschien, griff er den um nichts verstärkten Emir Ali an. Seines Vaters würdig, zog dieser auch in so ungleicher Lage das Schwert, und das Morden begann von Neuem.

Ali verlor in diesem zweiten Treffen seine wackersten Kämpfer, Drusen und Maroniten. Als die Arme ermüdet wurden von Schlag und Gegenschlag, zählte der Rest seiner Armee noch etwa hundert und funfzig Mann! — Ihm selbst ward das Pferd unter dem Leibe erschossen, und wie er mit demselben niedersinkt, stürzt ein Türke auf ihn zu, um ihn gefangen zu nehmen. Kaum aber entdeckt der Türke, daß er den feindlichen Feldherrn in seiner Gewalt hat, so schlägt er ihm den Kopf und den Finger ab, an welchem er seinen Siegelring trug, und eilt damit zum Pascha von Damaskus, ihm denselben zu übergeben und den Lohn dafür zu empfangen.

Der Sieg war dem Pascha indeß theuer zu stehen gekommen; kaum über anderthalbtausend Mann blieben ihm am Abend des zweiten Kampftages, und unter diesen die meisten schwer verwundet; so hatte

ihm der Kopf Emir Ali's fast neunzehntausend Krieger gekostet. Ein so theuer erkauftes Siegeszeichen ehrte der Pascha hoch; er ließ das todte Haupt mit Arabiens Balsamen waschen und salben, es wohl kämmen und mit einem köstlichen Turban schmücken, um es erst bei sich eine geraume Zeit zu bewahren und dann nach Constantinopel als Trophäe zu schicken.

Dies war der erste Schlag, der den Emir Fachreddin traf, ihm folgten bald die andern. Zur Zeit jener Schlacht (August 1633) erschien die türkische Flotte vor Tripolis. Von hier aus wollte der Capudan-Pascha die Macht und Bewegungen Fachreddin's recognosciren, und den Operationsplan gegen ihn einleiten. Der Emir, welcher Nachrichten von seinem Sohne erwartete, aber nicht erhielt, schien unentschlossen; doch fürchtete er, von dem Capudan-Pascha überrumpelt zu werden, und verließ mit etwa 10,000 Mann Drusen, Maroniten, Griechen und Mahomedanern Beyruth, um sich längst der Meeresküste nach Sidon (Seïde) zurückzuziehen.

In Sidon angekommen und aller Unterstützung gegen den mächtigen Feind entbehrend, wollte er noch einmal zur List seine Zuflucht nehmen, um so mehr als er noch immer von Ali keine Botschaft erhalten hatte. Er entließ seine Truppen, welche sich unter dem Befehl eines Maronitenhäuptlings auf den Libanon zurückziehen mußten. Seine persönliche Sicherheit ward indeß durch etwa drei bis viertausend erprobte Krieger, unter Anführung seines Vertrauten, Abu Nadir *), beschützt, und außerdem hatte er im festen Schlosse von Sidon eine Besatzung von achthundert ausgesuchter Soldaten, welche ein Renegat, ein ehemaliger Neapolitaner, befehligte, und die allerdings im Stande waren, eine lange und gewaltige Belagerung auszuhalten.

Nach diesen Maaßregeln sandte er eine Anzahl Transportschiffe mit Lebensmitteln an den Capudan-Pascha, und ließ ihm sagen, daß ihm

---

*) Dieser Maroniten-Scheich, Abu Nadir oder Nader, Fachreddins Vezier, ward der Stammvater einer berühmten Familie unter dem hohen Adel der Maroniten. Sein Sohn unterhielt Briefwechsel mit dem Papst und mehreren europäischen Königen. Seine Nachfolger bereisten oft die westlichen Länder Europa's unter dem Namen der Prinzen vom Berge Libanon, welche im Namen der unterdrückten Christenreligion Almosen sammelten, um in Syrien Ländereien dafür zu erstehen.

die Ankunft der Flotte in den syrischen Gewässern erwünscht sei, als Gelegenheit, seine Anhänglichkeit an den „Schatten Gottes“ darzuthun. Um dies zu beweisen, sande er ihm einige Erquickung für die Mannschaft seiner Flotte; auch habe er seine sämmtlichen Truppen entlassen, und harre der Befehle, die der Capudan-Pascha ihm im Namen des Großherrn ertheilen werde.

Der Capudan-Pascha erschien bald darauf mit seiner Flotte vor Sidon, und stellte sie in Schußweite vor dem Hafen in Schlachtordnung. Einige Handelsschiffe von Marseille und Griechenland salutirten respectvoll, nicht minder das Castell von Sidon. Die Mannschaft der Flotte aber antwortete mit Musketenfeuer, das sie eine gute halbe Stunde unterhielt und dann das grobe Geschütz spielen ließ.

Fachreddin schickte sofort zum Capudan-Pascha einen Abgesandten mit dem Anerbieten von 100,000 Dukaten für den Admiral, und versprach, für seine Unterwürfigkeit unter den Willen des Sultans seinen Sohn Mansur als Geisel zu stellen. Der Admiral antwortete, er habe sich bei Lebensstrafe des Schlosses zu Sidon zu bemächtigen, und könne keine andere Bedingung des Friedens gewähren. Fachreddin nahm vier Tage Bedenkzeit. Während derselben erhielt er die betrübende Nachricht von dem Verlust seines Sohns Ali und dessen ganzen Armeecorps. Und als er obenein die türkischen Soldaten ihren Muthwillen an den christlichen Kaufleuten ausüben sah, und dabei vielleicht erwog, daß ihm von den christlichen Mächten aller Beistand verweigert sei, so sank auch ihm der Muth; er übergab das Schloß unter der Bedingung des freien Abzugs der Besatzung, und kehrte mit seiner Leibwache und der Festungsgarnison nach Beiruth zurück.

Nachdem die Soldaten der Flotte seine Gebäude in Sidon geplündert hatten, folgte der Capudan-Pascha ihm nach Beiruth und verlangte auch die Auslieferung dieser Stadt, oder doch deren Festung. Unmuthig gab der Emir diesem Verlangen nach. Er bezog zwei Meilen von der Stadt ein Lager mit seiner kleinen Armee. Der Pascha aber, ergrimmt, daß er die lockenden 100,000 Dukaten nicht erhalten habe, plünderte und verwüstete auch hier die Paläste und Lustgärten Emir Fachreddin's,

welche die Zierde der Stadt, sowie des ganzen Syriens, und die Freude und den Stolz ihres Erbauers ausmachten.

Als wollte das Schicksal ihm überall seine schwarze Seite zeigen, nahm es ihm auch die beiden noch übrigen Söhne, Mansur und Hassan, welche beide in die Gefangenschaft des Capudan-Pascha geriethen, der sie nach Constantinopel sandte, wo sie getödtet wurden. Die Mutter dieser Prinzen entkam mit schwermüthigem Herzen; sie suchte in der Mitte der getreuen Drusen auf dem Libanongebirge ein Asyl. Fachreddin's Bruder, Emir Jonas, ward zu Tyrus gefangen genommen, und, an einen Baum gebunden, erschossen. So stand der Emir Fachreddin im gewaltigen Sturm allein da, gleich einer Eiche, neben welcher Orkan und Wogendrang Busch und Staude weggerissen; sie aber wiegt ihren tausendjährigen Gipfel stolz im Ungewitter, und läßt sich klagelos von den Winden peitschen.

Auch Fachreddin, den die Jahre des Alters allmählig beschlichen hatten, stand so stolz und kühn da in mitten der Gefahren, die ihn umringten, in mitten der Verluste, die er erlitten und täglich erlitt. Kaum hatte der Pascha von Damaskus vom Capudan-Pascha die Nachricht der Besetzung von Tripolis, Sidon und Beyruth erhalten, und erfahren, daß Fachreddin mit den erlesensten Haustruppen von seinem Minister und General Abu Nadir getrennt sei, als er mit seiner ganzen Macht den Libanon überzog; nachdem er auf dem Wege dahin alle Städte und Festungen, deren er habhaft werden konnte, im Namen des Großherrn besetzte. Bald hatte Fachreddin nur noch vier kleine, aber starke Festungen, in welchen er nun den Rest seines Reiches und die Ueberbleibsel aller seiner großartigen Pläne sah. Von diesen vier Festungen war namentlich Nilia merkwürdig, denn sie hielt die Belagerung des Pascha's von Damaskus ein ganzes Jahr aus und ergab sich auch dann nicht, so daß der Pascha unverrichteter Sache wieder abziehen mußte.

Letzterer, zufrieden mit seinen Erfolgen, zog nach Constantinopel, um Rechenschaft von der Ausführung seiner Aufträge zu geben. Zuvor ließ er die dem Emir Freundlichgesinnten in Damaskus erdrosseln, und den Statthalter von Jerusalem, Mahumed Pascha, enthaupten, weil er

ihn des Einverständnisses mit Fachreddin beschuldigte. Eine ähnliche Maaßregel zu nehmen, war seine erste Handlung, nachdem er in Constantinopel angekommen war. Der Agent Fachreddin's war durch die Sultanin Mutter mächtig bei dem Großvezier und dem Sultan; er allein hatte vermocht, die entscheidenden Maaßregeln wider den Emir so lange aufzuhalten. Der Pascha bemächtigte sich seiner, und ließ ihn ohne weitere Ceremonie enthaupten.

Zugleich hatte der Pascha durch die Vorstellung, daß er einen Religionskrieg wider Emir Fachreddin, den Rebellen gegen Gesetz und Reich, führe, die Muselmänner in des Emir's noch übrigem Gebiete abwendig von ihm gemacht, und die Griechen entfernten sich, als sie nicht mehr den goldenen Zufluß aus Fachreddin's Schatz spürten. Sogar die Drusen, größtentheils vom Pascha von Damaskus überwältigt, mußten sich von ihrem Helden und Liebling fern halten; nur seine Maroniten verließen ihn nicht. Unter der Anführung ihres Hauptmann's Abu Nadir hielten sie treu aus im Unglück, bis über ihren letzten Mann der heiße Sand der Wüste wehte.

Emir Fachreddin hielt unter solchen Umständen nicht für gerathen, in Syrien oder vielmehr in seinem angestammten Reich zu bleiben. Er zog sich mit seinen getreuen Maroniten zu Reba, dem König der Araber, seinem alten Verbündeten, zurück. In Gesellschaft dieses beweglichen Fürsten fiel er unaufhörlich in das Gebiet des Pascha's von Damaskus ein, um sich an diesem zu rächen und seinen Unterhalt aus feindlichem Gebiet zu beziehen.

Der Pascha von Damaskus, nicht im Stande, dem alten Gegner die Wage zu halten, nahm seine Zuflucht abermals nach Constantinopel. Murad sandte alsbald seine Flotte wieder nach den syrischen Gewässern. Der Großvezier, Admiral derselben, war beauftragt, zur List zu greifen, da alle Gewaltmaaßregeln wider Fachreddin in Ansehung seiner eignen Person unzureichend geblieben. Der Großvezier sandte eine Botschaft an den Emir, mit der Zusicherung, der Sultan, nunmehr vor so hoher und unbesiegbarer Tapferkeit mit Achtung erfüllt, wolle ihn in alle seine Erblande wieder einsetzen und seine Feinde und Ankläger zu Schanden machen. Ja, der Schatten Gottes wünsche einen Mann zu sehen,

der seinem Schwert so lange habe widerstehen können. Diesen Wunsch des Großsultans zu erfüllen, möchte Emir Fachreddin auf sein, des Großveziers, Ehrenwort nach Constantinopel gehen, und sich mit eignen Augen überzeugen, daß der Sultan ihm eine huldvolle Aufnahme bereite*).

Fachreddin schwankte. Die Hoffnung, seine Länder wieder zu bekommen und das Wort des Großveziers bestimmten endlich seinen Entschluß. Er lud seine Schätze, sein Gold und Silber auf vierzehn Maulthiere, und zog nach Byzanz. Der Großherr empfing den Helden mit aller Achtung, die seine Laufbahn ihm bei einem ehrenhaften Feind erwerben mußte. Er schien glücklich, den berühmten Emir, vor dem seine Paschen so oft gezittert, in seiner Hauptstadt zu sehen. Fachreddin dagegen bot seinen ganzen Schatz dem Sultan dar, und Beide schienen so wohl mit einander zufrieden, daß Constantinopel mehrere Tage hintereinander Festlichkeiten, zu Ehren des seltenen Gastes, angestellt sah.

Unterdeß waren auch der Großvezier und der Pascha von Damaskus in der Hauptstadt des türkischen Reichs angekommen. Jetzt veränderte sich auf einmal die Scene. Sei es, daß Murad IV. überhaupt die Freundlichkeit und Gnade gegen den Emir nur erheuchelt, oder daß er von den Bestürmungen der Widersacher Fachreddin's umgestimmt worden: genug, im Divan ward sein Tod beschlossen, und zur Vollstreckung des Urtheils der Emir vor den Großsultan gefordert.

Die Gegenwart des Großveziers in der Audienz konnte kaum die böse Vorahnung aufwiegen, welche die Anwesenheit des Pascha's von Damaskus in dem Emir erzeugte. Doch verlor er die Fassung auch in der letzten Gefahr seines Lebens nicht. Der Großherr verlas ihm selbst die Liste der Verbrechen, deren er theils beschuldigt, theils überwiesen sei, und ohne eine Vertheidigung Emir Fachreddin's zu erwarten, fügte er seiner Rede das Todesurtheil bei, nach welchem der Emir strangulirt werden sollte.

Fachreddin bat um Erlaubniß, sich vertheidigen zu dürfen. Der

*) Nach Andern hätte der Emir selbst es als Friedensbedingung aufgestellt, nach Constantinopel zum Sultan geführt zu werden (Siehe Niebuhrs Reisebeschreibung), was jedoch nicht wahrscheinlich ist.

Sultan gewährte sie. Der Emir entwarf eine Schilderung seines Lebens, seiner Thaten, seiner Anstrengungen und Kämpfe, und suchte zu beweisen, daß er Alles zum Besten des „Schatten Gottes" gethan, oder doch zu thun beabsichtigt hatte, und am Schluß seiner Rede arbeitete er darauf hin, Murad's Herz und Einbildungskraft zugleich zu rühren.

Murad antwortete mit türkischer Ruhe: der Katze gebühre der Streit mit dem Löwen nicht, und winkte abermals zur Vollstreckung des Todesurtheils. Noch einmal bat der Emir um eine Viertelstunde oder nur um so lange Frist, daß er sich durch ein Gebet mit seinem Gott verständigen könne. Auch diese Gnade ward ihm vom Beherrscher der Gläubigen gewährt, da man vermuthete, der Verurtheilte würde seine letzten Augenblicke zur Versöhnung mit dem Gesetze Mahomed's anwenden. Als aber der Emir sich knieend statt nach Süden, mit seinem Angesicht betend nach Osten wendete, und beim Gebete das Zeichen des Kreuzes auf seine Brust machte, rief der Sultan mit frommen Entsetzen, man solle ihn nicht ausbeten lassen, sondern den Christenhund sofort erwürgen.

Die Henker sprangen hinzu, warfen den Strick um seinen Hals und ihn zur Erde. Indem sie nun die Enden des Stricks anzogen, setzten sie die Füße auf seine Brust und erdrosselten ihn. Dann ward ihm das Haupt abgeschlagen und er entkleidet; und das Entsetzen der Gläubigen stieg bis zum Abscheu, als sie auf seiner Brust ein goldenes Kreuz fanden. Sein Haupt ward auf eine Stange gesteckt, mit der Ueberschrift: das Haupt des gottlosen und rebellischen Emir Fachreddin.

Das war das Ende eines Fürsten, der ein besseres Loos und die lebhafte Unterstützung aller christlichen Mächte verdient hätte. Aber der Ruf des zweiten Urban war längst verhallt, und die Kreuzzüge nach dem gelobten Lande gehörten der romantischen Vergangenheit an. Das katholische Europa war um seine Alleinherrschaft gebracht, nnd das protestantische kämpfte noch um seine Existenz. So mußte der Christ im Türkenreiche seinen eignen Kräften überlassen bleiben, und anstatt, daß die Macht des Muselmanns durch ihn gebrochen worden wäre, sahe Europa achtundvierzig Jahre später die östreichische Hauptstadt von den

Türken belagert, und nur mit Mühe und großer Anstrengung von einem tapfern polnischen König entsetzt.

Nach dem Tode Fachreddin's im Jahre 1635 fielen seine Lande an den Pascha von Damaskus, bis auf den eigentlichen Distrikt der Drusen, den ein Sohn des Emir Jonas, Fachreddin's Bruder, erhielt.

Soll man den Angaben des Dr. Dapper, dessen altes holländisches Kupferwerk „Asia“ wir zu diesen Skizzen hauptsächlich benutzten, glauben, so hätte Fachreddin ein Alter von siebenzig Jahren erreicht. Dann wäre er erst um die Mitte der Sechziger von der Reise nach Europa zurückgekehrt, und die letzten fünf Jahre seines Lebens wären bei so hohem Alter fast allzu stürmisch gewesen. Er war übrigens ein schöner Mann, von mittelmäßiger und untersetzter Statur, hielt sich in Kleidung prächtig und trug einen sehr kostbaren Turban um das Haupt. Auch ging er gemeiniglich mit Dolchen und Pistolen bewaffnet. Es ist schon erwähnt, daß er ein leidenschaftlicher Bauliebhaber war, und für die Naturgeschichte sich sehr interessirte. Aber auch der Astrologie und Wahrsagekunst, den Zauberlehren jener Zeit, war er in höherem Grade zugethan, als man von einem so verständigen Manne hätte erwarten sollen.

Bei seiner Anwesenheit in Italien erregte er und sein Stamm die Neu- und Wißbegierde von Laien und Gelehrten. Denjenigen derselben, welche die Drusen und also auch ihren Emir von den abendländischen Christen abstammen ließen, gab Fachreddin Recht, denn er hoffte, um so größere Sympathieen in Europa zu erwecken. Damals sollte er also Nachkomme Gottfried von Bouillon's, später aber Sprößling der Fürsten der Kreuzfahrer sein, die unter Richard Löwenherz nach Syrien kamen. Gelehrte, denen es mehr um Wahrheit, wie um außerordentliche Berichte zu thun war, haben dargethan, daß die Drusen, ihr Emir und ihre Scheichs rein arabischen Ursprungs sind.

Wir glaubten übrigens, daß die Fragen des Orients, welche die gegenwärtige Zeit bewegen, der vorstehenden Skizze einiges Interesse verleihen möchten. Denn wie sehr sich auch seit den zwei Jahrhunderten, die zwischen uns und den mitgetheilten Ereignissen liegen, die Verhältnisse Europa's zum Morgenlande geändert haben, so bleibt dennoch

Aehnlichkeit genug zwischen der Sachlage der Drusen zum Throne Stambul im siebenzehnten und im neunzehnten Säculo des Christenthums. Damals, wie heut, ließ ihr Fürst die Stämme der Berge zum Kriege rufen; seine Agenten bestiegen die Piks des Libanon und ließen ihre Stimme in die Thäler hinabschallen: „Zum Kriege! Mit Schwert und Flinte! Scheichs, besteigt die Rosse! Für Gott den Eifer der Schlacht!" —

Und Emir Beschir hat seine Opposition gegen den Schatten Gottes ebenso wohl mit seinem Fürstenthum bezahlt, wie Fachreddin. Daß der alte Krieger der Berge unserer Zeit mit dem Leben davon kam, verdankt er nur der Einmischung der Europäer in seine Angelegenheiten. In Constantinopel möchte sein Haupt nicht sicherer gewesen sein, wie damals das Fachreddin's. Darin liegt zugleich aber der Unterschied der Jahrhunderte. Emir Beschir's Entthronung fand mit Hülfe der christlichen Mächte Statt, während Fachreddin die christlichen Fürsten zur Unterstützung seines Unternehmens aufrief.

Es ist viel von der Zukunft Syriens und des heiligen Landes gesprochen worden, seit die christlichen Fahnen wieder siegreich an den Ufern des alten Phöniciens wehen. — Wäre Emir Beschir ein Mann wie sein Vorfahre Emir Fachreddin gewesen, er hätte wohl die Zukunft Syriens entscheiden können zwischen zwei Mächten, von denen die eine wie ein Strohfeuer aufloderte und verglimmt, während die andere durch die Bemühungen vier großer europäischer Mächte mühsam im Gehen und Stehen erhalten wird. Fachreddin sandte vergebens seinen Hülferuf nach Europa hinüber; die Christenmächte überhörten seinen Ruf. — Derselbe Sultan aber, vor dem einst Wien seine Thore schloß, bittet jetzt bei den ehemaligen Erzfeinden um Rettung aus Todesnoth, und die Mächte eilen heute, wo es sich nur um ein Plus oder Minus ihres Interesse handelt, herbei, um den wankenden Thron der Mohameds und Saladine noch ein Weilchen in der Schwebe zu erhalten. — Weiter reicht die Hülfe unmöglich. Mit dem Glück der Eroberungen der Osmanen schwand auch die eigentliche Lebenskraft des Islam; jede Niederlage des Halbmonds war ein Nagel zu dem Sarge des Korans; jede moderne Reform ist ein Gift dem Todtkranken eingegeben, denn die Reform

ist gegen den Koran, und ohne diesen ist ein türkisches Reich nicht denkbar. Zwar kann man einem todten Wesen durch Kunst den Anschein des Lebens geben, aber der Automat wird aufhören, sich zu bewegen, wenn das Räderwerk, das treibende, in demselben zerbrochen ist.

Wünschen wir, indem wir diese Skizze schließen, daß das von der Natur so gesegnete Land auch bald die Segnungen des Friedens und der Civilisation empfangen möge! Wünschen wir, daß es einen Mann voll Genie und Thatkraft, wie den Emir Fachreddin, erzeuge, der die Restauration des classischen Bodens der Christenheit aus sich selbst herbeiführe. Und dann mag es, dünkt uns, gleichgültig sein, ob in Jerusalem oder Nablus ein christlicher Scheich, Emir oder Pascha die Interessen der Religion vertrete oder nicht. Wir sind überzeugt, daß bei nur einigermaaßen günstigen Verhältnissen Europa bald einen neuen Kreuzzug, aber im Sinne unserer Zeit, nach den syrischen Ufern veranstalten würde, und daß die Länder, wo Abraham, Moses und Christus wandelten, durch den freien Verkehr mit Europa wieder zu alter Pracht und Herrlichkeit erblühen dürften.

VIII.

Das neue philosophische System des Lamennais.

Esquisse d'une Philosophie par F. Lamennais. Paris und Leipzig bei Jules Renouard und Comp. 1841.

Von Lamennais System, das zugleich in einer gelungenen deutschen Uebersetzung in derselben Verlagshandlung erschienen ist, liegen uns zwei starke Bände vor. Man hat bisher, und zwar nicht mit Unrecht, die Franzosen für eine der Metaphysik unfähige Nation gehalten, weil dieselbe eine entschieden empirische Richtung zeigte und nicht gern einen Schritt über das unmittelbar Gegebene hinausging, weshalb sie auch auf dem Gebiete der Philosophie in den Sensualismus und Materialismus verfiel. Ref. ging daher, um es einzugestehen, nicht mit der besten Erwartung an die Lectüre von Lamennais Esquisse d'une philosophie. Um so freudiger war er überrascht, als er in diesen Gedankentempel eintrat und in ihm ein Allerheiligstes, durchweht von der Gottheit heiligem Schauer, fand. Wahrlich dieser herrliche, tiefsinnige und zugleich so methodisch kunstvoll angelegte, so harmonisch in sich gegliederte Gedankenbau, geschmückt durch einen feinen poetischen Sinn und erwärmt von einem für das Wohl der Menschheit glühenden Gemüthe, ist recht geeignet, die wortreichen aber gedankenarmen, scholastisch formalistischen Luftgebäude so mancher neuesten deutschen Philosophen — exempla sunt odiosa — in ihrer Dürftigkeit zu zeigen, so wie auch andererseits diejenigen — und es giebt deren leider auch unter den Deutschen — zu

beschämen, die das wahre ewige Wesen der Philosophie nicht von einer mangelhaften Zeitphilosophie zu unterscheiden wissen, und durch die reißenden Fortschritte der empirischen Wissenschaften, so wie der Industrie trunken gemacht, nun schon kleinmüthig an aller Philosophie verzweifeln und dreist in die Welt hinausrufen: Es ist aus mit der Spekulation, das Zeitalter der Empirie und Industrie ist angebrochen und von nun an wird jeder verhungern müssen, der sich der müßigen, unfruchtbaren Spekulation widmet, höret also auf, ihr Stubensitzer und Lucubranten, über Gedanken zu brüten, tretet lieber hinaus in das sonnige Tageslicht und greifet thätig ein in das praktische Leben, denn ihr könnet es mit all euerm Grübeln doch höchstens nur dahin bringen, die Möglichkeit dessen einzusehen, was schon längst, ohne euer Zuthun, wirklich und faktisch existirt! —

Ihr, die ihr dieses saget, sehet hier einen aus derjenigen Nation, die euch an Gesinnung und Bestrebung am meisten verwandt zu sein scheint, einen Franzosen, der es für die höchste Würde und Bestimmung des Menschen hält, über die Räthsel der Welt zu sinnen, und der es nicht verschmäht, alles auf die Erkenntniß Gottes und das Begreifen seiner Schöpfung zu beziehen. Erkennt eure Beschränktheit, mit der ihr den Menschen zum Thier erniedriget, indem ihr von ihm verlangt, er solle sich mit dem Essen und Verdauen begnügen, ohne sich viel um die physiologische Möglichkeit dieses Processes zu kümmern; er sollte die Welt mit offenen Augen anglotzen, ohne durch die flüchtigen Erscheinungen hindurch auf das Wesen und den Grund der Dinge zu sehen. Gehet zu Lamennais in die Schule und höret von ihm: „Die Wißbegierde ist ein Zeichen unserer wirklichen Größe, ein Bestreben, so zu sagen, das Ziel zu erreichen, das wir immer vor Augen haben sollen; und es ist gewiß etwas Schönes, sich aus dieser Erdenfinsterniß bis zu Gott emporzuschwingen und nach Anschauung seiner unendlichen Vollkommenheit, seines unaussprechlichen Wesens, so weit dies dem Auge des Sterblichen vergönnt ist, gewissermaßen wieder mit ihm herabzusteigen in die Schöpfung, seinem schaffenden Geiste mitten durch die Welten, die er wie Sandkörner in die Räume gesäet, von weitem zu folgen und die Gesetze dieses unabsehbaren Ganzen, wovon wir einen dem Auge ver-

schwindenden Theil ausmachen, zu erforschen." Die Philosophie, sagt Lamennais gleich zu Anfang der Vorrede, wurzelt sich in der menschlichen Natur und eben deshalb ist ihr Anfang dunkel. Mit dem Menschen ward sie geboren, und ist weiter nichts als der Gebrauch seiner Vernunft, die Thätigkeit des Geistes zur Entwicklung der Kenntniß, zur Beobachtung der Erscheinungen, zur Ergründung der Ursachen, wodurch letztere erklärt werden können. So sehr dieselbe auch mißbraucht worden sein mag, und noch mißbraucht werden dürfte, so ist sie darum nicht minder nothwendig, nicht minder erhaben an sich, denn die Philosophie, das ist der Mensch in seiner höchsten Potenz, in dem Gefühle, das ihn des Willens und der Freiheit des höchsten Wesens theilhaftig macht. Diejenigen, welche die augenblicklichen Schwächen derselben hauptsächlich vor Augen haben, für ihre unzähligen Wohlthaten blind sind, und dieselbe wohlgefällig mit ihrem Geschrei verfolgen, bringen ihr, wie sie sich auch anstellen mögen, eine Huldigung dar, die um so glänzender wird, da sie unwillkürlich ist; „denn die Philosophie angreifen, heißt ebenfalls philosophiren."

Das Menschengeschlecht, sagt Lamennais, verdankt der Philosophie die unermeßliche Masse von Arbeiten, wodurch sein irdischer Zustand sich allmälig verbesserte; welch ein unendlicher Abstand in dieser Hinsicht zwischen den ersten Zusammengesellungen von Menschen, deren die Geschichte erwähnt, und den jetzigen Gesellschaften! Wir wissen, daß dieser Fortschritt seine ursprüngliche Ursache in Gott hat, daß er ohne eine anfängliche Gabe und ohne die beständige Hülfe des ewigen Gebers nicht hätte zu Stande kommen können; allein wir wissen auch, daß die Menschheit in ihrer von Volk zu Volk, je nach den respektiven Anstrengungen, so verschiedenartigen Entwickelung nicht passiv verblieben ist. Ihre Schöpfung ist die Wissenschaft, die Frucht ihrer segensreichen Wehen, und durch die Wissenschaft hat sie die rohen Kräfte der Natur gebändigt und ihrem Befehle unterthänig gemacht; durch die Wissenschaft spricht sie zu Dingen, die keine Ohren haben, und erzwingt sich Gehorsam. Wunderbare Kraft, welche ihre Eroberungen durch die grenzenlosen Räume bis zu den tiefsten Tiefen des Universums ausdehnt!

Aus dem Gesagten folgt nach L., daß das was man Civilisation nennt, daß alle unter diesem allgemeinen Ausdruck begriffenen Güter unmittelbar der Philosophie zu verdanken sind. Sie ist der ewige Kampf des Menschen gegen die Unwissenheit, das Unrecht, den Irrthum, gegen die Unordnung und das Uebel, mit andern Worten, die dauernde Anstrengung des Menschengeschlechts, durch eine seiner Natur entsprechende Entwickelung zu einem bessern Zustande zu gelangen; seine freiwillige Mitwirkung zu dem Werke, wodurch Gott dasselbe zur künftigen Erfüllung seiner Bestimmung vorbereitet. „Es giebt folglich, so zu sagen, eine philosophische Pflicht, wie es eine religiöse Pflicht giebt. Der Geist ist nicht blos zum Gehorchen und Glauben geschaffen, sondern auch dafür, daß er handle, daß er den Glauben befruchte, daß er aus dem Keime die Saat erziehe, womit die nachfolgenden Geschlechter sich nähren werden; denn auch das geistige Brod, und mehr noch als das körperliche, muß im Schweiße unsers Angesichts erworben werden.“ Trennen wir also nicht, fährt Lamennais fort, was die höchste Weisheit vereint. Stützen wir uns fest auf die Grundlage des Glaubens; hüten wir uns aber, darauf unbeweglich und müßig stehen zu bleiben. Wir haben ein Werk zu vollenden, das unermeßliche Werk, welches unser gegenwärtiges Sein mit unserm zukünftigen Sein verbindet. Wir werden einst unsern Nachkommen Rechenschaft ablegen müssen von den Tagen, die uns zugezählt worden. Fragen sie uns dann, wie wir sie in Bezug auf den allgemeinen Zweck des menschlichen Lebens angewandt haben, dürfen wir wohl antworten: Berufen unser Scherflein zur Entwickelung der glänzenden Gaben des Schöpfers beizutragen, haben wir diesen Gaben selbst mißtraut, vor der Vernunft Furcht gehabt, oder an derselben verzweifelt? Hätten wir dann von unseren Enkeln etwas anderes zu erwarten, als ihre Verachtung, ihren gerechten Fluch? „Denn verflucht ist, wer seiner Pflicht abtrünnig, den Pfennig vergräbt, den die Natur ihm zum Wucher anvertraut hat. Der Aermste besitzt etwas, und dieses Etwas, so gering es auch sei, gehört ihm nur unter der Bedingung, daß es allen fromme. Dieser tief in unsere Seele geprägte Gedanke von Pflicht ist es, der, trotz des lebendigen Bewußtseins dessen, was uns mangelt, uns antreibt, und uns hoffentlich bis zur Vollendung unserer Aufgabe aufrecht erhalten wird!“

Lamennais ist im Allgemeinen wohl vertraut mit dem bisherigen Entwickelungsgang der Philosophie, doch nennt er außer Kant von den neueren deutschen Philosophen keinen. Kant aber widerlegt er, obwohl anerkennend, daß seine Psychologie in mancher Hinsicht einen Charakter von Tiefe hat, der sie weit über die trockene und gehaltlose Psychologie mancher andern neuern Philosophen erhebt, sehr scharf damit, daß er sagt: „Den Menschen von Gott und der Welt hypothetisch isoliren, um ihn an und für sich, seiner innern Natur nach kennen zu lernen, und nachher auf das Resultat dieses leeren Grübelns das ganze Gebäude der Kenntniß zu gründen, das ist keine Philosophie, wohl aber die größte Abgeschmacktheit, die je in einem Geiste aufkommen konnte. Nothwendig mit den andern Wesen verbunden, ist der Mensch, insofern er denkt und empfindet, nur der Ausdruck der Verbindungen, die er mit ihnen unterhält, denn es giebt keine Empfindung, keinen Gedanken, der nicht aus der Anwendung eines innern Vermögens auf etwas außerhalb des denkenden und empfindenden Wesens Bestehendes, oder umgekehrt entstanden wäre. Wenn man das Subjekt vom Objekt trennt, so ist weiter kein Gedanke, keine Empfindung mehr möglich." Man sieht, wie sich in dieser Kritik das Geselligkeitsprincip des Franzosen spiegelt, der eine natürliche Scheu vor der Isolirung hat.

Wie sich das Wesen der ächten Poesie aus einem wirklichen gelungenen Gedicht am besten erkennen läßt, so das Wesen der wahren Philosophie aus einer wirklichen gelungenen Philosophie, wie die des Lamennais ist. Aber Lamennais hat auch selbst ein richtiges Bewußtsein über die Aufgabe der Philosophie. „Sie ist das Bestreben des menschlichen Verstandes, die Dinge zu begreifen, und zugleich das Resultat dieses Bestrebens. In dieser Hinsicht umfaßt sie alle Wissenschaften in ihrer ganzen Entwickelung, so wie auch die Verhältnisse, welche dieselben mit einander verbinden. Sie sammelt und stellt die Urwahrheiten, die Urthatsachen zusammen, worauf allein ihr Wirkungskreis sich beschränkt, und bemüht sich dieselben in einer Theorie, welche die Universalität der Wesen und ihrer Gesetze in sich begreift, an einander zu ketten." Diese Einsicht in die Verkettung der Wesen, wonach sie nur als Glieder des großen totalen Weltorganismus erscheinen, diese ächt spekulative Erkenntniß

zeigt sich bei Lamennais in hohem Grade, und wollen wir es ihm daher nicht besonders streng als einen Fehler anrechnen, daß er kirchliche Dogmen — obwohl er, wie wir zeigen werden, sich auch in Gegensatz mit gewissen kirchlichen Dogmen stellt — in sein System einmischt, und, wie so viele der neuesten deutschen Philosophen, in der Selbsttäuschung befangen ist, daß der spekulative Begriff der Dreieinigkeit, der auch bei Lamennais den Schlüssel zum ganzen Universum bildet, mit der kirchlichen Lehre von der Dreieinigkeit derselbe sei. Strauß hat nämlich in seiner Dogmatik den Unterschied deutlich nachgewiesen.

Bei Lamennais besteht die Dreieinigkeit in den drei Grundeigenschaften des unendlichen Wesens, die in allen geschaffenen Dingen von der niedrigsten bis zur höchsten Stufe abbildlich wiederkehren. Diese drei Eigenschaften sind: das Vermögen oder die Kraft (der Vater), die Intelligenz (der Sohn) und die Liebe (der Geist). Diese drei Eigenschaften setzen sich gegenseitig voraus. Das Vermögen oder die Kraft ist diejenige, welche man als das Princip der beiden andern denken muß, weil alles nur durch das Vermögen, welches dasselbe verwirklicht, ist und sein kann. Nun aber, dadurch daß sich das Wesen verwirklicht, verwirklicht es nothwendig die seinem Sein wesentliche Form, und folglich auch die Kenntniß, die es von sich selbst hat, d. h. seine Intelligenz. Allein zwischen der Kraft, welche das Wesen verwirklicht, und der Form, welche es bestimmt, zwischen dem Vermögen und der Intelligenz, zwischen dem Vater und dem Sohn, besteht eine nothwendige, unendliche Vereinbarung, ohne welche Gott nicht einig wäre. Diese geschieht durch die Liebe; sie ist der gemeinschaftliche Hauch, das gemeinschaftliche Leben, der Geist, id quo spiratur et quo vivitur. Gott ist also nur in der Dreieinigkeit denkbar.

Hat man einmal dieses Fundament der Lamennais'schen Philosophie gefaßt und begriffen, so wird es nicht schwer, ihm von dieser Höhe herab durch die verschiedenen Regionen des Universums zu folgen. Von dieser Höhe herab, sagen wir, denn die Philosophie verhält sich umgekehrt zu der irdischen Baukunst; sie legt ihren Grund nicht, wie diese, in der Tiefe, sondern, da sie die himmlische Weisheit ist, fängt sie von Oben an, was auch Lamennais ausdrücklich als den wahren Anfang der Philosophie

bezeichnet und als den Hauptfehler der Kant'schen, so wie fast aller andern Philosophien es rügt, daß sie, anstatt vom unendlichen Wesen auszugehen, um aus ihm die Lehre von den endlichen Wesen abzuleiten, den umgekehrten Weg einschlagen: „eine Methode, die alle wirkliche Wissenschaft zerstört, da ihr Resultat, wenn sie überhaupt eines hätte, die Wissenschaft dessen, was nicht ist, sein würde." Die Philosophie über Gott bildet nach Lamennais die nothwendige Grundlage aller weitern Philosophie. Sogar der Atheismus, sagt er, macht von diesem Gesetze des Denkens keine Ausnahme. Der Atheist hat auch seinen Begriff von Gott; nur trägt er ihn von dem Schöpfer auf die Schöpfung über; er schreibt dem endlichen, relativen, zufälligen Wesen, die Merkmale des nothwendigen Wesens zu; er verwechselt das Werk mit dem Meister. Wenn man, mit andern Philosophen, zwei verschiedene, gleich ewige und von einander unabhängige Principien annimmt, so wird dieser ursprüngliche Dualismus, der nothwendig auf die Erklärung der Dinge anwendbar gemacht werden muß, in den verschiedenen Ordnungen der Wissenschaft Theorien ins Leben rufen, die sich auf einen ursprünglichen Antagonismus, als erste Ursache aller Erscheinungen gründen; und jede dieser Theorien wird, in dem was sie Eigenthümliches hat, von der besondern Art, wie sie die beiden Urprincipien gedacht hat, abhängen. Die Hypothese eines einzigen Princips wird im Gegentheil, wenn der Geist sich auf die ausschließliche Betrachtung seiner Einheit beschränkt und darin beharrt, entweder den Fortschritt der Wissenschaft hemmen, wie dies bei den mahometanischen Völkern der Fall ist, oder in der Wissenschaft selbst das Forschen nach einer solchen Einheit, wodurch man alle Probleme der Außenwelt lösen, alle ihre Erscheinungen erklären möchte, veranlassen. Die erhabenen Fragen, zu deren Aufstellung das Fortschreiten der physikalischen, chemischen und physiologischen Kenntnisse, unter den christlichen Nationen, zu unserer Zeit geführt hat, die Fragen über Ursprung, zu denen man sich von allen Seiten gedrängt fühlt, lösen sich in die Frage von der nothwendigen Ursache, von dem unendlichen Wesen und seinen innern Gesetzen auf. Jeder der mit der Beobachtung der Erscheinungen sich nicht begnügt, sondern sich von ihrer Erzeugung Rechenschaft zu geben sucht, das Wie und das Warum des

Daseins zu begreifen strebt, philosophirt über Gott, er mag wollen oder nicht, er mag davon ein deutliches Bewußtsein haben oder nicht. Aus Gott geht alle Wissenschaft hervor und kehrt wieder zu ihm zurück. Der Begriff, unter welchem der Geist sich ihn denkt, bildet den Grundzustand der menschlichen Intelligenz, und übt folglich seinen Einfluß auf den ganzen Menschen aus. Dies ist, sagt L., der Grund von der Wichtigkeit der Religionen, die eigentlich ihrer Essenz nach, nur die Aeußerung dieses Grundzustandes sind. Deßwegen stammt auch alles ursprünglich aus ihnen, Verfassungen, politische Gesetze und Sittengesetze, Philosophie und Künste. Wenn sie sich mit der Zeit modificiren, so modificirt sich nach und nach alles, gleich ihnen, und in demselben Sinn, wie sie. Jedes Volk ist nur, was sie aus ihm machen.

Versuchen wir, sagt L., uns einen bestimmten Begriff von dem großen Werk der Schöpfung zu machen, und denken wir zuerst, daß die Intelligenz des unendlichen Wesens, welche alles in sich faßt, nothwendig in sich das Urbild aller einzelnen Wesen enthält. Diese Urbilder sind, was Plato und andere ältere Philosophen die göttlichen Ideen nennen. Unter sich, wie Alles, was in dem absoluten Wesen besteht, durch ein unendliches Princip der Vereinbarung verbunden, bilden sie in ihm nur einen großen Gedanken, welcher seine Intelligenz selbst ist, sein Wort. Es giebt also in der göttlichen Intelligenz oder dem göttlichen Wort erstens einen einigen Gedanken, der es selbst ist; zweitens verschiedene Ideen, welche alle einzelnen Wesen oder alle einzelnen Formen, die das unendliche Wesen annehmen kann, wenn man es als begrenzt denkt, repräsentiren; drittens etwas, was diese einzelnen Ideen im göttlichen Begriff unterscheidet und ihren eigentlichen Unterschied bestimmt. Es ist in der That klar, daß, wenn diese einzelnen Wesen nicht ursprünglich in der göttlichen Idee verschieden wären, wenn sie nicht in Gott eine besondere, durch ihre eigene Idee bestimmte, Existenz hätten, alle Schöpfung unmöglich wäre.

Diese Art, die Schöpfung zu begreifen, sagt L., löst die Hauptfrage über das Verhältniß des Endlichen zum Unendlichen. Die Einen, die mit Recht begriffen, daß alle Wesen-Erzeugung nothwendig vernunftwidrig ist, oder daß die Vernunft sich weigern muß, anzunehmen, es sei

dem unendlichen Wesen noch ein Wesen zugesellt worden, sahen in der Schöpfung eine bloße Erscheinung, ohne alle eigentliche Realität, eine einfach innere Modificirung Gottes, der sich, so zu sagen, selbst zur Schau trägt, und im Schooße seiner Unendlichkeit ewig das einzige Wesen bleibt: ein sinnloses, allen Glauben, wie alle Pflicht zerstörendes System, welches nichts destoweniger von Zeit zu Zeit wieder aufkommt, selbst in unsern Tagen unter verschiedenen Formen wieder neu geworden ist, und tiefe Wurzeln im menschlichen Geist zu haben scheint. Andere, die sich nicht entschließen konnten, die Realität des Universums zu leugnen, und doch nicht einsehen konnten, wie es hat geschaffen werden können, sind in die irrige Ansicht von zwei gleich ewigen Principien verfallen. Andere endlich haben ein wahres Hervorbringen von Wesen oder von Substanz, welche vordem in keiner Weise bestand, angenommen: eine Hypothese, aus der unter andern Folgerungen sich ergiebt, daß nach der Schöpfung eine größere Wesen-Summe existirt als zuvor. Das Wahre an dem ersten System, sagt L., ist, daß nur eine einzige Ur-Substanz besteht und bestehen kann, welche in verschiedenen Existenz-Arten der gemeinschaftliche Grund, die nothwendige Wurzel von Allem ist, was ist. Das Wahre an dem zweiten System ist, daß das Universum nicht eine bloße Erscheinung, eine innere Modificirung des göttlichen Wesens, sondern eine äußerliche, wahrhafte und substantielle Wirklichkeit ist. Was endlich am dritten System Wahres ist, ist daß die geschaffenen Wesen, wesentlich von Gott verschieden, nicht seiner Natur angehören, und in dieser Beziehung außer ihm existiren. So ist, wenn schon die Substanz jedes geschaffenen Wesens ein Theil der göttlichen Substanz ist, jedes geschaffene Wesen nichts destoweniger von Gott wirklich getrennt, insofern er es vom idealen Zustand in den reellen hat übergehen lassen. Mit einem Wort, das Wesen, die Substanz besteht auf zwei Arten, die eine, absolut nothwendig, welche Gott ist; die andere relativ und zufällig, welche das Geschöpf ist: daraus folgt, daß die Natur Gottes von der des Geschöpfes wesentlich verschieden ist, wenn schon die Substanz des Geschöpfes ursprünglich nichts als die Substanz Gottes ist. „So sieht man, wie die alte Ansicht, nach welcher die Schöpfung als eine Art von Vernichtung und von Opfer des unendlichen Wesens angesehen wurde

entstehen könnte. Diese Ansicht hatte angenommen, daß schaffen, für Gott, seine eigene Substanz beschränken und sich bei dieser Einschränkung eine neue Art von Existenz außer sich geben hieße; so daß diese Substanz, also eingeschränkt, aufhörte Gott, wesentlich einig, einfach, unendlich zu sein, was wie ein Opfer, eine Vernichtung seiner selbst betrachtet werden konnte."

Verstehen wir Lamennais recht, so faßt er, nach dem Gesagten, die Schöpfung, wie Schelling, nicht als ein positives Hervorgehen aus Gott, sondern als einen Abfall, wodurch, was in Gott in einer ungetheilten Einheit beisammen ist, in der Welt sich in die unendliche Vielheit der Existenzen auseinanderschlägt, weshalb es auch kein isolirtes Bestehen für sich haben kann, sondern in die unendliche Einheit, aus der es entsprungen, wieder zurückkehren muß, was durch die Liebe bewerkstelligt wird. Sehr schön sagt in dieser Hinsicht Lamennais. „Damit die Welt sei, ist erforderlich, daß jedes Wesen dem andern etwas von sich selbst gebe; und es ist demnach nicht minder nothwendig, daß es von demselben etwas empfange, um das zu ersetzen, was es gegeben, d. h. um erhalten zu werden; und daß es mehr empfange, als es gegeben, damit es sich entwickele. „Die Gesetze der Mittheilung der Eigenschaften sind folglich die Gesetze der Erhaltung und der Entwickelung der Wesen. Empfangen heißt für sie, sich nähren. Jedes Wesen wird also zu gleicher Zeit von den andern genährt und ist ihre Nahrung, und die ganze Schöpfung ist, so zu sagen, ein geheimnißvolles, unermeßliches Mahl, an dem alle Wesen Theil nehmen, ein großes Opfer, wo Alle für Alle sich hingeben und jedes zugleich Opfer und Priester ist. Und da der Stoff zum Opfer von Gott kommt, Gott selbst ist, d. h. seine eigene Substanz und deren wesentliche Eigenschaften, der Vater, der Sohn, der Geist, insofern sie mittheilbar, so folgt, daß alle Wesen in Gott leben und sich von Gott nähren, und daß die Schöpfung in der That, in dem Akt, wodurch er sie erhält und ewig entwickelt, nur eine beständige Aufopferung seiner selbst ist."

Nach dieser Auseinandersetzung über die Dreieinigkeit und über den Begriff der Schöpfung folgen wir nun Lamennais weiter, um zu sehen, wie er jene sich in dieser entfalten läßt und so die Welt in allen Stücken

als das Ebenbild Gottes darstellt. Um tiefer, sagt L., in das wunderbare Wirken der Dreieinigkeit zu dringen, muß man bedenken, daß die unendliche Substanz, wegen ihrer absoluten Einheit, nicht mitgetheilt werden kann, ohne daß die ihr wesentlich anhangenden Eigenschaften in einem gewissen Grade mitgetheilt werden. Mit einem Worte, kein Wesen ist möglich, wenn es nicht von Allem, was der ursprüngliche und reine Begriff von Wesen umfaßt, etwas in sich trägt. Die Existenz geben heißt folglich nicht allein die Substanz, sondern auch das, was der Substanz wesentlich anhängt, was von ihr nicht getrennt werden kann, das Vermögen oder die Kraft, die Intelligenz, die Liebe verleihen.

Diese drei Grundeigenschaften des göttlichen Wesens kehren nun in jedem der drei Reiche der Weltwesen, dem Reiche der unorganisirten, der organischen und der freien vernünftigen Wesen, auf verschiedenen Stufen und in verschiedenen Modificationen wieder. Diese Stufenleiter der Wesen war aber nicht gleich ursprünglich da, sondern entstand aus dem Chaos der Elemente erst allmälig. Was man, sagt L., bei dem ewig fortschreitenden Werke Gottes, zuerst denkt, ist das Wirken des unendlichen Vermögens, das der Geist und die Materie nach außen verwirklicht. Die Intelligenz und die Liebe, als specifische Principien der Dinge, thun sich in dieser ersten Periode noch durch kein Erzeugen besonderer Wesen oder bestimmter Formen kund. Alle diese bestanden dem Keime nach in der universellen Urform; allein ihrem Werden mußten zwei unabänderliche Gesetze vorstehen, wovon das eine auf die Aneinanderkettung, welche die Einheit des göttlichen Planes zwischen ihnen veranstaltet, das andere auf ihre gegenseitige Abhängigkeit Bezug hat; und folglich mußte jede einfache Form, als nothwendiges Element einer zusammengesetzten höhern Form, letzterer vorangehen oder vor ihr entstehen. Es mußte demnach die Schöpfung, die übrigens bestimmt ist, sich ewig in der Endlosigkeit zu entwickeln, beim Ursprung weiter nichts sein, als eine luftartige Masse, woran die von der Substanz unzertrennlichen Eigenschaften, in Ermangelung jedweden besondern Wesens, sich nur durch die jeder derselben entsprechenden allgemeinen Erscheinungen kund thaten: durch die Bewegung, eine Aeußerung der Kraft; das

Licht, eine Aeußerung der Form, die Wärme, eine Aeußerung der Liebe oder des Lebens. Sobald diese ersten Ursachen, wovon jede mit einer besondern Wirksamkeit begabt ist, ihrer Essenz nach handeln, beginnt ein wunderbarer Bildungsproceß, der immer weiter um sich greift und nie aufhören wird. „Da traten die Welten aus dem Chaos, theilten sich in die Räume und ordneten sich nach den Gesetzen der ewigen Dynamik. Da entstand die Stufenleiter der Wesen, die sich allmälig vom geringsten bis zum vollkommensten erheben, und denselben Geist, dieselbe Substanz unter ihren verschiedenen Arten von Begränzung darbieten."

Zur noch nähern Bestimmung der drei ursprünglichen Aeußerungen der drei Grundeigenschaften sagt Lamennais: Die Kraft, die Intelligenz oder Form, die Liebe oder das Leben, als unsern Sinnen kund gewordene Universalursachen betrachtet, müssen unter dem Begriffe von wesentlich verschiedenen Fluiden oder von gewissen specifischen Kräften, die unter einer materiellen Einschränkung in der Welt existiren, gedacht werden. Es bestehen folglich in der Natur drei ursprüngliche Grundfluida, die weiter nichts sind, als die drei nothwendigen Eigenschaften des Wesens in ihren Beziehungen zu der physischen Welt und unsern Sinnen. Und wirklich nimmt auch die Wissenschaft die Existenz solcher Fluida an, die sie nur nach ihren Wirkungen kennt, und deren inneres Wesen von dem beobachtenden Auge nicht erfaßt werden kann. Die Wärme oder der Feuerstoff ist mit der Liebe oder dem Princip des Lebens identisch, so wie das Licht mit der Intelligenz oder dem Princip der Form; und da nur noch ein ursprüngliches Elementarfluidum vorhanden sein kann, das der Kraft entspricht, so müßte man schließen, daß Magnetismus, Electricität und Galvanismus ursprünglich nur ein und dasselbe Fluidum, nach seinen verschiedenen Wirkungen betrachtet, sind. Man darf aber nicht vergessen, daß diese energischen Kräfte der Natur immer mit einander verbunden erscheinen, weil jedes Wesen ein Ergebniß ihrer Verbindung ist, und weder wäre noch sein könnte, wenn nicht jede derselben ihrer Essenz nach zu dessen Erzeugung, Erhaltung und Entwickelung mitwirkte.

Die unzählbaren Wesen können in drei allgemeine Klassen eingetheilt werden, die den drei verschiedenen Zuständen oder den drei verschiedenen Arten, in denen die Kraft, die Intelligenz und die Liebe in

der Welt existiren und sich äußern, entsprechen. Die erste Classe umfaßt die rein physischen oder unorganischen, aller wahren individuellen Eigenwilligkeit entbehrenden Wesen; die zweite begreift in sich die organischen Wesen, die Wesen, welche in ihrer scharf begrenzten Individualität das Princip eines instinktiven und empfindsamen Lebens tragen; die dritte umfaßt die vernünftigen Wesen.

In der unorganischen Welt beschränkt sich die Gesammtheit der allgemeinen Gesetze auf die drei Eigenschaften der Undurchdringlichkeit, der Schwere und der Gestalt, die die Ausdehnung wahrnehmbar macht. Die unendliche Mannigfaltigkeit der Erscheinungen in diesem Gebiete erwächst aus der Combination dieser drei ursprünglichen Eigenheiten. Die Undurchdringlichkeit entspricht der Kraft, da sie weiter nichts ist, als das Hinderniß, das die Grenze einer bedeutenden Entfaltung der Kraft entgegensetzt; die Schwere, als das Princip der Vereinigung, entspricht der Liebe, denn Attraction ist Liebe; die Gestalt endlich entspricht der Form, dem Princip der Intelligenz. So wären also die drei Grundprincipien Lamennais' in der unorganischen Welt nachgewiesen.

Beim Uebergange von den unorganischen zu den organischen Wesen bemerkt Lamennais sehr wahr, daß, soweit auch die Wesen sich auf der Stufenleiter der Vollkommenheit erheben, dieselben sich darum nicht gänzlich von der niedrigern Schöpfung lossagen, der sie fortan durch irgend einen Theil von sich selbst angehören. So bestehen die organischen Wesen, in den Beziehungen ihres Baues zur Ausdehnung, aus Elementen, die, wiewohl besondern Gesetzen unterworfen, insofern sie der Lebenseinheit angehören, dennoch zu gleicher Zeit den Gesetzen der unorganischen Welt, d. h. den reinen Gesetzen der Kraft und denen, welche durch die Gestalt und die Schwere ausgedrückt werden, unterthan sind; und diese Unabhängigkeit ist um so bedeutender, je beschränkter das Wesen seiner Natur nach ist.

Der Fundamentalunterschied, welcher die organischen Wesen von den unorganischen trennt, besteht in einer bedeutenderen Entwickelung der Intelligenz und der Liebe, d. h. des Princips der Vereinigung oder des Lebens. Die unorganischen Wesen wachsen durch Aneinanderhäufung, und könnten unbestimmt fortwachsen; die organischen Wesen wachsen

durch innere Aufnahme (Intus-Susception), und überschreiten nie in diesem ihrem Wachsthum gewisse durch ihre Natur bestimmte Grenzen. Die Kraft ist hier ein der Intelligenz und der Liebe untergeordnetes Werkzeug. Der Uebergang vom Pflanzen- zum Thierreich besteht in unmerklichen Schattirungen, so daß die Unterschiede, welche das eine und das andere charakterisiren, erst in einer schon bedeutenden Entfernung wahrgenommen werden können. Im Grunde beschränken sich diese Unterschiede auf einen einzigen, die weitere Entwickelung der Intelligenz und der Liebe, woraus das Empfindungsvermögen und mit demselben ein neues Wirkungsprincip entspringt, welches das Bereich der reinen Kraft noch mehr einengt, der Instinkt.

Empfindung und Instinkt sind das Auszeichnende des Thierreiches. Ein empfindsames Wesen kann, als solches, nur auf zwei Arten modificirt werden, die wir Freude und Schmerz nennen. Und da das Thier dem Einfluß der andern Wesen, die es umringen, ausgesetzt ist, so steht es nothwendig mit denselben in gewissen durch das Empfindungsvermögen bestimmten Verbindungen. Daher kommen die Sinne, die weiter nichts sind, als die Werkzeuge zur Wahrnehmung der allgemeinen Eigenschaften der Wesen, der Kraft, der Intelligenz und der Liebe. Und es kann, in der That, Jedermann die Bemerkung machen, daß der Tastsinn, welcher die Sensation des Widerstandes und der Ausdehnung hervorbringt, sich direkt auf die Kraft bezieht, eben so wie das Gesicht, das die Sensation der Form hervorruft, und das Gehör, das die Sprache auffaßt, sich auf die Intelligenz beziehen, eben so wie der Geruch endlich und der Geschmack, welche das Wesen bei der Ernährung leiten, dem Princip des Lebens entsprechen. — Außer dem Empfindungsvermögen findet sich aber auch bei den Thieren eine andere Anlage vor, die man gewöhnlich Instinkt, Naturtrieb nennt. Dadurch nähern sie sich den vernünftigen Wesen, wiewohl sie durch eine unübersteigliche Kluft von denselben getrennt sind. Der Instinkt, der den Thieren eingeboren ist, bildet ein inneres Licht, das ihren unfreien Willen bestimmt, demselben zu gehorchen, und verwandelt zuweilen die reine Sensation von Freude und Schmerz in einen Anfang von edlerer Leidenschaft. Das Princip des Lebens oder die Liebe, die sich im Verhältniß entwickelt, erzeugt

durch die Sympathie eine Art sehr reeller, wiewohl noch blinder Geselligkeit. Hier ist die Ordnung der einfach organischen Wesen zu Ende.

Von den vernünftigen und freien Wesen endlich fällt nur eines in den Gesichtskreis unserer Beobachtung, und dies eine ist der Mensch. Obschon die Analogie, in Uebereinstimmung mit dem allgemein verbreiteten Glauben, darauf hinführt, die Existenz Anderer der Art anzunehmen, so haben wir doch keine direkte Kenntniß von deren Natur, weil wir in unserm gegenwärtigen Zustand in keiner sichtbaren Berührung mit denselben stehn, müssen uns daher auf die Betrachtung des Menschen beschränken. Gleichwie nun die organischen Wesen durch einen Theil ihrer selbst der unorganischen Welt angehören, so gehört der Mensch durch das, was in ihm minder Erhabenes liegt, diesen beiden Classen niedrigerer Wesen an. In ihm finden wir zuerst undurchdringliche, gestaltete, schwere Elemente; dann die Einheit des Organismus des Lebens, nebst dem Empfindungsvermögen und jener noch höhern Gabe, die man bei den Thieren Naturtrieb nennt. Allein er verkündet außerdem einen neuen Fortschritt der Intelligenz und der Liebe. Ueber dem Instinkt steht die Vernunft, welche jenen beherrscht, zu der Wahrnehmung des Reellen die des Wahren gesellt, die aufgefaßten Ideen verbindet und den Begriff vom unendlichen, absoluten Wesen erfaßt. Die Liebe erzeugt nicht mehr nur individuelle Lebens-Einheit, sondern auch die collektive oder gesellschaftliche Einheit; und die mehr und mehr abhängige Kraft gehorcht neuen Gesetzen, den moralischen Gesetzen der Intelligenz und der Liebe.

Auf diesem Grunde widmet nun Lamennais, wie billig, der Betrachtung des Menschen den größten Theil seines Werkes, und seine Spekulation trifft dabei mit den Aussprüchen der Erfahrung so genau und pünktlich zusammen, daß man nicht umhin kann, ihm beizustimmen. Die organische Einheit, sagt er, erzeugt bei den Wesen dieser Klasse die Individualität. Die Intelligenz erzeugt bei den vernünftigen Wesen die Persönlichkeit, oder eine höhere Lebensart. Auf dieselbe Weise, wie bei den organischen Wesen die Gesetze des Organismus über die Gesetze der unorganischen Natur vorherrschen, so haben bei den vernünftigen Wesen die geistigen und moralischen Gesetze den Vorzug über die Gesetze

des Organismus, daher beim Menschen der Zustand der Intelligenz und Liebe nicht mehr, wie beim Thier, durch organische Ordnung oder Unordnung, Freude oder Schmerz, sondern durch Wahrheit und Irrthum, Gut und Bös ausgedrückt wird. Hieran knüpft Lamennais folgende Deduktion der Polizei: „Wenn der Mensch ausartet, d. h. wenn er aus der Ordnung der Vernunft in die Ordnung der Sinnlichkeit herabsteigt, nimmt seine Freiheit im Verhältniß ab, weil er unter die Herrschaft der nothwendig Gehorsam erheischenden Gesetze fällt; und jede übermäßige Leidenschaft zerstört die Freiheit. Will man von einem Thier eine dem Gedanken des Befehlenden entsprechende Handlung erhalten, so wandelt man diesen Gedanken für es in eine Sensation um; und eben so verhält es sich mit dem Kinde, so lange dasselbe auf die rein organische Entwickelung beschränkt ist, und die Gesetze dieser Ordnung in ihm über die Gesetze der höhern Ordnung vorherrschen. Das Volk, wenigstens in dem Zustande, den man ihm bereitet hat, tritt in vielen Beziehungen beinahe nie aus der Kindheit heraus, und dies ist einer der Gründe, warum die menschliche Polizei, so oft es gilt, dasselbe in Ordnung zu erhalten, durch die Sensation auf dasselbe wirkt."

Aus der über der blos organischen Individualität erhabenen Persönlichkeit des Menschen folgert L. dessen Unsterblichkeit. Das organische Wesen, sagt er, verliert, wenn in ihm das Leben erlischt, alles was dasselbe als individuelles Wesen begründet. Die Persönlichkeit aber, deren Ursprung höher liegt, als die organische Einheit, hat ihre besondern Gesetze, welche über die Gesetze der reinen Individualität vorherrschen, in der Art, daß die Auflösung des Organismus nicht die Zerstörung der Person nach sich zieht, weil ein anderer Organismus, verwandt mit dem ersten, der ihn im Keime in sich trug, das individuelle Wesen fortpflanzt. Dieses, stets dasselbe, lebt unter neuen äußern Existenzverbindungen. Es stirbt nicht, es verwandelt sich. Eine himmlische Chrysalide, legt es seine grobe Hülle ab, um sie mit einer vollkommenern zu vertauschen.

Herrscht die Individualität über die Persönlichkeit, der Organismus des Einzelnen über die allgemeine Vernunft und Freiheit, wird so das wahre Verhältniß verkehrt, so entspringt daraus der Irrthum und das

Böse. Der Irrthum ist nach L. weiter nichts, als die Verwechslung des Veränderlichen mit dem Unveränderlichen, des Zufälligen mit dem Nothwendigen, des Relativen mit den Absoluten. „Hat sich aber die Intelligenz vom Organismus ganz losgemacht, ist sie, so weit es ihr gestattet ist, aus der Sphäre des Veränderlichen und Zufälligen herausgetreten, hat sie die Sinnlichkeit weit hinter sich zurückgelassen, und schwimmt und dehnt sich und zerfließt in dem reinen Lichte des Wortes, so wird selbst die Betrachtung zu etwas Erhabnerem, was gewissermaßen ein flüchtiger Vorschmack eines andern Lebens zu sein scheint, umgewandelt; sie wird zur Ekstase. Diese erfordert aber zugleich eine brünstige Liebe." — Das Böse besteht, wie nach dem Apostel Paulus, in der Herrschaft des Fleisches über den Geist. Das Gesetz der Liebe, der höheren, socialen, universellen Liebe, ist das Gesetz des Lebens, des eigenthümlichen und wahrhaften Lebens des vernünftigen Geschöpfes; ein Gesetz, das jenem der organischen und individuellen Liebe entgegengesetzt ist, da letztere als Princip des Bösen, als wirkende Ursache der Unordnung, der Sünde, wenn sie vorherrscht, den Menschen von dem seiner Natur nach universellen Guten zu trennen sucht, indem sie ihn zur Empfindung, oder zu dem Wandelbaren, dem Zufälligen, dem Relativen herabzieht. Diese Tendenz aus den lichtvollen Regionen des Wahren, Unwandelbaren, Nothwendigen, Absoluten in die Finsterniß der Empfindung herabzusteigen, ist das Gesetz des Todes, weil es den Menschen in dem concentrirt, was sterbliches in ihm ist, und ihm von dem Principe selbst alles geistigen Lebens, von dem einen, einigen, unendlichen Leben trennt, an dem alle vernünftigen Wesen theilzunehmen berufen sind, von dem Leben Gottes. Es folgt daraus, daß der Mensch, in sich selbst gespalten, gewissermaßen doppelt ist, homo duplex: daß der organische Mensch mit dem sittlichen und vernünftigen Menschen in Kampf ist, daß dem Fleisch wider den Geist gelüstet; mit andern Worten, daß vermöge einer der beiden Arten von Liebe, die in dermaliger Opposition befindlich, in ihm vorhanden sind, er mit der niedern Schöpfung sich zu vereinigen, zu identificiren strebt, während er zu gleicher Zeit vermöge der entgegengesetzten Liebe, immer höher sich aufschwingend, mit dem unendlichen Princip der Schöpfung selbst sich zu vereinigen trachtet. Gelänge es dem

Fleische, den Geist völlig zu unterwerfen, so würde der Mensch nur noch das organische, das thierische Leben besitzen. Durch Stärkung der höhern Liebe giebt der unablässige Ausfluß des göttlichen Geistes ihm die Freiheit zurück; und wenn diese Ausströmung stille stände, durch Ueberwiegen der thierischen Liebe im Menschen, so würde der Kampf aufhören und fortan eine ewige Nothwendigkeit unwiderruflich auf ihm lasten.

Hier ist der Ort, der Opposition Lamennais gegen die kirchliche Gnadentheorie zu gedenken. Es giebt, sagt L., nur zwei Ordnungen, d. h. zwei allgemeine Arten von möglichen Existenzen: die Existenzart Gottes, die Existenzart der Schöpfung, beide gleich natürlich oder der Natur Gottes und der Schöpfung gemäß. Das Wirken Gottes auf die Schöpfung ist demnach in jeder Hinsicht natürlich, weil dieses Wirken, wenn es der Natur Gottes nicht entspräche, unmöglich wäre und, wenn es nicht auch der Natur des Geschöpfes angemessen wäre, auf dieses keinen Einfluß üben könnte. Der theologischen Lehre zufolge ist der Mensch unvermögend durch die alleinigen Mittel, die seine Natur ihm bietet, sich wieder aufzurichten und Gott ein Sühnopfer darzubringen, das mit der Beleidigung in Verhältniß stünde, die er sich gegen ihn hat zu Schulden kommen lassen; unfähig in seinen Urzustand zurückzukehren. Es muß also ein ausschließlich göttlicher Einfluß, Gott selbst auf den Menschen unmittelbar einwirken, um ihn umzuwandeln. Hieraus entspringen zwei Consequenzen: Ein wesentlich unendlicher Einfluß, wie der göttliche, ist in Bezug auf seine Folgen unwiderstehlich oder zwingend; die Gnade muß also wirken, wie ein unwiderrufliches Fatum. Da außerdem die Gnade auch unbedingt ist, ohne alle Rücksicht auf den innern Zustand des Menschen, so muß sie auf ihn einwirken in der Art, wie die physischen Kräfte auf die unorganischen Körper einwirken, so daß in der That der Mensch bei seiner eigenen Wiederaufrichtung nichts zu schaffen hat. Der Kampf mit dem Bösen ist also dieser Lehre nach durchaus unbegreiflich. Außerdem ist er so gut wie fruchtlos in seinem Endresultat; denn es ist, wie dies ebenfalls gelehrt wird, die Menge der Menschen der Sünde ewig verpfändet, und muß ewig die Strafe dafür erleiden. In praktischer Hinsicht führt diese Lehre zu scheuem Fanatismus,

zu Schrecken und Todesgrauen, wenn der Geist verweilt bei der Unwiderruflichkeit des göttlichen Befehls, der, nach einer ursprünglichen Wahl, die in ihren Gründen geheimnißvoll, in ihrer Wirkung unfehlbar, erlöst oder ins Verderben stürzt. Verweilt dagegen der Geist vorzugsweise bei dem Gedanken, daß die Gnade, da sie übernatürlich und von dem Willen des Menschen unabhängig wirkt, die von Gott gewollte Wirkung stets sicherlich hervorbringt, so würde ein höchst nachtheiliges Erschlaffen der menschlichen Thätigkeit in Bezug auf die moralische Ausbildung des Menschen selbst hervorgehen, „wenn nicht, fügt L. sehr richtig hinzu, das innere Gefühl, das Gewissen, die Gesetze der menschlichen Natur insgesammt, den letzen und absoluten Consequenzen aller irrigen Theorien einen unübersteiglichen Damm entgegensetzten." Aus einem andern Gesichtspunkt betrachtet, sagt L., bringt die Lehre von einer übernatürlichen Ordnung, welche den Schein einer riesenhaften Reaktion gegen das moralische Uebel trägt, den Menschen davon ab, die Folgen dieses Uebels zu bekämpfen, weil solche zugleich einen strafenden und versöhnenden Charakter haben. Das Elend, die Leiden des Menschen entspringen aus zwei verschiedenen Quellen: aus der Natur und aus der Gesellschaft. Um die Natur zu zwingen, seine Bedürfnisse zu befriedigen, von ihr die Güter zu erhalten, die seinen Stand auf Erden allmälig verbessern, muß er sie unablässig bekämpfen. Nun bringt ihn aber die Lehre, die wir gegenwärtig erörtern, von diesem Kampfe ab, einerseits dadurch, daß sie versichert, es sei in Gemäßheit der göttlichen Absicht, das Leiden der natürliche Zustand des Menschen hier auf Erden, ja sogar der wünschenswertheste Zustand, weil dasselbe eine versöhnende Kraft in sich trägt; andererseits, indem sie dem Menschen das übernatürliche oder unendliche Gut, dessen Besitz um so sicherer, je mehr er hienieden geduldet, und freiwillig geduldet, und im zukünftigen Leben der Lohn für dieses Dulden sein wird, als das alleinige Ziel vorschlägt.

Die Trübsale, die dem Menschen aus der Gesellschaft, aus deren Unvollkommenheiten und Lastern erwachsen, erkennen meistens den Mißbrauch der Stärke, den Mißbrauch der Gewalt als Ursache an. Die eingesetzten Gewalten aber, wiewohl sie, wenn sie die Macht und die Stärke mißbrauchen, ein wirkliches Verbrechen begehen, wofür sie dem

Weltenrichter einst Rechenschaft ablegen müssen, sind nichts destoweniger immer noch in Folge derselben Lehre die Stellvertreter der göttlichen Gerechtigkeit, die Vollstrecker des Urtheils, welches den Menschen ursprünglich zu der unausweichlichen Strafe, die er während der Dauer seiner irdischen Existenz erleiden soll, verdammt hat. Den Gewalten sich widersetzen, in Kampf mit ihnen treten, heißt also, selbst wenn ihre Tyrannei den Gipfel des Unerträglichen erreicht, sich gegen Gott empören, sich seiner Gerechtigkeit widersetzen. „Sollte einst," schließt L. seine scharfsinnige Kritik, „diese Lehre vollständig, ausschließlich die Oberhand gewinnen, sollte sie die Stelle des Gewissens und der Vernunft einnehmen, und deren Stimme ersticken, so würde augenblicklich aller Fortschritt ein Ende haben, und der Mensch unwiederbringlich zurückgesunken unter das Joch der Natur, kaum noch die armseligen Reste eines unter der Wildheit stehenden Lebens ihr streitig machen. In der Gesellschaft würde die nun zügellos herrschende Gewalt die Sklaverei zu ihren schändlichsten Leidenschaften, zu ihren widernatürlichsten Launen benützen, und der Begriff von Recht alsbald und auf immer verschwinden. In Folge der Passivität der Guten würde die Erde in einen Ort des unaussprechlichsten Elendes, der gräßlichsten Verwüstung, in eine Art Hölle umgewandelt werden."

Ebenso, wie hier die Lehre von der Gnade, bekämpft Lamennais auch die kirchliche Lehre vom Urzustand des Menschengeschlechts und der in Folge des Sündenfalls eingetretenen Erbsünde. Der Mensch sieht sich, sagt L., in seinem Muster, in seinem göttlichen Urbilde, hat das Gefühl der typischen Vollkommenheit des Menschengeschlechts: hieraus hat er gefolgert, es müsse der Mensch diesem Urbilde ganz ähnlich, d. h. vollkommen geschaffen worden sein, und da er bei weitem diese Vollkommenheit hienieden nicht fand, so glaubte er, der Mensch sei gefallen. Erklärt man sich aber, wie diese Theorie von dem moralischen Bösen, von dessen Ursprung und Folgen hat entstehen können, so sieht man, was dieselbe durchaus unannehmbar macht. Erstens beruht sie auf der Voraussetzung eines ursprünglichen Zustandes der Vollkommenheit, der an und für sich unmöglich ist, und zudem dem ersten Gesetze der Welt, dem Gesetz des Fortschreitens, widerspricht. Die Erblichkeit der Sünde

trägt zweitens einen absoluten Widerspruch in sich. Denn was ist Sünde, ihrer moralischen Ursache nach? Ein böser oder verirrter Wille. Der Wille ist aber wesentlich unmittheilbar, wie die Individualität. Daß ein verdorbener Organismus einen andern gleichfalls verdorbenen erzeuge, läßt sich leicht begreifen: daß aber der Wille, der im Vater ist, einen ähnlichen Willen im Sohn erzeuge, daß zwei Wesen einig sein sollen durch das gerade, was jedes derselben unterscheidet, trennt, individualisirt, das ist nicht allein unbegreiflich, sondern auch widersprechend. Die Identificirung des ganzen Menschengeschlechtes mit den ersten Menschen, liefert übrigens einen neuen Beleg dafür, daß der durch das Schöpfervermögen außer Gott verwirklichte Mensch mit dem typischen Menschen verwechselt worden ist, der wesentlich einig ist, weil es nicht zwei verschiedene Typen der menschlichen Natur giebt.

Das Gesetz, kraft dessen die Entwickelung des individuellen Menschen von Statten geht, sagt L., hat natürlich auch in der Entwickelung des ganzen Menschengeschlechts vorgewaltet, und wir erkennen deutlich den regelmäßigen und beständigen Einfluß desselben während des Zeitabschnittes, der die historischen Jahrhunderte einbegreift und mit diesen beginnt. Man darf also annehmen, daß das Menschengeschlecht, wie jeder einzelne Mensch, seine Kindheit gehabt, und daß folglich eine Zeit war, wo das moralische Gefühl, das sich unaufhörlich vervollkommnet, noch gar nicht vorhanden war, oder erst eine leichte und dunkle Spur seiner spätern Entwicklung verrieth. Diese Zeit war die der ursprünglichen Unschuld, deren nothwendiges Ziel durch den Fortschritt selbst angedeutet war, und dieser Fortschritt ist durchaus kein Uebel, sondern vielmehr ein Gut, und zwar ein unermeßliches Gut. Wer wollte dies bestreiten? Wer wagte zu behaupten, das Kind, dem die Vernunft mangelt, sei dem Mann überlegen. — In dem Maaße, wie die Intelligenz und mit dieser die ihr entsprechende Liebe, und mit beiden die Freiheit sich entwickelt, mit andern Worten, je weiter wir vorwärts schreiten, desto mehr genießt der Mensch das höhere Leben, wird um so mehr von dem Organismus und dessen Einflüssen befreit. Die Besserung der Menschheit, ihre Wiederaufrichtung in dieser Bedeutung, ist folglich mit deren Wachsthum eng verbunden, ist sogar dieses Wachsthum selbst,

deren natürliches Emporsteigen zu Gott. Es wird demnach in ihr allmälig mehr Gutes und weniger Böses vorhanden sein. Läßt man sich so häufig durch den Schein betrügen, so geschieht es deßhalb, weil man seine Blicke eher auf die Individuen als auf die Völker, eher auf die Völker, als auf das ganze Menschengeschlecht richtet. Dazu kommt noch, daß der Fortschritt selbst unter andern zur Folge hat, den intellektuellen Gesichtskreis der Menschen zu erweitern, ihn tiefer und tiefer in die erhabene Erkenntniß des Guten und Bösen einzuweihen, und in ihm das Bewußtsein der Güter, die er besitzt, nur schwach, das Vorgefühl derer aber, die ihm noch mangeln, und die er in der Zukunft erblickt, desto lebendiger anzuregen. „Das einfache und zugleich majestätische Werk Gottes bietet kein anderes Dunkel dar, als dasjenige der eiteln Systeme unsers Geistes. Wenige unabänderliche Gesetze, die sich nur nach der Verschiedenheit der Naturen modificiren, walten der Universalordnung vor, und führen unfehlbar, früher oder später, Alles was davon abweicht, dahin zurück; denn es beugt sich Alles unter deren unumstößliche und unumschränkte Macht. Der Mensch erkenne also was er ist, er lasse seinen Muth nicht sinken in dem Kampfe, den er außer sich und in seinem Innern zu bestehen hat. Er streite gläubig, hoffend und unablässig; er lasse sich nicht ermatten, und nehme keine Ruhe. Es hat der Schöpfer auf der unendlichen Bahn, die zu durchlaufen er erkoren, zum Lohne für jeden Sieg ein neues und immer größeres Gut ihm vorbehalten."

Ganz kann, nach Lamennais, die Schöpfung nie ihr Ziel erreichen. Sie schwankt zwischen zwei Extremen, der Fülle des Seins und dem Nicht-Sein, in einer unendlichen Entfernung vom einen, wie vom andern. Der Zweck der Schöpfung besteht darin, das unendliche Wesen außerhalb zu verwirklichen, es auf irgend eine Weise wieder hervorzubringen. Man sieht in der That, sagt L., daß durch eine beständige Entwicklung der Schöpfung das mehr und mehr verwirklichte, unendliche Wesen in einer unendlichen Zeit vollständig verwirklicht sein würde. Da aber eine unendliche Zeit ein Widerspruch ist, und die, nur unter der Bedingung einer wirklichen Gränze mögliche Schöpfung, im Augenblick, wo die Gränze verschwindet, zu sein aufhören würde, so folgt, daß die

Verwirklichung des unendlichen Wesens, die niemals gegenwärtig unendlich sein kann, ein ewiges Fortschreiten der Dinge nach einem nie zu erreichenden Ziele voraussetzt. Und die Wissenschaft, sagt L., bewährt noch jeden Tag diesen Punkt der Theorie, denn jeden Tag beweist sie, daß in der allgemeinen Entwicklung nichts ein Ende nimmt, nichts vergeht, Alles unter neuen Verbindungen fortbesteht, da jede vollkommnere Form die niedrigern Formen in sich faßt. Dies zeigt besonders auffallend der Mensch, ein wahrer Mikrokosmos, ein Mittelpunkt, wo alle tiefern Entwicklungsstufen in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit zusammenfließen.

Lamennais' Weltansicht ist eine tröstliche und erhebende, nicht nur weil er den Menschen in seiner hohen Würde darzustellen weiß, sondern auch weil er die scheinbaren Uebel des Lebens für die Betrachtung in Güter umwandelt. Bei der Beurtheilung der menschlichen Existenz auf Erden, sagt er, darf man nicht vergessen, daß wir häufig unter die wirklichen Uebel Dinge zählen, die nur den Schein davon haben. Für Recht, Vaterland und Menschheit dulden, ist dies wohl ein Uebel? Allerdings, so lange wir leiden. Nachher aber? Freut sich nicht Jedermann solches Leidens? Betrachten nicht alle dasselbe wie ein Gut, auf das sie um keinen Preis Verzicht leisten möchten? Und sterben, ist's wohl ein Uebel? Freilich, wenn man daliegt, athemlos und mit dem Tode kämpfend. Nachher aber, wenn die Verwandlung vor sich gegangen, wenn das im Organismus versteckte Wesen entflohen? Wer betrachtet dann den Tod als ein Uebel? Der moralische Schmerz und das körperliche Leiden, die durch die Verkehrtheit des Willens veranlaßt werden, tragen dazu bei, letztern zur Ordnung zurückzuführen. Unaufhörlich spornen sie das individuell gesunkene Wesen an, sich wieder zu erheben, und wenn man von den Lehren des Unglücks, von den harten Erfahrungen des Schicksals spricht, so ist etwas ähnliches damit gemeint. Nehmt die traurigen Folgen des Mißbrauchs der Freiheit weg, und das bereits gefallene Wesen sinkt immer tiefer: sie sind eine Stütze für desselben Schwachheit, der Hebel, mit dessen Hülfe es sich emporhebt, das Mittel, wodurch alle Wesen früher oder später zur Lebenseinheit zurückgeführt werden, von welcher ihr böser Wille, ihre blinden und thierischen

Leidenschaften sie entfernt hatten. Der Genuß der Güter, welche mit unserer Existenz hienieden verträglich sind, hängt von gewissen nothwendigen Bedingungen ab, über die wir nichts destoweniger uns in unserer Ungerechtigkeit und unserer Unvernunft als über ein Uebel beklagen. Was ist nicht alles über die Arbeit gesagt worden? Und doch ist die Arbeit, abgesehen davon, daß sie allein, oder fast allein die Langeweile, die größte Plage des menschlichen Lebens, vertreibt, weiter nichts als der Gebrauch unserer Fähigkeiten, die Ausübung unserer Kräfte, das höchste Gut, womit der Schöpfer uns beschenkt, weil wir derselben alle andern Gütern verdanken. Wir murren über Noth, Mühseligkeit. Sonderbare Thorheit! wo ist das Vergnügen, das nicht die Befriedigung eines Bedürfnisses wäre? Und was wäre die Ruhe ohne die Müdigkeit? Je mehr unsere innern Fähigkeiten, und mit ihnen die Erkenntniß des Wahren, das lebhafte und zarte Gefühl für das Gute und Schöne in allen Ordnungen sich entwickeln, auf desto mehr Beschränkungen stoßen wir, und es trübt von Neuem die Klage diese schimmernde Welt der Intelligenz und der Liebe, aus der man doch um keinen Preis wieder herabsteigen möchte in die enge und dunkle Sphäre, die man verlassen. Man genießt folglich darin mehr und größere Güter; allein man strebt nach andern, nach größern; man trachtet, die Schranken, welche unser Vorwärtsschreiten hemmen, weiter und weiter auszudehnen. Und was ist, auf jeder Entwicklungsstufe der Menschheit, jenes Unbehagen, vermischt mit einem gewissen Sehnen, das aus dem Gefühl eines Mangels hervorgeht, was anders als der kräftige und beständige Stachel des Fortschrittes? Statt also der Betrübniß und dem Mißmuthe sich hinzugeben, freue sich jeder Mensch dieses schönen, erhabenen Geschickes, und danke dem allmächtigen Schöpfer, der es ihm bereitet. Es bedenke Jeder, daß die Schöpfung in ihrer Einheit kein anderes Uebel aufzuweisen hat, als die Beschränkung, ohne die ihre Existenz nicht nur unmöglich, sondern auch widersprechend wäre; oder daß man das Gute selbst, insofern es beschränkt, insofern es nicht unendlich ist, Uebel genannt hat. Die Fülle des Lebens, sagt L., kann hienieden dem Menschen nicht vergönnt sein, und während der unendlichen Dauer seines zukünftigen Daseins wird sie auch nur der ewige Gegenstand seines Strebens sein, der Zweck,

dem er sich beständig nähern, und den er nie erreichen wird; denn die Fülle des Lebens, das unendliche Leben in sich besitzen, hieße Gott völlig besitzen, und ihn völlig besitzen hieße in denselben verwandelt, in ihm aufgegangen sein."

Das Spekulative ist bei Lamennais sein Gesammtblick, seine Totalauffassung, seine Universalanschauung. So da, wo er von dem Willen des Menschen in seiner Beziehung zu den äußern Handlungen spricht. Die äußern Handlungen, sagt er, bezwecken die universelle Ordnung, d. h. durch sie soll das Wesen, in seinem eigenthümlichen Wirkungskreise, zur Erhaltung und Entwicklung der ganzen Schöpfung beitragen. Und da es seiner zusammengesetzten Natur nach mit drei Welten, der unorganischen, der organischen und der intelligenten, in Berührung steht, da es auf dieselben einwirkt, wie sie auf dasselbe einwirken, so ist die Richtschnur seiner Kraft die ewige Richtschnur, welche den Einklang zwischen den Gesetzen dieser Welten aufrecht erhält. „So muß die Kraft an der unorganischen Welt sich üben, damit diese zur Erhaltung und Entwicklung der organischen Welt beitrage; und an der organischen Welt, damit diese wieder zur Erhaltung und Entwicklung der Welt der Intelligenzen diene; dergestalt, daß durch die gleichzeitige Entwicklung dieser drei Welten Alles in der Einheit zusammentreffe, und die ganze Schöpfung sich stufenweise zu Gott, ihrem ewigen Typus erhebe." Dies ist der wahre Begriff der gleichzeitigen Erlösung der ganzen Schöpfung, nicht jener theologische, der eine Corruption der Natur durch den menschlichen Sündenfall annimmt, und daher auch die Erlösung der Natur von der einstigen moralischen Reinheit und Vollkommenheit des Menschengeschlechts abhängig macht. Diese theologische Hypothese bekämpft Lamennais ausdrücklich. Da die Lehre vom Fall, sagt er, voraussetzt, es sei der Mensch in einem Zustand der Vollkommenheit geschaffen worden, so mußte sie nothwendig auch eine ähnliche Vollkommenheit der Natur voraussetzen, und folglich annehmen, daß die Krankheit im Anfang darin nicht vorhanden war, und nie darin sich zeigen sollte. Daraus hat man gefolgert, daß, weil sie seither in Gesellschaft aller erdenklichen Leiden und Gräuel ihren Wohnsitz darin aufgeschlagen, die Natur auch herabgesunken, mit dem Menschen gefallen sei, daß der Mensch

durch die erste Sünde in die ganze Schöpfung Unordnung gebracht. Man hat gesagt, die Welt ist nicht mehr, was sie im Anfang war; sie schmachtet und sieht ihrer Genesung entgegen; sie bekämpft das ihr mitgetheilte Uebel; sie bemüht sich, die Bande des Todes abzuschütteln, und ihre Stütze in diesem gewaltigen Kampf ist der erlöste Mensch, der sie retten wird, wie er sie ins Verderben gestürzt, und sie dereinst zu ihrer ursprünglichen Beschaffenheit zurückführen wird, wenn auch er einst die seinige wieder wird errungen haben. Diese Ideen, sagt L., sind eng mit einander verbunden. War der Mensch, als er auf Erden erschien, der vollkommene Ausdruck seines göttlichen Urbildes, so muß es auch die Welt gewesen sein. Beides aber ist in gleichem Grade unmöglich; denn dieser Hypothese zufolge wäre der Mensch und die Welt, kurz die Schöpfung, Gott selber gewesen. Nimmt man aber dennoch diesen Zustand anfänglicher Vollkommenheit an, vergleicht ihn mit dem jetzigen und wirklichen Zustande des Menschen, und schließt daraus, daß er gefallen sei, so ist man logisch gezwungen, auch den Verfall der Schöpfung anzunehmen, die dann weiter nichts als ein unermeßliches Lazareth der Wesen, das Reich des Uebels wäre, wo alles einer unausweichlichen Auflösung, für die in den Kräften und Gesetzen des Geschöpfs kein Heilmittel zu finden wäre, entgegen ginge. Eine gesunde und des Urhebers der Dinge würdigere Philosophie, sagt L., führt zu ganz andern Vorstellungen. Sie zeigt uns die Schöpfung, wie sie in ihrem Ursprung unvollkommen war, jedoch einem Gesetze des Fortschreitens gehorcht, kraft dessen sie, wie eine Pflanze, die emporkeimt, wie eine Blume, die ihren strahlenden Kelch entfaltet, sich unaufhörlich ihrem ewigen Urbilde, das Gott selber ist, nähert. Jeder Schritt, den sie vorwärts thut auf dieser Bahn, entledigt sie einer Fessel. Allein diese Fesseln, die weiter nichts als die Beschränktheit, die nothwendige Bedingung ihrer Existenz sind, werden nimmer vollständig zerschlagen werden; denn damit sie es werden könnten, müßte, wir wiederholen es nochmals, die Schöpfung zur Zeit unendlich, Gott selber sein.

Doch wenn auch, dem Angeführten zufolge, Lamennais keineswegs die finstere Ansicht der Theologen und Pietisten von der gänzlichen Verdorbenheit des Menschengeschlechts seit dem Sündenfall und der in Folge

desselben eingetretenen Corruption der Natur theilt, sondern seine Weltansicht eine heitere, trostreiche und erhebende ist, so ist er doch auch anderseits nicht blind gegen die Krankheitszustände des Menschen im Einzelnen und im Ganzen, deren Betrachtung ein ganzes Buch, das sechste seines Systems, einnimmt. Trefflich ist seine Classifikation und Charakteristik der Leidenschaften. Die Leidenschaften an sich, sagt er, sind gut und nothwendig, weil keine Willensthätigkeit ohne sie möglich wäre, da sie in dem moralischen Wesen der Ausdruck der wesentlichen und eigenthümlichen Kraft der Liebe sind. Nun aber kann die Liebe entartet, oder ihre Gesetze beeinträchtigt, auf verschiedene Weise verletzt werden, und folglich giebt es verschiedene Arten von bösen Leidenschaften. Die Ordnung besteht darin, sich individuell zu lieben, aber das Ganze mehr zu lieben und es sich vorzuziehen. Die Unordnung besteht darin, sich mehr zu lieben als das Ganze, und sich ihm vorzuziehen; und die größte Unordnung, nur sich zu lieben. Nur sich lieben heißt, alles Andere hassen, was ein Hinderniß ist an der Fülle des Seins, nach der jedem gelüstet. So können die schlechten Leidenschaften, nach ihrem unmittelbaren Verhältniß zur Selbstliebe oder zum Haß gegen Andere in zwei große Klassen eingetheilt werden. Man kann sich in dem Begriff lieben, den man sich von sich selbst, von seiner persönlichen Ueberlegenheit, von seinen Vorzügen jeder Art macht; und diese unordentliche Liebe ist der Stolz, von dem das unbändige Verlangen, zu befehlen und zu herrschen, mit allen seinen für das Menschengeschlecht so unglücklichen Folgen herkommt. Man kann sich zweitens in den materiellen Gütern, dem Eigenthum, das gewissermaaßen einen Theil von sich ausmacht, lieben; und diese unordentliche Liebe ist der Geiz, aus dem das unbändige Verlangen, immer mehr zu erwerben und zu besitzen, Reichthümer auf Reichthümer zu häufen, entspringt. Endlich kann man sich in den Empfindungen lieben, die wir mit dem Thier gemein haben; und diese unordentliche Liebe ist die Wollust, woher das zügellose Verlangen nach Genüssen, das gierige Trachten nach Vergnügungen kommt. — Aus dem Haß gegen Andere entspringt der Neid, die Böswilligkeit, die Mutter der Gewaltthätigkeit und List, die Grausamkeit.

Wenn die Liebe, sagt L., bei einem mächtig organisirten Volke ausartet, so sieht man dieses Volk zuerst in der Eroberung und dem Raub einen zwiefachen Genuß von Stolz und Habsucht, eine Art von Sättigung des Hungers, der es quält, der unersättlichen Gier zu herrschen und zu besitzen, suchen, und bald nachher sich in eine schlaffe, träge, grausame Wollust, in eine grenzen- und zügellose Auflösung stürzen, deren Princip durch eine sinnliche und atheistische Philosophie gerechtfertigt wird. Es ist dann keine politische, noch kriegerische Kraft mehr vorhanden; es giebt keine bürgerliche, noch Familientugenden, keine Kraft irgend einer Art mehr; die Künste liegen darnieder und verderben, der Gedanke selbst erlischt. „Das was übrig bleibt, ist kein Volk mehr, sondern eine namenlose faule Masse. Ansteckende Dünste steigen aus dem Grunde dieser Fäulniß auf. Alsdann kommen gesunde Völker, die, um die Welt vor der Ansteckung zu bewahren, den Leichnam begraben."

Der sittliche Verfall des Individuums, so wie der Nationen, sagt L., das beklagenswerthe Herabsinken der Menschen in die Sphäre der rein organischen Wesen, die Störung, die darauf folgt, erzeugen unerhörte Schmerzen und ein namenloses Elend. Seht das römische Reich von den ersten Kaisern an. Allein gerade das Gefühl dieser Erniedrigung und dieses Elends verhindert die Gesellschaft, die äußerste Grenze desselben zu erreichen, und es rufen die verletzten Gesetze selbst bald eine heilsame Reaktion hervor, weil sonst das Menschengeschlecht zu Grunde ginge. Also geschah es, daß zur Zeit, wo das königliche Volk seine Männertugenden ablegte, und sich auf die mit Ketten beladene Welt hinstreckte, wie auf das Bett einer Hure, der Stoicismus gegen die sinnlichen Doktrinen und die wollüstigen Sitten reagirte. Jedoch da er seinen Lehren nach Fatalist war, so besaß er keine wahre Macht der Wiedergeburt; denn der Mensch wird nur durch die Freiheit, durch den Glauben an seine eigenen Kräfte, gestützt von der unendlichen Kraft Gottes, wieder aufgerichtet. Das Christenthum verband diese beiden Begriffe, diese beiden Elemente der Ordnung und des Lebens, und hieraus entsprang die Rettung. Es stellte dem Bösen einen thätigen und gemeinschaftlichen Widerstand, einen gesellschaftlichen Widerstand entgegen, während der Stoicismus demselben blos einen völlig passiven, individuellen Widerstand

leistete. Wenn man beide Doktrinen einzig aus dem Gesichtspunkte des Beistandes betrachtet, den sie Jedem gegen die Uebel, welche die öffentliche und geheime Sittenverderbniß erzeugt, verleihen, so sind achtzehn Jahrhunderte der Erfahrung da, um zu beweisen, wie unendlich höher das Christenthum über der Philosophie der Stoiker steht. Der Stoicismus beruht auf einer allzu engen Basis. Er vernachlässigt gänzlich, er zerstört sogar die effektiven Kräfte, und verleiht dem Willen mehr Rapidität, als reelle Kraft. „Das Christenthum lehrt den Menschen sich biegen ohne zu brechen; der Stoicismus thut eher das Gegentheil. Ein Stoiker mitten in der Welt ist eine alte, einzeln stehende Eiche, die zwar noch ihr Haupt erhebt, aber von den Stürmen zerrissen ist. Es liegt etwas Hohes in diesem einsamen, unbeugsamen und vernarbten Stamme. Die Christen gleichen den Weizenstengeln, die der Wind in der Ebene bewegt. Sie wogen auf und nieder bei seinem Wehen, und da sie sich auf einander stützen, kann Nichts sie zerbrechen, sie heben sich immer wieder empor."

In Lamennais' System nimmt auch das Schöne und die Kunst eine, und zwar sehr hohe, Stelle ein, wie sich schon aus seiner platonischen Auffassung der einzelnen Dinge als blos äußere Verwirklichungen der idealen Urbilder in Gott erwarten läßt. Das Schöne ist nach L. das Wahre, sofern dieses in seiner Manifestation gleichzeitig von der Intelligenz erfaßt und von der Liebe gefühlt wird. Das Falsche, sagt er, mißfällt in Allem, verletzt, stößt zurück, was eine Grund-Harmonie bildet zwischen der moralischen Ordnung und derjenigen, welche das eigenthümliche Gebiet der Kunst ausmacht. Da das geoffenbarte Wahre Ordnung oder Einheit in der Mannigfaltigkeit ist, so gehört die Ordnung zur Wesenheit des Schönen, und es ist Schönheit vorhanden überall, wo Ordnung herrscht. In dieser Beziehung ist die Welt der Typus des endlichen Schönen, wie es Gott des unendlichen Schönen ist. Das von der Intelligenz erfaßte Schöne muß aber gleichzeitig von der Liebe gefühlt werden; denn alle Wesen werden natürlich zum Schönen hingezogen, streben sich mit ihm zu vereinigen. Dem Schönen entspricht immer eine Idee und ein Gefühl. Man sieht es nicht blos, man wird auch zu demselben hingezogen. Dieser zusammengesetzte Akt der Intelligenz und der Liebe ist die Bewunderung.

Lamennais unterscheidet das blos der Form nach Schöne von dem auch durch den Inhalt Schönen. Ein gewöhnlicher, selbst häßlicher Gegenstand, sagt er, entlehnt, dargestellt von dem Worte oder dem Pinsel, seine Schönheit nicht von dem Wahren an sich, sondern von der Wahrheit des Ausdrucks. In dem Maaße, wie man sich in eine höhere Sphäre erhebt, in die ewige Region der Essenzen, wird das reine Wahre hauptsächliches Element des Schönen. Man nähert sich so zu sagen dem substantiellen Schönen; und in allen Ordnungen des Schönen steht das Schöne um so höher, je mehr es zumal sowohl an sich, als auch in seinem Ausdrucke schön ist. Das Ideal des Schönen ist nur das reine Wahre, oder die Idee, der Typus, das ewig in Gott vorhandene Musterbild, das, außerhalb Gottes unter materiellen Bedingungen verwirklicht, durch die Hülle hindurchglänzt, in die es sich verkörpert hat; und nur durch diese Inkarnation seines idealen Typus ist das Schöne vollständig, hat es ein wirkliches Dasein in der Welt. Aelter als die Kunst, ausgedehnter als die Kunst, strahlt es allenthalben in dem Werke Gottes, das nur der Abglanz und in unendlicher Mannigfaltigkeit von Anblicken, die durch die Harmonie ihrer Beziehungen auf die Einheit zurückgeführt werden, die auf immer fortschreitende Mannigfaltigkeit Gottes selbst ist.

Die nähere Ausführung dieser Theorie des Schönen und der Kunst giebt Lamennais in dem dritten Bande seines Werks, über dessen Inhalt wir hier vorläufig nur das mittheilen wollen, was Lamennais selbst darüber in der Vorrede seines Buches sagt. Nachdem wir, sagt er, den Menschen an und für sich, und Alles was in ihm Aktives und Passives liegt, betrachtet haben (was in den beiden ersten Bänden geschehen ist), gehen wir zur Untersuchung der Entwicklung seiner Thätigkeit, und sofort der Gegenstände dieser Thätigkeit über. Wir nennen das menschliche Wirken, wenn solches das Nützliche, d. h. die Erhaltung und Entwickelung des Organismus zum Zweck hat, Industrie oder Gewerbfleiß. Dasselbe Wirken, in einer höheren Sphäre, wenn es durch den Schleier der Welterscheinungen hindurch in Gott das Ideal, das ewige Urbild der Schöpfung erblickt und dasselbe wiederzugeben trachtet, heißt die Kunst, deren Zweck das Schöne ist. Die mensch-

liche Thätigkeit endlich, wenn sie die reinen Ideen zum Gegenstand nimmt, um zum Begriff der Dinge zu gelangen, erzeugt die Wissenschaft, deren Zweck das Wahre ist. Bei Gelegenheit der Abhandlung über Industrie beschäftigen wir uns mit den Problemen, wozu die ersten Erfindungen Anlaß gegeben, und vorzüglich mit der so lange bestrittenen Frage über den Ursprung der Sprache. Wir stellen sodann die Grundsätze der Kunst, die aus den allgemeinen Gesetzen der Wesen entspringen, auf und versuchen, nachdem wir auseinandergesetzt, wie die verschiedenen Künste entstanden, diese Grundsätze für jede einzelne geltend zu machen. Hiermit schließt der Theil des Werkes, der vorläufig herausgegeben werden soll. In dem vierten Bande soll von der Wissenschaft, in den beiden folgenden, welche die Arbeit beschließen, von der Gesellschaft die Rede sein. Was diese letztere betrifft, so sagt Lamennais noch in der Vorrede: Das Studium des einzelnen Menschen ist unzulänglich, um denselben kennen zu lernen; denn der Mensch ist seiner Essenz nach ein gesellschaftliches Wesen, und es nimmt die menschliche Thätigkeit in der Gesellschaft neue Formen an, zeigt sich unter neuen Gesichtspunkten. Der Hauptzweck dieser Thätigkeit ist die Bildung der Einheit, deren Urelement die Familie ist, die, wiewohl allmälig zunehmend, erst dann vollkommen sein wird, wenn sie in ihrem weiten Schooße das ganze Menschengeschlecht umfaßt. Denn die Gesellschaft entwickelt sich wie der einzelne Mensch und folgt in ihrer Entwicklung demselben Impuls, durchläuft dieselben Stadien und nähert sich demselben Ziele. „Die Gesetze dieser Entwickelung oder die Socialgesetze, der Ausdruck der Pflicht und des Rechtes, bestehen aus den religiösen und moralischen Gesetzen, aus denen die politischen, die bürgerlichen, und sogar die ökonomischen Gesetze entspringen, wovon letztere in Betreff der Erzeugung des Reichthums unmittelbar mit der Wissenschaft, in Betreff der Vertheilung desselben gleich unmittelbar mit Recht und Pflicht in Berührung stehen."

Ref. schließt seinen Bericht über das System Lamennais's, der nur eine kurze Uebersicht der Grundzüge dieses großartigen Ganzen bezweckte, mit dem Wunsche, daß es gerechte Anerkennung unter den deutschen Philosophen, die es sich in mancher Hinsicht zum Muster nehmen könn-

ten, finden möge. Diese Anerkennung und Nacheiferung wird den deutschen Denkern nur zur Ehre gereichen, und wenn irgend etwas geeignet ist, die Scheidewand zwischen den Nationen aufzuheben und ihre Einheit herzustellen, so ist es die gemeinschaftliche, übereinstimmende Erkenntniß der Wahrheit, denn diese ist, wie die wahre Religion und wie die Kunst, die Anschauung und Bildung des Schönen, kein besonderes Nationalgut, sondern Eigenthum der ganzen Menschheit. Philosophie, Religion und Kunst verhalten sich nur, wie das Wahre, Gute und Schöne, und wer wollte behaupten, daß eines dieser drei höchsten Güter der Menschheit ausschließlich nur einer Nation eignete? — Lamennais selbst, einsehend, daß das Wahre für den Menschen das ist, was mit der allgemein menschlichen Vernunft immer und überall übereinstimmt, ein Etwas, das unabänderlich ist wie die Natur der Wesen, und woran folglich jeder Mensch eine unabänderliche Richtschnur seiner Gedanken und seiner Urtheile, ein unwandelbares Gesetz der Affirmation hat," unterwirft demüthig sein System der Kritik der allgemeinen Menschenvernunft, indem er ausdrücklich sagt, daß die Folgerungen desselben so lange streitig bleiben, bis sie durch die allgemeine Beistimmung das Merkmal der Gewißheit erhalten.

IX.

Ueber Gervinus als Literarhistoriker.

Von

Hermann Andreas Müller.

Neuere Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen, von G. G. Gervinus. Erster Theil: von Gottscheds Zeiten bis zu Goethe's Jugend. (Gesch. der deutschen Dichtung, **IV.** Bd.) Leipzig, bei Wilh. Engelmann.

Der Herr Verfasser ist durch die ersten Bände seiner Geschichte der deutschen Dichtung dem wissenschaftlichen Publicum in seiner ganzen Eigenthümlichkeit viel zu bekannt geworden, als daß wir nicht den vierten Band, der uns in die neuere uns noch so nah liegende, tausendfach in unsere Zeit hineinragende Literatur einführt, mit Interesse hätten begrüßen sollen; mit der vollsten Gewißheit, Belehrung und Anregung zu empfangen, neue Blicke und Perspectiven eröffnet zu sehen, und selbst da, wo wir den Gesichtspunct des Herrn Verf. nicht theilen können, ihn vielmehr als willkürlich und nur in subjectiven Sympathien und Antipathien beruhend erachten müssen, doch gerade durch den Reiz einer entschiedenen Persönlichkeit, einer durch und durch consequenten Anschauungsweise gefesselt, und durch Eingehen in seine Weise der Betrachtung zu größerer Klarheit gefördert zu werden.

Der Herr Verf. giebt den Maasstab, nach welchem er sein Werk gemessen zu sehen verlangt (denn er **verlangt**, er **wünscht** nie, dafür ist er

zu entschieden, und seiner Sache zu gewiß), in der Zueignung „an Dahlmann," auf die wir später noch einmal zurückkommen werden, selbst an. „Von Ihnen," schreibt er, „dem die historische Betrachtungsweise vor Vielen geläufig ist, möchte ich gern hören, ob es mir gelang, an unserer schönen Literatur, die man nur ästhetisch zu bereden gewohnt ist, das reine Geschäft des Historikers zu üben: zu ordnen, zu stellen, Zusammenhang in Allem und durch den Zusammenhang Nothwendigkeit nachzuweisen; ob es mir glückte, die neuere Zeit durch größere Objectivität ungefähr so in die Ferne zu schieben, wie ich die ältere durch vorherrschende Subjectivität uns näher zu rücken meinte, Fülle der Sachen beizubehalten, und doch große Licht- und Schattenmassen hineinzuwerfen, die meine Gesichtspuncte andeuten und meine Urtheile an die Hand geben. Ueber die neuere Literatur eigene Urtheile mit demselben Nachdrucke vorzudrängen, wie über die ältere, war weder rathsam noch nöthig. Die Producte der alten Zeit sind der Nation entfremdet, die Stimme des Volks schweigt fast über sie, die zu treffen ein Kriterium für des Historikers Beruf, sie richtig zu stellen, die Probe seines Urtheils ist. Hier war es zweckdienlich, deutlich und bestimmt zu sein. In Bezug auf die neuere Zeit aber ist die Nation im lebendigsten Besitz der Literatur; sie hat ihr Urtheil selbst fixirt; von diesem Rechenschaft zu geben, ist ein Verdienst, was erst künftig (und dann auch trotz aller Zurückhaltung) seine Anerkennung findet, was im Augenblick, je prätentiöser es sich geltend zu machen suchte, desto mehr seinen Werth sich selber nehmen würde." —

Verweilen wir bei diesen Worten, die uns ja deutlich sagen, was der Hr. Verf. als das reine Geschäft des Historikers erkennt: zu ordnen, zu stellen, Zusammenhang in Allem und durch den Zusammenhang Nothwendigkeit nachzuweisen, Fülle des Details mit übersichtlicher und charakteristischer Vertheilung in große Massen zu vereinigen; — wer wollte das nicht mit ihm anerkennen als die Aufgabe, ihre Lösung als den Triumph des Historikers. Aber sogleich stellt der Herr Verf. auch noch eine andere Forderung an sich, die sich schwerlich mehr als das reine Geschäft des Historikers aus dessen Verhältniß zu seinem Stoff, zur Historie, gleichviel ob politischen, ob literarischen, wird ableiten lassen. Er be-

kennt ja als seine bewußte Absicht, die ältere Geschichte unserer Literatur anders behandelt zu haben, als die neuere, und zwar nicht etwa, weil die Natur jenes Stoffs, der Inhalt selbst eine andere Weise der Behandlung, eine andere Form nach einem ihm selbst inwohnenden Trieb gefordert hätte, sondern aus Rücksichten, die vielleicht ihm selbst subjectiv als noch so wichtig erscheinen mochten, die aber immer dem Stoff anreflectirt, von Außen willkürlich ihm angethan bleiben — eben aus Rücksichten auf die Beziehung unserer Gegenwart zu dem Stoff, den er jedesmal behandelt. Er spricht dasselbe deutlicher noch einmal aus in der einleitenden Uebersicht S. 15: „hätte ich mich der Gegenwart und ihren Bedürfnissen entfernter gestellt, ein Werk von reinerer Form statt eines von reicherem Stoff zu schreiben gewählt, so wäre eine so klare und einfache Erzählung zu liefern gewesen, wie sie nur irgend eine Periode der politischen Geschichte des Alterthums duldet." Der Herr Verf. hat das nicht gewählt: er hat überhaupt gewählt, er hat uns nicht die Geschichte rein und klar vortragen, er hat Nebenzwecke erreichen, Bedürfnisse befriedigen wollen, mit einem Wort, er hat sie zum Mittel degradirt, sich damit über sie gestellt. Statt der Macht seines Stoffes, der Idee, zu vertrauen, ihr, der ewigen, göttlichen, die Sorge für die Wirkung, die sie aus ihrer unerschöpflichen Fülle heraus machen wird und kann, selbst zu überlassen, und sich nur zu ihrem demuthsvollen Diener und Organ zu machen, das kein höheres Streben und keine höhere Lust kennt, als mit seinem Wissen und Wollen in ihr aufzugehen, in ihrer Klarheit zu verschwinden — statt dessen stellt er sich so recht mit der ganzen Breite seiner eckigen Persönlichkeit in ihr reines Licht, und läßt uns auch nicht einen Moment in die Illusion gerathen, als sei es die Geschichte selbst, die sich hier vor uns aufrolle, ihren innern Proceß uns gleichsam selbst erzähle. Heißt es bei Lessing in der Emilia der Triumph des Künstlers, daß man seiner über seinem Werke vergesse, so hat diesen Triumph wenigstens der Herr Verf. sicher nicht gefeiert. Wir hören durch das ganze Buch nur ihn, nur jenen süffisanten Vormundston, den er dem Publicum gegenüber nun ein für allemal angenommen zu haben scheint; wir hören ihn sogar Winke geben von einer „Binnenlehre historischer Weisheit," die freilich „nicht mittheilbar sei, als dem

der sie schon hat." Alles dies aber schadet gewiß der Gesammtwirkung, nicht dieses seines Buches allein, unsäglich — und je mehr man auch durch dies Buch wieder von der Tüchtigkeit seiner Gesinnung, von der Zeitgemäßheit seiner „Zwecke" durchdrungen wird, desto mehr muß man bedauern, daß er sich ihrer Erreichung so selbst in den Weg stellt. Wie kann ein Einzelner mit seinen endlichen Mitteln und Zwecken auf seine Zeit zu wirken hoffen! er ist ein Mensch, und sei er noch so sehr gelehrt, noch so brav, noch so gescheidt — specifisch nicht mehr, wie wir Alle! Nur die Idee kann wirken, denn sie ist unendlich, ist ewig, und wird aus ihrer Unendlichkeit alle solche Nebenzwecke, wenn sie nur tüchtig sind, d. h., wenn sie nur in ihr liegen, schon von selbst realisiren, — wie, nach Luther, wenn der Glaube nur der rechte ist, sich die guten Werke schon von selbst finden werden. Man möchte hier mit einem biblischen Wort rufen: „Trachtet am ersten nach dem, was droben ist" — nach der Idee — „das Uebrige wird euch zufallen."

Haben wir nun nach dieser Seite hin den Hr. Verf. aus seinen eignen Worten kennen gelernt als Einen, der mit Willkühr an die Formirung seines Inhalts geht, so müssen wir wohl von vorn herein mistrauisch werden gegen die Forderungen, die er in den obigen Worten an sich stellt, ob nämlich der Zusammenhang, den er in Allem nachweisen will, nicht auch etwa ein willkührlicher, um bestimmter Zwecke willen hervorgehobner sein wird, daher auch die Nothwendigkeit, die aus jenem resultiren soll, eine zufällige, äußerlich-pragmatische. In dem einleitenden Ueberblick sucht der Hr. Verf. „die geschichtliche Betrachtung unserer Literatur übersichtlich zu erleichtern," indem er ihr Revolutionscharakter zuschreibt, und diesen, „den man bisher kaum im Allgemeinen nur erkannt hat, mit Uebertragung der Symptome einer politischen Revolution" in einzelnen großen Zügen nachweist. Er erinnert also, wie seit dem 16ten Jahrh. unsre Poesie in den Händen der privilegirten Stände, der Geistlichkeit und des Adels war, wie selbst zuletzt noch die weltlichen Gelehrten der Leipziger Schule dieser Verbindung mit Adel und Höfen sehnsüchtig nachstreben. Dagegen bürgerliche Reaction von zwei Republiken aus, Hamburg und Zürich, auf deren Höhe Klopstock steht, zwar noch mit aristokratischen Elementen und noch „gleichsam" innerhalb des privile-

girten Standes der Geistlichen sich bewegend, aber mit einem neuen und (im Gegensatz gegen den Esprit, das Wesen der vornehmen Adels- und Hofdichtung) populären Element, der Empfindsamkeit. Wieland, der dieser neuen, Alles hinreißenden Richtung andächtiger Empfindsamkeit Anfangs folgt, neigt sich doch dem Verständigen wieder zu, und macht sogleich eine annähernde Bewegung nach dem Hofe, dem Adel, den Akademien, womit freilich sein persönlicher, schlicht bürgerlicher Charakter im Widerspruch steht, so daß sich sowohl in Klopstock als in ihm die streitendsten Elemente mischen. Nun kommt Lessing, der eigentliche Beschwörer des jungen Geistes, der Deutschland erneuerte. Er tritt ganz entschieden auf gegen jenen aristokratischen Geist der Literatur; sein ganzes Streben ist daher auf ein Nationaltheater gerichtet, „das eigentliche constitutionelle Gebäude im Reiche der Poesie;" als er aber in diesem Streben an der Gleichgültigkeit des Volkes scheitert, geht er nun daran, fundamentaler alles, was die Kunstblüthe unter uns hemmt, wegzuräumen. Daher seine Angriffe auf das ängstliche Christenthum und die Orthodoxie, die der Dichtung und besonders dem Theater entgegen waren. „Er legte jenes denkwürdige Zeugniß gegen seine eigne kritische Dichtung ab und ließ hinfort dem Jacobinismus in unserer Literatur, an dem er nicht Theil haben konnte, schweigend und nicht ohne geheimes Wohlgefallen den Lauf. Eine ganz neue Welt zerstörte nun hereinbrechend die alte und Herder ist der eigentliche Repräsentant dieser Zeit, der die Leidenschaft zuerst losband und gegen alles, was dem alten Kastenwesen ähnlich war, gegen die Schulgelehrten, gegen die Schulpoeten, gegen die amtsstolzen Geistlichen, gegen jeden Druck und Usurpation gleich in frühester Jugend gewaffnet stand." „Die Jugend bemächtigte sich der ganzen Literatur, ein republicanischer Geist riß selbst jene Stolberge und Aehnliche, die ihrem Stand und Wesen nach den Privilegirten angehörten, in den demagogischen Schwindel mit; die unerhörteste Preßfreiheit herrschte in den Journalen, in denen jener ungeheuere Kampf ausgekämpft ward, Aller gegen Alle, in dem die entschiedensten Gegensätze," Sentimentalität und Humor, Patriotismus und Weltbürgerthum, Mysticismus und Freigeisterei, Originalität und Classicismus, Einfalt und Unnatur, Rücksichtslosigkeit und Pietät, Geschmack und Rohheit oft aufs Härteste sich stießen, oft aufs

Wunderlichste neben einander lagen. „Der Despotismus des französischen Geschmacks allein war es, was gemeinsam von Freund und Feind in diesen Bewegungen niedergeworfen ward, in denen Einwirkungen von England her die wichtigste Rolle spielen. Es war eine eigentliche Schreckenszeit, jene Periode der Originalgenies, die jedes Herkommen verachteten, jede Autorität mit Füßen traten, auf dem erschütterten Ansehen Gellerts und Klopstocks der kaum erst allgemein angegriffenen Freigeisterei Altäre errichteten, die in der Poesie alles Gesetz und jede Regel verwarfen. Verknöchert und festgestanden dauerte der Charakter dieser sentimental-humoristischen, elegisch-satirischen Zeit in Jean Paul fort und schlingt sich von dort an durch die Wetzel, Falk und ähnliche Satiriker und misanthropische Menschenfreunde bis auf die heutigen politisch-literarischen Freiheitsmänner herüber, welche Verbindung denn mit der ganzen schriftstellerischen und menschlichen Art der jetzigen Jugend wohl zeigt, daß wir die revolutionäre Stimmung noch nicht erstickt haben." Allmälig besann man sich jetzt. Herder kehrte zurück und suchte Bande zwischen Regel und Freiheit; von den aristokratischen Freiheitsmännern in Göttingen ging die feine Reaction des Classicismus aus, und Goethe, der vorher ganz im demagogischen Sinn mitgewirkt hatte, ging dahin über. Schiller gesellte sich zu ihm; beide wieder [wie oben Klopstock und Wieland] zweiseitige Männer der Mitte — der eine nämlich von den Bewegungsmännern und einer republicanischen Stätte ausgegangen, ging an einen Hof über, dem er sich vielfach hingab, der andere, einer Despotie entronnen, ging zum Volk über — (aber sein Weilen unter der Despotie war doch gewiß keine Verbindung mit derselben gewesen, so daß er noch erst zum Volk überzugehen brauchte!). Sie regten noch in den Xenien eine allgemeine Bewegung auf, aber dann richteten sie sich ganz auf eine anständige Wirksamkeit und strebten, nachdem sie sich Vossens, mit dem sie Anfangs wie ein Triumvirat dastanden, entledigt hatten, im friedlichen Consulat für Lessing's Werk, für die Bühne. Aber auch sie erfuhren Lessing's Schicksal. Die gemeine Popularität Kotzebues riß die Majorität der Bühnenwelt an sich. Schiller starb, und Goethe, obgleich ihn die Romantiker erst zum Imperator und Alleinherrscher erklären wollten, dankte doch gleichsam ab und isolirte sich immer

mehr, des poetischen Treibens müde. Nun suchten die Romantiker eine Restauration gegen die vulgare Menge durchzufechten, was denn der Vergleichung literarischer und politischer Begebenheiten so nahe liegt, daß Friedrich Schlegel in Wien sogar in politischer Beziehung vielfach als ein Werkzeug der Restauration erscheint. —

So weit dieser erleichternde Ueberblick über die Geschichte unserer neueren Literatur, den wir absichtlich so ausführlich wiedergegeben haben, weil er uns als höchst charakteristisch für die gesammte Anschauungsweise des Herrn Verf. erscheint. Zunächst — wer wird den Revolutionscharakter unserer Literatur im vorigen Jahrh. leugnen! wer, der gewohnt ist, die Weltbegebenheiten nicht auseinander zu reißen, die geschichtlichen Aeußerungen des allgemeinen Geistes — einmal in den verschiedenen Völkern, die überhaupt an der historischen Bewegung Theil haben, dann in den besondern Zweigen der Geistesthätigkeit jedes einzelnen Volks — nicht als isolirt, vielmehr als ein Ganzes, als einen Leib, eine Offenbarung jenes allgemeinen Geistes zu fassen; wer müßte, auch wenn er die deutsche Literatur des vor. Jahrh. gar nicht kennte, nicht von selbst, aus der bloßen Kenntniß der politischen Geschichte jener Zeit schließen und wissen, daß jene große Bewegung der Geister, die damals statt hatte, auch im Innern des deutschen Nationallebens ihre entsprechende Manifestation haben mußte, und wenn auch in noch so verschiedener Form, ja wenn selbst in Form der Reaction dagegen. Wie! zu einer Zeit, als kein Europäisches Volk lebte, das nicht die Regungen einer neuen Zeit bis in sein innerstes Mark empfand, als selbst abgestandene Nationalitäten, wie die jenseits der Pyrenäen, zu neuem Leben zu erwachen schienen, und aus ihrer Mitte Persönlichkeiten zu ihren Herrschern producirten, wie sie dort seit Jahrhunderten nicht gesehen waren, Männer wie Pombal und Campananes, die denn auch Jahrhunderte lang getragene Ketten zu brechen suchten, und trotz allem Anschein späterer Erfolglosigkeit auch wirklich gebrochen haben — damals, als in Frankreich die ungeheuerste Weltkrisis sich vorbereitete, als der geistige Kampf dort schon in vollem Brande war, als in Deutschland — um nur diesen einzigen, aber auch einzig schlagenden Namen zu nennen — Friedrich der Große König von Preußen war — damals hätte

die Literatur eines Volks, dessen Natur es ohnehin ist, seine tiefsten Geisteskämpfe mehr mit den drei Vorderfingern der rechten Hand, als mit der Faust auszukämpfen, nichts von dieser allgemeinen Bewegung in sich verspüren, hätte nicht den Revolutionscharakter an sich tragen sollen? und dies soll man bisher „kaum im Allgemeinen nur erkannt haben?" O gerade im Allgemeinen braucht kein Geist vom Himmel herzukommen, uns das zu künden! Freilich, so im Besondern, wie der Hr. Verf. uns jenen revolutionären Charakter ausführt, hat man ihn wohl nicht erkannt. Darin hat man ihn nicht gesucht, daß gegen die geistlichen und adelichen Poeten und gegen die weltlichen Gelehrten, die einer Verbindung mit Adel und Höfen sehnsüchtig nachstrebten, gerade von zwei Republiken aus reagiert ward (und was hat denn, beiläufig, dem Wesen nach republikanisch und revolutionär mit einander zu thun?) — überhaupt nicht in solchen pragmatischen Einzelnheiten, die der Hr. Verf. mit altkluger Weisheitsmiene hervorhebt — man hat ihn gesucht und begriffen aus dem Zusammenhang unserer Literatur mit der Weltgeschichte. Daher hatten wir in diesem allgemeinen Ueberblick unseres Verf. ein großes historisches Gemälde erwartet, die ganze Geschichte zum Hintergrund habend, von ihr getragen, nur aus ihr zu begreifen und zu verstehen, nicht ein solches genrehaftes Stillleben, das in gemüthlicher Abgeschlossenheit sich fortbewegt, das seinen Schwerpunkt so ganz in sich selbst trägt, als sei die Welt der Literatur nach Politik und Religion hin mit Brettern vernagelt. In diesem harmlosen Bilde unserer Literatur erklärt sich Alles hübsch aus sich selbst — unsere heutigen politisch-literarischen Freiheitsmänner und die revolutionäre Stimmung, „die wir, wie sich wohl zeigt, noch nicht erstickt haben," aus dem journalistischen Kampf und der literarischen Schreckenszeit in der Periode der Originalgenies — Himmel! als ob keine Unterjochung Deutschlands durch die Franzosen, keine Befreiungskriege, keine Karlsbader Beschlüsse, keine Julirevolution je in der Welt gewesen wären! Das ist nun Zusammenhang nachweisen und durch den Zusammenhang Nothwendigkeit! Und nicht genug, daß der Hr. Verf. selbst jenen Zusammenhang fast immer in kleinlichen, endlichen, unwesentlichen Beziehungen findet, auch den Männern, mit denen er zu thun hat, wird ein ähnliches pragmatisches Bewußtsein untergeschoben,

auch die sollen nicht aus der Idee heraus wirken, sondern immer bestimmte ärmliche Zwecke im Auge haben. Lessing wird in diesem Ueberblick förmlich als mit einer auf das Theater gerichteten fixen Idee behaftet dargestellt. „Er zerstörte alle die abgelebten poetischen Gattungen, die wie das Lehrgedicht nur Bedeutung für die obern Stände hatten und warf sich mit aller Macht seines colossalen Geistes auf die Bühne.“ Gut. Nun scheitern seine Pläne für ein Nationaltheater. „Er griff daher das ängstliche Christenthum und die Orthodoxie an, die der Dichtung und besonders dem Theater (das ist im Text gesperrt gedruckt) entgegen waren.“ Also nicht war Lessing der gewaltige Geist, der Nachfolger Luthers, der dessen unerschöpfliche Entdeckung, daß der Mensch sein eigener Priester ist und für ihn keine andere Autorität, als sein Geist, sein Denken, Glauben und Wissen, nun auch durch und durch in die Praxis überzuführen berufen war, mit mehr Klarheit und Bewußtsein über alle Consequenzen, als Luther selbst haben konnte, — nicht griff er das ängstliche Christenthum an, weil es als ängstliches, unfreies Christenthum sich selbst untreu geworden ist, nicht die Orthodoxie, weil sie in der Form und als Orthodoxie ein äußerlicher Druck für den Geist ist, sondern weil sie der Dichtung und besonders dem Theater entgegen waren. Kann man Lessing einen kleinlicheren Gesichtspunkt imputiren? — Doch müssen wir dem Herrn Verf. gleich die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß, wo er später im Laufe des Buchs Lessings Wirksamkeit weit und detaillirt behandelt, seine Auffassung dieses Geisteshelden im Ganzen eine großartigere und, was besonders wohlthut, innig liebevolle ist. Man fühlt seine Wärme, seine Verehrung und erquickt sich von Neuem an dieser edlen großen Gestalt. Nur wo er recht fein sein, recht tiefe „Winke aus der Binnenlehre historischer Weisheit geben,“ so recht con amore Zusammenhang und durch den Zusammenhang Nothwendigkeit nachweisen will, gewinnt dieser hohle Pragmatismus die Oberhand; — über dessen Hohlheit ihm aber zuweilen selbst ein Bewußtsein aufzudämmern scheint. Denn nachdem er den oben mitgetheilten erleichternden Ueberblick gegeben, fährt er fort: „Wem dieser Faden durch den labyrinthischen Gang unserer Literaturgeschichte nicht sicher genug scheint, dem lassen sich zahllose andere von einfacherem Gespinnste bieten.“ Man

sieht also, wir haben die Wahl unter den Nothwendigkeiten. Nun „empfiehlt sich besonders einer jener Fäden auch dem tiefern historischen Beobachter, weil er das Hauptsystem einer Revolutionszeit darlegt. Das nämlich, was einer solchen Umwälzungsperiode ihre intensive Fülle und dadurch ihren Reiz giebt, ist die erhöhte Thätigkeit im Volkskörper,", die alle sonst Jahrhunderte auseinanderliegende Kreise menschlicher Entwikkelung in kurzer Zeit durchlaufen läßt. Wie die Französische Revolution alle Staatsformen rasch durchging, so recapitulirt sie im vorigen Jahrh. bei uns die ganze Geschichte unserer vorigen Literatur ohne unser Wissen und Zuthun, durch die bloßen gleichmäßigen Bildungen, die der gleiche Volksgeist in verschiedenen Zeiten bedingte. So finden wir also die kirchlichen Dichtungen Heliand's und Ottfried's in der neueren Zeit durch Klopstock und Lavater, die in ähnlichen Gegenden ähnliche Werke liefern, vertreten. Wieland erscheint dann als Repräsentant der alexandrinisch mittelalterlichen Poesie, scheiternd am Drama und im Gedächtniß der Nation nur durch ein Epos erhalten, dessen Stoff aus jenen Zeiten entlehnt ist. „Lessing stellt in allen Theilen die Reformationszeit dar, die, wie er wieder that, zuerst auf das Drama führte, die den antiken Sinn weckte, die Wissenschaft neu belebte und die Religion läuterte, wie Lessing Luthern hart auf dem Fuße folgend gethan haben würde, wenn nicht der Mangel an religiösem Interesse und die politischen Ereignisse gehindert hätten." Hier haben wir nun schon, zwar wieder neben jener fixen Idee Lessings fürs Drama, eine Andeutung seiner großartigen umfassenden Wirksamkeit. Er würde die Religion geläutert haben, wenn nicht u. s. w. Aber er hat sie geläutert! war denn das nicht Läuterung der Religion, wenn er den Schutt und das Gestrüpp wegräumte, das ihren reinen Quell unzugänglich machte? wenn er in klarer und hoher Begeisterung als Kämpfer für Gedanken auftrat, wie Humanität, Toleranz, ursprüngliche Menschenwürde und Recht, die wahrlich doch nicht des religiösen Inhalts entbehren, und die gerade Lessing mit der tiefen, innigen Frömmigkeit umfaßte, die ihn so groß, so liebenswerth macht. Der Hr. Verf. sagt selbst später (S. 413), daß die heiter ernste Menschlichkeit in Lessings Nathan ein neuer Katechismus für alle Folgezeit geworden sei — und bei dem Wort Katechismus denkt er doch gewiß selbst an eine religiöse Wirksamkeit.

Wir haben uns bemüht, im Vorstehenden die ganze Weise des Verf., seinen allgemeinen Standpunkt unsern Lesern anschaulich zu machen. Wir müssen es wiederholen, den tiefen innern Zusammenhang, die wahrhafte geschichtliche Nothwendigkeit finden wir nicht nachgewiesen; überall, auch in jenem Ueberblick, einzelne scharfe Beobachtungen, ein Netz von einzelnen feinen Fäden, die die Theile äußerlich an einander binden, aber der Geist fehlt, diesem Gerippe Leben zu geben. Und so dankenswerth auch die Darlegung dieser zusammenhaltenden Bänder sein möchte, wenn sie aus der Anschauung des gesammten Lebens-Organismus heraus neu entdeckt wären — nun, da sie mit der Prätension auftreten, uns das Leben zu ersetzen, ja sich für das Leben selbst ausgeben, nun berühren sie uns unangenehm und geben uns nur um so entschiedner das Gefühl des mangelnden Lebens. Wir können aus dem ganzen Buche noch weitere Belege für jenen Pragmatismus beibringen, zeigen, wie der Verf. einzelne Personen und Gesammtzustände immer nur als daseiende, fertige hinstellt, sie nie in ihrem Gewordensein, als organische Producte ihrer Zeit auffaßt. So sagt er S. 95, nachdem er Gellert's schwächliche Persönlichkeit vortrefflich geschildert: „Wie Schade, daß dieser Mann so ohne Saft und Kraft war, der ein Volkslehrer ward, wie lange keiner! Wie hätte er wirken können, wenn etwas von jener Luther'schen Energie in ihm gewesen wäre! statt daß er nun eine schläfrige Tugend lehrte, der die höfliche Sitte neuen Werth zufügen sollte, Moralvorlesungen hielt in halb schöngeistiger und halb Kanzelrede, brieflichen Rath ertheilte an hysterische Frauenzimmer, denen die Clarissa im Kopf spukte." Hier möchte man nun fragen: war denn der Mann mit dem Namen Gellert, geboren da und da und dann und dann, war denn der prädestinirt, ein Volkslehrer zu werden? oder ward er es nicht vielmehr nur dadurch, wie lange keiner, daß eine solche schlaffe, saft- und kraftlose Persönlichkeit der Mattherzigkeit der ganzen Zeit entsprach, weil eben der ganzen Zeit eine clarissenmäßige Fadheit im Kopf spukte! So würde also jenes Wie Schade zu einem weitern Bedauern führen: Wie Schade, daß die ganze Zeit so ohne Saft und Kraft war; und auch da sollten wir uns nicht beim Bedauern aufhalten, sondern zu begreifen suchen, wie eben jene Saft- und Kraftlosigkeit der Zeit aus dem Verlauf

der deutschen Geschichte hervorging, wie aber in ihr die Keime eines höhern Aufschwungs schon lagen. Daß Gellert's geistliche Lieder in Kirche und Schule die älteren, tüchtigeren, kernigeren zum Theil verdrängten, erklärt der Verf. selbst, „weil sie so schön auf ein dürftiges Maas der Einsicht angepaßt waren." So war Gellert selbst auf ein dürftiges Maas von Kraft der Zeit angepaßt. — Ganz ähnlich äußert sich der Verf. S. 134 über Klopstock. Er spricht von der Frivolität eines bloßen Genußlebens, die damals in unsere Poesie einzubringen schien und fährt dann fort: „Sollte es nicht sehr heilsam gewesen sein, daß Klopstock die sinnlichen Gefühle seiner Liebe verließ und sich ganz der Andacht hingab, und diese zur dichtenden Kraft in sich machte? Würde er nicht mit seinem machtvollen Beispiele alle moralische Zügellosigkeit eröffnet haben, während er jetzt als Schützer der Moral dasteht." — Aber, müssen wir fragen, würde sein Beispiel nicht aufgehört haben, machtvoll zu sein, wenn die Zeit wirklich so sehr auf moralische Zügellosigkeit hingedrängt hätte? ach, davon war sie doch wohl weit entfernt, dafür war sie zu zahm — wie zahm, das zeigt am beßten eine Aeußerung Bodmer's, die der Hr. Verf. als merkwürdig anführt: „In einer nichts als witzigen Schrift denke und rede blos der Autor, nicht der Mensch! Die profane Sprache der Trinklieder u. dgl. rede der Poet, nicht der Mensch! Die Flasche, die Küsse, die Mädchen seien nichts wirkliches, nur Hirngespinnste, Schwindel, die der Poet ausspricht, der Mensch aber hat sie nicht mit den Augen gesehen, noch mit der Lippe gedrückt!" Und das sagt Bodmer gegen Dusch, als dieser in Lessing den Schriftsteller und Menschen für eins nahm. Ob er freilich in Bezug auf Lessing darin Recht hatte, das ist eine Sache für sich*).

Es thut uns leid, daß der Umfang des vorliegenden Buches und der uns zugemessene Raum uns nicht verstatten, die Ausführung im Einzelnen weiter zu begleiten, und nun auch die Lichtseiten des Buches hervorzuheben. Denn diese finden sich gerade in der Anordnung und Darstellung des Details, und besonders ist die Charakteristik einzelner

*) Noch ein anderes Beispiel für die Zahmheit der Zeit: Im J. 1768 noch ward Gellert aufgefordert, alles Anstößige in seinen Lustspielen zu tilgen, weil darin die Zärtlichkeit der Liebe zu einnehmend und schlüpfrig beschrieben sei. Ach armer Gellert! wie mag er untröstlich gewesen sein über einen solchen Vorwurf!

vorzüglich hervorragender Persönlichkeiten so scharf, so psychologisch fein, oft nicht ohne einen gewissen trockenen Humor, daß hier der Herr Verf. der Dankbarkeit Jedes seiner Leser sicher sein kann. Hier müssen wir aber auf das Buch selbst verweisen. Denn uns war es in Wahrheit nur darum zu thun, die gesammte historische Auffassungsweise des Verf. zu charakterisiren — die wir entschieden für unrichtig und verderblich halten, weil sie, um es kurz zu sagen, willkührlich ist, sich in bloßen Reflexionen hält, und den Geist nicht erkennt, vielmehr Zufälligkeiten für den belebenden Geist nimmt. Und das schien uns um so dringender nothwendig, je mehr der Hr. Verf. durch das Gewicht seines Namens, durch seinen Fleiß, seine Gelehrsamkeit, durch die Verehrung, die jeder wackere Mann mit Recht für ihn fühlt, zu unseren bedeutendsten Autoritäten in der Historik gehört. — Wir werden, indem wir nun eine kurze Uebersicht des Inhalts des Buches geben, noch einige Ausführungen des Hr. Verf. hervorheben und beleuchten, die uns jenes Urtheil über seinen Standpunkt am entschiedensten zu belegen scheinen.

Das Buch zerfällt in zwei Hauptabschnitte; der erste ist überschrieben: Regeneration der Poesie unter den Einflüssen der religiösen und weltlichen Moral und Kritik; der zweite: Umsturz der conventionellen Dichtung durch Verjüngung der Naturpoesie. Der erste geht von Gottsched bis Lessing, der zweite beginnt mit Herder und Goethe. Den Anfang des ersten Abschnittes macht die Erzählung des Kampfes der Leipziger Schule unter Gottsched mit den Schweizern. Hiebei halten wir uns nicht auf. Das ganze ästhetische Bewußtsein unserer Zeit ist der drückenden Enge der Lebens- und Kunstanschauung, die sich in jenen Kämpfen ausspricht, zu weit entwachsen, als daß wir mehr als ein lediglich historisches Interesse daran nehmen könnten; unsere Zeit fühlt nicht mehr Blut von ihrem Blut und Geist von ihrem Geist in jenen Formen der Anschauung, und nur wo das der Fall ist, ist ein wahrhaftes geistiges Interesse möglich. Merkwürdig war uns vielmehr, wie der Hr. Verf. auch hier wieder Zusammenhang nachweist, und wie er „die neue literarische Befruchtung der Schweiz, einer Provinz, die seit der Reformation und besonders seit der Exemption vom Reichsverbande fast ganz aus der deutschen Literatur verschwunden war," pragmatisch erklärt. Er läßt von der deutschen

Gesellschaft in Leipzig, dem einzigen Rest der literarischen Corporationen des 17. Jahrh. eine förmliche Colonisation nach den verschiedenen Gegenden Deutschlands ausgehen, indem sie die Stiftung ähnlicher Gesellschaften in den Hauptorten Deutschlands veranlaßt, unter andern dann auch in der Schweiz, in Bern und in Basel. (Zuweilen geschieht eine solche Colonisation auch durch die einfache Uebersiedelung einzelner Poeten, wie z. B. Neukirch, der von Berlin und Schlesien nach Anspach überging, dort befruchtet — „und daß dort dieser Same nicht verloren war, zeigen nachher Kronegk und Uz"). — „Wenn wir aber bei dieser pragmatischen Erklärung des erneuerten Antheils der Schweiz nicht stehen bleiben wollen, so läßt er sich auch ohne Schwierigkeit tiefer herleiten." Die Schweiz nämlich, schon nach ihrer geographischen Lage eine ebenso natürliche Vermittlerin der neuen Einflüsse von Frankreich und England her, als Hamburg, bietet überhaupt einen auffallenden Parallelismus mit nord- und niederdeutschen Erscheinungen, der sich nur durch die ähnliche Isolirung vom deutschen Reichskörper, durch die eigenthümlichen ob zwar ganz verschiedenen Lebenserwerbweisen (!) und die enge Grenzberührung mit auswärtigen Völkern erklären läßt." Die Schweiz und die Niederlande sind geographisch durch den Rhein, geschichtlich in den burgundischen Reichen, poetisch in den Nibelungensagen, dann in der Ablösung vom Reich, im Republicanismus hier und dort, in der Aehnlichkeit der Schweizerischen und Dithmarsischen Freiheitskriege, des Tschudy und Neocorus — mit einander verbunden. In die Geschichte der deutschen Poesie verzweigen sich beide Gegenden immer nur in den hervorragenden Glanzperioden, so z. B. in der Reformationszeit, wo der Rotterdamer Erasmus in Basel die Verbindung persönlich bezeichnet (vermuthlich hat er colonisirt). Nun ist es klar, daß gegen die Mitte des vorigen Jahrh. in Niederdeutschland ein neues geistiges Leben erwachte, wobei nur an die Namen Brockes und Hagedorn, Liscov, Klopstock, Voß und Campe erinnert werden darf — ergo muß auch in der Schweiz ein neues geistiges Leben erwachen, q. e. d., wo sich denn als jenen Namen entsprechend die Haller, Drollinger, Bodmer, Lavater, Usteri und Pestalozzi nennen lassen. — Das war nun die tiefere Herleitung gegen jene pragmatische. —

Als besondere Charakteristik der Schweizer Literatur wird nun ihre specielle Richtung auf das Religiöse angeführt, und diese wird erklärt, „weil, wo die Staatsformen stricter sind, wie in der Schweiz und in England," auch die Religion zum starren Gesetz wird, das aufrecht erhalten werden muß als ein Hauptglied im politischen Organismus. „Weiter erklärt sich dann dieser vorzugsweise religiöse Charakter der Schweizer Literatur dadurch, daß, wie bei allen vorzugsweise politischen Nationen, den Römern und Engländern z. B., jedesmal ihre Hauptperioden in solche Ruhezeiten fielen, wo sich die Nation nach Erschöpfung in politischer Thätigkeit zur geistigen zurückzog" (? — die politische Thätigkeit ist also eine ungeistige). So verhielt es sich damals in der Schweiz, wo die mannichfachen Kämpfe der katholischen und protestantischen Orte im 17. Jahrh. gerade vor dem Beginn der neuen Literaturepoche durch einen Landfrieden „anfingen beendigt zu werden." Daher machte besonders die neue Englische Literatur, die auch ihrerseits auf die große politische Erschöpfung der Revolution folgte und ebenfalls den Charakter der Weichheit und Religiosität annahm, in der Schweiz so große Wirkung; daher ward Milton der Liebling der Schweizer, „der nach einer republicanisch-politischen Thätigkeit, nachdem er die Welt durchlebt und durchhandelt hatte, durch Blindheit und gleichsam also" (im Buch selbst gesperrt gedruckt) „durch Nöthigung der Lebensorgane zur religiösen Beschaulichkeit überging." Keine Stelle im ganzen Buch hat uns unangenehmer berührt, als diese, in die vermuthlich einer „der mislichen Winke aus der Binnenlehre historischer Weisheit" niedergelegt ist. Wie klein ist hier Milton aufgefaßt! Zunächst liegt schon darin ein Grundirrthum, daß Milton hier mit der allerdings matten und kraftlosen Restaurationspoesie der Engländer, die wir von der Restauration an durch Dryden, Addisson, Pope, Johnson, Thomson &c. hindurch bis zu Byron's Anfängen ausdehnen, zusammengeworfen wird. Freilich ließ er sein großes Gedicht der Zeit nach *nach* der Restauration aufschreiben, aber wahrlich es lebte und webte schon in ihm, als er noch als Schreiber an Cromwells Hofe lebte. Es giebt kein entschiedeneres, sprechenderes Product der protestantischen, independenten, energisch-religiösen Idee, aus der die Englische Revolution hervorging, als Milton's Gedicht,

und wenn der Hr. Verf. an einer andern Stelle (S. 147.) von ihm sagt: „Der strenge, gereizte Puritaner konnte nicht das Wort und den Geist der Barmherzigkeit, der Versöhnung, der Toleranz fassen" — so mag das wahr sein in dem Sinne, wie der Hr. Verf. diese Begriffe auffaßt, von welcher Auffassung heraus er denn vielfach in seinem Buche den specifisch-christlichen Begriff Gnade für gleichbedeutend mit Nachsicht hält — aber in Wahrheit mag es nicht viel Menschen gegeben haben, die das, was man sonst in religiös-christlichem Sinne unter Gnade, Versöhnung, Freiheit versteht, so tief in sich lebendig hatten, wie Milton und überhaupt jene Helden der Englischen Revolution. Daß sich jene Begriffe in ihnen zur Unduldsamkeit, zum Fanatismus steigerten, damit zahlten sie ihren Tribut an ihre Zeit, die die Entdeckung der Toleranz noch nicht gemacht hatte. Wir haben alle Ursache, uns glücklich zu preisen, daß wir darin weiter sind als sie, alle Ursache zu kämpfen, daß uns die praktische Anwendung jener Entdeckung nicht verkümmert werde — aber darum wollen wir jenen Männern nicht Unrecht thun, wollen wir uns vielmehr bemühen, den Wurzelpunkt des Wahren, aus dem auch ihre Verirrungen stammen, zu begreifen — und wollen vor allen Dingen einen großen Mann, wie Milton, einen großen Dichter überhaupt, auch groß auffassen, ohne solche unsäglich philisterhaften Einfälle, als sei er durch Blindheit und „gleichsam also" durch Nöthigung der Lebensorgane zum Dichter geworden.

Doch wir kehren zurück zu dem angeblichen Parallelismus der Englischen und der Schweizerischen Literatur. Freilich ist es wahr, daß die Engländer in der großen Erschöpfung durch die Revolution sich vorzüglich auf die schöne Literatur warfen, aber das war keine „geistige Thätigkeit" mehr, wie der Hr. Verf. sie nennt, sondern bei allem Respect vor den gescheidten, witzigen, eleganten, auch höchst moralischen Häuptern jener Literatur, eine geistlose; — auch geistreiche, wenn man will, wie denn überhaupt das „geistreich," womit man im gemeinen Sprachgebrauch eine ganze Welt- und Lebensanschauung zu bezeichnen pflegt, in der Regel ziemlich gleichbedeutend ist mit geistlos, d. h. vom rechten, inhaltvollen, substantiellen Geist verlassen. Bei den Engländern war jene Restaurationsliteratur ein matter, immer matter werdender Nachhall

ihrer großen Zeit; auch ist es falsch, daß die größten poetischen Werke der Engländer in politisch ruhiger Zeit producirt seien. Shakespeare und die Literatur, die sich um ihn gruppirt, gehört Elisabeths Zeit an, ja jener dichtete und schrieb Percy's „Katechismus des Handelns," den der Hr. Verf. am Schluß der Zueignung anführt, ein paar Jahre nach Maria Stuarts Enthauptung, nach der Besiegung der Spanischen Armada, zu einer Zeit, als England fortwährend Theil nahm am Kriege mit Flandern, in Irland Rebellionen unterdrückte, täglich einen neuen Angriff von Spanien her erwartete, als seine Kaper alle Meere unsicher machten — zu einer Zeit mit einem Wort, deren rastloses, bewegtes Leben Shakespeare im Sinn hatte, als er jenen herrlichen Chorus zum zweiten Act Heinrich V. schrieb. War die Zeit politisch schlaff, abgespannt? Milton's haben wir schon erwähnt — und die neueste Literatur der Engländer, fällt nicht ihre höchste Blüthe zusammen mit der grandiosen Spannung aller Kräfte der Nation im Kampf gegen Frankreich? Das ließe sich bei allen politisch großen Nationen, deren Literatur überhaupt der Rede werth ist (denn die Römer besitzen gar keine nationale Literatur), nachweisen, daß ihre poetische Glanzperiode zusammenfällt mit ihrer politischen Größe; wir erinnern nur an die Griechische Literatur von den Perserkriegen bis zum Schluß des Peloponnesischen, an die Französische unter Louis XIV. Wie sollte es auch anders sein! Wenn der Nationalgeist in seiner höchsten Fülle strotzt, dann muß er ja in alle Wurzeln zugleich befruchtendes Leben strömen, aus allen Zweigen Keime hervortreiben. — So ist denn jene Analogie der gleichzeitigen Schweizer und Englischen Literatur durch und durch eine äußerliche, scheinbare. So matt, so trocken, so dürftig und bornirt die Anfänge der neuen Schweizer Literatur, eben so wie der deutschen, auch sein mögen, so haben sie doch das wesentlich Verschiedene gegen die damalige Englische, daß sie die Keime, die Triebe und Sprossen eines neuen erwachenden Geisteslebens sind, jene Englische Literatur aber das matte Ausleben einer endenden Epoche. Jene Zusammenstellung ist etwa eben so, als wollte man die pietistischen Conventikel unserer Tage, diese letzten Regungen einer absterbenden Form der Auffassung des Christenthums, verglichen mit den geheimen, gefahrumdrohten Zusammenkünften der

ersten Christengemeinden unter der Römerherrschaft, die die Römer etwa auch Conventikel genannt haben.

Nach der Darstellung jener unerquicklichen Kämpfe Gottscheds mit den Schweizern folgt nun ein Abschnitt, überschrieben: die Verfasser der Bremer Beiträge; und wenn uns schon bei einzelnen Namen aus jener Periode, wie bei Hagedorn, Liscov, ein frischerer, freierer Hauch anwehte, so noch mehr bei diesen Männern, die voll jugendlich warmer Freundschaft, voll ernster Begeisterung gegen den wüsten Lärm jenes Gezänks in ihren Bremer Beiträgen der Freundschaft und dem heitern Lebensgenuß ein Asyl zu gründen bemüht sind. Gellert, der gute Gellert, schloß sich an sie an. Hier verweisen wir unsere Leser auf das Buch selbst, Gellert ist von S. 92 an vortrefflich charakterisirt, gewiß mit großem psychologischen Scharfblick und mit jenem Humor, der sich unwillkürlich erzeugt, sobald man irgend einer Erscheinung vollkommen Herr ist — wie denn überhaupt das die Glanzpuncte des Buches sind, wo des Verfassers psychologisches Sichhineindenken in eine fremde Individualität ausreicht. Das ist bei Gellert vollkommen der Fall; weniger schon bei Klopstock, dessen Name an der Spitze des folgenden Abschnittes steht. Hier nimmt die Darstellung des Hrn. Verf. einen höheren Schwung, er erkennt, daß mit Klopstock die neue Zeit, die Wiedergeburt unserer Literatur beginnt, und mit warmem Herzen begrüßt er ihn als den Verkünder dieser neuen Zeit — aber den Haupt- und Angelpunct, auf dem sich Klopstocks ganze Bedeutung für unsere Literatur dreht, hat er zwar berührt, aber, dünkt uns, nicht genug als Mittelpunct hervorgehoben. Das ist das unermeßliche Verdienst Klopstocks, daß er die Poesie, den höchsten Ausdruck des Nationalbewußtseins, von ihrer Hingegebenheit an bloße Privatinteressen und Gefühle, höchstens an eine dürftige subjective Moral, frei machte, und sie zur prophetischen Verkünderin der höchsten, allgemeinen, sittlichen Gedanken und Gefühle erhob. Die Töne, bei denen das ganze Herz unserer Gegenwart zittert, Vaterland, Freiheit, er hat sie zuerst angeschlagen! — Wir meinen nicht, daß er dies Alles mit Bewußtsein, mit Reflexion that; die Zeit drängte darauf hin, sie verlangte es, und er war der Mann, der dies Verlangen, diese Sehnsucht in That umsetzte. Aber jene Erfüllung der Poesie mit den

höchsten, allgemeinen Interessen war nicht möglich, ohne daß er sie zugleich auch auf dem Felde, auf dem sie bisher einzig sich bewegt hatte, erst wahrhaft befreite. So hängt er mit den Dichtern der Bremer Beiträge zusammen, er besingt, wie sie, den Wein, den Frohsinn, Liebe und Freundschaft, aber nicht mehr so, daß, um mit Bodmer zu reden, „der Mensch nichts davon weiß, was der Poet redet, und die Flaschen nicht mit Augen gesehen, noch die Lippen gedrückt hat, die er besingt," nicht mehr so, daß er die Poesie als ein Spiel, als einen angenehmen Luxus, als eine vornehmere, elegantere Form für seine Einfälle betrachtet, sondern indem er sie als innerste Herzensangelegenheit, als eine Sache heiliger Begeisterung auffaßt. Ob er die Flaschen gesehen, und die Lippen gedrückt hat, die er besingt, das gilt gleich, aber er hat sie empfunden, so tief und innig in seinen Geist aufgenommen, daß er eine Seite seines eignen Selbst herauskehrt, indem er sie besingt. Und das ist es, was der Herr Verf. das pathologische Element in Klopstocks Poesie nennt, und wovon er sagt (S. 133): „Er verlangte des Dichters Herz voll Empfindung, und wie sehr ihm selbst dies Beherrschtsein vom Gefühl und dieser erdrückende Ernst bei seiner Arbeit geschadet habe, geben sogar seine größten Verehrer zu," u. s. w. Freilich, wo sich das pathologische Element so steigert, wo ein „Beherrschtsein vom Gefühl" eintritt, da ist es mit der Kunst vorbei, da hören wir Naturlaute — allein dies war am wenigsten Klopstock's Fehler, viel eher das gerade Gegentheil. Es herrscht ein wunderbarer Widerspruch im Geiste dieses Mannes, seine Empfindungen, seine Gefühle sind von höchster Intensität, er ist von ihnen erfüllt, ist begeistert, aber doch fehlt ihm die geniale Kraft des Produzirens, er ist nicht im Stande, das tief Empfundene nun auch frisch und unmittelbar aus sich heraustönen zu lassen. Er spricht seine Empfindung nie direct aus, seine ganze Lyrik ist vielmehr nichts als Reflexion über seine Empfindung. Und dies Reflexionselement drängt sich allenthalben bei ihm vor, er kann sich nie davon losmachen. Wenn der Messias von Händel ihn entzückt, so kann er das nicht besser sagen, als indem er seitwärts nach den Engländern sieht und ausruft: „So etwas haben sie doch nicht; das hebt uns über sie!" Eben so, wenn er seine Begeisterung für deutsche Poesie, seine Hoffnun-

gen von ihr besingen will, so ruft er die englische Poesie zu Hülfe und vergleicht beide (in der Ode: die beiden Musen, die der Herr Verf. eine schöne nennt) — ja, noch mehr, sein Ich, sein Selbst giebt sich auch in seiner höchsten Begeisterung nie auf an sein Object, an allem Großen, allem Sittlichen muß er sein Ich noch durchfühlen; seine Vaterlandsliebe spitzt sich zu zu der Sehnsucht, dem Vaterlande sein Leben zu opfern; nach einem Jahrhundert wird Deutschland frei sein, prophezeit er, „denn auch ihm ist der Blick hell für die Zukunft!" Dann ist er wieder besonders deshalb stolz auf die deutsche Poesie, weil sie sich ohne Mäcene emporgeschwungen, also wieder nicht auf ihr Wesen, sondern auf etwas rein Aeußerliches — ja dies ewige Reflectiren auf sich, über seine Nächte, denen der Ehrgeiz den Schlaf nahm, über seine Bestimmung, das Lied von Gott zu singen, und gleich daneben dies hochtönende Feiern seines Lieblingsvergnügens, des Schlittschuhlaufens — das Alles erscheint fast als ein eitles Schönthun mit sich selbst. Und wenn der Herr Verf. sagt, in seinen spätern Jahren und Bestrebungen erscheine Klopstock „zur Carricatur entartet," so dünkt uns, daß er den Ansatz dazu von Anfang an sehr stark in sich hatte. —

Doch wir müssen abbrechen; es würde ein neues Buch entstehen, wenn wir die Arbeit des Herrn Verf. in der bisherigen Weise bis zum Schluß begleiten wollten. Und wozu sollte das auch dienen? das, worauf uns es ankam, den historischen Standpunct des Herrn Verf. zu charakterisiren, und unsere Auffassung desselben mit Beweisstellen aus seinem Werke zu belegen, dafür ist genug geschehen. Wir würden auch im Folgenden immer nur dasselbe zu sagen haben, nur in anderer Anwendung und mit andern Worten. Den Reichthum an Details haben wir schon gerühmt, und von diesem Gesichtspunct aus zur Belehrung über Einzelnheiten das Buch unsern Lesern empfohlen. —

Zum Schluß noch einige Worte über die Zueignung an Dahlmann, in welcher der Herr Verf. gleich von vornherein seine ganze stückweise Weltanschauung, wir möchten sagen, wie auf einem Präsentirteller uns entgegenträgt. Nach einigen der bekannten Redensarten über unsere neueste schöne Literatur, von der er sagt, „sie sei ein stagnirender Sumpf

geworden, von so giftigen Bestandtheilen gefüllt, daß man Orkane von außen hinein wünschen muß," (Orkane von außen? das soll wohl die Polizei bedeuten?) heißt es: „Unsere Dichtung hat ihre Zeit gehabt; und wenn nicht das deutsche Leben still stehen soll, so müssen wir die Talente, die nun kein Ziel haben, auf die wirkliche Welt und den Staat lenken, wo in neue Materie neuer Geist zu gießen ist." Wenn wir das in eine andere bei der Charakteristik der Schweizer Literatur vom Herrn Verf. gebrauchte, und von uns schon angeführte Phraseologie übertragen, so heißt das, die Nation soll sich nach Erschöpfung in geistiger Thätigkeit zur politischen zurückziehen oder respective dazu vorschreiten. Dann heißt es weiter: „Die inneren Nöthigungen unserer Zustände rathen uns an, uns fürderhin mit dem Genusse unserer alten Poesien zu begnügen, die ermattete Productionskraft auf einen andern Boden zu verpflanzen, wo sie neue Nahrung findet, und wenn wir das Alterworbene in der Literatur nicht mit dem Neuzuerwerbenden im Staate zugleich verbinden können, lieber jenes aufzugeben als dieses." Das heißt, wenn wir es recht verstehen, der Verf. muthet der Nation nicht allein zu, auf eigenes poetisches Produziren zu verzichten, sondern im Nothfall auch das Alterworbene, d. h. doch wohl ihre schon produzirte Poesie, aufzugeben. O Kaliph Omar, literar-historischen Andenkens, du hast uns das wirksamste Mittel gelehrt, der Nation dies Aufgeben zu erleichtern. — Aber im Ernst — was ist hiernach dem Hrn. Verf. die Poesie? offenbar nichts als ein eitles, inhaltloses Spiel, das man aufgeben muß, sobald eine ernste Thätigkeit uns in Anspruch nimmt, allenfalls zuweilen auch noch ein ganz brauchbares Mittel für practische Zwecke, ein Hebel in der geschichtlichen Entwicklung, denn die Poesie hat uns ja „aus jener steifen, starren, stumpfen Welt der Empfindungslosigkeit im 17. und 18. Jahrh." mit siegender Gewalt gerettet. Nun ist aber ihre Zeit vorbei, denn „im Flusse des Lebens, wo Nichts ewigen Bestand hat, sind dies Alles" (nämlich Lieben, Dichten, Singen) „nur Kräfte neben andern Kräften, um nichts größer in sich als diese, und sie müssen diesen weichen, wenn Zeit und Schicksal diese andern wachsen lassen." Diese andern? das Handeln, das politische Handeln. — Und so wäre denn das vorliegende Werk gleichsam

das Resumé, der Abschluß der poetischen Periode unseres Volkes. Freilich, mit der Poesie hat es abgeschlossen! —

O laßt nur die Nation ihr politisches Handeln beginnen, die Poesie wird nicht zurückbleiben, den Inhalt desselben in sich aufzunehmen und ihn verklärt, geläutert aus sich wiederzugebären. Laßt nur „den Mann von rein handelnder Natur“ unter uns aufstehen, die Poesie wird sein „göttliches Abbild“ schon zurückstrahlen! sie wird auch jenen Uebermuth der Thatkraft, wie er sich in Heißsporns Katechismus des Handelns ausspricht, in seiner Wahrheit fassen, und in dem seligen Bewußtsein ihrer Unantastbarkeit lächelnd wiedergeben:

„Dichten? ich wär' ein Kätzlein lieber und schrie Miau,
als einer von den Versballadenkrämern.“ —

X.

Ueberlieferungen und Umrisse aus den Tagen Napoleons.

Von

Helmine von Chezy.

5. Friedrich von Schlegel's letzte Lebensjahre.

Es war im November 1804, als Friedrich Schlegel von einer Reise nach Coppet sich wieder nach Paris begab. Er schien unzufrieden und gebeugt, aus seinen Reden blickte Ueberdruß seiner Lage, er war mit neuen Entwürfen, sein Fortkommen in Paris zu begründen, beschäftigt, obwohl ihm nur eben eine Stelle in Cöln zugesichert worden, die allerdings seinen Wünschen nicht entsprach. In Stunden, wo er seines Mißmuths Herr werden konnte, zeigte er sich ganz der Frühere, dennoch war seine Lustigkeit, ehemals so leicht beweglich, nun ein Tanz mit Fußfesseln, die man klirren hörte. 1802—1804 war er mir einklanglos, und in seinem Wesen die entschiedensten Gegensätze offenbarend, erschienen; weich, wie ein Kind, und schroff, wie ein Gigant, hinwogend im Aether, wie der jugendliche Aar, leuchtende Fluten durchfurchend, wie der prächtige Schwan, und dann wieder am Boden haftend, lüstern nach irdischen Genüssen, doch wohl vielleicht nur, um diese zu prüfen, aus zu kosten, zur Poesie zu erheben? Wahrscheinlich lag System in seinen

Varnhagen in hohe Ehren genommen; sie hat wirklich manche Züge mit der Kleinen*) gemein, nur ist sie viel ruhiger und stiller" — war äußerlich Dorotheen, auch im Bezeigen unähnlich, sie hatte alle Formen einer wohlerzogenen Hofdame. Sie war weiß und roth, ihr Haar goldbraun, Geist strahlte mild aus ihren großen blauen Augen, ihre Züge trugen nicht das Orientalische Gepräge, sie waren vielmehr Celtisch, sie war klein und ebenmäßig von Wuchs, die bescheidene Zierlichkeit ihres Anzugs erfreute den Blick, und verrieth auch nicht die geringste Anmaßung, so war ihr ganzes Wesen erfreuend, wohlthuend, würdig, gehalten, doch ohne Zwang. Mit der wahrsten Freude am Schönen verband sie die gewinnende äußere Ruhe und Sinnigkeit des Bezeigens ihrer Empfindung, die ein Lob, eine Freundlichkeit mit Aechtheit stempelt, indeß Einem die Brausepulver-Explosion des Hyper-Enthusiasmus zweideutig und zuwider wird. Dorothea hatte nicht minder feines Schicklichkeitsgefühl und Würde im Bezeigen, sie war nur ein wärmer kolorirtes Gemälde, aber beide von Meisterhand. Henriette Mendelsohns Leben war eine Kette stiller Wohlthätigkeit, geheimer, schwerer Aufopferungen, ernster, wohlbedachter Schritte zu musterhafter Vollkommenheit, ein rastloses Streben, jede Würde des äußeren Bezeigens und der Verhältnisse mit dieser in Einklang, und den äußern Frieden mit der Ruhe des Bewußtseins zugleich zu erhalten. Nicht immer verhehlte sie dem Mitgefühl den heißen Seufzer des Ringenden, nicht immer war ihr Kampf schmerzlos noch leicht, aber stets war er treu. Von den Freunden, die noch leben, werden sich Oehlenschläger, Therese v. Winkel, Olivier, Hammer von Purgstall u. A. wenn diese Blätter zu ihnen gelangen, nicht ohne Wehmuth erinnern, wie Sie gleichsam der Schlußring mit einem sinnbildlichen Kleinod unsrer Kreise war, und wie Alles zuerst auf Sie hinblickte, wenn eben beim Vorlesen Oehlenschlägers eine schöne Stelle Alle mit Entzücken durchbebte. —

Henriette Mendelsohn hatte anfangs wenig Nachsicht für die Absprünge in Friedrich von Schlegels äußerm Bezeigen. Späterhin mögen

*) Nämlich mit Rahel, die man in ihren Kreisen gern vorzugsweise die Kleine, auch um sie von Gleichnamigen zu unterscheiden: die Porzellan-Levis nannte.

sich beide verständigt haben, ich sah seit 14. September 1810 die Liebenswürdige nicht wieder, schrieb ihr selten, theils von meiner Trägheit zum Briefschreiben abgehalten, behielt sie aber warm und treu im Herzen, und zog stets, wo es anging, Nachrichten von ihr ein, weiß auch, daß sie es eben so machte. Sie fühlte zart genug, um auch die stumme Beredsamkeit des Schweigens meiner Liebe zu verstehn. — Eine geistreiche Französin sagte einmal zu mir, als ich Blumen in ihrem Salon vermißte: Vous ne savez donc pas qu'il faut-être bien heureuse pour avoir des fleurs? Es geht mir eben so, denn Briefe an geliebte Wesen sind auch Blumen, und sehr frei vom Druck muß man sich fühlen, wenn man Blumen um sich her pflegen und hegen mag. Als ich Henriette Mendelsohn kannte, schien sie nicht geneigt, die Religion ihrer Väter aufzugeben und war vor Allem abhold der katholicisirenden mystischen Tendenz der deutschen neuen Schule. Dieser war von Anbeginn die Römische Kirche Hebel aller Bestrebungen, Glanzpunkt aller Feier poetischer Weihe gewesen, wozu Goethe selbst (so bitter des Heidenthums angeklagt!) die erste gewaltige Anregung gab. Vor dem Zürnen seines Genius entwich der breiweiche Geist süßlicher Verflachung, blendender Glanz warf seine Fackel auf die Herrlichkeit der Trümmer versunkener Tage, deutscher Geist, deutscher Fleiß, deutsche Kraft, deutsche, große Namen lebten wieder auf bei seinen Klängen, denn das deutsche Herz fühlte sich wieder. — Doch Mehr und Anderes wollte Goethe nicht. Dorothea sagte mir Manches von diesen Dingen, ließ es sich auch nicht nehmen, daß Goethe den Zauberlehrling gegen die zwei Schlegel gedichtet habe. Man kennt auch noch das Sonett von Ihm in der Jenaer Literaturzeitung 1804 oder 1805, welches mit den Worten schließt:

Und die noch nicht den Löffel können halten,
Sie legen doch getrost ihr täglich Ei,
Und beten an das hohe Wunderkreuz,
Das aufgerichtet, aller Welt zum Kreuz!

Goethe indeß durch eine Wiedererweckung des guten Geistes großer Tage, die so viel böse Geister mit aus dem Schlummer befreite, wurde Anlaß zu Verwirrung der Richtungen. Schiller ist nicht minder durch die Maria Stuart, Ludwig Tieck durch die Genovefa, den Zerbino,

Sternbalds Wanderungen; so auch Wackenroder, Novalis, Rostorf, und der ganze Schwarm ihrer Nachlaller, August Wilhelm v. Schlegel durch die Andacht zum Kreuze nach Calderon, seine Dichtung: der Bund der Kirche mit den Künsten, seine Legenden. Die Fundgrube der Legende aber hatte der unsterbliche Herder zuerst angerührt, nicht ahnend, welche heimtückische Gewalten den Schacht bewohnten, dessen reinstes und edelstes Geäder sein Genius zu Tage förderte! Herder wählte nur die rein menschlich wirksamen Legenden, und ließ das Wunder darin als holden, warmen Farbenstrahl spielen, als Sinnbild walten. Man ist seitdem auf den Holzweg gerathen.

Friedrich von Schlegel besuchte Paris im Jahre 1807 wieder, sein Bruder kam mit ihm dahin, nicht lang verweilten Beide, und kehrten 1809 wieder nach Paris zurück. Friedrich schien heiter. Ich sah ihn nun 14 Jahre lang nicht wieder. 1823, als wir wegen der Kränklichkeit meines ältesten Sohnes, dem der verdienstvolle Dr. Kranichfeld die Schwefelbäder in Baden bei Wien verordnet, dorthin mußten, war mein Erstes, Schlegels aufzusuchen. Welche Veränderung! Er war auf das Schleunigste ergraut, aufgedunsen und gealtert, nur durch Zwischenpausen, aber auch dann in der früheren Kraft, blitzte der Geist — der Genius hervor. Damals beschäftigte ihn der Magnetismus, und er hatte, wie andere unserer werthen Freunde in Wien, und noch sonst wo, von der gröbsten Betrügerei bei Somnambülen-Comödien sich täuschen lassen; mit welcher Erwähnung ich weder die ächten Erscheinungen dieser Art, noch den Magnetismus überhaupt angreifen will, denn ich halte das, was bis jetzt davon wirklich entdeckt worden ist, für den wichtigsten Fortschritt unsrer Tage.

Ich blieb damals nur kurze Zeit in Wien, mit der ausgemachtesten Unkunde aller dortigen Zustände war ich hingekommen. Weil immer über ausgezeichnete Menschen gelogen wird, hatte ich auf vieles Geschwätz über Fr. v. Schlegel kaum hingehört. Noch schien so kurzsichtigem Blick, wie dem Meinigen, das sichtbar bewegte Regen der ultramontanischen Parthei, das in Dresden schon auffallend um sich griff, in ihrem Anwachsen, im geräuschvoll häufigen Convertiren, im Auftauchen krassen Unsinns, durch Magnetiseurs, Somnambülen u. s. w. nicht gefährlich, und keine Ahnung hatte ich vom innern, nur den Häuptern

bekannten Zusammenhang der Römlinge mit Fanatikern, Mystikern, Pietisten und Sektirern aller Art, der hoffentlich bald klar zu Tage liegen wird.

Obwohl in Wien die Liguorianer tiefe Wurzeln geschlagen, die überhaupt in Oestreich von den H. H. Job, Pfrindt, Ziegler, von den Fürstbischöffen von Gurk, Laybach u. a. begünstigt werden, ist der Wiener Volksschlag im Kern gesund geblieben, wovon unter anderm unzählige Anekdoten und Wortspiele zeugen. Kaiser Josephs Statue wurde begossen, um vom Staub gereinigt zu werden. „Was schütten's denn den Kaiser an?“ Antwort: „Es wird ihm nicht gut, weil er wieder Jesuiten sieht!“ — Ein Schlosserbub begegnet einem Liguorianer. „O! was hat der für einen großen Hut auf!“ Wart nur, mein Sohn, wir kriegen noch ganz andre Hüte, die werden die ganze Welt bedecken! — „O! ruft der Bub, da wirds aber finster werden!“ Daß es finster in Wien geworden, seit ich es nicht mehr gesehn, glaub' ich nicht. Mir sind die Oestreicher, als frische Naturen werth, und ich hoffe für sie den bleibenden Sieg der gesunden Vernunft, so viel Unfug auch bei ihnen geschehen. Kein Mensch mehr hegt den Türkenglauben, daß die Wiener geistig zurück sind. Geschrieben, nämlich gedruckt, kann zwar in Oestreich das, was den Geistesfortschritt befördern und Zeitverhältnisse aufklären soll, nur unter gewissen Bedingungen und in gewissen Schranken werden, aber gelesen wird Alles, was im Ausland erscheint, und desto eifriger, was verboten ist! Was den Oestreicher vor wirklicher Verfinstrung und ihrem Unheil bewahren muß, ist seine angeborne, ächte Gemüthlichkeit und Gutmüthigkeit, die sich nur bei recht abgefeimten Schurken verläugnet, aber den Kern der Nation gesund erhält, die wird ihm immer ein Licht anzünden. Als ich nach Wien kam, lagen solche Betrachtungen und Vergleichungspunkte außerhalb meines Gesichtskreises. Ich hatte wegen der Gesundheit meiner Kinder lange auf dem Lande gelebt, und erst kürzlich meine Vaterstadt nach mehrern Monaten dortigen Aufenthalts verlassen, und trat nun in eine neue, geräuschvolle Welt süddeutscher Art, voll Heiterkeit und Bewegung, Großheit, Fülle und Glanz. Die anmuthigen Kreise, in denen frühere Verhältnisse mich einheimisch machten, bestanden zumeist aus guten Bekannten von Schle-

gels, die besonders Dorotheen sehr ergeben waren, und Alles, was Schlegels religiöse Ansichten betraf, auf sich beruhen ließen, denn Milde und Nachsicht liegt im Charakter der Wiener, und gern lassen sie jeden bei seiner Weise. Schlegels näherer Umgang bestand aus Personen, von denen die Meisten sehr eingezogen lebten, und mehrere zur katholischen Religion übergetreten waren: die Familie von Pilat, Fr. Auguste v. Mengershausen, Baron Klinkowström, Posessor Moller und seine Gattin, Herr und Frau Primisser, geb. Mihes, die ausgezeichnete Künstlerin, Herr und Madame Doré, die Familie Adam Müllers, Baron Buchholz, die Gräfin von Lysichnowska u. A. Als sie das Haus der verehrungswürdigen Caroline Pichler bezogen, erweiterte sich im Allgemeinen ihr geselliger, stets reichgeflochtner Kreis.

Durch den Aufenthalt in Baden, der bisweilen den Winter durch dauerte, wurde unser Umgang mit Schlegels oft unterbrochen. Wir fanden ihn indeß in seinen letzten Lebensjahren immer heitrer, mittheilender, nicht so eigensinnig sich auf seine früheren Umgebungen von Convertiten, Somnambülen und Liguorianern beschränkend. Vielleicht war er nun endlich aus der Entzweiung mit seinem Schicksal und sich selbst zu freudiger Ergebung gelangt. Vielleicht trug eine freundlichere Gestaltung seiner Lage zu dieser Versöhnung bei, aber nicht lange genoß er die Früchte derselben. Sein Tod überraschte mich höchst schmerzlich — vor meinem Blick leuchtete bei dieser Kunde urplötzlich das Bild seines ursprünglich schönen Innern, seiner liebevollen Anerkennung des Genius, wo er ihn fand, ich trauerte über das Schicksal seiner blühenden Jahre, unwürdig eines so verdienstvollen Mannes, es war mir Trost, es bisweilen erheitert zu haben, zu einer Zeit jugendlichen Wagens und Gelingens, wo mir das nicht schwer fiel. Ich beruhigte mich durch die Vorstellung, daß sein befreiter Geist nun an der Quelle des Lichtes wohne, die er so heiß gesucht, der er oft so nahe gewesen. Stets bleibt es fest in meiner Ueberzeugung, daß Fr. v. Schlegel durch seinen Uebertritt seine Existenz verfehlt hat. Vielleicht hätte es nur ein Lächeln des Glücks auf seinen früheren Bahnen bedurft, um ihn davon abzuhalten.

Ein erfreuliches Aufflammen seines Genius erwachte durch einen Wettstreit, den Baron A. v. Maltitz, damals in Wien, schon mit der

Digitized by Google

Reise nach Brasilien im Geist beschäftigt, dem herrlichen Kreise, den Wien's und fremde Dichter dort bildeten, vorschlug. Es war ein Thema aus Camoëns zu einer Glosse, nach B. de la Motte Fouque's Uebersetzung:

Einen Abschied nennt das Scheiden,
Wer nicht hat ein liebend Herz,
Doch ich nenn' es einen Schmerz,
Der nur endet im Verscheiden.

In einer auserlesenen, zahlreichen Gesellschaft bei unseren liebenswürdigen Freundinnen, Frau und Fräulein Henriette Efraim sollten unsre Dichtungen gelesen und Stimmen der vereinten Gesellschaft über sie gesammelt werden, ein Lorbeerkranz der Preis, ein Blumenstrauß das Accessit. Freiherr von Zedlitz hatte den Vortrag übernommen. Er begann mit der Erklärung: ein Dichter, den wir nicht aufgefordert, habe ihm eine Glosse zum Wettstreit gegeben, ob wir sie hören wollten? Freudig erklang Bejahung von allen Seiten her und Zedlitz las mit allem ihm eignen Zauber des Wohlklangs und der Empfindung folgende Dichtung:

Abschied an die Poesie.

Wem die Muse hold sich neigte,
Liebend hingegeben ganz
In der Jugend Blüthenkranz,
Und ihr Heiligthum ihm zeigte,
Nimmer wird den Dichterkranz
Der je lassen auch im Leiden,
Fest ihn halten im Verscheiden,
Zürnend drob aus hohem Muthe
Jenem, der mit leichtem Blute
Einen Abschied nennt das Scheiden.

Frühlingshauch im Liebegarten,
Klagelaut im Abendscheine,
Strahl der Lust im Zauberhaine,
Wer kann Deiner Blüthen warten?
Mag'sche Dichtung, Du alleine,
Leuchtend, wie ein Schild von Erz,

Spiegelst schön zurück den Schmerz,
Wie soll ich von Dir mich trennen?
Denn es kann nur Kunst Dich nennen,
Wer nicht kennt ein fühlend Herz.

Dieses Dichten, dieses Denken,
Ist es nur ein süßes Träumen,
Sinnend Spiel in leeren Räumen,
In das Nichts den Weg zu lenken?
Ein Verlieren, ein Versenken,
Wo sich selten sucht das Herz,
Führt es uns doch himmelwärts,
Andre sehn da nur ein Spielen,
Nennen es ein selig Fühlen —
Doch ich nenn' es einen Schmerz.

Wer ihn selbst in sich erlebte,
Mag es dann in Worten sagen,
Und in Melodieen klagen,
Was im Herzen sehnend bebte,
Drum bis zu den letzten Tagen
Dichten wir in Liebe weiter,
Singen uns das Leben heiter,
Folgen treu der hohen Kunde,
Fest vereint im Dichterbunde,
Der nur endet im Verscheiden.

„Es ist doch Ihrer Aller Meinung," rief Zedlitz uns Dichtern zu, „daß der Kranz dem Sänger dieses Liedes gehört? und keiner würde ihn sonst annehmen?" Wie so ganz hatte er unser Gefühl verstanden! Nun nannte er Friedrich v. Schlegel — wir alle hatten ihn schon errathen. Zedlitz las nun die andern Dichtungen, Dorothea und Friedrich hatten während des Lesens neben mir Platz genommen. Beide erriethen beim ersten Vers meiner Glosse, daß sie von mir sei, der Name wurde nämlich immer erst am Schluß genannt. Caroline v. Pichler, Graf v. Thurn, Hauptmann v. Weinbrenner, J. Hammer v. Pürgstall, Graf v. Blankensee, Gustav Ritter v. Frankh, Graf v. Mailath, Wilhelm v. Chezy, Baron Maltiz sind die mir im Gedächtniß gebliebenen, die den heitern

Wettstreit bestanden. Wäre ich nicht von einem Theil meiner Papiere getrennt, ich würde die Glossen hier folgen lassen. Alle fanden Anerkennung. Nach dem Lesen wurden die Stimmen gesammelt, Fr. Schlegel gab meinem Sohn die seinige, Weinbrenners ergreifender Dichtung wurde der Preis nach der von Schlegel zuerkannt. Nun brachte Sophie Müller, die liebliche Schauspielerin, den Kranz, und schmückte damit des geehrten Meisters Haupt, Dorothea sah in dem Augenblick wie verklärt aus. — Vielleicht hat dereinst die Nation Kränze für ihre Dichter, Huldigungen für höheres Entzücken als das sinnlicher Genüsse, in welchem das Publikum seine Beifallsbezeugungen vergeudet, doch den Dichter unbekränzt läßt, und seinem Loose keinen Antheil schenkt. Hoffen wir! Vielleicht sagt uns das Denkmal, das aus der Liebe der Nation fast dreißig Jahr nach Schillers Tode erstand, daß einem zweiten Schiller einst sein Erdenwallen durch Mitgefühl und Großthaten versüßt werden könne.

Des gemüthvollen, innigen Carl Lappe herzerquickende Lieder durchwehen seit 30 Jahren unser Land, wie aus Wald und Thalen Frühlingshauch; der unvergeßliche Wetzel wetteiferte in der Jungfrau v. Orleans mit Schiller und stand ehrenvoll in der würdigsten Kämpfer Reihen — doch Carl Lappe, der edle Greis, fand kaum für seine Liedesgaben, seine Sammlung die nöthigen Hülfsmittel, seine arme kleine Hütte in Pütte wieder auf zu bauen, wo er sein Leben, wie das seiner Lieben mühselig fristet — Wetzel starb arm und bedrängt*) — seine vortrefflichen, verwaisten Söhne, eine seiner würdigen Töchter lebt

*) Carl Lappe lebt als Pastor in Hinterpommern mit einer zahlreichen Familie, nachdem seine Hütte in Pütte verbrannt, kündigte er seine Gedichte auf Subscription an, diese ging sparsam ein; den zweiten Theil, auf den ich mich gleichfalls unterzeichnet, habe ich gar nicht empfangen. Von allen Herausgebern, deren Journale und Almanache seine Lieder schmücken, gab allein der wackre Castelli ein ächtes Dankeszeichen, er nahm 20 Exemplare. — Wenn irgend ein Großer oder ein hohes Haupt unter den Subscribenten stand, muß ich es vergessen haben, die Sammlung ist mir entwendet worden, ich kann nicht nachsehen, es war 1823. Wetzel hat gar kein Vermögen hinterlassen, seine edle Wittwe starb in Dürftigkeit, so kann man sich denken, welchen Kampf seine verwaisten Kinder mit dem Leben zu bestehen haben. — Und wie viel andre Beispiele der Art ließen sich aufstellen.

noch unversorgt — O, Deutschland, Deutschland! Laß dich nicht fürderhin von andern Völkern beschämen!

Die Verfasserin meldet der Redaction des Freihafens in einem spätern Briefe: „Ich werde bald Wetzel's Briefe an die Seinigen und aus seinen Jugendtagen bekommen und sie zum Besten seiner Verwaisten mit einer vollständigen Biographie herausgeben, denn die von Kunz ist voll ausgewiesener und grober Unrichtigkeiten, die besonders beim jetzigen Stand der Dinge wichtig zu berichtigen, da sie Wetzel's Verhältnisse zum Fürsten Hohenlohe betreffen." —

XI.

Die Javanen.

Aus Reisetagebüchern.

Von

Dr. Eduard Selberg.

I. Körperliche Eigenthümlichkeiten der Javanen. — Ihre Begriffe von Schönheit. —

Die Bewohner Javas gehören jenem braunen Volksstamme an, welcher im Verein mit dem schwarzen, dem Papua-Stamme, auf den vielen Inseln des indischen Archipels seinen Sitz hat. Unter diesem braunen Volksstamme haben die Javanen die dunkelste Farbe und bilden hierdurch sowohl, als auch durch die höhere Bildung, welche sie auszeichnet, die höchste Entwickelung, gleichsam die Blüthe desselben. Sie haben eine kleinere Statur als der Europäer, ihre mittlere Größe ist: 5 Fuß 1 Zoll, bei den Frauen 4 Fuß 10 Zoll. Ihr Körper ist schön gebaut, sehr proportionirt und fleischig. Weniger schön und zierlich sind die Frauen gebaut, welche die leichte Beweglichkeit und Grazie im Gange und in der Form, welche sie sonst auszeichnet, durchaus entbehren. Ihre Brust hat mehr die Form eines Kegels als den einer Halbkugel. Die Stirn der Javanen ist hoch, die Augen sind klein und schwarz, die Augenbrauen und Augenlieder stark geschweift, aber schwach mit Haaren besetzt, die Wangenbeine stechen hervor und stehen höher als bei der caucasischen

Race, wodurch die Wange selbst etwas platt oder hohl wird; die Nase ist klein, kurz, an der Wurzel etwas eingedrückt, übrigens fleischig, der Mund weit, die Lippen aufgeworfen, die Zähne künstlich schwarz gefärbt, das Kinn tritt mit der ganzen untern Gesichtsparthie etwas hervor, doch ist das ganze Gesicht, dem langgezogenen des Papuastammes gegenüber, rund. Die Schädel, welche ich von Java mitbrachte, zeigen deutlich die Genauigkeit dieser Angaben. Mitunter bemerkt man jedoch auch Köpfe, in welchen die untere Gesichtsparthie zurücktritt, die Wangenbeine nicht hervortreten, der Mund weniger fleischig ist und nur schwache Lippen hat. Die Augen sind größer und der ganze Kopf zeigt die Eigenthümlichkeiten des ungleich schönern Hindustammes. Da schon früher Einwanderungen von Indien her nach Java Statt fanden, so findet auch dieser Umstand hierin seine Erklärung. Unter den Schädeln, welche ich an Ort und Stelle sammelte,*) befindet sich auch der einer Javanin, welcher unzweifelhaft der caucasischen Race und zwar dem indischen Stamme derselben angehört.

Der Haarwuchs der Javanen ist von schwarzer Farbe, nicht sehr stark und die Männer lassen, wie die Frauen, das Haar ungeschoren. Bei den ersten Javanen, welche ich sah, konnte ich die Geschlechter nicht unterscheiden, da auch die Kleidung ziemlich gleich ist; nur tragen die Männer gewöhnlich ein Kopftuch, mit welchem sie das Haar bedecken, während die Frauen keine Kopfbedeckung haben und ihrem Haare, als einem Hauptheile ihrer Schönheit, eine ungleich größere Sorgfalt widmen. Doch ist es hart und verbreitet sich wenig oder gar nicht auf den übrigen Körper. Die Brust ist durchaus haarlos, der Bart wird gewöhnlich bei seinem ersten Erscheinen ausgerupft, da wo er aber stehen bleibt, wie z. B. bei den Priestern, ist er sehr schwach und beschränkt sich auf einzelne lange Haare über den Mundwinkeln. Alle farbigen Nationen sind weniger behaart, als die weißen, eine Erscheinung, welche in dem Thierreiche unter den Tropen ihr Analogon findet.

Im Ganzen sind die Javanen, wie man aus obiger Beschreibung sieht, kein schöner Menschenstamm, obgleich man hin und wieder einzelne

*) Sie befinden sich jetzt im anatomischen Museum zu Marburg.

schöne Individuen sieht, welche alle physischen Eigenthümlichkeiten des Hindu haben. Ihre Begriffe von Schönheit sind den unsrigen nicht unähnlich, einen Mann oder eine Frau, welche wir schön finden, bewundern auch sie. Nur erstreckt sich dieß nicht auf die Europäer. Die gewöhnliche krankhaft weiße Farbe derselben, mit den schlaffen Gesichtszügen, und dem Auge, welches sein Feuer eingebüßt hat, sind mehr geeignet den Javanen Mitleid einzuflößen und ihnen ein Beispiel unserer Schwäche, als unserer Schönheit und Kraft zu geben. Das Ideal der Schönheit finden sie in den Kreolen, welche auch häufig um dieser Eigenschaft willen in Gedichten besungen werden. Die schönste Hautfarbe in ihren Augen ist die gelbe, weshalb dann auch die Dichter den Teint ihrer Schönheiten sehr häufig mit der Farbe des Goldes vergleichen. Bei feierlichen Gelegenheiten färben sie sich aus diesem Grunde mit Saffran. Ich theile hier eine Stelle aus einem alten javanischen Gedichte mit, welches dem Leser das Ideal einer javanischen Schönheit vorführt. „Ihr Angesicht hat den Glanz des Mondes, und die Strahlen der Sonne werden durch ihre Erscheinung verdunkelt und geraubt. Sie ist so reizend, daß Worte nicht hinreichen, ihre Schönheit zu schildern. Ihre Gestalt ist ein Bild der Vollkommenheit. Ihr Haar fällt in schwarzen, wellenförmigen Locken bis auf ihre Füße. Ihre Augenbrauen gleichen zweien Blättern des Imbo-Baumes,*) ihre Augen glänzen, ihre Nase ist schön geformt, ihre Zähne blinken in glänzender Schwärze und stehen in einer Reihe. Ihre Lippen gleichen der Farbe der frischen Schale des Mangostan, ihre Wangen haben die Gestalt der Frucht des Durin.**) Ihre Brüste von runder Form gleichen dem Elfenbein, und beugen sich von einander. Ihre Arme sind einem Bogen gleich, ihre langen beugsamen Finger gleichen den Dornen des Waldes, ihre Nägel sind Perlen, deren Farbe glänzend gelb ist; ihr Fuß steht platt auf der Erde, ihr Gang ist majestätisch, gleich dem des Elephanten. Diese Schöne war gekleidet mit einer Tjindi-patolo von grüner Farbe, mit einem goldenen Gürtel, an ihrem Finger prangte ein Ring, welchen

*) Vielleicht Jambo-Baum (Eugenia Jambos).

**) Frucht des Durio Zibethus.

das Meer hervorgebracht hatte. Ihr Ohrschmuck war von Smaragden mit Rubinen und Diamanten besetzt, ihre Haarnadel war ein Rubin, von Gold umfaßt und mit Smaragden umzogen. Ihr Halsschmuck enthielt sieben Sorten von kostbaren Steinen, welche alle so dufteten, daß man den Wohlgeruch der Einzelnen nicht unterscheiden konnte."

Als Gegenstück lasse ich nun auch eine Stelle folgen aus dem javanischen Gedichte Djaja-Langkara, in welcher Anforderungen beschrieben werden, die der Javane an die Schönheit eines Jünglings macht: „Sein Anblick und seine Gestalt müssen fehlerfrei sein. Sein Gesicht muß schön sein, wie das des Bathoro Asmhoro (des Gottes der Liebe), als er sich auf die Erde niederließ. Wenn man ihn anblickt, muß er den Gedanken hervorrufen: „wie groß muß dieser nicht im Kampfe sein!" seine Glieder müssen im Ebenmaaße stehen, seine Farbe dem jungen Golde*) gleichen, ehe es seinen Glanz im Feuer vermindert hat. Sein Haupt muß groß sein, sein Haar lang und gerade herunter hängend. Seine Augen müssen sich leicht mit Thränen füllen, seine Augenbrauen sollen dem Blatte des Imbo gleichen, seine Nase soll erhaben und seine Lippen durch einen dünnen Bart geziert sein. Seine Lippen sollen der frischen Schale des Mangostan gleichen**). Seine Zähne sollen schwarz und seine Brust breit sein. Was er spricht, soll mächtig auf seine Zuhörer einwirken und der Ton seiner Stimme soll lieblich sein. Er soll eine Tjelono tjindi***) mit einem dunkelgrünen Dodot †) tragen. Sein Gürtel soll Gold sein, sein Kris soll eine Scheide von Satrian und einen Griff von Tung-gakômi haben. Sein Sumping ††) soll von Gold sein, nach der Weise der Sureng-Pati (Tapfern bis in den

*) Die Javanen unterscheiden junges Gold (mâs muda) von dem alten Golde (mâs taa). Jenes ist mehr bleichgelb und weich, dieses ist schon mit andern Metallen vermengt und durch Behandlung mit Feuer dunkler gefärbt.

**) Die Frucht der Garcinia mangostana.

***) Ein seidenes Beinkleid.

†) Dodot ist jenes Kleid, welches die untere Körperhälfte umgiebt und gewöhnlich Sarong genannt wird.

††) Sumping ist eine künstliche Blume, welche über den Ohren hängt und als Haarschmuck betrachtet wird.

Tod). An dem Daumen seiner rechten Hand soll er einen goldenen Ring haben."

Wie gering und unbedeutend auch der poetische Werth der beiden angeführten Stellen ist, so sind sie doch für den Zweck, um dessen willen ich sie anführte, um so wichtiger, da sie aus Gedichten entnommen sind, die wahrscheinlich älter sind, als der mohamedanische Glaube auf Java. Man erkennt daraus neben dem Ideale der Javanen von Schönheit zugleich eine andere Eigenschaft derselben, nämlich die Prunksucht, welche, wie diese Zeilen beweisen, schon frühe bei ihnen herrschend war und durch die Bekanntschaft mit glänzenden Luxusartikeln genährt wurde. Die Gewohnheit, die Zähne abzufeilen und schwarz zu färben, erwähnte ich schon früher und füge noch die Bemerkung hinzu, daß dieß bei dem weiblichen Geschlechte gewöhnlich erst dann geschieht, wenn das Mädchen die Jahre der Mannbarkeit erreicht hat. Zugleich werden dann auch die Löcher für die Ohrringe in das Ohrläppchen geschnitten. Daher bedeutet die gewöhnliche javanische Redensart dia sudah bertindeh berdabong (sie hat ihre Zähne feilen und ihre Ohren durchbohren lassen): sie ist mannbar geworden.

Wie kräftig auch der Muskelbau des Javanen ist, so hat er doch wenigstens den Schein der Trägheit. Sehr selten läßt er sich aus seinem ruhigen, gleichmäßigen und langsamen Schritte bringen. Ich habe niemals einen Javanen laufen oder springen, oder nur für einen Augenblick seine gleichmäßige, räthselhafte Ruhe verlieren sehen. Etwas lebendiger sind auch hier, wie überall, die Frauen; ihr Gang ist jedoch häßlicher, als der ihrer Männer. Sie strecken den Leib vor, beugen die Brust zurück und schlenkern phlegmatisch mit den Armen im regelmäßigen Tempo, als wenn sie sich fortrudern müßten, während sie zugleich ihren Körper von der einen Seite zur andern drehen. Der Vergleich mit dem majestätischen Gange des Elephanten, welcher in der angeführten Dichtung vorkommt, ist daher so unpassend nicht.

II. Charakter-Gemälde der Javanen. Mäßigkeit. — Negativer Muth. — Gutes Auffassungs-Vermögen. — Schwäche der höheren geistigen Thätigkeiten. — Aberglauben. — Mangel an Zahlensinn. — Tugenden und Fehler. — Amok. — Weibliches Geschlecht. — Ehe. — Familien-Leben.

Sehr reinlich sind die Javanen nicht; obgleich sie sich häufig und zu allen Tageszeiten baden, welches das Klima nothwendig macht, wählen sie hierzu eben sowohl das schmutzigste Sumpfwasser, als die klaren Wellen der Flüsse. Wo sich jedoch diese letzteren finden, sieht man fast fortwährend Javanen von beiden Geschlechtern und den verschiedensten Altern in den Wellen umherplätschern. Sie schwimmen vortrefflich. Niemals aber habe ich bemerkt, daß dieß gemeinschaftliche Baden beider Geschlechter zu geschlechtlichen Scherzen Veranlassung gegeben hätte. Ihr wenig reizbares Temperament, welches das Klima ihnen aufgedrungen hat, scheint die Neigung zur Wollust bei ihnen geschwächt zu haben und ihre Nahrung, welche fast nur vegetabilischer Natur ist, mag mit hierzu beitragen. Ueberhaupt sind sie im Gebrauche der Speisen ungleich mäßiger, als die Europäer. Wie schwer auch ihre Arbeit an einzelnen Tagen sein mag, so sind sie doch mit einem Viertel Pfund Reis und einem Stückchen Fisch für den ganzen Tag zufrieden. Häufig sind religiöse Grundsätze daran Schuld, daß sie sich geistiger Getränke durchaus enthalten, aber selbst wenn dieß nicht der Fall ist, so sind sie doch im Gebrauche derselben sehr enthaltsam. Trunksucht gilt bei ihnen für ein entehrendes Laster und Betrunkenheit für einen Zustand, welcher den Menschen dem Thiere gleichstellt. Ich kam eines Tages mit mehreren Europäern, welche zum Theil berauscht waren, von einem Diner. Laut jubelnd und durch ihre Bewegungen ihren Zustand verrathend ließen sie umher. Zwei Javanen begegneten uns und deutlich hörte ich, wie der Eine derselben zu dem Andern sagte: orang blanda babi, der Europäer ist ein Schwein, ein Schimpfwort, dessen ganze Bedeutung erst dann erhellt, wenn man dabei bedenkt, daß das Schwein dem Javanen, welcher Mohamedaner ist, ein Inbegriff des Unreinen und Ver-

achtungswerthen ist. Bei öffentlichen Festlichkeiten kommt es wohl ausnahmsweise einmal vor, daß ein Eingeborener in dem Genusse geistiger Getränke unmäßig ist. Die Wirkung desselben ist dann ungleich stärker, als bei uns. Ein betrunkener Javane gleicht vollständig einem Wahnsinnigen; nicht allein sein, sondern auch das Leben seiner Umgebung wird dadurch in Gefahr gesetzt. Wie mir Aerzte versicherten, welche lange Zeit auf Java gewesen waren, so äußern auch Arzeneimittel auf die Eingeborenen eine ungleich größere Kraft, als auf die Europäer. Man muß deshalb eine um vieles geringere Dosis derselben geben, als diejenige ist, welche für unsere Constitution paßt. Die gewöhnliche reizlose Nahrung der Javanen und der durchaus natürliche Zustand ihres Körpers, welcher durch keine künstlichen Reize alienirt ist, scheint die Ursache dieser ungewöhnlichen Reaction zu sein.

Die frühere Despotie der javanischen Fürsten, welche lange Jahre hindurch durch das holländische Gouvernement unterstützt wurde, war Schuld, daß die Unterthanen nur die nothwendigsten Arbeiten vornahmen. Die Unsicherheit des Besitzes rücksichtlich ihrer Ländereien und der Früchte derselben, welche ihnen so häufig durch ihre Obern entrissen wurden, konnte sie unmöglich zum Fleiß und zur Arbeit ermuthigen. Aus diesen Gründen waren sie träge, gleichgültig und sorglos, Eigenschaften, welche man lange Jahre hindurch für volksthümlich hielt. Doch hat ein besseres Verwaltungssystem längst gezeigt, daß ihnen dieser Vorwurf mit Unrecht gemacht wurde*). Mit Eifer geben sie sich den nothwendigen Beschäftigungen hin und besitzen eine nicht zu ermüdende Ausdauer, wenn es ihnen nur vergönnt bleibt, Nutzen von ihren Bemühungen zu ziehen. Die Kraft des Javanen ist mehr eine negative als eine positive. Sie besteht in der Ausdauer, nicht in dem Angriff. Eben so ist ihr Muth. Sie weichen gern einem Feinde aus, wenn sie es können; müssen sie jedoch kämpfen, so thun sie dieß mit gleichmüthiger Ruhe bis zum letzten Hauche, und der Tod hat dann nichts Schreckendes für sie. Sind sie jedoch zur Rachsucht entflammt, oder ist ihr Fanatismus

*) Vergl. Selberg, über die vergangene und gegenwärtige Lage der Insel Java. Rinteln u. Amsterdam, 1840.

rege gemacht, so gerathen sie in eine Wuth, welche der Raserei gleich kommt. Ihre gewohnte Ruhe hat sie dann verlassen und ihr Anfall ist stürmisch und plötzlich. Häufig aber versetzen sie sich durch das Rauchen des Opiums absichtlich in einen rasenden Zustand, um alsdann erst ihrer Rachsucht zu genügen.

Was die geistigen Eigenthümlichkeiten dieses Volkes anbetrifft, so spricht sich auch hier dieselbe träge Ruhe aus, welche sich in ihrem körperlichen Leben kund giebt. Ihr Auffassungsvermögen ist nicht schlecht, aber langsam, ihr Urtheil immer reiflich erwogen, richtig und gut. Geistige Anstrengungen lieben sie nicht. Tiefer Beobachtungsgeist, welcher einer besondern Anlage zu den Wissenschaften entspringt, scheint ihnen gänzlich zu fehlen. Eine eigentliche Wissenschaft ist niemals unter den Javanen einheimisch gewesen und keins ihrer Schriftwerke zeigt nur eine Ahnung von der Existenz einer solchen. Wenn man annimmt, daß der Verstand, als das niedere geistige Vermögen, die Fähigkeit umfaßt, Begriffe, Urtheile und Schlüße zu bilden, während die Vernunft, als die höchste geistige Kraft, die Schöpferin der abstracten Ideen ist, so muß man die letzteren dem Javanen durchaus absprechen. Der üppige Reichthum seines Bodens giebt ihm ohne Mühe, was er zu seinem Unterhalt bedarf. Seine einfachen geselligen Verhältnisse nöthigen ihn nicht, seine geistigen Kräfte anzuspannen, um im Kampfe mit den Verhältnissen sich durch seine geistige Kraft eine Stellung zu erwerben, oder eine erworbene zu sichern. Ruhmsucht, Ehrgeiz und ähnliche Leidenschaften sind ihm unbekannt. Keine künstliche Erziehung weckt den schlafenden Keim in seiner Seele, welche das heiße, abspannende Klima in eine träge Ruhe versenkt hat. Deshalb scheint es natürlich, daß die geistigen Thätigkeiten bei diesem Volke in einem tiefen Schlummer liegen, einem Saatkorne gleich, welchem der befruchtende Regen fehlt. Findet man doch dieselbe Erscheinung bei den Europäern und ihren Kindern auf Java. Unter jenen hört man häufig die Klage, daß das Klima anhaltende geistige Arbeiten durchaus nicht zulasse. Häufig machte ich die Bemerkung, daß sie in ihren Lebensäußerungen den Javanen sehr ähnlich geworden waren. Dieselbe Gleichgültigkeit, Ruhe, Interesselosigkeit und geistige Trägheit herrscht unter ihnen. Den Europäern, welche nur immer auf

kurze Zeit hierher kommen und sich während dieser ihre europäische Regsamkeit erhalten, ist diese Eigenschaft ihrer Landsleute auf Java wohlbekannt; sie bezeichnen mit dem Ausdrucke „ostindischer Mensch" jene Gleichgültigen, die nur noch allein für ihre sinnlichen Genüsse und für die Mittel zu diesen Interesse haben. Bei meiner Zurückkunft von Java sprach ich mit meinem holländischen Lehrer, welcher einer Privatlehranstalt vorstand. Sein Institut war lediglich für Kinder, welche von europäischen Eltern auf Java geboren waren, bestimmt. Dieser versicherte mir, daß sich alle seine Zöglinge durch eine immer sehr schwer zu besiegende Abneigung gegen anstrengendere geistige Beschäftigungen auszeichneten. Während sie leicht und schnell Zeichnen, Musik und dergleichen lernten, wurden sie nur durch anhaltende Mühe und stufenweise Gewöhnung dahin gebracht, sich mit ernsteren Studien zu befassen. Hieraus kann man den Schluß ziehen, daß schon das Klima allein die Anlage zu höheren geistigen Beschäftigungen lähmt und daß der Grund hiervon wenigstens nicht ausschließlich in der Raceeigenthümlichkeit der Javanen zu suchen ist. Eben so gut, wie eine sorgfältige Erziehung bei einem europäischen Kinde jene Schwierigkeiten beseitigen kann, kann dieselbe auch bei den Javanen überwunden werden. Vielfache Beweise sprechen hierfür. Crawfurd erzählt, daß der Regent von Samarang, Adi Manggolo, sich durch seine geistige Bildung sehr ausgezeichnet habe. Der Landessitte gemäß war seine Frau, die Tochter eines Fürsten, bei ihrer Verheirathung fast noch ein Kind gewesen. Durch anhaltende Mühe hatte er sie aber unterrichtet und sie zur gebildeten Genossin seines Lebens gemacht. Sie sowohl, als ihre drei Töchter, besaßen gründliche Kenntnisse der arabischen und javanischen Sprache und Literatur. Doch allen Unterricht, welcher nur irgend auf Java zu erhalten war, suchte Adi Manggolo für seine Söhne zu benutzen. Später wurden diese unter Aufsicht des Lord Minto auf eine englische Schule nach Calcutta geschickt, wo sie sich durch ihre bedeutenden Fortschritte auszeichneten. Der älteste derselben, ein Jüngling von 16 Jahren, sprach und las das Englische sehr gut und seine Pronunciation war von der Art, daß er von einem gebildeten Engländer nicht unterschieden werden konnte. Daß dieses nicht eine mechanische Fertigkeit war, zeigte seine allgemeine, sehr

gute Bildung. Der Radin Saleh, welcher sich noch vor Kurzem in dem Haag befand, lieferte ebenfalls den Beweis, daß ein Javane bei sorgfältiger Erziehung sich in den Künsten und positiven Wissenschaften auszeichnen kann. Was die abstracten oder reinen Wissenschaften anbetrifft, so scheint ihnen jedoch die Anlage dafür durchaus zu fehlen; keine Erscheinung wenigstens lehrt das Vorhandensein derselben. Hiervon suche ich allerdings den Grund in der Eigenthümlichkeit der Race, welcher die Javanen angehören. Bei Betrachtung ihrer Sprache und Literatur werde ich nochmals auf den Mangel dieser Anlage zurückkommen, welcher sich gleichmäßig bei allen Bewohnern desselben Stammes auf den vielen Inseln des Archipels zeigt. Wohl ist es möglich, daß auch dieser Mangel ein erblicher ist, und daß er sich verlöre, wenn ganze Generationen der Javanen eine sorgfältige wissenschaftliche Erziehung erhielten. Die geistigen Erscheinungen pflegen der Regel nach die körperlichen zu begleiten und jene sind erblich, wie diese es sind. Ob diese Möglichkeit jedoch hier wirklich von Gewicht, ob jene Hypothese wahrscheinlich sei, wage ich weder zu bejahen noch zu verneinen. Anführen mußte ich sie, um den Leser nicht meine individuelle Meinung aufzubringen, nach welcher ich annehme, daß die höhere Bildungsfähigkeit, vor Allen aber die schöpferische Kraft des Geistes nach dem Aequator, wie nach den Polen zu abnimmt und ihre höchste Blüthe nur in gemäßigten Klimaten erreicht. Diese Schwäche der höchsten geistigen Kräfte, diese geringe Neigung zum Nachdenken scheint auch der Grund der grenzenlosen Leichtgläubigkeit und Abergläubigkeit der Javanen zu sein. Träume, Vorzeichen, glückliche und unglückliche Tage, Astrologie, Zauberei, Beschwörungen, Amulette sind den Javanen Gegenstände des innigsten Glaubens und der größten Heiligkeit. Jeder Busch, jeder Berg, jeder Fels, selbst die Luft glauben sie von Geistern (Dhewo) bewohnt. Da die Menge derselben, welche ihre Heimath bot, ihnen nicht genügte, so haben sie die umgebende Natur noch mit den Geistern, an welche die Inder, Perser und Araber glauben, bevölkert. Die Dhewo's sind die guten Geister und ihnen wird vorzügliche Ehrfurcht bewiesen. Sie regeln den Wachsthum der Bäume, lassen die Früchte reifen und führen die Bergströme auf ihrer stürmischen Bahn; sie murmeln in den Bächen

und die feierliche Stille der Wälder ist ihnen heilig. Vor Allen jedoch weilen die Dhewo's gerne unter dem Waringin-Baume (ficus Indica), welcher seine langen Zweige wieder in die Erde hinabsenkt, um ihnen einen Wohnplatz zu bieten. Neben den Dewo's (Dhewo's) fürchten die Javanen die Djin's, mit welchem Namen sie die bösen Geister bezeichnen. Auch aus diesem Aberglauben erkennt man die kindliche Natur des Volkes, welches die Naturkräfte personificirt, um sich ihre Wirksamkeit zu erklären. Vielfach greift der Aberglaube der Javanen in das Leben ein. Diebe werfen z. B. oft ein wenig Erde, die einem frisch gemachten Grabe entnommen wurde, in das Haus, welches sie bestehlen wollen, um hierdurch die Bewohner in einen tiefen Schlaf zu versetzen. Gelingt ihnen dieß, oder können sie gar diese Erde unter das Bette (balibali) des zu Beraubenden bringen, so unternehmen sie, mit dem sichern Glauben an einen günstigen Ausgang, den Raub. Richter finden oft bei eingefangenen Dieben Schachteln von Bambusholz mit Erde angefüllt. Der Delinquent bekennt gewöhnlich augenblicklich, aus welchem Grunde er sich damit versah. Mehr als dieß beweist folgende Verordnung, welche in dem alten Gesetzbuche von Java vorkommt und noch jetzt auf der Insel Bali in Ausführung gebracht wird: „Wenn Jemand den Namen eines Andern auf eine Todtenbahre, auf ein Todtenkleid, oder ein Bild von Pappe oder von Papier schreibt und dieß begräbt, oder an einen Baumzweig aufhängt, oder auf einen Platz legt, welcher durch Geister besucht wird, oder auf Kreuzwege legt — dieß Alles ist Zauberei. Wenn Jemand den Namen eines Andern auf einen Todtenkopf oder auf einen andern Knochen mit einem Gemische von Blut und Holzkohle schreibt und dieß im Wasser vor die Thür eines Andern setzt — das ist Zauberei. Derjenige, welcher eine solche Schandthat begeht, soll durch die Obrigkeit getödtet werden. Wenn die That vollkommen bewiesen ist, muß die Todesstrafe auf seine Eltern, Kinder und Kindeskinder ausgedehnt werden. Lasse Niemanden entkommen, dulde nicht, daß ein Angehöriger des Schuldigen auf der Erde bleibe. Lasse ihr Eigenthum von jeder Art verfallen erklärt werden. Wenn die Eltern oder Kinder des Zauberers in einer entfernten Gegend wohnen, so müssen sie aufgesucht und getödtet werden. Lasse ihr Eigenthum, wenn sie es ver-

graben hätten, aufsuchen und für verloren erklären.“ — Zur Zeit der englischen Herrschaft auf Java wurde zufällig entdeckt, daß ein Büffelschädel auf eine sehr geheimnißvolle Weise fortwährend von dem einen Ende der Insel zu dem andern getragen wurde. Die Javanen glaubten nämlich, es sei ein entsetzlicher Fluch über denjenigen ausgesprochen, welcher diesen Schädel ruhig liegen ließ. Nachdem er viele hundert Meilen umhergetragen war, wurde er nach Samarang gebracht. Der Resident daselbst ließ ihn in's Meer werfen; ruhig sahen die Javanen zu und hielten nun den Fluch für gelöst. Es ist eine ganz allgemeine Sitte unter den Javanen, bei Mondfinsternissen durch Trommeln, Schreien, besonders aber durch Schlagen an den Trog, worin der Reis gestampft wird, ein entsetzliches Geräusch zu machen. Sie glauben hierdurch den Drachen zu verscheuchen, welcher nach ihrer Meinung im Begriff ist, den Mond zu verschlingen. Meinem javanischen Diener wollte ich seinen Kris (Dolch) abkaufen, weil der hölzerne Griff desselben sehr künstlich geschnörkelt und geschnitten war. Ich bot ihm einen Preis dafür, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, sich eine eben so schöne Waffe wieder zu kaufen und dennoch mehrere Gulden als Ueberschuß zu behalten. Wie lockend ihm auch das Geld erschien, so war er doch nicht zu bewegen, sich von der Waffe zu trennen. Auf mein Befragen nach der Ursache gab er mir zur Antwort: dieser Kris sei schon sehr lange in seiner Familie und wenn derselbe in eine fremde Hand käme, so würde diese den letzten Besitzer der Waffe ermorden. Eines Tages bemerkte ich, daß ein Javane Tigerkrallen, welche sich in einer kupfernen Einfassung befanden, zum Verkauf ausbot. Da mir der Gebrauch derselben unbekannt war, so sagte mir der Verkäufer auf mein Befragen, daß derjenige, welcher eine solche Kralle trüge, niemals von einem Tiger angefallen würde. Wie Raffles und Crawfurd erzählen, wurde im Jahre 1814 zufällig entdeckt, daß in einer zwar abgelegenen, aber volkreichen Gegend ein Weg bis zu der sehr hohen Spitze des Berges Sumbeng angelegt war. Untersuchungen wiesen nach, daß sich der Wahn, welcher die Javanen zu dieser Riesenarbeit veranlaßt hatte, von Banyumas aus, in Surakarta, verbreitet hatte. Der Weg war 20 Fuß breit und an 60 engl. Meilen lang und durchaus eben und gut gearbeitet. Da es ihnen Hauptsache

bei der Anlage desselben war, daß er über keinen Fluß führte, so zog er sich in unzählbaren Krümmungen den Berg hinauf. Die Bevölkerung ganzer Districte hatte daran gearbeitet und das Riesenwerk war von einer Bevölkerung, welche sonst Anstrengungen scheut, vollendet, ehe es zur Kenntniß des europäischen Gouvernements kam. Es stellte sich bald das leere Gerücht heraus, welches die Arbeit veranlaßt hatte. Eine alte Frau gab vor, geträumt zu haben, daß sich ein göttliches Wesen auf die Bergspitze niederlassen würde; Fluch würde den treffen, welcher nicht eifrig mit an einem Wege arbeitete, auf welchem das Wesen herunter steigen könnte. Nicht immer aber ist dieser Aberglaube, von welchem ich noch viele Beispiele anführen könnte, von so unschuldigen Folgen. In den Händen eines listigen Betrügers wird er oft zum Mittel der Empörung und des Aufruhrs, welche, durch solche Ursachen einmal veranlaßt, nur schwer zu beseitigen sind. Häufig ist dieß in Gegenden der Fall, welche durch ihre Herrscher tyrannisirt oder gewaltsam gedrückt werden. Der unbedeutendste Betrüger bringt alsdann leicht eine Bande Empörer (Kraman) zusammen, welche die allgemeine Ruhe stören. Der Name eines Abkömmlings eines Fürsten, eines Heiligen oder des Propheten muß dem Betrüger den Vorwand leihen, unter welchem er die bestehende Ordnung umstürzen will. Die Geschichte Java's, selbst die der neuesten Zeiten, ist reich an Empörungen, welche bald einen größeren, bald einen geringeren Anhang fanden und fast immer durch solche Betrüger veranlaßt waren. Noch im Jahre 1814 wurde Bagus Bangen, welcher sechs Jahre hindurch in Chariban eine Empörung unterhalten hatte, gefangen genommen. Obgleich er von niederer Abkunft, ohne Bildung und von sehr mittelmäßigen Geistesgaben war, so war es ihm doch gelungen, durch das Vorgeben, vermittelst einer neuen Religion einen bessern Weg zum Himmel zu zeigen, als der Islam lehrte, an 10,000 Mann um sich zu versammeln.

Dieser Schwäche des Verstandes, diesem Mangel an Geübtsein desselben, welche sich in solchem Wahn und Aberglauben zu erkennen geben, entspricht auch die grenzenlose Vergeßlichkeit der Javanen. Sobald wenige Wochen über irgend eine Handlung hingegangen sind, welche sie selbst vollbrachten, sind sie nicht mehr im Stande, über die Zeit, zu

welcher sie geschah, und über die Umstände, welche sie begleiteten, genaue Rechenschaft zu geben. Dem Richter kommt es oft vor, daß der Delinquent, wenn 14 Tage bis 3 Wochen über seine That hingegangen sind, nicht mehr genaue Auskunft über dieselbe geben kann. Wenigstens zehn Javanen und Javaninnen fragte ich nach ihrem Alter, aber Keiner davon konnte mir mit einiger Wahrscheinlichkeit sein Lebensjahr angeben. Mein eigener Diener, welcher ungefähr 16 Jahr alt zu sein schien, gab mir, so oft ich ihn nach Verlauf einiger Zeit wieder fragte, jedesmal eine andere Zahl der Jahre an. Marsden bemerkte dieselbe Erscheinung bei den Malaien auf Sumatra und A. v. Humboldt bei den Chaymas-Indianern. Bei den letzteren mag dieß allerdings ein mangelnder Sinn für Alles, was auf Zahlen Bezug hat, veranlassen; während ich bei den Javanen die angegebene Ursache für die wirkliche halte. Jene können nicht über 5 oder 6 zählen, während diese recht gut zu zählen wissen. Daß nicht die Schuld hiervon in dem einheimischen Almanach liegt, wird man weiter unten sehen. Eben diese Vergeßlichkeit ist auch ein Grund, daß die javanischen Geschichtswerke so unendlich werthlos sind; Ereignisse, welche erst vor wenigen Jahren sich zutrugen, werden darin als dem grauen Alterthume angehörig geschildert und mit allen möglichen Entstellungen, deren nur eine kindische Phantasie fähig sein kann, ausgeschmückt. Eine solche geistige Schwäche, welche dem Kindesalter bei uns angehört, ist um so auffallender, da die Javanen sehr gut organisirte Sinneswerkzeuge besitzen. Man muß vielleicht einen Mangel an Aufmerksamkeit und große Indolenz als Ursache dieser Erscheinungen annehmen. Denn sonst ist, wie ich schon bemerkte, das javanische Urtheil über alle Gegenstände, welche ihnen nahe liegen, gesund und gut. Die Feinheit ihrer Sinne, welche doch allein die Basis des niederen Erkennungsvermögens ist, wird außerdem noch durch ihr feines Gehör für Musik und durch die Anlage zu derselben, über welche ich schon früher berichtete, bewiesen. Sie spielen auf europäischen Instrumenten, wenn sie erst nur etwas geübt sind, die schwersten Stücke ohne Mühe nach. Außerdem sind sie vortreffliche Nachahmer in Künsten und Handwerken. Auch lassen sie sich gern unterrichten, wenn nur keine große geistige Kraft zum Aufpassen aufgewendet zu werden braucht. Das Resultat, welches

wir aus dieser Betrachtung der geistigen Eigenthümlichkeiten der Eingebornen folgern müssen, ist, daß ihre Sinne fein und gut organisirt sind, daß das niedere Erkennungsvermögen derselben unverdorben und natürlich ist, daß ihr Verstand, demselben entsprechend, gut, aber träge und langsam ist, während ihnen Scharfsinn, Tiefsinn, Witz als Wirkungen des Vermögens der Ideen, als manifestirende Zeichen der höchsten geistigen Thätigkeiten durchaus fehlen.

Vielfach hört man den Javanen den Vorwurf machen, daß sie gegen ihre Frauen kalt und gefühllos seien, und daß diese letzteren durch Untreue gegen ihre Männer sich zu entschädigen suchen und namentlich den Europäern ihre Gunst nicht leicht versagten. Allerdings besitzen die Javanen eine wenig reizbare Constitution, welche sie wahrscheinlich weniger zärtlich gegen ihre Frauen macht. Doch sind die letzteren treu und sittsam. Man darf nicht von der entarteten Bevölkerung, welche sich in der Nähe der großen europäischen Etablissements, Batavia, Samarang und Surabaja, befindet, einen Schluß auf die übrige Bevölkerung machen, man würde sonst eben so irren, als wenn man den Charakter unserer Landleute nach der Hefe der großen europäischen Städte beurtheilen wollte. In jenen Etablissements ist freilich Schamlosigkeit, Gewinnsucht, Untreue, Betrügerei, thierische Wollust unter den Eingeborenen, wie unter den Fremden, zu Hause. Die vielen Völker, welche aus Europa, Asien und Amerika hierher strömen, haben der Bevölkerung ihre Laster eingeimpft. Anders jedoch, ganz anders sind die Sitten im Innern des Landes. Außerdem versicherten mir Europäer, welche lange genug auf Java waren, um die Sitten und Neigungen kennen zu lernen, daß die Javaninnen die Liebkosungen ihrer Landsleute denen der Europäer bedeutend vorzögen. Den mir allerdings genügend erscheinenden Grund hiervon kann ich jedoch hier nicht angeben.

Nichts ist wohl so sehr im Stande, den Charakter eines Volks zu bezeichnen, als die Tugenden und Fehler, welche unter ihm herrschen. Jene sind das Licht, diese der Schatten, welche im Verein die Züge des Gemäldes hervorheben, das nun mehr oder minder auffällt, je nachdem eben diese Züge stärker oder schwächer sind. Erst will ich deßhalb die Tugenden und dann die fehlerhaften Seiten der Javanen beschreiben.

Die Javanen sind in ihrem Umgange ernsthaft, aber freundlich, sanftmüthig, gefällig und sehr höflich. Schon ihre Sprache giebt die letzte Eigenschaft auffallend genug zu erkennen. Das Javanische umfaßt nämlich zwei verschiedene Sprachen, die **bohoso kromo**, oder hohe Sprache, und **bohoso ngoko**, oder niedere Sprache, und dann noch einen Dialect, die **bohoso modjo**, welcher aus den Worten der beiden vorigen gemischt ist. Wenn der Javane gegen einen Vornehmeren über sich selbst oder über einen dem Range nach Niederern spricht, so gebraucht er die **bohoso modjo**, bildet jedoch ein Vornehmer den Gegenstand der Unterhaltung, oder redet man nicht über Personen zu einem solchen, so wird in der Hofsprache, **bohoso kromo**, gesprochen, während wieder die niedere Sprache, **bohoso ngoko**, im Gespräch mit weniger Vornehmen benutzt wird. Die **bohoso modjo** ist die gewöhnliche vertrauliche Umgangssprache, welche auch in den javanischen Schriftwerken, besonders in den geschichtlichen, ihre Anwendung findet. Später komme ich, in einem besondern Kapitel über die Sprache, nochmals auf diesen Gegenstand zurück und füge für jetzt nur hinzu, daß man irren würde, wenn man aus dieser Erscheinung auf die Bildung der Nation einen Schluß machen wollte. Es ist eine längst bekannte Thatsache, daß die Sprachen vieler Völker eine ungleich größere Cultur besitzen, als man nach ihrer Uncultur glauben sollte. Ein Volk, welches mit solcher Aengstlichkeit den Rang unterscheidet, daß es zu den Vornehmeren in einer ganz andern Sprache redet, kann nur höflich sein. Man thut deßhalb auch Unrecht, wenn man das unterthänige Wesen, welches die Javanen den Europäern gegenüber festhalten, für niedrige Schmeichelei erachtet. Sie sind es gewohnt, gegen höher Stehende demüthig zu sein und halten dieß für eine heilige Pflicht. Ihre Dankbarkeit und Treue wird von allen Europäern gerühmt, welche sich lange Zeit auf Java aufhielten; nur verlangen sie eine gute und sanfte Behandlung. Eben so rühmliche Erwähnung verdient ihre Wahrheitsliebe. Selbst das größte Versehen gesteht der Javane seinem Richter augenblicklich und versucht keine andere Bemäntelung oder Entschuldigung desselben, als höchstens **matta glab, luwan**, ich bin blind gewesen, o Herr! Meineid, niedrige List und Betrug ist ihm fremd und er argwohnt selbst diese niedrigen Eigen-

schaften bei Andern nicht. Dem betrügerischen Chinesen, dem listigen Hindu und dem klugen Araber fällt es deßhalb nicht schwer, die Eingebornen zu hintergehen und sich durch ihre kindliche Unschuld, Sorglosigkeit und Leichtgläubigkeit zu bereichern. Wenige Europäer haben das innere Java besucht, ohne vielfache Beweise der Dienstfertigkeit und Gastfreundlichkeit der Eingebornen erhalten zu haben. In jeder Lage, welche die Hülfe eines Andern nothwendig macht, leisten sie diese freiwillig, ohne nur einen Anspruch auf Dankbarkeit zu machen. Doch spreche ich hier immer nur von den Javanen, welche entfernter von den großen Etablissements wohnen, denn in diesen besitzen sie häufig genug die entgegengesetzten Eigenschaften. Gewinnsucht, List, Undankbarkeit und Betrügerei habe ich hier oft empfunden und auch mich zu überzeugen Gelegenheit gehabt, daß den Eingebornen, welche hier leben, das Wohlwollen fehlt, welches sie sonst so hülfreich und gefällig macht. Folgendes Beispiel mag das Gesagte beweisen. Herr Dr. F. war, gegen das Ende meines Aufenthalts in der Nähe von Surabaya, in diese Stadt selbst gezogen. Seine Wohnung lag dicht am Kalimas, welcher eine Stunde unterhalb derselben in das Meer mündet. Der Nebenflügel des Hauses, in welchem die Dienerschaft wohnte, lehnte an den Strom und öffnete durch ein Wasserthor den Zugang zu ihm. Eines Nachmittags kehrte er von einem größeren Ausfluge sehr ermüdet zu seinem Gastfreunde zurück, welcher ihm zur Erquickung anrieth, sich mit mir zu baden. Vergnügt über seine neue Wohnung öffnete er das Wasserthor, dessen Anlage ihn in den Stand setzte, ohne Mühe eins der in diesem Klima nothwendigsten Bedürfnisse zu befriedigen. Durch steile Ufer ist hier der Fluß zu einer Breite von ohngefähr 16 Fuß eingepreßt und schießt in pfeilschneller Strömung vorüber. Mehrere der Dienerschaft plätscherten darin umher. Da diese noch in der Mitte des Stromes zu stehen schienen, so unterließ er, sich nach der Tiefe zu erkundigen, welche, wenn sie meine Größe überstieg, mich von dem Bade abhalten mußte, da ich nicht schwimmen kann. Rasch kleidete ich mich aus und sprang in das Wasser. Augenblicklich ging ich unter, kam wieder herauf und sank wieder in die Tiefe, während mich der reißende Strom mit Schnelligkeit fortriß. Wieder tauchte ich auf und die rettende Hand meines Gast-

freundes, welcher ein geübter Schwimmer war, faßte meinen rechten Arm. Meine Anstrengungen unterstützten die seinigen und es gelang mir, kurze Zeit auf der Oberfläche zu bleiben, aber F., dessen Schwimmkraft dadurch gehindert war, daß er seinen linken Arm gebrauchte, um mich zu halten, konnte, durch die fliegende Strömung fortgerissen, das Ufer nicht erreichen. Immer weiter flogen wir hinunter, immer öfter sank ich unter und wurde nur durch große Anstrengungen meines Freundes wieder herauf gerissen. Ich bat ihn flehentlich, mich los zu lassen, weil er nur mit ertrinken würde, ohne mich retten zu können. Wieder tauchte ich unter und wurde wieder heraufgerissen. Der oft wiederkehrende Luftmangel schien mir die Brust zersprengen zu wollen. Da gingen mehrere Javanen am Ufer her, laut rief ich nach Hülfe und sank wieder nieder. F. riß mich wieder empor, wir flogen noch einige Secunden stromabwärts, da machte der Kalimas eine starke knieförmige Biegung und riß uns selbst an das Ufer, gegen welches er mit Gewalt andrang. Mehrere Javanen standen gleichgültig in unserer Nähe, oder waren eben so gleichgültig vorübergegangen, während wir mit den Wellen kämpften. F. lachte darüber, daß ich Hülfe von ihnen erwartet hatte. Nicht ohne das Gefühl innigen Dankes kann ich des Freundes gedenken, welchem ich meine Rettung verdanke. Die Javanen sind nicht streitsüchtig, nicht geizig, nicht habsüchtig, halten aber fest an dem, was sie mit Recht zu besitzen glauben. Mit offener, gerader Freimüthigkeit beklagen sie sich bei ihren Richtern, wenn sie sich für übervortheilt halten und fordern auf eine entschiedene, feste Weise Gerechtigkeit. Ihr heiligstes Recht ist das alte Herkommen, der usus (adat), und sie sind, wenn dieses verletzt ist, einer Energie und Reaction fähig, welche den Europäer in Erstaunen setzt. Dabei haben sie ein lebhaftes Ehrgefühl und vergessen fast nimmer eine Kränkung ihrer Ehre. Jahrelange Treue und Zuneigung ist mit einem Male in der Brust des javanischen Dieners zerstört, sobald ihn sein Herr schlägt, welchen er augenblicklich verläßt und sich mitunter noch blutig rächt, wie wenig er auch sonst blutdürstig ist. Die eigentlichen Malaien sind blutdürstiger, welches zum Theil schon durch ihre Beschäftigung mit Seeräuberei veranlaßt wird. Der Javane wird nicht herausgedrängt, um sich seinen Unterhalt zu verschaffen. Der hei-

mische Boden giebt ihm reichlich, was er bedarf. Selbst die Räuber auf Java verwunden oder tödten nie diejenigen, welche sie berauben. Einen komischen Anfall zweier Spitzbuben, welcher auf mich selbst gemacht wurde, theile ich hier mit. Ich ritt allein gegen Sonnenuntergang von Simpang den Weg nach Munungshari, einem benachbarten Berge, von dessen Spitze man eine herrliche Aussicht genießt, um mich nach einem schwülen Tag, welchen ich fast durchaus in der Leichenkammer des Hospitals bei Sectionen verbracht hatte, zu erfrischen. Eine halbe Stunde mochte ich von Simpang entfernt sein, als zwei Javanen, mit Kris und Golok bewaffnet, sich mir näherten. Während der Eine derselben mein Pferd am Zügel faßte, sagte der Andere sehr ruhig und ernst **kassi uwang, tuwan** (gieb Geld, Herr). Ganz ruhig antwortete ich: **menatilah, guwa nati kassi uwan** (warte ich werde dir Geld geben) und zog aus der Satteltasche eine freilich nicht geladene Pistole hervor, deren Lauf ich auf den Sprechenden richtete. Augenblicklich floh der Javane, welcher mein Pferd gehalten hatte. **Telejdor bediri diam atau guwa temback** (Schurke stehe still oder ich schieße) herrschte ich dem erschreckten Andern zu, welcher nun demüthig um Verzeihung bat und naiver Weise versicherte, daß er nicht zu stehlen wisse. Der ganze Vorfall hatte, namentlich von Seiten der Javanen, mehr den Schein eines sehr ruhigen Geschäftes, als den eines räuberischen Anfalls. Ruhig kehrte ich in meine Wohnung zurück. Wunderbarer Weise verläßt der ruhige, sittige, höfliche Ton den Javanen niemals und zwischen diesem und der höchsten Wuth scheint durchaus keine Zwischenstufe zu liegen. Ein Zorneswort, oder ein Schimpfwort hört man sehr selten von ihm. Dieselbe Manierlichkeit, welche seinen Umgang überhaupt charakterisirt, verhindert auch den Vornehmen sich gegen den Untergebenen hart oder rauh zu benehmen. Die Javanen sind in religiöser Beziehung gegen Andersdenkende sehr tolerant, welches um so auffallender ist, da der Mohamedanismus, zu welchem sie sich bekennen, diese Eigenschaft nicht begünstigt. Die Ursachen derselben scheinen jedoch in ihrer oberflächlichen Kenntniß des Islam und den übrigen geistigen Eigenschaften zu liegen. Die Gebildetsten unter ihnen haben noch den alten Grundsatz der Hindus:

Der Himmel ist einem Pallaste gleich, zu welchem viele Pforten führen; ein Jeder kann eintreten auf dem Wege, welchen er wählt.

Nachdem ich in den vorstehenden Zeilen die guten Seiten, die Lichtpunkte ihres Charakters, hervorgehoben habe, will ich nun einige Worte über die Schattenseiten desselben hinzufügen. Rachsucht, ein Grundzug in dem Charakter aller uncultivirten Völker, beseelt auch den Javanen und verlöscht für Augenblicke alle jene Eigenschaften, welche sonst sein Naturell so liebenswürdig machen. Sein Ehrgefühl ist sehr leicht verletzt und er verschmerzt selten eher die Wunde desselben, bis er das Blut seines Feindes vergossen hat. Auf allen Inseln des Archipels herrscht dieselbe Leidenschaft, welche ihren Gipfel bei den Bewohnern von Celebes erreicht und, wenn auch im geringeren Maaße, aber noch heftig genug, bei dem Javanen angetroffen wird. Wenn man bedenkt, daß die noch selbstständigen Insulaner unter einer Regierungsform leben, welche wenig geeignet ist, ihnen persönlich Sicherheit und Unverletzlichkeit zu gewähren, so kann man es nicht unnatürlich finden, daß sie sich selbst ein Recht zu verschaffen suchen, welches ihnen ihre Gesetze nicht geben. Die Sehnsucht nach Rache für empfangene Beleidigungen hat die Natur tief in die menschliche Brust eingegraben mit Zügen, welche von dem cultivirten Europäer bis zum Thiere herab kenntlich sind, wo sie sich noch als Instinct äußern. Was wir aber durch die Gesetze erlangen, das muß dem Javanen seine eigne Faust verschaffen. Selbst die Religion konnte wohl jenen natürlichen Zug in uns mildern oder veredeln, aber auszulöschen vermochte sie ihn nicht. Dennoch aber ist diese Rachsucht in dem Gemüthe des Javanen von so eigenthümlicher Beschaffenheit und von einer so rasenden Wuth und unsinnigen Tollheit begleitet, daß sie um so mehr ein anthropologisches Räthsel bleibt, je weniger sie mit dem sonst sanftmüthigen, milden Volkscharakter übereinkommt. Diese Art der Rache ist in Europa unter dem Namen Amok bekannt, ein Ausdruck, welcher in derselben Bedeutung auf allen Inseln des Archipels gebraucht wird. Crawfurd*) hält es nicht für unwahrscheinlich, daß dieses Wort und die Bedeutung desselben seinen Ursprung einer eigenthümlichen, willkührlich

*) Joh. Crawfurd, History of the Indian Archipelago. Edinburgh. 1820. 8.

eingeführten Sitte eines vornehmen Volksstammes verdankt und sich durch ihn weiter verbreitete. Diese Erklärungsart hat nichts für sich. Ein solcher Zustand von Wahnsinn kann nicht durch eine Sitte, durch eine künstliche Einrichtung hervorgebracht werden. Das Wort Amok ist ein rein malaisches*) bedeutet auf eine wüthende Weise anfallen, in einer Art von Raserei auf Jemanden losstürzen, um ihn zu morden. Wie aus malaischen Handschriften hervorgeht, wird dasselbe nicht allein für jene eigenthümliche Rache gebraucht, sondern auch von dem Anlauf (Choc) welchen eine Heeresabtheilung macht und von dem Angriffe eines wüthenden Thieres. Besonders häufig wird der Bajonettangriff der Europäer damit bezeichnet. Daß dieß Wort in derselben Bedeutung in allen anderen Sprachen des Archipels vorkommt, kann nicht befremden, indem alle diese Sprachen dem malaischen Stamme angehören und unter sich viel Aehnliches und auch ganz Gleiches haben**). Das Amok besteht in einer wüthenden Verzweiflung, bei welcher der Thäter sein Leben Preis gibt und in entsetzlicher Wuth Alle zu morden sucht, welche ihm begegnen. Seine Raserei läßt gewöhnlich nicht nach, wenn er auch wirklich seinen Beleidiger getödtet hat, er bringt selbst oft diejenigen um das Leben, welche ihm die Theuersten sind und um deren willen er in diesen Zustand gerieth. Nach einer empfangenen Beleidigung oder Kränkung verräth nichts den nahenden Sturm; seine Mienen, seine Gebehrden sind ruhig und ernst. Ein wilder Schrei, bei welchem er sein Kris entblößt und sich mit wüthenden Bewegungen mörderisch auf die Umstehenden wirft, sind die ersten Erscheinungen des Amoks. Freund oder Feind, wer sich ihm entgegenstellt, er sucht ihn zu ermorden, bis er selbst getödtet wird oder durch Blutverlust ermattet niedersinkt, oder durch eine gabelförmige Waffe, womit die Gerichtsdiener zu diesem Zwecke versehen sind, bezwungen und ergriffen wird. In jeder Lage ist der Javane, wie seine Stammverwandten, dieses Amoks fähig, wo er sich gekränkt, oder seine Ehre oder sein Leben bedroht glaubt. Er versucht auf diese Weise seine vermeintlichen oder wirklichen Beleidiger oder Unterdrücker zu tödten oder

*) Vergl. W. Marsden, Dictionary of the Malaian Language. London 1812. 4.

**) Vergl. W. von Humboldt über die Kawisprache auf der Insel Java. Bd. II. Buch 3. Abschnitt I.

sich selbst das Leben zu nehmen. Die Eingebornen kennen die Heftigkeit dieser Leidenschaft und den plötzlichen Ausbruch derselben sehr wohl, daher entwaffnen sie nicht allein sorgfältig den überwundenen Feind, sondern nehmen auch Jedem ihrer Landsleute, welcher gefänglich eingezogen wird, sein Kris, wie unbedeutend auch seine Missethat gewesen sein mag. Mitunter auch kommt der Eingeborne, wenn das Blut seines Feindes vergossen ist, zur Besinnung und beklagt dann selbst mit einem schmerzlichen **matta glab** (umnachtetes Auge, ich bin blind gewesen) seine Missethat. Vielfach wird daher bei den Javanen dieß Amok auch **matta glab** genannt, woraus hervorgeht, daß sie selbst den Wüthenden in einen wahnsinnigen, nicht zurechnungsfähigen Zustand versetzt glauben. Ehe ich jedoch einzelne Beispiele anführe, muß ich noch bemerken, daß, seitdem eine weisere Regierung auf Java eingeführt ist, welche die Unterthanen milde und sanft behandelt, die Beispiele des Amoks ungleich seltener geworden sind, als sie früher waren. Auf andern Inseln des Archipels jedoch, welche der holländischen Regierung nicht unterworfen sind, gehört der Mord eines Menschen zu den keinesweges seltenen Vorfällen. Während der englischen Herrschaft auf Java wurde die Frau eines Bugis-Sclaven von ihrer Herrin, einer Kreolin in Surabaya, mishandelt. Der Buginese wurde plötzlich wüthend, ermordete zuerst seine Frau, dann seine drei Kinder, flog mit dem vierten Kinde auf die Straße, welches er mit der einen Hand hielt, während er mit der anderen das blutige Messer schwang, tödtete auch dieß und ergab sich nun zwei Europäern, welche ohne retten zu können, den letzten Mord mit angesehen hatten und bat sie inständigst ihn zu tödten. Nagel*) erzählt einen Fall, welcher vor nicht langer Zeit in den Preanger Regentschaften vorkam. Zwei befreundete Javanen, beide verheirathet, gingen am frühen Morgen nach Tjandjur, um Körbchen, welche sie aus Bambusholz zu flechten hatten, daselbst zu verkaufen. Dem Einen derselben glückte dieß; sehr vergnügt über den Gewinn ging er in einen **toko** (chinesischen Laden), um für seine Frau einen Schirm (**Payong**) und ein Tuch zu kaufen. Der Käufer kehrte von da mit seinem Freunde zurück.

*) G. Nagel. Javaansche Taseneelen. Amsterdam 1829.

Sein kindliches Vergnügen über die nahe Freude seiner Frau, welcher er so schöne Geschenke mitbrachte, erfüllte ihn ganz. Ernster ging der weniger glückliche Freund neben ihm her. Da mit einem Male wird der eben noch so heitere Javane still und einsilbig. Er glaubt sein Kamerad beneide ihn, seine Phantasie wird wirr und spiegelt ihm vor, sein Gefährte mache Miene nach dem Kris zu greifen, um ihn zu tödten, er will diesem zuvorkommen, zieht mit lautem Geschrei plötzlich den Dolch und ersticht augenblicklich jenen, welcher nichts weniger als dieß erwartet hatte. Sterbend sinkt das getroffene Opfer des Wahnsinns nieder und nun kommt der Wüthende zur Besinnung und stürzt sich laut jammernd auf seinen Freund, um ihm Hülfe zu leisten. Andere Javanen, welche des Weges kamen, fanden den Mörder halb bewußtlos auf der Leiche liegen. Er bat die Umstehenden, welchen er offen den ganzen Hergang erzählte, ihn zu tödten, oder ihn den Gerichten zu übergeben, damit er die verdiente Todesstrafe erleide. Als im Jahr 1812 der Kraton (Pallast) des Sultans von Djokjokorta bestürmt wurde, ging ein sehr vornehmer Javane, welcher bei dem Sultan in hoher Gunst gestanden hatte, zu dessen Feinden über und wirkte den ganzen Tag mit zu den nöthigen Maaßregeln. Am Abend wurde er mit vielen anderen vornehmen Javanen von einem chinesischen Häuptlinge zu einem Gastmahle eingeladen. Fröhlich nahm er daran Theil und gab seine Zufriedenheit über den Sieg zu erkennen, welchen man über seinen früheren Gebieter errungen hatte. Nach Beendigung der Gasterei begab er sich zur Ruhe. In der Nacht erwacht er, springt auf, ergreift seine Waffe und stürzt auf seine Landsleute los, welche mit ihm in einem Gemache schliefen und tödtet oder verwundet einen großen Theil derselben, bis er endlich der Uebermacht erliegt. Im Jahre 1814 wurde ein Fürst von Celebes von der englischen Armee überwunden, welche durch eine Menge Eingeborner unterstützt und durch einen Fürsten derselben angeführt wurde. Der überwundene Fürst wurde mit seinem Sieger in dasselbe, wohlbefestigte Gemach gebracht, weil ihm dieser Gesellschaft leisten wollte. In einer Ecke stand ein Tisch, worauf der Kris des Besiegten lag. Mitten in einem ruhigen, höflichen Gespräch sprang der letztere auf, erfasste seine Waffe und versuchte seinen Genossen zu ermorden. Dieser aber, ein starker Mann, überwand den

Wüthenden und verwundete ihn tödtlich. Als Zuschauer dazu kamen fand man den Besiegten sterbend in dem Arme des andern Fürsten liegen, welcher mit der rechten Hand den Dolch hoch emporhielt um ihm, wenn es nöthig sein sollte, den Todesstoß zu versetzen. Eine dieser unsinnigen Wuth analoge Erscheinung, welche man vielleicht zur Erklärung derselben benutzen kann, findet man in dem Zustande, welcher oft unerzogene Kinder ergreift, wenn sie durch irgend einen Gegenstand oder eine Person verletzt werden. Ihren Aerger muß dann auch oft das Leblose büßen; sie zertrümmern in ihrer unsinnigen Aufregung selbst die Gegenstände, welche ihnen immer nur Freude und Vergnügen erregt hatten. Diese Völker sind aber nur Kinder. Keine sorgfältige Erziehung konnte ihren Leidenschaften, welche üppig emporwuchsen, wie die Vegetation, welche sie umgiebt, moralische Fesseln anlegen. Daß die Frauen auf Java, in einen ähnlichen Zustand, wie das Amok voraussetzt, verfallen können, habe ich niemals gehört oder gelesen. Ihre biegsame nachgebende Natur, welche sich unter allen Verhältnissen zeigt, verhindert gewiß das Entstehen einer so unsinnigen Rachelust. Ihre ganze Leidenschaftlichkeit scheint sich in der Eifersucht zu concentriren. Von dieser sind die Javaninnen keinesweges frei, welche sich auch hier, wie gewöhnlich, die Nebenbuhlerin zum Ziel der Rache nimmt, während der ungetreue Mann von derselben befreit bleibt. Mehrere Fälle wurden mir erzählt, welche bewiesen, daß die Javaninnen oft zum Gifte greifen, um sich der Gegnerin zu entledigen. Man hat den Javanen häufig den Vorwurf gemacht, daß sie treulos gegen Feinde seien. Es ist meine Absicht nicht, dieß zu widerlegen; doch muß man dabei wohl erwägen, daß nur eine moralische Ausbildung, welche dem Javanen nimmer zu Theil wird, jene unwandelbare Gerechtigkeitsliebe hervorbringen kann, welche dem Feinde treu jedes Gelöbniß hält. Ist doch selbst die Religion nicht im Stande gewesen bei den civilisirten Völkern Europa's jene sittliche Größe hervorzubringen. Unsere alte und neue Geschichte giebt traurige Beweise hiervon und das „haeretico non fides habenda“ sollte allein im Stande sein, die Javanen dieser Schwäche wegen zu entschuldigen.

Nachdem ich auf den voranstehenden Seiten die einzelnen Züge des Javanen gegeben habe, so weit sie sich im Individuum ausprägen, ist

es nun auch nothwendig, auf seine häuslichen Eigenschaften hinzublicken, um sein Karaktergemälde zu vervollständigen. Da die Ehe und der gesellige Standpunkt der Frauen die Hauptstütze des häuslichen Lebens ist, so will ich diese zuerst betrachten. Es ist auf Java, besonders im Mittelstande üblich, daß der Mann für seine Frau einen bestimmten Preis bezahlt, sich also, um mich anders auszudrücken, dieselbe erkauft. Selbst die Europäer, welche sich eine Haushälterin nehmen, müssen den Eltern derselben gewöhnlich eine Summe von 50 Gulden geben, d. h. wenn das Mädchen noch Jungfrau ist. War sie jedoch schon bei einem andern Manne, so stehen die Eltern von dem Kaufpreise ab. Die Javanen betrachten eine solche Verbindung wie eine eheliche und finden deshalb nichts Entehrendes darin. Wie auffallend ein solcher Kauf auch dem Europäer erscheint, so ist doch diese Sitte durch den ganzen Archipel verbreitet und findet sich noch weiter hinaus bei Völkern, deren Klima und Race von dem der Javanen sehr verschieden ist. Auf Sumatra, bei den Hindus, bei den Abizoniern wird ein förmlicher Kauf-Contract zwischen dem Bräutigam und den Eltern geschlossen. Wer auf der Bali den Kaufpreis nicht erschwingen kann, muß dem Schwiegervater als Sklave dienen. Auf Umalaschka, bei den Kirglsen, in China wird ebenfalls durch einen Geldkauf von den Eltern die Braut erworben. Aehnliche Sitten finden wir bei den Irokesen, Jakuten, und bei den Negern am Senegal. Wie gehässig uns auch diese Sitte erscheint, so würden wir dennoch irren, wenn wir aus ihr folgern wollten, daß die Frauen auf Java eine niedere, ungünstige Stellung einnähmen. Sie leben mit ihren Männern in völliger Gleichheit und ihr Loos ist glücklicher als das der Frauen fast aller andern ostindischen Völker. Sie werden nicht abgesondert oder mit morgenländischer Eifersucht hinter Schloß und Riegel bewacht. Sie werden weder mit Härte, noch Mangel an Achtung behandelt. Sie sind die gleichstehenden Genossinnen des Mannes, und theilen Ehre und Arbeit mit ihm. Dagegen sind sie häuslich, arbeitsam, und verstehen den Landbau, die Hauptbeschäftigung der Javanen, oft besser als ihre Männer. Diese Häuslichkeit der Frauen erstreckt sich bis in die höchsten Stände, wo Weberei die Hauptbeschäftigung bildet. Die Frauen leben hier zwar mehr zurückgezogen und entziehen sich gewöhn-

lich den Augen Fremder, doch mehr in Folge ihrer Schamhaftigkeit, als eines Zwanges von Seiten des Mannes. Bei feierlichen Gelegenheiten jedoch erscheinen sie, nehmen in und außer dem Hause an Belustigungen Antheil und machen die Wirthin, wenn diese letzteren von ihrem Manne veranstaltet werden. Auch von Europäern nehmen sie Besuche an. Häufig hörte ich von den letzteren das durchaus anständige und sittsame Wesen derselben rühmen, womit auch meine Erfahrungen übereinstimmen. Strenger bewachen die Malaien ihre Frauen und entziehen sie argwöhnischer den Blicken Anderer. Der innigere Verkehr dieser Völker mit den Arabern mag diesen Gebrauch veranlaßt haben. Auf anderen Inseln des Archipels stehen die Frauen in noch größerer Hochachtung. Auf Celebes nehmen sie an allen öffentlichen Verhandlungen Antheil. Die Frau des Königs von Sopong, eines buginesischen Staates, ist regierende Königin von Lawi. Die Königin von Boni auf Celebes bot noch vor Kurzem dem holländischen Gouvernement Trotz und kämpfte mit großem Nachdruck für ihre Selbstständigkeit. Auf Amboina war früher neben dem eigentlichen König ein Frauenkönig, der Latumanina, welcher, von einer Königstochter geboren, die Stelle eines Vormunds und Fürsprechers aller Frauen vertrat. In einer Provinz von Siam werden die Frauen allein Regentinnen. Wenn wir hier auch eine Aehnlichkeit im Volkskarakter mit den Völkern germanischen Stammes entdecken, so unterscheiden sich doch diese wieder sehr von den Javanen rücksichtlich der Heiligkeit, in welcher die Ehe bei ihnen steht. Die Scheidung ist von den einheimischen Priestern für eine geringe Summe Geldes leicht zu erkaufen. Auf dem benachbarten Sumatra, Borneo, Malacca, Celebes wird die Ehe viel heiliger und unverbrüchlicher gehalten als hier. Häufig kommt es bei einer Javanin vor, daß sie sich viermal von einem Manne scheiden läßt, um den Tag darauf einen Andern zu heirathen. Mir wurde eine Frau gezeigt, welche kaum 26 Jahr alt zu sein schien und zum achten Male verheirathet war. Da der überaus fruchtbare Boden so sehr leicht die nöthigen Mittel zum Lebensunterhalt liefert, so ist hierdurch den Frauen der Schutz ihrer Männer mehr entbehrlich gemacht, welchen sonst das Geschäft der Ernährung der Familie obliegt. Wie man sieht machen sie reichlich von der Selbstständigkeit Gebrauch, welche

ihnen die umgebende Natur bietet. Man sollte glauben, daß durch eine solche Liederlichkeit und Entweihung eines der heiligsten Bande, das häusliche Leben, durchaus ruinirt würde, eine Annahme zu welcher die herrschende Polygamie noch mehr auffordert. Doch wird auf Java von der Erlaubniß, welche die Lehre Muhameds hierzu ertheilt, wenigstens kein übertriebener Gebrauch gemacht. Die Leichtigkeit, seiner Frau ledig zu werden, und eine geliebtere zu erhalten, mag dieß hauptsächlich veranlassen. Der Berg-Javane, der niederen Standes, der Landmann hat elten mehr als eine, niemals aber über zwei Frauen. Nur die Fürsten haben sehr viele Frauen und neben diesen oft noch Concubinen (goundiks). Uebrigens blickt selbst durch diese polygynischen Verirrungen ein Schimmer der Monogamie hindurch. Eine Frau ist gewöhnlich die Erste, welche alle Ehren des Mannes theilt; die übrigen Frauen gehorchen dieser, sind ihre Dienerinnen, oft sogar, wie fast immer die goundiks, ihre Sklavinnen. Diese vornehmste Frau ist gewöhnlich ihrem Manne ebenbürtig. Niemand würde es wagen, die Tochter eines Ebenbürdigen zur zweiten oder dritten Frau zu verlangen. Daß die weibliche Sittsamkeit hierdurch ruinirt wird und das Weib selbst erniedrigt, sieht man leicht ein. Besonders hat die Verderbniß der Sitten in den Hauptstädten, den Sitzen der Fürsten um sich gegriffen. Vornehme Frauen haben nicht selten mit andern Männern Verhältnisse, welche häufig wenigstens der Mann ignorirt d. h. wenn der Nebenbuhler einen höheren Rang als er bekleidet. Hierzu kommt auch, daß der Charakter der Javanen nicht so zur Eifersucht geneigt ist, wie der der Javaninnen. Wenn sich der hintergangene Gemahl rächt, so ist hieran mehr die Verletzung seines Ehrgefühls als eigentliche Eifersucht Schuld, während er jedoch jeden Augenblick bereit ist, eine Beleidigung oder Kränkung, welche seiner Frau widerfuhr, auf das blutigste zu bestrafen. Der Fürst von Madura wurde im Jahr 1718 durch seinen Bruder, welcher sich gegen ihn empört hatte, entthront und beschloß holländische Hülfe in Anspruch zu nehmen. Er ging zu diesem Entzweck an Bord einer holländischen Fregatte, welche auf der Rhede vor Surabaya lag. Mit ihm erschien die Fürstin nebst Gefolge auf dem Verdecke. Der Kapitain des Schiffes näherte sich dieser und küßte sie, einer damaligen Sitte gemäß, auf den

Hals. Die Fürstin, welche dieß unverträglich mit ihrer Ehre hielt oder doch für dieselbe fürchtete, stieß einen lauten Schrei aus. Augenblicklich stürzte der Fürst auf den Kapitain zu und erstach ihn, während das maduresische Gefolge sich mit einem lauten Amok auf die Schiffsmannschaft stürzte. Diese aber erwiderte so tapfer den Angriff, daß der Fürst und ein großer Theil seines Gefolges umkam. Seinen Kopf, welchen man abgeschlagen hatte, sandten sie nach Surabaya.

Wie groß auch immer die Verderbniß der Sittlichkeit der Frauen in den Residenzen der Fürsten und den Etablissements der Europäer ist, so sind doch auf dem Lande, bei den Javanen mittlern und niedern Ranges die Sitten von einer wahrhaft kindlichen Reinheit. Das Verhältniß der Eltern und Kinder wird bei den civilisirtesten Völkern nicht so heilig gehalten, als bei den Javanen. Die Herrschaft jener erstreckt sich über ihre ganze Lebenszeit und zeichnet sich durch Güte, Treue und Aufopferungsfähigkeit aus, der Gehorsam dieser, ihre Ehrfurcht und ihre Liebe sind unverbrüchlich. Kein Fehler, kein Laster, keine Schandthat ist in den Augen der Javanen so groß, als Mangel an Liebe von Seiten der Eltern, und an Gehorsam und Ehrerbietung von Seiten der Kinder. Beide werden auch als untrennbar betrachtet. Jenes alte Gesetz gegen die Zauberei, welches ich anführte, befiehlt, mit den Eltern auch die Kinder des Schuldigen zu tödten, wodurch schon jener innige Zusammenhang angedeutet wird. Der Sohn setzt sich niemals in Gegenwart des Vaters, und der Susuhunan (Kaiser) oder Sultan nennt den General-Gouverneur von Java, wenn er ihm schreibt „Großvater", welchen Namen er als den höchsten, ehrendsten Titel betrachtet. Die innere Geschichte lehrt mit oft blutigen Zügen, daß Eltern und Kinder fast immer als Eine Person betrachtet werden. Wird der Sohn bestraft, so trifft den Vater dieselbe Strafe und umgekehrt.

Der Sultan von Java ließ 1811 seinen ersten Minister tödten, kurz darauf auch dessen bejahrten Vater, welcher durchaus schuldlos war und niemals Antheil an Staatsgeschäften genommen hatte. Der Sohn desselben Sultans fiel bei seinen Vater in Ungnade, der nun auch die Mutter, welche die erste Frau war, ihres Ranges beraubte und sie seinen niedrigsten Frauen gleichstellte. Als später das Mißvergnügen gegen den

Sohn noch zunahm, wurde die Mutter durchaus verstoßen und in ein Gefängniß verwiesen. Kurz darauf starb der Vater, und der Sohn, welcher ihm succedirte, erhob nun den Namen seiner Mutter wieder über den der Königin. Dieselbe Liebenswürdigkeit, welche die Javanen rücksichtlich des elterlichen Verhältnisses zeigen, karakterisirt auch das Verhältniß zwischen Geschwistern, besonders wenn diese eine gemeinschaftliche Mutter besitzen. Auf Java zeigt die Geschichte nur wenige Beispiele von Bruderzwist, obgleich die von dem Westen Indiens so reich daran ist. Wird ein Bruder in Folge eines solchen Streites besiegt, so werden seine Mitschuldigen getödtet, er selbst aber bleibt unangetastet. Gegen die Regierung des Sultan Tagalarum, eines schlechten Fürsten, empörte sich sein Bruder Pangerang Alet und verlor im Kampfe das Leben. Der Sultan gerieth deßhalb in heftige Trauer und brachte sich eine bedeutende Wunde am Arme bei, um hierdurch den unverschuldeten Tod seines Bruders zu büßen. Auf vielen anderen Inseln des Archipels haben die bezeichneten Verhältnisse dieselbe Heiligkeit. Von Celebes hat die Geschichte ein schönes Beispiel geschwisterlicher Liebe aufbewahrt. Batara Toja wurde im Jahre 1714 zur Königin von Boni erhoben. Aus Liebe zu ihrem Bruder, welcher den Thron inne zu haben wünschte, resignirte sie zu dessen Gunsten. Als dieser Fürst, seines unwürdigen Betragens wegen, vom Thron gestoßen wurde, erwählte man seine Schwester, welche durch ihre Regententugenden ausgezeichnet war, von Neuem, worauf sie ihrem Bruder zum zweiten Male die Regierung überließ.

Die Javanen besitzen eine warme Vaterlandsliebe; lebhaft behaupten sie dieß von sich, sprechen mit Begeisterung von ihrer vormaligen geschichtlichen Größe und mit hoher Ehrerbietung von den Helden, welche in ihren Poesien besungen werden. Dennoch aber ist ihnen ein zur Thatkraft begeisterndes patriotisches Gefühl durchaus fremd. Zwar trennt sich der Javane nie oder unendlich schwer von dem Orte seiner Geburt, Verbannung ist ihm die schrecklichste Strafe; er hängt auch mit warmer Liebe an seinem Stamme, oder seinen Dörflingen; eines Patriotismus in unserm Sinne jedoch, eines begeisternden Gefühles für eine Idee, ist er durchaus unfähig. Nicht auf Gegenstände, welche dem Menschen erst in Folge der Bildung oder der Reflexion werth werden, ist

seine Liebe gerichtet, welche sich nur auf nahe liegende, schon durch den innersten Instinkt geheiligten Bande bezieht. Darin hat es auch seinen Grund, daß der Javane keine Idee von Freundschaft, in unserm Sinne, hat; ja seine Sprache hat nicht einmal ein Wort dafür. Er übersetzt das Wort „Freundschaft" mit **hiktas** oder **kasanakkan**. Jenes Wort jedoch bezeichnet Unterwerfung und wird von dem, freilich oft innigen, Verhältnisse gebraucht, welches den Abhängigen mit seinem Häuptlinge verbindet. Das Wort **kasanakkan** bezeichnet ein verwandschaftliches Verhältniß. Auch die malaische Sprache hat kein eigenes Wort für Freundschaft. **Sohbat**, dessen Bedeutung dem Begriffe derselben am nächsten kommt, ist ein arabisches Wort und **perdameian** bezeichnet nur ein friedliches Verhältniß zwischen zwei Personen.

XII.

Goethe's Controverse mit Lavater

in Briefen von 1776 bis 1782,

oder

der schöne Geist und die fromme Seele.

Von

Professor Dr. Troxler.

Ulrich Hegner gab vor einiger Zeit im Drucke heraus „Beiträge zur nähern Kenntniß und wahren Darstellung Johann Kaspar Lavater's aus Briefen seiner Freunde an ihn und nach persönlichem Umgang. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung."

Das kernhafte Büchlein und auch sein geistreicher Verfasser, welchen ich einmal von Tieck für den ersten schweizerischen Dichter erklären hörte, scheinen in Deutschland wenig oder wenigstens nicht, wie sie verdienten, bekannt zu sein. Es ist dieß um so mehr zu bedauern, da in den Beiträgen Briefe von den ersten Summitäten der deutschen Literatur, wie Goethe, Herder, Wieland, Stolberg, Jakobi u. s. w. vorkommen und eine Menge geschichtlich interessanter Notizen enthalten sind.

Sowohl das Schriftchen besser in die deutsche Literatur einzuführen, als um des Gegenstandes selbst willen, wollen wir hier im Auszuge vorlegen, was sich auf den denkwürdigen Contrast von Goethe's und Lavater's religiösen Meinungen und Ansichten bezieht. Solch' ein Auszug, dachten wir, dürfte nebst dem Lichte, welches von ihm über das Verhält-

niß von zwei so bedeutungsvollen Persönlichkeiten ausgeht, noch ein ganz besonderes Zeitinteresse haben, da hier so recht eigentlich die ersten Wurzelsprossen der Emancipationsschule des Fleisches oder der deutschen Opposition gegen die Oberherrschaft eines geistlichen Geistes zu Tage kommen. Jedem Urtheil uns fern haltend, beschränken wir uns darauf, die acta apostolorum vorzulegen. Wenn dies auch nur in Beziehung auf eine Seite geschieht, wenn wir nämlich hier nur Goethe's Briefe an Lavater zusammenstellen, so wird dieß für unsern Zweck genügen, und auch die Lesewelt befriedigen können, indem der Glaube und die Lehre, welche Lavater, diese schwungvolle Alpenseele, vertheidigt, und Goethe, dieser prismatische Geist, bestreitet, als bekannt oder nicht erkennbar dürfen vorausgesetzt werden. Ton und Farbe wie Wesen und Form dieses Briefwechsels wird man beachtenswerth, und das Zeitalter wie die Persönlichkeiten karakterisirend finden.

Goethe an Lavater

22. Jänner 1776.

Wenn ich Dich ein ander Mahl um was frage, so antworte Du mir! Warum wegen Herders an Luise?! Transeat cum caeteris propheticis erroribus!

22. Februar 1776.

Alle deine Ideale sollen mich nicht irre führen, wahr zu sein und gut und böse, wie die Natur.

16. September 1776.

Wenn ich Dich künftig frage, so antworte mir. Es kann alles gut sein, was Du denkst und wähnst; aber wenn ich Dich frage, mußt Du nie Weibern antworten; wie man auch denn nie schreiben soll als dem, mit dem man gelebt hat und nur in dem Maaß, als man mit ihm gelebt hat.

*

Du nimmst in Liebe zu mir ab, schreibst mir nur, wenn Du mich brauchst. Merk Dir das und gönne mir auch eine gute Stunde.

*

Du lässest allen Dreck stechen.*)

8. Jänner 1778.

Es sind herrliche Sachen drinn (Physiognomik), die mir wohl gethan haben. Wenn mir nur der Lavaterianismus, das Hetzen, Trümpfe drauf setzen, Schimpfen, mit Wolken fechten nicht gleich wieder den guten Eindruck verschunden hätten.

*

Dein Durst nach Christo hat mich gejammert. Du bist übler dran als wir Heiden; uns erscheinen in der Noth doch unsre Götter.

*

Zimmermann und ich waren trefflich zusammen, Du stellst Dir dieß vor und ich hätte vielerlei zu sagen, wenn du nicht jedermann meine Briefe wiesest. Es kann wohl Deine Art sein, auch unterhaltend für andere, aber ich kann nicht leiden, daß meine Briefe einem Menschen das offenbaren, dem ich den zehnten Theil davon nicht mündlich sagen würde.

*

Nicht allein vergnüglich, sondern gesegnet uns beiden soll unsre Zusammenkunft sein. Für ein paar Leute, die Gott auf so unterschiedene Art dienen, sind wir vielleicht die Einzigen. Ich denke, wir wollen zusammen mehr überlegen und ausmachen, als ein ganz Concilium mit seinen Pfaffen, Huren und Mauleseln. Eins werden wir aber doch wohl thun, daß wir einander unsere Particularreligionen ungehudelt lassen. Du bist gut darinne, aber ich bin manchmal hart und unhold, da bitt' ich im voraus um Geduld.

*

Ich denke auch aus der Wahrheit zu seien, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne und Gott habe Geduld mit mir wie bisher.

*

*) Dieß bezieht sich auf die Bilder in der Physiognomik.

Gegen Deine Messiade hab' ich nichts; sie liest sich gut, wenn man einmal das Buch mag; und was in der Apokalypse enthalten ist, drückt sich durch Deinen Mund rein und gut in die Seele, wie mich dünkt. Wozu denn aber die ewigen Trümpfe, mit denen man nicht sticht und kein Spiel gewinnt, weil sie kein Mensch gelten läßt.

10. März 1777.

Das Gedicht an Luise ist das beste, was Du je gemacht hast. Noch einige kalte Bäder und etwas Roborantia und Du bist ein unverbesserlicher Bruder; Du kannst Gutes thun und Du willst.

*

Lieber Lavater, eine Bitte! Beschreibe mir mit der Aufrichtigkeit eines Christen aber ohne Bescheidenheit — Gerechtigkeit ist gegen die, was Gesundheit gegen Kränklichkeit — Deine ganze That wider den Landvogt Grebel; was Deine Schrift oder Rede veranlaßt, was darauf erfolgt ist, plutarchisch — damit ich Dich mit Deiner That messe, Du braver Geistlicher! Du theurer Mann! Eine solche That gilt hundert Bücher und wenn mir die Zeiten wieder auflebten, wollte ich mich mit der Welt wieder aussöhnen. Schreibe mir's ganz, ich beschwöre Dich — um Deinetwillen.

7. Februar 1780.

Ich muß sagen, je mehr ich die ersten Kapitel Deiner Offenbarung lese, je mehr gefallen sie mir; auch finden sie bei Jedermann Beifall. Nicht so ist's mit der zweiten Hälfte des Buchs.

6. März 1780.

Deine Offenbarung findet überall vielen und den rechten Beifall, wegen des übrigen sei unbesorgt. Dein Buch muß sein und bleiben, was es ist. Meine Grillen gehören nicht hieher, denn wenn mir auffällt, daß durch den Text sowohl als Deine Arbeit die rasche Gesinnung Petri, worüber Malchus ein Ohr verlor, durchgehet, so hat das bei tausend und tausenden nichts zu bedeuten. Ich will auch nicht behaupten,

daß mein Gefühl das reinste ist; ich kann mich aber nicht überwinden, den Inhalt des Buchs für evangelisch zu halten. Jetzt, da es andere lesen und mir sagen, wie es ihnen vorkommt, sehe ich erst recht die treffliche Art, wie Du es behandelt hast und Dein poetisches Verdienst bei der Sache ein.

*

Daß Du so geplagt bist mit kleinen Geschäften ist nun einmal Schicksal. In der Jugend traut man sich zu, daß man den Menschen Palläste bauen könne, und wenn es um und ankommt, so hat man alle Hände voll zu thun, um ihren Mist beiseite zu bringen.

*

Daß Du mit meinem Jery nichts Gemein hast, versteht sich; ich dachte nicht, daß Du's lesen würdest. Es sind so viele Stufen, Treppen und Thüren von Deiner Giebelspitze bis zu so einem Hauswinkelchen, die Du, Gott sei Dank, nie auch nur aus Neugierde herunter gehen kannst.

*

Des armen Schlesischen Schafs (Haugwitz) erbarme sich Gott — und des Lumpenpropheten (Kaufmann) der Teufel.

6. Juni 1780.

Alle, auf die der Kerl (Kaufmann) gewirkt hat, kommen mir vor, wie vernünftige Menschen, die einmal des Nachts vom Alp beschwert worden sind und bei Tage sich keine Rechenschaft davon zu geben wissen. Hüte Dich vor dem Lumpen, und wenn Du je wieder Anlaß haben solltest, ihn aufzunehmen, so bedenke auch vorher dabei, daß ich von dem Augenblick an aufhören werde, gegen Dich frei und offen zu sein.

3. Juli 1780.

Wieland ist gegen Dich sehr gut gesinnt. Er hat seine Launen und bedenkt, sonderlich in Prosa, nicht immer, was er schreibt. Ich weiß es zwar nicht, aber es ist möglich, daß Dir zu Ohren gekommen ist, er habe in der einen und andern Stelle Dich zu necken geschienen.

Es ist aber gewiß nichts als eine Art von humoristischem Leichtsinn, der sich dieses und jenes ohne Consequenz erlaubt. Ich habe ihn geradezu selbst gefragt und er hat mich versichert, daß er sich keiner als guter Gesinnungen gegen Dich bewußt sei.

Sein Oberon wird, so lang Poesie Poesie, Gold Gold, Kristall Kristall bleiben wird, als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden. Ob er Dir etwas sein wird, glaub' ich nicht.

Von Hirzeln hab' ich den zweiten Theil seines philosophischen Weltweisen nicht erhalten. Sag ihm, daß ich darüber betrübt sei. Es ist dieß aber eine Lüge — denn es ist scheußlich, was der Mensch von sich gibt.

24. Juli 1780.

Was Deine dickhirnschaligten Wissenschaftsgenossen in Zürich betrifft, und was sie von Menschen, die unter einem andern Himmel geboren sind, reden, bitt' ich Dich ja nicht zu achten. Die größten Menschen, die ich gekannt, und die Himmel und Erde vor ihrem Blicke frei hatten, waren demüthig und wußten, was sie stufenweis zu schätzen hatten. Solches Kandidaten- und Klostergesindel ziert allein der Hochmuth. Man lasse sie in der Schellenkappe ihres Eigendünkels sich ein wechselseitiges Concert vorrasseln. Unter dem republikanischen Druck und in der Atmosphäre durchrauchter Wochenschriften und gelehrter Zeitungen würde jeder vernünftige Mensch toll. Nur Einbildung, Beschränktheit und Albernheit erhält solche Menschen gesund und behaglich.

*

Daß Du Freude an meiner Iphigenia gehabt hast, ist mir ein außerordentliches Geschenk. Da wir mit unsern Existenzen so nahe stehen und mit unsern Gedanken und Imaginationen so weit auseinander gehen, und wie zwei Schützen, die mit den Rücken an einander lehnend nach ganz verschiedenen Zielen schießen, so erlaub' ich mir niemals den Wunsch, daß meine Sachen Dir etwas werden könnten. Ich freue mich deswegen recht herzlich, daß ich Euch mit diesem wieder an's Herz gekommen bin.

23. August 1780.

Ich bin Dein immer bewegter, im Höchsten und Niedrigsten, in Weisheit und Thorheit umgetriebener G.

13. October 1780.

Deine Schrift über Wasern ist nunmehr bei mir angekommen. Es ist ein Meisterstück von Geschichte und ich darf wohl sagen, daß Du als Mensch, Bürger und Schriftsteller mich mehr dabei interessirt hast, als selbst der Held. Ich meine noch nie so viel Wahrheit der Handlung, solchen psychologischen und politischen Gang ohne Abstraction beisammen gefunden zu haben, und eins von den größten Kunststücken, das Dich aber die Natur und der Ernst der Sache gelehrt hat, ist jene anscheinende Unpartheilichkeit, die sogar widrige Fakta mit der größten Naivetät erzählt, jedem seine Meinung und sein Urtheil frei zu lassen scheint, da sich doch am Ende jeder gezwungen fühlt, der Meinung des Erzählers zu sein.

19. Februar 1781.

Knebel liebt Dich so zärtlich als man kann, und nimmt einen weit nähern Antheil an den zart gesponnenen Saiten Deines Wesens, als mir selbst bei meiner viel gröbern Natur nicht gegeben ist. Er hat mir zuerst nach seiner Rückkunft mit sehr treffender Wahrheit verschiedene Dinge, mit denen ich nicht stimme: daß Du giebst, was Du hast und nicht hast, die ewige Spedition, wodurch Du immer raubst und giebst, zugleich nutzest und compromittirst — diese hat er mir so schön zurecht gedacht, daß ich seit der Zeit mit Dir einiger bin als jemals. Durch ihn ist mir erst recht lebhaft geworden, daß man Dir, dem ewigen Geber, nichts geben kann, was man Dir nicht für andre giebt, daß man Dir nie wieder vergelten wird, was Du moralisch und politisch für Deine Freunde und für uns besonders thust. Darüber hat er oft mit mir gesprochen und seine theilnehmende Seele hat mir zu Beobachtungen vieler Schattirungen in Dir verholfen, der ich mir selbst überlassen gewisse Strahlenbrechungen zu stark und andre zu wenig sehe.

*

Ja, lieber Bruder, Du könntest mich schon von manchem fliegenden Fieber des Grimms reinigen; was könnte nicht die Liebe des Alls, wenn es lieben kann, wie wir lieben. —

In mir reinigt sichs unendlich, und doch gestehe ich gerne, Gott und Satan, Himmel und Hölle, die Du so schön bezeichnest, in mir Einem!

*

Adieu, liebster der Menschen. Spreche manchmal einen Segen auf meine Büste, daß ich auch das genieße. Schreibe mir viel und stiehl Dir eine Viertelstunde für mich. Ich heiße Legion. Du thust vielen wohl, wenn Du mir wohl thust.

9. April 1781.

Wohl sagst Du, daß der Mensch Gott und Satan, Himmel und Erde, Alles in Einem sei; denn was sind diese Begriffe anders als Concepte, die der Mensch von seiner eignen Natur hat? —

In dem Buche des erreurs et de la verité, das ich angefangen habe, welche Wahrheit und welcher Irrthum! Die tiefsten Geheimnisse der wahresten Menschheit mit Strohseilen des Wahnes und der Beschränktheit zusammengehängt.

22. Juni 1781.

Zuvörderst danke ich Dir, Du Menschlichster! für Deine gedruckten Briefe. Es ist natürlich, daß sie das Beste von allen Deinen Schriften sein müssen. Wie Du vorausgesehen hast, nehmen Dir viele und auch gute Menschen diesen Schritt übel; doch Du weist am besten, was Du thun kannst, und fühlst wohl, daß Dir erlaubt ist, was keinem. Das Menschliche und Dein Betragen gegen Menschen darinnen ist sehr liebenswürdig und mich macht es recht glücklich, daß ich keine Zeile anders lese als Du sie geschrieben hast, daß ich den innern Zusammenhang der mannichfaltigen Aeußerungen erkenne; denn für den eigentlichen Menschenverstand, was man gewöhnlich so nennt, und woraus eine gewisse Gattung von Köpfen die andern modelt, ist und bleibt auch hierin, wie in allen Deinen Sachen, vieles unzusammenhängend und unverständlich. —

Selbst Deinen Christus hab' ich noch niemahls so gern als in diesen Briefen angesehen und bewundert. Es erhebt die Seele und giebt zu den schönsten Betrachtungen Anlaß, wenn man Dich, das herrliche kristallhelle Gefäß mit der höchsten Inbrunst fassen, mit Deinem eignen hochrothen Tranke schäumend füllen und den über den Rand hinübersteigenden Gischt mit Wollust wieder schlürfen sieht. Ich gönne Dir gern dieses Glück, denn du müßtest ohne dasselbe elend werden. — Bei dem Wunsch und der Begierde in einem Individuum alles zu genießen, und bei der Unmöglichkeit, daß Dir ein Individuum genug thun kann, ist es herrlich, daß aus alten Zeiten uns ein Bild übrig blieb, in das Du Dein Alles übertragen, und in ihm Dich bespiegeln, Dich selbst anbethen kannst. Nur das kann ich nicht anders als ungerecht und einen Raub nennen, der sich für Deine gute Sache nicht ziemt, daß Du alle köstlichen Federn der tausendfachen Geflügel unter dem Himmel ihnen, als wären sie usurpirt, ausraufst, um Deinen Paradiesvogel ausschließlich damit zu schmükken; dieses ist, was uns nothwendig verdrießen und unleidlich scheinen muß, die wir uns einer jeden durch Menschen und den Menschen offenbarten Weisheit zu Schülern hingeben, und als Söhne Gottes ihn in uns selbst und in allen Kindern Gottes anbethen*). —

Ich weiß wohl, daß Du Dich darum nicht ändern kannst, und daß Du vor Dir selbst recht behältst; doch finde ich es auch nöthig, daß da Du Deinen Glauben und Deine Lehre wiederholend predigst, Dir auch den unsrigen als einen ehernen bestehenden Fels der Menschheit wiederholt zu zeigen, den Du und eine ganze Christenheit mit den Wogen eines Meeres übersprudeln, aber weder überströmen noch in seinen Tiefen erschüttern könnt. Verzeihe mir, daß ich Dir begegne, wie Du Gassnern, und laß mich Nervenbehagen nennen, was Du Engel nennst.

Dein 122ster Brief über Dich selbst ist vortrefflich und Du verfehlst Deines Endzweckes nicht, Dich durch diese Aeußerungen Deinen Freunden und Liebsten immer näher und näher zu bringen, vor ihnen immer wahrer und ganzer zu erscheinen, und Dein Reich auf dieser Welt immer

---

*) Ist das nicht Hegelsche Christologie vor Hegel? Heine's Hellenismus im Gegensatz zu Juda- und Christianismus?

mehr auszubreiten, indem Du jedermann überzeugst, daß es nicht von dieser Welt ist.

Deine Poesien sind mir auch als Aufschluß Deines Innersten und als Bild Deines äußern Lebens sehr willkommen. Mit gutem Vorbedacht hast Du sie Deinen Freunden gewidmet, denn sie schließen sich so an Deine Individualität an, daß jemand, der Dich nicht liebt und kennt, eigentlich nichts damit zu machen weiß. Ich hab es etliche Mal versuchen wollen, in Gegenwart guter Menschen, denen Du aber fremd bist, einige von diesen Gedichten zu lesen, und habe dann recht gefühlt, wie das Eigenste davon gar nicht übergeht.

*

Schließlich bitt' ich Dich, fortzufahren, mir mit Deinem Geiste und Deiner Art nützlich zu sein, und mir, wenn Du etwas über, von oder wider mich weißt, es nicht zu verhehlen, sondern wie bisher und wo möglich noch mehr, eine gute und lebendige Wirkung unter uns zu erhalten.

3. December 1781.

Man ist niemals im Stande, dem Freunde das von sich zu schreiben, was ihm am interessantesten wäre, weil man eigentlich selbst nicht weiß, was an Einem interessant ist.

*

Du machst mir wohl, daß Du sagst, daß Du gesund bist. Erhalt uns Gott lange auf dieser schönen Welt und in Kraft, ihm zu dienen und sie zu nutzen. Mit mir stehts auch gut, besonders innerlich. In weltlichen Dingen erwerb ich täglich mehr Gewandtheit und vom Geiste fallen mir täglich Schuppen und Nebel, daß ich denke, er müsse zuletzt ganz nackend da stehen und doch bleiben ihm noch Hüllen genug.

*

Die letzten Tage der vorigen Woche habe ich im Dienste der Eitelkeit zugebracht. Man übertäubt mit Maskeraden, und glänzenden, oft eigne und fremde Noth. Ich traktire diese Sachen als Künstler und so gehts noch. Wie Du die Feste der Gottseligkeit ausschmückst, so schmücke

ich die Aufzüge der Thorheit. Es ist billig, daß beide Damen ihre Hofpoeten haben.

20. Juli 1782.

Da ich zwar kein Widerchrist, auch kein Unchrist, doch ein dezidirter Nichtchrist bin, so haben mir der Pilatus u. s. w. widrige Eindrücke gemacht, weil Du Dich gar zu ungebertig gegen den alten Gott und seine Kinder stellst. Deinen Pilatus habe ich sogar zu parodiren angefangen. Ich habe Dich aber zu lieb, als daß es mich länger als eine Stunde hätte amüsiren können.

Drum laß mich Deine Menschenstimme hören, damit wir von dieser Seite verbunden bleiben, da es von der andern nicht geht.

9. August 1782.

Wenn ich vor Dir stünde, so würden wir in einer Viertelstunde einander verständlich sein. Wir berühren uns beide so nah als Menschen können, dann kehren wir uns seitwärts und gehen entgegengesetzte Wege, Du so sichern Schrittes als ich. Wir gelangen einsam, ohne an einander zu denken, an die äußersten Grenzen unseres Daseins. Ich bin still und verschweige, was mir Gott und die Natur offenbart; ich kehre mich und sehe Dich auf einmal das Deinige gewaltig lehrend. Der Raum zwischen uns ist in dem Augenblicke wirklich, ich verliere den Lavater, in dessen Nähe ich wohl auch von dem Zusammenhang seiner Empfindungen und Ideen hingerissen worden, den ich erkenne und liebe; ich sehe nur die scharfen Linien, die sein Flammenschwert schneidet und es macht mir auf den Moment eine widerliche Empfindung. Es ist sehr menschlich, wenn auch nur menschlich Dunkel.

Du hältst das Evangelium, wie es steht, für die göttlichste Wahrheit, mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt und das Feuer löscht, daß ein Weib ohne Mann gebiert und daß ein Todter aufersteht. Vielmehr halt ich dieses für Lästerungen gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur.

Du findest nichts schöner als das Evangelium, ich finde tausend geschriebene Blätter alter und neuer von Gott begnadigter Menschen ebenso schön und der Menschheit nützlich und unentbehrlich, und so weiter.

Nimm nun, lieber Bruder, daß es mir in meinem Glauben so heftig Ernst ist, wie Dir in dem Deinem, daß ich, wenn ich öffentlich zu reden hätte, für die nach meiner Ueberzeugung von Gott eingesetzte Aristokratie mit eben dem Eifer sprechen und schreiben würde, als Du für Dein Einreich Christi schreibst; müßte ich nicht alsdann das Gegentheil von vielem behaupten, was Dein Pilatus enthält, was Dein Buch uns als unwidersprechlich auffordernd ins Gesicht sagt!

Ausschließliche Intoleranz! — Verzeih mir diese harten Worte. Wenn es nicht uns neu verwirrte, so möcht' ich sagen, sie ist nicht in Dir, sie ist in Deinem Buche. Lavater, der unter die Menschen tritt, der sich den Schriftstellern nähert, ist das toleranteste, schonendste Wesen; Lavater als Lehrer einer ausschließlichen Religion, ihr mit Leib und Seel ergeben, nenn es, wie Du willst — Du gestehst es ja selber.

Es ist hier nicht die Rede vom Ausschließen, als wenn das Andere nicht oder nichts wäre, es ist die Rede vom Hinausschließen, hinaus wo die Hündlein sind, die von des Herrn Tische mit Brosamen genährt werden, für die abgefallne Blätter des Lebensbaumes, getrübtere Wellen der ewigen Ströme Heilung und Labsal sind.

Glaub mir, ich habe über Dein Buch Dir viel und weitläufig und gut sprechen wollen, habe manches darüber geschrieben und Dir nicht schicken können; — denn wie will ein Mensch den andern begreifen! —

Laß mich also hiedurch die Härte des Wortes Intoleranz erklärend gemildert haben. Es ist unmöglich in Meinungen so verschieden zu sein, ohne sich zu stoßen. Ja ich gestehe Dir, wäre ich Lehrer der Religion, vielleicht hättest Du eher Ursach, mich der Toleranz mangelnd zu schelten, als ich jezo Dich.

Hauche mich mit guten Worten an und entferne den fremden Geist. Der fremde reicht von allen Enden der Welt her, und der Geist der Liebe und der Freundschaft nur von einer.

4. October 1782.

Daß Du mir in Deinem Briefe noch einmal den Zusammenhang Deiner Religion vorlegen wolltest, war mir sehr willkommen; wir werden nun ja wohl bald einmal einander kennen und in Ruhe lassen.

Großen Dank verdient die Natur, daß sie in die Existenz jedes lebendigen Wesens so viel Heilungskraft gelegt hat, daß es sich, wenn es an dem einem oder andern Ende zerrissen wird, selbst wieder zusammenflicken kann, und was sind die tausendfältigen Religionen anders als tausendfache Aeusserungen dieser Heilungskraft. Mein Pflaster schlägt bei Dir nicht an, Deines nicht bei mir. In unsers Vaters Apotheke sind viele Recepte. Wir sollten einmal unsere Glaubensbekenntnisse in zwei Columnen neben einander setzen und darauf einen Friedens- und Toleranzbund errichten.

(Ueber Pontius Pilatus.)

Alle Kräfte, Fähigkeiten, Empfindung, Abstraktion, alle Wissenschaft, aller Scharfsinn, alles Anschauen, alles tiefe Gefühl der Menschheit und ihrer Verhältnisse und so mehr Vorzüge, die Lavater in einem so hohen Grade besitzt, läßt er zurück, wirft er weg, um dem Unerreichbaren athemlos nachzusetzen. Ich möchte ihn einem Manne vergleichen, der Güter, Geld, Besitzthümer, Weib, Kinder, Freunde alles nicht achtete und vernachlässigte, um einen unwiderstehlichen Trieb nach mechanischen Künsten zu befriedigen und eine Maschine zum Fliegen zu erfinden. Ich weiß, daß dieser Trieb bei ihm unwiderstehlich ist, daß dieses Bedürfniß in jeder Faser seines Herzens schlägt, daß sein ganzes Wesen wie ein trockner Schwamm nach jenem Erhabensten durstig ist, daß der geringste Tropfen der Ahnung jener Seligkeit ihm mehr Freude und Wohllust gewährt, eine Wohllust, die er zu entbehren kaum erträgt, als der Genuß alles übrigen von Gott den Menschen so reichlich gegönnten Guten. Ich weiß das alles, ich kenne ihn; und das Bild seines Daseins, das Bild seines Wesens und seiner Vortrefflichkeit weicht nicht von mir.

24. November 1783.

Lebe wohl und liebe mich Du alter, erfahrner, verständiger, kluger, menschenfreundlicher Arzt, der, wenn es die Noth erfordert, es nicht für Raub hält, zu quacksalbern.

Mit diesem Schreiben Goethe's an Lavater schließt der Briefwechsel, der sich wie vorstehende Briefe zeigen, fast ausschließlich um den Angelpunkt eines tiefen Meinungszwistes in Religionssachen

bewegte. Nach diesem Zeitpunkte scheint es zu einem förmlichen Bruche gekommen zu sein. Es muß von Interesse sein, das Urtheil, welches Hegner, der höchst unbefangene und parteifreie Mann über Goethe und Lavater, so wie über ihre Controverse gefällt hat, zu vernehmen. Wir entheben daher Hegner's Beiträgen die zwei folgenden aufschlußreichen Stellen:

S. 244. Alle Freunde Lavater's, selbst die weniger liebenden, gaben seinem eigenthümlichen Geiste und sittlichen Wesen Ehre; nur sind die meisten weniger zufrieden mit der gespannten Erhebung seines Offenbarungsglaubens und meinen, daß ohne diesen hohen beharrlichen Flug noch mehr aus ihm hätte werden können. Sie sagten und ruften es ihm wohlmeinend zu, ernst und scherzhaft. Aber es half nichts. Er war zu früh mit seinem Ich und seinem Glauben vor die Welt getreten, um sich noch Rückschritte erlauben zu können. Statt sich selbst zu bekehren, versuchte er dieß in Erwiderung an ihnen; denn der Scharfsehende kannte die Freunde so gut als sie ihn, und fand ganz natürlich, daß ebenfalls an ihrem Glauben und Wirken manches folgerechter sein dürfte; was er ihnen auch nicht selten unverholen merken ließ, am Ende sich immer mit dem Schild des Glaubens deckend, unter dessen Schutze er sich selig und unüberwindlich fühlte.

Wer sich nicht selbst bekehrt, wird es nicht auf die Dauer durch andere, und so blieben Lavater und die Freunde in ihren geistigen Ansichten, wie sie waren. Ja, sie neigten sich allmälig zur Kälte, nachdem die Physiognomik geschlossen und besprochen war, und er sich immer mehr auf seine Christuslehre beschränkte.

Die größte Begeisterung für ihn herrschte in den siebenziger und achtziger Jahren, als er noch jung und eignes lieblich, voll Geist und Leben und ungewöhnlicher Produktivität war. Späterhin, als jene wirklich schönen Geister für ihn zu schweigen anfingen, hielt er sich mit gleicher Unbefangenheit an die frommen Seelen und schloß sich mit christlicher Demuth sowohl an die Unzahl der Geringen, als mit Anstand und edlem Muth an die Großen und Vornehmen, die sich mit ähnlichem Bedürfniß an ihn wandten, deren es noch genug gab.

S. 247. Die congeniale Brüderlichkeit, worin Goethe in seiner hamletischen Jugend mit Lavater stand, war ausserordentlich, wie aus seinen Briefen ersichtlich ist; jedoch bei allen gemüthlichen Vereinigungspunkten waren sie stets in Meinungen verschieden und mußten auseinandergehen. Das ist begreiflich; aber daß Goethe in späterer Zeit, als aus dem gemüthlichen Hamlet ein steifer Polonius geworden, den alten Bruder verfolgte, ja zuweilen mit Füßen trat, ist eine fast schauerliche Veränderung.

In einer Anmerkung fügt dann Hegner zu dieser Stelle noch erläuternd bei: —

In Xenien, Briefen u. s. f. Als Goethe 1797 mehrere Tage in Zürich war, machte er Besuche bei Antistes Heß, den Chorherren Rahn und Hottinger, Frau Schultheß, Dr. Lavater, Professor Fäsi, Zeitungsschreiber Bürkli und andern. Lavater selbst aber, den alten Herzensfreund, ignorirte er gänzlich, wandelte sogar auf dem Peterplatz, wo dieser wohnte, hin und her, ohne in sein Haus, wo ihm einst so wohl war, einzutreten, und als Lavater ihn im Gasthofe aufsuchte, nicht antraf und seinen Namen an die Stubenthür schrieb, blieb er gleich unbeweglich. Lavater erzählte mir später dieses selbst mit Bedauern, doch ohne laute Klage. Von Zürich aus schrieb Goethe an den Herzog und andre, ohne des alten gemeinsamen Freundes mit einem Worte zu gedenken. Sogar ist am Ende dieses Reisetagebuches von 1797 eine Schilderung der Schalkheit eingerückt, die zwar anonym, aber auf Lavater gemünzt ist und mit leichter Mühe auf den Verfasser retorquirt werden könnte (Nachlaß III. 133.). Sprach Lavater später auch nicht mehr mit Liebe, doch stets mit Achtung von Goethe und dieser mit Haß und Verachtung von Lavater, so möchte man fragen, auf welcher Seite „schmeichelnde List und herrschsüchtige Klauen" (Brief an Schiller II. 216.) mehr sichtbar seien? — Zur Steuer der Wahrheit muß man jedoch sagen, daß Goethe in der Erinnerung seiner alten Tage (Dichtung und Wahrheit IV.) sich noch einmal freundlicher Gesinnungen nicht erwehren konnte.

Zur Karakteristik der Liebe der Frommen.

Die Betrachtung dieser Liebe, als einer eigenen Gattung von Liebe, glauben wir, lasse sich psychologisch rechtfertigen. In der Schrift

von Hegner ist in dieser Beziehung noch ein Brief der Gräfin Branconi vom 22. Februar 1781 an Lavater gewichtig und merkwürdig. Er lautet so:

Quand je pense à toi, mon ame se confond avec la tienne et je ne vis plus qu' en toi. O toi cheri pour la vie, l'ame de mon ame! Il y a quatre semaines, o souvenir! — Je t'envoye quelque chose, qui te fera plaisir. Je sais combien j'en ai, quand je reçois quelque chose de toi. Ton mouchoir, tes cheveux sont pour moi ce que mes jarretieres sont pour toi. — Toi, qui sait surprendre si agreablement, toi source de tout amour! Tu seul peut porter le nom d'Infinito. — Senza pari. — Comment es tu avec la Escher? as tu été avec elle comme avec moi?! Adio susta della mia vita.

Darüber macht Hegner folgende Bemerkungen:

Auch unter dem zartern, weiblichen Geschlecht war Lavater mit Freundinnen, liebenden Anhängerinnen, geistigen Verehrerinnen reichlich gesegnet. Er fand sie in allen Ständen, vom glänzenden Thron bis zur Hütte der Armuth und verstand es, allen mit Anmuth zu begegnen. Wo so viel Anmuth von außen und innen hervorleuchtete, konnte das weibliche Wohlgefallen nicht ausbleiben, auch fühlte er seine Vorzüge nie besser als im Umgange mit gebildeten Frauen, die ihn verstanden. Da imponirte er ohne abstoßende Anmaßung, mit freier Würde und lenkte die Gemüther, wie und wohin er wollte.

Wo er nicht absichtlich zu gewinnen suchte, welches selten oder nie geschah, war Schmeichelei nicht seine Sache, er sprach und widersprach mit ernster Freimüthigkeit und wußte manche Affectation und eitle Gefallsucht und andere dem schönen Geschlechte oft anhängende Schwächen mit milden Worten zu demüthigen, welches häufiger der Fall war, als man glauben möchte, besonders zur Zeit als die französischen hochadligen Ausgewanderten sein Haus bestürmten. Den englischen Frauen gab er wegen ihrer ernsten und doch holden Weiblichkeit den Vorzug vor allen andern; unterließ es jedoch nicht, auch sie vor ihrem sinnlichen Selbst zu warnen. So schrieb er an Milady Daire, die sonst viel Anziehendes für ihn hatte: „Sie sind ein Weib und alle Weiber, oder beinahe alle, sind schwach und der Gefahr ausgesetzt, schwach zu werden."

Und in einem andern Sinn an eine andere: „Ich halte es lieber mit den Tugendhaften als mit den Heiligen."

Daß Lavater nie über eine Stunde verliebt gewesen, wie er an Zimmermann schrieb, der den Freund kannte, ließ ihm dieser nicht gelten; das sei nicht wahr, erwiderte er. Er hätte auch antworten können, Verliebtheit, die nur eine Stunde dauere, sei weniger achtenswerth als eine von längerer Dauer. Mit jungen Mädchen war er blos scherzhaft, mit Frauen bisweilen mehr; geistige Liebsamkeit schließt die körperliche nicht aus. Es gab Damen von Bedeutung, mit welchen Lavater Strumpfbänder wechselte und solche, die er durch Händeauflegen zur Fruchtbarkeit einsegnen wollte. Doch ging er der Sünde nicht nach, davor bewahrte ihn seine höhere Gläubigkeit. Zum Behuf des Gesagten spreche statt weiteren der Brief der schönen Gräfin Branconi, die solchergestalt zur Freundin zu haben kaum ein Heiliger verschmäht hätte. Aehnliche Aeußerungen liebender Glut sind mehrere vorhanden. — Doch manum de tabula! Wer ein reineres Gewissen hat, werfe den ersten Stein auf ihn!

XIII.

Andreas Gryphius und das deutsche Drama.

Von

Dr. E. Gervais.

Erster Artikel.

„Man hat keinen Geschmack, wenn man nur einen einseitigen Geschmack hat; aber oft ist man desto parteiischer. Der wahre Geschmack ist der allgemeine, der sich über Schönheiten von jeder Art verbreitet, aber von keiner mehr Vergnügen und Entzücken erwartet, als sie nach ihrer Art gewähren kann."

Lessing. Dramaturgie in der Ankündigung S. 7.

Den Dramen des Schlesischen Dichters Andreas Gryphius (geb. 1616 zu Glogau, gest. 1664 ebendaselbst als Landsyndikus des Fürstenthums Glogau) haben zwar Kritiker und Litteraturhistoriker eine ehrenvolle Anerkennung unter gleichzeitigen Produkten der Poesie nicht versagen können, und zugestehn müssen, daß sie zuerst in Deutschland der Tragödie eine Würde gegeben, der alle früheren Versuche dieser Kunstgattung ermangelten; ja man hat Gryphius zuweilen den Vater der neuern dramatischen Poesie der Deutschen genannt. Sehr bedingt ist aber meistens dieses allgemeine Lob bei Beurtheilung der einzelnen Stücke des Dichters ausgefallen, und ihr Werth, wenn die moderne Kritik ihren Maaßstab anlegte, nicht selten darauf reducirt, daß unserm geleuterten Geschmack ihr Inhalt wie ihre Form, die Behandlungsweise, die geringe Theater-

Einsicht wenig oder gar keinen Genuß gewähren könnten. Der feine, sprachfertige, im Ueberreden geschickte A. W. v. Schlegel in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur (Band III. S. 381.) ging in solchem geringschätzenden Urtheil, das die Hochachtung von Gryphius' Zeitgenossen und kurz nach ihm lebenden Autoritäten in der Kritik vernichtete, voraus, und fast alle Hand- und Lehrbücher der deutschen Litteraturgeschichte haben nur wenig modificirt dasselbe, von dem Namen des gefeierten Kritikers verblendet, aufgenommen*). Hören wir Schlegeln mit Aufmerksamkeit und Bewunderung über die Griechische und die Englische Bühne sprechen, doch verkennen wir nicht, daß seine Vorliebe für den großen Englischen Dramatiker, dem er das Verdienstvollste seiner eigenen litterarischen Leistungen zugewendet, ihn ungerecht und einseitig über Verdienste urtheilen läßt, die Kritiker vor ihm sogar in eine Parallele mit Shakespeare gesetzt hatten. Lessing, der bei aller Hochachtung für Shakespeare gegen die Deutschen selbst bei schwachen Leistungen in der dramatischen Litteratur nicht unerkenntlich war, hat leider über unsern Gryphius, den man früh vergessen — und dieß Geschick wenigstens theilt er mit Shakespeare — nirgends sich ausgesprochen, und wir entbehren dadurch mehr als wenn er manches noch so treffliche Urtheil über schlechtre Autoren der Kritik entzogen hätte. Ich sage dieß nicht, um denen das Wort zu reden, die auf Lessings Urtheil wie auf ein Evangelium bauen, oder nach ihm keine gesunde Kritik mehr anerkennen; aber einmal stand Gryphius und dessen Zeitalter für Lessing, um mich so auszudrücken, in der rechten Perspective; und dann gab es von Gryphius bis Lessing keinen Dichter, der wie jener Bahnbrecher und dieser Vollender der dramatischen Kunst in Deutschland Epoche machte. Doch das ist das Bedauernswürdige bei beiden Männern, daß sie den Bestrebungen der unmittelbar vorausgehenden Litteratur-Periode zu geringe Aufmerksamkeit schenkten, und an die gehaltvollern Schöpfungen derselben die eignen anzureihen verschmähten; Hans Sachs hätte für Gryphius, dieser für

*) Der freimüthige, selbstdenkende L. Wachler macht eine Ausnahme, doch bewegt, wie häufig, sein Urtheil sich in zu allgemeinen Ausdrücken. S. Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationallitteratur Bd. II. S. 56. ff.

Lessing ein Gegenstand der Beachtung werden müssen. Ein Kritiker am Ende des 18ten und im Anfange des 19ten Jahrhundert, in dieser Glanzperiode Deutschlands, mußte freilich einen sehr delikaten Geschmack bekommen, und in unsern letzten Decennien auch wohl einen überdelikaten, raffinirten, der Gaumen und Zähne abstumpfte oder nur für gesuchte Erfindungen und seltsame Produkte empfänglich machte, so daß ein Drama von Andreas Gryphius nichts Reizendes und Geschmackhaftes für ihn hatte.

Man erwarte von mir nicht eine Abwägung der verschiedenen Dramen Gryphius' gegeneinander. Mein Bestreben geht vielmehr darauf hin, in allen uns erhaltnen Stücken des zu wenig bekannten Dramatikers die gleichen Vorzüge und Mängel, wie sie nur an mannigfach gewählten Stoffen, in Tragödie, Komödie, burlesker Posse und Singspiel sich uns darbieten, nachzuweisen. Damit dieß keine trockne Aufzählung und ermüdende Wiederholung werde, mag außer dem näheren Eingehen auf die Handlung und die Charaktere mir noch gestattet sein, zu nahe liegenden Bemerkungen, besonders über heutige Zustände und vorherrschende Ansichten in der dramatischen Kunst, abzuschweifen, und hier im Voraus schon auf einige hervorstechende Eigenheiten des Dichters aufmerksam zu machen.

Gryphius' natürliche Anlagen wurden mehr als Andrer durch seine persönlichen Schicksale und sein Zeitalter bestimmt, nicht weil jene eine geringere Kraft besaßen, sondern weil diese gewaltsamer ihn als andere Geister in freiem Geistesschwunge hemmten. Geboren kurz vor den Ausbruche des dreißigjährigen Krieges, fällt sein Knaben-, Jünglings- und erstes Mannesalter in die Drangperiode nicht minder intellektueller als bürgerlicher Zerrüttung und Auflösung. Im fünften Lebensjahre des Vaters, wie er selbst später argwöhnte, durch Gift eines falschen Freundes *), wenige Jahre später der Mutter, an der er zärtlich gehangen,

*) Die Worte des Dichters, welche Bredow: in seinen nachgelassenen Schriften S. 71. anführt, erlauben kaum eine andere Deutung. Eine gründliche Biographie Gryphius' ist, so Schätzenswerthes Bredow im Einzelnen geliefert hat, noch immer ein eben so großes Bedürfniß als eine gute Ausgabe seiner Werke.

dann einer Schwester, eines ältern Bruders, der sich seiner Jugenderziehung angenommen, werther Freunde, Gönner, Beschützer beraubt, frühzeitig und vielfach von Verfolgung, Unglück, Kummer heimgesucht, bis zum Ausgang des Krieges ohne festen Wohnsitz, bald nach dem äußersten Osten, bald nach dem fernsten Westen Deutschlands umhergetrieben, und, mehr aus dieser Heimathlosigkeit als aus freier Wahl bestimmt, längere Zeit in Holland, Frankreich, Italien zu verweilen, prägten diese Schicksale schon dem Jüngling eine ernste düstre Stimmung ein, die ihn in seinem Dichterdrange früher den ernsten Weisen der Lyrik und der strengen Muse der Tragödie sich zuwenden ließ, bis erst im Alter, das ihm ein freundliches Lebensglück bot, die heitere Komödie, das Lust- und Singspiel ihn anzogen. Die traurigen Jugenderlebnisse scheinen auch seinen Hang zum Düstern, Schrecklichen, Gräßlichen, wie seinen Glauben an ein sichtbares Hineinragen der Geisterwelt in die menschlichen Schicksale genährt zu haben. In seinem vierzehnten Jahre, noch auf der Schule, schrieb er „den Kindermörder Herodes" und manche quälende Empfindung, womit die ihn umgebende grauenvolle Wirklichkeit sein Herz beengte, machte seine Phantasie zum Gegenstande der Dichtung. Daß er in der Mitternachtstunde geboren, schien ihm immer sehr bedeutsam. In seinem Tagebuch erzählt er *) vielfache Vorzeichen, die den Tod seines Vaters angekündigt hätten; seinen eignen Tod prophezeite er sich aus einem Traume seiner Frau. Die Vorliebe für das Studium der Anatomie und Metaphysik bezeichnet gleichfalls seine Geistesrichtung. In einer Schrift de spectris, die wie so vieles von seinen Arbeiten verloren gegangen, hatte er ausführliche Gründe über seinen Geisterglauben dargelegt. Wir erkennen ihn noch genugsam aus seinen vorhandnen Tragödien. Abgeschiedne Todte, Gespenstererscheinungen, Träume, Vorahnungen greifen in das Geschick seiner Helden ein und bestimmen deren Handlungsweise. Hätte ein neidisches Mißgeschick uns statt der sieben Tragödien des Dichters nur eine aufbehalten, so würde die Wirkung, welche durch die genannten Elemente des Wunderbaren hervorgerufen wird, bei den Kritikern nicht

---

*) S. Bredow a. a. O. S. 83, wo er die Nachricht Leubschers auf ein Tagebuch Gryphius' bezieht.

nur Gnade gefunden haben, sondern das tief Ergreifende jenes Effektes mit Beifall aufgenommen worden sein. Weil aber in sieben Stücken die gleiche Anwendung davon gemacht ist, eine Anwendung, wie sie bei keinem andern Dramatiker so regelmäßig wiederkehrt, so hat man Gryphius daraus einen Vorwurf gemacht. Eine Einseitigkeit würde es gewiß genannt werden müssen, wenn nicht die Nüancirung in jedem Stücke diese Einseitigkeit in eine Vielseitigkeit von der besten Wirkung verwandelte. So dürfen wir es füglich nur für eine Eigenthümlichkeit halten, an der, wenn sie nirgends störend, sondern vielmehr mit gutem Effect auftritt, keine unbefangne Kritik Anstoß nehmen sollte.

Weniger wird sich im Voraus der Vorwurf beseitigen lassen, den man Gryphius wegen seiner lang ausgesponnenen Reden, überhaupt wegen einer allzugroßen Rhetorik gemacht hat. Wer aber nur einigermaßen die Dichtungen seiner Zeit kennt, weiß, wie eigen derselben diese Fehler waren. Daß unser Dichter auch in dieser Beziehung nicht ganz den Tadel verdient, der ihm so obenweg gemacht worden, hoffe ich bei einzelnen Stücken zur Evidenz bringen zu können.

Als Gryphius' Vorbilder in der äußern Struktur der Tragödie werden Seneca und der Holländische Dramatiker van Vondel angegeben, und — gewiß mit Recht — bedauert, daß ihm die Griechischen Tragiker gar nicht oder zu wenig bekannt gewesen. Ich meine, wenn ich oben der ganzen Ausbildung Gryphius' die Beschränkung durch seine Zeit und deren von einem Opitz beherrschten Geschmack beilegte, darin eine Entschuldigung für alle Fehler, die daraus entsprungen sind, gegeben zu haben. Dem in der Lektüre nichts als Genuß suchenden Leser wird allerdings gleichgültig sein, woher das Mißfallen entsprungen, das er bei einem Autor empfindet, doch vor ihm will ich weder Gryphius' Fehler entschuldigen, noch seine anerkennenswerthen Vorzüge rühmen, sondern denen, die über den Gang des deutschen Dramas von Gryphius' Zeiten bis auf die Gegenwart eine Einsicht zu gewinnen suchen, möchte ich zum richtigern Verständniß durch nachfolgende Bemerkungen, die ich vor längerer Zeit nach dem Durchlesen der Dramen Gryphius' niederschrieb, förderlich sein.

Für die älteste der sieben erhaltnen Tragödien des A. Gryphius wird ohne ganz genügende Gründe: „Leo Armenius oder Fürstenmord" gehalten, die 1646 beendet, aber 1651 umgearbeitet wurde. Diese Umarbeitung gab ihr wohl erst die vollendetere Gestalt, die dieselbe gegen andere gehalten mindestens als eine spätere Arbeit erscheinen läßt. Schon Johann Elias Schlegel in seiner — (von A. W. Schlegel lächerlich gefundenen) — Vergleichung Gryphius' mit Shakespeare, oder eigentlich nur dieses Leo Balbus mit Julius Cäsar*) hat nicht ohne Scharfsinn Vorzüge und Mängel dieser Tragödie auseinandergesetzt. Mit Recht lobt er die Charaktere, zunächst den furchtsamen, weichlichen, unentschlossenen Tyrannen Leo, der vor seinem Feldherrn Michael, der ihn auf den Thron gesetzt, zitterte. Das Bewußtsein seiner Schwäche, die er mit aller Ruhmredigkeit von seinen Thaten vor und nach Erlangung der Kaiserkrone nicht zu verbergen vermag, macht ihn furchtsam; die Furcht läßt ihn einerseits den Tod dessen, der ihn erhöht, wünschen, und verhindert ihn doch andrerseits dem an Kraft Ueberlegnen offen entgegenzutreten, und für die wiederholt und unverholt gezeigte Widerspenstigkeit zu züchtigen. Des Kaisers ganze Feigheit spricht sich in der Maxime aus, daß Verstellungskunst die Basis einer Regierung sei. Nachdem seine Creaturen ihn überredet, Michaels Hochmuth und gefährliches Streben, das in einer offenkundigen Verschwörung Verderben drohe, mit dem Tode zu bestrafen, ist Leo nicht zu bewegen, den Verräther schnell, wie es die Klugheit hier gebietet, aus dem Wege zu räumen; sondern arglistig lockt er ihn in den Pallast, setzt dann selber als Ankläger vor einem Gericht, das aus seinen ergebensten Anhängern besteht, Alles daran die Schuld des Gegners recht gehäßig darzustellen, um ein öffentliches Todesurtheil dadurch zu veranlassen; allein dann wiederum mahnt ihn sein Gewissen wegen Michaels geleisteter Dienste. Er entschuldigt sich vor den Richtern, daß er ihrem Ausspruche trotz der Verdienste, die Michael um ihn habe, nachkommen müsse, er ruft Gott zum Zeugen, wie schwer er sich zu diesem Aeußersten entschließe:

> Doch ihr, dieß Reich, das Recht und unser Blut und Leben
> Die zwingen uns den Mann den Flammen hinzugeben.

*) S. J. E. Schlegels sämmtliche Werke. Bd. III. S. 50 ff.

Als eine Gnade gestattet er, daß man den Verurtheilten im kaiserlichen Hofe den Feuertod erdulden lasse, und rühmt sich seiner Großmuth, als er auf die Bitte Michaels — der schlau im Verzögern Rettung sucht — ihm noch eine Stunde Frist gewährt, um an die Seinen zu schreiben. Er weidet sich nun an der Demüthigung, an den Qualen, die er dem nach Wunsch verurtheilten Gegner bereitet hat:

So recht, er ist gestürzt! Das heißt den Thron gestützt,
Den Feind in Graus zermalmt, sich und sein Blut geschützt,
Den Undank abgestraft, den Frevel überwunden,
Neid in den Koth gedrückt, Verleumdung angebunden!

So macht er in einem Monologe seinem Haße Luft. Allein die Furcht bannt den Schwächling, so lange Michael lebt. Er unterbricht sich also:

Jedoch was reden wir?
Wem traut man? Wandeln wir als frei von Angst allhier?
Weil er noch Athem schöpft, durch dessen Tod wir leben,
Ist nöthig, daß wir selbst genauer Achtung geben.

Und doch ist er wieder nicht stark genug, den Bitten seiner Gemahlin zu widerstehn. Er verschiebt wegen des Christfestes die Verbrennung bis zum nächsten Tage, und foltert sich lieber in Furcht ab, als daß er die wider die Kirche streitende Vollziehung des Todesurtheils anbefiehlt. Nun verfolgen im Traum ihn Schreckbilder, aus denen Zaghaftigkeit mit Gewissenspein gepaart durchblicken. Er sieht seinen Feind mit einem Dolch auf ihn eindringen, und daß der von ihm (Leo) ermordete Patriarch Tharasius von Constantinopel, der als Repräsentant aller vom Kaiser ins Verderben Gebrachten erscheint, dem Rächerarm Michaels Beistand leistet. Er erwacht und von Angst getrieben eilt er, um sich von seines Gegners Haft zu überzeugen, in den Kerker, wo der feste Schlaf des Verurtheilten, besonders aber dessen Pracht im Anzuge, ihn vollends mit Schrecken und Beben erfüllen. Anstatt aber von dem Gefürchteten durch einen einzigen beherzten Dolchstich oder durch Beschleunigung der Todesstrafe sich zu befrein, wagt er nicht das gegebene Versprechen aufzuheben und theilt nur den Vertrauten seine Herzenspein mit. Das ist ganz das Bild eines feigen Tyrannen! — Ein gutes Gegenstück ist der trotzige, freimüthige, auf sein Verdienst stolze, in seiner Kraft sichre, auf den grausamen Schwächling unverholen schmähende Michael. Sein

Charakter macht ihn, zumal einem Leo gegenüber, zum Rebellen. Gleichwohl ist dieser Charakter nichts weniger als ein edler. Meisterhaft hat dieß Gryphius mit jenen Eigenschaften in Einklang gebracht. Wir sehn den hinterlistigen, wo es gilt demüthigen, wenn es zum Ziel führt, niedrig bittenden, alles Heilige zu seiner Absicht gebrauchenden, und wiederum, wenn es ihm hinderlich, wie z. B. das Kreuz des Erlösers, zu welchem der von den Mördern bedrohte Leo flüchtet, verachtenden Griechen des 9ten Jahrhunderts. Ueberhaupt bleibt Gryphius durchaus der Geschichte und den Gewährsmännern, die er in der Vorrede angiebt, Zonaras und Cedrenus, in den Charakteren wie in den Thatsachen getreu; er faßt nicht blos die historischen Fakta auf, sondern auch die historische Motivirung, die jedesmal die natürlichste, wahrste auch für die Dichtung bleiben wird, sobald die Resultate, die Hauptbegebenheit, die Charaktere nichts Unnatürliches, aus der Vorstellung eines gesunden Geistes Entrücktes in sich enthalten. Gryphius' Achtung vor der historischen Treue geht so weit, daß er sich glaubt in der Vorrede entschuldigen zu müssen, wenn er das von Leo ergriffne einfache Kreuz zu dem verändert, auf welchem der Gekreuzigte sich befand. Wie wenig neuere Dramatiker sind so gewissenhaft! Und doch ist nicht zu leugnen, daß nur bei strenger Gewissenhaftigkeit die Würde des Tragikers durch die Würde des Geschichtschreibers nicht beeinträchtigt wird. Es ließe sich viel über diesen noch immer in historischen Stücken aus den Augen gesetzten Ehrenpunkt sagen, doch führte es hier zu weit ab. Es genüge also ihn unter Gryphius' Verdienste zu rechnen.

Wenn Schlegel von dem Charakter Theodosiens, der Kaiserin, sagt: sie habe die gewöhnliche Barmherzigkeit und Andacht ihres Geschlechts, so faßt er nur die eine Seite, nur das erste Erscheinen derselben auf. Mit ergreifender Wahrheit hat der Dichter in wenig Zügen ein schönes Bild gegeben, aus dem zärtliche Gattenliebe und jener weibliche Heldensinn, der stets mit liebevoller Hingebung seiner selbst und Aufopferung für ein theures Leben gepaart ist, sprechen und aufs Innigste rühren, selbst wenn der von ihr Geliebte und im Tode Beweinte ein Tyrann, wie Leo ist, in dem wir übrigens, — gleichsam zur Versöhnung mit seinem Charakter, und doch ohne mit demselben im Widerspruch zu stehn, —

Sorge für die Seinen, Zärtlichkeit für die Gattin nicht vermissen. Wahrhaft erhaben ist Theodosiens Schmerz über den Gemahl und ihre Liebe zu ihm. Zweimal fordert sie von den Mördern Leos auch ihr den Tod zu geben, und als sie scheu zurückweichen, ruft sie:

Meint ihr, daß Leo todt? Er lebt in diesem Herzen,
Und rufet Rach' aus uns. Wir sind durch seine Schmerzen,
Durch seine Wund' entleibt. Sein Geist ists, der uns regt,
Der Athem schöpft in uns, der diese Faust bewegt,
Der in den Adern schlägt. Kommt, öffnet ihm die Thüre,
Den Kerker, dieses Fleisch, daß er uns mit sich führe.

Schön ist selbst ihr Wahnsinn, indem sie den ermordeten Gatten lebendig an ihrer Seite sieht und entzückt ausruft:

O unverhoffte Wonn', o seelerquickend Gruß!
Willkommen werther Fürst, Beherrscher unser Sinnen!
Gefährten traurt nicht mehr, er lebt. — —

Werfen wir noch einen Blick auf die Mitverschwornen Michaels. Theils Stolz, theils Haß, theils Furcht treibt sie zu rascher Ausführung ihres Plans. Michael konnte aus seinem Kerker nicht kürzer und mahnender an sie schreiben als die wenigen Worte:

Durch euch komm' ich, und ihr durch mich in höchste Noth.
Sieht mich der Morgen hier, so schaut ihr Pein und Tod.

Einer der Verschwornen hatte noch einen Zauberer befragt, der ihm durch einen Geist den zweideutigen Spruch ertheilt:

Du suche keinen Lohn! Dir wird was Leo trägt,

was die Krone, aber auch der Tod sein kann. — Hier, wie in den Traumbildern, die Leo und Theodosia in der Nacht erschrecken, hat Gryphius seiner Vorliebe für das Wunderbare, für Nekromantie und Geisterseherei Spielraum gegeben, doch verweist seine Vorrede auch in dieser Beziehung auf die Quellen, die er benutzte, und denen er treu folgen wollte. Wir müssen wenigstens zugestehn, daß er die Geistererscheinungen und den Zaubertrug durch die Charaktere und Situationen gut motivirt habe, und daß die entsprechende Wirkung, welche dadurch auf die handelnden Personen hervorgebracht wird, sich auch auf die Zuschauer und Leser verbreite. — Lange Dialoge, ein Spielen mit Gleichnissen, Häufen und Dehnen der Bilder, Ungleichheit der Sprache, oft Schwulst, ja

Lächerlichkeiten stören zwar hier und da den guten Eindruck, werden aber durch eben so viel und noch mehr treffliches aufgewogen.

Was die von Frankreich und Holland nach Deutschland übertragne Bühneneinheit betrifft, so drängt unser Dichter zwar die Zeit schon sehr zusammen, doch geschieht dieß bei ihm nicht unnatürlich gezwungen, und die Oertlichkeit ist zwar nie so ausgedehnt wie bei Shakespeare, doch frei dem Bedürfniß entsprechend. Fast scheint es, Gryphius sei der erste deutsche Dramatiker gewesen, der die Vorschriften von der Einheit der Tragödie auffaßte, aber richtiger verstand als die Franzosen und ihre spätern Nachahmer in Deutschland. Daß er die Griechische Tragödie nicht gründlich gekannt, beweist der von jener sehr abweichende Charakter seiner Chöre, die meist nur am Schluß der Akte und oft mit ziemlich seichten Reflexionen auftreten. Doch werden wir in andern Stücken auch ihnen ein gebührendes Lob nicht versagen können, und schon die Beibehaltung oder vielmehr Einführung dieses antiken wirksamen Bühnenelements verdient gerechten Dank. Im vorliegenden Stücke bilden den Chor oder wie Gryphius ihn nach dem holländischen Sprachgebrauch nennt Reihen, in den drei ersten Akten Hofleute, im vierten Priester und Jungfraun, im fünften fehlt er. Der Alexandriner, in Gryphius' Jahrhundert und in dem nächstfolgenden ebenso sehr bewundert als seit Lessing verspottet, ist von unserm Dichter gewiß meisterhaft gehandhabt und wird nur bei denen die der Tragödie angemessne Wirkung verfehlen, die aus einem angelernten Widerwillen gegen jenen Vers stets auch seinem Inhalt ihr Ohr zu verschließen für schicklich erachten. In allen bedeutungsvolleren Stellen, z. B. im Monologe Leos nach der Geistererscheinung, bei des Zauberers Jamblichius Citation des höllischen Geistes, in den Chören und Gesängen tritt ein lyrisches Metrum ein. Solcher Wechsel des Versmaßes hätte allgemeinere Nachahmung auf der deutschen Bühne verdient, und von keinem unsrer Dramatiker vernachläßigt werden sollen. Das Zeitalter Gryphius' könnte darin Manchen belehren. Shakespeare wechselte mit Vers und Prosa, und hob erstern oft durch den Reim. Wer weiß es nicht, wie glücklich L. Tieck in seinen romantischen Dramen das nachgeahmt? Goethe in seinem Egmont zeigt in andrer Weise die gute Wirkung des Wechsels von gemeiner und rhythmischer Prosa; des Trime-

ters für erhabene Diktion bediente er sich erst in sehr späten Dichtungen; daß hiebei aber ihm schon Alterschwäche verwehrt, das ganz Richtige und dem Genius der deutschen Sprache Angemessene zu wählen, dem möchte ich durchaus widersprechen. Meine Gründe indeß für die Empfehlung des Trimeters anzugeben, würde hier zu weit abführen.

Die Folge der Stücke in der Ausgabe von Christian Gryphius, Breslau und Leipzig 1698, die schon sehr selten zu werden scheint, führt uns zu einer Tragödie, der Art das siebzehnte und die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts mehrere, die neueste Literaturperiode, fast scheints von Lessings Kritik über Olint und Sophronia geschreckt, kein namhaftes Beispiel geliefert. „Katharina von Georgien oder bewährte Beständigkeit" wurde von Gryphius schon 1647 vollendet, aber erst nach einigem Zögern dem Publikum übergeben. Nach Wachler*) ist der Stoff aus Cardins Reisebeschreibung entlehnt; jedenfalls hat der Dichter ihn mit der ganzen Individualität seines Geistes reproducirt.

Die Beständigkeit der vom Schach Abbas von Persien gefangenen Katharina beruht auf der Unerschütterlichkeit ihres Glaubens an Christi Lehre, in der sie nicht durch die Liebesbewerbung des Schachs, noch durch das Drohen seiner Rache, ja nicht durch den Tod auf dem Holzstoße wankend gemacht wird. Nicht aber ists blos die Märtyrin des Glaubens, die wir erblicken. K. hat als Königin und Heldin für ihr Land, für ihren Sohn Tamares gekämpft. Als sie von Abbas mit überlegner Macht angegriffen worden, war sie nach erhaltenem Versprechen sichren Geleites in das feindliche Lager gegangen, um den Frieden vom Schach zu erbitten. Verrätherisch ward sie von diesem gefangen nach Schiras gebracht, und da ihre Schönheit und Tugend seine heftigste Liebe entzündet, mit aller Leidenschaft bestürmt. All dieß und ihr ganzes Leben erzählt sie und der Georgische Gesandte in dem Stücke, das selbst nur den letzten Tag ihres Lebens umfaßt, und so freilich nach Art der französischen Tragödie viel zusammen drängt, wenn auch die Ortsveränderung dieß weniger lästig und unnatürlich macht. Minder zusagen möchte Vielen die Länge und Ausführlichkeit bei der Erzählung solcher Begebenheiten, die entweder dem Drama vorausgehen oder außerhalb desselben

*) S. Vorles. II. S. 59.

sich zutragen, jedoch die Haupthandlung und Hauptpersonen motiviren. Es scheint dazu weniger die Scheu vor Ausdehnung der gesetzlich gestatteten Zeitdauer als Ehrfurcht vor der historischen Treue, die wir bei Leo schon bemerkten, den Dichter veranlaßt zu haben, und er trägt in keinem seiner historischen Dramen ein Bedenken, um dieser Genauigkeit zu entsprechen, aus der drastischen Handlung in die epische Erzählung überzugehen. Ich bin der Meinung, daß dieses Verfahren immer dem vieler neueren Dramatiker vorzuziehen sei, die um Alles drastisch zu machen, durch aphoristisch skizzirte Auftritte, durch zahllos wechselnde Scenen, durch Aufführen aller bei der Handlung betheiligten Personen, — und wären ihrer noch so viele — unsre Imagination oft bis zur Pein in Anspruch nehmen. Und was ist bei diesem Vorüberfliegen der Handlung, bei diesem Abspringen von Ort zu Ort, durch die verwirrende Menge der Personen und Charaktere gewonnen? Werden wir mehr gefesselt, bekommen wir ein deutlicheres Bild der Begebenheit und aller darin verflochtnen Individuen? wird der Eindruck wirklich faßlicher, lebendiger, als wenn durch eine eingelegte, ruhige, genaue und auf die dargestellte Aktion bezügliche Erzählung dessen, was jener vorausgeht oder sie und die handelnden Personen motivirt und nuancirt, der Fortschritt auf einige Minuten unterbrochen wird? Jedenfalls kann auf diese Weise am kürzesten Alles, was wir außer dem dargestellten aus Vergangenheit und Ferne wissen und genau prüfen sollen, uns vorgeführt, an Zeit und Personen, an Ortswechsel viel erspart, unsre Selbsttäuschung darf nicht in peinlicher Spannung erhalten, sondern während der Erzählung in Ruhe versetzt werden, um beim Eintritt der drastischen Momente mit neuer Aufmerksamkeit ihnen zu folgen.

Wenn die langen Erzählungen von den Georgischen Reichsbegebenheiten hie und da einen epischen Charakter hervorbringen, so wird er oft auch lyrisch, schon durch die wahrhaft schönen Chöre, die im ersten Akt von dem mitgefangnen Dienerinnen Katharinas, welche des Vaterlands Knechtschaft beklagen, im zweiten von den Geistern der durch Abbas Ermordeten, im dritten wiederum von den Georgischen Jungfraun, die freudig zur gehofften Heimkehr ihrer Herrin und der eignen, sich anschicken wollen, im vierten von allegorischen Personen: Tod, Liebe und den Tugenden gesprochen werden. Unter den lyrischen oder richtiger von höhe-

rer Begeistrung getragnen Stellen hebe ich vornehmlich heraus: die Scene des vierten Aktes, wo Katharina, nachdem sie den Tod dem Liebesantrag Abbas vorgezogen, zum letzten Erdenkampf sich vorbereitet, und nicht nur sich selbst, sondern auch ihre Umgebungen ermuthigt. Abbas Liebesraserei im zweiten und fünften Akt haben einen fast dithyrambischen Aufschwung. Drastisches Element wird man in dem ganzen Stücke nicht vermissen; bewegen doch die Charaktere sich durchaus darin. Des Schachs unermüdliches Bestreben Katharinas Liebe zu gewinnen, sein eignes Dringen und sein durch Seinel Kan und Iman Culi wiederholtes Werben; seine List, wodurch er das dem russischen Gesandten gegebne Versprechen, Katharina in Freiheit zu setzen, dem Schein nach erfüllt, um sein Ziel so eher zu erreichen; seine Folter der Liebe und Gewissensangst, als man Katharinens Todesurtheil zu vorschnell ausgeführt; kurz sein ganzes Handeln ist, wie ihn das Drama erfordert. Wars in Leo die Furcht, die ihn unentschlüssig und schwankend machte, so ists hier die Liebe, die einen leidenschaftlichen erregten Tyrannen in seinem Handeln aufhält und wieder antreibt; er bleibt darum ganz der grausame, heimtückische Bösewicht, wie Katharina, der Russische Gesandte, Procop und Demetrius ihn schildern. Aber ein despotischer Geist durch Liebe zum Aeußersten gebracht, drängt unsre Theilnahme nicht ganz zurück; denn die Gewalt der Liebe entschuldigt vor uns mehr als jedes andre Motiv. Schön, groß, erhaben steht diesem sinnlichen Triebe der reine Drang Katharinas nach einer ersehnten Liebe in jener Welt gegenüber. Ihrem Herzen genügt für diese Erde nur die Freiheit. Ihre Wahl ist schnell gefaßt, wenn dieß einzige Gut ihr benommen ist. Nun gar ihrem Glauben, der in jeder Drangsal sie gehoben, sie erheitert und selbst im Kerker glücklich gemacht, abschwören, das läßt sie freudig entscheiden, wo der verhaßte Feind ihr die Wahl zwischen Tod und Ehebett läßt. Wir fühlen die Wahrheit, wir fühlen die Würde des Charakters, darum sind wir nicht blos voll Bewunderung, auch mit inniger Theilnahme, Mitleid und Furcht folgen wir, da diese nicht blos, wie Aristoteles meint, durch einen Fehltritt, sondern auch durch Tugend und unbefleckte Seelengröße hervorgerufen werden, wofern wir zu derselben uns nur aufschwingen können. Und wer sollte nicht groß wie Katharina fühlen können?

Die Freiheit, Fähigkeit, auch wohl die Lust haben wir alle, nur die Stärke des Willens erringen wenige. Zu der fühlen durch solch ein Vorbild im Drama wir uns gehoben, und sind gleich der Heldin entschlossen, unsre Seele zu reinigen, um im ähnlichen Falle gleich ihr zu handeln, und das ists ja, worauf auch Aristoteles als letztes Ziel der Tragödie hinaus will.

Dieses Trauerspiel zeigt, — um noch eine Bemerkung zu machen — daß Lessing zu weit ging, wenn er das Märtyrerthum eines christlichen Helden von der Bühne verwies. Das Christenthum, seine Lehre, seine Gewalt, seine Innigkeit als Motiv neben andern gebraucht, verbreitet über diese andern, über die von ihnen getragnen Charaktere eine Erhabenheit, eine ergreifende Kraft, der schwerlich etwas Andres auch in der Tragödie gleichkommen wird. Nur freilich muß solch ein Charakter mit ganzer Sicherheit, Tiefe und Evidenz des Dichtertalents durchgeführt sein. Auch das hat Gryphius trotz mancher Fehler und Auswüchse im Einzelnen bewährt. Seine Sprache, mag sie hin und wieder in Rednerei, in Schwulst, oder in Ungelenkigkeit und Sonderbarkeiten verfallen, ist im Ganzen gedrängt, gewaltig, unwiderstehlich, wie ein Keil, der sich in unser Innres Bahn bricht, voll, reich, oft überstrotzend reich an Gedanken, Bildern, an neu und genial erfundnen Ausdrücken. Der Adel der Gesinnung, der sich in Katharinas Entschluß für ihren Glauben zu sterben offenbart, die Fassung, mit der sie den Tod erwartet, duldet und überwindet; dem gegenüber die Leidenschaft eines ungebändigten, wilden Herzens, wie sie bei Abbas vornehmlich in der Schlußscene des fünften Akts sich zum Höchsten steigert, all dieses wird kaum von einem andern Dichter besser erfunden und ausgeführt sein, wenn man wiederum Fehler abrechnet, die weniger Gryphius als seiner Zeit zur Last fallen. — Der fünfte Akt entbehrt wie Cardenio und Celinde, wie Leo, die beständige Mutter, die Gibeoniter des Schlußchors. Solchen haben dagegen Carl Stuart und Papinianus. Nicht Willkühr bestimmte den Dichter zu Weglassung und Beifügung desselben. Er ist da überflüssig, wo die Katastrophe selbst die ernste Betrachtung, die in den letztgenannten beiden Stücken der Chor zur Erhöhung des Eindruckes machen mußte, in dem Zuschauer hervorruft. Gryphius unterschied sehr richtig Stimmungen, wo die Seele stumm und verschlossen sich in sich

selbst zurückzieht, und die, welche sie zum Austausch der Gedanken drängen. Nur wenn letztere durch den Ausgang der dargestellten Handlung hervorgerufen ward, mögen wir Beobachtungen des Chors willig anhören.

Wie Katharina von Georgien den Sieg der heiligen Liebe über die Macht des Todes darstellte, so „Cardenio und Celinde oder die Unglücklich-Verliebten" den Sieg der Todesschrecken über die irdische Liebe. Den Stoff zu dem Stücke entlehnte Gryphius, wie er selbst in der Vorrede sagt, von einer Begebenheit, die ihm in Italien als wirklich geschehene mitgetheilt worden war. Zu Amsterdam erzählte er sie einigen Freunden, mit denen er von einem Gastmahl nach Hause kehrte. In einer aufgeregten Stimmung, überdieß bei Nacht und in der Nähe eines Kirchhofs, an dem sie vorbeigegangen, wurden die Zuhörer so ergriffen, daß sie Gryphius baten, die Erzählung für sie schriftlich aufzusetzen. Statt dessen wählte jener die dramatische Form, der er aber auch hier wieder einen epischen Charakter beilegte. Gleich im Eingange des Stückes erzählt Cardenio einem Freunde seine Liebesschicksale, die gewiß eben so sehr durch ihre seltsame Verkettung, durch die Charaktere des Helden, der beiden Geliebtinnen, wie aller betheiligten Personen jeden Hörer anziehen werden, als sie bis in die feinsten Nuancen, die man bei Gryphius selbst lesen muß und die ich nicht in Kurzem ohne das einzeln Vortreffliche zu verwischen wiedergeben mag, das Gepräge der Vollendung und der höchsten Anschaulichkeit in sich tragen. Wie der Dichter gewiß den Anforderungen seiner Freunde nicht schöner entsprechen konnte, als wenn er die Erlebnisse Cardenios in eine gedrängte Erzählung zusammenfaßte, anstatt durch drastische Darstellung sie zu dehnen und zerstückeln, und nur allein die Katastrophe des Liebesabenteuers zur Aufgabe seines Dramas machte, so müssen wir ihm in dieser Behandlungsweise den Vorzug vor zwei neuern Bearbeitern geben, die — Achim von Arnim in seinem „Halle und Jerusalem," und Carl Immermann mit Beibehaltung des Titels „Cardenio und Celinde" — denselben Stoff nicht nur auf mancherlei Weise verändert, sondern vom Anfang der Begebenheit Alles drastisch zu entfalten vorgezogen haben. Die verwickelte Intrigue, welche durch so verschiedenartige Charaktere, wie die Hauptperson Cardenio, dessen beide Nebenbuhler, Lysander bei Olympien, Marcell bei

Celinden, diese zwei so ganz entgegengesetzten Frauen selbst, Viren der erstern Bruder, die Zauberin Tyche; durch so wechselnde Momente, die Liebe, Eifersucht, Haß, Raserei und alle Leidenschaften eines von ihnen erfüllten Herzens herbeiführen, durch den so mannigfach verschlungnen Knoten von Mißverständnissen, Zufall, Uebereilung für ein Drama allzureichhaltig sein möchte, fügte sich einer nur der Form nach dramatischen, ihrem Wesen nach epischen, Exposition leicht, und läßt doch nach der Entwicklung des Ausgangs so viele verschlungene Fäden, daß kaum fünf Akte auszureichen scheinen, um sie alle vor uns genügend zu entwirren. Doch zweifle ich keineswegs, daß es einem Dichter, der die bisherigen Bearbeiter des Stoffes an Geschicklichkeit überböte, gelänge das Ganze in einem so beschränkten Rahmen, als das Drama gestattet, genügend zu entfalten. Gewiß Shakespeare hat nicht minder verschlungne Intriguen allein durch Handlung glücklich gelöst. Warum aber deßhalb den Dichter, der einen andren Weg einschlug, tadeln; warum darin geringe Theater-Einsicht erkennen wollen? Genug, Gryphius wählte seine dramatisch-epische Form, deren Zweckdienlichkeit wir früher schon erkannten, und die hier nicht minder Lob verdiente.

Eine andere Frage ist, ob das, was er drastisch vor uns entwickeln will, in der Ausführung zu gleichem Lobe berechtige. Fast alle Litteraturhistoriker und Kunstrichter, die Gryphius eine Aufmerksamkeit schenkten, hoben Cardenio und Celinde als eine der gelungensten Arbeiten, ja wohl geradezu als die beste hervor, und Ludwig Tieck nahm sie in seinem altdeutschen Theater unter die Stücke auf, die er dem Publikum besonders glaubte empfehlen und als gelungne Bestrebung älterer Zeit der Vergessenheit entziehen zu müssen. Was die Zeichnung der Charaktere betrifft, so bin ich gern bereit, in solchen Beifall einzustimmen. Der jugendlich rasche, leidenschaftlich von der Stimmung des Augenblicks hingerissne Cardenio, der die reine tugendsame Olympia eben wegen ihrer Vorzüge liebt, anbetet, und doch aus ungegründetem Verdacht, aus Eigenliebe, Starrsinn sie zu verschmähen, im Arm der buhlerischen Celinde sie zu vergessen sich bemüht, dann wieder als der Sinnenrausch ruhiger Ueberlegung gewichen mit erneuter Liebesgluth zur edlern Geliebten zurückkehrt, und alles aufbietet ihren Besitz noch zu erringen, obschon sie bereits

die Gattin eines Andern ist; wen sollte solche Zeichnung eines mit eben so viel vortrefflichen als verwerflichen Eigenschaften begabten Jünglings nicht anziehen und befriedigen. Ihm gegenüber steht der durch List und Ausdauer zum Besitz Olympiens gelangende Lysander, eine mehr gewöhnliche Natur, an äußern und geistigen Gaben weit hinter Cardenio stehend, und mehr durch Mißgriffe und Mißgeschick dieses als durch sein Verdienst zum Ziel gefördert; unredliche Mittel, die Cardenios Ehre verletzten und selbst Olympias Ruf befleckten, hat er nicht verschmäht; dadurch sinkt er in unsern Augen tief hinunter, und wir verzeihen es Cardenion, daß er an ihm sich blutig zu rächen beschließt, sind aber um Olympien wegen, die im richtigen Gefühl weiblicher Sittlichkeit eben so entschieden ihrer Liebe für Cardenio entsagt als ihre schuldige Treue für den Gemahl bewahrt, befriedigt, daß Lysander dem Mordstahl Cardenios entzogen wird, und daß in diesem selber eine dauernde Sinnesänderung, die das beßre Selbst in ihm siegreich emporkommen läßt, vorgeht. In wenig Zügen, aber sehr bestimmt entwickelt ist der gerade treuherzige Viren, Olympiens Bruder. Was Cardenio von Olympiens Tugend und schöner Weiblichkeit gerühmt, wird durch ihr eignes Erscheinen völlig bestätigt; es ist das Ebenmaaß, in welchem alle ihre geistigen und sittlichen Eigenschaften sich bewegen, was sie vor allen andern Figuren als die vollendetste darstellt. Wohl hat sie Cardenio innig geliebt, doch einmal schon von ihm verkannt, dann, wie sie wähnt, von ihm vergessen, bietet sie dem die Hand, der durch unerschütterliche Liebe, durch ein würdiges Betragen — den einzigen Fehltritt der Liebe hat sie ihm verziehn, ja dieser entscheidet sogar ihre Wahl — ihre Achtung erworben, und ihrer Entscheidung für ihn folgt unbedingte Ergebenheit, ewige Treue, in der Cardenio durch alle leidenschaftliche Bestürmung und die Schwüre seiner Schuldlosigkeit sie nicht wankend machen kann; denn das Schicksal hat eine unzerreißbare Kette hinter ihr gezogen. — Wenn in ihr die Ruhe und Würde der Empfindung es zu gar keinem Seelenkampfe kommen lassen, so ist dagegen in Celinde fast ein Abstraktum sinnlicher Lust und der allein nach ihrer Befriedigung trachtenden Begierde dargestellt: Cardenio hat im Rausch der Leidenschaft ihr sich hingegeben, und sobald die befriedigt und abgekühlt, ist die Buhlerin ihm gleichgültig, und alle Rei-

gung für sie erloschen. Nicht so Celinde. Sie hat ihm längst nachgestellt, einen früher begünstigten Liebhaber geopfert, ihn in ihren Schlingen glücklich gefangen; ihre Hoffnung ihn festzuhalten sieht sie auf einmal vernichtet. Da einzig Genießen und im Genuße Schwelgen sie befriedigt, so kennt sie kein andres Gefühl, das ihr den Verlust dessen, der ihr den höchsten Genuß bereitete, ersetzt; nicht Rache an dem Treulosen, nicht Wechsel des Buhlen mit einem neuen, nicht Geldgewinn, nicht der Rausch andrer Vergnügungen können Herz und Sinnen Sättigung gewähren; Cardenio ist ihr Alles, und ohne ihn das Leben, die Welt und was sie ihr noch bieten kann, Nichts. Seine Liebe wieder zu erringen und dauernd zu fesseln, bleibt ihr einzig Trachten; doch alle Versuche, die sie gemacht, sind fruchtlos geblieben, schon will sie ihrem qualvollen Dasein durch einen Dolchstich ein Ende machen, da zeigt ihr das Zauberweib Tyche ein Mittel, das Cardenios Liebe ihr auf immer wiederbringen soll; sie räth ihr an, das Herz eines Mannes, der sie innig geliebt, herbeizuhohlen, das will sie unter Zaubersprüchen verbrennen und Cardenio eingeben, der dann in ununterbrochner Liebe für Celinden entbrennen werde. Marcell, der bevor auf Cardenio Celinde ihre Neigung gewandt, dieser Buhle gewesen, hatte sie zärtlich geliebt, ja sein Leben um dieser Liebe willen eingebüßt. Um sein Herz aus der Leiche zu schneiden, entschließt sich Celinde, der um Cardenio zu gewinnen nichts zu schrecklich ist, in die Todtengruft zu steigen; in dem Augenblick aber, wo sie das Messer ansetzt, erhebt sich der Todte, redet strafende Worte zur Sünderin, die ohnmächtig niedersinkt. Während deß ist Cardenio durch einen andern Spuk von seinem Vorhaben, Lysander zu ermorden, abgeschreckt worden. Eine verschleierte Gestalt, der Olympia gleichend, hat ihn vom Hause des von seiner Rache Bedrohten fortgelockt; bis zum Kirchhof ist er ihr unter Betheurungen seiner Liebe gefolgt, da hebt jene den Schleier, und statt der Geliebten steht ein Todtengerippe vor ihm. Zuerst ergreift der Schrecken über das fürchterliche Gesicht seine Sinne; dann erkennt er darin Gottes Mahnung, und eine gänzliche Umwandlung seiner Seele beginnt. Dieser Stimmung hingegeben und von dem Wunderbaren, das ihm begegnet, tief bewegt, naht er der Kirche, in deren Gruft Celinde verweilt. Da die Thür offen, und ein matter Schimmer drinnen sichtbar

wird, tritt er, argwöhnend, daß Diebe in das Heiligthum gedrungen, hinein und findet Celinde in dem oben erwähnten Zustande. In beiden haben die Schrecken der Geisterwelt Reue über ihr früheres Denken und Handeln hervorgerufen, beide entsagen der Freude der Welt, nachdem sie zuvor deren Verzeihung erlangt, wider die sie so schweres Unrecht auszuführen gesonnen waren.

Gryphius selbst giebt über die Tendenz seines Stückes in der Vorrede dazu den besten Aufschluß: „Mein Vorsatz ist zweierlei Liebe, eine keusche sittsame und doch innige in Olympien, eine rasende, tolle und verzweifelnde in Celinden abzubilden. Man wird in aller Kürze alle die Eitelkeiten, in welche die verwirrte Jugend gerathen mag, erblicken. Cardenio sucht, was er nicht finden kann und nicht suchen sollte. Lysander bauet seine Liebe auf einen eben so unredlichen als gefährlichen Grund, welches übel ausschlägt, bis seine Fehler durch Vernunft, Tugend und Verstand ersetzt werden. Olympia schwebet in steten Schmerzen, bis sie bloß der Ehre als dem einzigen Ziele nachstrebt. Tyche giebt Anschläge zu einer verfluchten Zauberei, und will Liebe erwecken durch den Stifter des Haßes und den Geist der Zwietracht. Ihr Mittel, das sie vorschlägt, ist eben so abscheulich als boshaft." Wenn ein Drama auch keineswegs die Bestimmung hat, zu moralisiren, so wird doch stets eine Moral willkommen sein, die aus der Handlung selbst hervorleuchtet, die während der Darstellung über ihr schwebte, und in des Hörers Seele sich senkte, als die Figuren der Bühne der Vorhang seinen Blicken entzog. In soweit gebe ich gern dem Streben unsres Dichters nach, und erkenne die löbliche Tendenz des Stückes, wie die vortreffliche Zeichnung der Charaktere bereitwillig an. Doch daß allein durch zwei Geistererscheinungen die Seelenumwandlung Cardenios und Celindens herbeigeführt wird, scheint mir Mißbrauch von jenem Element zu sein, dessen Mitwirkung ich vorher gern zugestanden, dem ich aber nie die ausgedehnte, allein wirksame Gewalt, wie in vorliegendem Stücke einzuräumen gesonnen bin. Kein **deus ex machina** darf der Geisterglaube werden, und den fein geschürzten Knoten zerhauen. Er gehört immer nur in der Poesie wie in der Alltagswelt der erregten Phantasie an, und darf die ganze Seele nie erfassen. In Cardenio und Celinde war eine psycholo-

gische Aufgabe zu lösen, die alle Geisteskräfte umschloß, die durfte der Einwirkung auf eine und zwar auf die leichtgläubigste nicht überlassen werden, und geschah es dennoch, so blieb sie den übrigen ungelöst.

Ueber Geister und Gespenster-Erscheinungen auf der Bühne ist immer noch das Trefflichste von Lessing *) gesagt worden, und die richtige Auffassung bei Shakespeare der falschen Voltaires gründlich entgegengestellt. Ich glaubte bei den früher besprochnen Stücken Gryphius' nicht noch erwähnen zu dürfen, daß die darin erscheinenden Geister den Shakespearschen in ihrer Wesenheit glichen. In Cardenio und Celinde möchten sie den Voltaireschen näher stehen und ebenso wenig als diese von ihrer Macht uns überzeugen. Wenn dies Drama, wie allerdings oft und mit mehr innerer Wahrscheinlichkeit als von Leo behauptet ist, das erste des Dichters war, so dürfen wir sagen, Gryphius habe den Hang durch Geistererscheinungen zu wirken, später mehr unterdrückt, wenn auch nicht ganz davon sich losgesagt. Die wechselnden Schicksale seiner Jugend konnten ihm nur das Milde, Sanfte, Zarte der Empfindungen, nicht das Edle, Erhabne, wahrhaft Erschütternde rauben. Dieses letztre mangelt auch den Unglücklich-Liebenden nicht, wenn gleich der Ausdruck desselben etwas Erschreckendes, ja Abschreckendes hat. Die Chöre der Bonanischen Jugend enthalten ernste Mahnungen an den Menschen, besonders der zum Schluß des dritten Aktes, wo die Zeit dem Menschen die vier Jahreszeiten in Gestalt der vier menschlichen Lebensalter vorführt, und ihm die Wahl läßt darunter die Gefährtin zu wählen, worauf dieser unbefriedigt von den drei ersten, auf die vierte, den Winter, noch hoffend, von ihrem Anblick erschreckt zu spät bereut, nicht eine der frühern sich erkohren zu haben. Mahnend ruft nun die Zeit ihm zu:

So nimm, wofern Du nicht willst ganz verloren sein
Was noch das Alter läßt, statt aller Güter ein.

Edle Denkungsart, Reinheit und Adel des Gefühls spricht kein dramatischer Dichter kräftiger und inniger aus als Andreas Gryphius.

„Carolus Stuardus König von Groß-Brittanien oder Ermordete Majestät" ist schon als dramatische Auffassung einer Be-

*) Hamburg. Dramaturgie I. S. 83—90.

gebenheit, die der Dichter erlebt, und die, als er das Stück schrieb, erst wenige Jahre vorher (1660) ihr Reagens durch die Restauration der Stuart erhalten hatte, merkwürdig. Gewiß nahm Deutschland, wie ganz Europa an den Vorfällen in England einen lebhaften Antheil, und Gryphius glaubte sehr richtig zu wählen, wenn er den unglücklichen Carl I. zum Helden einer Tragödie machte. Gewiß dürfen auch wir seiner Wahl Beifall zollen. Es wird zwar von der modernen Kritik öfters dagegen geeifert, aus der Gegenwart historische Sujets und Helden für die Dichtung zu entlehnen. Wenn man aber die modernen Gestalten für das Epos nicht geeignet findet, so liegt dieß mehr in dieser Dichtungsart, die in höherer Vollendung stets nur Erzeugniß einer frühen Volksentwicklung, nicht einer gereiftern Kunstperiode gewesen ist und bleiben darf. Das Drama, durchaus Kunstgattung, wird an Zeit und Personen unmöglich Anstoß nehmen, wofern sie sonst seinen Anforderungen entsprechen. In letztrem Umstande wird der Grund zu suchen sein, warum neuere Dramatiker nicht leicht die großen Ereignisse und bedeutenden Charaktere unsrer Zeit zum Vorwurf ihrer Stücke wählen, während die Alten und auch modernen Dichter früherer Jahrhunderte nicht scheuten, die Gegenwart auf ihre Bühnen zu bringen. — Die dramatische Handlung erfordert eine völlige Abgränzung; sie beginnt nothwendig mit der ersten Scene, und hat ihr genügendes Ende in der Schlußscene. Wo also eine historische Begebenheit oder Person nicht in sich diese Begränzung innerhalb des Rahmens des Dramas gestattet, wo sie zu ihrer völligen Uebersehbarkeit einen allzugroßen Umfang nöthig hat, wo sie als Vorspiel einer wichtigern nachfolgenden, als das Ende nur einer bedeutenden vorausgehenden erscheint, wo sie gar selbst noch ohne Schluß geblieben, da wird sie trotz allem tragischen Interesse nicht für den dramatischen Dichter geeignet sein. Diese Schwierigkeiten möchten sich durchweg in der Geschichte des letzten Jahrhunderts, in ihren tragischen Ereignissen, bei Helden, die sonst ihrem Charakter und ihren Schicksalen nach schöne Gestalten des Dramas abgeben, entgegenstellen und z. B. die Hinrichtung eines Ludwigs XVI., einen Friedrich den Großen, Napoleon und Andre zu keinen dramatischen Sujets machen. Anders jener Carl I. zu den Zeiten Gryphius'. Die Englische Revolution war nicht

gleich der französischen, die noch bis auf den heutigen Tag nicht ihr Ende, nur eine Reaktion gefunden und weit verschlungne Fäden durch ganz Europa und weiter hinaus zurückgelassen, von nachdauernder, die ganze Mitwelt erschütternder, alle Verhältnisse für die Folgezeit bestimmender Wirkung; sie hatte in Cromwell ihren Anfang und Ende und schien nach Carl II. Zurückberufung oder Rückführung durch den General Monk wie gar nicht dagewesen oder wie eine Verirrung; sie wurde in England selbst verabscheut, ihr Andenken zu vertilgen gesucht; sie hatte keine Kraft der Umgestaltung gezeigt, darum war Ueberdruß die einzige Ursache ihrer Ueberwältigung; wie sie plötzlich entstanden, hörte sie plötzlich auf. Carl I. blutete nicht als das nothwendige Opfer einer unaufhaltsam fortgetragnen Staatsumwälzung, sondern erlag der Willkühr und dem Fanatismus einiger Wenigen, die ein betäubtes Volk in Schrecken und Willenlosigkeit zu erhalten wußten. Nur in der äußern Erscheinung, nicht in der innern Nothwendigkeit ist der Fall Ludwigs XVI. dem Carl Stuarts ähnlich. Darum ist das Interesse für Carl unabhängig von Vergangenheit und Zukunft, und kann in den Rahmen eines Dramas gefaßt werden, ohne daß wir andre Begebenheiten, andre Personen als die der Gegenwart bedürfen, um Befriedigung an dem tragischen Ereigniß zu finden. Kurz Gryphius konnte Alles, was zur gnügenden Abgränzung seines Gegenstandes erforderlich war, in den Umfang seiner Tragödie bringen. Viel war es freilich noch, und er sah sich zu den epischen Excursen und Geistererscheinungen, wie er sie liebt, mehr veranlaßt als sonst. — Diese sollen außer durch früher Gesagtes und später Anzuführendes hier noch besonders gerechtfertigt werden. — Gewiß ein richtiges Gefühl leitete den Dichter, wenn er lieber den König selbst sein früheres Geschick, seine Leiden, seine Standhaftigkeit, die er einem ungerechten Todesurtheil entgegenstellt, aussprechen als durch andre erzählen läßt; so wurde das vorwaltend Epische zu innrer Handlung, die tiefes Gefühl, männlichen Sinn und wahrhaft königliche Würde vor unsern innern, geistigen Blicken entfaltet.

Großen Anstoß haben mehrere Kritiker an der Zeichnung genommen, die Gryphius dem Hauptcharakter des Stückes gab, und den Grund ihres Mißfallens aus dem (eben widerlegten) Satze herzuleiten gesucht, daß

der Dichter eine ihm zu nahe liegende Begebenheit darzustellen unternommen. Abgesehn davon, daß Gryphius sein Stück vierzehn Jahre nach der Hinrichtung Carls I., 1663 abfaßte, wo er schwerlich mehr von dem unmittelbaren Eindruck der That afficirt sein konnte, wo bereits die für Englands politische Größe sehr glückliche Zeit unter Cromwells Protektorat vorübergegangen und schon vielfach die Regentenfehler Carls II. sich zeigten, abgesehn davon, daß dieß Alles der Behauptung jener Kritiker widerstreitet, werden bei näherer Betrachtung ihre Vorwürfe, die sie auf jene Prämisse hin dem Drama machen, in sich selbst zusammensinken. Sie meinen, daß politische Parteiansichten, die er mit Leidenschaft festgehalten, Gryphius verleitet, Carl als einen Märtyrer für das Königthum und dessen Feinde als eine Rotte Heuchler und Bösewichter darzustellen. Wenn parteiisch sein bei einer Dichtung heißt: einen Charakter, welcher er sei, scharf und consequent dargestellt zu haben, und leidenschaftlich sich zeigen: in jedem Moment mit Wärme und Begeisterung die Idee der entworfenen Zeichnung ausführen, so wären das Eigenschaften, die für den Dramatiker einnehmen, ja die aus den wahren Inspirationen desselben nothwendig ausströmen müssen. Wenn Gryphius die Ueberzeugung eines großen, wohl des größten Theiles seiner Zeitgenossen auch zur seinigen machte, und, aus englischen, französischen, italienischen, deutschen Schriften, die er in den Anmerkungen hinter dem Stücke als Quellen angiebt, belehrt, Carls Hinrichtung für ein schnödes Verbrechen, des Königs würdevolles, ergebnes und standhaftes Benehmen für Beweis von Seelengröße, von Adel der Gesinnung, von ächter Religiosität, die Handlungen seiner Gegner und Todesrichter für Fanatismus und Heuchelei erachtete, so hauchte er dadurch den Personen, wie der Handlung eine den Zuschauer und Leser anziehende Gewalt der Ueberredung ein, wie sie kaum ein heutiger Dichter, der den gleichen Stoff bearbeiten wollte, durch Prüfen und Abwägen der verschiednen Parteiansichten, die endlich in ihm doch fixirte Gestalten hervorrufen müssen, auszuüben vermöchte. Oder beherrscht dieser darum mehr seine Dichtung, weil er mit kälterm Sinn die Begebenheit betrachten kann? Ich meine, wenn Handlungen und Handelnde aus der Vorstellung in Leben, wenn auch poetisches Leben übergehen, so ist ihr lebenswarmer Odem, der uns anweht und kein automatisches, son-

dern Fleisch und Blut verrathendes Dasein fühlen läßt, ein Beweis, daß sie nicht blos aus kalter Beurtheilung entsprossen sind. Ueber dem Faktum des Dichters schwebt der bedingte endliche Geist des — wenn auch noch so reich begabten Menschen, über der Thatsache, die der Historiker referirt, der ewige, unergründliche Geist, der in der Geschichte, wie im Leben, sich zwar offenbart, aber nicht von uns sich begreifen, noch seines Waltens Folge, Leben und Geschichte selbst, ergründen und erfassen läßt. Mit dem Dichter dürfen wir nicht rechten, wie er sein Faktum begriff, ersehen wir nur, daß er es auf eine uns faßliche und verständliche Weise darstellte. Dann aber hüten wir uns ja, unser historisches Wissen, unsre politische Ueberzeugung in das Gebiet der Aesthetik überzutragen, und für des Dichters Auffassung und Gesinnung die unsre als Richterin aufzustellen. So nur werden wir in Gryphius' Carl Stuart keine leidenschaftliche poetische Parteischrift, sondern ein aus wahrer Ueberzeugung und poetischer Auffassung hervorgegangenes historisches Drama finden. Die Tendenz desselben giebt der Dichter dem Leser durch Beisetzung des zweiten Titels: „Ermordete Majestät" zu erkennen. Einen Königsmord als schnödestes Staatsverbrechen wollte er zeichnen, und fand in einer ihm nahe liegenden Begebenheit einen Stoff, wie er ihn wünschte. Carl I. von England war zwar von aller Schuld als Regent nicht frei zu sprechen, doch ist sie, selbst nach Untersuchung Neuerer, die unparteiisch, ruhig und gründlich seine Geschichte auffaßten, mehr aus unpolitischen, unbedachten, verkehrten Maßregeln des Königs und seiner Rathgeber als aus einer übelwollenden, tyrannischen Gesinnung herzuleiten. Auch Gryphius stellt seine Regierung nicht tadelfrei hin. Nicht nur läßt er Carl Selbstgeständnisse seiner Fehler und Mißgriffe thun, auch die edle Lady Fairfax, die mit heldenmüthigem ungeschreckten Sinn Alles für die Errettung des unglücklichen Monarchen wagt, gesteht dessen Verschulden ein:

> Er hat der Länder Heil, der Häuser Recht versehrt,
> Er hat der Britten Ruh durch grimmen Krieg verstört,
> Er ist nicht werth das Schwerdt, den Reichs-Stab mehr zu führen.
> Es sei! Ich steh es zu.

Diese schädliche Gewalt, so spricht sie zu ihrem Gemahl, dem Oberfeldherrn der Armee, soll man Carln nehmen, doch Krone und Leben ihm zu

rauben, hält sie für Frevel, die Albion auf ewig schänden. In der Gesinnung der Lady Fairfax hat der Dichter seine eigne ausgedrückt. Die ermordete Majestät ist das ungeheure Verbrechen, das er als solches vor unsre Seele stellen will. Darum regt er unser Mitleid für den König an, darum stellt er ihn im Dulden groß und erhaben dar, und läßt ihn durchdrungen von der Ueberzeugung, daß sein Todesurtheil vor Gott und Menschen eine schnöde That sei, lieber als Märtyrer für die Heiligkeit des Königthums sich dem Richtbeil unterwerfen als unwürdigen Forderungen seiner Henker, wodurch er das Leben retten könnte, nachgeben. Ein solches öffentliches Verbrechen hat zu allen Zeiten nur stattfinden können, wenn der bessere Theil der Nation sich fahrläßig, muthlos, uneins, ohne Thatkraft, die allein im Staate das Rechte fördern, die Willkühr zurückbannen kann, einer verderblichen Apathie hingegeben zeigt, und den Schlechten, Ehrgeizigen, Eigennützigen das Feld läßt. So faßte richtig Gryphius den Zustand Englands auf. Nicht die Nation verurtheilt den König und abrogirt das Königthum, aber die Nation sah müssig und unentschlossen zu, und von vielen Millionen wagt nur eine Frau für Carl zu handeln, wie alle Männer hätten handeln sollen!

Kein Mann beut Hand noch Hülf! ist schon das Land bestürzt,
Trauert gleich das weite Reich, doch bleibt der Muth verkürzt.
Ein' unerhörte Furcht nimmt aller Seelen ein,
Der Britten König steht in Albion allein.
Wohl denn, weil euch die Seel', ihr Männer, ganz entgangen,
Will ich, ich schwächstes Weib, mich dessen unterfangen.

Selbst ihr eigner Mann ist zaghaft und kleinmüthig, er, dessen Wort einer ganzen Armee Befehl war. Zwar gelobt er auf Bitten seiner Gattin zur Befreiung des Königs zu thun, was er vermöge, doch nicht einmal zweien Obristen, deren Anhänglichkeit für Carl ihm die Gemahlin angedeutet, wagt er sich in einer gleich darauf erfolgenden Unterredung zu entdecken, und sie sind so genöthigt ihre Gesinnung zurückzuhalten. Wie der Halbentschlossne viel, aber alles halb unternimmt, so auch Fairfax. Der Erfolg ist natürlich Null. Nutzlose Vorwürfe und Gegenvorstellungen macht er den Richtern und fanatischen Gegnern des Königs, anstatt daß er an der Spitze einiger ihm ganz ergebner Regimenter ihr Urtheil vernichtet

und den Kerker Carls öffnet; so bleibt er bei aller äußern Größe und scheinbaren Macht ein schwankend Rohr, das einen sinkenden Thron nicht zu stützen vermag; wir sehn ihn hier auf dem Schauplatz der Bühne wie auf dem der Geschichte verschwinden, ohne daß seine bessere Gesinnung, die von Cromwell, Hugo Peter und deren Genossen ihn unterschieden, durch eine Handlung, die ihr entsprach, zu ruhmwürdiger Evidenz gelangte. Was er an der Spitze eines Heeres den Independentenhäuptern gegenüber nicht wagt, muß fruchtloses Bemühn bleiben, wenn auswärtige Gesandte, wie die von Holland und der Pfalz, ohne andre Waffen als Worte es zu erstreben suchen. Zur reichern Motivirung der Handlung tragen indeß sie eben so wohl als der Schottische Abgeordnete bei, der mit Ungestüm fast von Cromwell die Freilassung des Königs, der auch Schottlands Herrscher sei, fordert. Zahlreiche Gestalten und Charaktere, mannigfach und glücklich gezeichnet, füllen den Rahmen, in welchen der Dichter sein drastisches Gemälde faßte. Ich verweile nur noch bei den eigentlichen Majestätsverbrechern, Cromwell und Hugo Peter. In Letzterem, dem Urheber der Independenten, zugleich Geistlicher und Kriegsobrister, hat der Dichter mit unübertrefflicher Meisterhand, in wenigen aber lebendigen Zügen die stupid fromme Grausamkeit seiner ganzen politisch-religiösen Faktion gezeichnet. Er ist kein Heuchler, er glaubt ein Gott gefälliges Werk zu thun, wenn er den König auf das Schaffot bringt, die Englische Kirche vertilgt, die Stände gleich macht, und alle, die seiner Lehre sich widersetzen, hinschlachtet. In lauten Jubel bricht sein fanatischer Exorcismus aus, als er das Todesurtheil nach allem Widerstande, den Feinde und Freunde entgegengestellt, endlich durchgesetzt sieht. Sein Aufruf, als Cromwell ihm alle Vorsicht gegen die Verdächtigen, die den König zu retten trachten, empfiehlt:

Eh soll mein Leib zerstückt auf lichter Gluth verbrennen,
Eh soll man Fleisch von Fleisch, und Glied von Gliedern trennen,
Eh soll mein blutend Haupt auf Londons Brücke stehn,
Eh der verdammte Carl der Strafe soll entgehn, —

diese Worte und sein Monolog im vierten Akt, zeigen sie nicht deutlich den Geist jener wilden Schwärmer, die ein ganzes Reich zu erschüttern

und einen Thron umzustürzen wagten? Ein solcher Repräsentant, begleitet von ein Paar jener sich Independenten nennender und doch sklavisch seinem Wort gehorsamer Hauptleute, deren Einem Hugo Peter das Amt des Henkers als ein von der Gnade Gottes ihm zugewiesenes überträgt, genügt, um ein anschauliches Bild von der ganzen Rotte zu geben. Ueber ihr erblicken wir aber schon die Gestalt dessen, der unter der Hülle des Fanatismus, beseelt von Ehrgeiz und Herrschsucht, das kühne Streben nach dem Throne verbirgt. Neuere Dramatiker und Romanschreiber haben vielfach den Charakter Cromwells für ihre Dichtungen benutzt, und vornehmlich das Dämonische, verworren Mystische seiner Denk- und Handlungsweise, vermischt mit manchen Zügen angeborner Herrschergröße, selbst edler Neigungen, darzustellen versucht, doch nicht alle mit der Kunst eines W. Scotts, und Mancher ein bis zur Unnatur überladnes karrikirtes Fratzenbild aus ihm machend, das wohl für einen nach Effekt und dem Beifall der Menge haschenden Koulissenheld ein glücklicher Fund, aber für gebildete, mit der Geschichte vertraute, oder nur vernünftige Leser ein Gegenstand der Verwundrung und des Ekels sein wird. Für das Drama überhaupt möchte eine Persönlichkeit wie Cromwell, nie eine glückliche Hauptfigur abgeben, sondern besser dem umsichtig forschenden Historiker oder dem in breitem Raume einen Charakter entwickelnden mit tiefem psychologischem Scharfblick begabten Romanschreiber überlassen bleiben. Gryphius konnte ihn in seinem Drama nicht fortlassen, doch, da er die ganze Theilnahme auf Carl Stuart concentriren will, genügten, wie für alle an dem Morde des Königs Schuldigen auch für Cromwell ein Paar individuelle Züge, die der Geschichte eben so sehr, als der hier nothwendigen Unterordung einer Nebenperson entsprechen. Trotzig auf seinen Einfluß bei Heer und Parlament, in der Hoffnung durch Carls Tod zu steigen, in der Furcht, wenn der König länger lebe, ihn von Andern befreit und sich um die Früchte seiner Thaten, ja um seinen Kopf gebracht zu sehen, dringt Cromwell auf schleunigste Hinrichtung. Aber auch den Heuchler, der göttliche Eingebungen als Grund seines treulosen Verraths, seiner Wortbrüchigkeit gegen Carl Stuart vorschützt, stellt Gryphius in einem einzigen Zuge erschöpfend dar. Auf Fairfarens Erinnern, daß man den Schotten geschworen, den König unverletzt zu lassen, antwortet Cromwell:

Digitized by Google

So pflegt man, was man will, den Kindern vorzuschwatzen.

Und hören wir ihn über denselben Punkt mit dem Schottischen Gesandten sprechen:

Ges. Wie oft hat Cromwell sich für Carls Heil erklärt!
Cromw. Wahr ists, daß ich von Gott es inniglich begehrt.
Ges. Wie? daß er dann sein Wort, ja sein Gebet gebrochen.
Cromw. Weil Gottes Geist in mir dem Beten widersprochen.

Und zu diesen Worten giebt der gewissenhafte Dichter, um vor der Anschuldigung einer Entstellung der historischen Wahrheit sich zu schützen, in einer Note an, daß Cromwell nach vielfachen Berichten wirklich so sich öfter geäußert, wenn er an sein Ehrenwort gemahnt worden sei. Auf jene Noten im Anhang kann man überhaupt Alle verweisen, die Carl Stuart eine rasch hingeworfne Skizze oder eine poetische Parteischrift nennen. Sie zeugen dafür, wie besonnen und wohlunterrichtet, wenn auch für seines Helden Unschuld begeistert, Gryphius das Drama niederschrieb. — Daß er auch hier durch Geistererscheinungen auf Leser und Zuschauer zu wirken suchte, brauch ich kaum zu sagen; es bot sich aber auch hier für ihn eine zu willkommne Gelegenheit. England hatte eine Reihe von Königen und Königinnen gewaltsam enden sehen. Auch Carls Großmutter Maria Stuart starb auf dem Schaffot; zwei seiner nächsten Freunde und Rathgeber, Thomas Wentwort, Grafen von Strafford und Wilhelm Laud Erzbischof von Canterbury hatte Carl dem stürmischen Verlangen der Parlamente oder vielmehr der damals schon beginnenden revolutionairen Bewegung Preis gegeben. In der Seele des vom Tode bedrohten Königs mußte die Erinnerung an alle jene Opfer, die der Parteiwuth in England unterlagen, erwachen, und die Gestalten, die sein Innres erfüllten, führte nun Gryphius als außer ihm geschäftige Wesen auf, deren eigner Mund uns belehrt, in welcher nahen Beziehung sie zu Carls Person oder Carls Schicksal stehen. Die Vergangenheit, die sich mächtig in die Gegenwart drängt, tritt so erschütternder und zugleich faßlicher in diese als es das Wort der Lebenden auszudrücken vermöchte. Aber auch die Zukunft hat der Dichter in den Kreis der Gegenwart gerufen, um das dargestellte Verbrechen des Königsmordes durch Vorverkündigung der strafenden Nemesis zu sühnen; ja um das Herbe der Hinrichtung zu

mildern, und der Seele der Zuschauer die tröstende Befriedigung neben dem schmerzlich erregten Gefühl des Mitleids zu geben, zeigt er diese Nemesis, ehe Carl das Schaffot besteigt. Wir sehen einen der Richter, Poleh, der das Todesurtheil mitunterzeichnet, von den Qualen des Gewissens gefoltert, mit verstörtem Geist, der bald ein schmerzliches Bewußtsein der Schuld empfindet, bald in dumpfem Wahnsinn der Wirklichkeit entrückt von Schreckgestalten des Todes und der Hölle sich umgeben glaubt, und als wenn seine geängstete Seele der Hülle des Körpers entflohen und in die Zukunft vorausgeeilt, erblickt er, und wir mit ihm, was der Gegenwart noch verborgen ist, die verdiente Strafe der Königsmörder und die glorreiche Rückkehr und Krönung Carl II. Letzteres entzückt ihn, doch seine Seele darf noch dem irdischen Dasein und dessen Pein nicht entweichen; der Geist Lauds und Wentworts, an deren Tod er gleichfalls Theil gehabt, bannen ihn wieder in die Gegenwart, und wollen selbst ihm verwehren, deren Grausscenen sich zu entziehn, bis auf sein Flehn die Geister den Weg zur Buße, der ja noch qualvoll genug ist, ihm freilassen. — Hier, wie in andern Stücken, stellte der Verfasser die Erscheinungen der Zukunft als Pantomimen dar, und mit sehr richtigem Takt wies er dieser darstellenden Kunstgattung ihre wirksamste und bedeutungsvollste Anwendung zu.

„Der großmüthige Rechtsgelehrte oder der sterbende Papinianus," gleichfalls ein historisches Drama, bewegt sich auf römischem Gebiet. Aemilius Paulus Papinianus, des verstorbnen Kaisers Severus Freund, Präfectus Prätorii unter der gemeinschaftlichen Regierung der Stiefbrüder Bassianus Caracalla und Geta, zugleich des Erstern Schwager ist lange Zeit schon von Neidern und Hofgünstlingen bei der Kaiserin-Wittwe Julia, wie bei den Coregenten verdächtigt worden. Julia argwöhnt, daß er ihrem Stiefsohne Bassian, dieser, daß er seinem Halbbruder Geta mehr Zuneigung und Dienstfertigkeit zeige. Als Bassian den gräßlichen Mord an dem Mitregenten und Bruder, auch nicht dadurch geschreckt, daß dieser in den Armen der Mutter Schutz gesucht, begangen hat, verlangt er, daß Papinian den Frevel im Römischen Senat und vor den Soldaten vertheidige. Weil dieses Papinianus trotz aller Versprechungen, Schmeicheleien und verlockenden Ehrenbezeugungen,

endlich bei Androhung und Verlust der Ehren, Würden und Güter verweigert, wird er von dem grausamen Kaiser verurtheilt, erst den Tod des einzigen Sohnes anzusehn, und dann selbst sein Haupt dem Richter zu unterwerfen. Wir erblicken in dem standhaften Rechtsgelehrten keinen hochbetagten Greis, der an der Schwelle des Lebens seine Tugend, das einzige ihm noch schätzenswerthe Gut dem Tode bereitwillig zu opfern vermag, und kältern Blutes, des Lebens Nichtigkeit erkennend, auch dem Sohn Sterben für kein hartes Loos erklärt; nein, Papinian zählt erst sieben und dreißig Jahre, ihn beseelt die Thatkraft des Mannes, dem im Wirken und Schaffen des Lebens Werth und Bedeutung sich erst aufgeschlossen; eine treffliche Gattin, ein hoffnungsvoller Sohn, reiche irdische Güter und noch reichere Geistes- und Herzens-Gaben machen ihn zum Glücklichsten der Menschen, da ruft der tyrannische Todesspruch ihn ab, weil er höher als jedes Gut die Ehre achtet, der Themis Amt, das ihm anvertraut, für heilig hält, und zur Beschönigung des schnödesten Frevels Ehre und Recht nicht beflecken will.

Gern trete ich der Kritik bei, die diesem wahrscheinlich letzten Drama, das Gryphius der Oeffentlichkeit übergab, den Preis vor allen andern zuertheilt. Das Stück selbst wird dafür jedem Leser den Beweis ablegen, und ich brauche Nichts mehr hinzuzufügen, hätte ich mir nicht zum Vorsatz gemacht an dem Beispiel Gryphius' zu zeigen, was auch von einem der ältesten und fast vergessenen Dramatiker, unsre heutige sich oft allzugroß und vollendet dünkende Zeit in Bezug auf Darstellungskunst noch lernen und in der Praxis anwenden könnte. Da unser Dichter zu allen seinen Tragödien, mit Ausnahme von Cardenio und Celinde, die Stoffe der Geschichte entlehnte und mit seltenem Takte auffaßte, so kann ich nicht umhin auf diesen auch in Papinian besonders aufmerksam zu machen.

Die Treue der Geschichte sich stets als unerläßliche Aufgabe stellend, drückte Gryphius jedem Stücke denjenigen Charakter auf, welchen Zeit, Volk und Land, denen der Stoff angehört, an sich tragen. Nicht nur die Hauptfiguren, auch die Nebenpersonen verrathen dieß, oft bis auf die kleinsten Züge. Der gleichzeitigen Begebenheiten wichtiger Zeitgenossen, politischer Verhältnisse, der Sitten, der Religion, der innern und äußern

werdenden oder schon vollendeten Umgestaltungen, der Kriege und Welthändel geschieht Erwähnung, und zwar ungesucht, ohne mit Gelehrsamkeit zu prunken, nur als nothwendiger, charakterisirender, verlebendigender Ausdruck für Handlung und Handelnde auf der Bühne.

Eben so lebendig ist die Motivirung in den andern Charakteren, Carakallas Grausamkeit, der Ehrgeiz des Lätus, welcher den zwar zur Eifersucht geneigten, herrschsüchtigen, aber edler Gesinnung nicht unfähigen, vor Unrecht und Gewaltthätigkeit noch scheuen, mit Pietät für den großen Vater, die liebreiche Stiefmutter, den sanften Stiefbruder erfüllten Bassian zum Morde des letztern anreizt, und nun ihn von Verbrechen zu Verbrechen forttreibt; der große, freie, unbestechliche Sinn Papinians, die Vorliebe Juliens für den eignen Sohn trotz aller scheinbaren Gleichstellung des Stiefsohns, und ihr aus diesem mütterlichen Gefühl hervorgehender Argwohn, mit welchem sie an Papinian eine größere Hinneigung zu Bassian als Geta zu erblicken glaubt; endlich die knechtische Ergebenheit der Hofdiener und ihre Intriguen sind von den Geschichtsschreibern zwar dem Dichter vorgezeichnet, doch die kalten, starren Züge erhalten von diesem erst Leben, Beweglichkeit, sind keine Bilder mehr, sind Fleisch und Blut, haben Wärme und Odem, Herz und Geist, die in Wort und That sich vor unsren Blicken kund geben.

„Die beständige Mutter oder die heilige Felicitas," ist keine Original-Arbeit Gryphius', sondern nach dem Lateinischen des Nicolaus Caussinus übersetzt. Gregor der Große in der dritten Homilie über die Evangelia und Petrus Chrysologus Sermon 134. berichten, daß Felicitas, eine vornehme Römerin, weil sie zu Christi Lehre sich bekannt, im Jahr 175 sammt ihren 7 Kindern gefänglich eingezogen, vor das römische Ketzergericht gestellt, und vom Kaiser M. Aurel, nachdem er sie durch Versprechen, Geschenke, Mahnungen, Drohungen vergeblich abzuziehen gesucht, die 7 Söhne zu verschiednen grausamen Todesarten, die Mutter zu ewiger Gefangenschaft verdammt worden seien. Dieß ist auch der Inhalt des Caussinischen Dramas. Außer Felicitas, ihren Söhnen und dem sonst milden nur als Beschützer der Reichsreligion gegen die Christen strengen, hier gegen Felicitas und deren Kinder wohlwollenden, erst durch

deren Hartnäckigkeit zum Aeußersten genöthigten M. Aurel, traten noch der Bischof Anicetus, der christliche Priester Evagrius, Crispus ein römischer Edler und heimlicher Christ als Verfolgte, der Römische Präfekt Publius, ein Opferpriester des Jupiter, der kaiserliche Rath Apollonius, und Apollo, ein verschmähter Liebhaber der Felicitas, als Verfolger der Christen auf. Das Stück gehört also zu der Gattung, die Lessing nicht für die Bühne geeignet und schicklich hält. Gewiß hat er Recht, sobald die wirklich existirende Bühne verstanden ist, für die höhere, die wohl immer nur dem Geiste großer Dichter vor der Seele stehen, und die der gebildete Leser allein ihm nachzudenken im Stande sein wird, möchte neben vielen andern auch diese Gattung religiöser Stücke, wenn sie sonst Werth und ein dramatisches Interesse enthalten, zu erhalten und ferner auszubilden sein. Dem vorliegenden glaube ich geht zwar das dramatische Interesse nicht ganz ab, doch scheint es mir nicht das vorherrschende zu sein. Ich halte den Gegenstand für äußerst poetisch, für den nur schwer eine passende Kunstform gefunden werden möchte; auch die musikalische des Oratoriums, obschon sie vieles besser als das Drama auszudrücken verstünde, würde den Stoff nicht ganz in sich aufzunehmen im Stande sein, da eine zu reiche Handlung darin vorwaltet, die wiederum zu religiöskirchlich ist, um der weltlichen Oper sich zu fügen. Es fehlen gewiß der Poesie wie der Musik noch eine Menge Formen, die als gemischte Gattungen zwischen die bisher üblichen treten müßten. Wenn wir die Stücke Gryphius' durchweg als dramatisch-epische erkannten, so würde eine andere Kunstform gedacht werden können, die sich als episch-dramatische bezeichnen ließe, zu der schon Homer und in noch unmittelbarerer dialogischer Form Ossian und die Eddalieder, unter den ältern deutschen Dichtungen der Sängerkampf auf der Wartburg durch die Zwiegespräche ihrer Helden ein Vorbild geben, das nur einer ähnlichen Erweiterung bedürfte als das moderne Drama, verglichen mit dem antiken, erfahren hat.

Fassen wir nun aber das vorliegende Stück, wie es Causin oder wohl nicht ohne eigne Veränderungen Gryphius behandelte, noch einmal ins Auge, um auch beachtenswerthe Vorzüge hier nicht unerwähnt

zu lassen. In Bezug auf religiöse Dramen, wo ein Märtyrer der Hauptheld ist, kann Lessing's Warnung nicht genug beherzigt werden: „Wenn der Dichter einen Märtyrer zu seinem Helden wählt, daß er ihm ja die lautersten und triftigsten Beweggründe gebe! Daß er ihn ja in die unumgängliche Nothwendigkeit setze, den Schritt zu thun, durch den er sich der Gefahr blosstellt! daß er ihn ja den Tod nicht freventlich suchen, nicht höhnisch ertrotzen lasse, sonst wird uns ein frommer Held zum Abscheu, und die Religion selbst, die er ehren wollte, kann darunter leiden." — Um unser Stück von letzterm Vorwurf, der es leicht treffen könnte, frei zu machen, muß der Trotz der sieben Söhne und der Mutter selbst von dem, welchen Lessing meint, unterschieden werden. Dieser verwirft den weltlichen Trotz in religiösen Dingen. In Gryphius' Tragödie finden wir einen religiösen, christlichen Trotz den irdischen Schrecknissen entgegengestellt. Felicitas hat nur die Wahl dem Christenthum abzuschwören oder nach dem weltlichen Gesetz den Tod zu leiden. Der mildherzige Kaiser sucht, um diesem sie zu entziehn, ihrem Glauben, einem Wahn, wofür er ihn hält, sie abwendig zu machen. Da er bei der Mutter vergeblich Worte, Bitten, Drohen angewandt, hofft er mit mehr Glück die weichen Jugend-Gemüther der Söhne zu beugen; da nun zeigen diese den ihnen — ich möchte sagen — anerzognen festen Glauben auf eine trotzig kühne Weise. Nachdem die ältesten den Tod gefunden und der Kaiser noch einmal die jüngern zu retten versucht — d. h. durch Vorstellung, denn das Gesetz darf er nicht umstoßen, es gebietet auch ihm zu handeln, wie er es thut — dürfen die Ueberlebenden den im Tode Vorausgegangnen, da keine andre Wahl als früher, nur größere Verlokkung geboten wird, nicht nachstehn. Schön, erhaben, nur durch die Religion gerechtfertigt, ist hier das gesteigerte Verlangen nach dem Tode, das nur den Heiden sträflich dünkt und an Allen gestraft wird.

Als Vorzüge dieses christlichen Dramas vor andern ähnlicher Art, woran unsre ältre Literatur nicht arm ist, erachte ichs, daß trotz der höhern Bedeutung, die durch die Kraft des Christenthums hineingelegt ist, dennoch das Motiv ein ganz persönliches, nicht darüber hinausgehendes bleibt, daß die politischen, weltlichen, reinmenschlichen Verhältnisse neben den individuell religiösen ihre Bedeutung und eigne Kraft beibehalten;

und nur durch den Konflict, der dadurch veranlaßt wird, das dramatische und tragische Interesse hervorgerufen wird. M. Aurel wird trotz aller Hoheit des Charakters als im Heidenthum fest verharrend, dem Christenthum unzugänglich dargestellt; das Gesetz, nicht Tyrannei fordert den Tod der Christen; der Priester des Jupiter, der römische Präfekt, müssen als solche auf Anwendung desselben wider die Schuldigen dringen; Apollo, der verschmähte Liebhaber, repräsentirt das straffällige Vergehen gemeiner Naturen, das nur durch sein Motiv auf Entschuldigung rechnen darf. Ein andrer Dichter würde einen grausamen Tyrannen zur Unterdrückung des Christenthums, und zu dessen Verherrlichung eine den Tyrannen zerschmetternde oder ihn von der Wahrheit der Lehre Jesu überzeugende Katastrophe herbeigeführt haben. Braucht aber für christliche Leser es so ganz nutzloser Ueberzeugung? Bleibt dann noch für die handelnden Personen das theilnehmende Interesse, das nur in der Individualität derselben seinen Grund hat? Das Lobenswerthe der reichern Motivirung bei Gryphius liegt zwar schon in dem gewählten historischen Stoff, doch er wars, der ihn wählte, er wars, der ihn in naturgemäßer Wahrheit bestehen ließ und daraus keine Apologie des Christenthums, sondern ein Drama zu machen beschloß. Da uns Christian Gryphius anstatt des Original-Dramas: „Die sieben Brüder oder die Gibeoniter, das sein Vater, bevor er starb, bis auf die Chöre vollendet hatte, eine Uebersetzung des gleichen Stückes aus dem Holländischen des van Vondel herausgegeben, so wissen wir nicht in welchem Verhältniß die eigne Arbeit zu dieser Uebersetzung gestanden. An dem Stoffe, einem alttestamentlichen, wird der deutsche Dichter gewiß nichts geändert haben. Sein Inhalt ist folgender: Nachdem drei Jahre Israel mit Seuche, Dürre und Hungersnoth geplagt worden, befragten König David und der Hohepriester Abjathar Gott um abhelfenden Rath, und vernahmen, daß der Mord, welchen Saul einst an den Gibeoniten begangen, die Ursache der Landplage sei, die nur durch Sühne, wie sie Gibea verlange, gehoben werden kann. Die befragten Bewohner der Stadt, um ihr langgenährtes Rachegefühl zu sättigen, fordern nicht Geld und Gut, sondern sieben Männer aus Sauls Stamm. Umsonst versucht David sie von dieser grausamen Genugthuung abzubringen; sie bestehn darauf, und David liefert ihnen zwei Söhne Rizpas,

der Kebsfrau Sauls und fünf Schwesterkinder der Michal, seines eignen früher geliebten, nun von Bethsaba verdrängten Weibes aus, die von den unversöhnlichen Gibeonitern an Pfähle gehangen werden. Abgesehn von der unsittlichen Jüdischen Vorstellung Jehovas, der Verbrechen der Väter an Kind und Kindeskindern straft, eine Vorstellung, die jeder Bearbeiter eines alttestamentlichen Stoffes nicht vermeiden kann, ist dieser in unserm Drama durchaus tragisch und gut motivirt, die Charaktere drastisch, die Situationen anziehend und ergreifend. Einen tiefen Eindruck macht Davids Gehorsam gegen Jehova, wie sehr auch der Jammer Rizpas, das Flehen Michals sein eignes Gemüth zerrissen und es ihm Wehe thut das Haus Sauls, das einerseits in ihm den Verdränger haßt, andrerseits durch vielfache Banden der Liebe und Freundschaft ihn sich verschuldet glaubt, selbst ins Verderben bringen zu müssen. Mit blutendem Herzen, mit Unwillen geht er auf Jehovas Willen ein, mit ganzer Standhaftigkeit weiß er aber das Unvermeidliche zum Schluß zu führen. Sein Streuben gegen Gottes Gebot mildert die sonst allzu strenge Festigkeit, und macht den scheinbar harten Charakter zum Gegenstand unsrer ganzen Theilnahme. Auch die andren Personen, der Priester Abjathar, der seines Vaters Mord an Sauls, des Mörders Haus durch die von Jehova verhängte Strafe gerächt sieht, die hartherzigen Gibeoniter, die weichen Mütter Rizpa und Michal — denn diese vertritt an den Schwester-Kindern Mutter-Stelle, Mephiboseth und Micha, Jonathans, Sohn und Enkel, die David kraft des an Jonathan gegebnen Versprechens vom Tode errettet, dienen nur, um Davids edlere Gesinnung oder seine Standhaftigkeit ins rechte Licht zu stellen. Ein schöner Zug des Letztern ist es, daß er die sieben Gehängten, obgleich sie sterbend ihm geflucht, sammt den Gebeinen Sauls und Jonathans aufs Prächtigste in das Grab Ki's beisetzen läßt, um an dem Todten das ganze Haus zu ehren. Dieß mildert, was noch an dem von Jehova zur Grausamkeit Veranlaßten uns hart erscheinen möchte.

Nach den sieben besprochnen Tragödien des A. Gryphius zu schließen, möchten die beiden von seinem Sohn nur angemerkten: „Ibrahim“

und „Henricus der Fromme oder Schlacht der Christen und Tartaren bei Liegnitz“ die beinahe vollendet gewesen sein solle, ein großer Verlust für unsre Litteratur sein. Für den Genius unsers Dichters bieten aber die vorhandnen einen ganz genügenden Maaßstab. Gäbe es nur mehr Leser, die seinen Werth zu schätzen wüßten, und vor allem einen geschickten Bearbeiter, der seine Werke unsrer Zeit vermitteln, und einen Verleger, der sie unter dem deutschen Publikum verbreiten wollte!

XIV.

Bettina und der Cultus des Genius.

Von

Theodor Mundt.

(Aus der nächstens erscheinenden: „Literatur der Gegenwart.“)

In den neuesten Briefdichtungen der Bettina, welche sie an die Gestalt ihrer Jugendfreundin Günderode geknüpft hat*), zeigt sich uns das Kind auch an mehrern Stellen als Religionsstifterin. In einer schönen Mondnacht, als es ganz still war und die Nachtigallen so recht schmetterten, kommt sie zuerst auf den Einfall: „laß uns eine Religion stiften für die Menschheit, bei der's ihr wieder wohl wird!“ — und wie in der Bettina alle höhern Offenbarungen ihres Geistes die naive Form des Einfalls an sich tragen, so daß bei ihr der Einfall zugleich die höhere Nothwendigkeit ihrer Natur ist, so werden wir auch an diesem beim Mondschein entstandenen Einfall: eine neue Religion zu stiften, die höhere Geltung nicht unberücksichtigt lassen wollen.

Was diese Bettina-Religion sei, werden wir zwar schon, noch ehe ihre Dogmen uns offenbar werden, aus den Lineamenten der Bettina'schen Persönlichkeit selbst uns zusammensetzen können, denn ihre Persönlichkeit

---

*) Die Günderode. Zwei Theile. Grünberg und Leipzig, bei W. Levysohn.

ist zugleich ihre Religion und sie hat allen Seiten dieser Persönlichkeit, selbst den unartigsten und verschrobensten, eine Art von religiöser Weihe ertheilt, so daß ihr der Glaube an sich selbst immer als der höchste, und das gute Einverständniß mit allen Regungen ihrer Natur als die wahre Seligkeit und Erlösung gegolten.

Diese egoistische Stellung zur Welt, in welcher sich eine eigentliche Blüthe der Eigenliebe in Wunderpracht entfaltet, erschließt sich aber auch wieder auf das Weiteste und Umfassendste, und dehnt sich in dem Maße, in dem sie sich entschieden abgränzt, auch wieder aus, um den ganzen Himmel und die ganze Erde in sich aufzunehmen und aus der Eigenliebe eine höhere Menschheitsliebe in sich zu erzeugen.

So will denn Bettina „eine Religion stiften für die Menschheit, bei der's ihr wieder wohl wird!" — und der Menschheit soll dann etwa eben so wohl werden, als es jetzt schon der Bettina selber wohl ist in ihrer Haut und in ihrem Geist, in dieser sichern Melodie eines sich selbst gewissen und freibewegten Lebens. Es muß allerdings für einen Trost erachtet werden, daß in unserer heilsarmen Zeit eine Natur, wie Bettina, lebt, der wohl ist in ihr selber, und in der so Vieles, was der Menschheit verloren gegangen, sich in persönlicher Blüthe erhalten und so Vieles, was wir um jeden Preis wieder erringen müssen, bereits zu Fleisch und Blut geworden. Dies ist das innere und ursprüngliche Heiligthum der Menschennatur, das sich, unbekümmert um alle Fetzen der Tradition, in sich selbst als ein Asyl aller Wahrheit und Tüchtigkeit des Lebens erhalten hat. Es ist die göttliche Jungfrauschaft des Geistes, der die Welt unbefleckt in sich empfangen und sie so nun wieder herausgebären möchte in der alten ewigen Reinheit. Und dieser einfache, edele, unverderbliche Naturkern alles Daseins soll gelten, er soll als Lebenskern wieder erkannt und gepflegt werden, von freien Händen, die das Höchste aus ihm ziehen, welches zugleich das Einfachste ist. Aus diesem Naturevangelium sollen die neuen Gesetze hergeleitet werden, welches die gänzlich alten sind, die wahren Gesetze, auf die allein man sich zu berufen haben soll, in denen bloß die Freiheit zu ihrer Gestaltung kommt. Das ist Bettina, sie selbst, und aus Dem, was sie selbst ist, und worin ihr so wohl ist,

kündet sie die neue Religion, die sie mit Caroline Günderode zusammen stiften wollte, damit es der Menschheit „wieder wohl wird," so wohl, wie Bettinen selbst!

Was werden wir aber mit dieser neuen Religion, welche schon ihre Richtigkeit hat, weil sie die ganz alte, und im Grunde der reine Kern des Christenthums selber ist — was werden wir damit nicht Alles in den Kauf bekommen? Bettinen selbst ist wohl, aber sie sorgt dafür, daß uns nicht immer bei ihr wohl wird. Zieht ihr schönes Naturevangelium eigentlich nicht zu oft die bunte Harlekinsjacke an, sich selbstgefällig an den bizarren Zufälligkeiten des eigenen Wesens ergötzend, und sich damit etwas wissend, als wäre der Katzensprung über die Dächer beim Mondschein auch Offenbarung des Geistes? Und dieß Springen über die Dächer, dieß Hinwegsetzen über Tische und Bänke, wiederholte es sich nur nicht so oft an allen Ecken und Enden, träte es nur nicht immer als ein zu selbstgefälliger Ausdruck des „Wohl seins," als mißverstandene Prätension, sich dadurch eigenthümlich zu charakterisiren, hervor, wie in den Briefen an Goethe, so auch wieder unzähligemal in dem absichtlich gedichteten Briefwechsel mit der Günderode! Je häufiger und absichtlicher es aber kommt, desto mehr nutzt es sich ab, und noch mehr wäre es Schade, wenn wir dies Springen und Klettern als Cultusform der neuen Religion, als die heiligen Ceremonien des Bettinendienstes, betrachten sollten. Etwas andächtiger wird uns schon zu Muthe, wenn wir Bettinen, in ihrem geheimnißvollen Naturdienst, die Mäuschen belauschen sehn, die Nachts das Oel aus der Lampe saufen (Günderode I. 56.) und wobei „große tiefsinnige Speculationen, wovon die alte Welt in ihren eingerosteten Angeln krachte, wenn sie sich nicht gar umdreht davon" — entstehen. Hier treten uns schon die Mysterien des Bettina'schen Naturlebens näher, doch stört es, wenn zuweilen solche Flüche dazwischen ertönen, wie: „alle Teufel" „Schwerenoth," die sich häufig in den zartesten Text hinein schlingen. Sind dies Bannflüche aus dem innern Priesterthum der Naturseele, oder sonst Beschwörungen, die zum Dienst gehören? Die gute Günderode erklärt sich ausdrücklich gegen die sonderbaren magischen Formeln der Bettina und fragt sie mehrmals, warum sie denn so erschrecklich fluchen müsse? Aber es bleibt nichts destoweniger bei diesen Hieroglyphen bestehen, und dann

verwandelt sich uns einen närrischen Augenblick lang das Priesterthum in ein Dragonerthum, oder der Schmetterling verreckt sich in eine lang geschwänzte Ratte. Noch andre magische Formeln des Naturgottesdienstes müssen wir anführen, wie, wenn Bettina im heiligsten Rausch ihrer Offenbarungen Ohrfeigen um sich her ausklatscht (Günderode I. 191 flg.) — „denn was ich Dir da vorplaudere, das ist eine Weise, nach der wird getanzt hinter mir, und so war unser tiefer Philosophentext in die Luft gesprengt, was war's doch? — Von der innerlichen Wahrnehmung und von der Anschauung im Geist, ob die verschieden wäre, und wo sie herkäme, aus der Empfindung oder aus dem Gefühl, und wo diese Quellen sich herleiten, ob links, ob rechts; das Alles wolltest Du da im zunehmenden Dämmerlicht aus mir herauspumpen. Schwerenoth! — das war zu arg, ich mögt' Dir heut noch eine Ohrfeig geben drüber — aber das war grad' mein Himmlischstes, daß Du nicht bös geworden bist und hast die geschlagene Wange sanft an mich gelehnt, und hast gegirrt, wie eine Taube, und sagtest: „ja" wie ich fragte, thut's weh, „aber es thut nichts."— Hier hab ichs hingeschrieben, denn wenn so viel unnütz Zeug geschrieben steht, so kann auch geschrieben stehn, daß ich Dir eine Ohrfeig gab." —

Eine andere heilige Ceremonie des Naturgottesdienstes ist, daß Bettina beißt (Günderode I. 76.): „ja es ist gewiß der Dämon, den ich wittere, als ich Dir in die Hand biß und an zu weinen fing, so war es doch der Dämon, der mich neckte." — Beißt Bettina aus Geistes- und Dämonendrang um sich, so ist es doch immer der Geist, welcher beißt, und wir wollen und müssen auch diese Offenbarung seiner Tiefe gelten lassen. Aber der Geist, welcher beißt, hat immer noch nicht seine dämonischen Schlacken abgeworfen, und darum wird auch die neue Religion, welche in ihrer Stiftung ihren Durchgang nehmen soll durch diesen Geist, nicht ohne Flecken und Trübungen erscheinen können. Und ist Bettina die Gottesmutter dieser neuen Religion, von deren unbefleckter Empfängniß wir vorhin gewiß mit Recht sprachen, so scheint es ihr doch vom Schicksal versagt zu sein, den Heiland, nämlich sich selbst, unbefleckt zur Welt zu bringen.

Aber wozu von den Flecken reden, die wir mit in den Kauf bekommen werden, da wir des Schönen und Großen bei der neuen Religion eine solche Fülle erblicken und Bettina's ganzes Natur- und Mährchenleben uns in den geweihten Kreis lockt. Bettina, diese fromme Seherin der Gewitternächte, die aus Allem den Hymnus der Ewigkeit heraushört, sie, die „Mondlicht saugt" und „das junge Grün aus sich hervorkeimt," Bettina, der Liebling der Sterne, die Vertraute des Frühlings, der alle Blumen ihre Geheimnisse sagen und welche das Wort der rauschenden Welle versteht, sie wird uns einen Cultus anordnen, der gewaltig und schön ist, und Gott wohlgefällig, wie ihm die Sommernacht wohlgefällig ist. Es wird brausen und sausen, und flöten und geigen, und die Sinne werden uns schwinden, dafür wird uns das innere Schaun aufgethan werden, und die Mystik des bettina'schen Kindersinns wird uns ihre Verzückungen dazu leihen. Ja, Bettina ist ein Kind, sie ist das Kind, und als solches des Himmelreiches gewiß, will sie die neue Religion stiften, zu deren Verständniß wir erst mit ihr wieder Kind werden sollen. Als Kind hat sie sich recht ausdrücklich auf der Warte unserer Zeit hingestellt und sich aus dieser Beschaffenheit ihres Wesens das Recht abgeleitet, Allen die Wahrheit zu sagen, und eine Art von Schiedsrichterthum selbst in den Händeln dieser Welt zu verwalten. So hat sie noch neulich zwischen Spontini und einem ganz verblendeten Theil des berliner Publikums ein öffentliches Schiedsurtheil abgegeben, „ein wahrer Daniel," und hat aus der Naturweisheit des Kindes heraus die persönliche Unantastbarkeit des alten Künstlers auseinandergesetzt, gegenüber der rohen Gewalt des Haufens, der in seinem Tobanfall auf Spontini seine niedrige Principlosigkeit an den Tag legte und von Niemandem als von einem rachsüchtigen Journalisten, der als zerlatschter Kunstklepper des berliner Geschmacks der durch die Straßen keucht, ausgebeutet ward. Das Schiedsrichterthum des Kindes sollte noch in vielen Beziehungen dieser Zeit angerufen werden. Man müßte es aber auch hören, und würde es dann gewiß zum Heil der Völker hören! Das Kind müßte zu entscheiden haben, ob uns Preßfreiheit, volksthümliche Verfassung und öffentliche Institutionen zu Theil werden sollen, und sie wären schon unser Theil. Da man aber für's Erste noch nicht Bettina's Rath darüber

Digitized by Google

einholen wird, so möge sich das Evangelium ihrer Kindschaft einstweilen nur in allen den Dingen offenbaren, in denen es Anwendung findet. Und da wir ihr in Allem gläubig vertrauen wollen, was sie, in Berufung auf den innern und wahren Menschenkern, als das Höchste und das Eine, was Noth thut, von uns fordert, so möge sie uns nun auch sagen, wie wir der neuen Religion theilhaftig werden können, bei der's uns wieder wohl wird?

Bettina schreibt an die Günderode (I. 254): „lasse uns doch eine Religion stiften ich und Du, und lasse uns einstweilen Priester und Laie darin sein, ganz im Stillen und streng darnach leben und ihre Gesetze entwickeln, wie sich ein junger Königssohn entwickelt, der einst der größte Herrscher sollt werden der ganzen Welt. — — — Warum sollten wir nicht zusammen denken über das Wohl und Bedürfniß der Menschheit, warum haben wir denn so manches schon zusammen bedacht, was Andere nicht überlegen, als weils der Menschheit fruchten soll, denn Alles was als Keim hervortreibt aus der Erde, wie aus dem Geist, von dem steht zu erwarten, daß es endlich Frucht bringe, ich wüßte also daher nicht, warum wir nicht mit ziemlicher Gewißheit auf eine gute Aerndte rechnen könnten, die der Menschheit gedeihen soll, die Menschheit, die arme Menschheit, sie ist wie ein Irrlicht in einem Netz gefangen, sie ist ganz matt und schlammig. — Ach Gott, ich schlaf gar nicht mehr, gute Nacht, alleweil fällt mir ein, **unsere Religion muß die Schwebe-Religion heißen**, das sag ich Dir morgen. — Aber ein Gesetz in unserer Religion muß ich Dir hier gleich zur Beurtheilung vorschlagen, und zwar ein erstes Grundgesetz, nämlich: der Mensch soll immer die größte Handlung thun, und nie eine andere, und da will ich Dir gleich zuvorkommen und sagen, daß jede Handlung eine größte sein kann und soll. — Ach hör, ich seh's schon im Geist, wenn wir erst in's Rathschlagen kommen, was wird das für Staubwolken geben. — Wer nit bet, kann nit denken, das laß ich auf erdene Schüssel malen und da essen unsre Jünger Suppe draus. — Oder wir könnten auch auf die andre Schüssel malen: wer nit denkt, lernt nit beten."

So hätten wir denn den Namen der neuen Religion, sie heißt die Schwebe-Religion und wir hätten vorhin, als wir die Bettinasprünge

über Tisch und Bänke als heilige Ceremonien deuteten, schon selbst diesen Namen finden können. Und das erste und oberste Grundgesetz der neuen Religion ist das Gebot der großen Handlungen, und der Abendmahlsspruch der Jünger, welche aus der irdenen Schüssel ihre Suppe essen, ist beten und denken. Die hohe idealische in Metaphysik abgeschlossene und zart geheimnißvolle Günderode, welche aufgefordert wird in die Schwebe-Religion die zusammenhaltende Vernunft hinein zu bringen, macht in ihrem folgenden Brief an die Bettina I. 257. aus: „am besten können wir sagen, denken ist beten, damit ist gleich was Gutes ausgerichtet, wir gewinnen Zeit, das Denken mit dem Beten, und das Beten mit dem Denken."

Die obersten Grundgesetze der Schwebe-Religion werden also Denken und Handeln, oder vielmehr die höhere Einheit Beider, die That sein. Und gewiß, soll's der Menschheit wieder wohl werden, so muß ihr die Religion der That offenbaret werden. Darum finden wir, daß Bettina in einem andern Brief an die Günderode I. 266. sehr schön sagt: „ach in unsrer Religion soll die Tapferkeit obenan stehn, — denn wenn wir nur darüber wachen, daß wir kühn genug sind das Große zu thun und die Vorurtheile nicht zu achten, so wird aus jeder That immer eine höhere Erkenntniß steigen, die uns zur nächsten That vorbereitet, und wir werden bald Dinge beweisen, die kein Mensch noch glaubt."

Jetzt wollen wir auch das Tischgebet der Schwebe-Religion mittheilen I. 267: „unser Tischgebet soll heißen: „Herr ich esse im Vertrauen, daß es mich nähre — und die alten Küchenzettel und Bratspieß und Backgeschichten all dem Teufel in die Garküch geschmissen, daß er den Hals darüber bricht, wir haben keine Zeit uns dabei aufzuhalten. Geh zum Nachbar und nehme Brodt von ihm und nehme die Frucht vom Baume dazu, und Opfermahl ein weniges und dulde nicht, daß sich Bedürfnisse des Mahls bei Dir einnisten zu dieser oder jener Stunde; oder sonst Dinge, die den Leib abhängig machen."

Es erzielt also die Schwebe-Religion ein thatkräftiges leiblich gesundes und einfach naturvolles Geschlecht, das sich unabhängig von physischer Willkühr und kräftig in selbstbewußter Eigenmacht gestalte.

Jede Religion muß zugleich eine Erlösung sein, und die wahre Erlösung wird gewiß die wahre Religion sein. Was kann aber die heutige Menschheit besser erlösen, als die That, welche die leibliche und geistige Gesundheit zugleich ist? Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn die Schwebe-Religion auch noch als eines ihrer Gesetze aufstellt: „daß man sich nicht erkälten dürfe! Bettina an die Günderode I. 268.: „da fällt mir noch etwas ein mit dem verdammten Zugwind, oder mit der Nachtluft, alle Augenblick heißt's, hier zieht's" und dann reißen die Leute aus, als ob ihnen der Tod im Nacken säß, oder der Nachtwind hindert sie die nächtliche Natur zu genießen, oder der Abendthau ist ihnen gefährlich, und doch, hat man je bei einem Gefecht in der Schlacht gesehn, daß ein Held vor dem Nachtthau ausreiße? — Also auch über die Verkältung hinweg in Nachtwind, wie im Sonnenschein sein eigner Herr sein, das muß ein Gesetz unsrer schwebenden Religion sein."

Ferner erfahren wir die Gelöbnisse des Bettinendienstes oder der schwebenden Religion, indem Bettina I. 281. an die Günderode schreibt: „ein Schwur muß doch Erwecker einer großen Kraft im Menschen sein und die gewaltiger ist, wie das irdische Leben. — Ich glaub' Alles, was gewaltiger ist, wie das irdische Leben, macht den Geist unsterblich. — Ein Schwur ist wohl eine Verpflichtung, eine Gelobung das Zeitliche ans Geistige, ans Unsterbliche zu setzen — da habs ich's gefunden, was ich meine, was der innerste Kern unsrer schwebenden Religion sein müßte. Ein Jeder muß ein inneres Heiligthum haben, dem er schwört." —

Ferner zeigt sich uns in dieser neuen Religion, welche auf das innere Heiligthum des Menschen verpflichtet, und die Religion der unsterblichen That sein soll, zugleich das wahrhaft dionysische Zeitalter, etwa christlich verklärt, im Anzuge. „Merks, schreibt Bettina I. 283., zu unsrer schwebenden Religion gehört das auch, daß wir den Wein den Göttern trinken, und trunken die Neige mit sammt dem Becher in den Strom der Zeiten schleudern."

Und in dieser Religion des glücklichen Zeitalters soll dann auch niemand sich unglücklich fühlen dürfen. „Von mir soll niemand hören, schreibt Bettina an demselben Ort, ich sei unglücklich, mag's gehen, wie's

will, und was mir begegnet im Lebensweg das nehm ich auf mich, als sei's von Gott mir auferlegt. Merks wieder, das gehört auch noch zu unsrer schwebenden Religion. — Und mein inneres Glück, das mach ich mit den Göttern ab."

Die Wirkung der neuen Religion aber soll auf die Herausbildung der wahren Natureinfalt gehen, welche zugleich die wahre und höchste Schönheit ist. Darum erklärt sie sich feindlich gegen alle angelernte Bildung und Bettina schreibt I. 290. „nicht wahr, das soll auch ein Hauptprincip der schwebenden Religion sein, daß wir keine Bildung gestatten. Das heißt kein angebildetes Wesen. Jeder soll neugierig sein auf sich selber und soll sich zu Tage fördern, wie aus der Tiefe ein Stück Erz, oder ein Quell, die ganze Bildung soll darauf ausgehen, daß wir den Geist ans Licht hervorlassen. Mir deucht mit den fünf Sinnen, die uns Gott gegeben hat, könnten wir Alles erreichen, ohne dem Witz durch Bildung zu nahe zu kommen. Gebildete Menschen sind die witzloseste Erscheinung unter der Sonne. Aechte Bildung geht hervor aus Uebung der Kräfte, die in uns liegen, nicht wahr? — Ach könnt ich doch alle Ketten sprengen, die uns daran hindern, jeder innern Forderung Genüge zu leisten; — denn dadurch allein würden die Sinne in ihre volle Blüthe aufbrechen." —

Diese Religion findet am Ende ihren erschöpfendsten Ausdruck, ihren wahren Mittelpunct, in der Leidenschaft, und wenn man sie fragt: was Gott ist? so antwortet sie: „Gott ist die Leidenschaft" (Bettina an die Günderode I. 303.). Diese Offenbarung trägt sich auf den Tönen der Beethoven'schen Musik zu uns herüber. „Und fühlst nicht auch hier: das Göttliche, was den Geist des Erschaffens giebt, sei die ungebändigte Leidenschaft? — Und glaubst nicht, daß Gottes Geist sei nur lauter Leidenschaft? — Was ist Leidenschaft, als erhöhtes Leben durchs Gefühl, das Göttliche sei Dir nah, Du könnest es erreichen, Du könnest zusammenströmen mit ihm? — Was ist Dein Glück, Dein Seelenleben, als Leidenschaft, und wie erhöht sich Deines Wirkens Kraft, welche Offenbarungen thun sich auf in Deiner Brust, von denen Du vorher noch nicht geträumt hattest? — — Ja drum! — der Irrthum

der Kirchenväter, Gott sei die Weisheit, hat gar manchen Anstoß gegeben; denn Gott ist die Leidenschaft. — Groß, allumfassend im Busen der alles Leben spiegelt wie der Ocean, und alle Leidenschaft ergießt sich in ihn wie Lebensströme. Und sie alle umfassend ist Leidenschaft die höchste Ruhe." —

Die moralische Vollendung, zu welcher die neue Religion erzieht, ist die Vollendung der Liebe, der Schönheit, und folgendermaßen lautet ihr Gebet darum: (I. 305.) — „das ist Alles was ich verlange vom Schicksal, es soll mich scheiden vom Schlechten, es soll keine Sünde in mir dulden, — in meinen unaufhörlichen Träumen nur möcht' ich eine Vollendung empfinden — der Liebe, der Schönheit — das ist mein Ziel, und mein Geist strebt eine Natur da herauszufinden, in dem (?) ich dem Schönen fortwährend begegne!" —

Mit einem Wort, es ist die Religion der freien Persönlichkeit, die uns Bettina in ihren Gesichten offenbaren will. Die Romantik und die Naturphilosophie, die sich in der Bettina mit den Lebensmächten der neuesten Zeit begegneten und durchdrangen, haben ihre Inspirationen zu diesem Dienst des freien Genius hergegeben. Man darf aber keinen neuen Blocksberg der Naturempfindsamkeit befürchten, wenn auch Bettina zuweilen absichtlich ihre Herengebärden macht, und ihre umheimlichen Wahrsagezeichen, unter denen sie Begriffe und Gefühle zusammenkocht und ineinanderschmort. Das Himmlische, das sie will, weiß sie zu genau, und ihre Abwege vom Ziel, auf denen wir sie oft herumklettern und in die Büsche sich verlieren sehn, führen doch am Ende auch zu dem einen und großen Ziel. Sie will eine Theodicee des freien Menschengeistes, in welcher Schönheit und Liebe die wahre Wirklichkeit ist, in welcher die Seligkeit in der That besteht und die That die Seligkeit ist, in welcher die Geschichte eine Harmonie und die Wahrheit eine Melodie geworden ist. „Mir fällt ein, ob nicht Alles, so lang es nicht melodisch ist, wohl auch noch nicht wahr sein mag!" (I. 15.)

Lassen wir uns denn durch solche Geister, wie Bettina, mächtig vorwärts treiben zu Dem, was eigentlich unser Anfang und unser Ursprung ist, wie es unser Ende und unsere Ewigkeit sein wird! Und

wenn dies glückliche Weltalter schon in einer weiblichen Natur so zu Fleisch und Blut geworden, sollten die Männer dieser Zeit daran verzagen, daß die wahre Verherrlichung Gottes in der That der freien Persönlichkeit sich offenbare? Nichts Anderes hat Strauß mit dem von ihm angesagten Cultus des Genius gewollt, und die junge Literatur mit der ihr so vielfach verübelten Harmonie der geistlichen und leiblichen Natur! Bettina aber wird, indem sie den Menschen das Glück predigt, auch glücklich sein und Glück damit machen. Das ist der eigenthümliche Segen der weiblichen Natur. —

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

Inhaltsverzeichniß

des zweiten Vierteljahrsheftes 1841.

I. Was ist im Christenthum christlich? Eine Osterkerze von **H. Koenig.** . . . . S. 1

II. Ein Sonntag im alten Lutetia zur Zeit der Merowinger. Historische Novelle von **Eduard Arnd.** . ⸗ 25

III. Dr. Karl Follen. Mit Benutzung von noch ungedruckten Briefen desselben aus Amerika in die Heimath. Von **Karl Buchner.** Erster Artikel. . . . . ⸗ 59

IV. Der Selbstmord unter den in fremdem Kriegsdienste stehenden Schweizern, mit erweiterter Ansicht der Selbsttödtung. . . . . ⸗ 79

V. Das Fourier'sche Socialsystem, seine Anhänger und Erklärer. . . . . ⸗ 90

VI. Dr. Karl Follen. Mit Benutzung von noch ungedruckten Briefen desselben aus Amerika in die Heimath. Von **Karl Buchner.** Zweiter Artikel. . . . . ⸗ 113

VII. Fahreddin, Emir der Drusen. Historische Skizze von **E. M. Ed.** . . . . ⸗ 147

VIII. Das neue philosophische System des Lamennais . ⸗ 166

IX. Ueber Gervinus als Literarhistoriker. Von **Hermann Andreas Müller.** . . . . ⸗ 199

X. Ueberlieferungen und Umrisse aus den Tagen Napoleons. Von **Helmine von Chezy.** 5. Friedrich von Schlegel's letzte Lebensjahre. 225

XI. Die Javanen. Aus Reisetagebüchern. Von **Dr. Eduard Selberg.** 236

XII. Goethe's Controverse mit Lavater in Briefen von 1776 bis 1782, oder der schöne Geist und die fromme Seele. Von **Professor Dr. Troxler.** 266

XIII. Andreas Gryphius und das deutsche Drama. Von **Dr. E. Gervais.** 283

XIV. Bettina und der Cultus des Genius. Von **Theodor Mundt.** 319

Der
Freihafen.

Galerie von Unterhaltungsbildern

aus den

Kreisen der Literatur, Gesellschaft und Wissenschaft.

Vierter Jahrgang.

1841.

Drittes Vierteljahrsheft.

In drei Lieferungen.

Aus der Schulzeschen Buchhandlung in Oldenburg

Altona,

Joh. Friedr. Hammerich.

1841.

Digitized by Google

I.

Trajine.

Von

L. Mühlbach.

I.

Weine nicht, Lublomla, mein Liebchen, weine nicht! komm, reich mir noch einmal Dein rothes Mäulchen dar, daß ich einen Kuß darauf drücke. So! Und hörst Du, wenn der Bub' erwacht, so grüß ihn von seinem Vater.

Lublomla lehnte ihr liebliches Köpfen an ihres Liebsten Schulter, und blickte aus ihren brennenden schwarzen Augen ihn flehend und angstvoll an. Trajine, mein Liebster, bat sie mit weichem Liebeston, Trajine, gehe heute nicht ins Gebirge, thu's nicht. Mir ahnet Unheil. Ach, gewiß, gewiß, sie werden Dich fangen, und in einen finstern Kerker werfen.

Sie werden es nicht thun, rief Trajine heftig, und richtete seine Riesengestalt höher noch empor. So gewiß sie den Vogel, der da draußen in Gottes freier Luft zwitschert, nicht einfangen in ihre elenden Käfige, so gewiß sollen sie auch Trajine nicht fangen!

Ach Du weißt nicht, Herzliebster, klagte sie leise, was die Leute Alles sprechen im Dorf. Sie sagen, der Maire habe geschworen, Dich, den berüchtigten Wildbieb, Trajine, einzufangen, und viele Grenzjäger sollen hier herum im Gebirg verborgen sein, Dir aufzulauern.

Trajine's Augen leuchteten auf in wildem Zorn, und seine nervigten, braunen Arme mit geballter Faust drohend ausstreckend, rief er zor-

nig: laß sie nur kommen, diese Jagdhunde, laß sie nur umherschnuppern und riechen, Trajine wird ihnen die schnüffelnden Spürhundsnasen verbrennen mit seinem nie fehlenden Freunde hier! Ja, Lublomla, sie kennen ihn wohl, meinen treuen Gefährten hier, meinen Dolch, und meine Geliebte hier, diese Pistole! Ha, das ist eine Geliebte, die weint nicht und klagt nicht, wenn ich hinaus zieh auf den Pic, die folgt mir überall, wo ich bin; ein Druck von meinem Finger, und paff! sprüht sie auf in hellem Liebesfeuer! — Aber nein, Lublomla, weine nicht! sagte er zärtlich, und streichelte mit der Hand seines Liebchens schwarzes Haar, ich liebe Dich doch mehr noch wie meine Pistole und meinen Dolch! Trajine vergißt niemals, was er liebt!

Sie legte beide Arme um die Heldengestalt ihres Liebsten, und schmiegte ihr schönes Köpfchen an seine Brust, einer Taube gleich, die Schutz sucht unter den mächtigen Flügeln des stolzen Adlers. Und wenn Du mich liebst, lispelte sie leise, warum bleibst Du nicht bei mir! Warum bestellst Du nicht Deinen Acker, und bauest Dein Feld, wie mein Vater und meine Brüder, wie alle unsere Freunde es thun! Warum genügt Dir nicht das Fleisch Deiner Lämmer und Ochsen, der Fische in Deinem Teich, warum setzt Du Dein Leben dran, den Steinhirsch oder die wilde Gemse zu tödten? O sei doch ein Hirte, baue Dein Feld, zahle dem Maire deine Steuern, und lebe in Frieden in der stillen Hütte bei Deiner Lublomla und Deinem Buben!

Trajine's Augen schossen feurige Blitze, er trat einen Schritt zurück und sagte rauh: spricht also Trajine's Geliebte? Ich, ich soll ein Schäfer werden, im elenden Thale sitzen und mein Land bestellen, während da oben die Berge mir winken, wo die Natur sich selber bestellt? Ich soll dem Maire seinen Zins zahlen? Eher möge meine Hand verdorren, und der Steinadler meinen Leichnam fressen, ehe ich mich herabwürdige zu einem Sclaven, während ich doch die Kraft fühle, ein freier Mensch zu sein! Wer kann mir beweisen, daß ich Unrecht handle, wo sind die Gesetze, die da sagen: dem Könige gehören die Vögel in der Luft, sein ist die Gemse, und der Edelhirsch, sein ist das Moos, das Deine Füße berühren, der Schnee, der in den Schluchten liegt, und der Baum, der seine Aeste gen Himmel streckt, ist sein! O sein ist auch das Gold, das

in den Tiefen der Berge ist, und Silber und Stahl, Alles ist sein. Uns aber, die wir wohnen in diesen Bergen und diesen Thälern, uns gehört das Alles nicht, für uns hat die Natur das nicht geschaffen, und für uns Gott seinen Segen nicht darüber gesprochen. Wo steht es geschrieben, daß der Reiche Alles besitzen, und daß der Arme Alles entbehren soll? Ich gönne ihnen ihre Palläste und ihre Schätze, gönne ihnen den Glanz ihrer großen Städte, und die Pracht ihrer goldenen Kleider; das Alles ist ihres, es ist gemacht von Menschenhänden, und der Reiche, hat es gekauft. Von wem aber wollen sie kaufen diese Berge und Thäler, diese Adler und diese Gemsen? Wem wollen sie bezahlen dieses Rauschen der Bäume und dies Murmeln der Quellen, was doch kein Mensch gemacht hat? Wo wird erwiesen, daß auch hier der Reiche das Vorrecht des Besitzes hat, daß ihm gehört, was die Natur hingestellt hat für Alle? Haben sich denn diese Wälder umzäunt, haben sie an ihren Grenzen sich selber Warnungstafeln hingestellt, auf denen zu lesen war, daß sie von Uranfang her nur den Reichen gehören? Wer hat diese Gesetze gemacht, die mir gebieten, den Steinadler und den Edelhirsch nicht zu schießen, der über meinen Weg läuft, ohne dem König und dem Maire eine Steuer zu zahlen? Ha! eine Steuer von dem was Gott geschaffen hat! Und wer hat jene Grenzen gezogen, die mir gebieten sollen, meinen Fuß nicht auf jenen Stein zu setzen, weil er spanischer Stein ist, und die wilde Gemse dort auf jenem Pic nicht zu schießen, weil dort spanisches Land sei! Ha, überall, wo mich mein Fuß hinträgt, soll das Erdreich, das mein Fuß berührt, mein sein, so lange, bis die Natur selber eine Tafel hinstellt, auf der zu lesen: weiche zurück! Hierhin darfst Du Deine Schritte nicht lenken! Bis dies aber geschieht, soll es meine Lust sein, den Ysard zu schießen, ohne davon dem Maire eine Abgabe zu zahlen, hinüber zu gehen auf spanischen Boden und den wilden Bär dort zu schießen und Contrebande ins Land zu bringen! Und kein Gesetz soll mich hindern dies Alles zu thun. Ich will Dir sagen, Lublomla, da drinnen in den großen Städten, da wissen sie nichts von Freiheit und Natur, und wenn sie da drinnen Gesetze geben, so ahnen sie nicht, daß die Freiheit, die sie aus ihren Städten vertrieben, hieher sich geflüchtet hat in unsre Gebirge, und daß sie hier

mächtig ist und stark! Ja, ja! Und wenn Ihr mit Euern Gesetzen und Eurer Macht sie aller Wegen vertreibt, so weiß ich doch einen Ort, wo sie ewig in Sicherheit wohnen soll. Da, meine Brust soll ihre Zuflucht sein, und so lange noch ein Athem in mir ist, sollen sie sie nicht vertreiben aus dieser Stätte. Ja, so lange ich bin, so lange will ich auch kämpfen gegen ihre kleinlichen Satzungen, und ihre entehrenden Gesetze. Mein soll sein das Thier des Waldes und der Vogel in der Luft, mein der reine Aether der Höhe, und das Moos im Thal, mein der Wasserfall, der sich vom Felsen hinabstürzt, und die Blume, die an seinem Fuße blüht, mein soll sein die Pinie, die ihre Wipfel rauschend gen Himmel streckt, und der Epheu, der sich um seinen Stamm ranket! Das Alles will ich besitzen, denn die Natur hat es geschaffen zum gemeinsamen Besitz, und nur mit meinem Leben lasse ich mich vertreiben aus dem, was mein ist, und so lang ich athme, will ich kämpfen für mein Eigenthum! Sieh, Lublomla, das will ich, das muß ich behalten, Freiheit und Natur, und Lublomla, wenn Du den Mann, der dafür kämpft, nicht liebst, so geh, und suche Dir unter den Schäfern des Thals Einen, mit dem Du Schafe weiden und Gründlinge fangen kannst.

Lublomla hatte ihm ehrfurchtsvoll und schweigend zugehört, ihre Augen waren immer strahlender geworden, und ihre Wangen dunkler in purpurner Gluth, und jetzt legte sie ihre vollen braunen Arme fest um des Geliebten Gestalt, und jauchzte: o mein Held, mein König! Laß den Schäfern ihre Schafe, und den Bächen ihre Fische, laß ihnen Alles, Lublomla will nichts, als ihres Helden Herz! Gehe hin, und streite für Deine Freiheit! Ach ich wollt' ich wäre die Freiheit, dann wär' ich immer Deine Braut, und Du verlangtest stets nach mir! Ach, sieh, Trajine, so wie ich Dich liebe, so ist's so schön, ach, und wenn ich so vor Dir zittere, so freut's mich so sehr, und wenn ich mich fürchte vor Deinem drohenden, nervigten Arm, so macht's mich so glücklich. Ach, Trajine, es ist so schön, wenn ein Weib vor ihrem Liebsten zittert! Und vorher als Du mit blitzenden Augen und mit geballter Faust so sprachst, siehst Du, da hätte ich vor Dir niedersinken mögen, Dich anzubeten, Du mein Held, mein Gott!

Trajine setzte sich lächelnd auf einen Sessel, und zog Lublomla zu sich nieder auf sein Knie. Sie lehnte sich an ihn, und plauderte weiter: weißt Du, Trajine, was ich am liebsten hab, wenn Du fort bist? Sieh, wenn's so recht donnert und blitzt, wenn mit Majestät der Donner in den Bergen wiederhallt, daß Alles zittert und bebt, wenn das Feuer aus dem Himmel sprüht, daß Alles unter ihm glüht, wenn die ganze Natur schweigt und zittert vor Angst, und wenn dann das Gewölk sich zertheilt, die Sonne wieder scheint und in tausend Thautropfen glänzt, und die ganze Natur wieder lächelt. Ha, das hab' ich so gerne; dann ist es mir, als sähe ich Dich vor mir, als hab' ich Dein Bild geschaut. Denn so ein stolzes, königliches Gewitter, vor dem Alles bebt, und dann so ein Sonnenschein nach Donner und Blitz, das ist Dein echtes Conterfei.

Trajine lachte und sagte: aber hast Du nicht Furcht vor dem Einschlagen, Du meine süße kleine Taube?

Möcht' es auch einschlagen, sagte sie lächelnd, die Liebe verschlägt's doch nicht! Weißt Du, Trajine, Dein Hündchen bin ich, und selbst mit Schlägen kannst Du ein Hündchen nicht vertreiben, wenn's Dich einmal erst liebt, und wenn Du ihm zürnst, schmeichelts so lange zu Deinen Füßen, bis Du Alles ihm wieder verzeihst! Laß Dir sagen, Trajine, wenn ich auch bitte, Du möchtest bei mir bleiben, und ein friedlicher Schäfer werden, so hab' ich's doch auch gern, wenn Du Nein dazu sagst. Ich hab's gern, zu denken, daß Du so frei und kühn da oben auf Deinen Bergen bist, o, das Herz lacht mir im Leibe, wenn ich seh', wie die Leute im Dorf vor Dir zittern, und wie die Grenzjäger Dir nachstellen, und wenn ein Schuß in den Bergen erschallt und die Leute die Köpfe zusammenstecken, und flüstern: das ist gewiß der Trajine, so bin ich stolz darauf, daß ich Dein Weib bin. Dann nehm ich meinen Buben auf den Arm, und lehr ihn sagen: Trajine, mein Vater, ist ein freier Mann!

O lehr ihn vor allen Dingen sagen: Lublomla, meine Mutter, ist ein Engel! rief Trajine, zog sein Weib näher an sich, und küßte sie.

Dann stand er auf, und sagte ernst: aber schau, die Sonne ist schon herauf, und der Espingo leuchtet im Morgenroth. Jetzt tritt die Gemse

heraus auf die Schneekuppen, und der Edelhirsch spatziret in der Frühluft. Da muß Trajine auch dabei sein, und sein Feuerrohr!

Lublomla half ihm mit liebender Sorge seinen Anzug vollenden, reichte ihm die Jagdtasche dar, und er bückte sich, daß sein Liebchen sie selber ihm über die Schulter hänge. Dann zog er das dunkelrothe Capulet über seine schwarzen Locken, und setzte das leichte Jagdbarett darüber. Lublomla rief: wie schön Du bist! Sie legte ihre beiden Arme auf seine Schultern, und hob sich auf die Fußspitzen, seine Lippen noch einmal zu küssen. Er neigte sich zu ihr nieder, und sagte lächelnd: wenn Du heut artig bist, und mein gedenkst, so bring' ich Dir auch zur Nacht den schönsten Ysardbock heim und dazu eine seltene Blume, wie sie nur da oben auf den Gipfeln des Espingo wächst! Und nun lebe wohl, meine wilde Taube, meine kleine Palomba!

Dann nickte er ihr freundlich zu, schlug seinen braunen Mantel über die Schultern und verließ die Hütte. Lublomla schaute ihm nach, wie er an dem Berge emporstieg, und als er um die nächste Felsecke verschwand, flüsterte sie: es ist doch ein schöner, prächtiger Mann!

II.

Durch den dichten Tannenwald auf nur wenig betretenen Pfaden stieg Trajine aufwärts, keck und unverzagt. Trajine kannte keine Furcht und wenn er auch wußte, daß der Maire seines Arrondissements jeden Ysardbock, den Trajine schoß, und für den er nicht die gesetzliche Steuer zahlte, in sein Schuldbuch eintrug, wenn er auch wußte, daß die spanischen Basken an der Grenze ihm auflauerten, um ihn, sei's auch mit tödtlicher Kugel, zu hindern, daß er über die Grenze schreite, ihnen ihre Ysards, ihre Bären und Edelhirsche zu tödten, und daß die französischen Grenzjäger ihm nachspäheten, um ihn rückkehrend von spanischer Seite, als Contrebandier festzuhalten, wenn er dies Alles auch wußte, so zagte er doch nicht. Er blickte mit stolzer Ruhe an seiner eigenen Athleten-Gestalt hinab und schlug, wie zur Betheuerung seiner Sicherheit an seine Brust, wo im ledernen Collet der spitze Dolch verborgen war. So im Tannenwald aufsteigend, und seiner Gefahren gedenkend sang er:

Dem freien Mann gehört die Welt,
Gehört der Wiese Grün,
Und Alles was ihm wohlgefällt
Erobert er sich kühn.
Und spricht der Maire: „von jedem Bock
„Zahlst Du mir Steuer ein,"
So nehm' ich meinen Jägerstock,
Und schlage lachend drein!

Hussa, haha, mein armer Maire,
Das soll die Steuer sein,
Hussa, haha, mein armer Maire,
Der Gemsbock, der ist mein!
Der König trägt 'ne goldne Kron',
Ein Capulet trag' ich,
Der König sitzt auf goldnem Thron —
Der ist zu klein für mich!

Mein Thron, das ist die Felsenhöh',
Mein Reich der Berge Welt,
Und rings, so weit ich um mich seh'
Ist mein, was mir gefällt.
Hussa, haha, mein Königsherr,
Ihr droht, ich lache drein,
Hussa, haha, mein Königsherr,
Zahl' keine Steuer ein!

Mit stolzem, siegreichen Lächeln, immer noch die Melodie seines Liedchens murmelnd, schritt er weiter. Der Wald begann lichter zu werden, die Höhe steiler. Trajine stieg schneller aufwärts, denn er sehnte sich nach dem Anblick, der dort am Rande des Waldes seiner harrte, und der, so oft er ihn auch erschaut, ihm neu dünkte und entzückend. Jetzt stand er oben, und mit einem Ausruf der Freude schweiften seine feurigen Blicke umher. Welch ein Anblick! Wie hoch die Felsen dort in die Wolken ragen, wie steil sie hier herabschießen in die Tiefe, wie sanft dort hernieder gleiten zu jenem grünen lieblichen Thal, das mit seinen tausend und tausend Blumen berauschende Düfte spendet. Welch eine Blüthenpracht, welch ein Farbenglanz auf jener Blumenwiese, wie leuchtet die Sonne in den Thautropfen, welche die stolze Rhododendrum zieren, und spiegelt sich wieder im Kelche der lieblich duftenden Digitalis!

Trajine ging einige Schritte weiter um die Ecke der Felswand, und ein neuer herrlicher Anblick bietet sich ihm dar. Die blühende Wiese ist verschwunden mit ihrem smaragdnen Grün. Inmitten von Felsen steht er da. Ueber ihm, unter ihm Felsen. Auf einen Vorsprung tritt er hinaus, und blickt hinab in die Tiefe, blickt hinauf zur Höhe. Ein runder Kranz von Felsen steigt majestätisch hinab, und tief, tief unten an seinem Fuß liegt ruhig und schweigend der große dunkle Seculejo, der herrliche See. In seinem klaren und stillen Wasser spiegelt sich der tiefblaue Himmel, und die weißen Schneespitzen der Berge scheinen die dunkeln Fluthen zu küssen. Auf der Mitte des Sees fährt, einem kleinen Puncte gleich und dem geschärften Auge des Jägers nur erkennbar, ein kleiner Nachen dahin, und über diesem in der Höhe, als folge er einer sichern Beute, schwebt ein großer mächtiger Steinadler mit gebreiteten Flügeln. Dort drüben von der jenseitigen Felswand

herab stürzt mit furchtbarem Brausen ein Wasserfall jählings und steil hinunter in den See, weicht weit vom Ufer desselben nur bricht er sich an dem hohen Schneeberg, springt wie in neckischer Wuth, in Milliarden diamantner Perlen wieder empor, und fällt dann in einem dichten silbernen Regen in den See hinein. Dort zur Linken aber stürzt sich der wilde schäumende Gò von dem höchsten Pic des Espingo hinunter in das Thal, und singt mit seinem Brausen ein Lied von der Freiheit der Berge und der ungezügelten Kraft der Natur. Keine andere Stimme erschallt hier, wo die Natur selber mit heiligem brausenden Orgelklang sich eine Hymne singt. Kein Ton der Welt, kein Klagen und Jammern, auch kein Jauchzen und Freuderufen dringt hieher, hieher wo die Natur sich selber einen Tempel gebaut, in dem sie ihre verborgensten Geheimnisse offenbart, und ihre keuschesten Schönheiten enthüllt. Trajine blickte lange und selig im Schauen auf die Wunder der Welt um ihn her, dann durchschauerte es ihn im Gefühl seiner großen Einsamkeit, und er wandte sein Auge nach jener Seite hin, wo tief, tief unten im Thal am Felsenabhang neben der blumigen Wiese und dem spiegelglatten See, nur seinem Auge erkennbar, die zierlichen Hütten des Dorfes Dò sich ausbreiten. In einer jener Hütten wohnt Lublomla, sein Weib, seine Geliebte, — er nickt mit dem Kopfe wie zum Gruße dahin, und ein glückliches Lächeln fliegt über sein gebräuntes schönes Angesicht. Dann erhebt er seine Stimme zum Gesang, daß sie mit ihrem majestätischen Schall, und ihrer naturvollen Kraft sich mischt in das Brausen des Wasserfalls und in das Rauschen des Flusses, Beide noch übertönt, und in den stillen schweigenden Felsen hier ein lautes und klares, und allgemach dort ein verhallendes Echo findet! Trajine aber sang das süß tönende Volkslied der Basken:

Isat batec cerutic claritates betheric Gauras ire arguicendu berie ororen gainetic Dudateen dut baduyenetz mundu unitan pareric.	Im Dunkel der Nacht erglänzet ein Stern, Dem bleibt an Pracht alles Andere fern, Daß Nichts ihm gleicht, das glaub' ich gern.
Isar harren beguya ainda charma garria Coloriae churi gori perfectiones bethia Eria ere senda diro harren beguy tartiac.	Weiß und roth ist ihr reizendes Angesicht, Wie Musik so lieblich tönt's, wenn sie spricht, Den Kranken heilet ihr Blick so licht.

Usu churia erraçu norat gaten ciraçu?
Espainiaco mendiac oro elurres ditut çu
Gaurco çure ostato gure etchian baduçu.

Weiße Taube, sprich, wohin willst Du gehn?
Mit Schnee bedeckt sind Spaniens Höhn!
Willst zum Asyl der Nacht mein Dach Du ersehn?

„Es nau isbiteen elurrac, ès eta ere gar elunac;
„Cure gatbis pecanitsaque gaurac eta egunac;
„Jaurac eta egunac desertuyan oyauac.“

„Nicht vor Schnee und vor Nacht nicht grauset mir
„Tag und Nacht für den Freund wohl stand ich hier
„Und fürcht' nicht den Wald, nicht der Wüste Thier.“

Usua eder aidian, ederrago mahaian
Cure parerican ès du Espainià gucian
Es eta ere Francian, egusquiaren aspian.

Komm, süße Taube, laß fangen Dich ein,
Nicht auf der Welt Deines gleichen kann sein,
In Spanien und Frankreich nicht, nein, o nein!

Erinu çu bioteis erraiten saitut bi itaes
Sucat malinai arturic nago etfin tusquedan beldurres;
Charma garria, serdanes açu il esnadin dolores!

Mein Herz ist krank, o höre mich!
Das Fieber verzehrt mich, verzehrt mich um Dich,
Und soll ich nicht sterben, komm! heile mich!

Noch war das Echo nicht still von der letzten Strophe seines Liedes, als ein anderer und minder melodischer Ton ihm neues Leben gab.

Aus einer Felsschlucht hervor stürzte mit wildem Geheul ein großer Hund daher. Den langen bis zur Erde herabhängenden Schweif zwischen den Hinterbeinen, rannte er heran, und gräßlich hallte sein Heulen wieder von den Wänden des Sees. Wie er jetzt seinen Lauf gerade auf Trajine richtete, und aus seinen wüthenden Augen wild nach ihm hinglotzte, hob Trajine ruhig einen Stein vom Boden auf, sicher zielend, warf er ihn gerade an des wilden Hundes Kopf, und sagte lachend: sieh mich nur nicht so wüthend an! Meinst Du, ich fürchte Dich, weil Du toll bist? Fürcht ich doch keinen Grenzjäger, und die sind doch toller noch, wie tolle Hunde!

Ein abermaliger Steinwurf seiner Hand traf das Thier gerade an der Schnauze, daß es aufschrie vor Schmerz, und sich umwendend in furchtbaren Sprüngen die steilen Felswände am Ufer des Sees hinaufsprang. Lange schon war es verschwunden, als noch sein furchtbares wildes Geheul das Donnern des Wasserfalls übertönte, und Trajine lachte: bist grade so muthig, wie die Grenzjäger! Nun, das soll mir ein

gutes Vorzeichen sein! Den tollen Hund hab' ich vertrieben, jetzt geht's an Euch!

Und höher hinauf in die Berge lenkte Trajine seine Schritte. Bald lag der niedere Tannenwald, durch den er gewandert war, hinter ihm, verkrüppelte Bäume und einzelne Alpenpflanzen waren das einzige Zeichen des Lebens, — auch diese verschwanden, und unter Schneefeldern, aus denen nur hie und da ein mit spärlichem Moos bedeckter Granitblock sich erhebt, stand Trajine, das einzige lebende Wesen inmitten der grausigen Stille um ihn her. Nichts erinnerte an das Leben hier in dieser starren Ruhe des Todes um ihn her! Welch eine Ruhe! Welch eine grausige Stille. Der Welt entrückt, reicht kein Ton aus ihr hieher, nur der Donner spricht hier seine majestätische Sprache, und die Windsbraut antwortet seinem Ruf mit ihrem lauten Geheul. Hier wo nichts lebt, nichts vegetirt, wo kein Frühling Blüthen bringt, die der Herbst zerstören kann, wo es gar keine Jahreszeiten giebt, hier ist wahrhaft das Reich des Todes. Und doch, inmitten dieser leichenhaften Natur dachte Trajine nur an das Leben, und durch die Schneemassen watend eilte er den Schneeberg an der entgegengesetzten Seite herab zu rutschen, bis zu jener Stelle, wo die hie und da aufgehäuften Steinpyramiden ihm als Wegweiser dienten. Trajine kannte diese Pyramiden gar wohl, er selbst hatte sie, mit einigen seiner Freunde von spanischer Seite, hier aufgehäuft, damit es ihnen an einem Wegweiser und Warner nicht fehle, wenn der Schnee den nahen tiefen Schlund bedeckte und unkenntlich machte. Diese Wegweiser, das weiß er, führen ihn weiter hin an die Grenze Spaniens, und dort wird er spanische Basken finden, und spanischen Wein gegen französischen Taback zum Verkauf eintauschen. Und dann, wenn diese Freunde ihn verlassen, wird er heimlich über die Grenze schleichen, sich den Ysard und Bären erlegen, und über die Grenze schmuggeln. O es ist eine solche Lust, die lächerlichen und einzwängenden Befehle der Obrigkeit nicht zu achten, es ist eine Freude, mit keckem Muth, die Gefahr nicht scheuend, die steilen Pfade des fast unzugänglichen Port d'Od zu überschreiten und als ein freier Mann zu thun, was die Gesetze verbieten wollen. Mag ihn der Maire immerhin einen Schleichhändler nennen, was kümmert's ihn! Was kümmert's ihn, ob ihn Grenzjäger verfolgen

von spanischer und französischer Seite her, um ihm seine Waaren und seine Beute zu nehmen! Nicht um Geld und Beute führt Trajine sein kühnes gefahrvolles Leben, nicht um Gewinnst und Vortheil! Wenn der Maire es auch glaubt, die Bewohner seines Dorfes, seine armen Nachbaren im Dorfe Oô wissen es besser. Hat er nicht stets den Armen unter ihnen, wenn er von seinen gefahrvollen tagelangen Wanderungen wieder hinab kam ins Thal, hat er nicht stets ihnen dann den Lohn seiner Mühe und seiner Gefahr gegeben, ihnen das Geld und den Wein? Für sich nichts behaltend als einige Federn des Steinadlers, den er heimlich auf spanischem Boden geschossen, einige Federn, um sie als Siegeszeichen auf seinem Capulet zu tragen, und für seine Lublomla nichts als eine seltene Alpenpflanze, um sie an ihrem schönen Busen verwelken zu sehn? O nicht um Gold und Schätze würde Trajine wagen, was er wagt, nicht um diese würde er so alltäglich mit Gefahren kämpfen! Er kämpft für seinen Glauben, für seine Ehre! Denn die Freiheit ist sein Glaube, und diese zu bewahren, nennt er seine Ehre! Und nicht will er es glauben, daß dem freien Manne verwehrt sein kann, den Fuß zu setzen, wohin er will, ohne jenes Streifchen Papier, das sie Paß nennen, und das der Maire allein ihm ausstellen kann. Sein Muth und seine Kühnheit ist sein Paß, meint er, und den hat ein Höherer, als der Maire, in seiner Brust ihm ausgestellt. Und nicht will er glauben, daß der Maire von jedem Ysardbocke, den Trajine schießt, mit Recht eine Steuer verlangen kann. Gott schuf den Ysard zum Nutzen des Menschen, und weil er ein Mensch ist, meint Trajine, will er nutzen, was Gott für ihn auch geschaffen, und nicht will er glauben, daß es vor Gott eine Sünde sei, den Wein zu trinken, der in Spanien gegohren, und dem Spanier den Taback dagegen zu geben, der in Frankreich gewachsen. Beides hat die Natur gegeben für den Menschen, und der Natur will er dafür seinen Zoll des Dankes entrichten, nicht aber dem Maire den Zoll, den dieser eigenmächtig darauf gelegt! Um dieses Alles, was er nicht glaubt, und doch glauben soll, kämpft Trajine, und er nennt sich selbst oft stolz und kühn: einen Kämpfer der Freiheit!

Jetzt ist er auf spanischer Seite. Er setzt den Finger an den Mund, und läßt ein schrillendes Pfeifen ertönen. Dann horcht er. In der

Ferne wird das Pfeifen erwidert. Trajine nickt zufrieden mit dem Kopf, und schreitet rasch weiter vor in das nahe Dickigt des Waldes. Nach einiger Zeit kehrt er zurück, und seine nervigten Arme rollen ein Faß des feurigen spanischen Weins. Jetzt ist es über die Grenze gerollt, Trajine betritt wieder französischen Boden, und rollt die köstliche Beute lustig vor sich her den Abhang hinunter. Da, horch, welch ein Ton! Hei, wie das trockne Laubwerk auf dem Fußboden raschelt, wie's knistert in den Zweigen des Buschwerks! Jetzt mag er kommen, der Ysardbock, Trajine ist bereit ihn zu empfangen, ist bereit ihm mit seinem Feuergewehr, das er an seine Wange gedrückt und dessen Hahn er aufgezogen, einen Willkomm entgegen zu donnern. Da, da zeigen sich schon seine spitzen Hörner, seine im Dunkel des Waldes noch leuchtenden Augen. Jetzt springt's heran; nun ein Knall, ein Aufblitzen, ein dicker Dampf! Wie furchtbar der Schuß wiederhallt an den Bergen, in den Klüften und Spalten. Ach, und wie es wimmert, das arme Thierchen, wie's Trajine, der zu ihm hingesprungen ist, noch einmal aus seinen erlöschenden Augen, mitleitflehend, ansieht, ehe es verendet. Trajine ladet den Gemsbock auf den Rücken, rollt mit dem Fuß das Faß vor sich her, und schickt sich an, in's Thal hinab zu steigen!

Da, horch, wieder Geräusch in der Ferne, — lauernd steht Trajine, jetzt kommt es näher und näher, — er erkennt sie schon, es sind französische Grenzjäger. Wird er fliehen, wird er eilenden Lauf's hinunter rennen in's Dorf? Trajine steht; ruhig und stolz, steht er da, es sind nur zwei Grenzjäger, und er hat oft schon gekämpft gegen vier derselben. Er ruft sie spottend an, und fragt, ob sie von seinem spanischen Wein trinken, und von seinem steuerfreien Ysard essen wollen?

Wie das die Grenzjäger erbittert! Sie legen ihre Gewehre an, sie drohen auf ihn zu schießen.

Trajine sagt stolz: thut's, wenn Ihr es wagt! Er weiß, sie wagen es nicht, denn sie wissen wohl, daß alle Bewohner des Thals Trajines Tod rächen würden, denn überall ist er bekannt, und überall im Thal geachtet und geliebt, aber auch gefürchtet! Ruhig lächelnd steht Trajine, — da packt ihn, von hinten her eine mächtige Faust, noch eine! Zwei

andre Grenzjäger sind es, die hinter seinem Rücken herangeschlichen sind, um ihn diesmal gewiß einzufangen.

Selbst ein Löwe ist wehrlos gegen solch' einen hinterlistigen Ueberfall! Trajine ist es nicht! Ein furchtbarer, drohender Ruf entfährt seinem Munde, dann schüttelt er sich, wie der Löwe sich schüttelt, wenn niederes Gewürm in seiner Mähne kriecht, dann schmeißt er mit der ganzen Wucht seines muskelvollen Körpers sich herum. Die beiden Jäger halten fest, aber nur den linken Arm, nur den linken, der rechte ist frei, und Trajine will und muß auch frei sein. Blitzschnell fährt er mit der freien Rechten in seinen Busen, und — nur ein Moment bleibt sein Dolch in der Luft, dann fährt er in des einen Jägers Hals, daß er ächzend zusammen sinkt, und wie die Andern, entsetzt einen Augenblick, zurück weichen, erfaßt er sein Gewehr, und legt auf sie an: wer es wagt mir zu nahen, den schieß' ich nieder! Bei der heiligen Jungfrau sei es geschworen!

Der Fall ihres Kameraden, der mit dem Röcheln des Todes sich am Boden windet, hat sie erbittert. Sie achten nicht Trajine's Drohung, sie stürmen heran! Trajine drückt ab, und sein Schuß trifft so sicher des Jägers Herz, wie vorhin das der Gemse. Einer von ihnen stürzt; mit einem furchtbaren Todesschrei stürzt er zusammen! Die andern beiden entfliehen! — Trajine ist allein, er neigt sich über die beiden Gefallenen, sie werden nicht wieder aufstehen, ihre Augen sind schon gebrochen. — Keine Reue ist in Trajine's Seele, kein Zagen! — Er that, wie er thun mußte, er handelte, wie er handeln mußte. Ein freier Mann setzt Alles daran, seine Freiheit zu bewahren, und die Beiden, die da liegen, hat er nicht ermordet, sondern in der Nothwehr getödtet!

Er ladet seinen Isard wieder auf die Schulter, rollt das Faß vor sich her, und steigt hinunter in das Thal, wo schon die Vesperglocke läutet. Trajine bekreuzt sich fromm, und betet ein: Ave Maria!

III.

Aber warum gehen die Nachbarn heut alle so scheu an mir vorüber? Warum flüstern sie zusammen, und sehen mich so mitleidsvoll an? fragte Lublomla ihren Trajine, der neben ihr auf der Moosbank vor ihrer Hütte saß, den Buben auf seinem Schooß.

Trajine schaute schweigend zu den hohen Felswänden, die das Thal begrenzen, empor und sagte: es jammert sie wohl, daß ich Dich heute noch wieder verlassen und einige Tage ausbleiben muß!

Lublomla schlang ihre Arme um seinen Nacken, und jammerte: willst Du schon wieder fort?

Trajine wehrte sie sanft zurück, und sagte ernst: höre mich an, Lublomla, meine Polomba, aber weine nicht! Trajine's Weib muß nicht weinen, und nicht klagen; sie muß für Alles einen freudigen Muth haben.

Ich habe ihn, ich will ihn haben! sagte sie leise, sprich nur, sprich!

Trajine zog seinen Dolch aus der Brusttasche, und sagte kurz: sieh' ihn an!

Er ist mit Blut befleckt! rief Lublomla.

Hast Du schon jemals gehört, daß ich ihn gebrauchte, um ein Thier damit zu tödten? fragte Trajine kurz.

Es ist Menschenblut, flüsterte Lublomla, und ihre Wange erbleichte.

Wie viele Schüsse hörtest Du gestern aus dem Gebirge her?

Zwei! antwortete Lublomla mit bebender Lippe.

Doch habe ich nur einen Ysard erlegt! erwiderte Trajine ernst.

Und der andre Schuß? Trajine, mein Geliebter, der andre Schuß?

Weinst Du, Lublomla?

Nein, Trajine! sagte sie, und versuchte ruhig und ohne Zittern zu sprechen.

Der andre Schuß, sagte er leise, traf den zweiten Grenzjäger gerade ins Herz!

Zwei, Du hast zwei Jäger getödtet?

Trajine nickte, und sagte: die beiden Andern sind entflohen, und werden dem Maire den Tod ihrer Brüder erzählen!

Ach! und sie werden ihm auch sagen, wer sie getödtet! jammerte Lublomla, und der Maire wird Soldaten senden, daß sie Dich fangen!

Still, gebot Trajine, und Lublomla, demüthig und gehorsam in ihrer Liebe, trocknete ihre Augen, und erstickte ihre Seufzer. Dann, nach einer Pause, sagte Trajine: so lange die Felsen da oben noch fest stehen, die Höhlen und Schluchten, mögen die Soldaten immerhin kommen mich zu suchen, sie werden mich nicht finden.

Und ich, ich soll Dich missen? klagte Lublomla, soll Deine lieben Augen nicht sehen, und Deine süße Stimme nicht hören?

Trajine neigte sich dichter an ihr Ohr und flüsterte: allabendlich, wenn die Sonne hinter den Bergen herab gesunken ist, und der Mond noch nicht herauf, öffne die Hüttenthür.

Lublomla nickte verstehend, und lächelte unter Thränen: dann kommst Du?

Hier wurden sie unterbrochen, denn einer der Nachbarn kam eilends und blaß daher gerennt! Fliehe, fliehe Trajine, Soldaten rücken in's Dorf, der Maire an ihrer Spitze, sie kommen Dich zu fangen.

Lublomla lehnte sich zitternd an Trajine, der kleine Bube weinte über seiner Mutter Angst. Trajine aber stand auf, und sagte ruhig: so lebe wohl, Lublomla!

Ist Dein Gewehr geladen, fragte Andrè, der Nachbar.

In beiden Läufen! antwortete Trajine.

Lumlomla hing sich an seinen Arm, und flehte: laß mich Dich begleiten, Trajine, laß mich Deine Gefahren theilen!

Wir wären Beide verloren, sagte Trajine, und was sollte aus dem Buben da werden, Lublomla? Dann wandte er sich an Andrè und sagte: schütze mir Weib und Kind! Und nun lebt wohl!

Ohne Lublomla noch einmal zu umarmen wandte er sich um und stieg eilends die nahe Felswand empor.

Athemlos, mit starrem Blick und geöffnetem Munde blickte Lublomla ihm nach, und als er jetzt im dunklen Tannenwald verschwunden war, seufzte sie tief: er ist gerettet!

Jetzt tönte Geräusch von der andern Seite des Thals herauf, trommelnd kam ein Tambour daher, ihm folgte auf einem Maulthier der Maire von Bagnères, begleitet von acht bewaffneten Soldaten.

Jetzt hielten sie vor Trajine's Hütte, der Tambour schwieg. Mit lauter Stimme rief der Maire Trajine's Namen, forderte ihn im Namen der Gesetze auf, zu erscheinen, und sich wenn er es könne, zu rechtfertigen wegen seines Verbrechens, seines Mordes der beiden Grenzjäger.

Lublomla fühlte, daß sie des Geliebten Ehre zu vertheidigen habe, und mit hoher Zornesröthe auf ihren Wangen sagte sie: Trajine ist kein Mörder! Er tödtete die beiden Jäger im ehrlichen Kampf.

Wer ist das Weib? fragte der Maire die Umstehenden.

Lublomla richtete sich stolz empor und sagte: ich bin Trajine's Weib, und dies ist sein Bube, den ich zu einem Manne erziehen will, der seinem Vater gleicht!

Wo ist Trajine, der Mörder? fragte der Maire.

Lublomla zeigte mit einem triumphirenden Lächeln nach den Bergen hin: dort in den Bergen ist er, wo allein ein freier Mann vor Sclaven sicher ist!

Also entflohen! sagte der Maire, und eine feierliche Miene annehmend, rief er laut: der Mörder Trajine, seit lange schon des Verbrechens des Contrebandirens schuldig, der Aufrührer, der sich stets weigerte die Steuer zu zahlen, ist dem Gesetz verfallen, und wir erklären ihn hiermit vogelfrei! Sein Hab' und Gut verfällt dem Staat, die Kirche wird ihn ausstoßen aus ihrer Gemeinschaft als ein reudiges Schaf, und eine ansehnliche Belohnung sichern wir dem, der ihn greift, und uns ausliefert. Er ist des Todes schuldig, denn er ist ein zwiefacher Mörder!

Ihr lügt, das ist er nicht! donnerte eine mächtige Stimme von der Höhe herab. Verwundert schauten Alle nach jener Seite hin, von woher der Ton gekommen. Dort auf einem Vorsprung des Felsens, kaum groß genug seine Füße zu tragen, und unter dem die Felsenwand schroff hinab schoß in's Thal, dort stand, auf sein Gewehr gelehnt, Trajine, und den Arm drohend ausstreckend, rief er noch einmal: Ihr lügt!

Lublomla breitete ihre Arme empor und jubelte: Trajine, mein Geliebter! Ich erkenne Dich!

Gebt Feuer! befahl der Maire seinen Soldaten. Wie sie aber die

Gewehre anlegten und zielend hinauf schauten zum Felsenvorsprung, war die Stelle leer; Trajine verschwunden.

Hundert Francs dem, der ihn fängt! rief der Maire, und morgen kehre ich zurück, um über des Mörders Eigenthum, das dem Staat verfallen ist, Gericht zu halten in öffentlicher Auction.

Trajine war indeß wieder in den Wald getreten, und auf ihm nur bekannten und zugänglichen Pfaden wanderte er weiter. Der Wald ward immer finsterer und dichter, kaum vermochte Trajine mehr die nächsten Gegenstände um sich her zu erkennen. Hier, das wußte er, konnte keines Menschen Auge ihn sehen, keines Menschen Ohr seine Worte belauschen, und die Empfindungen, die er bis dahin zurückgehalten, drangen jetzt mit verdoppelter Kraft hervor. Er warf sich nieder auf seine Knie in ungeheurer Bewegung. Seine Brust hob sich in furchtbarem Kampf, seine Glieder zitterten, Thränen des Zorns und der Wuth drangen in sein Auge, und seine nervigten Arme gen Himmel erhebend, rief er mit einer Stimme, die mit Sturmeskraft in der lautlosen Stille erklang, und vor der selbst die Gipfel der Bäume sich zu regen schienen: so wahr ein Gott dort droben ist, ich räche diesen Schimpf! Bin ich denn ein Mensch, ein Mensch, wie sie, und sollte es dulden, daß sie thun, so wie sie sagten? Ha, meine Arme sind frei, meine Füße sind frei, ich fühle die Kraft meiner Sehnen, fühle die Gewalt meines Willens, und sollte mich beugen als ein Untergebner, als ein Sclave! O Du, Du Gott da droben, warum schriebst Du es nicht auf meine Stirne, wenn ich dazu geboren bin, ein Knecht zu sein? Warum riefst Du es nicht in mein Ohr bei jedem Grashalm und bei jeder Blume, beim Auf- und Niedergang der Sonne, beim Rauschen des Windes und dem Murmeln der Quellen, daß dies Alles nicht für uns, für uns, die wir es doch täglich hören und sehen, geschaffen ist? Ha, ist denn Alles nur für die Mächtigen und Großen der Erde, Alles nur für Könige und Fürsten, und sind wir Armen nur da, uns für sie zertreten zu lassen, ein Schemel ihrer Füße zu sein, auf daß sie höher stehen. Fluch über die Natur, Fluch über Gott, wenn wir geschaffen sind zu solchem Elend!

Er schlug mit den Fäusten seine Brust in wilder Wuth und der Zorn erstickte seine Stimme, daß nur unarticulirte Laute hervordrangen.

Dann rief er mit dröhnender Stimme: Gott, Gott im Himmel, siehe das Elend und die Noth und lindere es! Siehe die Knechtschaft der Einen und den Hochmuth der Andern! Wirf ein Racheschwerdt unter die Geknechteten und lehre sie besiegen ihre Unterdrücker! Sende einen Engel hernieder, daß er einen Tropfen Menschenwürde gieße in die Brust der Elenden, die sich freiwillig demüthigen zu Sclaven! Nur einen Tropfen, und sie werden aufstehen in gerechtem Zorn, und ihre Augen werden sehen, was sie zu sehen sich schämen, und sie werden fühlen, daß sie Menschen sind, und werden verlangen die Rechte des Menschen! Erleuchte sie in ihrer Finsterniß, und sie werden Alle aufstehen, wie ein Mann und verlangen was des Mannes ist. Bis diese Zeit aber kommt, soll mein Leben ein Krieg sein und ein Kampf gegen ihre Satzungen, die sie mit frecher Stirn göttliche Gesetze nennen, und gegen diese Obrigkeit, die sich lügt von Gott eingesetzt zu sein, und gegen ihren Uebermuth und gegen ihre Verachtung. Gegen dies Alles will ich kämpfen, und dazu, heilige Jungfrau, stärke meinen Arm und spanne meine Kraft. Wehe, wehe aber denen, die mich dazu gebracht haben, wehe ihnen, wenn sie vollführen, was sie gelobt. Und wehe dem, der nimmt, was mir gehört, meine Wiese und mein Feld; mit seinem Blut will ich es düngen, und nur als Leiche kommt er in meine Hütte! Gieb dazu Deinen Segen, heilige Jungfrau, laß mich siegen im Kampf gegen die Ungerechtigkeit, laß mich strafen die Ungerechten; laß, o laß mich rächen alle die Sünde und die Schmach meiner Brüder! Mein Blut sei dieser Rache geweiht, und weil sie eine heilige ist, darum segne mich, heilige Jungfrau. Als ein Schrecken will ich durch das Gebirge ziehn, und wo ein Unrecht geschieht, da will ich dabei sein, es zu rächen. Wehe denen, die mir zuwider sind; furchtbar soll ihre Strafe sein! Das schwöre ich, so wahr mir Gott und die heilige Jungfrau beistehen in meiner letzten Stunde! Dies ist das Gebet eines freien Mannes, und mögest Du es erhören, o mein Gott!

Trajine neigte sich, und küßte die Erde, auf die er zum Schwur seine Hand hingelegt hatte, dann stand er auf und athmete hoch. Es war ihm, als habe er sich einer großen Last entladen; er fühlte sich wieder frei und leicht, und gestärkt von seinem Gebet ging er weiter.

IV.

Es war Alles geschehen, wie der Maire gesagt hatte. Er war gekommen des Geächteten Acker und Wiese als Eigenthum des Staates an einen Andern zu vermiethen, und nur das Bitten der Thalbewohner hatte ihn vermocht, Lublomla in Besitz ihrer Hütte zu lassen. Ein erhöheter Preis war auf Trajine's Kopf gesetzt, und der Priester aus Bagnères, der mit dem Maire gekommen, hatte die Gemeinde in die kleine Dorfkapelle beschieden, und dort den Bannfluch über den Mörder Trajine gesprochen. Verflucht sei er, verflucht aber auch diejenigen, die sich seiner erbarmen, die ihn tränken, wenn er dürstet, die ihn kleiden, wenn er friert, die ihn trösten, wenn er elend ist! Der Fluch der Kirche treffe den, der sich des Mörders erbarmt! So hatte der Diener der Kirche gesprochen, der Diener der Religion der Liebe.

Zähneknirschend, flammend vor Zorn vernahm Trajine von seinem Weibe des Priesters und des Maire Verdammungsurtheil und Fluch, und dann sagte er mit einem rauhen Lachen: die heilige Mutterkirche ist so milde wie die Thiere des Waldes; so barmherzig, wie ein Wolf! Auch ist sie ein Wolf, der schon manches fette Lämmlein verschlungen hat. Dann warf er sein Feuergewehr über die Schulter, und verließ, noch ehe der Himmel begonnen, sich zu röthen, die Hütte.

Ein Schrecken verbreitete sich andern Tages durch das stille Dorf. Der Maire von Bagneres war todt in seinem Bette gefunden worden. Eine Kugel hatte ihn gerade in das Herz getroffen. Wer konnte ihn getödtet haben? Die Leute sahen sich wohl bedeutungsvoll an, Niemand aber wagte einen Namen auszusprechen, der doch allen auf der Lippe schwebte; sie fürchteten, daß sie die Rache ereilen würde, und leise nur in ihrem Herzen sagten sie: Trajine hat es gethan! Wird er auch den Priester tödten? flüsterten sie unter einander, als sie in der Kühle des Abends vor ihren Hüttenthüren saßen. Einer von ihnen blickte zufällig empor an der Felsenwand, die der Vollmond fast mit Tageshelle erleuchtete,

dann schreckte er zusammen, und flüsterte zu seinen Nachbarn: seht, seht dorthin! Dort über dem Abhang auf dem Vorsprung des Felsens, dort steht er!

Ein feierliches Schweigen trat ein, und scheu blickten sie empor. Dort oben auf der Höhe, hell beleuchtet vom Monde, stand stolz und kühn eine majestätische Gestalt. Hell blinkte der stählerne Griff seines Dolches, hell die Läufe an seinem Gewehr, — ah, die schweigenden Thalbewohner meinten auch das zornige Blitzen seiner Augen zu sehn, und senkten fast furchtsam den eignen Blick.

Trajine mit seiner metallnen Stimme rief in's Thal hinab: meine Brüder, ich werde den Priester nicht tödten, denn er ist ein geweihter Diener des Herrn! Wehe aber Euch, wenn Ihr hinfort bei diesem Priester beichten geht, der statt Vergebung Fluch auf seinen Lippen trägt! Gehet lieber hin und betet in dem heiligen Tempel des Waldes, als vor diesem Götzendiener. Untergang und Tod folgt dem, der es wagt, bei diesem zu beichten! Das schwöre ich bei der Seele meiner Mutter, schwöre es bei der heiligen Jungfrau! Untergang und Tod auch schwöre ich dem, der meine Wiese und meinen Acker als sein gehörig an sich nimmt! Ewige Rache und Feindschaft! Also schwöre ich, und beim ewigen Gott, Trajine hält seinen Schwur.

Lange schon war der Klang seiner Stimme verhallt, als die, denen sie ertönt, noch immer starr und lauschend da standen; sie wußten nicht, ob vor Schreck, oder in der Erwartung, ihn noch einmal zu hören.

Dann fragten sie sich scheu unter einander: kann er denn unsre Frage, ob er den Priester tödten würde, gehört haben? Und einige von ihnen schüttelten gar bedeutsam die Köpfe, bekreuzten sich und meinten, er sei ein Zauberer und Tausendkünstler, und gefährlich sei es seinen Befehlen entgegen zu handeln!

Darum, wenn die Bewohner von Oô auch wußten, daß Trajine allnächtlich in ihrer Mitte weile, Niemand wagte es, ihn zu verrathen, und wenn er im Dämmerlicht des Morgens stolz und ruhig seine Hütte verließ, und hinauf stieg in die Felsen, da öffnete sich wohl hie und da verstohlen die hölzerne Hüttenthür und manch' Auge folgte der königlichen Gestalt, und manch' Herz nannte ihn mit Furcht und Stolz zu-

gleich die Krone des Thals. Diese unschuldigen Kinder der Natur schätzen die unentweihte freie Kraft des Menschen noch heiliger und höher als die Gesetze, und Jeder würde sich geschämt haben, Trajine zu verrathen.

In den Bergen lebte Trajine, in den Felsen und den Wäldern! Oh, wie ward ihm da oben das Herz so froh und so frei, wie athmete er so leicht in der reinen Luft der Berge, und lauschte in glücklicher Ruhe dem Brausen des Wasserfalls und dem Rauschen der Bäume. Trajine verstand die Natur; sie sang ihm ein gottbegeistertes Lied von der himmlischen Freiheit und von der Würde des Menschen, ein Lied, das alle seine Fibern erbeben machte in Stolz und Hochachtung vor sich selber. Das Rauschen der Bäume schien ihm zu sagen: wir sind frei, wir sind glücklich! Gen Himmel heben wir unsre Wipfel, und grünen und blühen aus eigner Macht und nach ewigen Gesetzen unserer eignen Kraft. Trajine jubelte laut zu den Wipfeln empor: ich bin freier als Ihr, denn ich kann gehen wohin ich will! Das donnernde Rauschen des Wasserfalls rief ihm zu: ich bin mächtig und groß! Ueberwältigend stürz' ich einher, vernichte, was mir im Wege liegt, und zerschelle was mich hindern will in meiner Bahn! Und Trajine sprach: ich will von Dir lernen! Er setzte sich nieder am Fuß des Wasserfalls und schaute zu ganzen Stunden ihm zu, und wenn er dann aufstand, weiter zu gehn, so meinte er, er habe Vieles gelernt, und Viel Neues begriffen. Der Ysardbock, der das wilde Kaninchen verfolgend, im dichten Walde an Trajine vorüber rannte, schien ihm zuzurufen: siehst Du, das ist das ewige Gesetz der Natur, das einzige, das es giebt, und dies Gesetz lautet: was Gott geschaffen, und was die Natur bietet, ist geschaffen für Alle, zum gemeinsamen Gebrauch für Jeden, der es gebrauchen will, für Jeden, der die Kraft hat und den Muth, es sich zu nehmen! — Trajine rief laut und mächtig: das ist ein Gesetz, das ich verehre, und wornach ich handeln will mein Lebelang! — Oft schlich er sich zu der Höhle der Bärin, die ihre Jungen säugend, ruhig da lag, oder mit der Brut im Sonnenschein spielte. Wenn er dann in der Ferne das trockne Laub rascheln, die Gebüsche knacken hörte, dann schlich Trajine leise zum nahen Baum und schwang sich auf denselben empor. Nicht aus Furcht vor dem Bären, denn sein Gewehr war geladen, und Trajine hatte noch niemals fehl

geschossen, aber aus Achtung vor des Bären Werk. Denn sieh, dort kommt er in wilden Sätzen daher gesprungen, ächzend vom ungeheuren Lauf. Zu den Füßen der Bärin legt er seine Beute nieder, zwei große wilde Kaninchen, die noch zucken im Todeskampf. Er hat sie der Bärin gebracht, damit sie nicht nöthig habe die Jungen zu verlassen, und so eilig ist er gelaufen, damit sie nicht hungern solle. Die Jungen lassen ab von der Mutter, und umringen, während diese frißt, winselnd und quikend den Bären. Wie ihm die Augen leuchten, wie er grunzt vor Vergnügen, wie er sich an der Erde wälzt und die Jungen auf seinem Leibe trampeln läßt, und es vergnügt duldet, wenn sie an ihm umher krappeln, ihn zerren und ziehen! Trajine sah mit tiefer Rührung auf das Schauspiel hin, und sagte: ach, wenn doch alle Menschen so heilig dies Gesetz der Natur bewahren wollten, wie es der Bär thut, und das Thier der Wüste! Hülfreich zu sein dem Schwachen, und Liebe zu üben, das will ich lernen von dem Bären! — Am meisten liebte Trajine den Adler, der auf hohem Felsenhorst so lustig und frei sein Nest sich baute, und oft, wenn er hinter einem Felsvorsprung verborgen ihm zuschaute, sagte er: ist nicht der Adler der König der Lüfte! Ach, wollten doch die Könige der Erde von ihm lernen, und schauen mit offenen Augen, wie Niemand ihm unterthan ist, diesem König, wie er allein sich sein Haus bauen, allein sich seine Nahrung suchen muß, und doch der König bleibt, wenn er auch selbst denkt und selbst handelt! Ja wahrlich, der Adler ist ein König, aber so einer, wie jeder Mann auch es sein kann, wenn er vom Adler nur lernen will! Wenn er baut auf seine eigne Kraft, und vertraut seiner eignen Stärke, wenn er von Niemand sich abhängig macht, als von sich selber, keine Diener hat und keine Schmeichler, und wenn er so sich stellt und so sein Nest sich baut, daß Niemand ihn bezwingen, Niemand ihn unterjochen kann! Und Trajine rief über die Schneefläche zum Adlerhorst hin: „Du sollst mein Lehrmeister sein, mein Aar, und so wie Dich, soll auch mich keine Macht der Erde zähmen und fesseln in meiner Freiheit!“ Den Fuchs, der durch List sich Alles erbeutete, und durch Verschlagenheit sich Vieles gewann, den verachtete Trajine, und er sagte zu ihn: hänge Dir einen schwarzen Rock um, verdrehe die Augen, und kleffe recht sanft, so gleichst Du genau unsern Priestern. Am meisten aber er-

regte der blutdürstige Wolf seinen Zorn, der aus reiner Lust am Zerstören zerstörte, der aus Blutgier mordete, und aus Habgier mehr in seine Höhle schleppte, als er bedurfte, der aus Uebermuth quälte und tödtete, was schwächer war, als er, und Trajine sagte bei seinem Anblick oft zornig zu sich selber: „gleicht er nicht auf ein Haar den Mächtigen und Großen der Erde?“ Und wenn er dann seinem eignen Gleichniß nachgespürt hatte in allen Punkten, und sein Blut erhitzt hatte an dem, wie es ihm schien, so treffenden Vergleich, dann schlich er mit seinem geladenen Gewehr vorsichtig und leise dem Wolf nach, und rief, laut jubelnd, wenn er ihn erlegte: „o, bedächten doch die Menschen, daß alle Wölfe sterlich sind!“

Wie war ihm so froh und frei in der schönen großen, und freien Natur. Mit welchem glücklichen Lächeln schaute Trajine oft umher, und sagte zu sich selber: eine Republik, eine herrliche, glückliche Republik ist die Natur. Da hat Jeder seine Geltung und seinen Werth, und nicht mehr gilt der Eine wie der Andre. Da arbeitet Jeder nach seiner Kraft und seiner Fähigkeit, und durch das Streben aller dieser verschiedenen Kräfte wird der große wunderherrliche Freistaat in seiner Harmonie und Einigkeit erhalten, nicht um Einen zu bereichern, um Einen zu erheben! Jeder arbeitet für sich, und so arbeiten Alle für das Wohl Aller! Ach sollten wir Menschen nicht in allen Dingen die Natur als unsre Lehrmeisterin erkennen?

Trajine hatte sich geschworen zu kämpfen gegen die Macht und das Gesetz dieser Welt, und er hielt seinen Schwur. Ein anderer Maire war in Bagnères gewählt, — Trajine überwachte genau sein Thun und Treiben, und strafte ihn für jede That, die ihm ungerecht schien, er tödtete das Vieh in seinen Ställen, trieb seine Heerden weiter hinein in's Gebirge, daß des Maire's Diener sie nicht zu entdecken vermochten, oder legte Feuer an seine Ställe, daß die Vorräthe verbrannten. Und jedes Mal nach solcher That wußte er geschickt durch einen oder den andern unschuldigen Boten einen Brief in des Maire's Hände zu bringen, in dem er sich als den Thäter nannte, und dem Maire sagte, warum er ihn gestraft.

Umsonst hatte der Maire einen vierfachen Preis demjenigen versprochen, der ihm Trajine, sei's lebend oder todt, einlieferte, umsonst sandte er Häscher in's Gebirge, ihn zu fangen. Das Gebirge des Espingo ist unzugänglich und rauh, nur ein einziger schmaler Bergpaß geht durch diese Felsen, kein anderer Pfad führt auf die andere Seite des Gebirges, und Niemand wagte sich weiter hinein in's Gebirge, wo keine Straße rückwärts führte, wo er unwiderbringlich verloren war, selbst nicht der hohe Preis von viertausend Francs, den der Maire auf Trajin's Kopf gesetzt, konnte die Häscher reizen, ihm in die Wüste und Wildniß zu folgen. Der Engpaß, der über den Espingo führte, mündete in einer tiefen engen Schlucht, an der die Felswände von beiden Seiten so schmal zusammentraten, daß sie nur mit Mühe einer Person den Durchgang gestatteten. Von der Höhe des begrenzenden Felsens herab bewachte Trajine diesen Paß, Niemand durfte vorüberziehen, ohne Trajine Rechenschaft zu geben von dem Zweck und der Absicht seines Marsches, und nur wenn Trajine den Zweck billigte, gestattete er das Weitergehn; im entgegengesetzten Fall nöthigte sein Feuergewehr und sein Schwur bei dem ersten Schritte vorwärts, es abzudrücken, den Wanderer zum unfreiwilligen Rückzug. So ward Trajine ein Schrecken der Umgegend, und Niemand wagte sich mehr durch den Engpaß. Nur zuweilen kam ein Reisender aus der Ferne daher, und ging unbekannt mit Trajine und dem Schrecken, den er verbreitete, durch den berüchtigten Paß. Trajine liebte die Fremden, von denen er immer etwas Neues erfuhr aus der Welt und ihren Begebenheiten und Umwälzungen, und von denen er immer zu erfahren hoffte von Völkerfreiheit und Völkerrechten. Darum, als jetzt wie er auf der Höhe stand und hinabblickte in den Paß, ein Reisender daher kam, hieß ihn Trajine willkommen, und fragte ihn um den Zweck seiner Reise; von wannen er komme und wohin er gehe. Der Fremde blickte erstaunt in die Höhe, und sagte in französischer Sprache: also auch hierher in die Oede und die freie Natur verfolgt Ihr dem Wanderer mit Euren neugierigen Fragen und Euren Zudringlichkeiten, die Ihr Gesetze, und Sorge für die öffentliche Sicherheit nennt! Nun so segne der Teufel diese öffentliche Sicherheit, die jedem Menschen zur Last und Beschwerde

wird! — Trajine hatte als Knabe in Bagnères die Schule besucht, und zu den Kenntnissen, die er dort gesammelt, gehörte auch das Erlernen der französischen Sprache, die er so rein wie das Provencalische und Baskische sprach. Er freute sich jetzt, daß er des Fremden Antwort verstanden, und weil ihm diese Antwort so wohl gefiel, stieg er durch eine nur ihm bekannte Felsspalte eilends hinunter in die Schlucht, wo der Fremde seiner harrte.

Da, da ist mein Paß, sagte dieser finster, und hielt ihm ein Blatt Papier entgegen. Trajine nahm es und schaute hinein, dann sagte er, wie zu sich selber, indem er auf den Stempel des Passes deutete: ein Adler ist da drinnen! Da haben sie den freien Adler auf's Papier gefangen. Ah, wenn doch die Herrn hieher kommen, und dem Adler zuschauen wollten, wie er so wenig ihnen gleicht in ihrer Unthätigkeit, ihrem Uebermuth und ihrem Dünkel!

Der Fremde erwiederte in gebrochenem Provencalisch: guter Freund, der Adler fliegt zur Sonne auf, und die Fürsten wenden sich nur zu häufig von der Sonne ab.

Trajine lachte und sagte: Ihr habt Recht! Aber was sind das für Zeichen hier auf der ersten Seite, das sind keine französischen Buchstaben, und ich kann's nicht entziffern!

Es sind deutsche Buchstaben, sagte der Andere, — ich bin ein Deutscher!

Ein Deutscher! Wo liegt denn Euer Vaterland?

Zwischen Rußland und Frankreich.

Rußland, was ist Rußland? fragte Trajine neugierig.

Rußland, sagte der Andere, daß ist eine große Riesenschlange, die züngelt und leckt mit ihrem spitzen Giftstachel umher, und giebt ihr tödtliches Zischen für Lächeln aus. Eine hungrige Riesenschlange ist's, die nach allen Nachbarländern hungert, und ich glaube, sie wird nicht eher satt, bis sie mein ganzes Vaterland, Deutschland, im Bauche hat.

Und könnt Ihr der Schlange nicht die spitze Zunge stumpf machen? fragte Trajine mit funkelnden Augen.

Der Fremde zuckte leicht die Achseln. Dann sagte er: aber Ihr guter Freund, Ihr seid für einen Grenzjäger ein sehr aufgeklärter und

freisinniger Mann; das ist schätzenswerth, weil man es selten findet bei einem königlichen Beamten.

Trajine warf den Kopf stolz zurück und sagte: ich diene einer Königin!

Bin ich denn hier auf spanischem Boden? fragte der Fremde unschuldig.

Trajine lächelte: die Freiheit ist meine Königin, und keine Andere soll mir Gesetze geben.

Der Andere reichte ihm die Hand. Verzeiht meinen Irrthum! Er ist aber für Jemand, der aus der Welt kommt, begreiflich. Wir in unsern Städten und Residenzen haben es nur, wie ein längst vergessenes Ammenmährchen gehört, daß es eine Königin gebe, die man Freiheit nenne, und der zu dienen, es Lust und Wonne sei! Wohl Euch, daß Ihr es in Euren freien Bergen nicht vergessen müßt!

Man müht sich, es uns zu lehren, rief Trajine erglühend. Man will uns begreiflich machen, daß wir nicht zu freien Menschen geboren sind. Unser Knie sollen wir beugen in Demuth und Gehorsam vor einem, der ein Mensch ist, wie wir, und dessen Name uns schrecken soll, wie Kinder vom Popanz erschreckt werden. Abgaben und Steuern will man uns auferlegen, und wir sollen sie zahlen mit demüthiger Miene, und uns noch glücklich schätzen der Ehre für einen König zahlen zu dürfen. Ich aber will das Alles nicht begreifen, darum bin ich in die Felsen gegangen, wo's ihnen schwer werden soll, es mich begreifen zu lehren, und wenn ich so aufschaue zu den Schneebergen und Pics, so ist mir's, als nickten sie mir lächelnd zu, und sagten: Du hast ganz Recht gethan, Trajine, und wir wollen Dich dafür schützen!

Ihr klagt über Steuern, antwortete der Fremde, und doch hat man mir gesagt, daß Eure einzige Steuer in der Abgabe besteht, die Ihr von jedem Ysard geben müßt, den Ihr erlegt! Kommt nach Deutschland, nach Frankreich, wohin Ihr wollt! Da werdet Ihr sehen, daß wir mehr wissen, was das Wort Steuer bedeutet, daß wir das Korn, das wir auf unserm eignen Acker bauen, die Tabackspflanzen, die wir mit eigner Hand gepflanzt, den Wein, den wir gekeltert haben, ja, daß wir das Salz auf unserm Brodt, den Hund, den wir lieben, daß wir das Alles besteuern müssen. Steigt hinunter von Euren Bergen, und kommt nach Deutschland, da werdet Ihr große herrliche Völker finden, die in

kindlichem Hoffnungsglauben und hingebender Zuversicht aufschauen zu ihrem unumschränkten Herrn, der ihnen gebietet, ohne daß sie dafür Rechenschaft fordern dürfen. Ganze Völker, beherrscht von Einem, ganze Völker, ohne auch nur Einen Stellvertreter zu haben, der ihre Rechte vertritt! Wie Kinder werden sie gehalten, denen man giebt, was ihnen gut ist, ohne daß sie das Recht haben, nach dem Warum zu fragen, wie Kinder, die nicht selbst denken, nicht selbst handeln können, für deren Unmündigkeit der Vater sorgen muß! Und wir schweigen und dulden, und tragen, und sind auch keines bessern Schicksals werth, weil wir's eben tragen, wie es ist!

Hört auf, hört auf, unterbrach ihn Trajine, laßt. Ich mag nichts mehr hören von Euren Gebräuchen und Euren Gesetzen, nichts mehr wissen von Euren Einrichtungen. Ja, es scheint mir schon ein Vergehen, hier in dieser freien Natur zu sprechen von der Unfreiheit des Menschen, welcher doch die höchste Verklärung der schaffenden Natur ist! Geht, geht hinein in unsre Felsen, und lernt von dem Baume und der Pflanze, von dem Thier und der kleinsten Welle des Baches, die sich schäumend und zornig an dem Stein erhebt, der sie hindern will, lernt von diesem Allen die wahre Bestimmung des Menschen.

Der Deutsche reichte ihm die Hand und sagte ernst: ich danke Euch für das, was Ihr mir da sagt, ja, ich möchte Euch danken, für Euch selber. Es ist ein erhebender Trost in dieser unfreien Welt wenigstens Einen Menschen gefunden zu haben, der sich seiner wahren Bestimmung bewußt ist, und noch nicht verlernt hat, an die Freiheit zu glauben. Diesen Trost verdanke ich Euch. Ich will ihn treu bewahren in meiner Brust, und mich daran stärken, wenn ich meine deutschen Brüder vom freien deutschen Rheine singen höre!

Noch einmal reichten sie sich die Hände, und nachdem Trajine ihn belehrt, welchen Weg er einzuschlagen habe, um über den Rücken des Espingo ohne Gefahr zu gelangen, ging der wandernde Deutsche tiefer hinein in's Gebirge. Trajine aber schaute, auf sein Gewehr gelehnt, ihm lange noch nach, als der Reisende schon in den Felsen verschwunden war, und Alles was er gehört, tönte wild und schmerzlich nach in seiner Seele.

V.

Ruhig trieb Andrè seine Heerde zur Sommerweide hinauf ins höhere Gebirge. Die wonnige Kühle des Tannenwaldes, den er mit seinen Schafen jetzt durchschritt, stimmte ihn fröhlich und weich, und er sang in Gedanken an sein junges Weibchen daheim im Dorfe Oò eins jener zärtlichen Liebeslieder, an denen die Pyrenäenbewohner so reich sind, als bei einer Biegung des Wegs Trajine mit furchtbarer Miene und leuchtendem Zornesblick vor ihm stand. Andrè schreckte zusammen, und nicht wagend, den auf ihn gehefteten Augen Trajine's zu begegnen, schlug er schweigend den Blick zu Boden.

Andrè, sagte Trajine ernst und streng, wir sahen uns lange nicht, und doch vermeidest Du, mich anzusehen! Nur ein Schuldbewußter schlägt das Auge nieder, und erbleicht so wie Du es thust vor mir, Andrè. Hattest Du meinen Schwur nicht vernommen, meinen heiligen Eid, den zu tödten, der es wagte, bei jenem elenden Priester beichten zu gehen, der mich ausstieß aus seiner Gemeinde, weil ich den Muth hatte, ein freier Mann zu sein? Antworte mir, hattest Du ihn nicht vernommen?

Andrè sagte kaum hörbar: ich hatte ihn vernommen.

Und hattest Du nicht gehört, fuhr Trajine fort, und seine Stimme ward wilder und zorniger, hattest Du nicht gehört, daß ich mit einem heiligen Eide geschworen, wenn Einer von Euch es wagen würde, meinen Acker und meine Wiese zu kaufen, den zu tödten, und mit seinem Blute meinen Acker zu düngen?

Ich hatte es gehört! sagte Andrè.

Nun wohlan, so weißt Du auch, daß ich an Dir meinen Schwur erfüllen muß, denn Du warst es, der bei jenem Priester zur Beichte ging, Du warst es, der seine Schafe auf meine Weide trieb. Warum thatest Du das, als weil Du mich höhnen, weil Du Deinen Nachbarn in Oò zeigen wolltest, daß Du den Trajine nicht fürchtetest, daß Du ihm trotzen könntest?

Nein, sagte Andrè, nein, bei der heiligen Jungfrau, nicht darum habe ich's gethan! Ich baute aber auf unsere Freundschaft, ich glaubte, die würde mich schützen.

Und wärst Du mein Bruder, rief Trajine mit flammenden Augen, ich würde dennoch an Dir erfüllen müssen, was ich gelobte. Denn eines freien Mannes Wort ist heilig, und soll erfüllt werden in alle Ewigkeit. Andrè, Du warst mein Freund, und ich kann Dich nicht, wie einen Wehrlosen züchtigen, fuhr er fort, und warf sein Gewehr zur Erde, Andrè, vertheidige Dich! Ich will Dich strafen im ehrlichen Faustkampf.

Gleich einer jener herrlichen Fechterstatuen, die uns aus dem Alterthum überkommen sind, so stand Trajine da, die weit gespreitzten Beine fest auf den Boden gestampft, den Oberkörper rückwärts gebogen, den rechten Arm halb gekrümmt, vorwärts gestreckt, und die mächtige Faust so in einander geballt, daß die angeschwellten Muskeln seines Oberarms zitterten, wie die eines kühnen Streitrosses, das vor Ungeduld und Kampfeslust bebt, so stand Trajine da, seinem Gegner ein furchtbarer und schreckenerregender Anblick. Komm an! donnerte Trajine!

Ich kann nicht, kann nicht mit Dir kämpfen, rief Andrè.

Trajine's Angesicht flammte in Zorn. Es war der Zorn und die Verzweiflung der Liebe, die ihn seinem geliebten Freunde gegenüber durchglühte, und die doch von dem gesprochenen Schwur überwältigt ward.

Wehre Dich, rief Trajine, und seine mächtige Faust traf Andrè's Schulter, daß er vor Schmerz zusammen zuckte, und nun zur Nothwehr auch seinen Arm erhob. Der Kampf begann, und je länger er dauerte, desto wilder ward Trajine's zorniger Schmerz über die Qualen, die er seinem Freunde bereiten mußte, und desto mächtiger, von Wuth entflammt, traf seine Faust Andrè's Angesicht, seinen Kopf und seine Brust. Schon blutete er aus tiefen Wunden, während Trajine noch unversehrt da stand.

Zu Ende, es muß zu Ende gehn! donnerte Trajine in wahnsinniger Erregung, und seine beiden Fäuste trafen mit solcher Wucht Andrè's Haupt, daß er laut ächzend zusammensank. Regungslos lag er da zu Trajine's Füßen, der starr und bleich hernieder blickte auf den Bluten-

den, Zerschlagenen. Jetzt kniete er neben ihm nieder, und blickte lange und tief bewegt in das blasse Angesicht des Freundes, hob sorgsam das zerschlagene Haupt, um es auf seinen Knieen weicher zu betten, und mit einer Stimme, in der aller Schmerz seiner Seele zitterte, rief Trajine: Andrè, mein Freund, erwache! Schlage Deine lieben Augen auf, und sieh mich an. Andrè, ich liebe Dich so heiß, ich liebte Dich so sehr, als ich Dich doch schlagen mußte. O mein Freund, blicke auf! Sprich zu mir, sage mir wenigstens, daß Du mir verzeihen willst! —

Alles blieb still, keine Antwort ertönte von den erkaltenden Lippen des Freundes. Trajine rief laut mit verzweifeltem Ton: ich habe ihn getödtet, meinen Freund getödtet! Und er neigte sich tiefer über das Angesicht des Freundes und weinte wie ein Kind. —

Sind es die heißen Thränen, die aus Trajine's Augen strömen, und Andrè's Angesicht bethauen, sind es diese, die ihn wecken, oder hat er den Ruf des Freundes vernommen? Andrè regt sich, Trajine springt jauchzend empor. Jetzt wieder regt er sich. Er lebt, er lebt! Jetzt kann ihm noch Hülfe werden! Schnell, schnell muß ich ihm Hülfe bringen. Mit aller Hast und Sorgfalt der Liebe ladet er den Freund auf seinen Rücken, vorsichtig und leise, damit er der theuren Last nicht schade, steigt er hinab ins Thal. Niemand ist auf der Wiese, die das Dorf Os begränzt. Trajine kniet nieder und läßt den Freund sanft nieder auf den weichen Wiesengrund gleiten. Andrè schlägt die Augen auf, nur mühsam hält Trajine den lauten Freudenruf zurück, der aus seiner Brust dringen will. Er neigt sich über Andrè und küßt seine Lippen mit einer Inbrunst, als seien es die purpurnen Lippen seiner Geliebten. Dann steht er auf und eilt wieder den Felsen hinauf bis zu jenem Abhang, von wo er das Dorf überblicken kann, und die Bewohvernehmen, wenn er zu ihnen spricht.

Eilt, eilt, ruft er hinab, auf der Wiese liegt Andrè blutend, sterbend, eilt ihm zu Hülfe, verbindet seine Wunden, die ich ihm schlug, getreu meinem Schwur! —

Trajine trat zurück von seinem freien Standpunct, und während die bestürzten Thalbewohner dem armen Andrè zu Hülfe eilten, sammelte Trajine dessen Schafe und trieb sie hinab ins Thal bis zur Wiese.

Früher als sonst verließ Trajine am Abend dieses Tages die Felsen. Die Unruh trieb ihn hinunter nach Od; ohne Lublomla noch zu begrüßen, lenkte er seine Schritte nach André's Wohnung und trat unvermuthet in seine Hütte. Die Freunde waren versammelt um das Lager, auf dem André ächzend und wimmernd hingestreckt lag, weinend kniete sein junges Weib neben dem Schmerzenslager ihres André, und tief erschüttert lehnte Trajine einen Augenblick an der Eingangsthür. Dann ermannte er sich und schritt zu André hin, scheu und ehrfurchtsvoll traten die Uebrigen zurück, ihm Platz zu machen neben dem Krankenbett, und Trajine nahm den Sessel und setzte sich an seines Freundes Seite, ihm liebevoll zusprechend. Als André jetzt laut wimmerte in Schmerzen, traten Thränen in Trajine's Augen, und er sagte mit bebender Stimme: o André, warum mußtest Du so grausam sein, mich zu dieser That zu zwingen, einer That, bei der mein Herz zu zerspringen drohte, während ich sie vollbrachte? Ach, hättest Du mich recht geliebt, Du hättest mir diesen furchtbaren Schmerz erspart, mir dies Leiden erspart, das mich verzehrt.

André reichte ihm die Hand dar, und flüsterte matt: verzeihe mir, mein Freund.

Nun warf sich Trajine über des Freundes Lager, umschlang ihn fest, heiße Thränen entstürzten seinen Augen, und mischten sich mit denen seines leidenden Freundes. Stumm waren Alle, und Niemand von den Anwesenden wagte es, die heilige Stille und den Schmerz der Freunde zu unterbrechen. Niemand dachte daran, Trajine, auf dessen Habhaftwerdung doch ein so hoher Preis gesetzt war, zu verrathen.

VI.

Es war ihnen gelungen, den lauernden Grenzjägern, der Preis von viertausend Francs war gewonnen, Trajine gefangen! Wochen lang hatten sie von der Dämmerung an Trajine's Hütte umschlichen, immer bereit ihn zu greifen, und doch ohne Muth ihn wirklich zu packen, wenn er so stolz und kühn mit seinem blanken Dolch und seinem gefürchteten Gewehr daher geschritten kam und in die Hütte zu seiner Lublomla ging. Sie fürchteten den wachenden Helden, aber den schlafenden konnten sie überwältigen; ist doch der Löwe selbst wehrlos, wenn er schläft. Nachts, während er in ruhigem Schlummer auf seinem Lager lag, hatten sie sich leise, leise in seine Hütte geschlichen, hatten leise die Schlinge über seine Arme gezogen, und über seine Füße. Als sie diese zusammenzogen, erwachte Trajine, aber schon zu spät, schon gefesselt. Vergebens sein donnernder Zornesruf, vergebens der armen erwachenden Lublomla Weinen und Flehen! Es weckte wohl die Nachbarn, und scheu und furchtsam liefen sie zusammen, den Grund des Lärmens zu erfahren, Niemand aber eilte Trajine zu helfen. Sie hatten nicht gewagt, ihn zu verrathen, aber sie wagten nun auch nicht, ihn zu befreien, und Trajine, der wehrlose, hülflose Trajine ward fortgeschleppt, Lublomla aber, sein Weib, die nur um die Gnade bat, ihren Geliebten begleiten zu dürfen, stießen sie rauh zurück; als sie dennoch nicht weichen wollte, da war es Trajine selbst, der ihr zu bleiben befahl, und sie bat, nicht zu weinen. Lublomla blieb, und weinte nicht mehr!

Trajine war gefangen. Im finstern Kerker zu Bagnères saß er, hinter eisernen Thüren und Riegeln, das einzige kleine Fenster, das nur mühsam ein wenig Luft einließ, mit eisernem Gitter verwahrt. Tiefe Trauer war in ihm, und unendliches Weh! Er dachte an seine Berge und Felsen, an die Thiere des Waldes und das Rauschen der Bergströme, an die große, göttliche und freie Natur, und es war ihm, da er dies Alles missen mußte, als sei er schon gestorben, schon im Grabe.

Zuweilen versenkte er seine ganze Seele in diese Gedanken. Dann blühten Wiesen um ihn her, Bäche rauschten zur Seite, Felsen stiegen kühn empor und der Himmel wölbte sich rein und klar über den Schneespitzen. Er hörte das Säuseln der Bäume, hörte Vogelgesang und Thiergeschrei, sah den Ysard daher springen, und das wilde Kaninchen durch die Gebüsche schlüpfen. Unwillkührlich faßte er dann nach seiner Seite, wo er sein treues Gewehr zu finden gewohnt war, — die Stelle war leer, Trajine erwachte aus seinen schönen Träumen mit einem schweren Seufzer, und erinnerte sich, daß er nur ein Gefangener sei. — Auch an Lublomla, seine Geliebte, an Pic, seinen Buben, dachte er, und mit welcher Sehnsucht, mit welchem Verlangen. Sie noch einmal zu sehen, schien ihm der größte Wunsch seines Lebens. Darum, als man ihm jetzt feierlich sein Todesurtheil ankündigte, als man ihm sagte, er solle in einigen Stunden schon durch den Strick für seine Verbrechen büßen, da war nur Freude in seiner Seele, denn er wußte, nun würden sie es ihm nicht mehr verweigern, seine Lublomla zu sehn, und seinen Buben. Dem unwiderruflich zum Tode Verurtheilten wird von der Zeit, wo ihm das Urtheil angekündigt ist, bis zur Vollziehung desselben, Alles was er wünscht, und was erreichbar ist, gewährt. Trajine bat um die einzige Vergunst, sein Weib ohne Zeugen zu sprechen.

Willst Du nicht Deinen Buben sehen? fragte einer der Richter.

Trajine sagte: jetzt noch nicht, vielleicht später!

Eine Stunde war vergangen, da nahten sich eilige Schritte Trajine's Gefängniß. Sein Herz erbebte. Ach nur zu gut kannte er diesen leichten elastischen Schritt. Sein Weib war ihm nahe, das fühlte er. Die Thür öffnet sich — mit einem Schrei fliegt sie an seinen Hals.

Wie sie sich herzen, küssen, in die Arme drücken, sich tausend und tausend zärtliche Namen geben, und für einen Moment ganz vergessen, daß dies ihr letztes Wiedersehn ist! Ach Lublomla zuerst denkt daran! Mit lautem Kreischen sinkt sie zu Trajine's Füßen nieder: ach mein Geliebter, sie wollen Dich tödten, Dich, Dich, meine Sonne, wollen sie ermorden!

Einen Augenblick bebte Trajine, und seine Mienen zuckten schmerzlich, dann wurden sie wieder ruhig, und er sagte fest: so ist es, Lublomla!

Den letzten freien Mann der Gebirge wollen sie tödten, und nur Sclaven werden bleiben

Lublomla fragte athemlos: Trajine, ist keine Rettung möglich? Sieh, Nacht und Tag habe ich mit gerungenen Händen betend auf meinen Knien gelegen, und zu Gott gefleht, er möge mir ein Mittel zeigen, Dich zu befreien, und sei's mit meinem Herzblut, mit meinem Leben, ja mit meiner Seligkeit! Aber mein Kopf, meine Sinne verwirrten sich nur, kein Weg der Erlösung wollte sich zeigen! Aber Du, Du, der Du Alles weißt, Du wirst, Du mußt einen Weg zur Rettung wissen! O sprich, sprich, rief sie laut schluchzend, nicht wahr, Du wirst gerettet?

Trajine sagte ernst: es ist unmöglich! Ich habe Alles überlegt, es ist unmöglich! Auch fürchte ich den Tod nicht, Lublomla, fuhr er fort, und zog die Geliebte zu sich empor, an sein Herz. Nur Sünder zittern vor dem Sterben. Mich lehrte meine Freundin und Lehrerin, die Natur, daß es für die Guten nichts sei, als ein schöner und friedlicher Schlaf, in dem wir ausruhen vom Wandern und Schaffen des Lebens. Oft wenn ich an den Ufern des Sequlego stand, wenn ich sah, wie seine schäumenden Wogen an das Ufer schlugen, und den Käfer, der auf einem Stein sich sonnte, hinein rissen in ihre brandenden Wogen, ihn zerwirbelten und zerstäubten, da habe ich ihn beneidet um solch einen schönen Tod, welcher nichts ist, als eine Auflösung in die Natur, in das Nichts des All, eine zwanglose körperlose Freiheit. So möchte ich sterben, aber nicht, wie der Fuchs, den man in einer Schlinge gefangen hat, und sie zuschnürt, bis ihm die Zunge lang aus dem Halse hängt, und die Augen aus dem Kopf treten. Mich hat's stets angewidert, wenn ich das sah, und es ist eine Sünde, so einen Menschen zu tödten, denn es ist eine Entheiligung des Todes und der Natur.

Lublomla wimmerte: und so wollen sie Dich tödten! Dich, meinen Helden, meinen Gott!

Trajine zog sie fester an sein Herz, und sagte leiser: Lublomla, mein Weib, meine Geliebte, sie sollen es nicht!

Sie schaute mit freudeblitzenden Augen zu ihm auf. Du weißt also einen Rettungsweg, stammelte sie athemlos.

Keinen für das Leben, aber wohl einen für den Tod! erwiederte er ernst. Siehe, es ist ihnen gelungen, mich zu überwinden. Den Knechten ist es gelungen, den freien Mann zu bewältigen. Wir müssen uns drein ergeben, als in das Unabänderliche. Aber diesen Triumph mich nach ihrem Willen zu tödten, mich zu würgen, wie man ein Lamm schlachtet, und mordet, nein Lublomla, bei meinem Leben, den sollen sie nicht haben!

Es ist unmöglich, Du kannst nicht sterben, ich kann Dich nicht lassen, jammerte Lublomla.

Es muß, es muß sein, Lublomla! O gönne mir diese Freiheit! Ha, wenn ich todt bin, da bin ich wieder frei. Da fesselt mich nichts, keine Schlößer, keine Ketten. Da schweif ich schrankenlos durch Berg und Thal, ein Gedanke bringt mich vom Felsen hinab in das Thal, und schwingt mich vom Thal hinauf in die Höhe, in die Wolken, und den Himmel hinein! Ach, das Sterben ist so schön! Das habe ich von der Raupe gelernt, die ohne Bewegung als Leichenpuppe da lag. Die war auch gestorben, aber ihre Seele flatterte von dannen als schöner, schöner Schmetterling. Ha, so wird auch mein Sterben sein, Lublomla, Flügel werden mir wachsen, große mächtige Schwingen, die werden mich tragen, wohin ich will, mich tragen in den Lüften von Felsen zu Felsen in himmlischer Freiheit. O Lublomla gönne mir die Seligkeit zu fliegen, wohin ich will!

Seine begeisterten Mienen, sein leuchtender Blick rissen auch Lublomla hin, daß sie ganz das Sterben vergaß, und das Scheiden, und nur sehnsuchtsvoll sagte: o laß mich mit Dir fliegen!

Du darfst nicht, Du Arme, sagte er, Du mußt noch hier bleiben, an Deinen Körper gefesselt, mußt sorgen für unsern Buben, mußt ihn zu einem Mann erziehen.

Der Dir gleicht! rief Lublomla, wieder in Thränen ausbrechend.

Erzähl' ihm oft von mir, sagte Trajine weich. Aber Lublomla, hast Du den Muth ihm zu sagen, die Unterdrücker der Freiheit, und der natürlichen Menschenwürde haben ihn getödtet. Sie haben ihn aufgehangen, wie einen tollen Hund? Lublomla, wird Dein Sohn nicht fragen, warum sein Vater das duldete, und wirst Du nicht vor mir erröthen

müssen? — Sein Weib hatte keine Kraft zur Antwort, und klammerte sich in Thränen zerfließend, an sein Herz. Trajine fuhr fort: o Lublomla, wenn Du mich liebst, erspare mir diese Schmach! Laß mir die Freude, daß mein Andenken rein und ungetrübt in Deiner Seele lebt, daß Du mein Bild in natürlicher Klarheit, unentstellt von solchem schmachvollen Tode unserm Sohne erhältst. Lublomla willst Du das? Willst Du mir dazu behülflich sein?

Wie kann ich das? schluchzte sie.

Höre mich an, sagte Trajine. Gehe jetzt hinaus, und sage, ich habe Dich gebeten, mir meinen Sohn zum letzten Gruß zu bringen. Dann trag ihn her, und auf dem Arm, wo Du ihn hältst, verbirgst Du meinen Dolch.

Lublomla fuhr zurück. Trajine, ich sollte Dir die Mordwaffe selber bringen, ich Dir die Mittel geben, Dich zu tödten?

Willst Du mich hängen sehn? fragte er streng.

Lublomla ächzte laut, und Trajine flüsterte in ihr Ohr: Lublomla, bei der ersten Stunde unsrer Liebe, bei dem Andenken an jene Stunde, in der Du mir Deinen Sohn gebarst, und ich weinend vor Freude neben Dir kniete, Lublomla, bei diesem Allen beschwöre ich Dich, bringe mir die Waffe.

Ich kann nicht, kann nicht! schrie Lublomla.

So warst Du meiner Liebe nicht werth, sagte er ernst und zürnend, und meine Todesstunde trennt uns für immer.

Sie stürzte zu seinen Füßen nieder, und umklammerte seine Knie. O Trajine, zürne mir nicht! Habe Mitleid mit mir!

Und willst Du thun, wie ich Dich bat?

Lublomla flog empor, und schaute ihn an, lange und fest. Es war, als wolle sie mit diesem Blick sein ganzes Wesen in ihre Seele graben, damit es für alle Ewigkeit darin ruhe. Ihre Züge wurden ernster und ruhiger, ihr Auge leuchtete, und begegnete mit klarem Anschauen dem seinen. Nun sahen sie sich lange an und schweigend verkündeten sie sich mit diesen Blicken große und ewige Dinge.

Dann nach einer langen Pause sagte Lublomla: sie sollen dies geheiligte schöne Antlitz nicht entstellen!

Du willst mir meinen Dolch geben? fragte Trajine.

Ich will! erwiederte sie ernst, und verließ das Gefängniß.

Als sie hinaus war, und Trajine allein, lehnte er einen Augenblick, wie betäubt, den Kopf an die Mauer, und leises Stöhnen drang aus seiner Brust hervor. Dann richtete er sich empor, und sagte freudig: ich werde frei!

Lublomla kehrte zurück, den Knaben auf ihrem Arm. Als der Gefangenwärter sie wieder verlassen, reichte sie dem Geliebten mit einem unaussprechlichen Blick den Dolch, den sie in dem Röckchen des Knaben verborgen. Trajine nahm ihn mit einem Freudenruf, und steckte ihn rasch in seine Brusttasche. — Nun besprach er mit seinem Weibe die Angelegenheiten des Hauses, gab ihr Anweisungen zur zweckmäßigsten Bestellung ihres Feldes, ihrer Wiesen, und Alles dies mit einer Ruhe, als gelte es nur die Abwesenheit einer Reise und nicht die ewige Trennung.

Die Hoheit und Ruhe ihres Geliebten durchglühte auch sein Weib und mit thränenlosen Augen, standhaft wie eine Heldin, gelobte sie in seiner Abwesenheit, — sie vermied es das Wort Tod zu sagen — nach seinem Willen zu handeln, gelobte in Trajine's Hand ihren Sohn zu einem freien Manne zu erziehen.

Da klopft es von außen. — Lublomla erbebt, ihr Gesicht erbleicht, und um ihre Standhaftigkeit ist es gethan. Trajine, sie kommen Dich zu holen! schreit sie weinend, und klammert sich an ihn.

Sie kommen, um mich hinaus zu führen aus diesem Düster, sagt er heiter, um mich die Sonne wieder sehen zu lassen, und meine geliebten Berge! Ach, wie mein Herz schlägt vor Freude und Sehnsucht nach Sonnenschein und Luft.

Die Pforten öffnen sich, in schwarzem Gewande tritt der Nachrichter ein, Soldaten folgen ihm. Lublomla schreit in wahnsinnigem Schmerz. Trajine neigt sich an ihr Ohr und flüstert: zeige mir, daß Du mich liebst, und entweihe diese schöne Stunde nicht durch Klagen! — Und Lublomla schweigt.

Stolz, als ginge es zu einem Triumphzug, schritt Trajine inmitten der Soldaten dahin, und ohne Thräne ihm zur Seite wandelte, den Buben auf dem Arm, sein Weib. Nie war Trajine so wohl und frei ge-

wesen, als heute in der freien schönen Luft. Die ganze Natur schien ihm einen Festtagsschmuck angelegt zu haben, und er sagte hochaufathmend freudig: bald, bald werden mir die Flügel wachsen!

Sie kamen auf die Stätte, wo der Galgen errichtet war. Nur mit einem einzigen Blick schaute Trajine ihn an, und tiefe Verachtung war in seinen Mienen. Dann blickte er mit unendlich heiterm Ausdruck zu den Bergen und Felsen empor, und seine Miene schien zu sagen: bald bin ich bei Euch!

Ein Priester war gekommen, Trajine's letzte Beichte zu hören, und forderte ihn jetzt dazu auf. Trajine erwachte bei seiner Anrede, wie aus einem tiefen Sinnen, und blickte den Priester fragend an. Als dieser sein Anerbieten wiederholte, sagte Trajine lächelnd, indem er auf die Berge deutete: ich habe denen da so eben meine Beichte gesagt, und sie haben mir Absolution ertheilt, denn ich handelte nach ihrer Lehre. Soll ich aber beichten vor menschlichem Ohr, fuhr er fort, und wandte sich zu der versammelten Menschenmenge, die aus allen Thälern herbei geströmt war, des gefürchteten Trajine Sterbestunde mit anzusehn, soll ich beichten, so sei es zu Euch, meinen Brüdern, meinen Freunden. Ja, Euch sollen meine letzten Gedanken gelten, meine letzten Wünsche. Ach, könnte ich in Eure Seelen nur diesen Einen Gedanken meines Geistes ergießen, diese Eine Sehnsucht, die mich durchglüht, dieses Denken und dieses Sehnen nach Freiheit, wahrlich dann wollte ich freudig in den Tod gehen, und Eure Freiheitsgedanken wären ein kostbarer Grabstein für mich! O meine Brüder, geht in den Wald, auf die Berge, geht in die ganze schöne Natur, und lernt von ihr, wie man Euch entehrt und erniedrigt hat. Fraget dort draußen auf Euren Knieen den Geist, der dies Alles geschaffen, ob er auch die Gesetze geschaffen, mit denen man uns plagt, ob er geboten, daß Einer herrschen und die Andern dienen, daß Einer reich und der Andre arm sein soll, ob der Eine Alles besitzen, der Andre Alles entbehren soll, ob er die Grenze gezogen zwischen Frankreich und Spanien und geboten, daß Ihr sie nicht überschreiten, und in das Eine Land die Producte des Andern tragen sollt. Und wenn dann eine Stimme zu Euch spricht und Euch sagt, daß es also ist, daß diese Gesetze von Gott gegeben, diese Obrigkeiten wirklich von Gott eingesetzt

sind, dann kommt zu meinem Grabe und nennt mich einen Verräther! Wenn es aber nicht so ist, ha, dann laßt Euch begeistern durch die Kraft der Natur, lernt von ihr Freiheit und Muth, lernt von ihr die Gesetze der Gleichheit und Allgemeinheit, lernt von dem freien Thier, ein freier Mensch zu sein!

Die Zeit ist um, ruft der Nachrichter, Trajine mache Dich bereit!

Lublomla umklammert weinend ihres Geliebten Knie, und hält den Sohn zu ihm empor. „Trajine, segne Dein Kind!“

Trajine legt seine Hände einen Moment auf des Knaben Scheitel, dann breitet er die Arme aus nach den Felsen empor, und ruft mit einer Stimme, die das Echo in den Felsen wach ruft: Euch, Ihr Berge, Ihr meine geliebten Felsen, Euch und der ganzen Natur übergebe ich mein Kind. Erzieht es zu einem Manne! Euch übergeb' ich mich selber! Nimm mich auf, Natur!

Der Dolch blitzt in seiner Hand, und ehe noch Einer es zu hindern vermag, hat er ihn tief in sein eignes Herz gesenkt. Einer gefällten, königlichen Eiche gleich, so sinkt er zur Erde, seine verklärten Züge überfliegt ein Lächeln, seine Lippe murmelt: Flügel, Flügel! Freiheit! — Dann noch ein Seufzer, — und auch in den Bergen ist kein freier Mann mehr!

II.

Politische Character
aus dem achtzehnten Jahrhundert.

I.

Die Prinzessin Orsini.

Daß Frauen auf die Schicksale ganzer Länder großen Einfluß erlangen, kommt häufig genug vor; indessen geschieht dies, sofern sie nicht selbst auf dem Thron sitzen, gewöhnlich nur dann, wenn sich die Leidenschaften der Herrscher zu ihnen hinneigen, und die Frauen, die, außer den beiden erwähnten Fällen, als politische Character offenkundigen Einfluß auf die Schicksale ganzer Länder und großer Nationen ausgeübt haben, gehören zu den seltenen Ausnahmen, die eine besondere Aufmerksamkeit wohl verdienen. Eine der merkwürdigsten Frauen dieser Art ist die Prinzessin Orsini, die im Anfange des 18. Jahrhunderts die Aufmerksamkeit von ganz Europa in Anspruch nahm.

Anna Maria, aus der erlauchten Familie La Tremouille, war die Tochter Ludwigs von La Tremouille, Herzogs von Noirmoutier, dessen ausgezeichnete militairische Dienste während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. mit der Würde eines Herzogs und Pairs von Frankreich belohnt worden waren. Das Jahr ihrer Geburt, aus dem sie stets ein Geheimniß machte, ist nicht mit Bestimmtheit zu ermitteln. Doch fällt es wahrscheinlich in den Zeitraum von 1642—1644. Sie wurde in allen Künsten und Wissenschaften ihres Standes auf das sorgfältigst-

unterwiesen, kam frühzeitig an den Hof, und verheirathete sich im Jahre 1695 mit Adrian Blaise von Talleyrand, Prinzen von Chalois.

Ihr Gemahl mußte, nach einem Duelle, in welchem er seinen Gegner, einen Liebling des Königs, getödtet hatte, aus Frankreich entfliehen, und wendete sich nach Spanien. Seine junge Gattin folgte ihm dahin, erhielt die Gelegenheit sich mit der, später für sie so wichtigen, spanischen Sprache vertraut zu machen, und erwarb sich die Bekanntschaft der ausgezeichnetsten Personen in Madrid, so wie der spanischen Sitte und der Verhältnisse des Hofes.

Nach Verlauf einiger Jahre ging sie mit ihrem Gemahl nach Italien, wo beide zu Venedig ein Asyl fanden. Die Prinzessin reiste indessen für ihre Person bald nach Rom, um sich die Protection der französischen Cardinäle Bouillon und d'Estrées zu erwerben, und, durch deren Vermittelung, für sich und den Gemahl die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich auswirken zu lassen.

Ihre Reize sollen auf Beide, so wie auf den damaligen spanischen Gesandten zu Rom, den Cardinal Portocarrero, großen Eindruck gemacht haben. Deshalb blieb sie auch, als ihr Gemahl bald darauf (1670) starb, zu Rom, ohne weitere Hilfsquellen als ihren Geist und ihre Schönheit. Diese und die Empfehlungen der beiden französischen Cardinäle, verhalfen ihr, im Jahre 1675, zu einer ehelichen Verbindung mit Flavio Orsini, Herzoge von Bracciano und Grand von Spanien. Diese Verbindung erhielt den Beifall des französischen Hofes in dem Grade, daß derselbe dem Herzoge den Orden des heiligen Geistes verlieh, eine Ehre, die Fremden, wie ausgezeichnet sie auch immer sein mochten, dennoch höchst selten wiederfuhr.

Wie glänzend diese Verbindung aber auch sein mochte, glücklich war sie nicht; indessen wußte sich die Herzogin in dem Glanze des Reichthums dafür zu entschädigen; sie vereinigte in ihren Cirkeln die ausgezeichnetsten Personen Roms und machte häufige Besuche in Frankreich. Unter so günstigen Umständen entfalteten sich ihre Talente und ihr Geist immer schöner, und sie galt, zu Rom wie zu Versailles, als eine der glänzendsten Zierden der Gesellschaft.

Einer ihrer Zeitgenossen, der Herzog von St. Simon, giebt folgende Beschreibung von ihr.

„Sie war eine Brünette von etwas mehr als mittler Größe, mit höchst einnehmenden blauen Augen, und Gesichtszügen, die, ohne Ansprüche auf vollendete Schönheit zu machen, dennoch höchst interessant waren. Sie hatte eine feine Taille, ein majestätisches, würdevolles und dennoch mehr anziehendes als abstoßendes Aeußere, welches mit so vieler Anmuth und Grazie gepaart war, daß ich Niemanden gesehn habe, der ihr in Beziehung auf diese Vorzüge gleich gekommen wäre.

Sie war einschmeichelnd, gewinnend, diskret, bemüht zu gefallen, wo sie es wollte, und unwiderstehlich, wo es darauf ankam, zu überreden, oder zu vermitteln; eine angenehme Stimme, gefällige Manieren und eine unerschöpfliche, durch Erzählungen von den verschiedenen Ländern, die sie besucht hatte, und durch Anekdoten von vielen ausgezeichneten Personen, mit denen sie in Berührung gekommen war, bezaubernde Unterhaltungsgabe erhöhten den Reiz ihres Umganges. An die beste Gesellschaft gewöhnt, war sie dennoch gegen Jedermann äußerst höflich und leutselig, ganz besonders verbindlich aber gegen diejenigen, welche sie auszeichnen oder gewinnen wollte.

Schon von Natur für das Hofleben geeignet, hatte sie ihren Aufenthalt in Italien, wo sie ein fürstliches Haus machte, auch dazu benutzt, sich in die Intriguen der Kabinette einzuweihen, und sich zur Theilnahme daran vorzubereiten; auch fehlte es ihr nicht an den nöthigen Mitteln dazu.

Sie besaß eine einfache und natürliche Beredtsamkeit, war verschwiegen in Bezug auf ihre eigenen Absichten, zuverlässig in Betreff dessen, was Andere ihr anvertrauten, und zu allen Zeiten und unter allen Umständen vollkommen Herr über sich selbst. Niemals besaß eine Frau mehr Kunst, ohne den äußern Anschein derselben, niemals einen erfinderischeren Geist und eine größere Kenntniß des menschlichen Herzens, wie der Kunst es zu regieren.

Dabei war sie eitel auf ihre persönlichen Vorzüge, suchte Aufsehen und Bewunderung zu erregen, und diese Schwächen, die sie niemals verließen, wurden Anlaß, daß sie sich selbst in den vorgerückteren Perioden

ihres Lebens noch immer höchst jugendlich, und zuweilen sogar, in Bezug auf ihre Jahre, lächerlich kleidete.

Unter dem äußeren Scheine der Güte und Hingebung verbarg sie Hochmuth und Stolz. Sie ging gerade auf ihren Zweck los, ohne eben in Bezug auf die Mittel sehr bedenklich zu sein, wiewohl sie es vorzog, sie, wenn es anging, mit dem äußeren Scheine der Sanftmuth und Milde zu bekleiden.

Sie war nichts halb; eifersüchtig und gebieterisch in ihrer Zuneigung, eifrig und unveränderlich in der Freundschaft und ein hartnäckiger, unversöhnlicher Feind.

Das Leben liebte sie nicht mehr, als die Gewalt; aber ihr Ehrgeiz war von der mächtigen Art, wie ihn Frauen nur selten zu fühlen pflegen.

So war die Frau, welche, bald nach dem Anfange des 18. Jahrhunderts, eine ganze Reihe von Jahren hindurch eine ausgezeichnete Rolle spielte, deren Geiste und Festigkeit sich selbst der mächtigste Monarch Europa's, Ludwig XIV., wiederholt beugen mußte.

Die Gelegenheit dazu gab die Verheirathung des 18jährigen Königs Philipp V., des durch das Testament Karls II. zu dem spanischen Throne berufenen Enkels Ludwigs XIV., mit der 13jährigen Prinzessin Marie Louise von Savoyen.

Der junge König war unerfahren, zu Geschäften wenig geneigt, und furchtsam, dabei aber der Liebe ergeben. Zeither hatte ihn der gewandte französische Gesandte zu Madrid, Harcourt, geleitet; er war der eigentliche König von Spanien, und durch ihn Ludwig XIV. Bei Philipps Character war indessen leicht vorauszusehen, daß seine Gemahlin einen entschiedenen Einfluß auf ihn erlangen würde. Fürchtete man in Versailles auch noch nichts von ihrer Jugend an sich, so fürchtete man um desto mehr von dem Einfluß ihrer Umgebungen, und ihres Vaters, dessen Ehrsucht, dessen unruhiger und ränkevoller Character, für diesen Fall dem französischen Hofe die lebhaftesten Besorgnisse einflößte. Hierzu kam noch, daß eben um diese Zeit (1701) der französische Gesandte zu Madrid, Harcourt, so schwer erkrankt war, daß er an den Geschäften keinen Antheil mehr nehmen konnte; dadurch wurde für Frankreich die Gefahr, auf solche Weise seinen ganzen Einfluß in Spanien

zu verlieren, noch erhöht, und man war an dem Hofe zu Versailles in großer Verlegenheit über die zu Vermeidung dieser Gefahren anzuwendenden Maßregeln.

Diese Umstände benutzte die Prinzessin, die, nach dem im Jahre 1698 erfolgten Tode ihres Gemahls, und dem Uebergange seines herzoglichen Titels an einen Verwandten, den Familiennamen Orsini angenommen, und sich in Paris niedergelassen hatte, um in Spanien zu Ansehen und Einfluß zu gelangen. Sie hatte es eigentlich auf den, bei der Jugend der Königin und dem Temperamente des Königs, so wichtigen Posten der Camerara major der jungen Königin abgesehen, über deren Wahl man in Versailles eben in Verlegenheit war. Doch verbarg sie diese Absicht sorgfältig. Sie wendete sich an die ihr genau bekannte und bei Ludwig allmächtige Frau von Maintenon, und an die mit dieser verwandte Familie Noailles, und theilte beiden blos den Wunsch mit, die junge Königin nach Spanien begleiten zu dürfen.

„Meine Absicht dabei", sagte sie, „ist blos bis Madrid zu gehen, daselbst so lange zu bleiben, als der König es wünschen wird, und dann in Versailles über die Lage der Sachen Bericht zu erstatten." „Ich bin", fügte sie hinzu, „die Wittwe eines spanischen Grande, in Madrid geehrt und geliebt, und habe dort zahlreiche Freunde, unter denen der Cardinal Portocarrero, der gegenwärtige Premierminister, einer der ersten ist. Unter solchen Umständen glaube ich nicht ohne Einfluß in Madrid zu sein, und meine Dienste wohl anbieten zu können, ohne den Vorwurf der Eitelkeit befürchten zu müssen."

Sie bat, diese Wünsche dem Könige vorzulegen und zu unterstützen. So geschah es auch, und Ludwig XIV., bekannt mit den Fähigkeiten der Prinzessin, für deren Anhänglichkeit an Frankreich sich Frau von Maintenon verbürgte, baute darauf folgenden Plan, der dazu führen sollte, den französischen Einfluß in Spanien nicht nur zu erhalten, sondern sogar zu verstärken.

Das piemontesische Gefolge der jungen Königin sollte, mit ihrer Ankunft auf der spanischen Grenze, ohne Ausnahme entlassen, und durch spanische Damen ersetzt werden, an deren Spitze die Prinzessin Orsini als Camerara major treten sollte. Statt des Grafen Harcourt

sollte der Graf Marsin als Ludwigs XIV. Gesandter nach Madrid gehen; er und die Prinzessin sollten die Spanier mehr und mehr an französische Art und Sitte gewöhnen, und man glaubte, daß die Königin den König, die Prinzessin Orsini die Königin, und der Graf Marsin die Prinzessin Orsini würden leiten und beherrschen können. Demnach wurden alle dazu erforderlich scheinenden Maßregeln eingeleitet.

Die Prinzessin Orsini trat ihren Dienst, als Camerara major der jungen Königin, zu Genua an, und begleitete sie durch Frankreich. An der Grenze von Spanien wurden, zum großen Schmerze der letzteren, und für sie ganz unerwartet, alle Dienerinnen, und ihr ganzes piemontesisches Gefolge, entlassen, um jede Verbindung mit ihrem Vater, dem Herzog Victor Amadeus von Savoyen, abzuschneiden. Darauf wurde Spaniens Grenze überschritten, die Vermählung am 3. October 1701 zu Figueras, bis wohin der junge König seiner Gemahlin entgegengekommen war, wirklich vollzogen, und sodann nach einigem Aufenthalte zu Barcellona die Rückreise nach Madrid, welches der Schauplatz der künftigen Thaten der Prinzessin Orsini sein sollte, angetreten.

Um die Königin zu gewinnen, hatte die Prinzessin, außer ihren eigenen Talenten, alle Verhältnisse für sich. Die junge Königin stand, nach der Entlassung ihres Gefolges, rathlos und allein in dem fremden Lande, und die Prinzessin Orsini war die einzige Person, die ihr rathend und helfend zur Seite stehen konnte; die junge Königin war an ein freieres und heiteres Leben gewöhnt, und an ungezwungenen Umgang, während die strenge und finstere spanische Etiquette jede, selbst die unschuldigste, Freude, ja fast jeden Umgang mit anderen Menschen von ihr fern hielt. Die Prinzessin Orsini war ihr einziger und täglicher Umgang. Sie bemühte sich, ihr das Leben zu erheitern, und wendete Alles an, um die strengen Schranken der alten spanischen Etiquette, welche die Königin von Spanien auf das strengste von ihren Unterthanen schied, zu mildern, und ihrer jungen Gebieterin die so sehr vermißten Genüsse des Umganges zu verschaffen. Sie war dem jungen Königspaare Alles in Allem, wobei sie freilich manchmal in sonderbare oft komische Verhältnisse gerieth.

Sie selbst theilt darüber kurz nach ihrem Antritte der Herzogin von Noailles folgende Einzelnheiten mit.

„Guter Gott", schreibt sie ihr, „in welch ein Amt haben Sie mich gebracht! Ich habe nicht einen Augenblick Ruhe, und nicht einmal Zeit mit meinem Secretair zu reden. Es ist gar nicht daran zu denken, daß ich nach Tische ausruhen, oder auch nur essen kann, wenn mich hungert. Ich bin sehr glücklich, wenn ich in Eil mein geringes Mahl verzehren kann, und es trifft sich selten, daß ich nicht, selbst während der wenigen Augenblicke, die ich bei Tische sitze, abgerufen werde. In der That — Frau von Maintenon würde lachen, wenn sie die Einzelnheiten meines Dienstes kennte."

Sie erzählt sodann mit vieler Laune, daß sie die einzige Person sei, die vermöge der Etiquette in das königliche Schlafgemach gehen dürfe, daß sie dem Könige des Abends den Schlafrock abnehme, des Morgens die Bettvorhänge öffne, und ihm Schlafrock und Pantoffeln überreichen müsse, und berichtet, wie jeden Abend, wenn der König das Schlafgemach der Königin betrete, der Graf von Beneverde, der ihn bis an die Thür zu begleiten habe, ihr an derselben mit vieler Grandezza, das Schwert des Königs, die Lampe, die sie sich gewöhnlich halb über die Kleider gieße, und — das Nachtgeschirr in die Hand gebe, und die Thür hinter ihr und dem Könige zumache. „Letztlich", schreibt sie, „löschte mir die Lampe aus, und es war so finster, daß man die Fenster nicht sehen konnte. Ich hätte mir beinahe die Nase an der Mauer zerstoßen, und ich und der König, wir rannten wohl eine Viertelstunde lang eines wider das andere an, ehe wir uns zurecht finden konnten."

In Bezug auf die Königin bemerkt sie, daß es ihr noch nicht gelungen sei, das Zutrauen zu gewinnen, welches sie in ihr piemontesisches Gefolge gesetzt hatte. „Ich wundere mich darüber", fügt sie hinzu, „denn ich diene ihr gewiß besser, als jene, und bin überzeugt, daß sie die Königin weder so behend auszogen, noch ihr die Füße so geschickt wuschen, als ich es thue."

Doch gewann sie überall sichtbar an Einfluß, bei dem Könige und bei den Spaniern, und es gelang ihr sogar, einen Streit, welcher sich

in der Kirche während des Gottesdienstes zwischen dem Major Domo, Grafen von Prieyo, der den Kirchenstuhl des Königs demselben näher rücken, und dem Herzoge von Ostuna, der, obschon er nach ihrem Ausdrucke „nicht größer war als eine Ratte", ihm denselben entreißen wollte, weil er glaubte, dieser Dienst gehöre ihm, entsponnen hatte, und in welchem letzterer, zusammt dem Stuhle, fast dem knieenden königlichen Paare auf den Hals gefallen wäre, ohne weitere üble Folgen durch ihre Vermittelung beizulegen.

Sie bemühte sich ebenso, fortwährend die strenge Etiquette, welche besonders der jungen lebhaften Königin sehr lästig fiel, mehr und mehr zu mildern, indem sie die Schranken, mit welchen die spanische Förmlichkeit und Eifersucht seit den ältesten Zeiten die Königinnen umgeben hatte, allmählich untergrub. Unaufhörlich sagte sie dem Adel vor, daß er sich selbst der Ehre der Bekanntschaft mit der Königin, durch irrthümliche Ansichten über die ihr schuldige Ehrfurcht, beraube.

Wirklich brachte sie es bald so weit, daß die Königin nach französischer Sitte ein Lever hielt, bei welchem nicht nur der König, sondern auch der Adel, erschien. Sie führte ferner den Tanz bei den Hoffesten ein, bei welchem der König mit der Königin, und dann auch mit anderen Damen tanzte. Dadurch brachte sie den spanischen Adel mit dem Königspaare, und den französischen Agenten, in fortwährende nähere Berührung, und bemühte sich, eine immer innigere Verschmelzung der beiden Nationen herbeizuführen.

Zu diesem Ende war sie auch unaufhörlich bedacht, durch Einführung französischer Moden und französischen Geschmackes in der Literatur, auf den gleichen Zweck hinzuwirken; wobei sie sich vorzüglich der Aufführung französischer Meisterwerke durch französische Schauspieler bediente, und die spanischen Schauspiele mehr und mehr zu verdrängen suchte.

Alle diese verschiedenen Bemühungen verschafften ihr, außer der Gunst des Königs, auch die Zuneigung der Königin, und das königliche Paar kam immer mehr in ihre Hände, so daß der französische Gesandte Marsin sehr bald nach Versailles berichten konnte: die Königin gewinnt immer mehr Gewalt über ihren Gemahl; wir müssen also sorg-

fältig darauf sehen, daß sie ihn in unserem Interesse beherrscht. Dazu ist die Vermittelung der Prinzessin (Orsini) schlechterdings nothwendig; sie macht täglich größere Fortschritte, und wir haben kein anderes Mittel, auf ihre königliche Gebieterin, die bereits zu zeigen beginnt, daß sie nicht als Kind behandelt sein will, Einfluß auszuüben."

So waren also die Absichten des Hofes von Versailles in so weit erreicht, daß die Königin den König und die Prinzessin Orsini die Königin beherrschte. Es blieb sonach nur noch die Aufgabe zu lösen, die Prinzessin Orsini nach den Absichten des Hofes von Versailles zu lenken. Mit ihrem wachsenden Einflusse bezeigte ihr daher auch der Hof von Versailles ein größeres Zutrauen. Ihrer Seits war sie dafür nichts weniger als unempfindlich. Doch zeigte sich bei ihr sehr bald das Bestreben, sich von Marsin unabhängig zu machen. Sie suchte deshalb, während einer zeitweiligen Abwesenheit des Letzteren von Madrid, die Verbindungen zwischen ihr und dem Cabinet von Versailles, welche zeither durch seine Vermittelung gegangen waren, auf directem Wege zu eröffnen und versprach überall ihre guten Dienste.

Während einer Reise des Königs in seine italienischen Staaten trat die Königin an die Spitze einer, aus dem Cardinal Portocarrero, dem Präsidenten des Raths von Castilien Don Manuel Arias, dem Marquis von Villafranca, dem Herzoge von Montalto, dem Herzoge von Medina-Celi und dem Grafen Monterey gebildete Regentschaft. Sie widmete sich dabei, trotz ihres lebhaften Geistes ganz den Geschäften und verbrachte täglich mehrere Stunden in den Sitzungen der Regentschaft, obwohl sie selbst an eine Vertraute schrieb: „Diese Beschäftigung ist zwar höchst ehrenvoll, aber nichts weniger als unterhaltend für ein so junges Geschöpf wie ich bin; ich höre dabei von nichts als von drückendem Mangel und der Unmöglichkeit ihm abzuhelfen."

Der eigentliche Lenker der Geschäfte war indessen Portocarrero. Doch suchte die Prinzessin, die die Königin in allen ihren Schritten leitete, mehr und mehr Terrain zu gewinnen und größeren Einfluß auf die Geschäfte zu erlangen. Dieser Umstand, und die gewaltsamen Reformen Orri's, den Ludwig XIV. zu Leitung des Finanzwesens nach Spanien gesendet hatte, erregten starken Mißmuth in Spanien, welcher

sich immer mehr und mehr verbreitete, und bald darauf, als englische und holländische Truppen in Spanien einfielen, Gibraltar nahmen, und zu Vigo die Silberflotte theils eroberten, theils verbrannten, in helle Flammen ausbrach; das unpolitische Benehmen Marsins diente dazu die Flamme der Zwietracht noch mehr anzufachen. Viele Große, unter ihnen vorzüglich auch der Herzog von Medina del Rio Seco, Admiral von Castilien, gingen zu dem Feinde über, und verstärkten die Parthei des Erzherzogs Carl von Oesterreich, der als Gegenkönig in Spanien auftrat. Gestützt auf die Prinzessin Orsini entwickelte die junge Königin die größte Energie; sie selbst wollte in die bedrohten Provinzen eilen und sich an die Spitze der Armee stellen.

Die Prinzessin war um diese Zeit mächtiger als je und dirigirte in Marsins Abwesenheit allein die Geschäfte, die freilich um diese Zeit immer verwickelter wurden; auch stieß sie von vielen Seiten auf Widerstand. Die einflußreichsten Männer der Regentschaft waren der Cardinal Portocarrero und der Präsident des Raths von Castilien, Arias. Beide waren von ganz entgegengesetztem Charakter.

Der Cardinal Portocarrero war die Hauptveranlassung zu dem Testamente Carls II. gewesen, durch welches der Enkel Ludwigs XIV., Philipp von Anjou, zur Thronfolge in Spanien berufen worden war. Stolz auf dieses Verdienst um das Haus von Bourbon, glaubte er auch ein Recht auf Macht zu haben, und keine Belohnung schien ihm für sein Verdienst zu groß. Geschickt zu Intriguen und erfahren in allen Künsten kleinlicher List, war er nachlässig in der Geschäftsführung und unerfahren in den großen Pflichten des Regierens. Er war anmaßend und hartnäckig, streng und hochmüthig, sobald sein persönliches Interesse nicht in Frage kam, geschmeidig und kriechend aber, wenn er für sich hoffte oder fürchtete. Eifersüchtig auf sein Uebergewicht suchte er den König stets in das Innere seines Pallastes einzuschließen, erfüllte ihn mit Mißtrauen gegen den Adel, den er ihm als Feind des königlichen Ansehens darzustellen suchte, und flößte dem Könige fortwährende Furcht ein, gleich Carln II. nur wie ein vornehmer Sclave behandelt zu werden.

Zu der nämlichen Zeit wendete er bei dem Adel den gleichen Kunstgriff an; er erweiterte die Entfernung zwischen ihm und dem Hofe da-

durch, daß er dem Adel eine ähnliche Eifersucht gegen die Person und die Gewalt des Königs einflößte. Seine Schmeichelei gegen den Hof von Versailles überstieg alle Grenzen, so lange die Spanier und Franzosen einig waren; er unterstützte jede dem Hofe von Versailles angenehme Maßregel, wie sehr sie auch den Interessen oder den Vorurtheilen der Spanier zuwider sein mochte. Aber mit der nämlichen Selbstsucht änderte er auch sein Betragen, sobald bei den Spaniern die nationelle Antipathie gegen Fremde wieder aufzuleben begann. Dies geschah zu dem gegenwärtigen Zeitpunkte. Mit ihm begannen auch seine Klagen, daß er von Versailles aus regiert werde, und seine Bemühungen den Haß, den er durch seine eigene Strenge und Servilität erregt hatte, auf Frankreich, und seine Agenten, abzuleiten.

Don Manuel Arias, Präsident des Rathes von Castilien, besaß mehr Kenntniß und Fähigkeit zu Geschäften als Portocarrero, aber er war eben so hartnäckig und schroff wie dieser. Ursprünglich dem Maltheserorden angehörig, hatte er, aus Gewinnsucht oder Ehrgeiz, noch in seinem 50sten Jahre das Priesterkleid genommen, und war kürzlich zum Erzbischof von Sevilla ernannt worden. Er aber strebte noch höher und erblickte vor sich die Zeit, wo er den römischen Purpur mit dem Primat von Spanien und der hohen Stellung eines Groß-Inquisitors vereinigen würde.

Hart und unterdrückerisch gegen Niedrigere, übertraf er Portocarrero noch an Dienstbeflissenheit gegen alle, von denen er eine Beförderung hoffte.

Beide Männer waren einander gewöhnlich entgegen; nur da wo es galt ein gemeinschaftliches Interesse zu verfolgen, oder einen gemeinschaftlichen Feind zu unterdrücken, waren sie einig. Als solchen betrachteten sie in der eben angegebenen Periode die Prinzessin Orsini.

Diese dagegen, gestützt auf das Ansehen der ihrem Willen völlig unterworfenen Königin, verband sich mit dem einstweiligen Obersthofmeister des Königlichen Haushalts, Graf Montellano, der, bei öfteren Zusammenkünften, durch geschmeidige und einnehmende Manieren, die Folgen seiner beschränkten Umstände, ihr Vertrauen und ihre Achtung gewonnen hatte, und dirigirte ganz allein die Geschäfte.

Zugleich traf auch das Cabinet von Versailles Maßregeln, um seinen wankenden Einfluß in Spanien wieder zu befestigen.

Der Cardinal d'Estrées wurde mit den ausgedehntesten Vollmachten und den speciellsten Instructionen versehen, und zu dem Gesandten am spanischen Hofe bestimmt. Doch traf man, um den spanischen Nationalstolz nicht zu beleidigen, das Auskunftsmittel, daß er an Philipp V., der wegen der Spanien selbst bedrohenden Kriegsgefahr, Italien zu verlassen und nach Madrid zurückzukehren sich beeilte, nach Mailand geschickt und die Sache so eingeleitet wurde, daß dieser sich den Cardinal als Gesandten, anstatt des gehaßten Marsin, ausbitten sollte. Auf diese Weise hoffte man dem spanischen Nationalstolze zu schmeicheln, und glaubte dadurch nur um so eher in Spanien nach wie vor herrschen, die Prinzessin Orsini leiten, und das Königspaar zu Abtretung der spanischen Niederlande an Frankreich, als Ersatz für die Kosten des Krieges, welchen Frankreich wegen der spanischen Succession zeither allein geführt hatte, bestimmen zu können.

Die Sachen schienen sich ganz gut dazu anzulassen, und die Prinzessin schrieb kurz vor dem Eintreffen des Königs in Madrid an den Minister Torci: „Meine Gunst bei der Königin wächst täglich und ich weiß kaum, welche der Majestäten mich mit größerem Zutrauen beehrt. Alles scheint wieder ruhig, und ich hoffe, daß der Cardinal d'Estrées durch seine Talente das Werk der Versöhnung mit dem Adel vollenden und die von mir zu Beseitigung ihrer Eifersucht angewendeten Gründe mit noch besserem Erfolge gebrauchen wird. So wird also, Gott sei Dank! meine Administration, wenn ich dieses Wort gebrauchen darf, bald zur Ehre der Königin vollendet sein. Für die Zukunft gedenke ich mich, bis Sie mich wieder dazu auffordern, weniger mit Geschäften abzugeben, die mich nichts angehen."

Bald darauf langte der Cardinal d'Estrées in Madrid an. Dieser Kirchenfürst war von erlauchter Abkunft und ausgezeichneter Gelehrsamkeit, Geistesgröße, Rechtschaffenheit und Freigebigkeit. Er besaß große diplomatische Kenntnisse, hatte seine politischen Talente auf der hohen Schule der Intrigue zu Rom und Venedig ausgebildet, und sein früheres Verhältniß zu der Prinzessin Orsini schien ganz geeignet, mit

dieser im Vereine, zu Frankreichs Vortheile in Spanien wirken zu können.

Aber sowohl sein Rang, als seine ausgezeichneten Eigenschaften, paßten wenig für einen Gesandten in Spanien unter den damaligen Umständen. Seine kirchliche Würde machte es unmöglich, Streitigkeiten mit Portocarrero und Arias wegen des Vortritts zu vermeiden, während so das stolze Bewußtsein seines überlegenen Verdienstes ihn nur allzuoft verleitete, mit Verachtung auf seine Genossen herabzusehen, und seine vielfachen Kenntnisse ihm Gelegenheit gaben, sein Uebergewicht mit Ostentation geltend zu machen. Dazu betrachtete er sich als den alleinigen Repräsentanten des Königs von Frankreich, der nicht da sei, um Rath zu geben, oder zu empfangen, sondern die Räthe der spanischen Krone nach eigenem Willen leiten solle. Zum Ueberflusse war er noch von dem Abbé d'Estrées, seinem Neffen, begleitet, der mit großem Stolze und vieler Ostentation noch die Anmaßung und den unüberlegten Ehrgeiz der Jugend vereinigte und sich im Geiste schon an der Stelle seines Oncles sah.

An beide schlossen sich zwei andere Franzosen im Dienste des Königs Philipp, Louville und d'Aubenton, an. Der erstere war einer der obersten Beamteten des königlichen Haushalts, und der Vertraute des Königs. Er war witzig, satirisch, stolz auf die Gunst des Königs, und spottete und lachte, mit der Eitelkeit und dem Leichtsinne aller seiner Landsleute, über jedes fremde Volk. Er nährte einen persönlichen Widerwillen gegen die Prinzessin Orsini und trug, als der beständige Agent des Cabinets von Versailles, durch seine kaustischen Vorstellungen mehr als irgend jemand anders an dem Hofe König Philipps dazu bei, den König von Frankreich über den Stand der Verhältnisse irre zu leiten, die Streitigkeiten zwischen seinen Landsleuten und den Spaniern zu unterhalten und den zwischen den Spaniern und Franzosen entstandenen Widerwillen noch zu erhöhen.

D'Aubenton, ein Jesuit, und des Königs Beichtiger, war nicht minder neidisch auf die Gunst, deren die Prinzessin Orsini genoß, und bemühte sich beständig, ihr Benehmen, in der Hoffnung durch ihren

Fall seinerseits einen Antheil an der Gewalt zu bekommen, in einem falschen Lichte darzustellen und zu verdächtigen.

Indem der Cardinal d'Estrées sich mit beiden verband, stellte er sich der Prinzessin Orsini gegenüber, wie ihn seine übrigen Verhältnisse und Eigenschaften nothwendig in unangenehme Berührungen mit Portocarrero und Arias bringen mußten. Unter solchen Umständen gerieth in kürzester Frist Alles gegen einander in Kämpfe.

Die Prinzessin entdeckte sehr bald die Pläne und Verbindungen des Cardinals d'Estrées und nahm ihre Maßregeln. Trotz aller Mäßigung, die sie nur eben vor der Ankunft des Cardinals gepredigt hatte, schien der Besitz der eben gehabten Macht ihren Ehrgeiz zu verstärken, und sie war wenig geneigt, ihren Einfluß blos zur Ehre und zu dem Vortheile anderer Personen zu verwenden. „Ich begreife", schrieb sie unterm 14. October 1703 in einem vertraulichen Briefe an die Herzogin von Noailles, „daß die Fortdauer meines Aufenthaltes in diesem Lande schlechterdings nothwendig ist. Sollte die Königin, und vielleicht möchte ich sagen, der König, in andere Hände fallen, so würden daraus sehr große Verlegenheiten entstehen. Meine Treue, mein Eifer, meine beständige Sorge für ihren Dienst, für ihre Sicherheit und für ihren Ruhm, möchte sich bei keiner andern Frau wiederfinden; und ich bekenne frei, daß, da ich die Zufriedenheit des Königs von Frankreich mit mir kenne, ich entschlossen bin, trotz meiner übeln Gesundheitsumstände, unter den gegenwärtigen Verhältnissen meine Dimission nicht zu geben. In der That glaube ich auch, daß die Königin, die mich ihres ganzen Vertrauens würdigt, es als ein großes Unglück ansehen würde, wenn ich sie verlassen wollte."

Ueber den französischen Gesandten spricht sie in Ausdrücken, die ihre Gesinnungen hinlänglich andeuten. „Es ist", schreibt sie in demselben Briefe, „mein ernstlicher Wunsch, daß Se. Eminenz all die Anerkennung erhalten möge, die er verdient und erwartet, damit wir die veralteten Uebel dieses Reiches heilen können; aber ich möchte, um frei zu sprechen, seine Erfolge nicht verbürgen. Ich fürchte, der spanische Nationalstolz wird es als ein Zeichen der Verachtung ansehen, daß Frankreich Jemand herschickt, nicht um zu rathen, sondern um zu herr-

schen, und besorge, daß diese Maßregel die Abneigung der Spanier vermehrt. Was mich betrifft, so muß ich oft Widerstand leisten. Ich betrachte es als ein Wunder, daß ich nicht verabscheut werde, und schreibe es blos der Ueberzeugung der Spanier zu, daß ich ihre Nation aufrichtig liebe." Es blieb indessen nicht bei Worten allein; bald folgten die Thaten nach.

Der Cardinal d'Estrées beleidigte Portocarrero, indem er verlangte, daß die Berathungen über Staatsaffairen, die zeither in des Letzteren Hause stattgefunden hatten, künftig in dem Geheimenrathszimmer gehalten werden sollten. Von Arias verlangte er die erste Visite, und beklagte sich bitterlich, daß Philipp diese Prätension nicht unterstützte. Dagegen weigerte sich Portocarrero, den Berathungen des Cabinets in Gegenwart des Gesandten beizuwohnen, und dieser wollte nichts mit Arias zu thun haben. Auf diese Art wäre aller Geschäftsgang unterbrochen worden. Daher schlug die Prinzessin dem Könige vor, und dieser genehmigte es, daß die Geschäfte nur zwischen ihm, und dem Secretair des Staatsrathes verhandelt würden, wie dies früher der Fall gewesen sei, und daß der französische Gesandte von dem Gange derselben vorläufig in Kenntniß gesetzt werden sollte. Doch war der Letztere keinesweges damit zufrieden, und beklagte sich, als ihm die Prinzessin auch den Zutritt zu dem Könige und der Königin verweigerte, in Versailles so bitter über dieselbe und über das königliche Paar, daß ihr Ludwig XIV., ohne ihre Vertheidigung zu erwarten, sein ganzes Vertrauen entzog, und dem Könige und der Königin von Spanien die bittersten Vorwürfe über ihr Benehmen gegen seinen Gesandten machte. Die Prinzessin fand indessen in dem königlichen Paare, besonders in der Königin, die lebhaftesten Vertheidiger und der Cardinal von nun an die entschiedensten Gegner.

Die Prinzessin sendete zu Rechtfertigung der von ihr dem Könige empfohlenen Maaßregeln ein Memorial an Ludwig XIV. ein, und bat darin um ihre Entlassung, als das einzige Mittel, dem französischen Gesandten Raum für seine Wirksamkeit zu geben. Ludwig nahm die Entlassung an, und beschuldigte sie dabei noch, seine Angelegenheiten

durch Mangel an Uebereinstimmung mit seinem Gesandten gänzlich verdorben zu haben.

Der Cardinal d'Estrées, der sich der Prinzessin entledigt zu haben glaubte, klagte auch den Finanzminister Orri an, behandelte den König und die Königin als Kinder, und besetzte eine Menge von wichtigen Aemtern, ohne sie im geringsten zu fragen oder selbst den Widerspruch des Königs zu beachten.

Dies erbitterte den König und die durch den Verlust der Prinzessin Orsini ohnedies auf das höchste gereizte Königin, während die offene Willkühr, mit welcher der Cardinal in Spanien verfuhr, den ganzen Haß des Adels zu heimlichem aber entschlossenem Widerstande gegen seine Anstrengungen und Unternehmungen aufreizte. Die Verwirrung wurde immer größer, und Ludwig selbst sah ein, daß die Abreise der Prinzessin das Uebel noch ärger machen und die Schwierigkeit, den König Philipp zu beherrschen, noch erhöhen werde. Er wünschte also, daß sie bleiben möchte, konnte sich aber dagegen, was allerdings dann unerläßlich wurde, nur sehr schwer entschließen, seinem Gesandten Unrecht zu geben und ihn in einem so bedenklichen Zeitpuncte zurückzurufen.

Unter diesen Umständen gab Ludwig XIV. den wiederholten Bitten des Königs und der Königin von Spanien nach, und gestattete, daß die Prinzessin Orsini in ihrem Amte bleiben möge, nur solle darauf gesehen werden, daß sie immer in Uebereinstimmung mit seinem Gesandten handle, es möge dies nun der Cardinal d'Estrées oder ein anderer sein.

Damit war aber die Prinzessin Orsini nicht zufrieden; sie zeigte, daß d'Estrées mit Louville auf einem ganz falschen Wege sich befanden, daß sie falsche Ansichten über die Spanier, die niemals mit Gewalt zu beherrschen, sondern nur durch Milde zu gewinnen sein würden, in Versailles verbreitet, und dadurch zu falschen Maßregeln Anlaß gegeben hätten, so wie daß nur sie allein im Stande wäre, die Einigkeit zwischen beiden Kronen zu erhalten. Dabei war sie kühn genug, für die ihr angethanen Beleidigungen Genugthuung zu erheischen, und bestand darauf, daß, da sie von dem französischen Könige den Befehl, sich zu-

rückzuziehen erhalten habe, sie auch, ohne eine ausdrückliche Ordre desselben, auf ihrem Posten zu bleiben, sich nicht beruhigen werde. Dabei bemühte sie sich, die Empfindlichkeit des Königspaares gegen den französischen Gesandten zu erhöhen, und den Bruch zwischen den beiden Kronen zu erweitern, so daß sich Ludwig am Ende zur Nachgiebigkeit genöthigt sah, weil jede Hoffnung zu einer Vereinigung entschwand, wenn die Prinzessin von der Königin getrennt würde.

Er wendete sich also an die Gefühle seines Gesandten und ermahnte ihn, um des Wohls von Frankreich willen, seinem Herzen Gewalt anzuthun und die ersten Schritte zu einer Wiederversöhnung mit der Prinzessin zu machen. Zwar entschloß sich der Cardinal dazu; aber er that es auf eine Art, die sich wenig für diesen Zweck und für die Person, mit der er zu thun hatte, eignete. Dies war der stolzen Frau nicht genug; sie verlangte mehr, und erhielt endlich ein eigenhändiges Schreiben Ludwigs XIV., in welchem er ihr seine vollkommene Zufriedenheit mit ihrem Benehmen zu erkennen gab, und sie förmlich um ihren ferneren Beistand, so wie um Beibehaltung ihres zeitherigen Amtes ersuchte. Sie entsprach diesem Verlangen auch und verschaffte Ludwig XIV. sogar ein schriftliches Versprechen Philipps, die spanischen Niederlande bei dem künftigen Friedensschlusse an Frankreich abzutreten, was der auf der Untheilbarkeit der spanischen Monarchie festbeharrende König bereits wiederholt und noch zuletzt dem Cardinal d'Estrées eben erst abgeschlagen hatte.

Inmitten ihres vollständigen Triumphes über das Cabinet von Versailles wurde aber von ziemlich untergeordneten Personen ein Doppelcomplott gegen sie und den Cardinal d'Estrées angesponnen. Die Urheber derselben waren Louville, der Abbé d'Estrées und d'Aubenton, der Beichtvater des Königes, welche den Gesandten, wie die Prinzessin stürzen, und sich an ihrer Stelle der Gewalt bemächtigen wollten. Sie hatten ihre Machinationen so künstlich versteckt oder den Haß der Prinzessin gegen den Cardinal so gut benutzt, daß es ihnen gelang, die Prinzessin vollständig zu täuschen, und sie an die Spitze eines scheinbar gegen den Cardinal allein gerichteten Complotts zu stellen, welches jedoch zugleich mit gegen sie selbst gerichtet war.

Genug, sie selbst war es, welche Louville, dem es gelungen war, sich vollständig mit ihr auszusöhnen, und dem Abbé d'Estrées, nebst Briefen von ihr an Torci, und von dem König an Ludwig XIV., nach Paris schickte, um sowohl den Cardinal d'Estrées als Portocarrero zu entfernen, und ersteren durch den Abbé d'Estrées, letzteren durch Orri und Montellano zu ersetzen. Die Gesandten unterstützten dieses Gesuch und legten so eindringliche Thatsachen vor, daß Ludwig in Alles willigte. Der Cardinal d'Estrées wurde alsbald zurückgerufen, und durch den Abbé d'Estrées ersetzt, Portocarrero nahm seine Entlassung, Arias erhielt auf Philipps Veranlassung von dem Papste Befehl, in sein Erzbisthum zurückzukehren, Montellano wurde Präsident des Raths von Castilien, erhielt einen Sitz in dem Cabinetsrathe und übte unter der Leitung der Prinzessin Orsini die Verrichtungen eines ersten Ministers aus. Als sich die Prinzessin auf diese Weise der Unterstützung der Souveraine versichert, sich ein abhängiges Cabinet geschaffen und über das Cabinet von Versailles triumphirt hatte, entwarf sie den Plan zu einer Verwaltung, die ganz im Interesse Spaniens geführt, und durch welche dieses Land dem zeitherigen französischen Einflusse entzogen werden sollte. Sie schlug daher vor: alle Aemter nur mit Spaniern zu besetzen, allen Unterschied zwischen den verschiedenen Partheien aufzuheben, und wichtige Aemter nur Personen von entschiedenen Talenten und Fähigkeiten anzuvertrauen. An die Spitze der Verwaltung sollte eine blos aus Spaniern bestehende Junta treten, und dadurch die Wirksamkeit des französischen Gesandten gänzlich ausgeschlossen werden, während sie sich insgeheim vorbehielt, mit Orri's Beistande für die Finanzen, die ganzen Staatsgeschäfte zu leiten, wie wenig sie sich auch theilweise für weibliche Verwaltung eignen mochten.

Auf der anderen Seite schritt der Abbé d'Estrées, nachdem er an die Stelle seines Oncles in den Gesandtschaftsposten getreten war, zu der Ausführung des zweiten Theiles seines Planes, zu dem Versuche die Prinzessin Orsini zu stürzen. Er heuchelte zu diesem Endzwecke die größte Ergebenheit gegen dieselbe, fragte sie häufig über das, was er als Gesandter thun solle, um Rath, und ließ sie sogar gemeinschaftlich mit ihm und Orri, eine geheime Depesche unterzeichnen, in welcher ver-

schiedene Vorschläge zu Finanzreformen in Spanien entwickelt waren. Die Prinzessin ließ sich bethören, bis der heftige Tadel, den d'Estrées deshalb von Torci erfuhr, sie belehrte, daß sie eine Unklugheit begangen habe.

Sie suchte sich dadurch zu rechtfertigen, daß sie die ganze Schuld auf den Gesandten schob, der seit des Cardinals Abreise sehr gegen ihren Willen nicht aufgehört habe, sie mit Geschäften zu behelligen, um sie als eine Frau darzustellen, die sich ganz unberufener Weise in sein Departement gemischt habe, und bat um bestimmten Befehl, daß sie ihre Wirksamkeit lediglich auf den Haushalt der Königin beschränken solle.

Einmal aufmerksam gemacht, forschte sie weiter, und erfuhr sehr bald, daß der Abbé d'Estrées, während er sie in öffentlichen Depeschen mit Lobeserhebungen überhäufte, in Privatbriefen sie und ihren Character auf das Aeußerste herabsetze, und sie, im Vereine mit Louville und dem Beichtvater des Königs, zu stürzen suche. Sie ließ sich von dem Könige den Befehl zu Aufhebung eines Couriers des Gesandten geben, dessen Depeschen und Briefschaften die Duplicität des Abbé's und seine Entwürfe in das hellste Licht und Louvilles und d'Aubentons Theilnahme außer Zweifel setzten.

Der König von Spanien war höchlich darüber entrüstet und beschwerte sich bitter bei Ludwig XIV. Er beantragte die Zurückberufung des Abbé d'Estrées, schickte Louville fort, und sein Beichtvater d'Aubenton entging dem gleichen Schicksale nur dadurch, daß er alle Schuld auf den Gesandten und Louville schob, die ihn, unter dem Vorwande, es geschehe Alles auf Anordnung des Königs von Frankreich, zu diesem Complotte verleitet hätten.

Der Gesandte d'Estrées sollte zwar zurückgerufen werden, aber das Cabinet von Versailles, vorzüglich auch durch die Vorstellungen des Cardinals d'Estrées gegen die Prinzessin aufgereizt, und durch das hochfahrende und eigenmächtige Benehmen derselben, und ihre Einmischung in alle Geschäfte, beleidiget, entzog ihr das bisherige Zutrauen, und faßte den Beschluß, sie bei der ersten günstigen Gelegenheit nebst allen ihren Anhängern aus Spanien zu entfernen, wo sie vor der Hand ohne Gegengewicht regierte.

Indessen wurden im folgenden Jahre (1704) alle kleinlichen Intriguen der inneren Politik durch äußere Gefahren in den Hintergrund gedrängt. Der Erzherzog Karl von Oesterreich landete am 4. Mai 1704 mit 14000 englischen und holländischen Truppen zu Lissabon, um im Vereine mit der auf 28000 Mann geschätzten portugiesischen Armee Philipp von Anjou aus Spanien zu vertreiben, und sich der Krone zu bemächtigen. Es wurden Rüstungen nöthig und ein französisches Truppenkorps, unter dem Marschall Berwick, rückte zu Philipps Unterstützung in Spanien ein. Ludwig XIV. aber suchte diese Gelegenheit zugleich zu dem Sturze der Prinzessin zu benutzen. Er ließ ihr daher um sie sicher zu machen, auf alle Weise schmeicheln, und sein Minister schrieb ihr unter anderm: „Sie sind so einsichtsvoll und wohlgesinnt, daß Alles, was Sie thun, immer das Beste ist."

Zu gleicher Zeit wurde der König zu der, an der Grenze von Portugall sich versammelnden, Armee geschickt, um ihn dem Einflusse der für die Prinzessin enthusiastisch eingenommenen Königin zu entziehen.

Kaum war er zu Placentia angekommen, als Ludwig XIV. seinen diesfallsigen Operationsplan dem Abbé d'Estrées mittheilte. Hiernach sollten d'Estrées und Berwick dem Könige von Spanien durch List oder Drohungen die Einwilligung in die Entfernung der Prinzessin Orsini abnöthigen, ihn zu Erlassung eines Befehls an die Königin bewegen, und es sollte die Prinzessin, wo möglich ohne die Königin zu sehen, wo nicht, nur unter Gestattung eines kurzen Besuchs in Gegenwart von Zeugen, aus Madrid entfernt und nach Alcala verwiesen werden, von wo aus sie binnen 8 Tagen sich vorzubereiten habe, um Spanien gänzlich zu verlassen. Er schloß seinen eigenhändigen Brief mit folgenden merkwürdigen Worten: „Mit einem Worte, es soll und muß mir gehorcht werden; meine eigene Ehre, das Wohl meines Enkels, und das seines Thrones, sind gleich sehr bei dem guten Erfolge interessirt." Zugleich schrieb er einen eigenhändigen, in den strengsten Ausdrücken abgefaßten Brief, der dasselbe Verlangen kategorisch aussprach, und von dem Könige der Königin mitgetheilt werden sollte. Er verwies ihn darin an den Abbé d'Estrées, und befahl ihm, aus vier Personen, welche dieser ihm bezeichnen würde, unverzüglich eine neue Camerara major zu ernennen.

Auch an die Königin schrieb er in gleicher Weise, und zeigte ihr nebenbei an, daß er den Abbé d'Estrées unverzüglich zurückberufen und einen andern Gesandten an seine Stelle nach Spanien senden werde. Er hoffte ihr dadurch wenigstens einige Genugthuung zu geben.

Philipp machte keine Umstände und beklagte nur im Voraus die Folgen; auch die Königin unterwarf sich den Befehlen Ludwigs XIV. schweigend, und die Prinzessin empfing den unerwarteten Befehl, welcher sie ihrer Stelle entließ und nach Italien verbannte, mit Stärke und Ruhe. Sie reiste am andern Morgen schon von Madrid ab, ohne die Königin vorher gesehen zu haben, und ermahnte sie sogar brieflich, sich mit Ergebung dem Willen Ludwigs zu unterwerfen, und ungesäumt aus den vier Personen, welche ihr der Abbé d'Estrées nennen würde, eine neue Camerara major zu erwählen.

So sehr sie sich beeilt hatte, aus Madrid abzureisen, so wenig ernstliche Anstalten machte sie jedoch, Spanien zu verlassen. Sie blieb längere Zeit in Alcala, und hielt sich in allen Städten, welche sie auf dem Wege nach Bayonne zu passiren hatte, auf, um vielleicht eine Aenderung ihres Schicksals abzuwarten. Sie setzte sich auf der einen Seite mit der Königin von Spanien in Verbindung, um deren künftiges Benehmen zu reguliren, auf der anderen Seite beklagte sie sich gegen Ludwig über das ihr wiederfahrene Unrecht, und verlangte, in Versailles erscheinen zu dürfen, um ihr Benehmen zu rechtfertigen.

Das Cabinet von Versailles beachtete diese Gesuche nicht. An die Stelle des Abbé d'Estrées kam indessen der Herzog von Grammont als französischer Gesandter nach Spanien.

Wie alle vorherigen französischen Gesandten ging auch er mit der Idee nach Spanien, eine unbegrenzte Macht daselbst ausüben zu können. Kaum aber hatte er die Pyrenäen überschritten, als er, wie alle seine Vorgänger, durch die von allen Seiten sich häufenden Hindernisse sehr bald enttäuscht, und von der Unrichtigkeit jener Idee überzeugt wurde.

In der ersten Privataudienz, die seinem öffentlichen Empfange folgte, wurde er bereits von der Königin, wegen der Angelegenheit der Prinzessin Orsini, auf das lebhafteste bedrängt. Sie machte ihm die heftigsten Vorwürfe darüber, und erklärte alle über die Prinzessin Orsini

an Ludwig von seinen Agenten erstatteten Berichte für eben so viele Unwahrheiten. „Nein, Herzog von Grammont“, schloß sie unter Weinen und Schluchzen ihre Rede, „nein, ich täusche Sie nicht, ich werde mich nie darüber zufrieden geben.“

Als ihr Gemahl aus dem Feldzuge zurückkam, begann sie ihre Versuche, die Rückkehr der Prinzessin zu bewerkstelligen, von neuem, doch blieben sie ohne Erfolg, weil Ludwig unerbittlich war. Auf gleiche Weise wies er auch die Verwendung anderer Freunde der Prinzessin zurück, und gefiel sich darin, ihre erklärtesten Feinde mit Gunstbezeugungen zu überhäufen.

Alles dies schreckte jedoch weder die Königin, noch die durch sie handelnde Prinzessin ab. Während Ludwig XIV. die Entfernung Orri's und Lanales, zweier entschiedener Anhänger der Prinzessin, und die Anstellung ihres Feindes Rivas als Minister, verlangte, wußte sie den König zu dem hartnäckigsten Widerstande gegen alle diese Veränderungen zu bestimmen. Grammont wußte Philipps Widerwillen nicht anders als durch den Beistand der Königin zu besiegen, den sie ihm aber mit der ironischen, eine Anspielung auf französische Aeußerungen über sie enthaltenden, Frage: Was kann ein Mädchen von 15 Jahren, ohne Erfahrung und Talente, in Staatsangelegenheiten thun? entschieden versagte.

Mittlerweile intriguirte sie mit den Ministern, die immer geneigt waren, sich fremdem Einflusse zu widersetzen, und mit dem durch den französischen Einfluß zurückgesetzten Adel. Auf ihre geheime Veranlassung gab Montellano in seinem weitläufigen Departement Befehle, die den Cabinetsentscheidungen ganz zuwider waren, und das ganze Verwaltungspersonal suchte gemeinschaftlich um Wiedereinführung der alten Formen nach, und machte gegen alle Neuerungen Vorstellungen.

Zufolge aller dieser Cabalen begann ein allgemeiner Stillstand in den öffentlichen Geschäften, zu einer Zeit, wo die lebhaftesten Anstrengungen erforderlich gewesen wären, um den stets zunehmenden Kräften des Feindes zu widerstehen und die Cabalen der österreichischen Parthei zu vernichten.

Vergebens wendete Grammont alle Mühe an, Leben in den Geschäftsgang zu bringen, vergebens bat und drohte abwechselnd Ludwig XIV., vergebens gingen die öffentlichen Angelegenheiten immer schlechter; vergebens wurden die Freunde der Prinzessin ihrer Aemter entlassen und ein neues Cabinet ernannt: das königliche Paar unternahm nichts, und Grammont mußte sich am Ende überzeugen, daß er nichts vermöge, sondern daß der Einfluß der Prinzessin auf die Königin, trotz der Entfernung, noch immer allmächtig sei. Ludwig war daher genöthigt, seinen Plan zu ändern.

Er verstattete zunächst der Prinzessin Orsini den Aufenthalt zu Toulouse, wo sie inzwischen angekommen war, und ernannte ihren Bruder, den Abbé La Tremouille, zum Gesandten in Rom. Auf dieses erste Zeichen der Nachgiebigkeit besänftigte die Prinzessin die Königin, welche sich ihrerseits dem französischen Gesandten näherte, dem ihr ergebenen Grafen Montellano das gleiche befahl, und die Geschäfte wieder aufleben ließ, so daß der getäuschte Gesandte, in der Meinung seinen Zweck nunmehr vollständig erreicht zu haben, seine Depeschen mit dem Lobe der Königin und der Dienste, welche die exilirte Prinzessin geleistet habe, erfüllte.

Die Königin aber wendete sich hinter seinem Rücken an ihre Schwester, die Herzogin von Burgund und an Frau von Maintenon, deren geneigte Gesinnungen für die Prinzessin sie kannte. Von ihnen unterstützt, verlangte sie die Zurückberufung Grammonts und die Sendung des Grafen Testé an seiner statt, der ihr besser zusage; sie bestand weiter darauf, daß die Prinzessin Orsini gehört werde, indem sie dieses als einen Act der Gerechtigkeit forderte, der zu ihrer eigenen Vertheidigung gegen die ihr gemachten Vorwürfe unerläßlich sei. Ludwig, der nur die Wahl hatte, seinen Einfluß in Spanien gänzlich zu verlieren, oder nachzugeben, mußte sich zu letzterem entschließen. Zwar wurde Grammont nicht zurückberufen, doch ging Testé nach Spanien und übernahm den Oberbefehl über die Truppen, reiste aber zunächst nach Madrid, wo die Verhältnisse bald eine andere Gestalt annahmen.

Seine Berichte über das Benehmen der Prinzessin und der Königin waren von denen der anderen Gesandten sehr verschieden, und voll-

kommen günstig für beide. Die Prinzessin erhielt, in sehr gnädigen Ausdrücken, die Erlaubniß in Versailles zu erscheinen. Von diesem Augenblicke an war ihr Triumph entschieden, und in Spanien änderten sich wiederum alle Verhältnisse.

Der Graf Montellano wurde für seine geleisteten Dienste zum Herzoge und Grande der zweiten Classe erhoben; Portocarrero war schon früher entfernt worden; Rivas wurde entlassen und an seine Stelle Don Pedro del Campo, Marquis von Mejorada, zum Staatssecretair, und Don Joseph, Marquis von Grimaldo, ein persönlicher Günstling des Königs und der Königin, zum Minister des Krieges und der Finanzen ernannt.

Der Herzog von Grammont sah nun zu spät ein, daß er sich hatte täuschen lassen und nur noch nominell als Gesandter figuriren sollte. Seine Berichte wurden daher mit Schmähungen gegen die Prinzessin sowohl, als gegen die Königin und deren despotischen Einfluß auf ihren Gemahl, gefüllt, ja er versuchte es sogar, der letzteren zu trotzen, und, mittelst seines Beichtvaters, auf das Gemüth des Königs zu wirken.

Wirklich gelang es ihm, wenigstens den König dahin zu bringen, daß er in einem Briefe an Ludwig XIV. das Benehmen der Königin mißbilligte, seinen Unwillen darüber bezeigte, daß er sich zeither von ihr habe beherrschen lassen, und hinzufügte: daß er die Rückkehr der Prinzessin Orsini nur als eine Vergeltung für das erlittene Ungemach derselben wünsche.

Grammont, der dies als eine vollkommene Sinnesänderung ansah, frohlockte darüber in seinen Berichten, und stellte die Sache als eine Art von Wiedergeburt Philipps dar, der von nun an vollkommen bereit sein würde, den aus Versailles kommenden Anordnungen zu gehorchen. Ludwig kannte jedoch seinen Enkel zu gut, um diesen Verheißungen Glauben beizumessen, und es zeigte sich bald, wie richtig er gesehen hatte. Der Einfluß der Königin war groß genug, um sehr bald darauf den König zu einem Widerrufe, und zu den dringendsten Bitten um Abberufung Grammonts, der ihn nur mit der Königin entzweien wolle, um die Erlaubniß zur Rückkehr der Prinzessin und um Absetzung seines Beichtvaters, zu bewegen.

Ludwig, der bei diesem offenen Bekenntnisse der unmännlichen Schwäche des Königs sah, daß er beherrscht werden müsse, und daß es unmöglich sein werde, je auf anderem Wege als durch die Königin einen Einfluß auf den König auszuüben, schlug endlich den einzigen Weg ein, der ihm dazu übrig blieb; er suchte die Prinzessin Orsini zu versöhnen und für sich zu gewinnen. Auch hatte ihn die in den spanischen Finanzen eingerissene Unordnung von der Unentbehrlichkeit Orri's überzeugt. Er kündigte daher dem Könige von Spanien an, daß die Prinzessin und Orri zurückkehren, und Grammont und d'Aubenton, der Beichtvater des Königs, abberufen werden sollten.

Die Prinzessin wurde jedoch zunächst nach Versailles berufen, wo ihrer ein Empfang harrte, der alle ihre Erwartungen weit übertraf. Die ausgezeichnetsten Personen des Hofstaates sowohl, als der Herzog von Alva, spanischer Gesandte an dem Hofe von Versailles, gingen ihr entgegen und geleiteten sie nach Paris. Die Mitglieder der königlichen Familie beehrten sie mit ihrem Besuche, und ihre Wohnung war von Besuchern überfüllt, wie ein königliches Lever. Torci selbst, ihr heftigster Widersacher, mußte, auf ausdrücklichen Befehl des Königs, ihr seine Achtung bezeugen.

Ihr Erscheinen zu Versailles war gleichmäßig durch Ehrenbezeugungen und Auszeichnungen bemerklich. Sie wurde nicht wie eine Bittende, sondern wie eine Person empfangen, der Unrecht geschehen ist, und die geehrt wird, um die Ungnade ihrer Verleumder desto mehr zu veröffentlichen. Sie hatte häufig vertrauliche Unterredungen mit dem Könige und Frau von Maintenon, und empfing von ihm so ungewöhnliche Zeichen der Gunst und der Herablassung, daß daraus seine ängstliche Sorgfalt, alle Erinnerung an seine frühere Verfolgung aus ihrem Gedächtnisse zu verwischen, auf das deutlichste hervorleuchtete.

Zur Ehre dieser außerordentlichen Frau muß gesagt werden, daß sie alle diese Zeichen der wiederkehrenden Gunst mit eben der Geistesheiterkeit und Festigkeit empfing, mit welcher sie ihre Ungnade ertragen hatte. Doch fühlte sie sich dadurch zu sehr geschmeichelt, um den Schauplatz ihrer Triumphe sobald zu verlassen, sei es nun weil sie nur mit Widerstreben in ihre frühere schwierige Lage zurücktrat, oder weil sie

vielleicht hoffte, in Versailles die nämliche Rolle spielen zu können, wie zu Madrid. Mehrere Monate vergingen, ohne daß sie sich, weder durch die dringenden Bitten der Königin von Spanien, noch durch die Winke des französischen Cabinets, über die Nothwendigkeit ihrer Gegenwart in Spanien, zur Abreise bewegen ließ.

Der sichtbare Einfluß, welchen sie durch ihre einnehmenden Manieren über Ludwig XIV. gewann, erregte indessen sehr bald die Eifersucht der Frau von Maintenon, welche sofort darauf bedacht war, sich einer so gefährlichen Nebenbuhlerin bald möglichst zu entledigen. Alle Hindernisse ihrer Abreise wurden aus dem Wege geräumt; Orri wurde nach Spanien zurückgeschickt, sie erhielt die Erlaubniß, in Spanien die Regierung und Verwaltung nach ihrem Gefallen einzurichten, und es wurde auf ihren Rath der dermalige französische Gesandte Grammont zurückgerufen und an seine Stelle der zeitherige Präsident des Parlaments von Paris, Amelot, nach Madrid abgeordnet. Seit Harcourts Zeiten war keine angemessenere Wahl getroffen worden.

Amelot war nicht von hoher Geburt; alle Ansprüche und Rangstreitigkeiten mit dem spanischen Adel, die zeither so häufig Gelegenheit zu Unannehmlichkeiten gegeben hatten, fielen bei ihm hinweg. Uebrigens war er ein Mann von großen Fähigkeiten, und vielen Kenntnissen, der sich schon durch geschickte Verwaltung der Gesandtschaftsposten zu Venedig, in der Schweiz und in Portugall ausgezeichnet hatte. Was ihn aber für den gegenwärtigen Fall vorzüglich empfahl, war seine grenzenlose Anhänglichkeit an seine Gönnerin, die Prinzessin Orsini.

So reiste sie endlich ab, nachdem sie den vollkommensten Sieg über Ludwig XIV. davon getragen hatte.

Die Prinzessin fand Spanien in der bedrängtesten Lage. Eine Armee von Engländern, Holländern und Portugiesen drohte mit einem Einfalle in Castilien; Andalusien, Catalonien und Navarra waren unruhig, und die österreichische Partei war besonders in Catalonien sehr zahlreich. An den Küsten des Mittelmeeres streifte eine starke englische Flotte, bereit überall zu landen und Unterstützung zu bringen, wo sich die österreichische Partei erheben würde.

Nichts desto weniger wurde sie zu Madrid mit den größten Festlichkeiten, wie im tiefsten Frieden, empfangen. Der König und die Königin fuhren ihr zwei Stunden weit entgegen, umarmten sie auf das zärtlichste, und luden sie zu sich in ihren Wagen ein. Aber sie war gegenwärtig zu discret, um die strengen Regeln der spanischen Etiquette durch die Annahme einer Ehre zu verletzen, zu welcher kein Unterthan berechtigt war.

Die einstweilige Camerara major, die Herzogin von Bejar, gab sofort ihre Resignation ein, und die Prinzessin trat ihr altes Amt wieder an, der Königin selbst von Ludwig XIV. vielfach empfohlen, als eine Person, „die am besten geeignet sei, die Interessen beider Kronen zu befördern."

Indessen hatte ihre Rückkehr nicht alle gewünschten und erwarteten Wirkungen. Der spanische Adel hatte, während der Zeit ihrer Entfernung, einen bedeutenden Einfluß auf die Leitung der Geschäfte erlangt, und schien wenig geneigt, ihn aufzugeben. Er benutzte die unglücklichen Verhältnisse, um seinen ganzen früheren Einfluß wieder zu erlangen und zu behaupten. Selbst diejenigen, die in der Hoffnung völligen Gehorsams zu Ministern erhoben worden waren, hatten die Erwartung ihrer Beschützer getäuscht und entweder selbst ihre Entlassung genommen, um der Verantwortlichkeit zu entgehen, oder sie erhalten. Ihr Beispiel und ihre Klagen dienten dazu, den allgemeinen Haß gegen den französischen Einfluß zu vergrößern.

Den ersten Widerstand fand sie bei der Errichtung einer neuen und zahlreicheren Leibgarde. Die Granden beklagten sich, daß durch die Vorzüge, welche den Capitains der reitenden Gardecompagnieen ertheilt worden, ihre Privilegien verletzt wären, und zogen sich, trotz aller versöhnlichen Maßregeln, fast ganz von der Person des Königs zurück. Selbst Montellano, der der Königin Alles verdankte, schloß sich ihnen an, und mußte von seinem Posten entfernt werden. Er wurde durch den zeitherigen Corregidor von Madrid, Ranquillo, und durch den Herzog von Veragua ersetzt. Die Granden ihrerseits ließen sich dadurch nicht abschrecken, und bestanden auf einer rein spanischen Verwaltung. Anfangs wurden ihre Vorschläge abgelehnt; aber die Eroberung Bar-

cellona's, der darauf folgende Abfall ganz Cataloniens und die beginnenden Empörungen in Valencia und Arragonien nöthigten zur Nachgiebigkeit, die jedoch, unter solchen Umständen, nur für Schwäche gehalten wurde und daher keinen Erfolg hatte.

Unter diesen Umständen warf sich Philipp, auf den Rath der Prinzessin, ganz in die Arme seines Großvaters und bat auf das dringendste um seinen Beistand. „Ihnen bin ich", schrieb er, „nächst der Vorsehung, meine Krone schuldig. Sie werden, dessen bin ich gewiß, nicht zugeben, daß der Scepter, den Sie mir anvertraut haben, meinen Händen entrissen wird, noch gestatten, daß ich nach Frankreich zurückkehre, ein abgesetzter Souverain, eine unangenehme Erinnerung für meine Familie, eine Last für das Land." Dabei zeigte er seinen Entschluß an, sich an die Spitze seiner Armee zu stellen und sie nach Catalonien zu führen, um dort die österreichische Partei zu unterdrücken, ehe sie Verstärkungen erhalten könnte.

Ludwig XIV. war um diese Zeit selbst sehr bedrängt. Die Schlacht bei Höchstädt hatte ihn aus Deutschland vertrieben, in Italien hatte sich der frühere Verbündete, der Herzog von Savoyen, von ihm getrennt, und die Partei der Oesterreicher ergriffen, Frankreich selbst war (1705) mit einem Einfalle bedroht. Nichts desto weniger rührten ihn die Bitten und die Entschlossenheit seines Enkels; er machte die größten Anstrengungen zu seiner Unterstützung und versprach ein beträchtliches Truppencorps nach Catalonien abzusenden, welches sich unter den Mauern von Barcellona mit dem spanischen Heere vereinigen sollte.

Die beschlossene Abreise des Königs zu der Armee führte indessen zu Madrid neue Verwickelungen, in Bezug auf die einstweilige Verwaltung der Regierungsgeschäfte, herbei. Bei früheren Vorgängen war der König von einem Theile des Cabinets und von dem französischen Gesandten begleitet worden, während die Administration der Königin, mit dem Titel einer Regentin, anvertraut worden war. Indessen ließen eben diese früheren Vorgänge und die dabei gemachten Erfahrungen die Prinzessin, wie die Königin, diese Einrichtung nur mit einer gewissen Abneigung ansehen. Die Prinzessin schlug daher vor, daß der König allein von seinem Obersthofmeister, dem Grafen Frigiliana, begleitet

werden, und sich dabei der Rathschläge Testé's im Stillen bedienen solle, um das Nationalgefühl der Spanier nicht zu verletzen; der französische Gesandte Amelot sollte in Madrid zurückbleiben, und die Königin mußte sich, trotz alles wirklichen oder scheinbaren Sträubens, entschließen, der Regentschaft vorzustehen. So geschah es auch, und es wurden alle mögliche Mittel angewendet, um die Armee für ihr Unternehmen gehörig auszurüsten. Sie gelangte auch vor Barcellona, belagerte den Erzherzog Carl von Oesterreich in dieser Stadt zu Lande, während eine französische Flotte dem Orte von der Seeseite her die Zufuhren abschnitt. Ludwig sendete, seinem Versprechen gemäß, ein starkes Truppencorps, welches sich mit der spanischen Armee unter den Wällen von Barcellona vereinigte. Die Garnison war schwach; alles schien einen glücklichen Ausgang, die Gefangennehmung des in Barcellona befindlichen Erzherzoges Carl, und mit ihr das wahrscheinliche Ende der inneren Unruhen zu versprechen. Aber der Erzherzog rief den Aberglauben zu Hülfe. Er erschien in einer Kirche, warf sich vor dem Bilde der heiligen Jungfrau nieder, verrichtete seine Andacht, und erhob sich plötzlich wieder, mit leuchtenden Augen der Versammlung verkündend, daß ihm die heilige Jungfrau mit zwei Engeln erschienen sei und Schutz und Befreiung verkündiget habe. Alles rief Wunder, und der gesunkene Muth der Besatzung und der Einwohner entflammte sich wieder zu dem heftigsten Widerstande, welcher einer starken englisch-holländischen Flotte Zeit gab, heranzukommen, die französische Flotte zu vertreiben und ein ansehnliches Hülfscorps auszuschiffen. Die französische Armee zog sich, mit Zurücklassung ihrer Artillerie, ihrer Vorräthe und Verwundeten, mitten in der Nacht zurück, und eine am anderen Morgen zufällig eintretende Sonnenfinsterniß, welche den erschreckten Gemüthern den Untergang des Sternes der Bourbonen zu verkünden schien, vollendete die Entmuthigung.

Nur Philipp, der, trotz seiner gewöhnlichen Furchtsamkeit, im Unglück Starrsinn zeigte, blieb unerschüttert; er verwarf Testé's Rath, sich nach Frankreich zurückzuziehen, und reiste ganz allein und ohne Bedeckung nach Madrid, wo alles in der größten Bestürzung und Verwirrung war. In einer Versammlung, in welcher Amelot aussprach: der König von Frankreich vermöge es nicht, Philipp ohne den Beistand

der Nation auf dem spanischen Throne zu erhalten, erklärte sich der Herzog von Medina Celi auf das bitterste gegen den französischen Einfluß und das Benehmen der Prinzessin Orsini, welche er eines schändlichen Handels mit Aemtern und Stellen beschuldigte, und es erfolgte nichts als kalte Zusicherungen der Anhänglichkeit an die Person und der leere Ruf: „lange lebe König Philipp der fünfte."

Auch von Portugall aus drangen die Feinde gegen Madrid vor, und die in diesen Gegenden unter Berwick stehende Armee war zu sehr zusammengeschmolzen, um sie aufhalten zu können; am 25. Juni 1706 verließ der König Madrid und verlegte seinen Hofstaat nach Burgos, der alten Hauptstadt Castiliens.

Diese Verlegung wurde öffentlich bekannt gemacht, und Jedermann, der es wünschte, freigestellt, Philipp zu verlassen und in Madrid zurückzubleiben. Dieser Ruf an die spanische Hochherzigkeit war entscheidend. Der kaum noch auf das höchste erzürnte Adel drängte sich um den König, und es wurde zur Ehrensache, ihm beizustehen, als er, troß aller furchtsamen ihm ertheilten Rathschläge, es öffentlich verkündete: er werde Castilien nicht verlassen, sondern eher seinen Boden mit dem eigenen Blute befeuchten; zugleich wurde, auf den Rath der Prinzessin, der dem Volke verhaßte, jetzt nach Frankreich entsendete Orri dort zurückgehalten. Von allen Seiten her kam nun Beistand und Hülfe; einzelne Provinzen, Städte und Ortschaften hoben Truppen aus, und brachten freiwillige Geschenke, und die Prinzessin Orsini schrieb bereits unterm 15. Juli 1706: „die spanischen Truppen zeigen so großen Muth und Eifer, daß wir bereits beginnen zu fürchten, die Feinde möchten Madrid eher wieder verlassen, als wir im Stande sind, sie anzugreifen."

Im August rückte die spanische Armee, Philipp an ihrer Spitze, vor, schnitt den Feinden die Verbindung mit Portugall ab, und trieb sie über das Gebirge gegen Valencia zurück. Am 4. October hielt Philipp einen triumphirenden Einzug in Madrid; die Abtrünnigen wurden angeklagt und gerichtlich verfolgt; aber Philipp zeigte große Milde gegen sie und gewann dadurch noch mehr die Herzen der Spanier.

Im folgenden Jahre unterwarf der von Berwick erfochtene Sieg bei Almanza Arragonien, Murcia und Valencia, und der Herzog von

Orleans, der, nach Berwicks Abgange zu einer andern Bestimmung, an die Spitze der Armeen getreten war, fiel in Catalonien ein, um auch dieses dem spanischen Scepter wiederum zu unterwerfen. Indessen wurden seine Unternehmungen mannichfach durch politische Streitigkeiten und Rücksichten gehindert oder wenigstens gestört.

Der Herzog, dem Libertinismus ergeben und ehrgeizig, paßte nicht an den frömmelnden Hof von Versailles, weil sich sein hochstrebender Geist nicht mit dem gleichförmigen Despotismus, seine ungebundenen Sitten nicht mit der Andächtelei der Frau von Maintenon vertrugen. Entfernt von dem Hofe war sein Leben zwischen maßlosen Vergnügungen und den Studien der schönen Künste getheilt. Doch genügte dem rastlosen Geiste weder das eine noch das andere auf die Dauer und er hielt fortwährend um Verwendung seiner Person in öffentlichen Angelegenheiten an.

Um ihn zu befriedigen, wurde er 1706 nominell mit dem Obercommando der italienischen Armee bekleidet, wo er sich, trotz des unglücklichen Ausganges des Feldzuges, so sehr auszeichnete, daß man ihm im folgenden Jahre das wirkliche Commando der Armeen in Spanien übergab. Man hoffte, daß seine feinen Manieren und sein offenes Benehmen der Prinzessin Orsini gefallen, seine hohe Geburt und großen Talente aber ihm die Ehrfurcht und Zuneigung der Spanier gewinnen würden. Er erhielt die Weisung, sich mit der Prinzessin Orsini in gutes Einvernehmen zu setzen und sich der Einmischung in alle nicht militairische Verwaltungsmaßregeln auf das strengste zu enthalten.

Anfänglich gingen die Sachen sehr gut; er gewann das Vertrauen der Prinzessin und des Hofes. Bald aber entstanden Streitigkeiten. Die Prinzessin verlangte regelmäßige Mittheilungen über seine Pläne und militairische Operationen, und der Herzog wollte sich in dieser Beziehung nicht unter weibliche Controle stellen, er beschuldigte sie dagegen, daß sie die Armee Mangel leiden lasse, um seine Operationen aufzuhalten.

Mittlerweile aber setzte er die letzteren, so gut es ging, mit Lebhaftigkeit und nicht ohne manche glückliche Erfolge fort; auch gewann ihm sein herablassendes und freundliches Betragen die Zuneigung und

Anhänglichkeit vieler vornehmer Spanier und die Liebe der Armee. Die Prinzessin und Philipp glaubten, ob mit Recht oder Unrecht kann nicht ermittelt werden, er strebe nach der spanischen Krone; ihr stiller Widerstand ging in persönliche Feindschaft, und diese, noch mehr gereizt durch seine öffentlichen und verächtlichen Spöttereien, in unversöhnlichen Haß über. Die Prinzessin wendete daher allen ihren Einfluß bei der, gleichfalls von dem Herzoge beleidigten Frau von Maintenon an, um die Abberufung des Herzogs von Orleans zu bewirken, und dieser erhielt am Ende des Jahres Befehl, nach Paris zu kommen. Doch ließ er, in der Person seines Secretairs Regnault, einen sehr gewandten Agenten zurück, welcher eine Partei für seinen Herrn bildete, an der sehr geachtete Männer, wie Montalto, Montellano, Mancera, Monterey und Villareal theilnahmen.

Die Lage der Sachen wurde um so bedenklicher, als die französischen Waffen in allen Gegenden von entschiedenen Unfällen betroffen wurden und die getrennten Theile der spanischen Monarchie in den Niederlanden und Italien den Feinden bereits in die Hände gefallen waren. Stolz auf diese Erfolge wollten letztere Philipp weder anerkennen, noch seine Gesandten auf dem zu eröffnenden Congresse zulassen, während in Spanien Besorgnisse entstanden, daß das Reich zuletzt getheilt werden würde, und die frühere Anhänglichkeit an Philipp erschütterten. Hiezu kam noch, daß Philipp unkluger Weise die fueros der Arragonier und Catalonier aufheben wollte, und dadurch, wie durch andere Attentate gegen die Privilegien des Adels, die Unzufriedenheit eines großen Theiles des letzteren, der sich mehr und mehr von der Gewalt ausgeschlossen sah, noch weiter vergrößerte.

Es scheint, daß um diese Zeit der Herzog von Orleans ernstlich nach der Krone Spaniens zu streben anfing, daß er deshalb mit Ludwig XIV. sich verständigte, und daß dieser für gewisse Fälle es billigte. Zwar kehrte der Herzog, auf die deshalb von der Prinzessin Orsini gemachten Vorstellungen, nicht wieder nach Spanien zurück; aber er sendete, außer Regnault, noch einen zweiten Agenten, La Rotte, nach Madrid, welcher, unter dem Vorwande, die Equipage des Herzogs zu

holen, seine Verbindungen in Spanien unterhalten und weiter ausbreiten sollte.

Die Prinzessin ihrerseits entdeckte diese Umtriebe sehr bald; sie ließ Regnault ganz insgeheim und auf eine Art verhaften, daß Niemand die Zeit wenn, oder die Ursache, warum er verschwunden war, anzugeben vermochte. La Rotte war bereits auf der Rückreise nach Frankreich unter dem Schutze einer französischen Escorte begriffen. Dennoch fand sie Mittel, auch ihn verhaften zu lassen, und sich seiner Papiere zu bemächtigen. Es fanden sich darunter viele Briefe und Documente in Zifferschrift und eine Correspondenz des Herzogs mit dem General Stanhope.

Gestützt auf diese Documente beschuldigte die Prinzessin den Herzog von Orleans der Absicht, die Armee und Spanien an die Feinde unter der Bedingung verrathen zu wollen, daß ihm Murcia, Valencia und Navarra abgetreten werde. Dadurch wurde Philipp zu neuen Anstrengungen vermocht. Er erklärte seinen bestimmten Entschluß, Spanien, es komme wie es wolle, nicht aufzugeben, und ließ am 7. April 1709 seinen Sohn, den Infanten Don Luis, in der Kirche St. Geronimo del Prado von den Cortes von Castilien und Arragonien als Prinz von Asturien anerkennen.

Zwar war die Versammlung zahlreich; aber nach wie vor zeigte sich überall Unzufriedenheit, die sich wieder gegen den französischen Einfluß kehrte. Zu gleicher Zeit verlor der französische Gesandte Amelot seinen zeitherigen Gleichmuth, und rieth zu strengen Maßregeln, um jenen Widerstand zu besiegen. Die heftigsten Opponenten, Montellano, der Herzog von Sn. Juan und Andere wurden von den Berathungen des Cabinets und den Rathsversammlungen ausgeschlossen, und nur solche Personen beibehalten, die Frankreich ganz ergeben, oder von so schwachem Character waren, daß sich von ihnen kein Widerstand befürchten ließ.

Aber diese strengen Maßregeln verfehlten gänzlich ihren Zweck. Montellano wurde als ein durch seine Unabhängigkeit ausgezeichneter Mann und als die einzige Schutzwehr gegen das Uebergewicht des französischen Einflusses betrachtet. Murren und Unwillen herrschten in

der Hauptstadt und am Hofe, und selbst die der bourbonischen Sache am meisten ergebenen Anhänger beschwerten sich über Frankreich und die französischen Agenten, und bezeichneten Amelot und die Prinzessin als die Ursachen des über Spanien hereinbrechenden Verderbens. Das Haus Montellano's, dessen Geschmack an den Wissenschaften ihn zu Eröffnung literarischer Versammlungen veranlaßt hatte, wurde der gemeinschaftliche Sammelplatz aller mit der Regierung Unzufriedenen. Der Haß gegen die Franzosen verbreitete sich allgemein und selbst die spanischen Soldaten schienen mehr Lust zu haben, sich gegen die Franzosen zu schlagen, als gegen die Alliirten.

Es war nicht schwer vorauszusehen, zu welchem Ausgange eine solche Stimmung zuletzt führen mußte; die Umstände waren so, daß Handlungen unerläßlich wurden. Die Prinzessin verfehlte nicht, sich dazu zu entschließen, und gab, von den Umständen wiederum etwas mehr unterstützt, den Dingen bald eine andere Wendung.

Was von den inzwischen angefangenen Friedensunterhandlungen verlautete, ließ auch in Spanien keinen Zweifel darüber zurück, daß die Monarchie, selbst wenn der Erzherzog von Oesterreich auf den spanischen Thron gelangen sollte, nicht ungetheilt bleiben werde.

Man erfuhr, daß er die italienischen Staaten an Philipp, Estremadura und Gallizien an Portugall abtreten und den Holländern in den Niederlanden das Barriere-Recht einräumen werde. Zu ähnlichen Abtretungen hatte sich auch der Herzog von Orleans bereit erklärt, den man zeither als den Kämpfer für die Untheilbarkeit des Reichs zu betrachten gewohnt gewesen war. Da nun Philipp stets für die Untheilbarkeit der Monarchie sich erklärt hatte, so wendeten sich Vieler Blicke wieder nach ihm hin. Dies war ein zufälliges aber günstiges Ereigniß.

Die Prinzessin benutzte es ihrerseits auf das Beste. Sie opferte Amelot, dem sie zeither überall und selbst in den Maßregeln gegen Montellano beigestanden hatte, dem Interesse beider Höfe, den Wünschen der Nation und zuletzt vielleicht nur dem eigenen Interesse. Sie suchte das Gehässige jener strengen Maßregeln ganz auf ihn zu wälzen, beantragte seine Abberufung, affectirte Unwillen über die Spanien

erniedrigenden Anträge, welche Ludwig XIV. eröffnet hatte, und bot, mit scheinbarer Uneigennützigkeit, ihre Resignation an; den König aber bewog sie, durch den Einfluß der Königin, sich wiederum an die Nation zu wenden.

Auf ihre Veranlassung versammelte er die Minister und Granden und forderte Rath und Beistand von ihnen. Er stellte ihnen vor, daß öffentlichen Gerüchten zufolge, Frankreich ihn aufgeben wolle, daß er sich nicht weiter auf das französische Cabinet verlassen könnte, und erklärte dabei seinen festen Entschluß, lieber zu sterben, als seine Krone aufzugeben. Er berief sich auf den Eifer und die Liebe seiner Unterthanen, und sprach seinen bestimmten Entschluß aus, sich durch den Rath der Versammlung leiten zu lassen.

Die ganze Versammlung war tief bewegt; aber der eigentliche Impuls wurde von dem 74jährigen Portocarrero gegeben, der seine Zurückgezogenheit verlassen hatte, um bei dieser wichtigen Gelegenheit nicht zu fehlen, und reichlich wieder gut machte, was er vielleicht früher versehen hatte. Sein Beispiel und seine Ermahnungen erregten allgemeinen Enthusiasmus. Die Versammlung erklärte einmüthig, daß Pflicht und Neigung, nicht weniger als ihr Huldigungseid, sie veranlasse, ihren Souverain auf seinem Throne zu erhalten; daß sie es für eine Nationalentwürdigung hielte, zu dulden, daß England und Holland die Monarchie theilten, und daß, wenn der König von Frankreich keine Unterstützung mehr gewähren könne, das ganze Volk, ohne Unterschied des Standes, Ranges und Alters, in Masse aufstehen und sich für seinen König, sein Land und seine Ehre aufopfern würde. Zugleich aber empfahlen sie die sofortige Entlassung aller Franzosen und die Errichtung einer spanischen Administration.

Philipp hörte sehr gern auf einen Vorschlag, zu dessen Annahme er bereits vorbereitet war, und die Prinzessin Orsini theilte selbst Amelot die unwillkommene Nachricht seiner Entlassung mit. Sie wußte sich indessen als die Hauptveranlasserin dieser populairen Maßregeln geltend zu machen, und erlangte durch die besondere Vermittelung der Königin, daß sie von der allgemeinen gegen alle Franzosen ausgesprochenen Maßregel ausgenommen wurde und ihren Posten beibehalten durfte.

Es wurde weiter unter dem Vorsitze des Herzoges von Medina Celi eine rein spanische Administration gebildet, und der Nachfolger Amelots, Blacourt, der schon früher einmal den Posten eines französischen Gesandten in Spanien bekleidet hatte, zwar als solcher anerkannt, aber das Privilegium seiner Vorgänger, den Berathungen des Cabinets beizuwohnen, wurde ihm entzogen.

Der Herzog von Alba und der Graf von Bergurick, beide die entschiedensten Gegner jeder Theilung Spaniens, wurden als Bevollmächtigte für die in dem Haag eröffneten Friedensconferenzen mit dem öffentlichen Auftrage, nie in eine Theilung Spaniens zu willigen, ernannt. Zwar wußte man im voraus, daß die Alliirten dieselben bei dem Congresse nicht zulassen würden; aber es wurde dies, wie die Veröffentlichung ihrer Instructionen, mehr als eine politische Demonstration angesehen, die den festen Entschluß der spanischen Nation, sich einer Theilung nicht zu unterwerfen, zu bezeichnen bestimmt war.

Die Nation säumte nicht, das feierliche Unterpfand, welches sie ihrem Souverain gegeben hatte, einzulösen; Soldaten wurden ausgehoben, Gold und Silbergeschirre wurde eingeliefert, und der allgemeine Enthusiasmus theilte sich auch der Geistlichkeit mit.

Sie öffnete ihre Schätze und kehrte ihren mächtigen Einfluß gegen einen Fürsten, der nur durch Rebellen oder Ketzer unterstützt wurde. Das Volk, entflammt durch die Ermahnungen seiner Oberen und seiner Priester versammelte sich unter den königlichen Bannern. Zum ersten Male, seit dem Beginne des Krieges, wurde einem Spanier, dem Grafen Aguilar, dessen militairische Talente und anhängliche Gesinnungen an Philipp vortheilhaft bekannt waren, das Commando anvertraut.

Die verbündeten Mächte, die durch eine Reihe jahrelanger Niederlagen Ludwig XIV. ganz gedemüthiget zu haben glaubten, wiesen die spanischen Abgeordneten von den Conferenzen zurück. Sie verlangten, daß der Erzherzog Carl als König von Spanien anerkannt werden, und, wenn Philipp sich nicht unterwerfen wollte, Ludwig XIV. selbst mit Waffengewalt zu seiner Vertreibung mitwirken sollte.

Das war mehr verlangt, als die menschliche Natur zu ertragen vermochte. Ludwig setzte seinem Volke auseinander, was er alles für

den Frieden gethan habe, und was man ihm dagegen ansinne. „Wenn mein Volk denn nun", schloß er, „einmal der Uebel des Krieges nicht überhoben sein kann, so laßt uns lieber mit Ehren gegen äußere Feinde erliegen, als unsere Kräfte in einem unnatürlichen Kriege des Großvaters gegen den Enkel aufopfern."

Der Erfolg war augenblicklich und allgemein. Die ganze Nation, die unter dem Gewichte ihrer Unfälle fast erlegen war, erhob sich auf den Ruf ihres alten Herrschers, und versammelte sich um seinen Thron, um ihn vor Entehrung und Erniedrigung zu bewahren.

Philipp schlug denselben Weg ein und schmeichelte dabei geschickt der Nationaleitelkeit der Spanier. „Das Verlangen der Feinde, daß mein Großvater, wenn ich binnen zwei Monaten Spanien nicht verlasse, seine Kräfte mit den ihrigen vereinigen soll, um mich daraus zu vertreiben", sagte er, „ist ein schamloser Antrag; aber er beweiset, daß sie meine Beharrlichkeit kennen und die Treue und den Muth meiner tapfern Spanier achten, weil sie sich allein nicht Kräfte genug zutrauen, um des Erfolges versichert zu sein." Er stellte ihnen dann die Gefahr vor, von der die heilige Kirche bedroht sein würde, wenn die Ketzer in Spanien eindringen und ihre Lehren über ganz Spanien verbreiten sollten, und ermahnte sie zur Einigkeit und zu erneuten Anstrengungen, um so viel Unheil von Spanien abzuwenden. Unter solchen Umständen begann der Krieg mit neuer Lebhaftigkeit.

Der spanischen Verwaltung ging indessen bei dem besten Willen die französische Erfahrung ab, und es war nur der Thätigkeit der Prinzessin möglich, durch ihren Einfluß auf den Marquis Grimaldo einige Lebhaftigkeit in dieselbe zu bringen.

Trotz aller dieser Anstrengungen schien das Jahr 1710 Philipps Herrschaft den Untergang bringen zu wollen. Er stellte sich selbst an die Spitze der Armee, wurde aber bei Saragossa von den Verbündeten unter der Anführung des berühmten Stahremberg, so entschieden geschlagen, daß er sich abermals genöthigt sah, Madrid mit seinem Hofstaate und den Regierungsbehörden zu verlassen. Die Residenz wurde nach Valladolid verlegt, der Adel folgte ihm dahin, und seine Abreise gab das Signal zu einer allgemeinen Auswanderung aus Madrid;

über **30000** Personen jeden Standes folgten ihm nach Valladolid, und in Madrid blieben nur alte, schwache, kranke und von den nöthigen Mitteln entblößte Personen zurück.

Als Carl am **28**. Sept. **1710** seinen Einzug daselbst hielt, empfing ihn ein dumpfes Stillschweigen; keine Zuschauer zeigten sich, und selbst ein feierlicher Kirchenzug, den er begann, blieb vollkommen unbeachtet. Dennoch ließ sich Carl daselbst zum Könige ausrufen, und setzte eine Regierung ein.

Noch einmal war der immer härter bedrängte Ludwig **XIV**. im Begriffe Philipp unter so traurigen Umständen aufzugeben, um durch dieses Opfer den Frieden von seinen Feinden zu erkaufen. Der Herzog von Noailles ging als außerordentlicher Gesandter, mit dem bestimmten Auftrage, dahin, bei der Prinzessin Orsini weder Bitten noch Drohungen unversucht zu lassen, um sie zu bewegen, das königliche Paar zur Nachgiebigkeit gegen Ludwigs Wünsche zu bestimmen.

Auf den Rath der Prinzessin wendete sich Philipp abermals an die Nation, verhehlte keinesweges die Botschaft, die er aus Frankreich erhalten hatte, und die schwierige Lage, in welche er dadurch versetzt worden sei; und wiederum hatte dieser Aufruf denselben günstigen Erfolg wie früher.

Die Granden beschlossen Ludwig nochmals um Hülfe anzugehen; eine Junta wurde niedergesetzt, um die allgemeine Bewaffnung zu leiten, und Noailles ersucht, den Sitzungen derselben beizuwohnen.

Philipp zeigte seine gewöhnliche Entschlossenheit im Unglück auch bei diesen Umständen wieder, und von Ludwig gesendet erschien der Herzog von Vendôme in Spanien, um die oberste Leitung der Armeen zu übernehmen. Mit diesem berühmten Führer kehrte Muth und Vertrauen in die Herzen der Soldaten und Einheit in die Leitung der Kriegsoperationen zurück. Die Landleute strömten häufig zu den Fahnen, zahlreiche Guerilla's machten alle Landstraßen unsicher, und führten einen Vernichtungskrieg gegen Nachzügler, schwache Abtheilungen und entsendete oder entlegene Posten.

Als Ludwig diesen Wechsel der Umstände sah, ließ er den Herzog von Noailles einen Einfall in Catalonien thun, während Vendôme

gegen Madrid vorrückte. Die Verbündeten verließen hierauf Madrid, und wurden im December 1710 bei Villa Viciosa so entscheidend geschlagen, daß nur der eiligste Rückzug nach Catalonien die Trümmer der Armee zu retten vermochte.

Kaum aber hatten sich die äußeren Umstände gebessert und den König zusammt den Behörden wieder nach Madrid zurückgeführt, als die inneren Zwistigkeiten wieder losbrachen, und die Beschwerden über den fremden Einfluß, der sich während der Periode der Gefahr überall wieder geltend gemacht hatte, von allen Seiten erneuert wurden.

Ludwig XIV. gab, unter solchen Umständen, Noailles, ohne besonderen Character, den Auftrag, zu sehen, was dabei zu thun sei. Er gewahrte bald, daß noch immer alle Gewalt in den Händen der Prinzessin sei, und diese durch Vermittelung der Königin den König dazu bestimme, fest auf der Behauptung des spanischen Thrones zu bestehen, und sich Ludwigs Wünschen zu widersetzen. Er wurde aber auch eben so bald gewahr, daß die Prinzessin gegen eine starke Gegenpartei zu kämpfen habe, und baute darauf, so wie auf die übeln Gesundheitsumstände der Königin, einen Plan, den Einfluß der letzteren zu untergraben, um damit die Macht der Prinzessin zu brechen. Aber er war höchst unglücklich in der Wahl seines Mittels.

Er schlug nämlich dem Könige, dessen Neigung zur Liebe sehr groß war, vor, sich von der Königin, wegen der nachtheiligen Folgen, die ihre Kränklichkeit für ihn haben konnte, ganz zu trennen, und sich ein gesundes Mädchen zu halten, vermittelst deren man ihn zu beherrschen dachte. Aber dieser Vorschlag empörte den König, der sowohl aus Zuneigung, als aus religiösen Beweggründen, seiner Gemahlin unverbrüchlich treu geblieben war, auf das äußerste. Er erklärte sogleich seinen Abscheu und theilte den ihm gemachten Vorschlag der Königin und der Prinzessin mit. Jene wendete sich an ihre Schwester, die Herzogin von Burgund, diese an die Frau von Maintenon, mit den bittersten Beschwerden. Noailles wurde, unter dem Vorwande des üblen Zustandes seiner Gesundheit, zurückgerufen, und der Graf Aguilar, der ihm Beistand geleistet hatte, ward aller seiner Aemter entlassen und vom Hofe entfernt.

Indessen hatten der Sieg bei Villaviciosa und das unerwartete Gelangen des zeitherigen spanischen Kronprätendenten, des Erzherzogs Carl, auf den österreichischen Thron, die Aussichten Philipps auf das wesentlichste gebessert. Jener zeigte die Schwierigkeiten, ihn mit Gewalt aus Spanien zu treiben, und dieses hätte eine zu große Macht in den Händen Carls vereiniget, wenn ihm auch die spanische Krone zugefallen wäre. Die Seemächte, die dies zu vermeiden wünschten, führten daher den Krieg von nun an läßiger, und wurden zum Frieden geneigter. Doch ließen sie äußerlich so wenig eine größere Hinneigung zu Philipp bemerkbar werden, daß sie sich vielmehr fortwährend weigerten, seine Gesandten bei den Friedensconferenzen zuzulassen.

Der Congreß zu Utrecht wurde endlich eröffnet, ohne daß Philipps Gesandten Päſſe erhielten, um dort zu erscheinen; Philipp widersetzte sich nur um so hartnäckiger jeder Abtretung, und es blieb nichts übrig, als der Versuch, die Prinzessin Orsini zu gewinnen. Diese wurde auch in so weit gewonnen, daß sie durch die Königin deren Gemahl zu Abtretung der spanischen Niederlande, bis auf einen kleinen Landstrich, der etwa 30000 Kronen einbringen sollte, an den Kurfürsten von Baiern vermochte. Was mit dieser Landstrecke werden sollte, war anfänglich nicht bestimmt. Im Verlaufe der Zeit ergab sich jedoch, daß er mit der völligen Souverainität der Prinzessin Orsini, zum Danke für die großen Dienste, welche sie dem Königspaare geleistet hatte, überlassen werden sollte.

Ludwig XIV. hatte vor der Hand dawider nichts einzuwenden; die Prinzessin nahm daher, als ein Vorspiel zu ihrer künftigen Erhebung, bereits die Gratulationen des Hofes an, und es wurde ihr, nach einem ausdrücklichen Befehle des Königes das Prädikat Hoheit beigelegt.

Dankbar für diese Gesinnungen Ludwigs XIV. erwirkte sie von Philipp nicht nur eine förmliche Beistimmung zu dem, was in seinem Namen verhandelt werden würde, sondern auch eine Erklärung, daß er nicht länger auf der Zulassung seiner Bevollmächtigten zu dem Congresse bestehen, sondern seinem Großvater Ludwig volle Macht geben wolle, die Unterhandlungen auch für ihn fortzusetzen und abzuschließen.

Auf solche Weise wurde durch die Prinzessin die frühere Einigkeit und das frühere Vertrauen zwischen beiden Höfen wieder hergestellt, und der Schriftwechsel beider Monarchen gab überall Beweise gegenseitiger Achtung und Aufmerksamkeit.

Bei den Unterhandlungen war man endlich so weit gekommen, daß die Verbündeten das eigentliche Spanien und die außereuropäischen Besitzungen Philipp überlassen wollten, als zwei Todesfälle in der Familie Philipps, der seines Vaters und seines ältesten Bruders, neue Verwickelungen in die Unterhandlungen brachten. Die Sachen waren dadurch so gekommen, daß nur noch der kleine Herzog von Anjou, der einzige erst zweijährige und sehr kränkliche Sohn seines ältesten Bruders, zwischen ihm und der Erbschaft der französischen Krone stand. Das änderte die Ansichten der Seemächte, die, so wenig wie sie Oesterreich und Spanien in Einer Hand hatten sehen wollen, eben so wenig geneigt waren, die Vereinigung Frankreichs und Spaniens geschehen zu lassen.

Die Seemächte machten, von diesem Augenblicke an, die feierliche Verzichtleistung Philipps auf die französische Krone zur unabänderlichen Bedingung seiner Anerkenntniß als König und Beherrscher Spaniens.

Ludwig erklärte das Gesetz der Erbfolge in Frankreich für ein unabänderliches, welches durch keine Resignation vernichtet werden könne, und man begnügte sich endlich, trotz dieser Erklärung, eine förmliche Entsagung Philipps auf die französische Thronfolge zu begehren, und sich damit zufrieden zu stellen, welche sich Philipp, auf Vorstellung der Prinzessin, endlich auch entschloß auszustellen und öffentlich zu vollziehen.

Die Engländer schlossen darauf einen Waffenstillstand, und mit dem entscheidenden Siege bei Denain (24. Juli 1712) begann für Frankreich eine nicht mehr unterbrochene Reihe von Erfolgen gegen das deutsche Reich, welche die Stellung Ludwigs auf dem Friedenscongresse zu Utrecht wesentlich veränderten und verbesserten.

Auf solche Weise kamen endlich die Friedenspräliminarien zwischen Spanien und England zu Stande, denen bald, wiederum durch Vermittelung der Prinzessin Orsini, ein für die Engländer sehr vortheilhafter Handelstractat folgte.

Die Friedensunterhandlungen mit den übrigen Mächten gingen jedoch nicht so schnell. Die Prinzessin Orsini machte die früher erhaltene Zusage, ihr ein Stück der spanischen Niederlande mit Souveränitätsrechten abzutreten, geltend, und wählte das Herzogthum Limburg, welches ihr in dem Vertrage zwischen Spanien und England in einem geheimen Artikel bereits zugesichert worden war. Ueberdieß hatte die Königin der Prinzessin ihr königliches Wort verpfändet, daß die spanischen Niederlande nicht eher abgetreten werden sollten, bis sie in den Besitz dieser Souveränität gesetzt und darin anerkannt worden sein würde. Nichts fehlte dazu, als die Einwilligung der Holländer und des Kaisers.

Die Prinzessin aber rechnete mit solcher Sicherheit auf den Erfolg, daß sie bereits weitere Pläne darauf gründete. Sie wollte, wohl auch um Ludwigs XIV. Unterstützung desto sicherer zu erhalten, ihr Fürstenthum an denselben gegen die Provinz Touraine und das Land von Amboise vertauschen, die nach ihrem Tode wieder an Frankreich zurückfallen sollten, und ließ sich deshalb bereits zu Chanteloupe einen prächtigen Pallast bauen, den sie sodann zu bewohnen gedachte. Indessen kamen die Sachen ganz anders.

Die Holländer waren ihr keinerlei Verbindlichkeiten schuldig, und der Kaiser, dem die spanischen Niederlande anheim fallen sollten, mochte theils keinen so großen Strich Landes davon abtreten, theils nicht gestatten, daß mitten in demselben eine wesentlich von Frankreich und Spanien abhängige Souveränität errichtet würde. Beide Mächte widersetzten sich demnach diesem Anverlangen auf das lebhafteste; England, welches die Prinzessin anfangs unterstützte, erkaltete bald, und auch Ludwig gab zuletzt diesen Punkt, der ihm, der baldigen Wiederherstellung des Friedens gegenüber, unbedeutend erscheinen mußte, auf.

Von diesem Augenblicke an bot die erzürnte Prinzessin Alles auf, um die Unterhandlungen zwischen Spanien und Holland in die Länge zu ziehen, und der König und die Königin von Spanien unterstützten sie dabei, weil sie das Scheitern dieses ihres Antrags als eine ihnen selbst zugefügte persönliche Beleidigung betrachteten.

Mitten in der Unruhe, welche diese Verzögerung verursachte, starb die Königin von Spanien in Folge einer langwierigen Krankheit, am 14. Februar 1714 im noch nicht vollendeten sechs und zwanzigsten Lebensjahre, mit Hinterlassung zweier Söhne, bedauert von den Spaniern, die sie liebten, und auf das tiefste beklagt von ihrem Gemahle, der ihren liebenswürdigen Eigenschaften die Ruhe des häuslichen Lebens und ihrem großherzigen Sinne besten Theiles die Erhaltung seines Thrones verdankte.

Das Interregnum, welches zwischen ihrem Tode und der Ankunft einer neuen Königin statt hatte, kann mit vollem Rechte die unmittelbare Regierung der Prinzessin Orsini genannt werden.

In den ersten Augenblicken der Trauer übergab Philipp die Regierung an den Cardinal del Giudice, einen neapolitanischen Prälaten, der kürzlich zur Würde des Großinquisitors erhoben worden war, und sein Vertrauen durch Uneigennützigkeit, Rechtlichkeit und Treue sehr wohl verdiente.

Es war dem Könige unmöglich in einem Pallaste zu bleiben, in welchem ihn Alles an seine geliebte Gemahlin erinnerte; er bezog daher das Hotel des Herzogs von Medina-Celi in Madrid, wohin ihm Niemand weiter folgte, als die Prinzessin Orsini, welche, vermöge ihres Amtes als Gouvernante des Prinzen von Asturien, dazu berechtiget war. Das Hotel war jedoch zu klein, um alle zu dem Hofstaate gehörige Personen einzunehmen; die Prinzessin ließ daher für sich ein neben demselben liegendes Kloster einrichten, dessen Bewohner in ein anderes Kloster übersiedeln mußten. Die Mauern, welche das Kloster von dem Hotel trennten, wurden auf ihren Befehl eingerissen, und eine offene Gallerie, welche zwischen beiden Gebäuden eine Verbindung bildete, wurde bedeckt, damit sie den königlichen Wittwer zu jeder Zeit und ohne bemerkt zu werden, besuchen konnte.

In diesem Stande der Dinge hatte eine Frau von ihren Talenten volle Gelegenheit ihr Uebergewicht über den König zu befestigen und sich selbst die königliche Auctorität zuzueignen. Auf ihr Anstiften wurden die dem Cardinal del Giudice ertheilten Vollmachten schon nach drei Tagen demselben wiederum entzogen. An seiner Statt erhielt Orri

die Hauptdirection der Geschäfte, welcher kürzlich nach Spanien zurückgekehrt war; er war gänzlich von der Prinzessin abhängig.

Das erste Geschäft derselben und ihres Dieners war die Einführung eines neuen Verwaltungssystems, bei welchem alle Spanier von der Theilnahme ausgeschlossen wurden, auf deren Anhänglichkeit man nicht zu zählen wagte. Selbst der Staatssecretär Grimaldo, der bis dahin großen Einfluß gehabt hatte, wurde, eben um dieser Ursache willen, von seinem Posten entfernt, und auf das Departement des Krieges und der beiden Indien beschränkt. Viele andere Veränderungen folgten, und das Departement der Finanzen wurde zwischen Orri und dem Grafen Bergueik getheilt. Der letztere, der sehr unverträglich war, veruneinigte sich jedoch bald mit seinen Collegen, und wurde von der Prinzessin genöthiget, seine Entlassung zu nehmen, worauf er sich in sein Vaterland Flandern zurückzog.

Orri, dem von nun an die Finanzen allein überlassen blieben, war ein Mann von vieler Thätigkeit und großer Einsicht in seinem Fache, der sich alle mögliche Mühe gab, die großen während so vieler Jahre des Krieges eingerissenen Unordnungen und Mißbräuche zu beseitigen; aber es scheint, daß es ihm an der nöthigen Moderation und Vorsicht gebrach. Er ging in seinem Reformeneifer so weit, die Gewalt, die Privilegien und die Mißbräuche der Kirche beschränken, und die furchtbare Macht der Inquisition vermindern zu wollen. Bei diesem Unternehmen unterstützten ihn vorzüglich Robinet, der Beichtvater des Königes und Don Melchior Macanaz, der sich durch Talente, Characterfestigkeit und Haß gegen die Freiheiten der Geistlichkeit auszeichnete. Auf Orri's Veranlassung reichte der letztere, als Generalanwalt von Castilien, bei dem Könige eine Denkschrift ein, worin er bewies, daß die Kirche die Rechte der Krone durch ihre Mißbräuche beeinträchtige, daß die Freistätten die heiligen Orte zu einem Asyl für Verbrecher entwürdigten, daß die Abgabebefreiungen der kirchlichen Corporationen dem öffentlichen Einkommen nachtheilig würden, und daß sich das ursprüngliche Tribunal des päpstlichen Nuntius stufenweise bis zu einem unerträglichen Despotismus erhoben habe. Diese Denkschrift machte auf

den König tiefen Eindruck, und wurden von ihm dem Rathe von Castilien zur Prüfung übergeben.

Alsbald erhielt jedoch die Inquisition Kenntniß davon, und erklärte das ganze Unternehmen für ketzerisch und irrgläubig. Aus Achtung für den König kam jedoch der Name des Macanaz dabei nicht mit in Erwähnung, sondern die Strafe traf nur zwei französische Juristen, die deshalb um Rath befragt worden waren. Die Sentenz wurde von dem Cardinal del Giudice, als Großinquisitor, bestätiget, und in allen Kirchen und auf allen öffentlichen Plätzen des Königreichs ja selbst an den Mauern des königlichen Pallastes, angeschlagen.

Die Urheber dieses Projects stellten diese Veröffentlichung des Spruches der Inquisition als eine schreiende Beleidigung für die Krone dar und erhitzten den Zorn des Königs so sehr, daß er die Zurücknahme desselben verlangte und die Anschläge überall wegnehmen ließ. Er hatte sogar die Absicht, das heilige Tribunal aufzuheben. Er ernannte deshalb Robinet und den Bruder des Macanaz, einen Dominicaner, zu einstweiligen Inquisitoren, befahl dem Cardinal del Giudice, seine Stelle aufzugeben, rief ihn von Paris ab, und verbot ihm Spanien zu betreten.

Die Inquisition aber gehorchte den Befehlen des Königs nicht, und fand Mittel, die Absichten und Maßnehmungen der Prinzessin zu vereiteln. Der Papst nahm die Resignation del Giudice's nicht an, man wendete sich an das Gewissen des Monarchen, und ein Rath von Priestern, den man ihn befragen ließ, gab sein Gutachten ganz zu Gunsten der Inquisition ab und tadelte die Denkschrift. Der Rath von Castilien trat dieser Ansicht bei, obwohl er Einzelnes derselben im Stillen billigen mochte. Der König beugte sich vor den höchsten geistlichen und weltlichen Behörden des Reichs, und stand von seinem Vorhaben ab; doch behielt Macanaz seine Gunst und wurde von ihm gegen die Rache des fürchterlichen Tribunals geschützt.

Diese verschiedenen Reformen, und besonders der Versuch, die Gewalt der Kirche zu beschränken, erregten allgemeinen Haß gegen die Urheber derselben. Aber der Einfluß der Prinzessin war zu fest begrün-

det, als daß er durch die Unzufriedenheit des Volks, ja selbst durch den Einfluß der Kirche, hätte erschüttert werden können.

Deshalb fuhr sie fort, nach Gutdünken Anordnungen zu treffen, und bestand besonders auf der Cession von Limburg auf das hartnäckigste, indem sie den König veranlaßte, jede Ausgleichung zu verweigern, so lange dies nicht erfolge. Ludwig schickte den Marschall Berwick nach Madrid, um seine Condolenz wegen des Ablebens der Königin zu bezeigen, gab ihm aber zugleich heimlich den Auftrag, Philipps Beistimmung zu der endlichen Ausgleichung zu erpressen.

Aber die Prinzessin, die sehr bald Kenntniß davon erhielt, wußte Philipp dennoch zu bewegen, jede andere Ausgleichung zu verweigern, und die Ablehnung mit der kaustischen Bemerkung zu begleiten, daß die Gegenwart des Marschalls mit einer Armee vor Barcellona seinem Dienste nützlicher sein würde, als die leere Beileidsbezeigung. Der hierdurch auf das äußerste beleidigte Ludwig ließ darauf erwiedern, daß weder Truppen noch Schiffe vor Barcellona erscheinen sollten, so lange der Friede mit Holland nicht unterzeichnet würde.

Die Prinzessin veranlaßte den König, hierauf gar keine Antwort zu geben, und schickte Orri nach Catalonien, um zu sehen, ob Spaniens eigene Kräfte zu dessen Besiegung ausreichen würden. Auf die verneinende Antwort desselben, suchte sie aufs neue bei dem französischen Hofe um Beistand nach, ohne doch im geringsten von ihren Absichten auf die zugesicherte Souveränität abzugehen.

Als nichts erfolgte, gerieth sie mit dem französischen Gesandten zu Madrid, Brancas, in Streitigkeiten, und schloß ihn von allem Verkehre mit dem Hofe aus. Dieser beschuldigte sie der Aufhebung seiner Depeschen, und des Planes, die französische Armee, wenn sie zu Spaniens Beistande einrücken würde, verhungern lassen zu wollen, und beschwerte sich über ihren unbegrenzten und Frankreich höchst nachtheiligen Einfluß.

Ludwig erzürnte sich darüber höchlich und ließ seinen Entschluß, jeden Beistand zu verweigern in Madrid mit dem Zusatze eröffnen: er werde mit Holland und dem Kaiser einen Separatfrieden schließen und Spanien sich selbst überlassen, weil er nicht geneigt sei, sich wegen der

Prinzessin Orsini in weitere Kriege zu verwickeln, sondern seinen Unterthanen den ihnen so nöthigen Frieden gewähren wolle.

Diese von Brancas mit Bewilligung Ludwigs veröffentlichte Erklärung zeigte der Prinzessin, daß sie zu weit gegangen sei. Sie versuchte daher durch Vermittelung der Frau von Maintenon den erzürnten König zu besänftigen; aber alle Versuche waren vergebens, bis Philipp sich bereit erklärte, unter jeder Bedingung in die Ausgleichung willigen zu wollen.

Während dieser äußerlichen Streitigkeiten fehlte es auch an innern Verwickelungen nicht. Nach dem Tode der Königin scheint die Prinzessin, trotz ihres hohen Alters, einen Augenblick den Plan gefaßt zu haben, den König Philipp zu einer Heirath mit ihr selbst zu bewegen. Wenigstens mußte Robinet, des Königs Beichtvater, ein Geschöpf der Prinzessin, dem Könige einst hinterbringen, es gehe in Paris das Gerücht um, der König werde die Prinzessin Orsini heirathen. Als aber der König trocken und verdrießlich darauf antwortete: Oh! pour cela, non, und sich entfernte, mag sie diesen Plan wieder aufgegeben haben.

Desto mehr dachte sie darauf, ihn baldigst anderweit zu vermählen, und ihm eine Gemahlin zu geben, die sie eben so beherrschen könne, wie sie die verstorbene Königin beherrscht hatte.

Sie sprach deshalb einst mit dem nachmaligen Cardinal Alberoni, der zu jener Zeit Abbé und Geschäftsträger des Herzogs von Parma zu Madrid war, ohne daß Jemand noch wußte, welcher Geist ihn beseele. Der verschmitzte Italiener hatte gegen jede Prinzessin, die sie ihm nannte, etwas einzuwenden, und sagte ihr endlich: „Ew. Hoheit müssen eine ruhige und gelehrige Prinzessin aussuchen, die sich nicht eben um Staatshändel bekümmert.“ Auf ihre Nachfrage ging er die fürstlichen Familien Europa's durch, und erwähnte zuletzt noch, gleichsam wie hingeworfen, der Prinzessin Elisabeth Farnese, der Tochter des verstorbenen Herzogs von Parma, die er in gleichgültigem Tone, als „eine gute, plumpe, gesunde und wohlgenährte Dirne“ characterisirte, die am Hofe ihres Oncles erzogen worden sei, und sich mit nichts als mit Nähen und Sticken beschäftige. Zugleich ließ er auf gewandte Weise mit einfließen, daß sie Anrechte auf Parma und Toscana habe, welche die

Mittel abgeben könnten, die spanische Macht in Italien wieder herzustellen.

Die Prinzessin brach das Gespräch kurz ab; aber ihre Wahl war von da an entschieden. Nach drei Monaten, als Philipp immer ungeduldiger wurde, schlug sie ihm vor, Ludwigs Einwilligung zu seiner anderweiten Verehelichung nachzusuchen, ohne jedoch dabei der Prinzessin von Parma zu erwähnen. Sie ließ zu Ausführung dieses Auftrages ihren Neffen, den Grafen von Chalais, kommen, der eben vor Barcellona stand, und stellte ihn dem Könige vor. Aber der schüchterne Monarch vermochte es nicht, ihm seine Wünsche zu eröffnen, bis die Prinzessin das Wort ergriff und ihrem Neffen sagte: „Sr. Majestät wünscht sich wieder zu vermählen, und befiehlt Ihnen, nach Paris zu gehen und um die Einwilligung des Königs von Frankreich zu bitten.“ Dann erst hörte Philipps Verlegenheit auf; er bestätigte, was die Prinzessin gesagt hatte und der Graf reiste ab.

Unmittelbar darauf brachte sie Philipp dahin, daß er die Prinzessin von Parma wählte. Die Sache mußte aber sehr geheim und schnell betrieben werden, damit der österreichische Hof einer Heirath keine Hindernisse in den Weg legen könne, welche Spanien in dem verlorenen Italien wiederum einen festen Fuß geben konnte. Die Prinzessin erhielt im Stillen die päpstliche Dispensation zu der Heirath, und durch Alberonis Vermittelung auch die Einwilligung des Hofes von Parma. Ludwig XIV. gab gleichmäßig seine Zustimmung, und die Prinzessin traf alle Anstalten, um eine Verbindung möglichst zu beschleunigen, welche ihrem Ansehen das Siegel aufdrücken sollte.

Mitten in ihrer Freude machte sie jedoch die beunruhigende Entdeckung, daß sie in Bezug auf den Character der künftigen Königin gröblich hintergangen worden war, daß diese, anstatt einfältig und nachgiebig zu sein, sehr selbstständig und entschieden war, und einen für ihr Alter und Geschlecht sehr unternehmenden Geist besaß. Alsogleich sendete sie einen Eilboten nach Parma mit dem ausdrücklichen Befehle, die Vollziehung der Verbindung aufzuschieben. Ihr Abgesandter kam auch am Morgen der Vollziehung der Ceremonie zu Parma an; aber da man Verdacht hatte wegen seiner Sendung, so wurde er am Eingange

der Stadt aufgehalten, und durch Drohungen bewogen, sein Erscheinen bis auf den anderen Tag zu verschieben.

In der Zwischenzeit wurde die Trauung, bei welcher der Herzog von Parma die Stelle des Königs von Spanien vertrat, vollzogen, und ein Eilbote mit der Nachricht davon nach Madrid geschickt, wo die Prinzessin, ihren Verdruß verbergend, sie scheinbar mit eben so großer Freude als der König empfing. Die neue Königin reiste mit einem glänzenden Gefolge ab und wurde bei ihrer Durchreise durch Frankreich überall wie eine Königin empfangen. An der spanischen Grenze entließ sie ihr ganzes Gefolge bis auf die Marchesa von Piombino und der spanische Hofstaat trat seinen Dienst an; Alberoni kam ihr bis Pampelona entgegen, und empfing als Belohnung für seine Dienste den Grafentitel und die Bestallung als Gesandter des Herzogs von Parma zu Madrid.

Der König verließ auf die Nachricht von der Annäherung der Königin Madrid, und wollte seine Braut zu Guadalaxara treffen, wo die Vermählung vollzogen werden sollte; die Prinzessin Orsini, und ihr Neffe Chalais, begleiteten ihn. Zu Alcala verließ ihn die Prinzessin, die zu der Camerara major der jungen Königin ernannt worden war, um ihrer neuen Gebieterin entgegen zu gehen und den Dienst bei ihr anzutreten.

Sie saß eben zu Xadraca, einem kleinen Dorfe vier Stunden hinter Guadalaxara, bei Tafel, als die Königin dort anlangte. Auf die Nachricht davon ging sie ihr entgegen, traf sie am Fuße der Treppe, kniete vor ihr nieder, und küßte ihr die Hand. Sie wurde gut empfangen, und folgte ihrer königlichen Gebieterin in ihre Zimmer, wie ihr Amt es gebot.

Sie fing dort an, der Königin von der Ungeduld ihres Bräutigams zu sprechen, wurde aber von ihr mit dem bittersten Tadel über ihren respectwidrigen Anzug unterbrochen. Als sie sich deshalb entschuldigen wollte, gebot ihr die Königin Schweigen, rief nach der Wache, und herrschte dieser zu: „Schafft mir die Frau fort, sie hat es gewagt, mich zu beleidigen.“ Sie selbst legte mit Hand an, um die Prinzessin aus dem Zimmer zu treiben.

Sie rief dann den wachthabenden Offizier, und befahl ihm, die Prinzessin zu verhaften und über die Grenze zu bringen. Als der erstaunte Offizier Anstand nahm, und vorstellte, daß nur der König selbst ihm einen solchen Befehl geben könne, fragte sie ihn unwillig, ob er nicht des Königs Befehl habe, ihr unbedingt zu gehorchen? und erwiederte auf seine bejahende Antwort: „Nun wohlan denn, so gehorchen Sie mir!" Auf sein Verlangen gab sie ihm überdies noch eine schriftliche Ordre.

Die Prinzessin wurde sofort, ohne daß sie die Kleider wechseln durfte, mit einer weiblichen Bedienung in einen Wagen gesetzt, den zwei Offiziere ebenfalls bestiegen, und unter einer Escorte von 50 Dragonern, die ganze Nacht hindurch, die so kalt war, daß sich der Kutscher eine Hand erfror, auf der Straße nach Frankreich zu fortgefahren, ohne daß sie vor Staunen, Schmerz und Besorgniß ein Wort gesprochen hätte.

Am Morgen endlich erzählte sie den beiden Offizieren den ganzen Vorfall, und drückte ihre Hoffnung aus, daß der König, der nichts davon wissen könne, wohl anders entscheiden werde. Als aber die Reise den ganzen Tag hindurch fortgesetzt wurde, ohne daß Nachrichten vom Könige anlangten, verlor sie die Hoffnung, und die Strenge der Witterung, der sie schutzlos ausgesetzt wurde, wie der Mangel an jeder Bequemlichkeit, selbst an Kleidern und Wäsche, führten endlich die heftigsten Ausbrüche herbei, bei einer Frau, die, befehlshaberisch und ehrgeizig, so lange an Achtung und Macht, an die Servilität des Hofes und an Bequemlichkeit und Luxus gewöhnt worden war.

Am dritten Tage ihrer Reise wurde sie von ihrem Neffen, dem Grafen Chalais und dem Fürsten Lanti, eingeholt, welche ihr einen Brief des Königs einhändigten und dabei ihr Bedauern ausdrückten. Aber sie hatte sich bereits wieder gefaßt und sagte ihnen: „Was wollt Ihr mit Euren Klagen? Hört auf damit oder verlaßt mich! Ich habe mir nichts vorzuwerfen und bin ruhig."

Doch forschte sie genau, wie sich der König nach ihrer Abreise benommen habe, und was sonst vorgegangen sei. Er hatte, nach Chalais Berichte, am Abende zu Alcala Karte gespielt und ungeduldig auf Nachrichten von der Prinzessin gewartet. Am anderen Tage waren sie nach Guadalarara gegangen, wo Chalais zuerst von einem Bedienten

die Nachricht von der Verhaftung der Prinzessin gehört und sogleich für sich und seinen Vetter um Erlaubniß gebeten hatte, ihr folgen zu dürfen. Grimaldi hatte ihnen die Erlaubniß des Königs und ein Paquet von demselben gebracht, welches seiner Versicherung nach eine Schenkung des Fürstenthums Rosas an die Prinzessin enthalten sollte; zugleich aber hatte er ihm angedeutet, nicht eher abzureisen, als bis die Königin eingetroffen sein würde. Bald darauf war Alberoni angekommen, und hatte sogleich eine Privataudienz gehabt. Nach der Ankunft der Königin und dem Vollzuge der Vermählung hatte Chalais endlich die Erlaubniß zur Abreise erhalten, aber anstatt des Paquets mit der Schenkung hatte man ihm blos einen Brief des Königs mitgegeben, der in kalten Ausdrücken abgefaßt war, nichts enthielt, als die Versicherung, daß der Gehalt der Prinzessin auch für die Folge pünctlich ausgezahlt werden sollte.

Als sie auf solche Weise alle Hoffnung verloren hatte, wurde sie vollkommen resignirt. Sie vergoß keine Thränen, kein Seufzer wurde gehört, kein Vorwurf, kein Tadel wurde laut, sie ertrug ohne Klage die größte Kälte, wie den Mangel an den gewöhnlichsten Lebensbedürfnissen erwarb sich durch ihre Geduld und ihre Kraft die Bewunderung aller ihrer Begleiter, bis sie nach einer Reise von 23 Tagen zu St. Jean de Luz ankam, wo sie wieder in Freiheit gesetzt wurde.

Ihre Schützlinge theilten ihren Fall. Orri und Robinet wurden entlassen, der Cardinal del Giudice durch Alberoni's Vermittelung in seine vorigen Aemter und Würden eingesetzt, und der frühere Beichtvater des Königes, d'Aubenton, wiederum zu diesem Posten berufen.

Die Prinzessin Orsini wandte sich von St. Jean de Luz aus an Frau von Maintenon, um sich in ihrem Geburtslande ein Asyl auszuwirken, und erhielt nach einiger Zeit die Erlaubniß nach Paris zu kommen, wo sie im Hause ihres Bruders, des Herzogs von Noirmoutier, eine Zuflucht fand. Bei ihrem Erscheinen in Versailles wurde sie von dem Monarchen und seinem Hofstaate mit so vieler Aufmerksamkeit behandelt daß sie neue Hoffnungen zu fassen begann. Aber sie waren nur von kurzer Dauer.

Auf Veranlassung seiner neuen Gemahlin machte König Philipp Versuche, sich mit dem Herzoge von Orleans auszusöhnen. Er entließ die beiden Agenten desselben, Regnault und La Rotte, die bis dahin in der strengsten Haft gehalten worden waren, und schob die ganze Schuld ihrer früheren Mißverständnisse auf die Verläumdungen der Prinzessin Orsini.

Die Aussöhnung erfolgte; der Herzog von Orleans aber rächte sich dadurch an der Prinzessin, daß er bei Ludwig XIV. ein Verbot an dieselbe auswirkte, sich vor irgend einem Mitgliede des Hauses Orleans sehen zu lassen. Das war zugleich ein indirectes Verbot, überhaupt an dem Hofe von Versailles zu erscheinen.

Verschiedene Versuche, die sie machte, die Gunst Ludwigs XIV. und das Vertrauen der Frau von Maintenon wieder zu gewinnen, waren fruchtlos. Dennoch bezog sie den prächtigen Pallast, den sie durch d'Aubigné zu Chanteloupe hatte bauen lassen, nicht, sondern überließ ihn dem letzteren zur Wohnung und schwärmte bis zu der letzten Krankheit Ludwigs XIV. um Paris und Versailles herum, immer noch in der Hoffnung, die verlorene Gnade des Königs wieder zu gewinnen.

Da sie aber, für den Todesfall Ludwigs XIV., die Rache des zum Regenten bestimmten Herzogs von Orleans fürchtete, so beschloß sie Frankreich zu verlassen, und begab sich, als ihr eine Zufluchtsstätte in Holland verweigert worden war, zunächst nach Avignon und von da nach Genua.

Von dort aus wollte sie nach Rom gehen; aber der Papst Clemens erlaubte es nicht, und es wurde ihr erst auf wiederholtes Bitten von seinem Nachfolger verstattet, sich in Rom niederzulassen.

Sie machte dort mit dem Prätendenten von England, Stuart, Bekanntschaft, vereinigte sich mit ihm und machte die Honneurs seines Hauses, bis sie dort im hohen Alter im Jahre 1722 verstarb.

Das war das Ende einer der merkwürdigsten Frauen des achtzehnten Jahrhunderts, welche eilf Jahre lang in Spanien geherrscht und Ludwig XIV. mehr als einmal Gesetze vorgeschrieben hatte.

Die Art und Weise, wie ihr Fall herbei geführt wurde, blieb lange ein Gegenstand der Neugierde und vergeblicher Untersuchungen,

bis die Zeit, die so vieles aufklärt, auch darüber einiges Licht verbreitete.

Es scheint, daß um die Zeit ihres Sturzes alle Parteien mit ihr unzufrieden waren; Ludwig **XIV.**, weil sie sich dem Friedensschlusse mit den Holländern widersetzte; Frau von Maintenon, weil sie in ihrem Stolze sich zur Souveränität erheben wollte, und alle früheren Verbindlichkeiten vergaß; Philipp, weil sie sich hatte beikommen lassen, ihn heirathen zu wollen, und ihm das unerträglichste Joch aufgelegt hatte; die junge Königin endlich, weil sie ihre Verheirathung noch im letzten Augenblicke hatte abbrechen wollen. So vereinigten sich die Interessen aller Parteien zu ihrem Sturze, und es handelte sich nur noch um die Wahl der Mittel dazu.

Philipp hatte in keinem Falle den Muth, sie selbst zu entlassen. Er schickte daher den Befehl dazu der Königin insgeheim entgegen, und überließ ihr, die Mittel zur Ausführung selbst zu wählen. Am Schlusse desselben ermahnte er die Königin, ohne allen Verzug zur Ausführung zu verschreiten. „Denn", bemerkte er, „wenn Sie auch nur zwei Stunden mit ihr sprechen, so werden Sie alsbald von ihr eingenommen werden und in ihre Gewalt gerathen."

Ob Alberoni an ihrem Sturze Antheil genommen habe, bleibt zweifelhaft, wenn auch der Umstand, dessen die Geschichte gedenkt, daß er es anfangs versucht habe, der Königin davon abzurathen, und erst, als sie ihm den schriftlichen Befehl des Königes vorgezeigt hatte, bei der Sache thätig gewesen sei, nicht so schlechterdings das Gegentheil beweisen kann.

Was aber soll uns denn, höre ich wohl fragen, die alte Geschichte in der neuen Zeit? Viel und mancherlei kann sie uns nützen, wenn denn nun einmal überall nur von der Nützlichkeit die Rede sein darf.

Sie stellt uns ein treues Bild aus alter Zeit dar, und die neue Zeit kann sich vielfach darin spiegeln. Sie zeigt, wie es mit der absoluten Gewalt stand und was sich an Höfen zugetragen hat. Ob es noch so steht? ob sich noch ähnliches zuträgt? Allerdings sagen uns die Zeitungen nichts davon und ihren Versicherungen nach möchte man eher das Gegentheil glauben.

Aber noch immer bestehen die menschlichen Leidenschaften in der nämlichen Stärke, und noch immer kann die Schule die Kunst nicht lehren, Affecte zu besiegen. So lange jene an Stärke nicht abnehmen und diese die Kunst sich nicht zu eigen machen kann — das heißt etwa so lange das menschliche Geschlecht bestehen wird, werden sich auch die Verhältnisse thatsächlich niemals anders ordnen, als wie wir sie in dem vorgeführten Bilde aus der Vergangenheit sich stellen sehen, wenn auch was gegenwärtig geschieht, verhüllt bleibt, bis eine spätere Zeit den Schleier hinwegzieht und dann das uns jetzt Verhüllte der Nachwelt eben so offenbar wird, wie uns die Vergangenheit in dem vorgeführten Bilde offenbar geworden ist.

Sie zeigt, daß die Verhältnisse mächtiger sind als die Könige, daß in Zeiten der Noth überall die Rettung nur in der Kraft des Volkes liegt, und daß das heut zu Tage so häufig gehörte und gebrauchte Sprüchwort:

„Alles für, nichts durch das Volk!"

nicht blos eine leere Phrase, sondern ein offenkundiger Irrthum ist, und daß Großes allein durch das Volk geschehen kann.

III.

Die Heilwahrheit des kalten Wassers.

Ein Vortrag in der Versammlung der Wasserfreunde zu Dresden.

Wenige Wahrheiten nur sind geeignet, sich rasch die Welt zu erobern, denn wenige nur stellen sich durch Thatsachen so genügend dar, wie es die untergeordnete Begriffsfähigkeit der Massen verlangt.

Es wird im großen menschheitlichen Entwickelungsprocesse ewig denkwürdig bleiben, daß in unserer Zeit, wo die Völker, ihrer schlechten historischen Elemente sich zu entledigen, und mit der Vernunft zu versöhnen suchen, von dem Lande der geistigen Stabilität, von Oestreich, dem „deutschen China", eine nie geahnte propagandistische Bewegung ausging, welche mit der Wasserkur, mit der Heilung der physischen Leiden der Menschheit, diese auch hierin mit der Vernunft in der Rückkehr zur Natur zu versöhnen strebt.

Diese Bewegung ist ursprünglich nicht auf eine Lehre gegründet, sondern auf eine Reihe von Thatsachen, und zwar aus dem unmittelbarsten Verkehre mit der Natur hervorgegangen. Sie ist weit weniger verkündet, als ausgeübt worden, und der Mann, welcher der Natur an den einfachsten Quellen das große Geheimniß ihrer absoluten Heilkräfte ablauschte, und es anwendete, trug nicht einen berühmten Namen; er war nicht ein bebänderter geheimer Obermedicinalrath, und hatte nicht eine bedeutende Stellung in einem Centralpuncte naturwissenschaftlicher

Kreise, in einer Haupt- oder Universitätsstadt; nein, er war unbekannt, wie sein Geburts- und Wohnort. Es war der ungelehrte Landmann Vincenz Prießnitz, still wirksam in einer Ackercolonie auf dem Gräfenberge, auf jenem schlesisch-mährischen Sudetenzuge, welcher Oestreichs Doppeladler trägt, und dem übrigen Deutschland bisher ziemlich so fremd war, wie irgend ein transatlantischer Bergzug.

So ist auch für die andere physische Hälfte der menschlichen Doppelnatur, zur Vervollständigung ihrer Wiedergeburt, ihre weltbedeutsame Grundwahrheit auf dunkler Stätte durch einen geringen Mann offenbart worden, wie Jesus, der Nazarener, der Zimmermannssohn, der moralischen Lebensseite der Menschheit eine neue Basis gab. Wie dieser zuerst in kleinem Volkskreise wirkte und lehrte, so Vincenz Prießnitz auf seinem Gräfenberge. Wie den moralischen Messias und seine Jünger die Pharisäer und Schriftgelehrten verfolgten und schmähten, so erfahren es aus ähnlichem Grunde von unseren medicinischen Schriftgelehrten der Messias des physischen Heils und seine Apostel. Wie der große einfache Gottmensch Wunder wirkte, so hat der einfache Naturmensch auf dem Gräfenberge schon tausend natürliche Wunder der Heilung zur Ehre Gottes gewirkt, indem er dessen Weisheit da aufsuchte und auffand, wo sie zu finden war. Wie die Christuslehre im offenen unbequemen Widerspruche mit den herrschenden Ansichten und Gewohnheiten stand, so auch die Prießnitzlehre, insbesondere, wo es nach des Meisters eigenem derben Ausdrucke galt, „den Beelzebub aus den Säuen zu treiben", d. h. ein durch Medicinvergiftung herbeigeführtes und tiefgewurzeltes chronisches Siechthum zu heben. Einheit ist das Princip der christlich-moralischen Heilwahrheit wie der modernen physischen. Dort besteht sie in der Menschenliebe, hier im Wasser! Leider ist daran die prophetische Bemerkung zu knüpfen: es wird dieser wie jener ergehen. Man wird sich allmälich von dem Princip entfernen, und das aus ihm entsprungene Heil wird bei der neuen physischen Wahrheit in medicinischer Charlatanerie untergehen, wie es bei der moralischen in religiösen Maskenzügen bereits geschehen ist. Ich wünsche, der einzige geschichtliche Erfahrungssatz, an dessen Wiederholung ich glaube, daß nämlich auch das moralisch Erhabenste vor dem historischen Staube nicht sicher

ist, möge an dem blos physisch Guten der Wasserkur und Wasserdiät sich nicht bestätigen. Die Thiere des Waldes werden nicht um die Naturwahrheiten betrogen. So suchen sie auch instinktmäßig nach einer Verwundung das Wasser als Heilmittel, und es bewährt sich als solches zu jeder Zeit. Der Mensch aber macht leicht seine Vernunft zur Vernünftelei, und verkünstelt den Instinkt, und so wird ihm auch die errungene Wohlthat des Wassers wieder verkümmert werden.

Scheltet es nicht profan, daß ich den menschlichen Prießnitz vorhin mit dem göttlichen Christus verglichen habe. Es handelt sich um Jenen als Persönlichkeit nur insofern als sich in seiner medicinischen Genialität eine Naturwahrheit, daher eine göttliche, durch Thatsachen offenbarte. Wie bei jeder neuen Erscheinung zeigten sich auch bei der Wasserkur die mannichfachsten Phasen der öffentlichen Theilnahme. Noch vor Prießnitz war Oertel in Ansbach sogar als hydropathischer Fanatiker bekannt geworden, und durch ihn begann eine neue Richtung der medicinischen Literatur in der populären Wasserheilkunde. Auf der breiten Basis der gräfenberger Erfahrungen versuchten nun Aerzte und Nichtärzte ihren Scharfsinn in Kritik und Theorie der neuen Heilart, und es folgte eine literarische Flut vom Gräfenberge in den verschiedensten Schattirungen, vom unbedingtesten Glauben an die hydropathische Heilwahrheit bis zur entschiedenen allopathischen Negation, welche hinter bequemer Phraseologie mit bornirter Arroganz die Furcht vor ihrer gefährdeten Existenz versteckte. Man spottete, schmähte, zweifelte, leugnete und gab theilweis zu. Manche suchten eine Verbindung der Wasserheilkunde mit den bekannten Doctrinen zu bewirken, unter der Erklärung, daß die gräfenberger Kur allerdings heilsam sei, aber nur für gewisse Fälle passe; Andere hielten diese nur für eine temporäre Methode, deren Geltung, wie die des Mesmerismus und Brownianismus, von der Mode abhängig sei, und nach einiger Zeit wieder von selbst verschwinden werde; die Gläubigen endlich faßten nur die einzelnen Erscheinungen ins Auge und verkündeten der Welt die mitunter wunderähnlichen großartigen Heilerfolge, ohne das Wesen der Wasserkur selbst zu erforschen, zu erkennen und darzustellen. Somit konnten sie auch der guten Sache mit ihrem auf dergleichen Wunder begründeten Glauben nur einen sehr unwesent-

lichen Dienst leisten; denn bei der bloßen Glaubenswahrheit der Heilkraft des kalten Wassers stellte sich dieses mit andern Heilmitteln nur in gleichen Rang, ja seiner unbehaglichen Anwendung wegen vor den Augen der Masse sogar hinter diese. Es bedurfte eines scharfen Geistes, der durch den Glauben zur Ueberzeugung drang, eines thätigen, beharrlichen Geistes, der für das Heil der Menschheit in den Sumpf der bisherigen Medicinkunst hinabstieg und ihn untersuchte; endlich eines muthigen wohlgerüsteten Geistes, welcher vor der Welt ungescheut die Tiefe dieses Sumpfes und seine Irrlichter angab, die als Wahrheitsfackeln gelten sollen, und dabei die alle medicinische Weisheit umstürzende Behauptung von der alleinigen Heilfähigkeit des kalten Wassers mit den Flammenworten der Ueberzeugung vor den Anhängern des alten Régime vertrat.

Ein solcher Geist ist in J. H. Rausse der neuen Lehre erweckt worden. Er war der Erste, der diese wissenschaftlich begründete, indem er aus der Charakteristik des hydriatischen Heilprocesses und dessen geschichtlichen Thatsachen auf dem Gräfenberge mit genialer Combination die einleuchtendsten Grundwahrheiten entnahm, und dieselben auf einen Lehrsatz zurückführte, der präservativ wie curativ das physische Heil der Menschheit trägt. Dieser lautet: Auf dem täglichen innern und äußern Gebrauch des kalten Wassers beruht naturgemäß die Gesundheit, und es heilt dieses bei entsprechender Anwendung auch jede Krankheit, die überhaupt heilbar ist, als einziges Universalmittel wirklich. — Wie viel auch auf dem Felde der Erfahrung für die systematische Ausbildung der Wasserheilkunde noch zu gewinnen ist, an ihrem Principe selbst kann Nichts geändert werden, ohne ihr den Charakter der siegenden Wahrheit zu verwischen, der bei dem folgerechten Verfahren des Meisters vom Gräfenberge in den größten unwiderleglichen Thatsachen sich fortwährend ausprägt. Diese dort, wie in jeder echten Wasserheilanstalt, zu jeder Zeit durch Gesicht, Geruch und Gefühl sinnlich zu entnehmende Wahrheit hat Rausse nun auch zu einem Vernunftbegriffe gemacht, und wenn das spätere gesundere Geschlecht dankbar den Namen „Prießnitz" nennen wird, welcher der Menschheit in seinem Gräfenberge die Naturkirche ihres physischen Heiles zeigte, so wird man auch Rausse's nicht vergessen, der den Petrusschlüssel dazu reichte.

Als Vorläufer seiner literarischen Bedeutsamkeit auf dem hydropathischen Gebiete erschien vor drei Jahren die kleine Schrift: „Geist der gräfenberger Wasserkur", welche in hohem Grade die öffentliche Aufmerksamkeit erregte, und auch binnen wenigen Monaten vergriffen war. Hierauf folgte das größere Werk: „Wasser thut's freilich", das auch bereits in der zweiten Auflage erschienen ist. Er eröffnete es negativ mit einer schlagenden Demonstration gegen die Allopathie, indem er wörtlich die Aussprüche der größten Aerzte aller Zeiten über den Werth ihrer Wissenschaft zusammenstellte, woraus ziemlich unumwunden überall das Geständniß ihres Nichtswissens hervorgeht. Dann forderte er alle Medicinärzte zur Widerlegung seiner Pathologie auf, deren Grundlinien wesentlich folgende sind.

Alle Krankheitserscheinungen haben materielle Ursachen, welche der Organismus als ihm feindlich und ungleichartig zu entfernen strebt. Er ist sein eigener Arzt, und überwindet bei ungeschwächter Lebenskraft leichtere Uebel auch durch die eigene Anstrengung. Das Wasser gewährt indeß einzig und allein in angemessener äußerer und innerer Anwendung dem Organismus die naturgemäße Unterstützung bei diesem Kampfe gegen die eingedrungenen feindlichen Stoffe, indem es mittels seiner durchdringenden, zersetzenden und kräftigenden Eigenschaft ihn zu erhöhter Thätigkeit anregt. Statt dessen wird nicht zur Unterstützung des organischen Heilversuches (Fieber), den man im ungeheuern Irrthume für die Krankheit selbst ansieht, sondern zu dessen Unterdrückung innerlich oder äußerlich ein sogenanntes Medicament angewandt, welches in der Regel sich die Blut und Säftemasse nicht zu assimiliren vermag. Es läßt nun der Organismus von dem Kampfe gegen die ursprünglichen Krankheitsstoffe ab, und wendet die zurückgezogene Kraft gegen den ihm als Heilmittel aufgedrungenen neuen Feind, um ihn entweder auszustoßen oder unschädlich zu machen. Selten gelingt ihm Ersteres vollständig. Er schließt also den fremden unvereinbaren Stoff, in Atome zersetzt, in Schleimhäute ein, und sondert ihn so von der gesunden, d. h. naturgesetzlich sich verbindenden, verbundenen und sich erneuernden Körpermasse ab. Dieser Proceß der Unterdrückung statt Fortschaffung, welcher das erste Uebel durch das zweite bindet, wird nun nach den bis-

herigen Kunstbegriffen eine Heilung genannt, weil das äußere Kampfgepräge, der wirkliche Heilungsversuch, aufgehört hat. Dadurch jedoch wird die ursprünglich meist acute Krankheit in eine chronische verwandelt. Der noch ungeschwächte Organismus versucht inzwischen von Zeit zu Zeit die Entledigung der feindlichen prickelnden Stoffe; aber bei jeder neuen Kraftäußerung wiederholt die alte Kunst ihr widersinniges Verfahren, diese zu schwächen, indem sie durch Blutentziehungen, neue Medicingaben den Organismus zwingt, von seinem heilsamen Kampfe, den sie Krankheit nennt, theils aus Schwäche, theils zur Unterdrückung der abermals eingedrungenen Giftstoffe abzustehen. Denn Gift im weiteren Sinne ist für den Menschenkörper jede Substanz, die er sich nicht assimiliren kann, gleichviel ob ihre zerstörende Wirkung rasch oder langsam erfolgt. So wird endlich mit der immer mehr abnehmenden Schutzkraft gegen diese das chronische Siechthum vollkommen ausgebildet, dessen Hebung nur allein der Alles durchdringenden und wiedergebärenden Wasserkur möglich wird, wenn die Lebenskraft, insbesondere die ausscheidende Hautthätigkeit, nicht bereits allzu tief gesunken ist. Dann zeigt sich thatsächlich die Wahrheit des erörterten Processes. In Schweißen, Geschwüren und im Urin gehen die tiefgewurzelten Krankheits- und Medicinstoffe zugleich ab, freilich in den meisten Fällen schmerzhaft und hartnäckig genug; aber die feindlichen Gäste werden gewiß aus ihren alten Quartieren verjagt, und der Organismus gleicht einem lange unterdrückten Volke, das in edler letzter Kraftanstrengung den Kampf gegen übermüthige Tyrannei siegreich besteht. Welche Methode lieferte bisher so sinnlich wahrnehmbare Beweise wirklicher Heilung, wie die Wasserkur, indem sie Quecksilber oder Schwefel, vor 20 Jahren genommen, in den ausscheidenden Schweißen und Geschwüren wiedererkennen läßt!

In der Wasserkur ist dem modernen Menschengeschlechte, welches die Medicinkunst mit einem ganzen Heere neuer Krankheiten beschenkte und schon von der Wiege an vergiftete, eine wirkliche körperliche Wiedergeburt dargeboten; und diese wird nicht einflußlos auf die gleichzeitig begonnene geistige sein. In der That holen sich manche Individuen, an denen vom Scheitel bis zur Sohle nichts mehr taugte, binnen einem oder einigen Jahren aus den Wasserheilanstalten einen ganz neuen Körper,

aufgesäugt mit Quellwasser, der Ammenmilch der Berge, diesen Brüsten der guten Mutter Erde! Bei einer solchen wandelnden oder wankenden Medicincloake erhält man eine ganz neue Ansicht von der Weisheit und Güte Gottes, daß er die Natur seines Ebenbildes so langmüthig im Ertragen von Mißhandlungen und Verhunzungen einrichtete. Die Aerzte der alten Schule lernen — um mit Rausse zu reden — das ganze Arsenal des Todes, aber der Organismus des Kranken bewahrt mit bewundernswürdiger Sorgfalt die ihm aufgedrungenen Gifte oft halbe Menschenalter hindurch in den künstlich um sie gewebten Schleimnetzchen so abgesondert auf, als ständen sie noch in den Phiolen der Apotheke; aber freilich so unschädlich, wie hier, können sie in dem Menschenleibe nicht mehr bleiben. Nur die Absicht und der Zeitraum der Wirkung unterscheiden Aerzte und Medicamente — von Mördern und Giften. Diese mögen in größern Gaben rasch tödten, wie Arsenik und Blausäure, oder nur langsamer zerstörend sein, wie das Jod, der Spießglanz und besonders der beliebte Merkur, endlich selbst nur die unschuldigern Medicamente, deren gewisser Nachtheil sich ebenso unsicher berechnen läßt, als ihr scheinbarer Vortheil: gleichviel, ihre Wirkung ist entweder eine dem Organismus positiv oder als unvereinbar mit der Körpermasse negativ feindliche, daher sind es — Gifte. Die Aerzte geben sie nicht in der Absicht zu tödten, allein sie thun es wirklich, denn jede Lebensverkürzung ist auch Tödtung, und ein Mann, der ohne Medicinvergiftung nicht qualvoll an der Wassersucht gestorben wäre, sondern noch zwanzig Jahre länger gelebt hätte, ist jedenfalls mehr zu bedauern, als wenn er zur selben Zeit durch den Stahl, die Kugel oder das rasch wirkende Gift eines absichtlichen Mörders gefallen wäre. Die vorausgesetzte gute Absicht und die schwierige Erfolgsberechnung allein konnten also bisher die Medicinkunst nicht nur im Glanze der Unschuld, sondern sogar der Ehre erscheinen lassen, und mancher ordenbehangene Medicinalrath ist ein zwar absichtloser, aber auch ungleich vielfältigerer und furchtbarerer Mörder, als der auf dem Hochgerichte stirbt. Dieser ist es im juridischen, Jener nur im factischen Sinne.

Man erstaunt bei der erbärmlichen Proteusgestalt des körperlichen Menschenleidens, welche die Kunst der alten Schule, statt es zu mindern, siegreich herausgebildet hat, über die gräßlichen, universellen Folgen

der praktischen Unwissenheit, an der die hilfsbedürftige Unvernunft der Massen sich gleich einer Schmarotzerpflanze behaglich und beharrlich hinaufschlingt. Man erstaunt noch mehr über die Größe der Unwissenheit in einer so weltbedeutsamen Angelegenheit, wie das körperliche Heil der Menschheit, weil gerade hier das Buch der Natur so lesbar ist, indem sie in jedem verwundeten Hirsche, der instinktmäßig das Wasser sucht, einen Lehrmeister bestellte. Man erstaunt aber am meisten über die Unvernunft, mit der in der Regel die Forderungen an die gräfenberger Wasserkur geschehen.

Als sie noch ein phantastisches Wunderkind war, und allein dort auf dem fernen einsamen Berge der Sudeten thronte, dessen Quellbäche unter der Leitung des genialen Naturarztes erst von Wenigen benutzt wurden, da spottete die eine Hälfte Deutschlands, denn sie dachte an ähnliche Bauernkuren; die andere Hälfte aber schauderte zurück vor der Diät von kaltem Wasser und Milch, vor den kalten Wannen- und Sturzbädern, und dem gewöhnlichen Muhmenverstande sträubten sich die Haare empor bei der Mittheilung, daß der Kranke in vollem Schweiße das kalte Bad brauchen müsse. Die behagliche wie die vernünftige Ordnung der Dinge schien bei dieser Kur auf die Spitze gestellt, und wäre das körperliche Elend nicht so allgemein und so hoch gestiegen gewesen, der Gräfenberg würde heute noch in seiner romantischen Einsamkeit beharren, wie mancher andere Badort, dessen Quellen gegen dies und jenes helfen sollen, bei ungünstigen Umständen aber nur den Umwohnern und deren Nachbarn bekannt werden. Da aber überwand Mancher, der vergebens zu allen warmen und kalten sogenannten Gesundbrunnen des In- und Auslandes gezogen war, den Abscheu vor dem kalten Wasser, um die schon weggeworfene Hoffnung noch einmal als Krücke aufnehmen zu können, und keuchte den Gräfenberg hinauf. Und sieh! das lange verachtete herrliche Element rächte sich an ihm wie ein edler Feind: es heilte ihn. Die holden Quellnymphen des Hirschbadkammes flochten ihm einen Kranz neuer Lebensrosen um den Rest seiner Tage, und sagten: Kehre zurück in die verkehrte kranke Welt, und verkünde unser freundliches Wunder. Lade alle Leidende, die gleich dir sich zum Vertrauen erheben können, zu uns ein, und was der Unverstand ihrer Heilkünstler an ihrer Lebenskraft noch unverdorben ließ, das soll

ihnen, reicht es irgend aus, zu dem Siege wahrer Heilung helfen! — Eine neue Welt, oder vielmehr die alte in einer neuen magischen Beleuchtung, welche er nie geahnet, lag vor dem strahlenden Auge des Genesenen, als er von der Koppe des Gräfenberges das Dörferbelebte schöne Bielathal entlang blickte, und hinüber zu dem mächtigen Gebirgsstocke des Gesenkes, über welches der kahle flache Scheitel des Altvaters, der Kern desselben, als lockendes Belvedere hereinragte. Da warf der Mann die Krücke der Hoffnung weg, die ihn hierher getragen hatte; denn diese war erfüllt. Eine Dankesthräne im Auge nahm er dann Abschied von dem kindlich lächelnden Prießnitz, der ihm die neue Welt, die des Gesunden, aufgeschlossen hatte, wanderte hinab in die Thäler, in die Ebenen, und was seine begeisterte Zunge erzählte, trugen bald die Zeitungen von Land zu Land. — Gar Mancher folgte dem Beispiele, die trostlose Unmöglichkeit seiner Heilung, welche sein auch mit dem Scheinwissen endlich fertig gewordener Arzt ausgesprochen hatte, dennoch zu lösen; bald erschien der Gräfenberg den kranken Lebensschiffern als trostvoller Leuchtthurm im Meere der Hoffnungslosigkeit, auf den sie mit der letzten Kraft zusteuerten, und in den meisten Fällen bewährte sich auch das fernher schimmernde Licht als Wahrheitsflamme. Wenigen nur ward es zum traurigen Irrwische, welche durch die Receptkleckserei, s. v. Giftmischerei, auch den Rock sich hatten verderben lassen, wie Prießnitz die Haut zu nennen pflegt; denn bei erstorbener Hautthätigkeit ist auch das letzte hohe Hoffnungslied des Meisters zu Ende, und die Unheilbarkeit absolut festgestellt. Viele Gichtkranke warfen die Krücke, auf der sie zum Gräfenberge hinaufhaspelten, jubelnd in die Luft, als sie ihn verließen. Einer dieser Erstlinge war es, der auf die Frage: ob er mit seinem Arzte oder mit Prießnitz mehr zufrieden sei, lakonisch antwortete: „Beide haben mir geholfen; der Doctor vom Gelde, der Bauer von der Gicht."

Prießnitz, dieser stille naturbegeisterte Seher, hat die Räthsel der medicinischen Sphinx, die dem entarteten Geschlechte so furchtbar geworden ist, glücklich gelöst. Nur bei abgeschiedenen Naturvölkern noch kann man sich eine Idee von der wahren Menschengestalt holen. Die rothen Kinder der Prairien im fernen Westen Nordamerikas, die Osagen und Pawnees, belehren den Reisenden, welcher hohen Ausbildung die Sin-

nenkraft fähig ist; braungelbe Araber, die Söhne der Wüste, durchzogen noch vor Kurzem Europa, und erstaunt sah man bei ihren gymnastischen Schauspielen, was der Menschenkörper zu leisten vermöge, während außerdem in manchen naturtreuen Stämmen dieses Volks ein hundertjähriges Alter gewöhnlich ist. Der schlanke Sohn der wilden Karpaten endlich zeigt mit seiner Athletengestalt auch in Europa noch, welch ein stolzes volles Genüge der treue Sohn der Natur selbst in den beschränktesten Lebensbewegungen entwickeln könne. Bei den civilisirten Völkern Europas dagegen ist die Grundlage des wahren Menschenthums, ein wirklich gesunder Leib, als würdiger Wohnsitz einer gesunden Seele, zur Fabel geworden; denn was man noch so nennt, ist kaum der Schatten des Schattens von dem, was es sein soll. Alle vernünftige Bestimmung des physischen Lebens ist so zur Fratze verkehrt, daß nicht die Gesundheit, sondern die Krankheit als Normalzustand gilt, über den man sich, als über ein nothwendiges Uebel, zu trösten gelernt hat. Diese Ansicht ist leider factisch genug begründet; es giebt keine Molièreschen Kranken in der Einbildung, nein, es sind wirkliche bejammernswerthe Kranke, und zwar in allen Klassen der Gesellschaft ohne Ausnahme. Ist das Siechthum in den bemittelten Ständen häufiger und tiefgewurzelter anzutreffen, so ist die nahe Ursache davon, daß sie sich von der wohlfeilen Natur leichter lossagen, durch verfeinerte Genüsse Krankheiten erkaufen, und zur Verschlimmerung und schmerzreichen Unheilbarkeit derselben dann das theure Medicingift leichter bezahlen können, der Arme ersetzt dies wieder durch den Genuß des Branntweingifts. Denn des Alkohols Wirkung steht in gleichem Range mit der der Medicin, und die Säuferkrankheiten treten daher sogleich chronisch auf. Der Arme wie der Reiche fragt den Bekannten: Wie befindest du dich? statt: Wie lebst du? — und hört er von einem Todesfalle, so fragt er nach der Krankheitsursache desselben, wie wenn eine solche vorhanden sein müsse, und nicht der Tod naturgemäß eine endliche schmerzlose Auflösung des physischen Daseins.

Ueber die Entartung desselben hat endlich der Herr des Himmels und der Erde sich ebenso erbarmt, wie über die moralische Entartung zur Zeit Christi; daher gab er jenem einfachen Landmanne Vincenz Prießnitz den wunderbaren diagnostischen Scharfblick, der die Beschaffenheit

und den Sitz der Krankheit alsbald erkennt, und auch bei deren bedenklichsten Krisen ihm treu bleibt. Daher gab er ihm für einen beschränkten Thätigkeitskreis, der jetzt mittelbar sich auf ganz Europa ausdehnt, die höhere Verstandesweihe, welche ihn an der alleinigen Heilkraft des kalten Wassers selbst, wie an der Einsicht zu dessen beharrlicher zweckmäßiger Anwendung niemals irre werden läßt, nachdem er diese anfänglich an sich selbst, bei einem Rippenbruche, an den Nachbaren und am Vieh, vielfältig erprobt hatte. Mit kühner Combination ersann er nun für die verschiedensten schwierigsten Krankheitsformen jenes bekannte Heilverfahren, das, im engsten Anschlusse an das Naturleben, ebenso unbehaglich als gefährlich erschien, und doch eine Menge so großartiger wirklicher Heilerfolge aufzuweisen hat, wie keine frühere Methode auch nur scheinbare.

Schwer war der Kampf für die kranke Menschheit, den der Natursohn indirect und nicht mit Feldgeschrei und prahlerischen Schlachtliedern, sondern einzig durch die stille Beweiskraft der That fortsetzte; denn dieser Kampf galt ja nicht blos dem Unverstande und Vorurtheile des Publikums selbst, sondern zunächst den Aerzten und Apothekern, welche sich dasselbe tributär zu erhalten suchten, da sie bei dem allgemeinen Krankheitszustande sich natürlich am wohlsten befanden, obschon sie selbst nicht einmal davon ausgeschlossen waren. Neben dem Gelderwerbe war auch die Eitelkeit dieser beiden mächtigen Zünfte, deren verderbliche Interessen sich bisher so innig verschmolzen, zum Tode bedroht, und Spott- und Bosheitspfeile flogen natürlich nach dem Gräfenberge. Prießnitz erwiederte kein Wort. Still und glänzend ging er seine Bahn, wie der Mond, und ließ die Möpse bellen. Das oft so ungeschickt und abgeschmackt angewandte: „Si tacuisses!" kannte er zwar nicht, übte es aber als passend für seinen Standpunkt aus. Der praktische Philosoph und Naturarzt schwieg fort, und — heilte, was die gegen ihn eifernden oder vornehm achselzuckenden Kunstärzte nicht mehr heilen konnten. Denn nur von diesen aufgegebene Kranke flüchteten, wie schon bemerkt, auf den Gräfenberg; ja die Herren Mediciner hatten dann die Einsicht, die Verzweifelnden selbst dorthin zu weisen, um die Todten auf Prießnitzens Rechnung zu bringen, und ihre Spottlust hat ihm oft schon Halbtodte von ihren Opfern zugewendet, an denen er seine Wun-

derkraft noch versuchen sollte. Einzelne wurden noch gerettet, und erschienen dann ihren entsetzten Giftmischern gleich Gespenstern; bei andern soll Prießnitz gesagt haben: „So groß ist der Haß der Aerzte gegen mich, daß sie nicht einmal diese Unglücklichen ruhig sterben lassen.“

Wahrlich, es gehört Viel dazu, die Menschen von ihrem Elende selbst auf einer Seite zu überzeugen, welches so allgemein und so handgreiflich ist, daß Jeder nur seine Nase zu fassen braucht! — Prießnitz, der hydriatische Herkules, reinigt jährlich eine außerordentliche Menge medicinischer Augiasställe, zu denen die ihm anvertrauten Krankenkörper geworden sind, von ihrem chronischen Siechthume; acute Krankheiten aller Formen, insbesondere das bösartige Nervenfieber, heilt er in kürzerer Zeit, als ein leichter Katarrh verläuft, und die glaubwürdigsten Zeugnisse verkünden jetzt auch von andern Heilanstalten aus fortwährend die außerordentlichsten Erfolge der Wasserkur. Aber weil sie natürliche Wunder thut, verlangt man übernatürliche. Die meisten vermögenden Kranken reisen bereitwillig in die Bäder, an die sogenannten Gesundbrunnen voll Schwefel und Salze, welche die Natur schon durch ihren ekeln Geruch oder Geschmack als Giftquellen bezeichnet hat. Sie überwinden den Widerwillen, und bedienen sich der kocytischen Brühe zu Bad und Trank, fühlen auch eine Beschwichtigung ihres Leidens, oder bilden sie sich nur ein, und kehren im nächsten Jahre unverdrossen wieder, denn auch das blos unterdrückte Uebel ist mit neuer Kraft wiedergekehrt, und so treiben sie es eine Reihe von Jahren hindurch fort. Daneben wird fortwährend ein Hausarzt besoldet, der sein Geld doch bisweilen durch eine Bemühung verdienen will, und oft gegen seine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit etwas verordnet; denn es giebt Kranke, denen die Medicin das eigentliche Lebenselement geworden ist. Sie fühlen, daß ihr Zustand ungeachtet aller Summen an Doctor und Apotheker nicht besser wird, ohne zu erkennen, daß es dabei nicht nur nicht besser werden kann, sondern sich nothwendig verschlimmern muß, und immer aufs Neue wird Medicin genommen. Bevor die Heilwahrheit des kalten Wassers bekannt wurde, war dieser verderbliche Widerspruchsgeist zwischen Erkennen und Thun zu entschuldigen, denn es blieb nur die Wahl des allopathischen Heilverfahrens oder gänzlicher Unthätigkeit und der im

Strome Versinkende greift auch nach einem Strohhalme. Die um sich greifende Homöopathie befreite hierauf Tausende wenigstens von den riesigen Giftportionen, und damit war ein großer Schritt, mehr zur Verhütung als zur Heilung von Krankheiten, geschehen. Alles, was möglich ist, leistete endlich die Wasserkur, und beseitigte jede Rathlosigkeit. Nun aber verlangt man von ihr das Unmögliche. Personen, die sich aller Heilmethoden bedient, alle Mineralwässer durchgekostet haben, und zu personificirten Apotheken geworden sind, wollen sich nun, wenn sie endlich den letzten schweren Entschluß zur Wasserkur gefaßt haben, nach vier Wochen von der Jeremiade eines ganzen Jahrzehents, höchstens vielleicht in einem Vierteljahre von den Leiden eines Vierteljahrhunderts, befreit sehen. Nein, so schnell läßt sich die Natur für die empfangenen Mißhandlungen der Kunst nicht versöhnen, und manches recht eingewurzelte chronische Uebel verlangt ein-, auch mehrjährige Ausdauer in der Kur, während es als acute Krankheit bei zweckmäßiger Wasserbehandlung vielleicht in so viel Wochen getilgt war.

Die Kur ist nicht sinnenschmeichelnd für den Anfänger, den die alte Erziehungs- und Heilkunst verweichlichte. Sie nimmt die ganze Zeit und den ganzen Menschen mit eiserner Beharrlichkeit in Anspruch, und verschlimmert bei der herannahenden Krisis nicht nur das zu bekämpfende Uebel, sondern bringt daneben noch manches längst verschwundene, vermeintlich geheilte wieder zum Vorschein; denn alle nur irgend im Körper vorhandenen schlechten Stoffe werden gewaltsam aus ihren kleinsten Ruhepunkten aufgestört, und nach der Haut getrieben. Endlich löst sie in den meisten Fällen freilich sicher die Heilungsfrage mit einer nie gehofften Vollkommenheit zur unaussprechlichen Freude des Leidenden. Gar Mancher aber verliert inzwischen den Muth, bricht die Kur ab, greift wieder zur Arzneiflasche, und ist in kurzer Zeit wieder auf dem alten Flecke. Dabei schmäht und verdächtigt er die gute Sache, während einzig und allein seine Unvernunft, Willensschwäche und sein Mißtrauen die Schuld zu tragen haben.

Glücklicherweise nur gering ist die Zahl solcher empirischen Schwächlinge, welche sich an der Wasserkur und damit an der großen Sache der civilisirten kranken Menschheit versündigen. Sie können so wenig, als die noch vom alten Regime bethörten urtheilslosen Massen, den neuen

medicinischen Triumphzug Neptun's durch die Welt aufhalten, den er nach Lösung der schwierigsten Probleme zur Ehre der göttlichen Vernunft bereits angetreten hat, und jährlich mit immer wachsendem Anhange fortsetzen wird. Diesen so rasch als möglich zu mehren, und dem schönen Siegeszuge die Wege zu ebenen, ist die Aufgabe der erleuchteten und thätigen Philanthropen, an denen es auch unserer Zeit nicht fehlt, wie der ehrenwerthe Verein der Wasserfreunde in Sachsens Hauptstadt beweist. Es ist eine Zeit der Reformen, und nicht zu leugnen, daß die Welt noch an mancher andern als der körperlichen Krankheit leidet, welche zu heben dringend noththut. Da jedoch ein gesunder Leib die erste Bedingung des natur- und vernunftgemäßen Daseins ist, so ist die Förderung des Guten mit der wahren Sorge, mit der Wasserliebe, mit der Rückkehr zur Natur, bei dem eigenen Leibe anzufangen, um vor Allem die physische Wiedergeburt der Welt zu erleichtern. Dann werden mit den verschwindenden chronischen Leiden auch die heroischen Prießnitzkuren immer unnöthiger werden, und die leichteren Formen derselben gegen leichtere Uebel allgemein sich einbürgern. Die Krankheit wird so wenig ganz aus der Welt verschwinden, als die Sünde; daher die wahren Aerzte, die Wasserärzte, zwar vermindert, aber nie entbehrlich werden, wie die Giftküchen der Apotheker. Daher haben jene auch eigentlich gar keinen Grund gegen die Wasserkur zu eifern, die nur ihre Mittel, nicht ihren Beruf überflüssig macht, und wahre Ehrenkränze gebühren solchen Hochwächtern der allgemeinen Gesundheit, welche ihre Wissenschaft und Kunst wirklich zum Heile der Menschheit, und nicht mehr, wie bisher in arger Verblendung, zu deren Verderben anwenden. Dazu gehört, daß die Aerzte ihre Erkenntniß weniger mittelbar aus Bibliotheken, als unmittelbar aus dem großen Buche der Natur selbst entnehmen, welches Eigennutz, Eitelkeit und Unverstand der Medicinkunst so vielfach falsch abgeschrieben, und mühsam gerade da Geheimnisse daraus zusammengestellt haben, wo keine sind; wo des Schöpfers Weisheit zur Erhaltung und Herstellung der ersten einfachen Bedingung des menschlichen Wohls — der körperlichen Gesundheit — auch das einfachste klarste Mittel, das Wasser, überall gewährte. Ehre vor Allen den Aerzten, die heute schon aus voller Ueberzeugung dazu grei-

sen, und es ihr Eins und Alles sein lassen. Denn nur bei diesem Principe kann unzweifelhaft der volle Segen der Wasserheilkunde sich bewähren, während sie in Verbindung mit den alten Medicingiften zwar immer noch wohlthätig, weil neutralisirend wirkt, aber ihrer Unbehaglichkeit wegen sich gar Viel wird auf ihre Rechnung schieben lassen müssen, was nur jene verschuldeten.

Es giebt practische allgemeine Wahrheiten, welche stündlich von den Thürmen gerufen werden möchten, um unter den ihr feindlichen stündlichen Gewohnheitssünden nicht in Vergessenheit zu gerathen. Die präservative und curative Heilwahrheit des kalten Wassers gehört zu ihnen. Mögen daher, nach dem Vorbilde dieses ehrenwerthen Vereines, überall die Männer der Gesinnung für den besonnenen Fortschritt zu ähnlichen Gesellschaften zusammentreten, um jene Wahrheit literarisch und mündlich verkünden und praktisch fördern zu helfen. Wer irgend kann, trage insbesondere zur Errichtung von Wasserheilanstalten bei, die bei keinem Orte fehlen sollten, und er wird eine Kirche für das physische Heil bauen helfen, dessen Offenbarung von Gott ausging, wie das moralische. Es gilt eine heilige Sache, denn sie geht die Menschheit an, und der höchste Nachruhm menschlicher Bestrebungen muß dem Kampfe um eine Weltwahrheit verbleiben. Endlich werden doch die Regierungen, die es ehrlich mit den Völkern meinen, das körperliche Elend derselben und die Pflicht, sie gesund zu machen, einsehen. Dann wird jeder gesunde Quell und die Wasserheilkunde überhaupt denselben Staatsschutz erfahren, wie jetzt jede Apotheke und die allopathische Heilkunde; dann wird man jedes Medicament schlechthin als Gift bezeichnen und dessen Verabreichung ebenso streng verbieten und bestrafen, wie heute den Verkauf von Arsenik, Blausäure, Opium, Belladonna u. dgl., welche inzwischen auf dem Receptwege ungleich entsetzlicher, weil langsamer, wirken, als durch die rasche That des Giftmischers.

Sicher aber langsam wird, nach Rausse's Meinung, das Heilprincip des kalten Wassers sich die Welt erobern, und er erklärt das Warum mit Lichtenbergs Bemerkung: „Als Pythagoras den nach ihm benannten Lehrsatz erfunden hatte, opferte er den Göttern hundert Ochsen. So oft seitdem eine neue große Wahrheit verkündet wurde, brüllen alle Ochsen.“

IV.

Zur Geographie der Politik.

Von

Fr. von Schönholz.

Oft wenn ich an Küsten reiste oder ins Gewühl einer Hafenstadt gerathen war, drang sich mir die Frage auf, warum Bauernkriege und Volksempörungen meistentheils vom platten Lande ausgegangen, und so selten das Joch übermüthiger Tyrannei von dem todesverachtenden, kühnen, überkräftigen Menschenschlage, der die Seegestade bewohnt, gerüttelt und abgeschüttelt wurde; ein Menschenschlag, der doch sonst im gemeinen Leben sich schon unduldsamer und unlenkbarer erweist als der zahmere, an die Scholle gefesselte Ackersmann? Ich suchte zunächst diese Frage damit beantworten zu können, daß die von Fischfang lebenden Küstenwohner schon von Natur aus genügsamer, an Entbehrungen gewöhnter seien als die dem Stadt- und Residenzleben näheren, nach den Genüssen des Luxus lüsternen und selbst schon gewisser Bequemlichkeiten Sklave gewordenen Feldbauer; daß ferner auch dem Fischer Nahrung und Gewinn nie so gänzlich fehlschlagen könne als in Mißjahren dem Ackersmann, und die See die Ihrigen mit ihren Tücken durch Freigebigkeit versöhnt, wenn der geduldige Acker die Seinen aus Ohnmacht gänzlich im Stiche läßt; auch der Zöllner und der Brandschätzer immer zuerst an die Thüren der Pflüger pochen, und beim Fischer, von dem nicht viel zu holen ist, nur, gleichsam ein Uebriges versuchend, anfragen, wie über-

haupt die Willkühr immer mit blinder Hast nur nach dem ihr Nächsten greift; daher jede schlimme Art böser Zeiten dem Feldbauer näher tritt; der harte Sattel der Noth und der scharfe Sporn übermüthiger Tyrannei tiefere Wunden drückt, und er, weil ihm der Peiniger so unmittelbar nahe ist, auch der That näher steht, den in seiner Lende wühlenden Kreuzigungs-Speer empört zurückzuschleudern auf die Kreuziger. Auch darin glaubte ich die Antwort suchen zu können, daß des Fischers Amphibien-Wesen weniger mit dem Lande sympathisirt als dem Elemente, auf das seine Existenz vornehmlich angewiesen, daher auch von den Angelegenheiten des Landes indifferent absieht, insofern die Finanz-Sophistik sich nicht in seine Netze verstrickt. Er hat nur einen dunkeln Begriff von dem allgemeinen Gute eines Vaterlandes; auf das Gebiet seiner Thätigkeit am Strande beschränken sich alle seine Wünsche, seine Liebe und sein Haß. Patriotische Wallungen sind ihm beinahe eben so fremd, als Provinzial-Vorurtheile; denn die Wurzel alles in ihm Individualisirten ist Local-Egoismus. Darum bleibt ihm auch alles Politische fern und der große Schrei aufzuckender Revolutionen schlägt nur dumpf an sein Ohr. Es gab nur einmal einen Aniello, denn es giebt auch nur ein Neapel. Zu den entlegenen Hütten des Fischers zeigt die Weltgeschichte so manchen Pfad, auf den ein verjagter Despot oder ein unglücklicher Fürst vor politischer Rache geflohen. Gleich willig, mit stolzer Gastfreiheit, nahm der kalte Seemann den Schuldbefleckten wie den Mißhandelten auf; für ihn waren beide nur Fremdlinge und hülfsbedürftig. — Die nordamerikanische Revolution begann zwar in einer Seestadt mit einem Theeschiff; sie würde aber ebenso in einem Felddorfe mit einem Heuwagen begonnen haben, wenn das Mutterland auf das Gras der Colonien eine ähnliche Taxe geschleudert hätte, wie auf den ausländischen Thee.

Als ich aber erst längere Zeit an Seeküsten und auf Inseln den Grund dieser fraglichen Bewandniß näher erforscht und die Lebensweise des Seemannes in mich aufgenommen hatte, ist mir als Antwort auf jene Frage noch ein Tieferes klar geworden. Abgesehen von allen dem Erwähnten, scheint das Motiv zu der bloß negativen Energie, womit der Seeküstenwohner in entscheidenden Begebenheiten seines Vaterlandes

auftrat, in einem lebhaft empfundenen, wenn auch für ihn namenlosen Gefühl persönlicher Freiheit zu suchen zu sein, welches das Bewußtsein einflößt, in dem raschsegelnden Boote und der schrankenlosen See zwei Helfer zu haben, die vor jeder Ungebühr, die vom Lande her droht, für den ersten überraschenden Moment despotischer Maaßregeln sicher stellen. Denn wie wir Alle nur in dem Maaße geduldig sind, das von Menschen über uns Verhängte zu ertragen, als wir diese Hingebung als ein freiwillig-edles Opfer erkannt sehen; so auch erduldet die Gesammtheit arge Zumuthungen um so williger, wenn der auf ihre Resignation ausgestellte Wechsel, ihr, wenn auch nur wegen der Form, vorerst zum Accept vorgelegt wird, oder ihr, wenigstens nur ein Schatten von Möglichkeit bleibt, diesen Accept verweigern zu können. An Belegen für diesen Satz ist eben die Gegenwart so überreich. — Aber — könnte man einwenden — würde in solchen Fällen der Fischer nicht nur das nackte Leben auf die See hinausretten und seine Hütte nicht ebenso dem sengenden Landsknecht zur Beute geworden sein, wie die des Wohners im platten Lande? Allerdings! Doch ist diesem seine Hütte Alles und schließt seine ganze Habe ein; den Fischer ist seine Hütte nur Nebensache; sein eigentliches Haus ist sein Schiff und seine Scholle die Welle. So weit das Wasser sich ausspannt, führen die Straßen seiner Heimath; er ist nicht mehr auf dem Lande zu Hause als der Seehund, der sich am Strande nur zum Ueberflusse sonnt. Von seiner Kindheit an lernt er das Obdach am Lande als nothwendiges Uebel oder entbehrlichen Luxus betrachten; sein Handwerk, das ihn oft wochenlang auf dem Wasser hält, gewöhnt ihn an sein Boot, wie den Reiter an sein Roß, mit dem er auch wie ein Centaur zu verwachsen scheint. — Und war es in jenen Zeiten, wo das Blut des Unbewehrten der Partisane des Trabanten, dem Speer des Landsknechts, den Hufen des Panzerrosses und den eisernen Zuchtruthen späterer Dragonaden verfallen war, nicht schon ein unschätzbarer Vortheil, ein glänzendes Vorrecht persönlicher Freiheit, immer ein Mittel bei der Hand zu haben, wenn auch nur das nackte Leben dem ausgesandten Häscher verweigern zu können? Daher trug auch unter den Landbewohnern der Sohn des Gebirges und nach ihm der des Waldes stets stolzer den Nacken, und er war es, der im Bin-

nenlande am trotzigsten und kecksten die Anmaßungen der Gewalt zurückwies; denn, wie er auch im Thale seine Hütte und sein Alles der Rache Preis gab, blieb ihm die Höhle oder der Gipfel des Berges, sich der nach seinem Leben ausgestreckten Hand zu entziehen. Wie viel stolzer mußte dieses Vorrecht den Fischer machen, der stets ein Mittel bei der Hand hatte, Leben und Gut zauberschnell dem Strafer zu entrücken, ein Mittel, das in jener Zeit, wo materielle Gewalt die Herrschaft hatte, ihn im Range individueller Macht über alle seine Landesgenossen stellte? Ihn befiel nie jene fiebernde Angst, die den Wehrlosen zum Wahnsinn der Verzweiflung treibt; besonnen ließ er die arge Zeit an sich vorüber gehen und erwartete gefaßt die ärgste. — Hiezu kömmt noch ein Anderes: Es giebt eine weiße und schwarze, eine Licht- und eine Schattenseite der Natur-Magie, welche die rohesten Völker schon erkannt und in ihren holden und finstern Göttern, die Wenden z. B. im Bialbog und Czernebog, symbolisch bekannt hatten. Aus den Empfindungen des Entzückens und des Grausens, welches die, entweder ins Anmuthige und Hehre oder ins Wilde und Schreckliche spielende Erhabenheit großer Naturscenen in der Menschenbrust aufregte, entstand die Lehre von Himmel und Hölle, und es bewährt sich die damit verbundene Verheißung, daß dem Besseren das Himmelreich und dem Gemeineren die Hölle zum Antheil werde, schon auf Erden dadurch, daß der höhere Mensch nur des beglückenden Genusses des Freundlich-Schönen in der Natur theilhaftig wird, welcher dem niederen Sinn verschlossen bleibt, dessen Taubheit nur die Macht des Schreckens durchdringt. Daher sehen wir den Bewohner des platten Landes theilnahmlos und ohne alle Spuren einer poetischen Anregung von Seiten der ihn umgebenden Natur sich durch seine Ebenen hinschleppen; den Bewohner der Wälder den düstern Stempel der Natur-Nacht auf der ernsten Stirn sein Cyclopengeschäft oder blutiges Jagdhandwerk wildkräftig fördern; den Sohn des Gebirges mit schon freierem Gemüth, mehr gesänftigt im Verkehr mit romantischen Formen, aber doch immer noch schroff wie seine Felsenwände und mehr mit Trotz gegen Lawinensturz und Bergfall gewaffnet, als vom tragenden Arm der Alpen dem poetischen Himmel näher gebracht. Im Küstenwohner dagegen spricht sich eine möglichste Versöhnung des ungebil-

deten Geistes mit dem Terrorismus der Natur und ein schon leises Eindringen der Schönheitstöne auf die Taubheit des Poesielosen aus. Auch bleibt, namentlich beim Seemann, noch der Vortheil zu erwägen, den ihm die geistig beschäftigende und verstandschärfende Weise seines Handwerks zuführt. Während seine Maschine die halbe Arbeit verrichtet, bleibt alles doch dabei seinem ruhigen Urtheil überlassen und stets nimmt sein schon auf einer gewissen Kunsthöhe treibendes Geschäft intellectuelle Kräfte in Anspruch, und muß er sich einerseits im harten Kampf mit der Nothwendigkeit üben, so steht das Wann und Wie doch größtentheils in seiner Willkühr und er ist frei in jeder Beziehung, indeß beim Ackersmann das starre Einerlei immer gleicher Furchen und Garben wenig eigenes Urtheil aufkommen läßt und nur einen leisesten Schatten von Intelligenz weckt. Dies gilt größtentheils freilich nur vom gemeinen Manne, von dem auch hier die Rede ist, vom Maschinenmenschen, wie dieser unter dem Joch der Leibeigenschaft und gegenwärtig noch als Knecht, Einlieger oder Tagelöhner, und selbst als irrationeller Besitzer sich durch wenig mehr vom Stier unterscheidet, der vor seinem Pfluge zieht, als daß er hinter demselben herschreitet.

Durch alles dieses nun scheint die Erklärung gewonnen dessen, woher es gekommen, daß wir, während im Innern der Länder der Aufruhr rast, die fischerbewohnten Küsten rasten sehen in theilnahmloser Friedensliebe; daß der Dalmatier in patriarchalischer Römer-Größe still fischt und Abends in seinen Sagenbüchern blättert, indeß der Serbe und Montenegriner mit wilder Jagdlust Türken schlachtet; der Fischer an dem Tweed seine Netze bessert, während der Bergschotte sein kurzes Schwert wetzt; der Fischer am Mittelmeer fröhlich seine Canzonen singt, indeß der Calabrese Meuterei brütet, der Baske metzelt und der Klephte im Aufruhr beharrt. Daß wir zweimal in den Pyrenäen und in der Vendée Ströme von Blut fließen sehen für eine Meinung, indeß Frankreichs Schiffer- und Fischervolk Gott und König gleichgültiger wechselt, als es Segel einhißt; daß aber dann, wenn der Feind von Außen kömmt und, dem Bären die Flucht abschneidend, ihn in seiner Höhle angreift; wenn der Fischer seinen Strand, der Schiffer seinen Bord von Fremden bedroht sieht, es ihn martialisch anfaßt, und er schon aus Eifersucht,

daß das Schlachtschiff die Wellen reitet, denen er bisher den Sattel aufzulegen ein ausschließendes Recht genoß, jetzt zum Ruder als einer Keule greift und todtschlägt, so lange seine dicke Sturmjacke gegen die Kugeln hält. Wollte man jetzt, wenn er den Feind aus dem Felde geschlagen und dieser weiter ins Land hinein abzieht, in dem tapfern Seemann einen Siegestrunkenen suchen, dem man nur gleich statt des Ruders die Muskete zu geben braucht, um ihn zum Bajonnethelden werden zu sehen, so würde man sich ganz und gar irren. Sobald nur die letzten feindlichen Patrontaschen hinter den nächsten Hügeln verschwunden sind, wird all sein Gift wieder plötzlich mit einem Schluck Branntwein weggespült und er nichts weniger als geneigt sein, den Tod, wie er diesem auch hundertmal schon ins Auge geschaut, auf dem Lande zu suchen. Muth hat er wie Einer, aber die besondere Art von Muth, den man im Kartätschenhagel braucht, die ist ihm fremd; auch ist er zu sehr in den Theergeruch verliebt, um Pulver riechen zu wollen. Er wird nur gezwungen Soldat. Und dieser Umstand scheint mir beinahe der wichtigste für die Beantwortung meiner Frage.

Niemals und nirgends aber haben die Fischer und Schiffer eine bedeutendere Rolle gespielt als in unserer romantischen und dramatischen Literatur, seit Spieß und Cramer her. Da es nichts Fataleres geben kann, als auf der hastigsten Flucht an einen Strom zu gerathen, der sich quer vor den Weg legt; so ist diese Situation zur Romanen- und Dramen-Qual tausendmal benutzt worden, und immer durfte der arme Teufel von Verfolgten nicht schwimmen können, und immer mußte ein Fischer in der Nähe wohnen und der ärmste Teufel von der Welt, aber zugleich eine ganz unbegreiflich große Seele von Mensch sein. — Zwischen dem Fischer, der im süßen Wasser angelt und dem, der sein Netz in die Salzfluth senkt, wurde dabei kein Unterschied gemacht, obgleich jener in seiner Stromslauheit von dem herben Seemann wie die weichliche Forelle vom harten Hornhecht sich unterscheidet, denn unsere Schöngeister streiften mit ihren Schmetterlingsflügeln nur entfernt oder flüchtig am Seeleben hin, und was sie aus dem Schlemmtopf der Reisebeschreibungen nippten, war schon sehr verwässertes Salz, das um so schwächer an Gehalt sich erwies, je eifriger sie, es zu krystallisiren, mit

ihrer Phantasie unterhitzten. Nur dem meererfahrenen Britten konnte es gelingen, dem romanlesenden Binnenländer den Sais-Schleier von den Mysterien der See gänzlich zu lüften, und hier gebührt vor Scotts schon mehr idealisirten Gestalten, und Irvings und Coopers geschminkterer Färbung, dem bis in die kleinsten Falten des Costüms naturgetreu individualisirenden Marryat der Preis der Darstellung.

Als Schiller jene erste Scene mit dem Fischer und dem flüchtigen Baumgarten in seinem Tell niederschrieb, scheint er sich absichtlich in Opposition mit dem Romanschlendrian seiner Zeit gesetzt zu haben, wenn auch er nicht blos darnach aus war, seinen Helden mit einem glänzenden Theaterstreich einzuführen. Hätte er aber hier noch ein Anderes beabsichtigt, und zwar die Individualisirung des eben angedeuteten Verhältnisses der drei Elementar-Stände der Völker in der nach Wohnstätte und Gewerbe ihnen eigenthümlichen Characterfärbung und ihres natürlichen Antheils an den Erschütterungen der Länder; so fände sich consequent im Ackersmann Baumgarten jene fiebernde zur verzweifelten That getriebene Angst des aufs Aeußerste gereizten Rettungslosen, wie im Jäger Tell der entschlossene Trotz des Waldgebirges, die Blutgewohnheit und Keckheit des Schützen, und der vorherrschende Egoismus und die politische Indifferenz in Ruodi dem Fischer.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

V.

Die Epochen der Civilisation, mit besonderer Beziehung auf Frankreich.

Von

Eduard Arnd.

Erster Artikel.

In den Zeiten der letzten Valois und unter Heinrich dem Vierten und Ludwig dem Dreizehnten, da der Geist des Mittelalters, obwohl in den allgemeinen Verhältnissen des öffentlichen Lebens längst verschwunden, in dem Gemüthe und den Sitten der französischen Nation noch nicht ganz erloschen war, was erst unter der Regierung Ludwig des Vierzehnten geschieht, als die glänzende aber kalte Blüthe der modernen französischen Bildung, durch die der Sinn und Charakter dieses Volkes in mehrfacher Beziehung verengt und verflacht wurde, sich vollständig entfaltete, herrschte in Frankreich, so gut wie in andern Ländern, die Individualität und innere Natur des Menschen mit ihren Vorzügen und Mängeln in seinem Thun und Treiben vor und der Einzelne stellte sich, bei geringer Herrschaft allgemeiner Grundsätze und Formen, nach der ihm angebornen Weise, frei und unbefangen dar. Die Physiognomie entsprach dem Geiste und der Gesinnung, die sie beseelten, das Kleid dem Stande und der Beschäftigung, die Manieren der Bildung und Erziehung, Jeder trug sein Inneres, seinen Charakter, sein ganzes vollständiges Selbst auch äußerlich zur Schau, man hatte noch keine allgemeinen moralischen Masken erfunden, Jeder war und wollte

gleichwohl besaß Niemand in der schwierigen Führung der öffentlichen Angelegenheiten jener Zeit mehr Feinheit und Scharfblick, er war eben so staatsklug als tapfer. Die erste Eigenschaft glänzte besonders in dem zweiten friedlichen Theile seiner Regierung, als er seine Krone erkämpft hatte und seine heroische Natur keine Gelegenheit sich zu zeigen fand, letztere brach jedoch gegen das Ende seines Lebens, in den Vorbereitungen zu dem großen kriegerischen Unternehmen wieder hervor, an dessen Ausführung ihn der Tod hinderte. Dieser Heinrich der Vierte bewegte sich in seinem gewöhnlichen Leben eben so natürlich, als er bei großen Gelegenheiten mit Würde und Hoheit auftrat, er war in allen diesen Zuständen vollkommen, weil er sich nicht von ihnen beherrschen ließ, sondern sie seiner Person unterordnete. Etwas Aehnliches liegt ohne Zweifel, aller Verschiedenheit der Formen ungeachtet, in dem Charakter und den Sitten aller außerordentlichen Männer, zu allen Zeiten, die, je größer die Bühne, auf der sie agirten, je schwerer die Rolle, die sie zu spielen hatten, ihre Person um so mehr von ihr trennten, und so oft sie konnten ihre ursprüngliche Natur und wahre Weise um so lieber aufnahmen. Die größten Fürsten und Helden sind im gewöhnlichen Leben immer am einfachsten und allem Theatralischen am meisten fremd gewesen. Dieselbe freie und natürliche Weise, die gewöhnlich große Individualitäten charakterisirt, findet sich noch heute, als ein Erbtheil besserer Zeiten, bei einem ganzen Volke, den Italienern vor, die, wenn sie sich so wie sie sind geben können, das Beispiel einer natürlichen Bildung, einer größeren individuellen Freiheit als andere Nationen aufstellen. Der Italiener sucht mit seinen Umgebungen sich auf einen zwanglosen heitern Fuß zu stellen, oder entfernt sich von ihnen durchaus, er zeigt sich entweder wie er ist oder verschließt sich ganz. Niemand besitzt mehr Talent, eine den Umständen gemäße Maske anzulegen, ist feiner und schlauer, aber er ist es immer zu einem bestimmten Zwecke, mit Absicht und Bewußtsein, und nimmt, sobald dies geht, seine wahre angeborne Persönlichkeit wieder an. Der Zwang, den sich z. B. der Franzose auflegt, um gegen Andere beständig liebenswürdig, geistreich, edel u. s. w. oder dies wenigstens immer, und mehr als es ihm natürlich ist, zu erscheinen, würde dem Italiener unerträglich dünken. Er ist unter allen

Nationen der beste Schauspieler, aber seine Rolle geendigt, ist er immer wieder er selbst. Der Deutsche stand, im Ganzen genommen, in frühern und noch nicht gar fernen Zeiten dieser naiven Weise des Daseins, bevor allgemeine Theorien und Ansichten, besonders solche, die ohne Anwendung auf die Wirklichkeit und oft ohne Einfluß auf die Person bleiben, der Erziehung der gebildeten Klassen ein so monotones Gepräge aufgedrückt und die Entwickelung der Individualität gehemmt hatten, näher als jetzt. Die Maske, die andre Nationen anlegen, hat gewöhnlich den Zweck, den Zuschauer über die Moralität des Individuums zu täuschen. Der Franzose, der eine immer geschäftige, nie erschlaffende Eigenliebe besitzt, deren Kern unter den verschiedensten Hüllen durchscheint und aus der seine wesentlichen Mängel, aber auch manche seiner Vorzüge hervorgehen, spricht mehr als ein anderer von „Hingebung" (dévouement), während dieses Gefühl seiner Natur meist fremd bleibt, indem er unter allen Nationen sich am wenigsten vergessen und verlieren kann, darum sich aber auch nie vollständig zu besitzen scheint. Der Italiener, der weiß, daß er oft ein arger Schelm ist, will vor allen Dingen für einen galant'uomo gelten; der Engländer, der seine kraftvolle aber rohe Natur mit so großer Mühe bezähmt, giebt sich für das Muster eines vollkommenen Mannes, einen gentleman, und bringt der Durchführung dieser Rolle nicht wenige Opfer; der Deutsche, der gewöhnlich mehr als Individuen anderer Nationen von seiner Erziehung, den ersten Eindrücken seiner Jugend, seiner besondern Lage abhängt, strebt mit aller Gewalt danach, sich eine ganz allgemeine, möglichst wenig nationale oder locale Bildung zu geben. Jeder will ein Philosoph und Theologe, ein Historiker und Philologe und dies zwar auf die allgemeinste Weise sein. Er begeistert sich für dieses und jenes System, das mit seinem besondern Zustand nicht nur nicht im geringsten Zusammenhange steht, sondern oft auf seine Person, seinen Character, sein eigentliches Selbst, nicht die mindeste Wirkung äußert. Seine Individualität verflüchtigt sich in den Ideen, die sein Gefühl oder seine Denkkraft bewegen, weshalb er so oft in den traurigen Irrthum verfällt, sein Wissen von dem was Andre gethan, über das was er selbst hervorbringt, zu stellen, etwas Fremdes, mehr oder weniger für ihn Todtes, mehr als sein eigenes

Schaffen zu lieben, eine Krankheit, die ihn so lang entstellte, ihn gewissermaßen sich selbst entfremdete, und die, obgleich vermindert, doch selbst heute noch nicht ganz gehoben ist. Das Streben, den Schein sittlicher Eigenschaften, deren Wesen mangelt, anzunehmen, die übliche Heuchelei der Italiener und Franzosen, ist in Deutschland seltener, da die Nation sich im wirklichen Besitze derselben befindet und mehr moralische Würde als irgend eine andere besitzt, aber die Maske der Begeisterung für Ideen und Theorien, und für die der Wirklichkeit fremdesten am meisten, wird unter uns mehr als irgendwo getragen.

Wir haben oben erwähnt, daß unter Ludwig dem Vierzehnten in dem Charakter und der Existenz des französischen Volkes eine große Veränderung vorging und die innere und individuelle Freiheit der Person unter den Franzosen, mehr als in andern Nationen, dem Joche zufälliger, äußerlicher, der Natur und Vernunft zuweilen widersprechender, wenigstens häufig nicht auf sie begründeter Formen, Vorstellungen und Sitten, erlag. Man erfand in jener Zeit für alle Aeußerungen des Lebens, für alle Weisen des Daseins, für jede höhere innere und äußere Thätigkeit gewisse Modelle und Schema's, welche dem Einzelnen mehr keine Wahl und Freiheit übrig ließen, sondern seiner Natur eine ihr vielleicht ursprünglich ganz fremde Regel aufdrangen. Wir glauben nicht, daß dieses Streben das ganze Leben conventionellen Gesetzen und äußern Normen zu unterwerfen, von der Einheit, die Ludwig der Vierzehnte in das politische System Frankreichs, im Vergleiche zu frühern Zeiten, brachte, herzuleiten sei; denn diese Einheit, die weit entfernt war, das zu sein, was man heute unter diesem Ausdrucke versteht, bestand in England und Spanien zu jener Zeit, ungefähr in demselben Maaße, ohne daß sie der Individualität des Volkes denselben moralischen Zwang auferlegt hätte. In der ersten Hälfte der Regierung Ludwigs des Vierzehnten umfaßte die Monarchie im Sinne jener Zeit, das heißt: der seiner Form nach unumschränkte, im Wesen aber auf die Befriedigung der nationalen Bedürfnisse gerichtete Wille eines Einzigen, alle Wünsche und Bestrebungen der Nation. Er war die verkörperte Seele des Volkes selbst geworden. Erst nach der Vertreibung der Protestanten, der immer steigenden Verschwendung, den unglücklichen Kriegen und dem

Hinscheiden der großen Talente, denen Ludwig alle seine Erfolge verdankte, wurde auf dem monarchischen Boden des französischen Lebens ein Riß sichtbar, der den Fürsten und seinen Anhang auf die eine und die Masse der Nation auf die andre Seite stellte und zum ersten Male, wie viele Zeugnisse beweisen, ein Gefühl gegenseitiger Entfremdung und Kälte aufsteigen ließ. Die Einheit des Territoriums, der Justiz, der Verwaltung, die übrigens unter Ludwig dem Vierzehnten aus den chaotischen Trümmern des Mittelalters, die den Boden, wie einst die des römischen Reiches nach der Völkerwandrung, bedeckten, sich nur sehr langsam entwickelte, war weit davon entfernt, etwa das Gefühl innerer Gleichheit und die Sehnsucht nach deren Realisirung im Staate hervorzubringen, denn diese Gleichheit fand nur in Beziehung auf die Person und den Willen des Souverains statt, unter den Unterthanen bestand dagegen die allergrößte Ungleichheit. Kein gemeinsames Gefühl, kein nationaler Instinkt verband die verschiedenen Klassen der Nation, die da die einzelnen Stände nur in Beziehung auf die Regierung, aber nicht unter einander zu einem festen Ganzen verbunden waren, sich weniger feindselig, aber ohne Zweifel fremder als im Mittelalter, gegenüberstanden. In dieser Epoche lebten die Feudalherren, jeder in seinem Gebiet, in beständiger Berührung mit Hohen und Niedrigen, Geistlichen und Laien, Armen und Reichen. Die rasch sich entzündenden Leidenschaften des Ehrgeizes, der Rache, des Hasses, strebten nach schneller Befriedigung und verglühten dann. Als das Königthum, wenn auch noch nicht der Form, doch dem Wesen nach, zu absoluter Macht emporgestiegen, versammelte es den ersten Stand der Nation um seine Person und machte ihn dadurch dem Volke fremd, schuf später eine umfassende Verwaltung und ein stehendes Heer und führte zahllose, großentheils in sich nichtige und ihrer Anwendung nach unbedeutende Kategorien von Ehren, Rechten und Würden ein, welche die Dienste der ihm Angehörigen belohnen und die alten Stände der Nation ersetzen sollten. Diese künstlich erschaffenen Klassen, an denen das alte Frankreich noch reicher war, als es heute Deutschland ist und die, da sie wirklich oft glaubten, etwas Höheres als sich selbst zu repräsentiren, sich mehr Würde und Einfluß beilegten, suchten jede die andere zu überflügeln, beneideten und

haßten sich und ihre Rivalität ward der Sittlichkeit um so verderblicher, je kleiner die Gegenstände waren, auf die sie sich richtete, je stiller und verborgener ihr Funke brannte, der es nicht mehr wagte, sich, wie früher, gewaltsam zu entladen. Im absoluten Frankreich wurde die Eitelkeit, so wie es im Mittelalter der Stolz gewesen, die herrschende Leidenschaft, eine traurige Veränderung im Charakter und den Sitten der Individuen, wenn auch die Gesammtheit dadurch gewann.

Diese größere Einheit, die Ludwig der Vierzehnte in das politische System Frankreichs einführte, wird von den Franzosen mit Recht als der Grund ihrer Größe betrachtet und noch heute von ihnen mit dankbarer Bewunderung anerkannt. Die Einheit, im politischen Sinne, ist der wahre Träger aller nationalen Größe und der Wächter der äußern Unabhängigkeit. Deutschland, das seit dem dreißigjährigen Kriege, beinahe alle Menschenalter, von seinen Feinden angegriffen und theilweise verheert wurde, ist der sicherste Beweis dieser Behauptung und fern sei es von jedem Deutschen, wie dies unerklärbarer Weise so oft geschieht, gegen sie deklamiren zu wollen! In Preußen, dem moralisch stärksten Staate in dem großen Vaterlande, ist auch am meisten Einheit vorhanden, obgleich auch diese noch lange nicht dahin gelangt ist, den Einzelnen mit dem tiefen Gefühle eines innern und freien Zusammenhanges mit der Gesammtheit zu durchdringen, wie dies in Frankreich und England der Fall ist.

Diese Einheit wurde aber damals in Frankreich in Dingen erstrebt, wo die Individualität von jedem äußern Zwange möglichst frei sein und sich aus sich selbst entwickeln soll. Eine Anzahl bedeutender, mehr durch Schönheit und Vollendung der Form als durch Tiefe der Phantasie und Reichthum der Gedanken glänzende Talente, von der königlichen Macht, derer Ansehn auf's Höchste gestiegen und die dem moralischen Dasein der Nation dieselbe Abhängigkeit, wie dem politischen, auflegen wollte, unterstützt, stellten in Literatur und Kunst eine Norm auf, die als die allein gültige angesehen werden und von deren Formen man sich im Wesentlichen nicht mehr entfernen sollte. Aus der Sprache wurde, und damit allmählig auch aus der Weise zu denken und zu empfinden, Alles was nicht in diesen ziemlich engen Kreis von Vorstellungen und Ausdrücken

paßte, wie Unkraut herausgerissen. Die Literatur wurde ein Garten, in dem alle Pflanzungen an die absichtsvolle Hand des Gärtners erinnerten, der die Natur zu verdrängen sucht.

Von jener Fülle und Kraft, die aus der Freiheit des Innern in die geistigen Hervorbringungen des Menschen übergeht, ist deshalb, selbst in den Meisterwerken der französischen Literatur, selten eine Spur vorhanden. Sie haben meistens etwas Gemachtes und Erkünsteltes. Keiner Poesie fehlt es im Ganzen so sehr an Spontaneität, ohne die es keine wahre Größe und Begeisterung giebt. Es sind meistens Produktionen, die einen durchaus rhetorischen Charakter an sich tragen und ihren Zweck außer sich haben. Dieselbe Bewandniß hat es mit Allem, was, wenn es auch nicht der Poesie angehört, doch das Gefühl und die Phantasie zu seinem Quell hat. Man vergleiche z. B. Montaigne's Werke mit denen der ersten Talente einer spätern Zeit, und man wird finden, daß in letztern die Form eben so viel gewonnen als der Inhalt verloren hat. Man lese z. B. die Memoiren des Kardinal Retz, besonders den Anfang, und man wird darin ein wildes, phantastisches, aber von freien Gesinnungen und entschiedenen Gestalten belebtes Bild finden, man schlage dann St. Simons Schilderungen des Hofes Ludwig des Vierzehnten nach und man wird erstaunen, in wie kurzer Zeit und wie sehr der französische Charakter sich verflacht hatte. — Dasselbe Streben, in den geistigen Hervorbringungen eine die Natur unterjochende, dem Wesen der Personen auf die sie angewandt wurde, fremde Regel aufzustellen, beginnt auch in den Sitten, Gebräuchen und Formen des äußern Lebens, und hier mit noch größere Macht, herrschend zu werden. War die Sprache und Litteratur durch meist unter dem Einflusse der in künstlichen Welt- und Hofverhältnissen lebende Schriftsteller geformt und fixirt und wie ein Baum zugestuzt worden, bei dem das Messer des Gärtners in den üppig verschlungenen Wuchs der Zweige und Aeste zu tief eingeschnitten und den reichen Wipfel zu sehr gelichtet hatte, so gehörte die oberste Gesetzgebung über Sitten und Gebräuche einer dem eigentlichen nationalen Leben fremden Sphäre noch ausschließender an. Jene Dichter, Historiker, Künstler waren wenigstens aus dem Volke, zu dem sie sprachen, hervorgegangen und es blieb ihnen aller Verflachung und

Manier, die sie in der konventionellen Welt, in die sie übergingen, an-nahmen, dennoch immer etwas von dem kräftigen, natürlichen und ge-sunden Sinne, den sie früher eingesogen, übrig; die Gebräuche und For-men des äußern Lebens wurden dagegen von einer durch Geburt und Erziehung jetzt durchaus abgesondert dastehenden Kaste erfunden, die ihre besondern Gesinnungen, ihre Meinungen und Vorurtheile der Menge einimpfte, die unter ganz verschiedenen Umständen lebte und durchaus anderer Vorstellungen und Sitten bedurfte. Das erste Erforderniß guter Gesetze, daß sie von solchen gegeben werden, die zwar an Einsicht über der Masse stehen, von ihr sich aber nicht durch eine zu große Kluft des Ranges, der Gewohnheiten und Bedürfnisse unterscheiden, so daß sie dieselbe eigentlich nicht zu fassen und zu beurtheilen verstehen, fehlte hier gänzlich, denn dieses Tribunal hatte am Hofe seinen Sitz, der nicht wie im Mittelalter durch mannigfaltige Kanäle, besonders durch die überall gegenwärtigen Geistlichen und Mönche, mit dem Volk in Ver-bindung stand, sondern auf einer steilen Höhe, isolirt und nur mit sich selbst beschäftigt waltete. In dieser vornehmen Sphäre hatten schon früher Einflüsse verschiedener Art, die Religionskriege unter den letzten Valois, wo der Glaube den politischen Interessen und Leidenschaften zur Maske diente, die italienischen Sitten der beiden Königinnen aus dem Hause Medici, der in der Wahl seiner Mittel verderbliche Despo-tismus Richelieu's und Mazarin's die Macht der sittlichen Ideen ge-brochen und eine allgemeine moralische Verschlechterung, ein System der Lüge, der Heuchelei, des Egoismus, eingeführt, das jetzt über die mitt-lern Klassen der Nation verbreitet wurde und durch diese allmählich in die Masse des Volkes überzugehen drohte. Die beiden eigentlich herrschen-den Klassen der Nation, ein Adel, der sich im Besitz der materiellen Güter des Lebens befand und eine Schriftstellerwelt, mit seltenen Aus-nahmen aus den ärmern Ständen hervorgehend, hatten sich, obgleich unter sehr ungleichen Bedingungen, zur Leitung des nationalen Lebens verbunden. Ersterer nahm die begabtesten Geister des Volks in seinen Dienst, die damals, sobald sie nicht in die Reihen der Kirche traten, ohne seinen Schutz und seine Unterstützung nicht existiren konnten und letztere verbreitete die Gesinnungen, die Grundsätze und den Geschmack

ihrer Patrone unter der Menge, während jene an der intellectuellen Cultur ihrer Clienten Theil nehmend, ihnen ihren Leichtsinn, ihre Eitelkeit und ihr nur von äußern Interessen bewegtes Dasein mittheilten. Ein besonderer Zug, der das französische Leben von jetzt an characterisiren sollte und der noch heute in seiner ganzen Kraft besteht, begann damals hervorzutreten: die tiefe Trennung des sittlichen und intellectuellen Lebens, die Herrschaft allgemeiner Ideen und Grundsätze über den Geist und deren geringe Anwendung im wirklichen Leben und Dasein der Einzelnen. Man stellte die Principien der strengsten Moral und Ehre auf, gab den Manieren ein Gepräge von Größe und Adel, schuf in der Poesie bis zur Leerheit ideale Charactere, gab der Unterhaltung eine von allem Trivialen und Gemeinen gereinigte Form, verlangte im öffentlichen Umgange der beiden Geschlechter die Beobachtung des strengsten Wohlstandes, verletzte aber alle diese Vorschriften in der Wirklichkeit in jedem Augenblicke, that von allen diesen Forderungen im Stillen und Geheimen das offenbarste Gegentheil. Religion, Ehre, Treue, alle sittlichen Ideen, wurden wie die Gebräuche und Gewohnheiten des gewöhnlichen Lebens an die Ausübung gewisser Formen gebunden, über deren Befolgung das Wesen und der Inhalt jener Wahrheiten großentheils vernachlässigt und vergessen wurde. Eine ganz ähnliche Erscheinung trat in der Revolution hervor, wo unter der Maske der Freiheit eine Zeit lang der größte Despotismus herrschend wurde, und später wurde selbst die constitutionelle Monarchie, für deren Realisirung die französische Nation mehr Opfer als irgend eine andere gebracht, zu sehr einzig in die Beobachtung gewisser Formen und äußerer Einrichtungen gesetzt. Die politische Freiheit muß, soll sie wahrhaft lebendig werden, in die Sitten und die Führung des gewöhnlichen und privaten Lebens möglichst tief eindringen. Nur da, wo dies geschieht, fühlt sich der Geist der Freiheit, der flüchtigste aller Genien, heimisch und gefällt sich; wo einzig gewisse allgemeine Maximen und Institutionen, ohne innere Erfüllung, ihn zu fesseln suchen, entfernt er sich leicht. — Diese Trennung zwischen dem Wesen und der Form, der Intelligenz und der Moral, diese Herrschaft des Scheins über die Wahrheit, diese beständigen Widersprüche zwischen dem Innern und Aeußern, lagen allerdings von jeher in dem Character

und der Entwicklung aller romanischen Nationen Europa's und haben ihren letzten Grund in dem gebrochenen Dasein dieser Völker, die sich aus zwei nie ganz in einander aufgehenden Elementen, dem lateinischen und teutonischen, gebildet haben. Indessen tritt dieser innere Widerspruch im französischen Volke erst seit Ludwig dem Vierzehnten mit so großer Bedeutung hervor.

Während das sittliche Dasein der Nation, die Herrschaft religiöser und moralischer Ideen über die Wirklichkeit, im achtzehnten Jahrhundert im beständigen Sinken begriffen war, entwickelte sich ihre Intelligenz, für welche die Formen im siebzehnten Jahrhundert einmal gebunden und bestimmt waren, so rasch und glänzend, daß die übrigen Nationen hinter den Franzosen weit zurückzubleiben schienen. Diese Ueberlegenheit bestand übrigens, obgleich nicht durchaus, doch häufig, mehr dem Schein als dem Wesen nach. Die Formen der französischen Bildung waren glänzend, unter einander übereinstimmend, aber das Wesen, das in ihnen verborgen lag, der Kern und Same, den diese glatte Hülle einschloß, war weder so reich, noch so fruchtbar, wie man damals geglaubt hat. Diese intellectuelle Bildung trug übrigens im Ganzen denselben Character wie die sittliche. So wie die Macht der höchsten Wahrheiten der Religion, die Heiligkeit des Familienlebens, das gegenseitige Vertrauen der Menschen, mit einem Worte, Treu und Glauben in der Wirklichkeit abnahmen und an ihre Stelle verfeinerte, die innere Selbstsucht verhüllende Formen und Gebräuche traten, eben so verringerte sich in dem idealen Gebiete der Literatur und der Künste die Kraft der Erfindung, die Tiefe des Gefühls, der Reichthum der Gedanken, und an ihre Stelle trat eine glänzende, glatte, im Einzelnen auf das Sorgfältigste ausgebildete Form, welche die innere Armuth und Verflachung vor den Augen der Menge verbarg. Die Form wurde im Leben, wie in der Literatur immer überwiegender und der Inhalt immer leichter und unbestimmter. Es scheint, daß auf letztere im Ganzen am Ende wenig mehr ankam, denn dieselben Grundsätze und Vorstellungen treten in zahllosen Werken unter den verschiedensten Formen auf, so wie ein Stoff, der immer derselbe bleibt, so sehr man ihm auch durch einen mannigfaltigen Schnitt ein verändertes Ansehn verleihen mag. Im Grunde war der Zweck

aller dieser Bestrebungen nur darauf gerichtet, den Augenblick auf eine geistreiche und anmuthige Art auszufüllen. Rousseau und Montesquieu ausgenommen, hat eigentlich Niemand aus der Legion französischer Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts das Capital intellectuellen Reichthums unter den Menschen mit einem namhaften Beitrage vermehrt, denn der größte Theil von Voltaire's Werken trägt einen rein negativen und polemischen Character und zwar nicht der Art Polemik, aus der nachdem der Rauch des Kampfes und vorübergehenden Widerspruches verflogen ist, eine neue Aussicht sich öffnet, sondern sie glichen einem Strauß leuchtender Funken, die, wie bei einem Feuerwerk, sich rauschend verbreiteten und dann wieder, ohne erwärmt und wahrhaft erleuchtet zu haben, verschwanden. In seinen positiven, historischen und poetischen Arbeiten ist derselbe Inhalt, der sich in allen übrigen Werken jener Epoche findet, in eine reichere Form gebracht, sonst aber durchaus derselbe. Diese Armuth des innern Lebens, unter einer feinen und gefälligen Hülle, gab allen diesen Hervorbringungen ein gemeinsames Gepräge, die Beredtsamkeit wurde ihr Character und so wie man sonst die Tiefe der Gedanken, den Reichthum der Erfindung, einen vollen Strom rührender Empfindungen und blitzender Bilder für das Zeichen eines vortrefflichen poetischen und die Wahrheit der Darstellung, die den Leser in die Mitte einer verschwundenen Zeit versetzt, die scharfe Entwicklung der lebendig gewordenen Principien, die parteilose Beurtheilung der hervorragenden Gestalten, für das eines bedeutenden historischen Werkes gehalten hatte, so wurde jetzt eine gewisse Rhetorik, mit mehr oder weniger Talent geübt, aber in ihrer Tendenz immer dieselbe, der gemeinsame Character aller Productionen, die auf Kunstwerth Anspruch machten. So behandelte Voltaire z. B. die verschiedensten historischen Gegenstände auf dieselbe Art, denn es war ihm in allen diesen Werken nicht um eine philosophische und künstlerische Belebung vergangener Zustände und um die Erforschung ihrer innern Natur, sondern um die Darstellung einer dem Wesen des gewählten Stoffes meist fremder Ansicht und Meinung, die ihm und seiner Zeit angehörte, zu thun. Als z. B. der Abbé de Vertot die Begebenheiten der Belagerung Malta's in seiner Geschichte des Ordens erzählte, bemerkte man ihm, daß neu

entdeckte Documente manche neue Aufschlüsse gewährten und er diese brauchen müsse, worauf er lächelnd erwiederte: „es ist nicht nöthig, denn „„meine““ Belagerung habe ich fertig.“ — In der Poesie wurde ganz dasselbe Verfahren üblich. Der französische Dichter wählte gewöhnlich einen fremden, fernen und gleichgültigen Stoff, der ihm erlaubte aus demselben zu machen was er wollte, an die Hervorbringung eines poetisch wahren Gemäldes von Zeiten und Characteren dachte Niemand, sondern die substanzielle Wirklichkeit des Stoffs galt als ein Piedestal, auf dem der Autor sein Gebilde von Sentenzen, Phrasen und Ideen, meist gegen die kirchliche und weltliche Gewalt gerichtet, aufbauete. Ein Beispiel unter hunderten von dieser Manier! Crebillon, der 1762 starb, legt in seiner Tragödie „Xerres“ einer seiner Personen folgende Tirade in den Mund: „la crainte fit les dieux, l'audace a fait les rois.“ Das Publikum empfing diese Sentenz mit so stürmischem Applaus, daß Ludwig der Funfzehnte, erzählt man, selbst mit einzustimmen fortgerissen wurde. Niemand dachte daran, wie unpassend dieser Ausspruch, wie moralisch unmöglich diese Art der Reflexion, die im Abendlande sich von Zeit zu Zeit immer wieder aufgethan, im Munde eines Orientalen sei, denn Niemand fragte nach dem Geiste, dem Character, der Wahrheit eines poetischen Stoffes, er gab nur Gelegenheit zu einem rhetorischen Prunkstück, dies war der einzige Zweck. Dieser Crebillon hatte, was unter einer andern Nation, wo die Sitten und Gesinnungen mehr in Uebereinstimmung gestanden, unmöglich gewesen sein würde, das Leben eines Höflings geführt, der den Prinzen und Machthabern aufgewartet und von ihnen belohnt worden. Er war außerdem ein Edelmann, was in Frankreich damals nicht wenig sagen wollte, da die Nation in zwei Stände getheilt war, von denen der eine die Taille, eine Kopfsteuer nach Art der Rahja's in der Türkei, bezahlte und die, da der Adel von ihr ausgenommen war, mit Recht für erniedrigend galt. Dies Alles hinderte Crebillon nicht, wie wir oben gesehen haben, im Herzen ein Republikaner zu sein, ein Widerspruch zwischen der äußern Lage und innern Gesinnung, der noch heut zu Tage in diesem Lande häufiger als irgendwo hervortritt und vielleicht für einen Beweis gelten kann, daß das französische Volk sehr viel Geist besitzt, denn es ist allerdings ein Beweis

von Geist, sich von seinem äußern Zustande durchaus unterschieden zu wissen, aber nichts ist im Ganzen der moralischen Würde des Individuums nachtheiliger und führt außerdem leichter zur Heuchelei, dem häßlichsten aller Laster. Ein anscheinend unbedeutender aber tief eingreifender Widerspruch zwischen Form und Bedeutung trat damals in der Literatur und, da die einzelnen Verhältnisse des Daseins sich in Frankreich schärfer als z. B. in Deutschland berühren, auch bald im Leben selbst hervor. Es hätte damals für lächerlich gegolten, französische Namen und Zustände auf das Theater zu bringen, es wurde dies selbst in einem großen Theile der Romane vermieden, die Helden und Heldinnen mußten Griechen, Römer, Perser, Chinesen u. s. w. sein, diesen aber ließ man nicht blos französische Gesinnungen im Allgemeinen, sondern die Vorstellungen, Launen und Thorheiten des Tages und da der Geschmack an der sehr ausgebildeten Form des französischen Drama, die Mode und der Reiz der Neuheit den theatralischen Vorstellungen damals einen viel größern Einfluß als jetzt gaben, so ging diese beständige Differenz zwischen der Form und dem Inhalt in andre verwandte Verhältnisse und zuletzt in das gewöhnliche Leben über und trug nicht wenig dazu bei, dem gesammten Dasein der Franzosen eine theatralische Haltung, worunter man doch nichts anders als den unaufgelösten Widerspruch zwischen dem Wesen und dem Schein versteht, zu geben.

Die Revolution machte diesen literarischen Widersprüchen, dieser zu einer andern Natur gewordenen Unnatur, für einen Augenblick ein Ende, aber nur dadurch, daß sie diese ideale Richtung des Geistes, die von der vollkommnen Ausbildung des Absolutismus in Frankreich, das heißt: von der Niederlage der Fronde an, wie noch heute in Deutschland, die einzige allgemeine Aufmerksamkeit erregende Thätigkeit gewesen, den Bedürfnissen der Wirklichkeit unterordnete. Als jedoch der Strom der Revolution gesunken und sein Grund sichtbar wurde, sah man, daß sich in seiner Tiefe eigentlich kein neues sittliches Leben gestaltet, denn die Literatur der Kaiserzeit glich der des alten Frankreichs, nur daß der Untergang der frühern Gesellschaft, und der Mangel großer literarischer Talente, denn die beiden ersten, unter ihnen Chateaubriand und Frau von Stael, so wie eine Anzahl bedeutender Gelehrter, hatten ihre Er-

ziehung vor der Revolution erhalten, und verdankten ihr, wenn auch vielfältige Anregung doch nicht die Form, in der sie sich aussprachen, das rein geistige Leben dieser Epoche, besonders verglichen mit ihrem Thatenruhm, ziemlich dürftig erscheinen lassen.

Der vorherrschende Einfluß der Formen, die Neigung, der Wirklichkeit ein ihrem Wesen fremden Schein zu verleihen, zeigte sich im äußern Leben mit noch viel größerer Macht als in der Literatur und war auf die Moralität der Masse der Nation, wie natürlich, von noch viel größerm Einfluß. Die Formen und der Inhalt des Daseins, die Gebräuche und Meinungen der Menschen traten theils zur Natur und Wahrheit überhaupt, theils zu den Bedingungen ihres äußern Daseins allmählig in einen so totalen Widerspruch, daß aus diesen Widersprüchen endlich ein Umsturz alles Bestehenden, ein Streben nach einem durchaus entgegengesetzten Zustande hervorgehen mußte. Es bildete sich eine Sprache des Umganges, welche Alles was nicht seiner Außenseite nach durchaus edel und angenehm erschien, verwarf, die dagegen auf die Gesinnung, die sich in diesen Formen aussprach, nicht den mindesten Werth legte; es wurden Manieren geschaffen und über deren Beobachtung mit eigensinniger Strenge gewacht, die mit den Sitten, die sie darstellen sollten, nicht nur in keinem Zusammenhange standen, sondern zu ihnen oft den vollkommensten Gegensatz bildeten. Es stellte sich über alle Verhältnisse des Lebens eine Meinung fest, die von dem Wesen derselben oft ganz unabhängig war. Die Religion wurde in die Beobachtung gewisser Gebräuche, die Sitte in die gewisser Manieren gesetzt, der Geist hatte sich in conventionellen Formen petrifizirt, die ins Unendliche vervielfältigt, mit beinahe immer gleich großer äußerer Vollendung auftretend, allmählich auch selbst der Menge die Augen über den Mangel an eigentlicher Kraft und Substanz in den Productionen jener Zeit öffneten, so daß in den letzten Zeiten vor der Revolution, selbst die größten Namen wie z. B. die Voltaire's und Rousseau's, mit Ausnahme dessen, was in ihren Werken den politischen Leidenschaften jener Zeit schmeichelte, sich nur mit Mühe über dem Alles verschlingenden Strom der allgemeinen Nichtachtung erhalten konnten.

Die französische Revolution selbst blieb der Richtung, die der Genius des französischen Volkes seit dem Erlöschen der letzten Spuren des Mittelalters und dem gänzlichen Verschwinden des germanischen Elementes, das in ihm, in frühern Zeiten, wenn auch nie eigentlich herrschend gewesen, doch dann und wann an sein Dasein erinnert hatte, genommen, treu, sie verwandelte mehr die Formen als den Geist, mehr das äußere Schicksal der Einzelnen als ihre innere Gesinnung. Die Freiheit schuf neue Verhältnisse, der Vernunft und Wirklichkeit allerding s entsprechender als es die frühere gewesen, war jedoch weit entfernt das zu halten, was sie in ihrer ersten Begeisterung versprochen und ihren Schöpfungen hing viel von der Oberflächlichkeit und Unsittlichkeit an, die den alten Zustand bezeichnet hatte. Man hat sich oft darüber gewundert, daß die Revolution, welche die gesammte politische Organisation des alten Frankreichs zerstört und von dem frühern Baue kaum einige Steine übrig gelassen hatte, keine tieferen Veränderungen in dem Geiste der Nation hervorgebracht, daß sie, indem sie die äußere Lage und Stellung der Individuen wesentlich veränderte, einen allerdings vorhandenen, aber im Verhältniß zu der gewaltigen Bewegung ihrer Oberfläche geringen Einfluß auf die Sitten und Gesinnungen ausgeübt, daß sie auf die innern Dispositionen keine ihrer äußern Macht entsprechende Wirkung geäußert, daß, mit Einem Worte, der Character des Volkes durch sie bisher weniger als man glauben sollte umgestaltet worden ist. Es kann dies in der That wundern, wenn man weiß, wie sehr sie das alte Gebäude des französischen Lebens bis in seine Grundfesten erschüttert hat. Gleichwohl sieht man, daß unter Napoleon, ja schon unter dem Directorium, dieselbe Herrschaft der Formen, derselbe Mangel an Wahrheit und Freiheit im Leben, dieselbe Flachheit und Kälte des Innern, kurz dieselbe Grundstimmung, wieder hervortritt. Es zeigt sich dies in der Religion, in der Politik, in den Sitten und Gebräuchen des Lebens, in der Literatur und Kunst, mit Einem Wort, in dem gesammten Dasein. Hierauf ist eine kurze und zugleich befriedigende Erklärung schwer. — Der geringe sittliche Einfluß der französischen Revolution, das Mißverhältniß zwischen ihren innern und äußern Resultaten, ging aus ihrer eignen Natur hervor. Als ein historisches Ereigniß betrachtet und ab-

gesehen von ihren Extremen, Unthaten u. s. w., die so wenig ihr Wesen, wie die Gräuel der Inquisition das des Katholicismus, die Tollheit und Tyrannei der Independenten, Wiedertäufer und anderer Sektirer das des Protestantismus ausmachen, ist sie weder zu loben noch zu tadeln. Sie trat, in den Sitten und Verhältnissen längst vorbereitet, mit der Gewalt einer Naturmacht auf und eilte, wie eine solche, nur mit sich selbst beschäftigt und nichts nach dem Resultat ihres Beginnens fragend, auf ein Ziel los, das sie sich selbst nicht gesetzt hatte. Dies ist ihr allgemeiner Character, der wie der jeder großen Begebenheit weder eine Anklage erlaubt, noch einer Rechtfertigung bedarf, denn die Geschichte wie die Natur erkennen und befolgen ein höheres Gesetz als die Interessen der Menschen, und halten um ihrer willen den Strom ihrer Bewegungen nicht an. In ihrer individuellen Richtung aber, in der besondern Art, wie sie sich geltend machte, zeigte sie sich meistens verderbt, wie ein Gewächs, das einem giftigen Boden entsprossen, wie ein Gewässer, das einem tödtlichen Quell entsprungen ist. Ihr Beginn ging aus einer unabwendbaren Nothwendigkeit hervor und trat darum auch mit der Gewalt und Sicherheit eines natürlichen Instinktes auf, ihr Verlauf aber fiel in das Gebiet des Willens, der Gesinnung, der Interessen derer, die sich ihrer bemächtigten und die ihr die verderbliche Bahn anwiesen, die sie nahm. Sie wurde verderbt und böse, weil die es waren, die sie leiteten. — Die seit langer Zeit in Frankreich waltende Verstandesrichtung, die in der Erziehung, der Verfassung des Staates, den Gebräuchen des Lebens, den Ideen und Sitten vorherrschte, machte eine innere sittliche Regeneration des Volkes schwieriger als irgendwo anders. Die frühere Selbstsucht, denn diese Verstandesrichtung ist nichts weiter als ein auf ein System gebrachter Egoismus, fand in dem neuen politischen Treiben ein weiteres Feld als früher für sich und, die erste Zeit ausgenommen, in der das Gefühl großer heranbrechender Ereignisse den Gemüthern eine höhere Stimmung gab, wurde die Revolution von ihren Anhängern sehr bald als eine Gelegenheit ihr Glück zu machen, wie früher in andern Verhältnissen der Hof dazu gedient, angesehen. Der vom Königthum und den höhern Klassen so lang genährte Kultus der Formen, Phrasen und Gebräuche blieb in diesem neuen Dasein derselbe,

nur daß diese mit den Umständen andere geworden. Es war längst Sitte gewesen, die Religion, das Königthum, das Recht, nicht als an und für sich heilige Satzungen anzusehen, sondern sie um ihrer äußern Nützlichkeit oder Nothwendigkeit willen, zu empfehlen, jetzt wurde mit der Freiheit dasselbe Spiel getrieben, die Formen wurden gewechselt, das Wesen blieb in sehr vieler Beziehung dasselbe. Die gar zu theatralische Würde, mit der das alte Königthum sich bewegt hatte, ging auf die revolutionären Machthaber über und Napoleon, der den französischen Geist, seine Stärke und Schwäche, besser als alle ihre Philosophen und Theoretiker zusammen kannte, folgte in der prunkvollen Hoheit, mit der er sich umgab, dem Geschmacke und der Gewohnheit des Volkes, an dessen Spitze er sich gestellt hatte. Er setzte sich in seinem friedlichen Walten ohne die alten Könige im Einzelnen nachzuahmen, im Ganzen ihr Beispiel als Muster vor. Die ausschließende Verstandesrichtung, welche unter dem Königthum und in der Revolution geherrscht und die aus ihr hervorgehende Selbstsucht traten auch wieder beim Sturze Napoleons hervor, man ließ ihn fallen, so sehr man sich früher für ihn begeistert hatte, so viel man ihm verdankte, sobald man von seiner Erhaltung mannigfaltige Gefahren und keinen bestimmten Vortheil sah, während ein sittlicheres Volk sein eigenes Dasein an das seines Helden geknüpft und, nachdem es an seinem Glück Theil genommen, beim Sinken desselben ihn nicht verlassen hätte.

Demnach erhielt sich, unter den mannigfaltigsten äußern Veränderungen, von den Zeiten Ludwig des Vierzehnten bis zum Sturze Napoleons, im Charakter des französischen Geistes dieselbe Grundrichtung, nämlich: mehr auf die Erscheinung, als auf das Wesen und die Natur der Dinge zu achten, die Ideen und Principien, da wo die Realität mit ihnen in Widerspruch geräth, dieser ohne Bedenken aufopfern, die größten Widersprüche zwischen den Grundsätzen und ihrer Anwendung auf eine willkührliche, oft spielende Art, durch Aufstellung gewisser Formeln und äußerer Bestimmungen zu lösen und zu glauben, daß man das Wesen erhalten, sobald man den Schein gerettet hat. Hierzu gesellte sich eine mit der ursprünglichen Bildung des französischen Genius verwebte, ihrem ersten Anfange nach nicht auszumittelnde Oberflächlichkeit des

Denkens und Empfindens, ein Hang zu raschem Ergreifen und eben so raschem Aufgeben, kurz ein Mangel an Ernst und Schwere, der diese Nation auffallend von fast allen andern unterscheidet. Im Mittelalter tritt dieser Zug weniger hervor, da damals die vorherrschenden religiösen Ideen, die auf sie gebaute Erziehung und der Drang und die Arbeit einer sich bildenden Gesellschaft, eine ernste und düstere Stimmung über das ganze Abendland verbreiteten, jedoch finden sich von ihm auch schon damals manche bedeutende und charakteristische Zeugnisse, worauf uns hier der Raum nicht einzugehen erlaubt.

Als Band, das die entferntesten Generationen umschlang und sie einander ähnlich machte, diente eine Sprache, in der, obgleich sie wie die Nation selbst, aus celtischen, römischen und germanischen Elementen gebildet war, doch schon früh ein eigenthümlicher, jenen Elementen fremder, Alles auf die Oberfläche treibender Geist sichtbar wird, der die Erscheinung mehr als das Wesen berücksichtigt, das Leben mehr in flüchtigen Umrissen als mit tiefen Farben darstellt, der in den äußern Dingen eine große Bestimmtheit verlangend, in Darstellung des Innern aber sich in allgemeinen Gestalten, Wendungen und Ausdrücken gefällt, der mehr um die Grenzen der Erscheinung spielt, als sich in deren Mitte versenkt. Diese Richtung wuchs mit der Entwickelung der Nation selbst und brachte zuletzt im Zeitalter Ludwig des Vierzehnten die äußerlich fertigste und innerlich ärmste Sprache der literarischen Nationen des modernen Europa hervor. Der besondere Charakter derselben, ihr Geist, von den historischen Elementen, aus denen er sich gebildet, wesentlich verschieden, denn das Französische hat mit dem Celtischen, das jetzt so genau gekannt ist und dem Lateinischen, denn das germanische Element hat es, mit seinem Wesen unverträglich, beinahe ganz ausgestoßen, eine nur materielle, auf die Wurzel der Wörter beschränkte Aehnlichkeit, ist allerdings mit der Nation selbst, im neunten und zehnten Jahrhundert, aber auf eine im Einzelnen, für alle Nachforschungen unerreichbare Art, hervorgegangen, hat aber einmal fixirt, wie dies im siebzehnten Jahrhundert geschah, dem Geiste des Volkes, dem Ausdrucke seines innern Lebens, ein nie mehr wesentlich zu verwandelndes Gepräge aufgedrückt. Denn wenn der Charakter einer Sprache aus dem Wesen der Nation

hervorgeht, so beherrscht sie, einmal vollendet, dieses wiederum von ihrer Seite und je enger und fester ihr Bau ist, je mehr bannt sie den Genius in diese Behausung fest, der unvermögend wird, sein Gefängniß zu brechen. Eine unsern Vorstellungen verschlossene Bewegung, da Niemand den Beginn und die erste Entwicklung einer Sprache beobachtet hat, belebte den in einem Volke schlummernden Funken, aus dem sich seine Rede entzündete und dem Geiste ins Angesicht leuchtete, der sich dann seiner zum ersten Male vollständig bewußt ward — dieses Werk aber einmal vollbracht, werden die Gedanken und Empfindungen von der Sprache beherrscht, in der sie, wie Kinder im Schooße der Mütter sich bilden und von der sie einen nie zu vertilgenden Charakter tragen. Die französische Sprache zeigte, dem Charakter der Nation getreu, schon in ihrem ersten Entstehen, eine vorherrschende Richtung auf die Darstellung der Erscheinung, eine geringe Fähigkeit, das Wesen und die Tiefe der Dinge zurückzuspiegeln, ein Streben sich auf der Oberfläche des Geistes und der Natur zu bewegen. Man vergleiche in dieser Beziehung z. B. die frühesten Monumente der beiden Idiome, aus denen sich die heutige Sprache gebildet hat, des Wallonischen und Romanischen, mit den Werken der deutschen Sprache derselben Epoche, das Gedicht oder vielmehr die gereimte Chronik de Rou (oder de Rollon) mit den Niebelungen, die Troubadours mit den Minnesängern und man wird die hier gemachten Bemerkungen bestätigt finden und über den großen Unterschied des Genius in beiden Nationen, in Mitte der sich sonst in ihren Formen so sehr gleichenden Feudalwelt, erstaunen.

Dieses formelle Streben des französischen Geistes erscheint auf allen Stufen seiner Entwicklung, seiner innern und äußern Thätigkeit, sobald er überhaupt einmal hinreichend erstarkt, um hervorzubrechen, unter verschiedenen Hüllen, ungefähr auf dieselbe Weise. Als Beweis für die Wahrheit dieser Behauptung tritt, wiederholen wir, die im ganzen französischen Wesen sichtbare Richtung nach äußerer Einheit und wir sprechen hier nicht von der politischen, die für jede Nationalität, die nicht nur stark und einflußreich werden, sondern sich nicht der beständigen Gefahr aussetzen will, ihre Unabhängigkeit zu verlieren, nothwendig ist, sondern von der intellectuellen, in der die innern Widersprüche des Daseins durch

einseitige Principien des Verstandes aufgehoben werden, von dem Hange, den Ideen und dem geistigen Leben denselben äußern Stempel aufzudrücken, der einzig aus dem Mangel an Tiefe des Bewußtseins und Freiheit des Innern herzuleiten ist. Diese Richtung hat sehr früh begonnen, mit der Entstehung der modernen Literatur selbst, ja vorher schon, denn die scholastische Philosophie hat in Frankreich eine allgemeinere, längere und unbestrittenere Herrschaft als in irgend einem anderen Lande ausgeübt. Unter Ludwig dem Vierzehnten erhielt die Literatur ein monotoneres Gepräge als unter den übrigen großen Nationen Europa's und selbst jetzt hat der Streit zwischen Klassikern und Romantikern nicht dieselbe Bedeutung, die man ihm im Auslande beilegt. Die Franzosen, die von dem Joche ihres alten Königthums, der Republik und Napoleons befreit, unter der konstitutionellen Monarchie endlich freier zu athmen anfingen, warfen zum ersten Male ihre Augen auf die geistigen Schätze anderer Völker und zwar nicht auf die der jetzt halb erstorbenen Völker Italiens und Spaniens, sondern auf England, Deutschland, ja noch weiter, nach Skandinavien hinauf, und begriffen nach ihrer Art, das heißt: mit dem Verstande, eine wie viel reichere innere Welt sich in den Literaturen dieser Völker, besonders ihrer Poesie, dem Kern des Lebens selbst, abspiegle. Sie glaubten, nach der ihnen eigenen Weise, daß diese Ueberlegenheit vorzüglich in der äußern Form derselben liege, und strebten deshalb dahin, die ihrige zu verändern, und glaubten, daß in einem der Lage seines Portals, der Form seines Daches nach etwas veränderten Tempel auch alsbald eine neue Gottheit einziehen werde. Sie haben sich hierin geirrt und werden von diesem Irrthume zurückkommen. Ihre Sprache hat ihrem Geiste eine einmal für immer bestimmte Bahn angewiesen, die sie nicht verlassen können, ohne sich selbst aufzugeben, was natürlich auf die Dauer keiner Nation in den Sinn kommt. Sie sind dazu bestimmt, mit ihrem lebendigen, thatfertigen und Formen leicht schaffenden und darum auch leicht zerstörenden Verstande, die übrigen Völker anzuregen und dem idealen, die Rechte der Wirklichkeit so oft verkennenden Geiste des Deutschen gegenüber, ein Gleichgewicht zu halten und in ihrem rasch entschiedenen Sinne die Vermittlung und den Uebergang der Ideen zu Facten darzustellen. Aber

nie werden sie auf dem geistigen Gebiete des Daseins die erste Rolle spielen und wenn dies scheinbar früher geschehen, so haben die Fremden, von der äußern Vollendung, mit der das französische Talent aufgetreten, geblendet, sein Verdienst in dieser Sphäre überschätzt. Es fehlt ihnen zu einer philosophischen Anschauung der Welt die Ruhe und Tiefe des Geistes, zu einer poetischen und künstlerischen die Reinheit und Innigkeit des Gefühls. Ihre Gedanken, kaum geboren, werfen sich sogleich in das Geräusch der Außenwelt, beginnen mit dieser einen kühnen Kampf und dies ist ihr großes Verdienst, beflecken sich aber häufig dabei, verwirren und verzehren sich unter einander, obwohl nie ohne irgend einen fruchtbaren Samen zurückzulassen, sind aber nicht dazu gemacht, die Ideale der Menschheit auf hervorragende Weise darzustellen. Die Franzosen sind ein sinnlich verständiges Volk und ein solches ist auf die Außenwelt gewiesen, auf ein rasches unvollständiges, auf das Schicksal Anderer aber immer mächtig eingreifendes Handeln. Es würde uns diese Betrachtung zu weit führen, wollten wir sie hier etwas umständlicher entwickeln. So viel im Allgemeinen. Die gegenwärtige Epoche der französischen Kultur, in Bezug auf rein geistige Interessen, hat keinen großen selbstständigen Charakter. Sie ist aus fremden Anregungen, englischen und deutschen, entstanden und besitzt deshalb weniger Genie und Originalität als die, welche Corneille und Racine, Voltaire und Rousseau zu ihren Führern hatte. Chateaubriand hätte einige seiner genialsten Werke wahrscheinlich nie geschaffen, wenn er nicht in England und Amerika gelebt, Frau von Stael hatte sich, wenn auch deutscher Form fremd, doch viel von deutschem Stoff genährt und die neue poetische und historische Schule, Victor Hugo und Augustin Thierry, verdanken das Meiste was sie Gutes haben, eine tiefere Auffassung und freiere Darstellung, deutschen Einflüssen — es ist dies nicht zu tadeln, wir wollen aber damit nur so viel sagen, daß die literarische Gallomanie anderer Nationen, verzeihlich zu den Zeiten Ludwig des Vierzehnten, heut zu Tage grundlos und deshalb absurd ist. Wer nicht von allem Beobachtungsgeiste verlassen in diesem Lande gelebt hat und zur Auffassung allgemeiner Zustände und deren Vergleich unter einander einigermaßen fähig ist, wird in den Sitten und dem gesammten Dasein dieses Volkes

— Wahrheit und Tiefe — die beiden ersten Bedingungen zu großen idealen Hervorbringungen, vermissen.

Der formelle auf das Endliche gerichtete Charakter des französischen Genius hat den Sitten und der Sprache der Franzosen eine so große äußere Vollendung, bei verhältnißmäßig leichtem Inhalt und gewöhnlichem Stoff verliehen. Diese Literatur und diese Sitten, die unter den Einflüssen einer Hof- und Adelswelt, in Verbindung mit den Grundsätzen einer großen unumschränkten Monarchie, ihre letzte Feile erhielten, tragen die Vorzüge und Mängel dieser Zustände, durch die sie gegangen, noch heute, aller entgegengesetzten, einzelnen Bestrebungen der neuern Schule ungeachtet, an sich und werden dieselbe nie verlieren, es müßte denn, was ein unverständiger Gedanke wäre, da die Gegenwart zu ihm gar keine Veranlassung bietet, in diesem Volke ein vollkommen neues Leben erwachen, was ohne eine vorangegangene Umgestaltung aller nationalen Elemente nicht möglich wäre, zu der sich nicht die entfernteste Aussicht zeigt, da diese Nation vielleicht nie stärker als jetzt gewesen, nie mehr in ihrem wahren Elemente, dem einer sinnlich-verständigen Entwicklung ihres Daseins, sich bewegt hat.

Eine andere wichtige Folge der formellen Richtung der Sprache, der Literatur und der Sitten in diesem Volke ist die Hervorbringung des festen und engen Bandes, das alle verschiedenen Theile dieses großen Landes, manche seiner innern Einheit durchaus widerstrebende Elemente, wie das der Bretagne, der Provence, des Elsaß, dergestalt umschlungen, daß es ihm im Wesentlichen dieselben Ideen, dieselben Grundsätze, denselben Geschmack, dieselben Sitten, und wir meinen hier das Wort in seinem höhern und moralischen Sinne und nicht in dem, wo es so viel als Gebräuche und Gewohnheiten bedeutet, mitgetheilt hat. Zu dieser Einheit oder Einförmigkeit des moralischen Daseins ist der Anfang wie zu der des politischen ebenfalls früh gelegt worden. Indessen beschränkte sich der Einfluß des Hofes, der Hauptstadt und der Literatur früher nur auf die gebildeten Klassen, das heißt: auf die, welche keine mechanische Beschäftigung trieben, obgleich durch die nothwendige Verbindung in der diese zu den höhern Ständen stehen, Vieles von der Einheit, die in den Vorstellungen und Sitten der letztern lag, auf erstere überging,

allgemein jedoch wurde diese im Volke erst durch die Revolution, als die Schranken, welche die verschiedenen Stände und Provinzen durch besondere Privilegien, Rechte und Verfassungen getrennt hatten, auf einmal umgestürzt wurden. Der einige und kraftvolle Despotismus der Republik und des Kaiserreiches, der auf allen Punkten des Landes vollkommen gleiche politische Zustand, die nahe Berührung, in welche die Bewohner der verschiedenen Provinzen, die früher meist durch locale Autoritäten regiert worden, durch Beamte, aus allen Theilen des Reiches unter sie gesendet und durch den Kriegsdienst, dann die Nähe, in welche obgleich in geringerem Grade, die mittlern Klassen der Gesellschaft durch die Ausübung der Rechte der Geschwornen und der Wähler unter einander traten, kurz die Revolution mit ihren Folgen, brachte in der Masse dieselbe Wirkung hervor, welche die Monarchie früher auf die höhern Stände geäußert hatte. Ungeachtet gewisser unvertilgbarer einzelner Unterschiede des Ursprunges, des Bodens und der Lebensweise herrschen dennoch in Frankreich, in allem Wesentlichen, von einem Ende des Landes zum andern dieselben Formen des äußern Lebens und im Ganzen dieselben Vorstellungen und dieselbe Weise des Urtheils und der Empfindung. Diese moralische Uebereinstimmung oder Gleichheit ist von der politischen zu unterscheiden, denn letztere kann sehr wohl ohne erstere bestehen, wie das Beispiel Englands und Schottlands, der deutschen und französischen Cantone der Schweiz, des wallonischen und flamändischen Belgiens beweist, wo, bei großem innern Unterschiede, dieselbe politische Verfassung besteht, eine Einheit, gegen die sich Niemand erhebt, die im Gegentheil von Allen, die sich ihrer erfreuen, für ein Glück, von denen, die sich an sie gewöhnt haben, als ein Bedürfniß betrachtet wird. Dieselbe Bewandniß hat es indessen keinesweges mit dieser moralischen Einheit, die wir in Frankreich finden und durch welche sich die Franzosen von fast allen andern Nationen Europa's unterscheiden. Diese ist nicht von dem Bedürfnisse einer in sich übereinstimmenden und darum auch äußerlich gleichen politischen Verfassung, sondern von dem formellen aufs Endliche gerichteten Geiste der Nation herzuleiten, der zu ungeduldig und oberflächlich, die innere Einheit der Erscheinungen zu erfassen, sie aber äußerlich, ihrer Natur nach, frei walten zu lassen, sie im Gegentheil

um ihr Wesen großentheils unbekümmert, denselben äußern Formen untergeordnet hat und sich mit deren materieller Anordnung und Erkenntniß begnügt. In dieser Richtung tritt nothwendig die Erhebung der äußern Welt über das Innere, die genaue Beobachtung endlich bestimmter Regeln und die leichte Verletzung ewiger Wahrheiten, mit einem Worte die Herrschaft des Scheins über das Wesen hervor, die unheilbare Schwäche des französischen Charakters und Sinnes und die Wurzel alles Uebels in diesem Volke. Sonderbar genug ist es vorzüglich gerade dies, was den Franzosen eine so hohe Meinung von ihnen selbst einflößt. Sie sehen in dieser äußern und oberflächlichen Vereinigung der Widersprüche des Lebens, in dem Mangel an innerer Freiheit und Wahl, in der Leichtigkeit, mit der sie ihr Dasein in allgemeine und oberflächlich bestimmte Formen eingeschlossen haben, kurz, in dieser ganzen endlichen Verstandesrichtung, den Grund ihrer Ueberlegenheit über andere Nationen und den Triumph dessen, was sie „die französische Civilisation" nennen.

Was dem Fremden, der einigermaßen Gelegenheit hat, die Franzosen zu beobachten, am Meisten an ihnen auffällt, ist die beständige Wiederholung gewisser Vorstellungen und Formen unter ihnen, die der Einzelne ohne Wahl, Prüfung und Ueberzeugung, als eine allgemein angenommene Münze empfängt und wieder ausgiebt und was, unsers Erachtens, ihrer Unterhaltung, neben aller Anmuth und Lebendigkeit des Ausdrucks, oft etwas Unpersönliches und Seelenloses verleiht, und zwar nicht solcher, die einen innern Grund in dem Charakter und der Anlage des Volkes haben, wie z. B. der Werth, der auf sittliches Verdienst in Deutschland, auf Schönheit der äußern Erscheinung in Italien gelegt wird, nein solcher, die einen conventionellen Sinn, eine vorübergehende Bedeutung, einen erst durch die Meinung geschaffenen Gehalt besitzen. In frühern Zeiten, von Ludwig dem Vierzehnten bis zu der französischen Revolution, strebte in den höhern Klassen jeder danach, ein homme du monde oder, wo möglich, ein homme à la mode zu sein, da aber die Durchführung dieser Rolle nothwendig von gewissen Bedingungen abhing, die nicht Jedermann erfüllen konnte, so wurde eine allgemeine Maske, die der hommes à bonnes fortunes erfunden, die fast

jeder, der nicht zu alt und häßlich war, anlegen konnte. Diese konnte auch von Personen aus den niedrigsten Klassen getragen werden, da jeder diese Ansprüche in seinem Kreise und unter seines Gleichen befriedigen konnte. Obgleich die Sitten im Allgemeinen bisher nicht, wie man gewöhnlich behaupten will, seit der Revolution so viel besser geworden sind, die bekanntlich keine religiöse und moralische, sondern eine politische Bewegung war, in welcher der öffentliche Zustand sich allerdings sehr verbessert hat, das Innere des Menschen aber, vom Strudel sich gegenseitig verzehrender Richtungen ergriffen, so lang der Bau eines neuen Daseins nicht vollendet, zu keiner sittlichen Ruhe und Uebereinstimmung mit sich gelangt (die auf die Länge den Franzosen nicht fehlen wird, bis jetzt aber von ihnen noch nicht erreicht worden, denn wenn die höhern Klassen in der That ernster und besser, so sind die niedern dagegen jetzt häufig verdorbener und zügelloser geworden), so hat doch die Maske des homme à bonnes fortunes ziemlich aufgehört und selbst die des homme à la mode wird in manchen andern Städten, in karrikirter Nachahmung, mehr als in Paris getragen. Diese Veränderung begann schon vor der Revolution, als der Charakter des „Philosophen" aufkam und jeder, der sich über die vulgäre Masse erheben wollte, in diesen öffentlichen, unsichtbaren, überall und nirgends vorhandenen Bund eintrat. Auch diese Rolle ist veraltet und der Name des Philosophen ist in Frankreich nichts weniger als schmeichelhaft, da man im gemeinen Leben darunter nicht viel mehr als einen Sonderling und Querkopf bezeichnet. Die allgemeine Anforderung, die jetzt gemacht wird, ist die des „homme civilisé" und „civilisation" ist das Feldgeschrei, von den Hofleuten bis zu den Lastträgern, von den Reden der Professoren an der Sorbonne bis zu denen der Dorfschulmeister herab. Der unterrichtete, ja selbst der unwissende und mit andern Ländern unbekannte Franzose giebt heute leicht zu, daß Paris, ungeachtet seiner Vorzüge, auch viele Mängel besitze, daß das Klima über alle Maaßen veränderlich sei, die nöthigsten Bedürfnisse des Lebens außer allem Verhältnisse zu dem Lohn, den Gehalten, kurz, dem umlaufenden Gelde stehen, daß der Pöbel immer zahlreicher werde; gebildete Franzosen läugnen nicht, daß Nordfrankreich, die Wiege und der Kern der französischen Größe, ein flaches,

einförmiges Land sei und von einer Bevölkerung bewohnt, der vielleicht mehr als irgend einer andern ein schöner malerischer Schein abgehe, daß der gegenseitige Umgang häufiger als anderswo ein Austausch von List und Heuchelei geworden, daß es dem Familienleben an Innigkeit, den öffentlichen Verhältnissen an Würde fehlte, u. s. w. Er giebt dies Alles ohne Erröthen zu, hebt diese Uebelstände so gar oft hervor, übertreibt sie selbst, glaubt aber allen diesen Mängeln damit abzuhelfen, daß er kühnlich behauptet, Paris sei die civilisirteste aller Städte und Frankreich das civilisirteste aller Länder. Eben so gesteht er, ohne Umstände, wie es einst Rousseau that, daß die Franzosen sich eigentlich auf keinem rein geistigen Gebiete eminent gezeigt haben, wie Chateaubriand, daß keine der großen Entdeckungen und Erfindungen von ihnen gemacht worden, mit Frau von Stael, daß der Besitz der Gewalt sie mehr als andre Menschen verderbe, wie der Graf de Maistre, daß sie wenig wahres Zartgefühl besitzen, (Beweis: gewisse Stellen in Rousseau's Confessions und Voltaire's Schandgedicht: die Pucelle), wie Michelet, der dies sonderbar genug als einen großen Vorzug ansieht, daß die Prosa ihr ganzes Leben beherrsche, er behauptet aber ungeachtet dessen, daß es das civilisirteste aller Völker sei. Man erstaunt anfangs über diesen Anspruch, wenn man an die sittliche Fäulniß des französischen Lebens in den Zeiten Ludwigs des Funfzehnten, an Robespierre und seine Gesellen, an den Leichtsinn und Uebermuth der Kleinen und die Habsucht und Treulosigkeit der Großen zur Zeit von Napoleons Größe und Falle denkt, gleichwohl wird diese Ueberzeugung so beständig von Leuten jedes Alters und Standes und mit solcher Zuversicht wiederholt, daß ein das hiesige Leben unparteiisch prüfender Fremder äußerst gespannt wird, den Sinn und Grund dieses Anspruches zu kennen. Es kommt einem solchen zuweilen vor, als hörte er einen Mann in Gesellschaft andrer sagen: „ich bin eigentlich nicht schön, nicht besonders gut, es giebt Andre, die weiser sind als ich, ich habe vielleicht weniger Seele und Phantasie als mehre von euch, ich bin aber doch der erste unter euch!" — „„Warum, Freund?"" — „Ich bin civilisirter als ihr seid!" —

Wir glauben durch unsre, so weit es der uns vergönnte Raum erlaubte, ziemlich umständliche Entwickelung des Charakters und der

Hauptzüge der französischen Civilisation dieses Räthsel gelöst und gezeigt zu haben, was der Franzose unter diesem Ausdrucke verstehe, und warum er sich in dieser Beziehung an der Spitze der heutigen Nationen glaube. Wir wollen dann zu beweisen versuchen, in wie weit seine Vorstellungen über diese der Menschheit gestellte Aufgabe zu eng seien, welcher Sinn ihr eigentlich inwohne und wie keine der drei großen Nationen Europa's, auf denen das geistige Leben der Gegenwart ruht, der Deutschen, Engländer und Franzosen, sich im vollständigen und ausschließenden Besitze einer vollendeten Civilisation befinde, sondern die Seiten ihres besondern Daseins vereinigt dieselbe erst vollkommen darstellen würden.

Das Streben des französischen Volkes ist vom Anfange seiner Geschichte an auf die Hervorbringung eines mächtigen politischen Daseins, zuerst ausschließlich durch das Organ des Königthums, später als beim Sinken der Feudalwelt, die Parlamente und der dritte Stand emporkamen, durch deren Thätigkeit gerichtet gewesen und Religion, Literatur und Sitte, haben, wie alle Kenner der Geschichte dieses Landes behaupten, sämmtlich dieser Tendenz gedient. Obgleich die Franzosen, wie alle Nationen lateinischen Ursprunges, das Christenthum besser unter den Formen des Katholicismus als Protestantismus begriffen haben, so ist ihr Inneres doch keinesweges dergestalt mit den Traditionen der römischen Welt wie das der Spanier und Italiener zusammengewachsen gewesen, daß die Erhaltung des Protestantismus ihnen unmöglich gewesen, gleichwohl haben sie ihn in ihrer Mitte erdrückt, weil er ihr nationales Leben nothwendig gespalten hätte. Die absolute Monarchie war nicht mehr im Geschmacke der Franzosen, als in dem andrer Nationen, sie ertrugen dieselbe aber nicht nur, sondern beförderten und vergötterten dieselbe auf jede Art, weil sie in ihr den vornehmsten Hebel ihrer nationalen Einheit erkannten. Sobald das nordfranzösische Idiom, durch den Einfluß des im 16. Jahrhundert im hohen Grade blühenden Studiums der lateinischen Literatur, als seinem Quell, durch Aufnahme alles für dasselbe in den südlichen Mundarten Brauchbaren im 17. Jahrhundert sich fixirt hat, so tritt eine der Form nach äußerst glänzende, aber was den Inhalt betrifft, unsers Erachtens, und im Vergleiche zu mehren andern Nationen, beschränkte Schriftwelt hervor, in der die

Digitized by Google

Poesie, der vornehmste Ausdruck des innern Lebens, für die die Franzosen, bei der geringen Tiefe ihres nationalen Genius und ihrer kalten unsinnlichen Sprache, am wenigsten gemacht sind, vorzugsweise gepflegt wird, weil hier die Vollendung der Form die Armuth des Inhaltes am meisten bedecken kann. Der Geist dieser Literatur ist ebenfalls im Dienste der nationalen Einheit, weshalb Alles, was dieser sich nicht fügen will, aus ihr heraustritt, über sie hervorragt, verdrängt, verfolgt, oder schon in seinem Keim erstickt wird. Diese Abhängigkeit des innern Lebens von einem äußern Ziele scheint uns die vornehmste Ursache zu sein, warum z. B. die französische Poesie nicht, wie die andrer Nationen, sublime und allen Wechsel der Zeiten und der Vorstellungen überragende Werke, die unmittelbar aus dem Boden, ohne menschliche Arbeit und Absicht gewachsen erscheinen, wie Italiener, Spanier, Engländer und Deutsche deren einige besitzen, hervorgebracht hat. Mit der Kunst, welche die Architektur ausgenommen, in Frankreich überhaupt fremden Ursprunges ist, trat derselbe Fall ein, sie war noch abhängiger als die Literatur, ausschließend im Dienste, nicht der Kirche, die selbst eine ideale Macht, ihr immer förderlich gewesen, sondern in dem der weltlichen Großen. Abgesehen davon, daß sich die meisten ihrer bedeutenden Künstler, wie die anderer Nationen in Italien gebildet, so haben die originellsten derselben wie z. B. Nicolas Poussin, Claude Lorrain, Joseph Vernet, einen großen Theil ihres Lebens daselbst zugebracht und erinnern in ihrem Talent mehr an die Vorzüge als die Mängel ihrer Nationalität. — Die Sitten und Gebräuche des besondern und häuslichen Lebens, die wichtigste, aber am Schwierigsten aufzufassende, Seite im Dasein moderner Völker, folgten hier, und dies ist einer der Hauptunterschiede Deutschlands und Frankreichs, — der Gestalt und den Bewegungen des öffentlichen Lebens — sie hatten und haben keinen festen unabhängigen Standpunkt eingenommen, und darum haben sich im Leben der Franzosen allmählig alle Traditionen, welche die verschiedenen Generationen eines Volkes unter einander verbinden und jede derselben im Gedächtniß der andern erhalten, verwischt, und mit ihr die poetischen Erinnerungen und Sitten, die nichts anders sind, als die Herrschaft des Innern über die sonst ganz dem Zufall und dem Bedürfniß preis-

gegebene Führung des einzelnen Daseins. Dies ist ein äußerst wichtiger Punkt, den wir hier nur beiläufig erwähnen und der von den Franzosen selbst selten gefühlt, von keinem der Fremden, die über dieses Land geschrieben, nur berührt, geschweige, seiner Bedeutung gemäß, entwickelt worden wäre. — — Mit einer solchen Art zu sein giebt es aber eigentlich keine Poesie und Kunst, sondern nur den Schein davon. Der Verstand, der die Forderungen und Pflichten der Gegenwart begreift und ihnen genügt, wird in einem solchen Volke die einzige Macht und imponirt denen, welche die Hohlheit eines solchen Daseins nicht begreifen, durch eine scheinbare Harmonie und Uebereinstimmung, die im Leben anderer Nationen mehr aus dem Geist und Gemüth als aus der Vernichtung aller innern Widersprüche und Gegensätze hervorgeht. Die Sitten und Gebräuche des besondern Lebens in Frankreich haben, wie die Religion, die Monarchie, die Literatur und Kunst, dem politischen Streben der Nation nach Einheit gedient. In einem solchen Dasein spielt die Form eine so überwiegende Rolle über den Inhalt, der Schein über das Wesen, daß von einer wahrhaft sittlichen Kraft, ja kaum von einem unabhängigen sittlichen Bewußtsein die Rede sein kann. Der Raum erlaubt uns nicht, diese Betrachtungen hier in allen ihren Einzelnheiten durchzuführen; wir bemerken blos, daß in einem solchen Zustande die größten Enormitäten, wie z. B. die Herrschaft Robespierre's, die sichtbarsten Verletzungen der Sittlichkeit, der Natur, wie z. B. der Kultus der sogenannten Vernunft zur Schreckenszeit, ja selbst der bestehenden und anerkannten Interessen, weniger empfunden und schnell vergessen werden, sobald die Form, unter der diese Verletzungen geschehen und die hier die Freiheit war, ihren wahren Character verbirgt. Dies erklärt die allen Fremden und besonders den Deutschen auffallende moralische Indifferenz, die sich in allen Ständen und oft selbst bei den Frauen in Frankreich findet, die sonst vermöge ihrer Natur und in ihrem eignen Interesse, sobald die Harmonie ihres Daseins nicht zerrissen ist, die sittlichen Forderungen des Lebens vorzugsweise anzuerkennen geneigt sind. Kann ein solcher Zustand der Gipfel und die Vollendung des menschlichen Daseins, die wahre und innre Versöhnung der Widersprüche zwischen den Leidenschaften und Schwächen des Einzelnen und den Forde-

rungen des Sittengesetzes, der Freiheit der Individualität, und dem Bestehen der Gesellschaft, die Herrschaft des Geistes über die Natur oder die Civilisation, wie man sich hier ausdrückt, genannt werden? Wir wollen außerdem noch unsere Betrachtungen nicht über die Interessen dieses in so enge Grenzen eingeschlossenen Daseins erweitern. Was würde man erst sagen müssen, wenn man dieses Leben als eine Vorbereitung für ein anderes betrachtet, wie übrigens alle christlichen Nationen, wenigstens dem Namen nach thun? Können in einem so äußerlich bestimmten und selbstsüchtigen Treiben, wie das der Franzosen ist, die Blüthen des menschlichen Daseins, deren Keime das Christenthum gepflanzt, gedeihen?

Der französische Ausdruck für das Streben der dem Individuum und der Gesellschaft gestellten Aufgabe nach sittlicher und intellectueller Vervollkommnung zu genügen, beweist schon zum Theil, wie äußerlich dieser gefaßt worden, denn unter „Civilisation" verstand man als dieses Wort aufkam, die Erwerbung und den Besitz dessen, was dem „civis", dem Menschen im Staate, zukommt, wo die eigentlichen inneren und sittlichen Eigenschaften eine untergeordnete Rolle spielen. Dieser Begriff ist zwar ausgedehnt worden und hat auch einen allgemeineren moralischen Sinn bekommen, indessen leuchtet die ursprüngliche Beschränktheit seiner Bedeutung immer durch und der Franzose versteht unter Civilisation fast nur den Besitz der Eigenschaften, die dem Menschen, wenn auch nicht ausschließend im Staate, aber in der Gesellschaft überhaupt, zukommen, während der sittliche Boden der menschlichen Natur, aus dem alle äußern Vorzüge aufblühen sollen, vernachlässigt und fast übersehen wird. Diese formelle Richtung findet, ohne Zweifel, in allen Nationen lateinischen Ursprunges statt, unter Spaniern und Italienern ebenfalls, obgleich sie wegen der tiefern Natur dieser Völker weniger hart und kalt erscheint, ist aber unter den Franzosen, die ihr gesammtes Streben auf die Erhebung und Erweiterung ihres politischen Lebens gerichtet und die besondre Natur des Menschen ihm vielfach aufgeopfert haben, mit einer seit den Zeiten der Römer unbekannten Stärke und Einseitigkeit aufgetreten. Das lateinische Wort „humanitas" im römischen Sinne, denn unser Ausdruck „Humanität" hat eine zu beschränkte Anwendung bekommen, und

drückt fast nur eine gewisse, in einzelnen Fällen zur That werdende Stimmung des Innern aus, hatte dem Wortverstande nach einen allgemeinern und tiefern Sinn als das französische Wort „civilisation", da aber bei den Römern der Mensch nur so weit er zum Staate gehörte, in Betracht kam und nur auf diese ihm in demselben nöthigen Eigenschaften Werth gelegt wurde, so muß dieses Wort, ungeachtet seiner grammatischen Bedeutung, einen noch beschränktern Sinn als der moderne französische Ausdruck gehabt haben.

Die Deutschen, die, im Ganzen genommen, unter allen Nationen, die Rechte der sittlichen Natur des Menschen am meisten anerkannt und am meisten danach gestrebt haben, ihre Forderungen zu erfüllen, haben für die Anschauung ihrer Idee von der Bestimmung des Einzelnen in der Gesellschaft und dieser selbst das Wort „Gesittung" erfunden, das allerdings das Streben nach Lösung der von der Moral und Natur gestellten Aufgabe besser als der von den Franzosen dafür angenommene Ausdruck bezeichnet. Es erkennt die Entwicklung des Menschen als aus einer sittlichen Wurzel sprossend an und stellt für denselben nicht das äußere Ziel der Bildung zum Bürger, sondern das zum Menschen selbst dar. Das gesammte Dasein hat bei den Deutschen eine sittlichere Richtung als bei andern Nationen genommen und sie haben, zum Unterschiede von ihnen, die Befriedigung desselben mehr in der Erhebung ihrer innern Natur als in den Vermehrungen ihrer äußern Macht gesucht. Es ist damit in dem deutschen Volke ein allgemein menschlicheres Streben erwacht und ihm zugleich ein sicherer Gehalt, eine gesammeltere Kraft, eine größere Frische des innern Lebens geblieben. Sie haben nicht, wie die Franzosen, die Religion, die Literatur und Sitte der Erreichung eines äußern Zweckes, der Hervorbringung einer starken politischen Einheit, untergeordnet, sie haben, im Gegentheil, diese großen sittlichen Mächte frei walten und eher sich ihnen hinzugeben als sie als Mittel zu endlichen Zwecken anzuwenden gedacht. Sie haben jedoch über diesem geistigen Leben zu oft die Wirklichkeit und ihre Bedeutung verkannt und wenn die Franzosen die sittlichen Gewalten des Lebens ihrer politischen Organisation zu sehr untergeordnet, so haben die Deutschen dieselben mit ihrem äußern Dasein zu wenig in Verbindung gebracht.

die ideale und reale Substanz des Lebens zu wenig zu einem festen Ganzen vereinigt und dadurch sehr oft die Kraft und den Einfluß beider geschwächt. Sie haben allerdings viel für den Menschen aber wenig für den Bürger gethan; daher ist über einer selbst in kundigen Fremden Bewunderung erregenden geistigen Freiheit die äußere und politische zu unentwickelt geblieben, daher haben die Religion, die Literatur, die Sitten und Gebräuche des Lebens, durch ein zu geistiges und unsichtbares Band unter einander verbunden, zu wenig zur Stärkung und Erhebung des allgemeinen nationalen Lebens beigetragen, daher hat die Kraft und Größe unsers Volkes, mehr nur in den höhern und gebildetern Klassen gefühlt, die Masse nicht mit dem kräftigen Instinkt durchdrungen, der ein tieferes Bewußtsein, das ihr natürlich überall fehlt, ersetzen muß. Dieser letztere Mangel ist noch heute fühlbar, obgleich seit einigen Menschenaltern, besonders aber seit dem Sturze Napoleons, Manches zu einer kräftigen Belebung des äußern volksthümlichen Lebens geschehen ist. Es kommt einem zuweilen, wenn man das heutige deutsche Leben aus einer gewissen Entfernung, einem Standpunkte, der nothwendig ist, um es in seiner Totalität zu überschauen, betrachtet, vor, als sei ein überaus kraftvoller und emporstrebender Geist in einen ihm nicht vollkommen angemessenen Körper gebannt worden, ein Mißverhältniß, das wenn es, wie bisher, noch länger übersehen werden sollte, immer mehr hervortreten, und das innre und äußre Dasein unsrer Nation auf die Länge zugleich schwächen wird.

Aus diesen, wie wir glauben, im Ganzen richtig dargestellten Unterschieden der französischen und deutschen Civilisation wird man ersehen, daß beide sich fast entgegengesetzt sind und daß immer die eine besitzt, was der andern fehlt. Indessen ist, sobald eine vollkommne Erfüllung des doppelten Bedürfnisses eines Volkes, eines erhabnen, sittlichen, auf das Innre und Ewige gerichteten Strebens und eines kräftigen, im Boden wurzelnden, die äußern Interessen der Welt lebendig ergreifenden Daseins versagt ist, der erstere Zustand, welcher die Persönlichkeit, obwohl in einem äußerlich beschränkten Kreise, in sich rein und stark erhält, dem andern vorzuziehn, wo alle Kräfte nach außen zu gewandt, in üppigem Gedeihen, wie Schlingpflanzen, dicht und feucht den Boden

bedecken, das Auge der Sonne aber weniger suchen und sich von einer dicken Luft nähren. Auch wird man ohne Zweifel zugestehen, daß wo eine sittliche Richtung des Lebens herrscht, wenn auch im langsamen Fortschritt erfüllt, die Erreichung des erhabensten Zieles immer noch möglich bleibt, da die zerstreuten Kräfte nur gesammelt zu werden brauchen, um vereint das Höchste zu leisten, daß aber da, wo der Geist sich in unablässigem Ringen nach äußerer Befriedigung bewegt, er in Gefahr steht, in diesem Kampfe seine Kraft zu verschwenden und seine innre Substanz zu verzehren.

Die englische Civilisation, obgleich ihrem Kern nach dem germanischen Ursprunge treu, hat doch, wie die Sprache und die Sitten der Nation, viel von dem materiellen und endlichen Character des Lebens der Völker lateinischen Ursprunges, aus Gründen, die in der Geschichte der Nation selbst liegen, empfangen. Die Vermehrung des Handels und der Industrie, die Erweiterung der äußern Macht durch Eroberungen, aber man muß bemerken, großentheils über barbarische Völker, wodurch sie die Gelegenheit zur Verbreitung eines bessern Lebens und nicht, wie die wilden Invasionen der Franzosen, ein Mittel zur Zerstörung desselben werden, haben der englischen Nationalität einen dieselbe dem französischen Volkscharacter näher bringenden Geist eingeflößt. Dem aber wird durch zwei herrliche Eigenschaften das Gleichgewicht gehalten, durch ein reiches innres Leben, das sich in einer religiösen und poetischen Stimmung des Gemüthes und in einer, wie sonst nirgends, wahrhaften und verständigen Liebe zur Freiheit, ausspricht. Man könnte demnach sagen, daß die aus dieser doppelten Richtung hervorgehende Civilisation die vollkommenste sein müsse, die es gegenwärtig giebt und daß sie allein die beiden im französischen und deutschen Leben auseinander gehaltenen Gegensätze eines mächtigen innern und äußern Lebens vereinige. Indessen ist, wenn auch nicht das Leben der Einzelnen, doch das des Volkes und Staates in England, wie in Frankreich, von dem Streben nach materiellem Besitz und äußerer Macht mehr als nach innrer und sittlicher Begründung erfüllt, obgleich der germanische Geist und die tiefere Anlage ihres ganzen Wesens die Engländer davor bewahrt hat, der Religion, Moral und Literatur einen so durchaus formellen Character,

wie die Franzosen gethan, aufzudrücken. Es giebt mehr inneres Leben in England, und es ist unabhängiger, besteht mehr durch sich selbst und um sein selbst willen als in Frankreich, gleichwohl werden auch hier die Rechte der Wirklichkeit so hoch über die idealen Mächte des Lebens gesetzt, so daß, im Gegensatze zu Deutschland, der Leib des englischen Lebens stärker als seine Seele wirkt und die Interessen die Gedanken beherrschen. Ein solcher Zustand kann, so wünschenswerth er auch im Vergleiche zu andern sein, so hoch er überhaupt stehen mag, nicht für das Ziel des menschlichen Daseins, für den letzten und höchsten Ausdruck der Gesittung, nach welcher die europäische Menschheit strebt, eben so wenig wie der der Deutschen und Franzosen, gelten. Die übrigen Völker Europa's aber erfreuen sich keines eigentlich unabhängigen geistigen Daseins und stellen kein selbstständiges Princip dar. Die nordischen Nationen germanischer Abkunft stehen theils unter deutschem, theils unter englischem Einfluß und die Slaven sind da, wo sie, wie in Rußland, ein selbstständiges Reich bilden, noch von der Nacht der Barbarei umgeben, denn Niemand, der eine richtige Vorstellung von der Gegenwart und Vergangenheit hat, wird die russischen Hörigen, Bürger und Edeln mit denselben Ständen des zwölften Jahrhunderts im übrigen Europa vergleichen wollen; sie stehen, einige mechanische und entlehnte Fertigkeiten und Kenntnisse abgerechnet, tief unter ihnen. — Sie haben, ihrer innern Armuth und geistigen Ohnmacht sich bewußt, die unentbehrlichsten Formen ihres äußern Daseins dem Abendlande abgeborgt und bleiben bei einer nach der Höhe der durch eigene Kraft errungenen Stufe der Gesittung gemessenen Schätzung, hinter den kleinsten Völkern des heutigen Europa z. B. Schweizern und Holländern, an moralischer Würde und historischer Bedeutung, zurück. Sie sind, wie die Chinesen, nur durch ihre Lage und Masse wichtig. —

Es geht demnach aus dem bis hieher durchgeführten Gange unsrer Betrachtung hervor, daß keine der jetzt selbst unter den größten Nationen vorhandenen Formen der Civilisation ein Recht auf allgemeine Geltung besitze und daß keine derselben ein vollkommnes Bild der sittlichen Menschheit und ihrer Bestimmung darstelle. Was die eine besitzt, fehlt gewöhnlich der andern, oder ist in ihr in schwächerm Maaße vorhanden. Wir

sprechen aber hier nicht von dem Unterschiede, der durch die Natur hervorgebracht und durch ursprünglich verschiedene Anlagen und Richtungen bestimmt ist, sondern von den durch menschliche Freiheit und mit Bewußtsein errungenen Grundsätzen und Zuständen, die im Wesentlichen für alle Nationen dieselben sein können und von deren mehr oder minder auf die Grundlage der Sittlichkeit und Freiheit gestellten Dasein der Grad der erreichten Gesittung in einem Volke abhängt. Die Nationen werden sich immer, wie Individuen, die eine gleiche Erziehung erhalten, durch die verschiedenen von der Natur mit ihrem Wesen vereinten Anlagen und Stimmungen wesentlich von einander unterscheiden, wir glauben aber, daß alle zu derselben Bestimmung einer auf Sittlichkeit gegründeten Freiheit berufen sind. Dieses Streben ist, seit einigen Generationen, in der Geschichte der Völker germanischer und lateinischer Herkunft lebendiger als je hervorgetreten und kann von keinem Urtheilsfähigen verkannt werden, so getheilt auch die Meinungen über die Bahnen sein mögen, die zur Erreichung dieses Zieles eingeschlagen werden. Dieses selbst aber erhebt sich, wie ein Berg, der sich, je höher der Tag steigt, immer mehr von Dünsten befreit, immer klarer vor den Augen des auf einer großen geistigen Wanderung begriffenen Geschlechtes unsrer Zeit. Der Deutsche hat eine der Straßen, die dahin führen, mit einem reichen Schatze innern Lebens und gesunder Kraft betreten, von dem er nichts verlieren, den er unversehrt an den Ort seiner Bestimmung bringen will. Wie ein sparsamer Wandersmann möchte er die Reise so wohlfeil als möglich machen und überlegt oft was sie ihm kostet. Zugleich hängt sein Herz an der Vergangenheit und dem Lande, in dem er bisher gewohnt und so oft er eine von den Höhen erreicht, die vor dem Berge, nach dessen Gipfel er zieht, wie Stufen, die auf einen Thurm führen, liegen, so bleibt er lange stehen und blickt, nicht ohne Trauer, nach der alten Heimath herab und mit geheimer Sorge zu der neuen Bestimmung hinauf. Auch werfen die, welche ihn von seiner Straße abbringen möchten, wie Hippodamia ihren Freiern, die sie im Lauf aufhalten wollte, goldene Aepfel in den Weg, die in den Thälern seiner Heimath gewachsen und er giebt sich damit ab, sie aufzulesen, denn er will, obgleich vorwärts schreitend, nichts von dem was er bisher besessen,

Digitized by Google

verlieren. — Der Franzose hat die Reise mit leichtem Gepäck angetreten, und Alles fortgeworfen, was ihn auf derselben beschweren konnte. Er antwortet, wie Alexander der Große, auf die Frage: was ihm übrig geblieben? „die Hoffnung.“ Er hat seiner Kindheit und Jugend und der Gegenden, in denen er sie zugebracht, vergessen, und verachtet sie sogar und blickt nie nach ihnen zurück. Er ist, wie Romeo von seinen Freunden sagt „so leicht beherzt als leicht beschuht“ und keine Ahnungen und Zweifel plagen ihn. Er brennt vor Ungeduld, den Berg, der vor ihm liegt, zu erreichen und wird ohne Zweifel eher als der Deutsche, aber auch ärmer als dieser, auf seiner Höhe ankommen. — Der Engländer hat sich, ehe er ausgegangen, am Sorgfältigsten nach der Natur und Beschaffenheit seines neuen Wohnplatzes und nach dem was ihm dort nützlich werden kann, erkundet. Er wandelt bedächtiger als der Franzose aber hält sich weniger als der Deutsche auf und opfert von seinem Reisegeräthe leicht das auf, was ihn in seinem Fortschreiten hindert. Er hat sich ein tieferes Gefühl für das Land der Vergangenheit als der Franzose bewahrt, aber die Bedürfnisse der Gegenwart und der Gedanke an sein Ziel spornen ihn und er eilt rüstig weiter. Er wird auf dem Gipfel ärmer als der Deutsche, reicher als der Franzose und gerade mit dem versehen, ankommen, was ihm dort nützlich sein wird.—

Seit länger als funfzig Jahren währt ein öfters durch kurze Ruhe unterbrochener, im Ganzen aber immer mehr um sich greifender Kampf, dessen Tendenz offenbar die Vernichtung der der europäischen Menschheit aus dem Mittelalter überlieferten Verhältnisse ist, die obgleich durch den Lauf der Zeit und das Eingreifen des unumschränkten Königthums vielfach verändert, doch im Ganzen, bis zum Anfange der französischen Revolution, die Grundlage des öffentlichen Lebens und eines großen Theiles der besondern Zustände, Lagen und Gesinnungen der Einzelnen geblieben waren. Alle Bewußtern, ja selbst alle nur Kundigen und Unterrichteten, fühlen, daß wir in einer Zeit des Ueberganges, wo die bisher bestandenen Formen der Gesittung, hier langsamer dort schneller, verfallen, und an den Pforten einer von der Vergangenheit in vieler Beziehung sich wesentlich verschieden ankündigenden Zukunft stehen. So getheilt auch die Meinungen über den Werth des Vergehenden, so

Digitized by Google

verschieden die Erwartungen und Befürchtungen sind, mit denen die Symptome eines neuen Daseins betrachtet werden, so ahnt doch Jedermann, daß die Völker Europa's, wie in jeder Epoche der Umgestaltung in eine neue Bahn geworfen sind und auf ein Ziel losgehen, das ihnen nur dunkel vorschwebt, auf dessen Erreichung gleichwohl Alles was geschieht, in welchem Sinn es auch begonnen, welches auch sein momentanes Resultat sei, offenbar hinweist. Der neue Saft, der sich im Lebensbaume der heutigen Menschheit gebildet, durchdringt allmählig die fernsten Zweige und Blätter und die, welche sich ihm durchaus verschließen wollen, fallen welk und trocken ab. Der Stamm selbst, obwohl noch großentheils mit der alten Rinde bedeckt, fängt hier und da an, dieselbe abzulegen und die Spuren einer neuen Hülle zu zeigen. Wie verschieden die Empfindungen bei der Betrachtung dieser Erscheinungen sein mögen, so liegt die Thatsache zu klar da und die Zahl derer, welche, indem sie die Augen schließen, vermeinen, daß das was sie nicht sehen, auch nicht geschieht, wird immer kleiner.

VI.

Lessing und der Begriff der Toleranz.

Von

Dr. Wilhelm Meyer.

Zwar wird Lessings Name unter uns Deutschen immer unvergeßlich bleiben, er wird immer eine der ersten geistigen Mächte bezeichnen, die der höheren Cultur unsers Volks und den Fortschritten, die es in dem letzverflossenen halben Jahrhunderte gemacht, als Hebel gedient haben; dennoch darf man vielleicht bei der gegenwärtigen Generation kaum mehr als eine oberflächliche Bekanntschaft mit seinen Arbeiten und Leistungen voraussetzen.

Im Allgemeinen ist man darüber einig, daß Lessings Wirksamkeit weniger eine poetisch schaffende, als eine kritisch sondernde und sichtende, weniger eine wissenschaftlich oder kirchlich erbauende und begründende, als eine wegbahnende, aufräumende und reinigende gewesen. Man könnte in dieser Beziehung Lessings literarische Wirksamkeit mit den elektrischen Wirkungen eines Gewitters vergleichen, welche auch nicht unmittelbar schaffend sich kund geben, wohl aber mittelbar durch Reinigung der Luft, durch Erweichung des Bodens von wohlthätigen und segenreichen Folgen sind.

Lessing hat die große Staatsumwälzung und politische Regeneration, welche von Frankreich ausgehend auch Deutschland ergriffen und durchdrungen hat, nicht erlebt; er hat die großen Erscheinungen in Kunst und Wissenschaft, die theils gleichzeitig mit jener politischen Umwälzung,

Digitized by Google

theils erst als eine Folge derselben ins Leben getreten sind, nicht mit leiblichen Augen geschaut; er ist kein Augenzeuge davon gewesen, wie das kirchliche Leben nach jenen gewaltsamen äußeren und inneren Erschütterungen wiederum eine frischere Regsamkeit gezeigt, und wie, nachdem das Gefühl wieder im Glauben Befriedigung gesucht, auch die Wissenschaft in schärferer Auffassung und reinerer Darstellung des eigenthümlich Christlichen sich bewährt hat: der Tod hat ihn abberufen, als die Morgenröthe des neuen Tages nur eben erst in leisen Anfängen, in einzelnen Purpurstrahlen sich ankündigte, der Tag selber aber noch nicht in vollem Glanze aufgegangen war. Wie viel aber Lessing selber im großen Bunde der Geister und geistigen Mächte zu der allgemeinen Wiedergeburt, welche das deutsche Volk, die Menschheit überhaupt in den letzten funfzig Jahren erfahren, beigetragen, wie viel Antheil er habe an den großen Schöpfungen, die seitdem ins Leben gerufen sind, das läßt sich freilich nicht genau berechnen und abschätzen; daß aber nach gar vielen Seiten hin sein Einfluß groß und gewaltig gewesen, darüber kann kein Zweifel obwalten.

In wiefern nun aber Lessing, seiner Zeit vorauseilend und durch Verneinung dessen, was in ihr Geltung hatte, seine Zeitgenossen sich entfremdend, den Entwickelungen und Schöpfungen der neueren Zeit, die ihm noch fern stand, wenigstens vorgearbeitet hat: insofern verstehen wir, die Späterlebenden, ihn jetzt besser, als er von seinen Zeitgenossen verstanden wurde. Da er aber nicht eigentlich zu den schaffenden Geistern gehörte, und kein im höheren Sinn vollendetes Werk weder in der Kunst, noch in der Wissenschaft hinterlassen hat, so können auch seine Arbeiten uns keine volle Befriedigung mehr geben, ja überhaupt vielleicht keinen ganz reinen Genuß gewähren. Lessing war und ist noch jetzt, gleich Johannes dem Täufer, die Stimme eines Predigers in der Wüste. Von seinen Zeitgenossen kaum gekannt, von Wenigen verstanden und begriffen, vielfältig verkannt und angefeindet, hat er auch unter den Jetztlebenden nur wenige eigentliche Freunde und Verehrer; man ist zwar darüber einverstanden, daß er zu den größten Geistern unsrer Nation gehört, man macht ihm seinen Ruhm nicht streitig, wie man denn auch von Seiten der Gesinnung einen großartigen und edlen Charakter

Digitized by Google

in ihm anzuerkennen genöthigt ist: aber zu den Lieblingen der Nation, zu deren Werken man immer aufs Neue und mit Liebe zurückkehrt, gehört er nicht. Sein Beruf war nicht der, etwas Bleibendes, in sich Abgeschlossenes zu schaffen, woran man Freude fände für immer, seine Thätigkeit vielmehr eine solche, welche unmittelbar auf die Zukunft hinwies. Wie Johannes mit Wasser taufte, ohne jedoch selber das Heil bringen zu können, vielmehr hinweisend auf den, welcher nach ihm mit Feuer und Geist taufen werde: so hat auch Lessing die Menschheit getauft, indem er die verschiedenen, auf dem Gebiete der Religion, Kunst und Wissenschaft gleichsam starr gewordenen Meinungen und Satzungen in Fluß gebracht, indem er die geistigen Gestaltungen seiner Zeit mit dem auflösenden und zersetzenden Elemente des Verstandes durchdrungen hat, und gerade darin, in diesem seinem polemisch-kritischen Geschäft, hat er seinen Beruf erfüllt. War aber in einer Zeit, wo die Mehrzahl selbst der Gebildeten und Gelehrten in Deutschland noch in einem Zustande der Verdumpfung und engherziger Beschränktheit sich befand, in den Fesseln eines traditionellen Autoritätsglaubens gefangen lag, eine Wirksamkeit, wie die Lessings, in der Nothwendigkeit begründet, so war sie auch gewiß eine heilbringende, wenngleich Lessing selber das Heil als solches nicht zu bringen vermochte.

Betrachten wir nun, was der scharfsinnige Mann in näherer Beziehung auf das Christenthum, auf Religion und Theologie im Besondern gewirkt und geleistet hat, so ist, wenn man in ihm einen derjenigen erkennt, die das Heiligthum vom Staube der Zeiten gesäubert, ohne doch das Heilige selbst in seiner Klarheit geschaut zu haben, nicht zu leugnen, daß seine kritische Thätigkeit den Schein der Unempfänglichkeit für die höhere Würde des Christenthums, ja für manche gläubige Gemüther vielleicht gar den Schein der Feindschaft wider Christum haben mag. Hat aber auch Lessing selber unmittelbar durch die Schärfe seines dialektischen Verstandes, mittelbar namentlich durch die Herausgabe der Wolfenbüttler Fragmente vielleicht der oberflächlichen Polemik gegen das Christenthum Vorschub geleistet: so wird doch jetzt kein Unbefangener mehr in Abrede stellen, daß, wie der christliche Glaube als auf der Geschichte beruhend, sich der Kritik nicht zu entziehen vermag, die Theo-

logie als historische Wissenschaft sich nur durch Kritik vollenden kann, mag auch immerhin der kritische Proceß selber nicht ohne Schmerzen und mancherlei unbehagliche Zustände für den Einzelnen, wie für die Gesammtheit, zu Stande kommen.

Lessing hat in seinem Drama „Nathan der Weise" offenbar den edelsten, besten Theil seines Wesens niedergelegt. Man kann dasselbe recht eigentlich als sein Vermächtniß an die Nachkommenschaft ansehen, wie es denn unter seinen poetischen Werken das letzte und ohne Zweifel vollendetste ist. Ob und wie es den höheren Anforderungen der Kunst Genüge leiste, kann und soll hier nicht untersucht werden. Lessing selbst kannte sich genau genug, um sich nicht zu den großen Dichtern zu zählen. Von den poetischen Werken Lessings gilt es insbesondere, daß sie keinen ganz reinen und vollkommenen Genuß gewähren, sie sind Werke mehr eines großen und scharfen Verstandes, als des dichterischen Genius; aber Unrecht würde man dem Lessingschen Drama thun, wollte man ihm allen poetischen Werth absprechen. Der Plan des Ganzen ist meisterhaft angelegt; wir vermissen keineswegs die individuelle Zeichnung der Charaktere; neben dem Verstande kommt auch das Gefühl zu seinem Rechte: aber jene Weichheit der Umrisse, jener Duft und Schmelz, jenes zauberische Helldunkel der ächten Dichtwerke, kurz der Hauch des dichterischen Genius, der das Werk der Kunst wiederum als ein Werk der Natur erscheinen läßt, er fehlt unserm Drama*). Doch wir lassen die Form bei Seite und halten uns hier an den Gehalt desselben, indem wir es namentlich aus dem Gesichtspunkte des Christenthums näher ins Auge fassen.

Lessing hat sich in seinem „Nathan" die Aufgabe gesetzt, das rein Menschliche, den Adel der Seele, ganz unabhängig von den Unterschieden der Religion, des Standes u. s. w. darzustellen. Wie in des großen Herders Bestrebungen, der gleichsam die weibliche Ergänzung zu der entschieden männlichen Eigenthümlichkeit Lessings bildet, die Humanität, die Menschlichkeit das Motto ist, welches überall durchklingt, das

*) Schon, daß das Drama durchaus eine didaktische Tendenz hat, thut dem poetischen Werthe desselben bedeutenden Eintrag.

Band gleichsam, welches die mannichfaltigen Blüthen seines Geistes zu Einem Strauße verbindet: so kann man auch von Lessing sagen, daß er sich die Förderung und Darstellung des wahrhaft Menschlichen, welches sich ihm zunächst im besonnenen und vorurtheilsfreien Denken, dann aber auch in tugendhafter Gesinnung und uneigennützigen Handlungen kund giebt, zum Augenmerk gemacht, wenn er es auch nicht immer und ausdrücklich in dieser Allgemeinheit faßt, sondern hauptsächlich nur in seinem Ausgangspunkte, dem besonnenen und vorurtheilsfreien Denken, in der Arbeit und dem Ergebniß des Alles prüfenden Verstandes zur Anschauung bringt. Gewiß aber war es in der Zeit, in welcher Lessing auftrat, und welcher auch Herder noch zum Theil angehörte, heilsam, ja nothwendig, der Menschheit ihr durch Scholasticismus und Dogmatismus aller Art verunstaltetes Bild wiederum in einem reineren Spiegel vorzuhalten.

Wir wollen nun zunächst diejenigen Stellen aus dem bezeichneten Drama hier zusammenstellen, aus welchen die Ansicht Lessings von Religion und Christenthum am Klarsten hervorleuchtet, und alsdann jene Ansicht selber einer Beurtheilung unterwerfen.

Daß die Humanität in der oben bezeichneten Weise Lessings Hauptaugenmerk, daß es die Tendenz namentlich des vorliegenden Drama's sei, auf diese hinzuweisen, diese vor Allem geltend zu machen, daß ihm die Religion, das Christenthum als solches gegen das, was er als das ächt Menschliche bezeichnet, sich höchstens wie das Mittel zum Zweck verhalte, und die Religion, sie heiße, wie sie wolle, ihm nur in sofern Werth habe, als in ihr jenes ächt Menschliche oder die wahre Humanität sich offenbare und ausspreche, ersehen wir unter Anderm aus der Rede der Sittah Akt II. Scene 1., in welcher dieselbe freilich als Anhängerin des Islam in feindseliger Weise so von den Christen spricht:

Du kennst die Christen nicht, willst sie nicht kennen.
Ihr Stolz ist: Christen sein, nicht Menschen. Denn
Selbst das, was noch von ihrem Stifter her
Mit Menschlichkeit den Aberglauben würzt,
Das lieben sie, nicht weil es menschlich ist:
Weil's Christus lehrt, weil's Christus hat gethan. —

Wohl ihnen, daß er so ein guter Mensch
Noch war! Wohl ihnen, daß sie seine Tugend
Auf Treu' und Glauben nehmen können! — Doch
Was Tugend? — Seine Tugend nicht, sein Name
Soll überall verbreitet werden, soll
Die Namen aller guten Menschen schänden,
Verschlingen; um den Namen, um den Namen
Ist ihnen nur zu thun!

Auch Nathan spricht sich in ähnlicher Weise aus, auch er will vor Allem das rein Menschliche geltend machen, als das Eine und Gleiche in allen Religionssystemen und Glaubensansichten, und dagegen alle Unterschiede der Völker und Menschen unter einander als zufällige und unwesentliche angesehen wissen. Im Gespräch mit dem Tempelherrn Akt II. Scene 5. sagt er:

Nathan. Ich weiß, wie gute Menschen denken, weiß,
Daß alle Länder gute Menschen tragen.
Tempelherr. Mit Unterschied doch hoffentlich? Nathan. Ja wohl;
An Farb', an Kleidung, an Gestalt verschieden.
Tempelherr. Auch hier bald mehr, bald weniger als dort.
Nathan. Mit diesem Unterschied ist's nicht weit her.

Als Sittah Akt II. Scene 2. des von Al-Hafi so oft gepriesenen Nathan als eines Juden gedenkt, will Jenem unter diesem Namen sein Freund Nathan zuerst gar nicht in den Sinn kommen, weil er sich den edlen und weisen Mann gar nicht als Juden, sondern lediglich als Menschen denkt, und in dem eben erwähnten Gespräche Nathans mit dem Tempelherrn sagt der Erstere:

Was heißt denn Volk?
Sind Christ und Jude eher Christ und Jude,
Als Mensch? Ach, wenn ich Einen mehr in Euch
Gefunden hätte, dem es gnügt, ein Mensch
Zu heißen!

Vom Glauben hegt Lessing die Meinung, daß er immer und überall mit Aberglauben vermischt sei; den Glauben an das Uebernatürliche, an Wunder, Engel u. s. w. betrachtet er als aus der Schwäche des Verstandes sowohl als des Willens, oder aus dem menschlichen Stolze

entspringend. Akt I. Scene 2. spricht Nathan zur Recha, die sich von einem Engel aus dem Feuer gerettet glaubt:

Der Wunder Höchstes ist,
Daß uns die wahren, ächten Wunder so
Alltäglich werden können, werden sollen.
Ohn' dieses allgemeine Wunder hätte
Ein Denkender wohl schwerlich Wunder je
Genannt, was Kindern bloß so heißen müßte,
Die gaffend nur das Ungewöhnlichste,
Das Neuste nur verfolgen.

Als Daja bemerkt, es schade ja gar nicht, von einem Engel lieber als von einem Menschen sich gerettet denken, erwiedert Nathan:

Stolz! und nichts als Stolz! Der Topf
Von Eisen will mit einer silbern Zange
Gern aus der Glut gehoben sein, um selbst
Ein Topf von Silber sich zu dünken.

Und nun zeigt er weiter, daß dieser Stolz, dies „sich Gott um so viel näher fühlen" Unsinn und Gotteslästerung, ein solcher Glaube aber allerdings auch schädlich sei, indem er nur dem Eigennutze und der Trägheit Vorschub leiste; denn man könne sich wohl einem Menschen, nicht aber einem Engel dankbar beweisen, zu einem Engel könne man nur seufzen, beten, ihm Feste feiern, ihm zu Ehren fasten, Almosen geben u. s. w., aber ihm Nichts vergelten; kurz, andächtig schwärmen sei leichter, als gut handeln.

So erscheint also der Glaube, den Lessing einmal nicht von Schwärmerei und Aberglauben getrennt denken kann, nicht bloß als das Geringere, Unedlere gegen die That, die sittliche Handlung, sondern sogar als das die That Hindernde; und wenn ein bestimmter Glaube sich für edler und besser hält, als den andern, wenn eine besondere Glaubensform sich für die allein wahre hält, so erblickt er darin wiederum nur Stolz und Hochmuth. „Die fromme Raserei, den bessern Gott zu haben, diesen besseren der ganzen Welt als besten aufzudringen", sagt der Tempelherr (II. 5.) zu Nathan, habe bei den Juden ihren Ursprung genommen, welche sich zuerst das auserwählte Volk genannt, habe sich dann aber

von den Juden auch auf die Christen und Anhänger Mohammeds vererbt. Es wird wiederholt und nachdrücklich eingeschärft, Gott gehöre keinem Volke, keinem Menschen besonders an. So sagt Recha zur Daja (Akt III. Scene 1.):

> Was sprichst du da nun wieder, liebe Daja!
> Du hast doch wahrlich deine sonderbaren
> Begriffe! „Sein, sein Gott! für den er kämpft!"
> Wem eignet Gott? was ist das für ein Gott,
> Der einem Menschen eignet?

Was allein Werth habe und Anerkennung verdiene im Glauben, meint Lessing, sei die Ergebung in den göttlichen Willen. Darum läßt er Recha gleich darauf sagen, indem sie der Erzählungen von den christlichen Glaubenshelden gedenkt:

> Hab' ich ihren Thaten
> Nicht stets Bewunderung, und ihren Leiden
> Nicht immer Thränen gern gezollt? Ihr Glaube
> Schien freilich mir das Heldenmäßigste
> An ihnen nie. Doch so viel tröstender
> War mir die Lehre, daß Ergebenheit
> In Gott von unserm Wähnen über Gott
> So ganz und gar nicht abhängt.

Ist nun der Glaube in seiner gewöhnlichen Bedeutung mehr oder weniger nur ein bloßes „Wähnen über Gott und göttliche Dinge", gegen welches die Religion selber, die wahre Gottergebenheit, sich gleichgültig verhält: so darf sich, meint Lessing, da der Wahn, die Meinung am wenigsten von sich selber loszulassen vermag und sich selber mit der wahren Religion zu verwechseln nur allzu geneigt ist, eben deßhalb Keiner in Bezug auf die besondere Religionsform, zu welcher er sich bekennt, für ganz unbefangen halten; vielmehr muß man auch bei dem, der sich in dieser Hinsicht Unbefangenheit zutraut, immer noch eine gewisse Befangenheit voraussetzen. So wenigstens äußert sich Akt IV. Scene 1. der Tempelherr im Gespräch mit dem Klosterbruder. „Ich seh' nun wohl", sagt derselbe,

> „Religion ist auch Partei, und wer
> Sich drob auch noch so unparteiisch glaubt,

Hält, ohn' es selbst zu wissen, doch nur seiner
Die Stange."

Später bemerkt derselbe Tempelherr, indem er sich (IV. 4.) gegen Saladin über diesen Gegenstand ausspricht:

Der Aberglaub', in dem wir aufgewachsen,
Verliert, auch wenn wir ihn erkennen, darum
Doch seine Macht nicht über uns. — Es sind
Nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten.
— — — — — — — —
Der Aberglauben schlimmster ist, den seinen
Für den erträglichern zu halten.

Wenn Lessing vom Christenthum spricht, so meint er gewöhnlich nur jenes Aggregat von Dogmen und Meinungen, von Satzungen und Gebräuchen, welches äußerlich an- und eingelernt in der Regel auf die Gesinnung weiter keinen Einfluß übt; er hält das Christenthum nach seiner geschichtlichen Außenseite höchstens nur für eine veredelte Form des Judenthums: der Stamm ist derselbe geblieben, nur ein edleres Pfropfreis ist ihm eingefügt. Akt IV. Scene 7. sagt der Klosterbruder, indem er von der unmündigen Recha spricht, welche Nathan an Kindesstatt angenommen, — ohne dieselbe im Christenthum unterrichten, als Christin auferziehen zu lassen:

Kinder brauchen Liebe,
Wär's eines wilden Thieres Lieb' auch nur,
In solchen Jahren mehr, als Christenthum.
Zum Christenthume hat's noch immer Zeit.
Wenn nur das Mädchen sonst gesund und fromm
Vor euren Augen aufgewachsen ist,
So bleibt's vor Gottes Augen, was es war. —
Und ist denn nicht das ganze Christenthum
Auf's Judenthum gebaut? Es hat mich oft
Geärgert, hat mir Thränen g'nug gekostet,
Wenn Christen gar so sehr vergessen konnten,
Daß unser Herr ja selbst ein Jude war.

Der Tempelherr aber meint sogar Akt V. Scene 5., wenn Recha, von Nathan in der allgemein menschlichen oder natürlichen Religion erzogen,

unter Christen käme, so werde sie auch die Christin spielen müssen, und endlich werden, was sie lange genug gespielt; da wäre denn zu fürchten, daß der lautere Waizen, den Nathan gesä't, am Ende durch das Unkraut, d. h. durch Aberglauben und Schwärmerei, erstickt werde. So ist also nach des Templers Ansicht das historische Christenthum für den, der im Besitze der natürlichen Religion ist, nicht nur etwas ganz Entbehrliches und Ueberflüssiges; er meint sogar, auf das empfängliche Gemüth der Recha, die den Unterricht des weisen Nathan genossen, müsse dasselbe nothwendig einen schädlichen und nachtheiligen Einfluß ausüben; auch sie, die so vorurtheilsfrei Erzogene werde am Ende eine Schwärmerin werden, wenn sie längere Zeit unter Christen lebte. Freilich, wenn das historische Christenthum mit dem Aberglauben und der Schwärmerei unmittelbar Eins ist, wenn es gar nicht getrennt davon gedacht werden kann, so hat der Templer Recht, dasselbe geradezu für schädlich zu halten. Daß übrigens Lessing die beiden Begriffe: Schwärmerei und Christenthum nicht auseinanderzuhalten vermag, daß er mit dem christlichen Glauben, so gefaßt, mit dem Glauben an das historische Christenthum zugleich die Intoleranz nothwendig verbunden denkt, ersehen wir aus einer Aeußerung der Recha Akt V. Scene 6., wo dieselbe, jedoch weniger herbe urtheilend, als der Tempelherr, vielmehr gewissermaßen rechtfertigend und entschuldigend, der Sittah ihre langjährige Pflegerin Daja also schildert:

> Ach! die arme Frau, — ich sag' dir's ja, —
> Ist eine Christin, muß aus Liebe quälen; —
> Ist eine von den Schwärmerinnen, die
> Den allgemeinen, einzig wahren Weg
> Nach Gott zu wissen wähnen — —
> Und sich gedrungen fühlen, einen Jeden,
> Der dieses Wegs verfehlt, darauf zu lenken.

Und zur Entschuldigung und Rechtfertigung des oft so lästigen Bekehrungseifers, den solche Christen gewöhnlich zeigen, setzte sie hinzu:

> Kaum können sie auch anders; denn ist's wahr,
> Daß dieser Weg allein nur richtig führte:
> Wie sollen sie gelassen ihre Freunde

Auf einem andern wandeln sehen, — der in's
Verderben stürzt, in's ewige Verderben?
Es müßte möglich sein, denselben Menschen
Zur selben Zeit zu lieben und zu hassen.

— — — — — — — —

Und wem schmeichelt's doch
Im Grunde nicht, sich gar so werth und theuer
Von wem's auch sei, gehalten fühlen, daß
Er den Gedanken nicht ertragen kann,
Er müss' ein Mal auf ewig uns entbehren!

Wir sehen also, hinsichtlich der Gesinnungen und Grundsätze, die Lessing in dem vorliegenden Drama ausgesprochen hat, steht derselbe allerdings auf einem Standpunkt, über welchen wir gegenwärtig hinausgerückt sind. Der abstrakte Deismus, zu dem Lessing sich hier bekennt, ist längst widerlegt, hat sich durch sich selbst widerlegt. Es könnte überflüssig erscheinen, hierüber in ausführliche Erörterungen sich einzulassen. Da es aber jedenfalls heilsam und ersprießlich ist, gewisse Wahrheiten, die für bekannt gelten, einmal wieder in Erinnerung zu bringen und aufzufrischen, indem man das schon Bekannte irgendwie von einer neuen Seite darzustellen und an einer bestimmten, concreten Gestalt nachzuweisen und aufzuzeigen versucht; da es hier überdies keineswegs bloß auf eine Widerlegung des Deismus abgesehen ist, vielmehr in näherer Beziehung zu dem genannten Drama die Idee der Toleranz und Humanität, deren Beförderung Lessing sich zum Augenmerk gesetzt, ihrem Gehalte und wahren Wesen nach gewürdigt werden soll, so werden Manchem die nachfolgenden Bemerkungen vielleicht nicht unwillkommen sein.

Wenn Lessing uns in seinem „Nathan“ die Gottergebenheit, die Tugend, den Adel der Seele an und für sich, wie er meint, und abgesondert von der Glaubensform und positiven Religion, welcher das Individuum durch Geburt und Erziehung angehört, darzustellen versucht, indem er den eigentlichen Kern der Religion in Demjenigen glaubt gefunden zu haben, was übrigbleibt, wenn man von den Satzungen und Gebräuchen, von den Dogmen und Meinungen, kurz von dem objektiven Gehalt einer bestimmten Religion abstrahirt: so hat er allerdings

eine Berechtigung für sich, nämlich das Recht des Verstandes, dessen Wesen es ist, von jeder bestimmten natürlichen oder geistigen Gestalt auf ein Allgemeines und Gleiches in allen zu reflektiren. Auch ist jene Abstraktion ohne Zweifel ein nothwendiger Standpunkt in der geschichtlichen Erscheinung des Menschengeistes, und man kann behaupten, daß erst das Christenthum, daß erst die höhere Stufe geistiger Ausbildung, die die Menschheit dem Christenthum verdankt, diese Abstraktion möglich gemacht habe; denn das Christenthum ist gerade die allgemeine Religion, freilich nicht als bloßer Begriff, als leere Möglichkeit, sondern als die in die Wirklichkeit getretene Idee der Gott wohlgefälligen Menschheit. Nun erst konnte es geschehen, daß der Verstand, hinwegsehend von der Wirklichkeit, von der historischen Erscheinung, in dem Abstraktum einer allgemein menschlichen oder natürlichen Religion das Wesen und die Seele gleichsam der positiven Religionen überhaupt und der christlichen insbesondere gefunden zu haben meinte, wogegen ihm alles Positive und Historische, als ein Aeußeres und Unwesentliches, als ein verschwindendes Moment zurückzutreten schien. Es kann nun zwar von Nutzen sein für gewisse Zeitalter und Individuen — auch die Zeitgenossen Lessings gehörten ohne Zweifel dazu — auf ein Gemeinsames in den so verschiedenartigen Gestaltungen der Religion und Sittlichkeit hingewiesen und zurückgelenkt zu werden; es kann noch jetzt für Manchen unter uns heilsam und ersprießlich sein, wenn er darauf aufmerksam gemacht wird, wie auch in den unvollkommneren Religionen, selbst den heidnischen ein Moment des Glaubens und gottergebener Gesinnung enthalten, nicht aber eitel Wahn und Aberglaube in denselben zu finden sei. Diese Aufgabe in wissenschaftlicher Weise zu lösen, bestrebt sich die Religionsphilosophie; Lessing von seinem Standpunkte begnügte sich damit, ganz im Allgemeinen darauf hinzuweisen, daß Religiosität als ein Gemeingut aller Menschen auch außerhalb des Christenthums anzutreffen sei. So kann es denn auch von wohlthätigen Folgen sein, Diejenigen, welche über der Lehre und den Dogmen der Religion die Gott wohlgefällige Gesinnung oder über müßigen Andachtsübungen die thätige Menschenliebe verabsäumen, darauf aufmerksam zu machen, wie die Religion vornehmlich Sache des Herzens sei, wie sie den g a n z e n Menschen in

Anspruch nehme. Diese Pflicht glaubte auch Lessing übernehmen zu müssen, und daß er in seinem „Nathan“ vor Allem auf die Gesinnung und den Gott wohlgefälligen Wandel hingewiesen hat, dafür sind wir ihm noch jetzt Dank schuldig. Ist nun aber die Gesinnung der Kern des Glaubens und der religiösen Erkenntniß, der Ausgangs- und der Zielpunkt aller Dogmen und Satzungen, so werden wir finden, daß Lessing sich hierin mit einer übrigens ganz entgegengesetzten Denk- und Sinnesweise, mit der pietistisch-praktischen Auffassung des Christenthums begegnet. Die Forderung des Pietismus, die mit Recht als eine allgemeine, ächt-christliche angesehen werden kann, die Forderung, welche namentlich im Anfang des vorigen Jahrhunderts dem dürren Scholasticismus und Dogmatismus entgegengesetzt wurde, daß das Gemüth die Glaubenslehren ergreife und in sich aufnehme, das Dringen auf die innere Erfahrung, auf Erneuerung des Sinnes und Reinheit des Wandels, kurz auf ein Christenthum des Herzens — es ist dem Principe nach gar nicht so verschieden von dem, was auch Lessing geltend macht, wenn er auf eine wahrhaft menschliche Gesinnung und einen tugendhaften Wandel als auf das Wesentliche im religiösen Glauben dringt. Ihrem Wesen, ihrer Erscheinung nach sind freilich beide Denkweisen wiederum ganz verschieden: denn indem der Pietismus jene Forderung realisirt, geschieht es, daß er sich immer enger hinter der Umzäunung des Dogma's verschanzt und damit die Freiheit des Geistes mehr und mehr einbüßt, während der praktische Deismus, in seinem Freiheitsdrange von allen dogmatischen Fesseln sich losreißend und den historisch-spekulativen Gehalt der Religion mehr und mehr verflüchtigend, der Gesinnung selber damit am Ende auch ihren Halt, ihren Stützpunkt raubt. Ueberhaupt aber ist der abstrakte Deismus, indem er jede bestimmte Gestalt auf dem Gebiet der Religion und Sittlichkeit in die Form einer leeren Allgemeinheit auflöst, in einer Selbsttäuschung befangen: er glaubt das allein Wahre und Wesentliche festzuhalten, indem er die Erscheinung fahren läßt; aber ein Wesen, das nicht erscheint, ist kein Wesen mehr, und so verliert er am Ende auch das, was ihn allein des Festhaltens werth dünkt. Will die sogenannte natürliche Religion als bestimmte, für sich bestehende Gestalt des Geistes neben den positiven Religionen oder gar

über denselben sich herausstellen und geltend machen, will eine solche Ansicht als Theorie, als System sich durchführen, so wird die Unwahrheit darin sogleich zu Tage kommen. Dies zeigt sich denn auch in dem Lessingschen Drama.

Indem nämlich der Verfasser hier an dem Begriffe einer allgemein menschlichen oder sogenannten natürlichen Religion eigensinnig festhält, läßt er an den drei Hauptpersonen des Drama's, an denen, welche gerade für Repräsentanten der drei monotheistischen Religionsformen, des Judenthums, Christenthums und des Islam gelten sollen, das eigenthümliche Gepräge der religiösen Genossenschaften, denen sie angehören, wenig oder gar nicht hervortreten. Saladin, Nathan, der Tempelherr sind zwar ausgezeichnete edle Naturen; aber das Edle, was sie an sich tragen, hängt nicht im Mindesten mit dem religiösen Bekenntniß zusammen, welches sie vertreten sollen, und würde ihnen bleiben, auch dann, wenn man sie aus dem Zusammenhange, aus der Verbindung mit ihren Glaubensgenossen ganz herauszuheben vermöchte. Alle drei neigen sich mehr oder weniger zum Deismus, zu jener allgemein menschlichen oder natürlichen Religion, in welcher Lessings Ansicht zufolge alle besondern Religionsformen wie in ihrem gemeinschaftlichen Centrum zusammenlaufen. Insofern sie also blos den Namen, nicht aber das Gepräge der besondern Religion, zu der sie sich bekennen, an sich tragen, sind sie, so individuell sie im Uebrigen auch gehalten sein mögen, doch unwahre Charaktere. Wir hören nicht den Juden, den Christen, den Muselmann aus ihnen reden, sondern nur den Menschen im Allgemeinen; und obwohl Lessing gerade diese Negativität, diese Freiheit von den Fesseln des Bekenntnisses als einen Vorzug herausstellen will, so können wir doch nur einen Mangel darin erkennen. Denn wollte uns Lessing durch seinen „Nathan" die große Lehre der Duldung veranschaulichen und ans Herz legen, so mußte er gerade mit scharfen und bestimmten Zügen auch den Unterschied der religiösen Denk- und Anschauungsweise der drei, ganz verschiedenen Bekenntnissen angehörenden Männer, die er durch gegenseitige Achtung und Liebe Eins werden läßt, klar und deutlich vor Augen stellen. Aber das ist es gerade, was Lessing verkennt, daß in Sitte und Gesetz, im Glauben und in der Er-

kenntniß der allgemeine Begriff sich selber seine Unterschiede setzt und in den besonderen und individuellen Gestaltungen der Idee selber sein eigenes Wesen entfaltet und zu Tage legt. Statt einzusehen, daß das Wahre nur Wirklichkeit hat in seiner geschichtlichen Erscheinung, hält er die Wirklichkeit, die geschichtliche Erscheinung sogar für etwas Ueberflüssiges und Schlechtes, welches, da es einmal nicht beseitigt und abgethan werden kann, tolerirt, d. h. so viel als möglich ignorirt werden müsse.

Daß dies Lessings Meinung ist, ergiebt sich am deutlichsten aus der bekannten Parabel von den drei Ringen. Wenn er nämlich in derselben den Richter sagen läßt, jeder der drei Brüder möge seinen Ring immerhin für den ächten halten und die Wunderkraft des Ringes, vor Gott und Menschen angenehm zu machen, durch die That bewähren: so werden wir damit ausdrücklich von den Ringen, als dem fraglichen Objekt, auf Etwas, was in unserm eigenen Bereiche, in unserm Vermögen liegen soll, verwiesen. Ein Jeder soll die Aechtheit seines Ringes durch die That beweisen. Dadurch wird nun zunächst die ursprüngliche Annahme, daß nur Einer der ächte sei, Einer nothwendig der ächte sein müsse, widerlegt und aufgehoben. Es ist möglich, daß Einer der ächte ist, es können alle drei, vielleicht auch keiner von ihnen ächt sein: alles dieses kommt hier nicht weiter in Betracht. Weil nämlich durchaus nicht mehr an den Ringen selber zu erkennen ist, welcher der ächte sei, so muß die Aechtheit oder Unächtheit als Etwas, das sich nicht entscheiden läßt, dahin gestellt bleiben: darum eben ist sie gegen die an die Besitzer der Ringe gestellte Forderung etwas Unwesentliches und Gleichgültiges. Indem nun aber jeder der drei Brüder die Aechtheit seines Ringes beweisen soll, wird angenommen, daß er sie auch beweisen könne. Worin liegt also dies Vermögen, diese Kraft, die allen Dreien auf gleiche Weise eigen sein soll? In den Ringen selber, haben wir gesehen, kann sie nicht liegen; denn es sollte ja nur der ächte die Wunderkraft besitzen, die Aechtheit läßt sich aber von keinem der drei Ringe objektiv beweisen: dennoch soll der Besitzer, mag sein Ring ächt oder unächt sein, die Wunderkraft in seinem Leben bewähren, in seinem Wandel zu Tage legen. Liegt sie also in dem ganz subjektiven Für-

ächthalten des Ringes? Betrachten wir dieses Fürächthalten, diesen Glauben an die Aechtheit des Ringes näher, so ergiebt sich, da selbst dann, wenn dieser Glaube auf einer leeren Täuschung beruhen sollte, die Kraft dieselbe bleibt, dieses ganz zufällige, auf Nichts sich gründende Meinen und Wähnen es nicht sein kann, woran die Kraft gebunden ist. Es mag sein, daß dem Einen oder dem andern der Brüder dieser Glaube, diese Zuversicht um ihrer Schwachheit willen nothwendig ist, um die in Frage stehende verborgene Wunderkraft dadurch anzuregen und zu entfalten, aber die Wunderkraft selber, vor Gott und Menschen angenehm zu machen, kann nicht von einer vielleicht ganz leeren Einbildung, vom Wahne, von der Meinung abhängig sein. „Die Gottergebenheit hängt von unserm Wähnen über Gott ganz und gar nicht ab", sagt Recha im „Nathan". Die wahre Religion also liegt außerhalb der Meinung, ist eben so wenig an den Glauben, d. h. an das ganz subjektive Fürwahrhalten dieses oder jenes Religionssystems, als an die Eine oder die Andere der positiven Religionen selbst gebunden. Wo also sind die eigentlichen Wurzeln der Religion zu suchen? Worin ist das Wesen der Religion zu erkennen? Offenbar in dem allgemein Menschlichen, in der Gott ergebenen Gesinnung, in dem sittlichen Wandel selber. Hierin und hierin allein ist die Wunderkraft, vor Gott und Menschen angenehm zu machen, enthalten.

Da nun — so schließt Lessing weiter — diese Kraft, als das eigentliche Wesen der Religion nicht ausschließlich an Eins der drei Religionssysteme gebunden ist, da über die Wahrheit oder Falschheit der drei positiven Religionen an sich selber kein entscheidender, vollgültiger Beweis gegeben werden, folglich auch der Glaube, das Fürwahrhalten des Einen oder des Andern, welches sich als ein bloßes Meinen und Wähnen kund giebt, kein Kriterium für die Wahrheit abgeben kann, da sonach Beides, die objektive Glaubensform und der subjektive Glaube, sich als das an sich Gleichgültige und Unwesentliche erwiesen haben: so ist auch alles Streiten über den Vorzug des einen oder des andern Religionssystems nicht nur unnütz, sondern sogar für schädlich und gefährlich zu halten. Weil nun aber in jeder der drei positiven Religionen eine Hinweisung auf das allgemein Menschliche enthalten ist, so wird

der Einzelne, wenn er nur auf dieses, auf die Gesinnung und den Gott wohlgefälligen Wandel, als das allein und wesentlich Nothwendige sein Augenmerk richtet, mag er dieser oder jener kirchlichen Verbindung angehören, in dieser oder in einer andern religiösen Gesellschaft geboren sein, den ächten Kern aus seiner Umhüllung leicht herauszufinden wissen. Legt er dem besondern Religionssystem, zu dem er sich bekennt, einen Vorzug bei, so halte man das seiner Schwachheit zu Gute, wofern er nur sich selber darum keinen höhern Werth beizumessen geneigt ist, wofern er nur über Andersdenkende sich nicht zu erheben sucht. Um der verschiedenen Form und Fassung Einer und derselben Grundwahrheit willen sich gegenseitig zu verachten und anzufeinden, ist unedel und widersinnig. Auch unter ganz verschiedenen und scheinbar widersprechenden Vorstellungen und Meinungen aufgewachsen, sollen doch Christen, Juden und Muhammedaner die gegenseitige Achtung, die sie als Menschen sich schuldig sind, sich nicht versagen; diese Achtung aber ist nur da möglich, wo man das eigentliche Wesen der Religion von seiner Umhüllung und Verkleidung, wo man den Gehalt von der Form zu unterscheiden weiß. Sich hierin ganz unbefangen und vorurtheilsfrei zu halten, ist allerdings schwer — dies Geständniß legt der Tempelherr ab — und nur durch die richtige Einsicht in die Sache, durch die mehr und mehr sich verbreitende Erkenntniß und Ueberzeugung von der Gleichgültigkeit der Form als solcher einerseits, andrerseits aber durch die stete Hinweisung auf die allgemeinen Wahrheiten, die allen besonderen Religionen zum Grunde liegen, kann die gegenseitige Toleranz begründet und befördert werden.

Die Lessingsche Lehre von der Toleranz beruht also auf dem Indifferentismus in Betreff der Form oder auf der vorausgesetzten Indifferenz der besonderen religiösen Denk- und Anschauungsweisen. Lessing glaubt durch Abstraktion und Reflexion auf den Urgrund des Glaubens und der Sitte einen allgemeinen Typus der Menschheit gewonnen zu haben, er hält das Allgemeine für das allein Wahre, während gerade das Allgemeine als todtes Abstraktum, nicht aber in seiner Identität mit dem Besonderen gefaßt, das Unwahre ist. Die Form ist nicht als etwas Gleichgültiges zu betrachten, welches, unbeschadet des Gehaltes, bestehen

könne und auch nicht; vielmehr kann der Gehalt ohne jene Verkörperung und Gestaltung, welche wir die Form nennen, nicht bestehen. Da nun also Form und Gehalt einander entsprechen und gemäß sein müssen, so ergiebt sich daraus erstens, daß, wenn drei Religionssysteme der Form nach verschieden sind, sie auch dem Gehalte nach verschieden sein müssen. Eben weil nun aber Lessing die Bedeutung der Form verkennt, und den Unterschied derselben für gleichgültig achtet, hat er auch die Verschiedenheit des Gehaltes ganz übersehen. Das Allgemeine, welches allen drei Religionen zum Grunde liegen soll, die Gottergebenheit und der sittliche Wandel, ist doch eben nur ein solches ganz dürftiges Abstraktum. Es fragt sich doch nun weiter, wie diese Gottergebenheit, wie der sittliche Wandel sich äußere und offenbare, und hier werden wir nothwendig auf nähere Bestimmungen geführt, und es wird sich zeigen, daß in den drei Religionen, im Judenthum, Christenthum und Islam, diese Grundelemente der sogenannten natürlichen Religion eine ganz verschiedene Gestalt und Färbung annehmen. Insofern nämlich seine Grundelemente hier in reicherer Entfaltung, dort in mehr dürftiger Gestalt sich darstellen, insofern der Gedanke hier weniger erschöpfend, dort tiefer eindringend in das Wesen der Sache, sich gestaltet, wird beides, Gehalt und Form in inniger Durchdringung in den verschiedenen Religionen verschieden, hier reicher, dort dürftiger, hier mehr, dort weniger entwickelt und vollendet sich zeigen. Wir können also zweitens sagen, daß Lessing nothwendig zum wenigsten gegen Eine der drei Religionen ungerecht geworden sein müsse, indem er allen dreien eine gleiche Geltung einräumt, und daß er den Werth der beiden anderen gegen jene zu hoch werde angeschlagen haben.

Daß es nun das Christenthum ist, gegen welches Lessing ungerecht geworden, das werden wir in unserer Zeit weiter keinen Anstand nehmen zu behaupten. Obwohl Lessing uns in seiner Zeit Befangenheit würde Schuld gegeben haben und uns ohne Zweifel einer parteiischen Vorliebe für diejenige Religion, zu der wir uns bekennen, angeklagt hätte, obwohl er die Unbefangenheit und Unparteilichkeit in Sachen der Religion als die höchste Tugend preist: so müssen wir doch gerade diese sein sollende Unparteilichkeit, die auch dem Christenthum keinen Vorrang unter den

Religionen einräumen will, und die ihn sogar bewogen hat, dem Tempelherrn die Worte in den Mund zu legen: „Der Aberglauben schlimmster ist, den seinen für den erträglichern zu halten" — für die größte Ungerechtigkeit erklären. Bei diesem Punkte müssen wir uns etwas länger verweilen.

Lessing mochte in seiner Zeit und von seinem Standpunkt ein wohlbegründetes Recht haben, gegen dogmatische Engherzigkeit, gegen das allzustarre Festhalten an der Form als solcher zu eifern. Jene Engherzigkeit, die er an seinen Glaubensgenossen bemerkte, erschien ihm an diesen, die sich der vollkommensten Offenbarung rühmten, als doppelt unwürdig. Der knechtische Sinn so vieler Christen, ihr Stolz, ihr Hochmuth den Ungläubigen gegenüber schien ihm das Christenthum, als die Religion der Freiheit und Menschlichkeit, zu entehren. So wurde er unwillkürlich von seinem polemischen Eifer fortgerissen. Zwar ist seine Polemik nicht gegen die Religion als solche, nicht gegen das, was er für das eigentliche Wesen der Religion hielt, gerichtet; er selber glaubte bloß gegen Intoleranz der Christen zu kämpfen: aber indem er das Wesen der Religion nicht in ihrer historischen Erscheinung dargestellt findet, vielmehr diese als etwas Gleichgültiges ansieht, so geschieht es, daß er wider Wissen und Willen auch gegen das Christenthum selbst polemisirt.

Hat nun aber Lessing darin wenigstens eine Ungerechtigkeit am Christenthum begangen, daß er die beiden untergeordneten Religionssysteme, das Judenthum und den Islam, dem Christenthum für gleich und ebenbürtig achtet, oder doch alle drei Religionen nicht für wesentlich verschieden hält, wie in der Parabel von den drei nicht zu unterscheidenden Ringen ausgeführt ist: so würden wir, sind wir gleich als Christen geneigt, dem Christenthum von vorn herein den Vorrang vor dem Judenthum und dem Islam einzuräumen, gegen Lessing immer nur mit stumpfen Waffen kämpfen, wenn wir uns hier mit der bloßen Versicherung begnügen wollten, und nicht wirklich den Beweis führen könnten, daß dem Christenthum dieser Vorzug gebühre. So gewiß nun aber auch dieser Beweis geführt werden kann, so müssen wir uns hier doch begnügen, auf die Religionsphilosophie und Dogmatik zu verweisen, deren Aufgabe es ist, in wissenschaftlicher Weise darzulegen, wie und

warum das Christenthum seinem Wesen, d. h. dem Gehalte wie der Form nach, die edelste, die absolut vollkommene Religion sei; wodurch denn zugleich das Gebäude des abstrakten Deismus als in sich haltlos zusammenstürzen muß. Wir also können für diesen Zweck nicht mehr als bloße Andeutungen geben, indem wir, uns enger an das Lessing'sche Drama anschließend, die Erörterung der darin zum Grunde liegenden Idee der Toleranz zu unserm Hauptaugenmerk machen; zuvor aber müssen wir noch darauf aufmerksam machen, wie die am Christenthum begangene Ungerechtigkeit, wie die Feindseligkeit des deistischen Kritikers gegen die historische Erscheinung unserer Religion noch bestimmter und in concreter Weise auch in den Charakteren der in dem Drama auftretenden Personen zu Tage kommt.

Wie es sich unzweifelhaft wissenschaftlich beweisen und einsehen läßt, daß das Christenthum die edelste und vollkommenste, die rein-menschliche Religion ist, so muß sich dasselbe auch praktisch erweisen und bethätigen. Der dogmatische Gehalt einer Religion nämlich, wie er aus der Gesinnung des Stifters hervorgegangen ist, fließt auch wiederum auf die Gesinnung Dessen ein, der diesen Gehalt sich zu eigen gemacht hat. Auch an der Gesinnung des Bekenners muß sich der Gehalt und Werth einer Religion erkennen und messen lassen. Ist also das Christenthum die vollkommenste Religion — was wir vorläufig als erwiesen annehmen, — so muß auch der wahre Christ seiner Gesinnung nach der edelste, vortrefflichste, Gottergebenste Mensch sein. Wir haben oben bereits darauf hingewiesen, daß diejenigen Personen des Drama's, welche als die Repräsentanten der drei Religionen gelten sollen, Nathan, Saladin und der Tempelherr, sich sämmtlich zum Deismus hinneigen. Haben wir diesen Mangel im Allgemeinen gerügt, und nachgewiesen, wie dieselben insofern unwahre Charaktere sind, als sie nicht repräsentiren, was sie dem Zwecke des Drama's gemäß an sich darstellen sollten: so müssen wir doch zugeben, daß Lessing hierin wenigstens consequent verfahren ist. Wenn er nämlich den abstrakten Deismus für die allein wahre Religion hielt, so konnte er auch die Helden des Stücks kaum anders, als wie Deisten, erscheinen lassen. Da überdies der Begriff der Toleranz bei ihm ganz und gar auf dem Indifferentismus in Betreff der historischen Erscheinung der einzelnen

Religionen ruht, so mußten auch diejenigen Personen des Drama's, durch die er den Begriff der Toleranz poetisch zu realisiren versucht, diese Basis der Toleranz in sich tragen. Daß nun aber Lessing, um recht unparteiisch zu erscheinen, sogar Partei ergriffen habe gegen das Christenthum, das zeigt sich zunächst an der zwar edlen, aber wunderlich schroffen und rauhen Natur des Tempelherrn. Indem Lessing die Anhänger des Islam und Judenthums gegen ihre Feinde und Gegner unter den Christen in Schutz nimmt, läßt er als warmer Anwald der beiden unvollkommneren Religionsformen geflissentlich die beiden ihnen angehörigen Charaktere, Nathan und Saladin, als die in ihrer Gesinnung Tüchtigeren und überhaupt Durchgebildeteren erscheinen, und dies wirft mittelbar wenigstens ein nachtheiliges Licht auf das Christenthum. Aber noch mehr. Diejenigen Personen des Drama's, die man recht eigentlich für die Repräsentanten des historischen, des positiven Christenthums ansehen muß, Daja, der Klosterbruder und der Patriarch von Jerusalem zeigen uns deutlich, daß Lessing keine sehr günstige Vorstellung von dem Christenthum, als positiver Religion, könne gehabt haben. Wir wollen gar nicht von dem fanatischen Patriarchen reden, der dem Christenthum eher Schande macht; aber auch Daja und der Klosterbruder machen ihm keine Ehre. Denn in Beiden nehmen wir nur die fromme Einfalt und Beschränktheit wahr. Die Erstere hat etwas Verschrobenes in ihrem Wesen, dies zeigt sich namentlich in ihrem leidenschaftlichen Bekehrungseifer; bei dem Letzteren dagegen scheint die Religion nur in einigen auswendiggelernten Glaubensformeln und ganz äußerlichen Handlungen und Uebungen ihr Dasein zu offenbaren, während ganz unabhängig von ihr die sittlich wohlorganisirte Natur des Mannes dem Instinkte der Gutmüthigkeit folgt. Daß übrigens Lessing unter den beiden hervorragendsten Charakteren des Drama's Nathan, dem Juden, wiederum den Vorzug der Einsicht und Erfahrung giebt, daß er gerade ihm das höhere Bewußtsein über das Verhältniß der drei positiven Religionen zu einander und aller drei zu der allgemein menschlichen oder natürlichen Religion beilegt, worauf Lessing die Idee der gegenseitigen Toleranz gründet, das hat offenbar seinen Grund darin, daß unter den drei Schwestern die jüdische Religion die älteste ist, und daß auch von den Christen die hö-

here Würde des Judenthums und der Vorrang desselben vor dem Islam anerkannt wurde. Um so eindringlicher und wirksamer, wenn man sich einmal auf Lessings Standpunkt versetzt, mußten aber die Belehrungen sein, von einem Manne gegeben, der gerade zu dem Volke gehörte, von welchem, wie auch der Tempelherr andeutet, die stolze Verachtung Andersdenkender auf Christen und Muhammedaner sich vererbt hatte.

Wir haben nun schließlich über die Idee der Toleranz, die wir als die bewegende Seele des ganzen Drama's erkannt haben, uns noch bestimmter auszusprechen.

Obwohl bei Lessing die Toleranz dem Anscheine nach ganz auf dem abstrakten Deismus beruht, obwohl derselbe scheinbar von dem dogmatischen Gehalte, von dem eigenthümlichen Wesen des Christenthums gänzlich abstrahirt: so werden wir doch finden, wenn wir die innern Triebfedern des Drama's, die Begriffe der Toleranz und Humanität ihrem wahren Wesen nach zu fassen suchen, daß Lessing gerade das Beste, was er giebt, dem Christenthum verdankt und daß er uns in seinem Nathan das Muster und Vorbild eines Weisen nicht hätte aufstellen können, wenn nicht auch er durch die Schule des Christenthums hindurchgegangen wäre, wenn nicht auch er seinen Geist in das Wesen christlicher Anschauungs- und Vorstellungsweise eingetaucht hätte. Wollte man fragen, ob auch wohl ein Jude, ein Muhammedaner, falls wir *denselben* auf gleicher Stufe intellektueller Bildung mit Lessing denken *könnten*, das Stück hätte schreiben können, so müßte die Frage, wie mir scheint, mit Bestimmtheit verneint werden. Dieser höhere Adel der Gesinnung, wie er namentlich in Nathan selber vor Augen tritt, ist ganz sicher erst auf der Stufe des Christenthums möglich, ist im Grunde erst die Folge und das Ergebniß des Christenthums. Nathan ist so wenig ein bloser Freidenker, als er ein wahrer Jude ist; es ist ein Anklang christlicher Gesinnung in ihm, aber freilich nur ein Anklang, denn er ist eben so wenig mit Bewußtsein ein Christ. Vielmehr werden wir sagen müssen, Lessing, der christliche Denker und Kritiker, habe, das Edelste und Beste aus seinem Inneren herauskehrend, in der Person Nathan's seinen eigenen idealen Menschen zu Tage gelegt. Eben hierin erkennen wir nun, daß Lessing in einer Selbsttäuschung befangen ist, wenn er die hohe Idee

wahrer Menschlichkeit als in dem Abstraktum der sogenannten natürlichen Religion wurzelnd betrachtet, wenn er die Toleranz, die auch nach ihm nicht religiöser Indifferentismus schlechthin, sondern die Blüthe der Humanität und das Produkt der wahrhaft Gott-ergebenen Tugend und Frömmigkeit sein soll, wenn er diese nur da für möglich hält, wo bei der vorausgesetzten Gleichgültigkeit der Form und äußeren Erscheinung auch die Geringschätzung des historischen Christenthums Grundsatz geworden ist.

Wir haben oben bereits angedeutet, daß der Deismus oder die sogenannte natürliche Religion, in welcher nach dem Vorgange der Engländer seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts auch deutsche Gottesgelehrte den Kern und die Seele aller positiven Religionen meinten gefunden zu haben, ein leerer Begriff ist ohne Wahrheit und Wirklichkeit, und daß, wenn sie in ihr die allen Menschen auf gleiche Weise gemäße Religion zu erblicken wähnten, der Verstand offenbar erst durch das Christenthum zu dieser Abstraktion befähigt worden sey. Wenn wir daher schon früher darauf hingewiesen haben, daß nicht der Deismus oder die natürliche Religion, vielmehr das Christenthum, als die ins Leben getretene absolute Idee der Religion, die allgemeine oder schlechthin menschliche Religion zu heißen verdiene, so wollen wir jetzt in näherer Beziehung zu den beiden untergeordneten Formen monotheistischer Religion, zum Judenthum und Islam, diesen Gedanken noch etwas weiter verfolgen.

Das Judenthum ist seiner ursprünglichen Bestimmung nach nichts Anderes als die Religion eines einzelnen Volkes oder Volksstammes; auch ist es, nachdem die Juden längst aufgehört hatten im politischen Sinne ein Volk zu heißen, dieser seiner ursprünglichen Bestimmung immer treu geblieben. Der Jude als solcher war — so könnte man sagen — zum Hasse, zur Verachtung Derer, die nicht zum Volke Gottes gehörten, berechtigt. Israel hatte zwar die Verheißung, daß alle Völker der Erde der Macht Jehovah's unterworfen, alle zum Dienste des Einen Herrn versammelt werden sollten; aber diese Verheißung ist wenigstens durch die Juden selber nicht in Erfüllung gegangen. Bei der Schwäche und Ohnmacht des Volkes Israel konnte der Gedanke, daß alle Völker

einst dem Monotheismus sich zuwenden würden, immer nur frommer Wunsch und gläubige Hoffnung bleiben. Tapferer, thatkräftiger, als die Juden, hat das kriegerische und zahlreiche Volk der Araber den Gedanken theilweise in Ausführung gebracht; es hat durch Gewalt der Waffen einen großen Theil des Erdbodens der Macht des Einen Gottes unterworfen. So wurde der Islam die Religion einer Mehrzahl von Völkern; doch kann derselbe so wenig, wie das Judenthum, Religion der Menschheit oder allgemeine Religion werden, weil er die Idee nicht in ihrer Totalität, sondern nur eine besondere Seite derselben — die schlechthinnige Abhängigkeit des Menschen von dem als unbedingte Willkür gedachten Gotte — erfaßt und zur Anschauung gebracht, oder weil er die Menschheit nicht in ihrem innersten Kerne ergriffen und den Begriff der Humanität nur in einseitiger Weise realisirt hat. Weder der Jude, noch der Muselmann kann daher eigentlich den Begriff der Toleranz haben; Juden wie Muhammedaner müssen ihrer eigenthümlichen religiösen Weltanschauung gemäß intolerant sein gegen Die, welche nicht ihres Glaubens sind — und sie sind es von jeher gewesen.

In anderer Weise als der Islam suchte nun aber das Christenthum von Anfang an die Verheißung, die schon dem Volke Israel geworden, in Erfüllung zu bringen. Nicht auf dem Wege roher Gewalt, sondern durch das Wort, durch den Glauben, d. h. durch die Macht des Gedankens und vermittelst der Zustimmung des inwendigen Menschen sucht es die Idee des Einen, wahren Gottes und zugleich mit ihr die Idee der wahren Menschlichkeit über die Erde zu verbreiten*). Auch das Christenthum will herrschen, will sich den Erdkreis unterwerfen, aber nur vermittelst und im Gefolge der Vernunft, der Sitte, der geistigen Ausbildung überhaupt. Darum duldet es die unvollkommneren Religionsformen, hoffend, daß unter dem Beistande des heiligen Geistes die Kraft

*) Wenn es hier Ausnahmen von der Regel giebt, wenn in früheren Jahrhunderten die Ausbreitung des Christenthums auch auf dem Wege der Gewalt geschehen ist, so hat die Nachwelt längst darüber gerichtet. Auch beweisen jene Ausnahmen von der Regel nur, daß der Glaube, die Religiosität Derer, die so verfuhren, mit Aberglauben stark versetzt gewesen, und daß das Christenthum derselben noch den Charakter untergeordneter Religionsformen getragen habe, nicht aber als Religion der Vernunft von ihnen erkannt worden sei.

des Wortes, die Macht des Gedankens durch sich selber die Blinden sehend machen, die Widerspenstigen zum Glauben und Gehorsam bringen werde. So ist also religiöse Duldung, welche auf der Idee der wahren Menschlichkeit ruht, eine Tugend, welche nicht außerhalb der christlichen Kirche, nur innerhalb derselben gedeihen kann. Nur die durchgebildete Vernunft vermag die mangelhafte Erkenntniß zu dulden; sie wird die bessere Einsicht eben so wenig gewaltsam erzwingen wollen, als sie Diejenigen, welche noch in Finsterniß und Schatten des Todes sitzen, geringschätzen und verachten wird. Darum beruht denn auch die Toleranz nicht auf dem Verhältniß der Gegenseitigkeit. Nicht zwischen den Christen einerseits und den Juden, Muhammedanern oder gar Polytheisten andrerseits kann und soll gegenseitige Duldung Statt finden; nur der Christ vermag die untergeordneten Stufen religiöser Erkenntniß zu dulden, und zwar gerade, indem er sie als Stufen ansieht, die als solche ihre Bedeutung haben, zugleich aber für den Einzelnen, der auf dieser Stufe steht, wenigstens die Möglichkeit einer höheren Entwickelung und Vollendung anerkennt, nicht aber zwischen sich und Jenem eine absolute Schranke, eine unausfüllbare Kluft befestigt sieht.

Auch innerhalb der christlichen Kirche hat dasselbe Verhältniß Statt; auch hier ist es die Pflicht Desjenigen, der im Glauben, in der Erkenntniß weiter fortgeschritten ist, den schwächeren Bruder zu tragen und zu dulden. Nicht auf der mattherzigen, ja unsittlichen Uebereinkunft, sich gegenseitig seine Fehler und Schwächen nicht anrechnen und zu Gute halten zu wollen, beruht die Toleranz der Christen unter einander; sondern „die Starken," heißt es Röm. 15, 1., „sollen der Schwachen Gebrechlichkeit tragen." Darum kann denn auch nicht von gegenseitiger Duldung der Katholiken und Protestanten die Rede sein. Der römisch-katholischen Kirche ist die Duldung ein fremder Begriff. Die Hierarchie will herrschen, sich Andern unterwerfen, und um ihren Zweck zu erreichen, verschmäht sie selbst unwürdige Mittel nicht. Von dem Papisten, von dem römischen Katholiken kann man keine Duldung fordern; der evangelische Christ dagegen wird den Katholiken dulden müssen, insofern die evangelische Kirche wirklich reiner und vollkommener, als die katholische, das Wesen des Christenthums an sich selber darstellt und verwirk-

licht*). Daß die protestantische Kirche darum doch berechtigt sei, die Umtriebe und Gewaltthätigkeiten der katholischen Kirche zurückzuweisen, daß sie gegen die Einflüsterungen und Verlockungen derselben auf ihrer Hut sein müsse, wird kein Vernünftiger in Abrede stellen. Aber dulden muß sie die Letztere, insofern sie als in sich abgeschlossene Gesammtheit eine Macht für sich ist, die eine natürliche und geschichtliche Berechtigung hat, bis einmal die Kraft der Wahrheit sich geltend machen und aus dem Schooße der katholischen Kirche heraus eine völlige oder theilweise Regeneration ihrer selbst ins Werk richten wird.

Wie die evangelische Kirche gegen den Katholicismus, so muß nun der Christ überhaupt da Duldung beweisen, wo die Wirklichkeit noch nicht von dem göttlichen Geiste, von dem Geiste Christi durchdrungen ist. Und wie der Christ als Einzelner, wenn er die Entfernung von seinem Urbilde an sich selber wahrnimmt, nicht unthätig bleiben und gleichgültig sich erhalten, sondern trachten wird, sein Wesen mehr und mehr in das Bild des göttlichen Erlösers umzuwandeln und zu gestalten: so muß auch die christliche Gemeinde als Gesammtheit mit den Waffen des Geistes für die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden kämpfen. Dies vermag nur der Christ, nicht aber der Deist, Naturalist, oder wie wir sonst Denjenigen nennen wollen, der jede positive Religion gegen die sogenannte natürliche Religion geringachtet, und somit auch das Wesen und die Bedeutung der christlichen Religion verkennt, oder auch welcher, sich bloß an die Realität haltend, diese bunte Mannichfaltigkeit, diese Unterschiede alle, wie sie sich in den religiösen Anschauungsweisen und Bildungsstufen der einzelnen Völker der Erde, in den besonderen Formen der Religion und Sittlichkeit herausstellen, sämmtlich für gleich berechtigt, und eben darum auch für nothwendig erklärt. Nothwendig sind sie allerdings, weil sie da sind. Gott selber hat diese unendliche Mannichfaltigkeit gewollt, sie hat eine Berechtigung für sich, insofern sie sein Werk ist; und weil Gott zugleich die Freiheit der Individuen

*) Es ist hier von der katholischen und protestantischen Kirche als solcher die Rede. Sonst aber versteht es sich von selbst, daß der erleuchtete Katholik, wenn er auf einer höheren Stufe christlicher Erkenntniß steht als der einzelne Protestant, gerade gegen den Letzteren die Pflicht der Duldung wird üben müssen.

gewollt hat, und die freie Entwickelung der Völker, wie der Einzelnen nicht beschränken will, läßt er auch die Unterschiede gelten, die eben so sehr geistige, als natürliche Unterschiede sind. Aber dieser realen Nothwendigkeit steht eine andere gegenüber, die nämlich, daß die Mannichfaltigkeit sich mehr und mehr ausgleiche in der Einheit des Geistes, daß das Pantheon der Volksgeister sich zusammenschließe zu dem Einen großen Tempel der Humanität. Gott hat die Mannichfaltigkeit gewollt, aber er will auch die Einheit des Geistes, und dieser ist eben kein anderer, als der Geist Christi. Der Macht des christlichen Geistes soll und muß sich Alles unterwerfen, wenn auch für jetzt noch scheinbar unüberwindliche Hindernisse, die zum Theil in den klimatischen und localen Verhältnissen liegen, der Ausführung dieses Gedankens sich entgegenstellen.

Um nun noch deutlicher einzusehen, wie das Christenthum als die allgemeine und schlechthin menschliche Religion den Anforderungen wahrer Humanität Genüge leiste, zugleich aber in der Duldung des Unchristlichen sich als Religion der ächten Humanität beweise, müssen wir den Begriff der Letztern noch einmal scharf ins Auge fassen.

Daß der Mensch noch nicht durch die bloße Bewältigung der äußeren Natur -- wie sehr sie auch dem Verstande des Menschen Ehre macht —; daß er selbst durch die wunderbaren Erfolge der Gesittung, welche, wie sie einerseits ein den Menschen ehrendes Emporstreben und Sichherausarbeiten aus dem Zustande der Wildheit und thierischer Rohheit ist, andererseits auch Weichlichkeit, Ueppigkeit und Laster aller Art in ihrem Gefolge hat; daß er auch durch die Entwickelung seiner Anlagen, durch die Ausbildung seiner Kräfte und Fähigkeiten noch nicht zum wahren Gefühl seiner menschlichen Würde komme — davon haben alle Völker ein mehr oder weniger deutliches Bewußtsein, oder doch eine dunkle Ahnung. So hat gerade das Bedürfniß des Menschen, zum Gefühl seiner menschlichen Würde zu gelangen, welches Bedürfniß Hand in Hand geht mit dem Bewußtsein seiner Abhängigkeit von einer höhern Macht, die ihm die Gewähr leistet, daß er nicht vergeblich ringe nach Vollendung seines Wesens, die Religion hervorgerufen. Nur durch Religion also kann der Mensch zur Vollendung und Durchbildung seines

Wesens gelangen. Aber die untersten Stufen der Religion sind nur dürftige Anfänge, ohnmächtige Versuche des Menschen, sich über die irdische Beschränktheit zu erheben. Erst durch das Christenthum ist die Menschheit zum vollen Bewußtsein ihrer selbst gekommen; nur durch das Christenthum kann sich der Mensch zu seinem Urbilde, zum Bilde der Gottheit vollenden und verklären. Alle unvollkommneren Religionen sind nur mehr oder weniger unglückliche Versuche, das große Räthsel der menschlichen Natur zu lösen. Die christliche Religion hat das Wort des Räthsels ausgesprochen, und nicht bloß ausgesprochen — in Christo ist das Wort Fleisch geworden. Christus ist die concrete Idee der Menschheit, in ihm, in der Person des Gottmenschen finden wir den Begriff der wahren Humanität realisirt. Wer also rückwärts vor der Erscheinung des Wortes im Fleische, oder von dem Gipfel der Humanität niederwärts blickend in den Thälern und Ebenen, auf der breiten Heerstraße der allgemeinen Schwachheit und Gebrechlichkeit unsers Geschlechts das Menschliche suchen zu müssen meint, der wird wohl Spuren und Anklänge der Humanität, aber nicht die volle Wahrheit, die Idee in ihrer Erfüllung und Vollendung finden. Insofern nun aber die Gemeinde der Nachfolger Christi, insofern die Menschheit sich zum geistigen Leibe Christi verklären soll, nimmt auch sie Theil an der Verwirklichung des Begriffs der Humanität, welche nichts Anderes ist, als die Gottähnlichkeit oder die Einheit Gottes und des Menschen im Geiste. Weil nun Christus der geistige Mittelpunkt der Menschheit ist und ewig bleiben wird, weil wir im Glauben an ihn, den Gottmenschen, die Anschauung der wahren Menschlichkeit haben, so muß auch das Christenthum fort und fort der Maßstab aller menschlichen Bestrebungen bleiben. Eben darum können auch alle übrigen Religionen und Weisen der Gottesverehrung nur nach dem Christenthum beurtheilt werden. Alle erfüllen ihren Zweck nur in so weit, als sie sich dem Christenthum annähern, alle sind bestimmt, im Christenthum ihren endlichen Untergang zu finden.

Falsch und verkehrt also ist es, wenn der Deismus oder die natürliche Religion in dem abstrakten Begriffe der Humanität, losgetrennt von seiner Wurzel, seinem Stamme, die verschiedenen Culte und Religionen in reflektirender, äußerlicher Weise zusammenfassen will. Nicht

Digitized by Google

gleichsam rückwärts und nach unten hin, sondern nur vorwärts und nach oben gewandt kann eine Einigung und Ausgleichung der natürlich-geistigen Unterschiede auf dem großen Gebiete der Menschheit zu Stande kommen. Durch das Christenthum allein und im Geiste Christi können und müssen die Menschen Eins werden. Diese Einigung aber soll geschehen, ohne daß die individuelle Freiheit dadurch gefährdet werde. Hier zeigt sich nun eben die Nothwendigkeit der Toleranz. Wo die Mannichfaltigkeit der Naturanlagen, der geistigen Individualitäten, namentlich aber die Verschiedenheit der religiösen Anschauungsweisen der Einheit des Geistes noch eine Schranke entgegenstellt, da muß Duldung Statt finden. Diese Duldung ist also selber Humanität, sie ist das Bekenntniß, welches die Humanität von sich selber ablegt, daß sie als völlige Einheit im Geiste und in der Wahrheit nur erst theilweise realisirt ist. So weit die Humanität noch nicht realisirter Begriff ist, ist sie Toleranz.

Die christliche Toleranz — denn nur vom Standpunkt des Christenthums, haben wir gesehen, kann von Toleranz die Rede sein — die christliche Toleranz ist allezeit bereit, die Empfänglichkeit für die höhere Wahrheit in Andersdenkenden anzuerkennen, sie erblickt auch die Anlage, den Keim der Humanität in jeder concreten Gestalt des Geistes, ohne jedoch anzunehmen, daß jede Gestalt die gleiche Berechtigung habe. Vielmehr hat sie erkannt, daß nur Eine Gestaltung der Wahrheit die rechte, die vollkommen berechtigte sein kann; und in der gläubigen Hoffnung, daß die Samenkörner der Wahrheit, wenn ihre Zeit gekommen sein wird, auch einen empfänglichen Boden finden werden, trägt sie die für die Wahrheit noch nicht Empfänglichen, die Schwachen mit Geduld. Die niederen und unvollkommenen Glaubensformen und religiösen Bildungsstufen also sollen g e d u l d e t werden, nicht aber als fixe Unterschiede ewig und absolut gelten. Wie Gott seine Sonne aufgehen läßt über Böse und Gute und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte, wie Gott die Bösen und Ungerechten, die Schwachen und Blinden duldet, ohne jedoch damit die Bösen für gut und die Blinden für sehend zu erklären: so muß auch der Christ jede unvollkommnere Glaubensform und Bildungsstufe zwar dulden, kann sie jedoch nicht sämmtlich für

gleich gut oder gleich schlecht oder gar von gleichem Werthe mit dem Christenthume halten. Vielmehr soll und muß eben deßhalb dem Christen der Bekehrungseifer eigen sein, freilich nicht in der engen und beschränkten Weise des Pietismus, sondern in dem großartigen Sinne, daß alle Menschen, indem sie zum Christenthum sich hinwenden, damit erst zur wahren Humanität bekehrt werden.

Wir sehen nach allem diesen, daß Lessing im Irrthum ist, wenn er die Idee der wahren Humanität und die damit verwandte Idee der Toleranz, die im Christenthum ihre Wurzeln haben, und die er selber dem Christenthum entlehnt hat, in der sogenannten natürlichen Religion, welche nichts Anders ist, als das farblose Schattenbild des Christenthums, nachzuweisen oder daraus herleiten zu können glaubt. Als Religionsphilosoph, als Theolog hat er geirrt, als Dichter hat er einen ästhetischen Mißgriff gethan. Indem er dem polemisch-kritischen Interesse zu sehr nachgegeben hat, mußte er sein eigentliches Ziel verfehlen. So ist es geschehen, daß das Drama, welches er vorzugsweise der Beförderung der Humanität und Toleranz gewidmet hat, weder philosophisch, noch ästhetisch befriedigen kann. Sein Nathan, wir mögen ihn nehmen, wie wir wollen, hat keine objektive Wahrheit. Denken wir uns ihn als wirklichen Juden, was er nicht ist, und auch nicht sein sollte, so ist es unmöglich, daß er uns christliche Toleranz lehren kann. Nehmen wir ihn als Freidenker, als Deisten, so ist das jüdische Gewand eine falsche Verkleidung; und was er uns lehrt, sind dem innersten Kerne nach christliche Wahrheiten, die aber theils durch leere Abstraktion verwässert, theils aber durch einseitige und schiefe Auffassung ein ganz falsches Gepräge erhalten haben. Die abstrakte Toleranz, die uns Lessing empfiehlt, ist nur die einseitige und oberflächliche Toleranz des Verstandes, die von den Unterschieden der Religionen und Denkweisen abstrahirt oder dieselben von vorne herein als identisch setzt, nicht aber die Toleranz der Vernunft, welche die Unterschiede und Verschiedenheiten nur so lange duldet, als sie dieselben noch nicht in der Einheit des Geistes zusammenfassen kann; kurz sie ist, wie der Deismus, selber nur das leere Schattenbild der wahren, der christlichen Toleranz.

Obwohl nun aber Lessing aus seinem deistischen Gesichtspunkte die Bedeutung der positiven Religionen verkennt, obwohl er die höhere Würde des Christenthums nicht anerkennen zu wollen scheint, ja wohl auch wirklich die spekulative Tiefe desselben nicht erkannt hat: so übt doch das besprochene Drama, als die Arbeit eines so scharfsinnigen Denkers, der darin die Resultate seiner Forschungen und Studien im Gebiete der Religion niedergelegt hat, noch immer eine nicht geringe Anziehungskraft auf jeden Unbefangenen aus. Lessings „Nathan" wird immer ein Werk von tiefer Bedeutung, ein Epoche machendes Werk bleiben, weil wir in der Denkweise, die darin mit der edelsten Freimüthigkeit zu Tage gelegt ist, eine nothwendige, die richtige Ansicht der Sache vorbereitende und herbeiführende Krisis erkennen, und weil Lessing sich bei aller Polemik gegen das historische Christenthum doch dem Einfluß der christlichen Religion nicht hat entziehen können und uns in seinem Nathan gleichsam wider Willen das Bild eines christlichen Weisen, wenn auch in einseitiger und abstrakter Weise, aufgestellt hat.

VII.

Das System der speculativen Philosophie*).

Von

Nees von Esenbeck.

Erster Theil. Die reine Philosophie.

I. Natur.

Erste Grundidee der Natur. Die Darstellung des Unbedingten in der Gegenständlichkeit der Natur zeigt dieses, wie es, als Grund von Realität, schlechthin real oder seine unbedingte Gewißheit an sich, aber nicht in sich, ist. Das unendlich-einige Wesen des Unbedingten ist also in der Form des *reinen Seins* an sich gesetzt, und *nur* gesetzt, und nichts außer diesem Gesetztsein. Als dieses ist es die Idee der *Substanz*, wie sie die Materie *schlechthin* ist, ohne alle weitere Bestimmung außer der des unbedingt *Real-Objectiven*.

Zweite Grundidee der Natur. Die Darstellung der unbedingten Gegenständlichkeit der Natur, wie sie in ihrer Form für sich abge-

*) Die Redaction erlaubt sich zu dieser Mittheilung des verehrten Verfassers die Bemerkung hinzuzufügen, daß das Publikum die nachfolgenden Bruchstücke als Vorläufer eines neuen philosophischen Systems zu betrachten hat, welches im Erscheinen begriffen und durch seinen eigenthümlichen und geistesfreien Standpunkt, in dem es sich vorzugsweise auf das Princip der Individualität stützt und darin die Versöhnung der in den bisherigen Systemen feindlich auseinanderliegenden Gegensätze der philosophischen und poetischen Anschauung zu begründen trachtet, heilsam und heilend auf das Geistesleben der Gegenwart wirken wird. Th. M.

schlossen ist, in der Form ihres unbedingte Realität setzenden (schaffenden) Grundes, ist gleich dem Erscheinen der Natur in der Intelligenz auf dem Boden des Realen oder der Natur. Es ist aber der Charakter der zweiten Idee, wie er sich in der Intelligenz rein zeigt, der des eignen unbedingten Thuns seiner selbst, und folglich ist der Charakter derselben Idee unter dem der Natur begriffen, das reine Thun, wie es nicht ein Thun des Thuns (seiner selbst), sondern ein Thun der That (des Seins), also das Sein durch sein Sein bethätigt oder als seiend (wesend) gesetzt ist.

Das, was ein Sein als seiend setzt, ist Grund des Seins; ein Grund aber des Seins, der selbst als seiend gesetzt ist, heißt Kraft; die zweite Idee der Natur setzt also die Natur als Kraft.

Zusatz 1. Kraft ist die Natur, wie ihr Wesen nicht blos in's Unendliche Grund von Realität überhaupt, sondern wie es nur Grund ihrer Substanz oder des reinen Naturseins ist.

Zusatz 2. Wie die Natur in ihrer ersten Idee als Substanz ist, so ist sie in dieser ihrer andern Idee als der substantielle Grund der Substanz oder als Influenz.

Zusatz 3. Die Influenz verhält sich zur Substanz im Realen, wie die Intelligenz zur Natur im Universum der Vernunftform, d. h. wie Immaterielles zu Materiellem; sie ist die Natur-Intelligenz. Bezogen auf die Substanz der Natur heißt sie Kraft; bezogen auf die Intelligenz ist sie als das Negative der Substanz oder als Natur-Idealismus, als Besinnung der Natur.

Dritte Grundidee der Natur. Die Idee der Natur erscheint in der Form der Substanz und der Influenz vor sich selbst als das Besondere, das in der Unterscheidung ist; ihre Vernunftform aber, in der sie vor dem Unbedingten der Philosophie steht, ist die unbedingte Gleichsetzung ihrer Entgegengesetzten, der Substanz und der Influenz.

Der Charakter der Natur ist die sich unbedingt begründende Realität.

Der Charakter der ersten Naturidee ist: unbedingt real an sich

(Sein oder Substanz) zu sein, nicht als vermöge eines Grundes, sondern schlechthin durch ihr Sein.

Der Charakter der zweiten Naturidee aber ist: die unbedingte Realität des Seins in seinem Grunde, d. h. des Seins Kraft seiner selbst zu sein.

Die Ganzheit der Natur aus ihren beiden Grundideen ist also die Natur als das, in welchem Substanz und Kraft eins, die Substanz ganz Kraft, die Kraft ganz Substanz ist.

Dieses ist die Idee der Organisation (Realsein aus eigner Kraft und nur Kraft seiner Kraft).

Erläuterung. Was wir in der Natur Kraft oder Influenz nennen, ist das in ihr seiende Allgemeine der Intelligenz, — das Sein ihres Begriffs, der in sie ebenso einfließt, wie die Intelligenz sie in sich sammelt oder einbegreift.

Was wir aber in der Natur Substanz nennen, ist dasselbe Allgemeine, wie es als Sein bestimmt, und als bestimmt sein eignes Gegentheil, Besonderheit, ist.

Ist nun die darstellende Kraft das Allgemeine, welches sich selbst im Besondern begreift, so ist dieses Besondere die Form (die Erscheinungsweise) der unbedingten Naturkraft.

Man kann also auch mit Schelling sagen: im Organismus sei das Besondere (die Substanz) ganz Begriff (Form oder bildend) und der Begriff (das Bildende) ganz Substanz, sonach der Organismus eine Offenbarung der Intelligenz in der Natur.

Wie sich aber die Idee der Organisation in sich selbst weiter gliedert, und die drei in ihr verschlossenen Richtungen wieder als Pflanze (die das Bilden [die Kraft] in die Bildung setzt), als Thier (das die Bildung in das Bilden, die Substanz in Kraft setzt), und als Mensch (der die Natur, als vollendet, in That setzt), hervorhebt, mag hier nur vorläufig angedeutet werden, wird aber in der Naturphilosophie zur Evidenz gelangen.

II. Intelligenz.

Erste Grundidee der Intelligenz. Die Intelligenz ist in ihrer Idee (firirt) ein auf sich selbst bezogenes (seinloses) Thun ohne weitere

Bestimmung. In ihrer ersten Grundidee ist demnach das Unbedingte sein Gegenständliches in Selbstheit, d. i. so, wie es als das Unbedingt-Gegenständliche in sich, als in dem Grunde desselben, ist, oder als das Unbedingte, wie es sich, als sein Anderes, sich gleich hat. Folglich ist das Sichselbstvergegenständlichen des Unbedingten in dieser seiner Bestimmung ein Erkennen (Sich gleich Setzen) seiner selbst, wie es als sein Bestimmen seiner selbst bestimmt ist.

In dieser Betrachtung nun ist das Unbedingte 1) als sein eignes Bestimmen; 2) als sein Bestimmen seiner Gegenständlichkeit; 3) als sein durch sein Bestimmen zur Gegenständlichkeit bestimmtes Bestimmen. Es ist also in seiner Ganzheit in sich als sein Bestimmen gegenständlich, oder als Gegenstand bestimmt.

Dieses ist das Erkennen der Intelligenz als ihrer bestimmten Gegenständlichkeit.

Da aber die Intelligenz ihrem Charakter nach das Unbedingte als das Unbestimmte ist, so ist sie in dieser ihrer Bestimmung nicht als sie selbst, sondern als ihr Gegentheil.

Sie ist sich also in ihrer Gegenständlichkeit als das Nichtgegenständliche gegenwärtig oder in sich.

Die Gegenständlichkeit der ersten Idee der Intelligenz ist folglich diejenige, in welcher sie die Bestimmung der Gegenständlichkeit als die ihrige oder als sich selbst gleich erkennt oder hat.

Dieses aber ist die Idee des Wissens oder Erkennens, des Verwandelns des Unbedingtgegenständlichen in seinen Begriff, welcher das, was, unbedingt gesetzt, ein Kennen oder Unterscheiden wäre, dadurch vollendet, daß er es als das Innere des Aeußern hat (erkennt). Die Totalität aber des Er-Kennens ist das Wissen.

Zusatz. Das Wissen ist die Substanz der Intelligenz. In ihm ist die Intelligenz ihr gegebenes Selbst. Das Wissen durchdringt die Natur, und ist diese selbst in der Form ihres unbedingt negativen Grundes, d. i. ihres Grundes, wie dieser, indem er auf unbedingte Weise die unendliche Realität bedingend ist, zugleich sich als dieses Bedingende oder seinen Inhalt als das durch seinen Begriff Gegebene weiß. Wie in der Natur die Kraft das reale (thätige) Ge-

setz des Grundes von Realität ist, so ist dieselbe Kraft, als aus sich (aus seiner Einheit) hervorgehendes sich selbst gleiches (d. i. gesetzlich bestimmtes) Thun, ein Gegenständliches seiner selbst, die Natur der Intelligenz.

Zweite Grundidee der Intelligenz. Das Wissen, als das auf unbestimmte Weise zum Bestimmen bestimmte Thun, erscheint in der Einheit mit seinem Bestimmenden, vermöge dessen es das als unbedingt bestimmte Bestimmen ist.

Mit seinem Grunde in Einheit und unter dessen Form stehend, ist das zum Bestimmen seiner Gegenständlichkeit bestimmte Bestimmen (das Wissen) sein Ansich des Bestimmens, oder dem unbedingten Bestimmen gleich.

Es ist also nicht als Wissen, sondern als das ohne alles Wissen und gleichsam vor allem Wissen gesetzte Bestimmen, oder als das an die Stelle aller Realität und alles Wissens (aller Idealität) tretende, der Realität des Begründeten (der Natur) wie des bestimmten Bestimmens (des Wissens) gleiche reine Thun seiner selbst.

So nun nennen wir die zweite Idee der Intelligenz, als das Entgegengesetzte des Wissens, das Freibestimmen oder auch schlechthin das Freie, dann aber, in jener unbedingten Bedeutung, nach welcher sich das Empirisch-Freie vom Unbedingt-Freien unterscheidet, seiner Totalität nach den Geist.

Zusatz. Das Freie ist die Intelligenz in ihrer Kraft, oder im Selbstgewissen ihres Begründens ihrer selbst als des Begründenden. Im Freien liegt das Aufgehoben- und Setzbarsein 1) des Gegenständlichen, 2) des Wissens des Gegenständlichen, 3) des Thatgrundes und folglich des in seiner unbedingten Selbstbeziehung zugleich negirten und absolut bejahten Einen (Unbedingten) im Gegenständlichen und Nichtgegenständlichen.

Dritte Grundidee der Intelligenz. Die Grundidee der Intelligenz, als solcher, oder in ihrer Totalität, ist die Gleichung der gegenständlichen und selbstigen Intelligenzbestimmung des Wissens und des Freien.

In dem Wissen ist das Bestimmen, als sein Gegenständliches, ein

Setzen des Gegenstandes (oder des Realen als des Gegenstandes) in das identische Erkennen.

In dem Freien ist das in sich identische Thun, als nichtgegenständlich, in der Selbstgewißheit seines Thuns schlechthin und ohne Beziehung die Einung beider.

Also wäre das nichtgegenständliche reine Begreifen, wie es zugleich als dieses gegenständlich ist, die (dritte) Idee der Intelligenz.

Da die Bestimmung die der Unbedingtheit ist, so ist damit zugleich der Widerspruch, welcher in den Worten zu liegen scheint, beseitigt, und die Idee der totalen Intelligenz läßt sich aussprechen als die unmittelbar wollende (freie)*) Gewißheit und gewisse Willenheit (Freiheit) im Unbedingten, oder als der Begriff dessen, das sein Wissen im Wollen hat, sein Wollen aber im Wissen, beide mit gleicher Unbedingtheit.

Die dritte oder wesentliche Grundidee der Intelligenz ist also das Glauben.

Zusatz 1. Daß das mit dem Wissen identische Wollen insofern dem Glauben gleich sei, als in ihm alles Wissen als von dem Wollen ausgehend zu denken ist, ist anerkannt, obwohl das Ausgehen selbst, in dieser Weise, ein Irrthum ist. Weniger leuchtet ein, daß das Umgekehrte, das von dem unbedingten Wissen ausgehende Wollen, dasselbe, nämlich der Glaube sei. Dieses wird aber klar, wenn wir erwägen, daß in dem unbedingt gewollten Wissen alles Wissen, folglich auch kein anderes Wissen als das durch das Wollen gewußte sei. Da nun das Wollen seinem Begriffe nach ein Bewußtes ist, so folgt, daß in dem Wollen das Bewußtsein alles Wissens, d. h. das Gewisse selbst, liege, und daß folglich das Wissen dieses Gewissen zugleich auch das Wissen des ihm gleichen Wollens, oder des Unmittelbar-Gewissen als des Wollens sei. Dieses aber ist dem gleich, was im ersten Satze von dem dem Wollen gleichen Wissen gesagt worden.

Zusatz 2. Der Begriff des Glaubens, als des Ansichs der In-

*) Das Wollen ist der Totalausdruck des Freien.

telligenz, ist häufig falsch bezogen worden; doch hat nur die empirische Ansicht des Glaubens der Einsicht im Wege gestanden, denn vor dem Standpunkte, auf welchem die Philosophie steht, ist keine Einsicht gewisser und befriedigender.

Das empirische Glauben (an eine historische Thatsache, an eine Offenbarung u. s. w.) ruht zwar allerdings auf dem reinen Glauben, in welchem die Vernunft, als Intelligenz, sich selbst gleich ist. Aber die historischen Kriterien des Glaubens sind darum keineswegs die des unbedingten Glaubens, noch sind die Stellen beider in der Philosophie dieselben. Was aus historischem Glauben offenbar (gewiß) ist, ist für die an sich unvollendbare Erfahrung ein Vollendetes, also Princip oder Gesetz, denn das Bedingte gehört seinem Bedingenden an.

Vor dem unbedingten Erkennen aber ist das bedingende Wissen selbst wieder als ein durch sein Bedingtes bedingtes Thun, folglich in's Unendliche ebenfalls ein Abhängiges, und zwar sowohl von dem, was durch dasselbe, als durch ein Bedingendes, bedingt ist, als von dem, was in Hinsicht auf dasselbe unbedingt ist.

Dasselbe gilt von dem, mit dem Wissen identischen, bewußten Selbstthun oder Wollen.

Das Historische, wie es sich zeigt, ist also nur glaubhaft (dem Glauben gleich) durch das, was in ihm das Erzeugende seiner Möglichkeit, d. h. was in ihm der unbedingten Vernunftgewißheit gleich ist*).

Weit entfernt also, daß der Glaube ein Wissen begründen könne, oder daß sich ein solches aus ihm ableiten lasse, ist er vielmehr nur die einzige mit der Vernunft in Gott geeinte Gewißheit alles dessen, was aus Vernunft durch Erkennenwollen zur Erkenntniß gelangt, oder mit andern Worten: Erkennen (Wissen) und Wollen

*) Dieses ist die Idee des objectiven Glaubens oder des Treuen (fides), des Gewißseins, daß des Berichters Wollen die Wahrheit und die Wahrheit in seinem Wollen sei, also daß er nicht bloß habe die Wahrheit zu wissen thun wollen, sondern daß in diesem seinem Wollen das Wahre auch sei. (Princip des Glaubwürdigen.)

sind nur Formen, in denen der Glaube (Gott in der Form) das Gewisse als Wahrheit bethätigt (will).

Die drei Grundideen der Natur: Substanz, Kraft und Organisation, und die drei Grundideen der Intelligenz: Wissen, Bestimmen und Glauben, sind aber in der reinen Idee der Vernunft so, daß sie, in der Einheit derselben stehend, nur die Bestimmung derselben an sich tragen, nicht aber als fixe Ideen bestehen und bestimmen, wie dieses in ihrem Erfahren geschieht.

Die Ideen der reinen Natur und Intelligenz sind also nicht auf empirische Weise, was ihre Bezeichnung in Worten besagt, sondern nur die Seelen oder Principien der empirischen Ideen, vermittelst deren sie in der göttlichen Vernunft sind.

III. Gott.

Die Grundideen der Theosophie, oder der Philosophie des Göttlichen, liegen so unmittelbar in der Idee der Gottheit, daß man bald erkennt, wie überhaupt die Idee nur im Bilde Gottes zur Selbsterkenntniß gelangt, oder wie das, was in der Philosophie als Idee ist, nichts Anderes als die Form Gottes ist.

Wenn demnach die Philosophie, als Theosophie, die Trinitätsform ausspricht, begegnet sie so unmittelbar dem gleichen Erfahrungssatze, daß auf diesem Standpuncte die größte Schwierigkeit für sie nicht etwa darin liegt, ihre Uebereinstimmung mit der gegebenen (erfahrnen) Offenbarung zu erkennen, sondern vielmehr darin, sich nicht über den Ursprung ihres Erkennens der Gottesidee zu täuschen und die Bestimmung des christlichen Bewußtseins noch von sich ferne zu halten, um dieses an seinem Orte aus der Hand der Erfahrung frei und ohne ein Vorurtheil so zu empfangen, wie es historisch ist.

Wie sich also auch die Sprache in dem Ausdrucke winden und drehen müsse, um die mystischen Bezeichnungen, deren die Offenbarungs-Religion voll ist, von sich fern zu halten und, als Philosophie, die göttliche Dreieinigkeit unmittelbar Wort sein zu lassen, — sie darf die Schwierigkeit nicht scheuen, noch weniger darf sie vor der Dunkelheit des Ausdrucks Scheu tragen und fürchten, daß die Welt ein Aergerniß daran

nehmen möge. Denn thäte sie dieses, und zöge darum vor, sich unmittelbar, statt auf dem Standpuncte der Theosophie, die selbst das Wort der Offenbarung ist, zu beharren, auf den der geoffenbarten Religion zu stellen, so würde sie ihren Beruf verkennen und sich ihrer eingebornen Vollmacht begeben, also aus sich von Gott zu reden, daß sie der nothwendigen Uebereinstimmung der Erfahrungs-Offenbarung, die da war, ist und sein wird, in sich und mit sich unbedingt gewiß ist, und ihre Wahrheit nicht von jener hat, sondern selbst in ihr die Wahrheit und der Glaubenszwang ist.

An dieser Stelle aber, wo nur der Schematismus der Philosophie gegeben werden soll und kann, sind die Grundideen der Theosophie nicht aus ihren Tiefen zu construiren, sondern nur so weit anzudeuten, als sie aus der Grundidee des nicht bloß An sich, sondern auch, durch die Form, aus sich für sich (sich selbst) seienden Unbedingten, als der Gottesidee Gottes, hervorgehen.

Erste Grundidee der Theosophie. Die in der totalen Einheit der Natur und der Intelligenz ihre Natur seiende Gottidee hat in der Totalität der Natur das organische Universum als ihre Substanz oder Leib, nicht so, wie die Natur, der Intelligenz oder dem Geiste gegenüber, durch die Mittelbarkeit des Erkennens gebannt (fixirt) ist, sondern so, wie der Gottesgeist in ihr das Wollen seiner Realität ist.

Erläuterung. Zu sagen: Gott habe ohne die Natur keine Realität, ist keine Verletzung der Gottesidee, weil in dieser Realität unmittelbar das Wollen selbst ist, und der ganze Satz dadurch so lautet: Ohne Gottes Wollen würde sein Sein nicht sein, oder würde Gott nicht sein, das Sein aber sei die Natur, und wenn folglich die Natur nicht sei, sei auch die Realität Gottes durch Gott selbst verneint. Wo es dann freilich dahin gestellt bleibt, ob der Gedanke: daß Gott sein Nicht-Realsein wollen könne noch denkbar sei. Die bekannten Sophismen, welche dieses letztere behaupten, richten sich erst das Realsein beliebig zu, daß es noch bleibt, wenn die Natur nach ihrer Meinung aus dem Wege geräumt ist, und die handgreifliche Natur, welche sie hier herbeibringen, ist freilich auch leicht beseitigt, da sie mit der Gottes-

idee durchaus keine Gemeinschaft hat. Was aber nach solchen Bestrebungen endlich in nackter Abstraktion übrig bleibt, die Realität oder die Bejahung der Realität, ist gerade wieder die ganze Natur, die man beseitigt glaubte.

Natur ist im theosophischen Sinne Gott als Leib oder als allbestimmend-bestimmt und sich gegenwärtig in der ewig vollendeten Position seines Realseins.

Zweite Grundidee der Theosophie. Die in der gleichen totalen Einheit ihr Bestimmen erkennende Gottidee ist der göttliche Geist, wie er ein reales oder seiendes Wollen, das Wollen der Gottidee selbst, also zugleich Grund der Natur als seines Leibes und das Wissen seines im Grunde des realen Alls sich gegenwärtigen Begründens ist.

Erläuterung. Wie in der ersten Idee der Begriff der Allmacht lag, so liegt in dieser der Begriff der Allweisheit. Aber der Begriff der Allmacht hat nur die Geisteskraft in dem Realen vor Augen, und der Begriff der Allweisheit drückt sich vom Standpuncte der Intelligenz, also auch einseitig, aus, und alle Attribute der Gottheit, aus welchen der Verstand das Bild Gottes zusammensetzt, können schon deshalb nicht einmal ein Mosaikbild des Göttlichen zu Stande bringen, weil jedes Theilchen des Materials in sich unvollkommen ist, so daß es eine leere Stelle übrig läßt, wohin man es auch setze, was dann von jedem andern Stückchen, das man zur Ausfüllung dieser Lücken und Lückchen gebrauchen will, gleichfalls gilt.

Zusatz. Aus der zweiten Grundidee der Theosophie erhellt, daß es eben so einseitig sei, zu sagen: Gott sei Geist, als es einseitig sein würde, zu sagen: Gott sei Natur; denn beide bezeichnen nicht die Wesenheit der Gottheit, sondern nur die Entgegensetzung ihrer Form; und wenn ein Ausspruch göttlicher Offenbarung Gott als Geist bezeichnet, so darf die Beziehung nicht übersehen werden, in welche diese Vorstellungsweise mit der Anbetung, also mit der Persönlichkeit Gottes selbst, gebracht wird, worin sie nichts anderes bedeuten kann, als wenn wir in beschränkterer Anwendung sagen: dieser Mensch ist ein hoher Geist

(ein Geistesmensch), ihr dürft von ihm nicht erwarten, daß er sich auf Gemeines mit euch einlasse.

Dritte Grundidee der Theosophie. Die Gottheit ist, was sie in ihren beiden Formen von sich aussagt, wirklich, — die realisirte Idee.

Erläuterung. Die reale Idee ist Gott und die Construction der Gottesidee ist das Realisiren dieser Idee. In der Gottesidee sind alle Ideen real; in dem Realisiren der Gottesidee sind alle Ideen realisirt, und die Philosophie ist, als Theosophie, das Realisiren der in Gott realen Idee. Das Ausgehen vom theosophischen Standpuncte führt also unmittelbar in das Practische der Empirie und übt Gewalt über die Erfahrung, und trägt die Ideen aus Gottes Willensmacht herüber, als Maaß, dem nichts Genüge thut, als Aufgabe, die nicht von dieser Welt ist. Damit tritt aber die Philosophie zugleich auf einen ganz verschiedenen Boden. Sie ist nicht mehr reine Philosophie, sondern Erfahrungsphilosophie und, wenn sie im Bewußtsein ihrer selbst bleibt, Religionsphilosophie. Wenn sie dagegen vergißt, daß die construirte reale Persönlichkeit der Gottesidee mit nichten der nur geoffenbarte, mithin wesentlich mystische Gott sei, so geräth sie in die Gefahr der Unfreiheit und der Unsicherheit, indem sie das wesentlich Unbedingte und Kategorische, auf das Bedingte unmittelbar anwendet, ohne jenes zuvor in seinem Grunde für den Standpunct des Letzteren näher zu bestimmen.

Zusatz. In der realisirten Gottidee ist Gott als die lebendige Seele der Dreieinheit, als Geist-Natur oder Gemüths-Idee, die aus Macht und Weisheit ihr Allleben durchdringende Liebe, womit sich der abstrakte Sprachausdruck dem mystisch-empirischen der Religionsphilosophie vereint.

Zweiter Theil. Die Erfahrungsphilosophie.

In dem ersten Theile der Philosophie stehen die Formen derselben so, wie sie, vermöge der Einheit ihres Wesens, unbedingt gleich, nur ihrer Form nach verschieden gesetzt, aber nicht als verschiedene fixirt sind, folglich der speculativen Vernunft in freister Bewegung zugänglich

und das treue Bild der unbedingten Vernunftform sind. Weil aber das ideale Fixiren jeder Potenz im Unbedingten dem Realen gleich, jedes Fixiren einer Idee aber zugleich wesentlich ein Fixiren der andern ist, so ist auch das ideale Fixiren im Unbedingten ein reales, und die Erfahrung geht folglich unmittelbar aus der Speculation im Unbedingten eben so hervor, wie sie, ohne Speculation, als die sich Gebende und Gegebene ist.

Die Erfahrungsphilosophie ist die Philosophie, wie sie sich mit dem Bewußtsein ihrer Unbedingtheit innerhalb dieser Schranken hält. Dieses aber thut sie, indem sie ihre Vernunftideen hält.

Welche ihrer Vernunftideen sie aber halte, hält sie die anderen mit, und gibt dem Vernunft-Ganzen, dessen Form nun die Beiden sind, seinen Charakter. Alle Erfahrung geht von einer fixen Idee aus und muß daher mit der construirenden Philosophie, soweit diese in ihrem Thun ein freies Fixiren der Ideen ist, gleichlautend sein.

Dieses rufen wir aus dem Früheren hier zurück, um das Folgende einzuleiten. Wir nennen aber die Philosophie, welche ihre Constructionen in der unbedingten Realität ihrer totalen, d. h. in ihrer Construction vollendeten Ideen construirt, die empirische Philosophie.

Man kann sie auch als die praktische Philosophie bezeichnen, wenn man von der Idee ausgeht, daß die empirische Philosophie ein Halten der Schranke im Andern durch das Sich-Halten ihrer selbst in einer ihrer Bestimmungen sei. Denn da von dieser ihrer Haltung aus das Andere zugleich ihr Anderes und ihr Bestimmtes ist, so erscheint sie als das durch ihr Anderes Bestimmte, und zwar so, daß sie sich aus ihm als den Grund des Bestimmtseins wieder finden, oder, was das Gleiche ist, ihr Bestimmen in dem bestimmten Andern hervorbringen muß, was eben das praktische Moment ist.

Erläuterung. Was man gewöhnlich als praktische Philosophie darzustellen pflegt, nämlich die Aufstellung eines Sitten- und Rechts-Princips, auch wohl noch eines Kunstprincips, als der Regulative des freien Handelns, ist nichts weiter als die, aus einem falschen Gesichts-

puncte versuchte Construction der Idee des Freien in der Intelligenz. Die Sittlichkeit und das Recht sind, so wenig als die Religion, Aufgaben, welche die Philosophie erst lösen soll, sondern die Philosophie hat vielmehr zu zeigen, wie und in welcher Weise Sitte, Recht und Religion in gleicher Absolutheit, wie sie selbst, immerdar sind. Das Gleiche gilt von der Kunst, welche nichts Anderes als die Natur des Freien ist.

Die Ideen der Natur und der Intelligenz treten sich in der Form gegenüber wie Gegenständliches und Vergegenständlichendes; sie einen sich in der Totalität der philosophischen Erkenntniß Gottes, (in der Gottidee).

Jede dieser Ideen ist nur als eine Totalität aus ihren beiden formalen Ideen, welche in jeder derselben sie selbst und die andere unter dem ihr eignen Charakter sind (nicht bloß darstellen), und aus deren Einung jene selbst, als das Gewisse in der Form oder als construirte Totalität der Idee, hervorgeht. So ist die Natur wesentlich aus Substanz und Kraft in der Totalität des Organismus, die Intelligenz wesentlich aus Erkennen und Freiheit in der Totalität des Gemüths. Wir haben die weitere Construction der Natur und der Intelligenz der Ausführung in Natur- und Intellectualphilosophie überlassen und nur diejenigen Glieder der Construction angedeutet (nicht vollführt), wrlche dienen mögen, den Entwicklungsgang der Construction vorläufig in seinen Grundmomenten zu bezeichnen.

Erläuterung. Der Naturorganismus steht vollendet in dem Menschen, als der makrokosmischen, universellen Organisation, der leiblichen Offenbarung Gottes, und die Intelligenz fließt harmonisch zusammen in dem Glauben, in welchem die Gemüthswelt (der Organismus der Intelligenz) im Anschauen Gottes ist. Der Glaube verhält sich zum Gemüth, wie der Mensch zur Organisation der Natur, und wie diesem Pflanze und Thier, so stehen jenem Welt- und Kunstanschauung (Anschauungsvermögen und Einbildungskraft) als ideale Factoren vor.

Fassen wir nun in dieser Anschauung die Natur und die Intelligenz wie in ihren erfahrungsmäßigen (gegebenen) Wurzeln und sehen zu, wie

diese, geeint, sich als ideale Weltganze in einander begreifen und einander entgegensetzen.

Die empirische Philosophie hat, gleich der reinen Philosophie, drei Grundideen.

Erläuterung. Zur Einsicht in die Schematismen der Erfahrungsphilosophie müssen wir Folgendes aus der tieferen Entwicklung der verschiedenen Wissenschaftszweige hervorheben, was freilich erst an seinem Orte nachgewiesen werden kann, hier aber die Hauptmomente der Construction wenigstens namhaft macht. Man möge sie in dem construirenden Verfahren als bloße Größenzeichen an die Stellen der Begriffsentwicklungen bringen, und die Erkenntniß wird dann in den Schlüssen keine Begriffslücken, sondern nur hie und da dunkle Begriffe anstatt der deutlichen haben, deren Verdeutlichung aber nicht ausbleiben wird. Da die Erfahrungsphilosophie nichts anderes ist, als die sich erfahrende reine Philosophie, so geht sie nothwendig von dieser, als ihrer Voraussetzung, aus und deutet den Cyklus an, in dem sich alles bewegt.

1. In der reinen Form der Vernunft ist die Vernunft als Natur ihr Gegenständliches, als Intelligenz ihr Nichtgegenständliches, in beiden dieselbe.

2. Aber als Natur ist die Vernunft abermals als ihr Gegenständliches und ihr Nichtgegenständliches die Einheit beider, oder Materie, Kraft und Organismus im Gegenständlichen.

So lange die Gegensätze gesetzt sind, sind Materie und Kraft ununterscheidbar, in ihrer Erfahrung aber sind sie als bestimmte Materie chemisch (elektro-magnetisch) different, als Gesetz des Weltbaues in Kraft bestimmt, und als Weltkörper ein individualisirtes Ebenbild des Alls. (Dieses sind die Stufen, durch welche sich die Philosophie, als Natur, bewegt).

Erst in der Idee der Organisation ist die Natur in der totalen Einheit der Kraft und Substanz ihr (unbedingt) realisirtes Gesetz, oder in der Gewißheit ihrer selbst.

3. Ebenso ist die Intelligenz nicht minder die Vernunft als ihr Gegenständliches, ihr Nichtgegenständliches und ihre Einheit im

Nichtgegenständlichen (dem Erkennen), als in der Natur im Gegenständlichen, im Sein.

Dieses sind die Formen des Denkens, des Wollens und des Empfindens, wie aus Vorstellen und Begreifen die Wahrheit wird, im Selbstbewußtsein und Freisetzen aber der (gute) Geist erscheint.

So lange nun Denken und Wollen noch im unbedingten Gegensatze stehen, sind sie beide nur ihr Ausschließendes; sie erfahren aber von einander ihre Wechselbestimmungen in ihrem Selbsterkennen als empirische Vernunft (Ich), empirische Freiheit (Entsagen), und Gemüth (Lieben, Sittengesetz) oder den Intelligenzformen der Ideen des Wahren, des Guten und der Kunst.

Aber erst im Glauben ist die Intelligenz in der totalen Einheit ihres Denkens und Wollens, — ihres Begreifens (Unterscheidens) und Liebens (Vereinens), — ihr unbedingt gewisses Erkennen auf unendliche Weise, und die unmittelbare Gewißheit ihres Gemüths.

I. Die Intelligenz eint sich in ihrer Totalität mit der Totalität der Natur heißt: das System des (idealen) Thuns ist im Realen der totalen Naturidee real.

Diese Idee steht demnach in dem Charakter des Seins.

Der Charakter der Naturidee, als Totalität, ist die totale Einung der Substanz und der Kraft in der endlos sich selbst als Realität begründenden unbedingten organischen Natur.

Die Totalität der Organisation ist der Mensch (im idealen Sinne), als die universale Organisation.

Die Totalität der Intelligenzidee ist das Gemüth.

Die Totalität des Gemüths ist (als die Einheit des Willens und Erkennens) das Empfinden (des Göttlichen, als Glaube).

Die Construction der hier zu betrachtenden empirischen Grundidee ist also die Einung der im Glauben vollendeten Intelligenz mit der im Menschen vollendeten (totalen) Natur (oder mit der universellen Organisation der Natur, dem Menschen).

Der ideale Mensch steht aber, als Natur, unter dem Charakter der Realität in Nothwendigkeit zu sein (in Abhängigkeit von dem im Realen seienden Thun des Grundes).

Der reine Glaube ist die Intelligenz, wie sie, an sich weder frei noch bestimmt, als die unbedingte Intelligenz, d. i. als göttlich-bestimmt, Gott gleich (im Anschauen Gottes) ist. Der Glaube ist eine Gottnothwendigkeit.

Die Natur und die Intelligenz sind also in dieser Erfahrung als die immanent göttliche (d. i. in ihrem Grunde unendliche) Nothwendigkeit der Freiheit, oder als die in's Unendliche realisirte (vermenschlichte) reine Intelligenz.

Nun steht aber die menschliche Intelligenz in der Natur als in ihrer Nothwendigkeit, und setzt sich in ihr in's Unendliche unmittelbar durch den Glauben, welcher die Schranke im Erkennen anerkennt und dadurch Grund alles Positiven wird. Die erste Erfahrungsidee läßt sich also auch aussprechen als die der zeitlich-unendlichen Abhängigkeit der totalen Intelligenz von dem unerkannten Grunde ihrer Nothwendigkeit in der Menschheit.

Der unerkannte und an sich unerkennbare Grund der Nothwendigkeit, welcher der Freiheit gleich ist, also ist, ohne sie aufzuheben, und der ihr eignes unbewußtes Thun und darum für ihr Sein im Besonderen ein unbedingt gesetzloses Band ist, ist das Schicksal.

Die Intelligenz steht also in dieser Erfahrungsidee als das Thun der Menschheit unter der Macht des Schicksals, d. i. als Geschichte.

Erläuterung. Das Schicksal ist die über dem Gemüth schwebende göttliche Totalität, ehe die Reflexion auf den Glauben sie erkannt hat. Es ist das absolut unbedingte Gesetztsein Gottes, wie er an sich ist, und wie daher, ihm gegenüber, die Intelligenz nur im Glauben an die Realität der Weltanschauung (im Fleische) ist. Dieses Scheiden des Glaubens aus seiner Indifferenz (Gottanschauung) ist der Sündenfall.

Wir lassen hier, und so bei dem Folgenden, die drei Grundideen der Geschichte unmittelbar folgen, weil dieses die Symmetrie der Con-

structionen noch anschaulicher macht und zugleich der Hauptidee zur Verständigung dient.

Die Geschichte wiederholt in sich, zwar unter Zeitform aber auf ewige Weise, d. i. gleichzeitig in unendlichen Reihen, die drei Grundideen des totalen Ich's: Schauen, Einbilden und Empfinden (im Glauben), unter dem Schematismus eines nothwendigen Uebergehens der Freiheit in die freie Nothwendigkeit (Selbstbestimmung zum Gehorsam, d. i. Naturgemäßheit), welches sich auch so ausdrücken läßt: die Geschichte sei die aus Geschick und Gewalt zum Bestand, d. h. zum relativ allgemeinen Selbstbewußtsein (im Staat) gelangende Naturwerdung der Intelligenz und dadurch Intelligenzwerdung der Natur.

Die Geschichte hat daher folgende Grundideen:

Erste Grundidee der Geschichte. Das Naturwerden der freien Menschheit durch ihr Ausgehen über die reale Welt und durch ihre Entwickelung im Bedürfniß: Ur- oder Verbreitungsgeschichte, als Familie, Stamm, Volk.

Zweite Grundidee der Geschichte. Freiwerden der Menschheit unter der Macht der Nothwendigkeit in Aneignung der Naturmacht: Kunstkraft, Krieg, und Kriegsgeschick (Politik).

Dritte Grundidee der Geschichte. Versöhnung der Freiheit mit der offenbar gewordenen Göttlichkeit des Geschicks in der Gleichstellung der beherrschten Naturmacht und der herrschenden (individuellen) Freiheit (des Herrscherwillens), deren Vollendung das Reich Gottes oder die Versöhnung der menschlichen Intelligenz mit ihrem Schicksal sein würde.

Zusatz. Wenn man diesen Ueberblick der Geschichts-Construction betrachtet, könnte der Gedanke entstehen, daß die Geschichte sonach nur als Völker-, Regenten- und Staatengeschichte aufgefaßt werde und die Geschichte des Menschen, als Einzelnen, ausfalle. Diese aber ist selbst in der Geschichte enthalten und eine weitere Construction ihrer ersten Grundidee, der Urgeschichte. Diese selbst ruht auf dem Fortgange des Einzelwesens, wie das, für sie nach der ersten oder zweiten Grundidee als Weib oder Mann Gewordene (Erzeugte), für sich ein

Naturwerden der Intelligenz ist und sich durch das Geschichts-Ganze zum Selbstbewußtsein oder zur Staats-Individualität (Persönlichkeit), durch diese aber in's Wissen des Unbedingtgewissen, d. i. in sein eignes Gegentheil (das Vergehen des Eingegangenseins = Todt) fortführt. Das Verzeichnen des Weges durch diese Stufen der Idee gibt die Biographie.

II. Die Natur eint sich in ihrer Totalität mit der Totalität der Intelligenz heißt: die Totalität des Realen (der Naturidee) ist in der Totalität der Intelligenzidee ideal.

Diese Idee steht demnach in dem Charakter des Thuns seiner selbst, oder der Intelligenz als des Nichtgegenständlichen.

Die Totalität der Intelligenz ist das Gemüth, als das unmittelbare Wissen des Gewissen oder als Empfinden des Göttlichen, als Glaube.

Die Totalität der Natur aber ist die Organisation in ihrer Vollendung als Menschheit.

Die Construction der zweiten empirischen Idee ist also die Einung der im Menschen vollendeten Natur mit der im Glauben vollendeten Intelligenz.

Die im Glauben vollendete (in Gott seelige, gottnothwendige oder mit der göttlichen Freiheit geeinte) Intelligenz steht unter dem Charakter des frei-gehorsamen (das göttliche Thun thuenden und in der Einheit mit dem absoluten Thun erkennenden) Thuns.

Die in dem Menschen vollendete Natur steht unter dem Charakter der organischen, d. h. in's Unendliche sich selbst begründenden realen Nothwendigkeit.

Die totale Natur (als Menschheit) und die totale Intelligenz sind also in dieser Erfahrung als die in dem freien Gehorsam befreite Naturnothwendigkeit, oder als die den Grund ihrer Realität (ihr Gemüth) anerkennende (im Selbstbewußtsein seiende) Menschheit.

Wenn demnach die Idee der Geschichte auszusprechen war als die zeitlich-unendliche Abhängigkeit der totalen Intelligenz von dem unerkannten Grunde ihrer Nothwendigkeit in der Menschheit, so ist dagegen diese zweite totale Idee auszusprechen als die in dem Selbstbewußt-

sein ihres Grundes total unabhängige (in ihrem selbstbewußten Grunde freie) Menschheit.

Der sein selbst bewußte Grund heißt Gesetz.

Die im Selbstbewußtsein des Gesetzes freie Menschheit ist der Staat.

Die zweite Erfahrungsidee ist also die des Staats, als der Organisation der intelligenten Menschheit.

Erläuterung. Geschick und Gesetz sind in der empirischen Welt, was Natur und Intelligenz in der unbedingten Idee. Das Reale (die Natur) in beiden ist als Menschheit; die Intelligenz in beiden ist als Gemüth.

In beiden ist die Freiheit als Glauben und die Nothwendigkeit (das Reale) als (menschliches) Leben.

Der Staat wiederholt in sich, zwar in räumlichen Grenzen aber auf ewige Weise (allgegenwärtig), die unendlichen Reihen der drei Ideen des Pflanzen-, Thier- und Menschenreichs unter dem Schematismus des selbstbewußten Grundes ihres Seins, oder ihres Gesetzes, in der Menschheit.

Er erscheint also

Erste Grundidee des Staats: als Realwerdung des Gesetzes oder als Frei-Gehorchendes, in Besitz, Vermögen, Eigenthum;

Zweite Grundidee des Staats: als Selbsterkenntniß des Gesetzes im Frei-Gehorchenden, oder als das Gehorchend-Freie, in Recht, Staatsklugheit und Regiment: endlich

Dritte Grundidee des Staats: als die Totalität des Frei-Gehorchenden und Gehorchend-Freien, im Staatsleben des Nähr-, Wehr- und Lehrstandes.

Erläuterung. Die Geschichte entwickelt in's Unendliche den Staat, und der Staat lebt in's Unendliche die Geschichte. Wie aber die Natur eine Realität unendlicher Vielheit, und diese Vielheit wieder in der Intelligenz als ewige Einheit ist, so ist auch die Geschichte und der Staat allzeitig und allräumlich die ganze Realität ihrer Möglichkeit und das ganze Erkennen ihrer Wirklichkeit. Die Ge-

schichte ist das Geschick der Staaten, der Staat ist ein Besinnungsmoment der Geschichte. Er ist da, sobald sie sich erkennt, und ist ein Ausdruck der Art und Weise (der Stufe) dieses Selbsterkennens. Darum verschwindet er auch wieder im neuen Selbstbewußtseinsact der Zeit. Die Geschichte an sich wird nie klüger, nie besser. Kein Staat kann aber an sich bessern, ohne sich zu revolutioniren, denn die Geschichte ist die Revolution selbst, die, wo sie still steht, Staat heißt. Die Elemente des Staats aber sind ewig, wie die Organisation der Natur, die sich in ihm zum Bewußtsein erhebt.

Wie sich die Bestrebungen Einzelner für oder gegen die Geschichte oder die bestimmte Staatsform verhalten, leuchtet hieraus von selbst ein.

Zusatz. Die Construction des Staats giebt nicht nur die drei Gewalten des Staats überhaupt, sondern auch, durch ihre weitere Entfaltung, alle Grundformen des Staats und deren gegenseitiges Verhältniß.

III. In der dritten Erfahrungsidee erscheint die Totalität der göttlichen (unmittelbaren) Nothwendigkeit der Freiheit und der in dem Gehorsam befreiten Naturnothwendigkeit, der Geschichte und des Staats.

Die unbedingte Nothwendigkeit des an sich dunkeln (unerkennbaren) Schicksals wird, dem Gesetze geeint, göttliche (absolute) That (Weltregierung); die im Gehorsam mit der Natur versöhnte Intelligenz (die bis dahin nur in der Naturnothwendigkeit freie Menschheit) ist erlöst (selig).

Die dritte Erfahrungsidee ist demnach die durch göttliche Weltregierung verhängte Erlösung der Natur (des Menschen) aus ihrer Differenz von ihrem Grunde, und der Intelligenz in ihrer Menschwerdung aus der relativen Subjectivität des Glaubens durch die Offenbarung der Persönlichkeit Gottes in der Totalität der menschlich-intelligenten Form des Unbedingten.

Wir dürfen demnach die dritte Erfahrungsidee bezeichnen als die der geoffenbarten Religion oder als die Idee der Kirche.

Erläuterung. Die Idee der Kirche umfaßt alle und jede in gemeinsames Bewußtsein übergehende Sichtbarwerdung des Göttlichen in der Menschheit, sofern dasselbe sich nicht bloß in ihr verliert, sondern sie mit sich zugleich versöhnend auf die Idee Gottes bezieht. Jede positive Religion ist eine geoffenbarte.

Die Religions-Idee stellt daher die Offenbarung in die Construction:

Erste Grundidee der Religion: als Naturoffenbarung;

Zweite Grundidee der Religion: als Intelligenzoffenbarung;

Dritte Grundidee der Religion: als Versöhnungsoffenbarung (als Trinitäts-Religion).

Erläuterung. Die im Bewußtsein des Gesetzes, als ihres Gesetzes, zum Bewußtsein ihres Schicksals (ihres Naturseins) gelangte totale Intelligenz ist dadurch in dem Gewissen ihrer selbst, als des identischen Gegenständlichen und Erkennenden, beider aber nicht im Unbedingten, sondern als des in und aus der Erfahrung Gewissen.

Das Gewisse ist aber das Unbedingte.

Das Erfahren ist das Historische.

Das Historische ist die Natur-Intelligenz (Mensch).

Folglich ist, für die Erfahrung, das Unbedingte, als gegenständliche Intelligenz, die totale Intelligenz mit Naturbestimmung, d. i. Gott-Mensch.

Dieses ist die Erkenntniß des Unbedingten durch Offenbarung, oder das Wissen, daß das Geschick göttlich (allintelligent), folglich das Gewisse Gottes-Gewißheit sei. Diese Gewißheit ist mit der der Philosophie identisch, aber der Form (dem Standpunkte) nach verschieden.

Zusatz. Die erste religiöse Grundidee, inwiefern sie in der dritten mit der zweiten identisch ist, ist Gott, als Vater, die zweite steht in der Einheit mit der ersten in ihr als Geist, die dritte aber vereinigt beide in dem Sohn.

In der Natur-Trias steht der Vater (Ammon Ra) in der Mutter (Muth) als Sohn (Chons) und dieser ist wieder Gatte (Horus) und

Sohn (Horus Horammon) seiner Mutter (Isis), die selbst nur der weibliche Vater oder des Gatten (Osiris) Schwester ist.

Man vergleiche die Trinitätslehre der Aegyptier nach Champollion, deren speculative Bedeutsamkeit durch Irren im Einzelnen nicht geschmälert werden kann.

Der Grundschematismus der Philosophie hat demnach folgende Gliederung, und jedes seiner Glieder setzt, seinem Charakter gemäß, diesen Typus innerhalb seiner Sphäre weiter fort.

A.

Reine Philosophie.

II. Intelligenz. I. Natur.

2. Wollen. 1. Wissen. 2. Kraft. 1. Substanz.

3. Glauben. 3. Organismus.

B.

Erfahrungsphilosophie.

II'. Staat. I'. Geschichte.

2'. Bewegung. 1'. Wachsthum. 2'. Fortgang. 1'. Eingang.

3'. Staatskörper. 3'. Ausgang. (Erlösung.)

III'. Kirche.

2'. Geistesdienst. 1'. Naturdienst.

3'. Gottesdienst.

III. Gottidee.

2. Allmacht. 1. Allweisheit.

3. Liebe.

VIII.

In Böhmen.

Aus dem Reise-Tagebuche eines politischen Tölpels.

I.

Unter den dresdener Reisegefährten befand sich ein vacirender spanischer Gesandtschaftssecretair, der uns durch die lebhaft-baroke Vielseitigkeit seines politischen Standpunkts großes Vergnügen machte. Folgte er dem Zuge seiner angebornen Richtung, so spielte er den Carlisten nach dem ganzen Inbegriff der Grundsätze, durch welche diese noble Parthei sich auszeichnet; doch wenn er eben recht im Zuge war, da gedachte er plötzlich der gräßlichen Mißhandlungen, die mehre seiner zur christinischen Seite sich hinneigenden Brüder durch die Carlisten erdulden mußten, und nun war er augenblicklich ein wüthender Christino. An den Carlisten ward dann kein gutes Haar gelassen, der ganze schauderhafte Cannibalismus ihrer Gesinnungs- und Handlungsweise ward aufgedeckt und sich zum Voraus mit der Hoffnung erlabte, nach erfolgter Wiederkehr auf den Schauplatz der Begebenheiten blutige Vergeltung üben zu können.

Oft, wenn die grelle Lebendigkeit seines wilden südlichen Naturells in unserm Reisegefährten recht ausdrucksvoll zum Vorschein kam, wollte der sanften Deutschheit unsers loyalen Herzens etwas unheimlich zu Muthe werden, und man war dann immer froh, wenn die merkurialische Elasticität unsers Spaniers, von seinem heftigen Fliegen von einem Er-

treme zum andern ermüdet, bisweilen der Ruhe pflegte, um als behaglicher Justemilianer sich an den Reizen seiner quasi-legitimen Königin zu ergötzen. Dann wurde sich in süßen Erinnerungen aus einer frühern Zeit ergangen und nur hier und da ward eine pikante Seitenbemerkung gegen Martinez de la Rosa gemacht, dessen schwarze, glänzende Augen und traute Verse einst der besondern Theilnahme der constitutionellen Königin genossen. Es flimmerte uns vor den Augen, wenn des zauberischen Schmelzes, der die italisch-herrlichen Formen der Königin-Regentin immer noch, trotz etlicher Beleibtheit, durchströme, Erwähnung geschahe.

In der Post zu Teplitz, wo das Abendbrod verzehrt wurde, behauptete der belesene Spanier in seiner glänzenden französischen Aussprache, das ungeschlachte Beefsteak, das er hier zu verzehren sich angenehm gezwungen sehe, gemahne ihn an den deutschen Nationalgeist, mit welchem viel andere Nationalitäten ihr Culturbedürfniß befriedigten, ohne weder sich gegen diesen Nahrungsstoff, noch dessen Geber dankbar zu erweisen. Von dieser geistreichen, leicht hingeworfenen Bemerkung des Südländers frappirt, fand man sie nichts destoweniger begründet und mit echter Deutschheit bezeigte man sich dankbar für die *spanische* Wahrheit, deren man gewürdigt wurde. Wir sind ja nun einmal, wir Deutschen, gutmüthige Seelen, die jede außerdeutsche Ansicht, jede außerdeutsche Behauptung häufig und willig als Orakelsprüche hinnehmen und eiligst einen Katzenbuckel machen, wenn eine vornehme oder vornehmthuende Anmaßung uns auf die Füße tritt.

Wir mästen fremde Nationalitäten mit unserm Geiste, unsern Einsichten, unsern Empfindungen, und sind herzlich froh, wenn der Undank für unsere Gaben nicht gegen unsre liebsten Gewohnheiten, gegen unsere Bier-Illusionen, unsere Brandwein-Begeisterung und Pelzrock-Phantasien gerichtet ist. *Wir besitzen uns nicht*, weil wir keinen Trieb zur politischen Einigung in uns tragen, weil wir nicht lassen können von so viel schlechten und armseligen Angewohnheiten, die als giftige Würmer den ganzen Organismus unserer National-Existenz bekriechen und je mehr und mehr in ihn hineinfressen, weil wir nicht gesonnen sind,

aus Schlafmützen und schwülen Träumern edle dramatische Figuren und thatstarke Praktiker zu werden.

Vielleicht, daß die Knute einstmalen uns noch auferweckt! —

II.

Ein frecher Nordost jagte mich mehr, als daß er mich trug, bei meinem ersten Ausgang in Prag. Ich mißtraute diesem Winde als einem schlimmen Omen und nahm mir vor, mit möglichster Vorsicht allüberall mich umzuthun. Wer erst seinen Fuß auf österreichischen Grund gesetzt, der kann sich auf alle Launen und Tücke des Zufalls gefaßt machen. Ich bat die Götter, in ihren Schutz mich aufzunehmen, und flehte meinen guten Genius an, mir ein harmloses Verhältniß zu der löblichen Polizei zu vermitteln. Meine trauten Leserinnen mögen nemlich wissen, daß es sehr zweckgemäß und vortheilhaft ist, mit der österreichischen Polizei, so lange man auf deren Terrain existirt, auf einem freundschaftlichen Fuße zu stehen.

Die Verwandten waren bald aufgefunden und es wurden mit ihnen schon am ersten Tage verschiedene Parthieen durch die Stadt und in deren nächste Umgebungen ausgeführt. Der Totaleindruck, den das stolze Prag, als ich auf der Bastei über das prachtvolle Roßthor hinweg in seine Häusergruppen niedersah, auf mich machte, war ein überaus günstiger. In seiner bergförmigen Hingeworfenheit an den beiden Ufern der cholerischen Moldau finden sich manche Aehnlichkeiten mit Steyermarks Hauptstadt, dem wunderlieblichen und mir unvergeßlichen Grätz. Auch mit Dresden hat Prag verschiedene Aehnlichkeit. Alle drei Städte werden von schönen und heftigen Flüssen durchströmt, und so gleicht ihre Lage und ihr Sein dem Dasein jener seltenen Menschen, deren Wirksamkeit nach allen Seiten in die Höhe und die Tiefe steigt, indessen mitten durch sie hindurch der helle Strom ihres kohlensauren Geistes treibt, um noch weithin, zugleich Thäler und Felder befruchtend, auf seinem Rücken den Verkehr der Menschen und Ideen zu erleichtern. —

Während des Ausflugs nach dem herrlich gelegenen Belvedere jenseits der Moldau, ¼ Stunde vom Sandthor, ward Vieles aus Prags höchst bedeutsamer historischer Vergangenheit recapitulirt und

manche Reminiscenz aufgefrischt, die mit allen Zaubern eines mystisch-historischen Interesses auf uns einstürmte.

Die tief zu unsern Füßen vorüberstürzende Moldau mit ihren dunkelgrünen Gewässern, deren Geplätscher trotz aller Ungebundenheit zuweilen aufstöhnte wie der Odemszug eines Gefangenen; dort zur Rechten der Hradejn mit seinen prächtigen Pallästen und jämmerlichen Hütten, aus welchen die Hofburg mit der ganzen Schwere ihres geschichtlichen Alp-Drucks emporragt; zur Seite die Alt-, Neu- und Judenstadt mit ihrem heterogenen Getriebe und Gewühl, auf welches die unzähligen Thürme mit trübem Ernste herniederblicken; gegenüber der Zizkaberg mit seinem kahlen Rücken und dem gepreßten lebensmüden Angesicht; im nähern und fernern Hintergrunde die böhmischen Lande mit ihrer dumpfen Resignation auf ein Glück im Diesseits, und einem noch dumpfern Hoffen auf ein freieres Jenseitsleben: das giebt Eindrücke, deren Zusammenklang eine tiefernste Stimmung in uns begründet.

Die Veranlassung, über den historischen Charakter der böhmischen Nationalität zu reflectiren, konnte in solcher Stimmung nicht ausbleiben. Mein Begleiter, seit zwanzig Jahren unter den Böhmen lebend und wirkend, eröffnete mir über diesen Punkt sehr plausible Ansichten und einige durchgeprüfte Ueberzeugungen. Es ist wunderbar, äußerte ich, wie das Volk der Böhmen, das im Jahrhundert des Hieronymus und Huß einem wilden Waldstrom glich, der die benachbarten Nationalitäten zu verschlingen drohte; wie ein Volk, das zu jeder Zeit so mächtig für politische Freiheit und ungebundene Lebens-Entwicklung glühte, allmählig ohn' allzugroße Anstrengung so gründlich in den habsburgischen Staats-Schematismus hineingepreßt werden konnte.

Diese interessante und bedeutungsvolle Thatsache — meinte mein Begleiter — sei nichts weiteres als ein naturgemäßes Resultat des czechisch-slavischen Nationalgeistes, der, elastisch durch und durch, dem Drucke, dem kein Widerhalt zu bieten sei, allmählich weiche und in stummer Entsagung das Unvermeidliche über sich ergehen lasse. Aber unter der düstern Falte dieser tragischen Resignation glimme das knisternde Feuer mächtiger Leidenschaft, die, einmal entbrannt im Sturme des entfesselten Hasses, Alles um sich her zernichte und versengend fort-

lodere, bis der letzte in ihr glühende Zündstoff im Frost der gefühlten Rache erstorben sei.

Man müsse die Böhmen — behauptete mein Begleiter — auf dem Schlachtfelde sehen, den Reihen des Feindes gegenüber. Zuerst ständen sie da wie Lebensbaare Bildsäulen, oder wie in die Erde festgewurzelte, erstarrte Phänomene, jeglicher Bewegung, aller Thatkraft unfähig; bis der nationale Dämon in ihnen die schweren Bande plötzlich sprenge und in wilder Entfesslung einstürme wie eine Schaar von Höllengeistern auf den kampfbereiten Feind, entweder ihn erdrückend oder aushauchend das infernalisch entbrannte Leben unter den Bajonnetten eines überlegenen Gegners. So furchtbar sei auf dem Schlachtfeld der Böhme in seiner einmal entloderten Wuth, daß er, wenn er des Feindes nicht habhaft werden könne, in seinen eigenen Reihen zu morden beginne, und nicht des Landsmanns, nicht des Bruders schone.

Diesen Eröffnungen wurde das Versprechen beigefügt, bei Gelegenheit mir noch andere bezeichnungsvolle Züge zum Bilde des böhmischen Nationalgeistes zu liefern, was ich dankbar entgegennahm.

Lückenbüßer zu diesem Capitel.

Eine der ausdrucksvollsten Eigenheiten des böhmischen Volks-Elementes offenbart sich in seiner brennenden Liebe zur Musik und allen dahin einschlagenden Darstellungen und Lebensmanifestationen.

So oft schon von theils trocknen, theils überschwänglichen Schilderungen dieser poetischen Leidenschaftlichkeit einer ganzen Nationalität in ethnographischen Werken und in Romanen in Anspruch genommen, empfand ich einen desto lebendigern Trieb, mit diesem Phänomen durch Autopsie bekannt zu werden. Eines Abends, im hellen Glanze des Mondes die Stadt durchwandelnd, bot sich mir dazu die günstigste Gelegenheit dar. Aus jeder Straße, aus jedem Winkel, aus jeglichem Sumpfe irgend eines öffentlichen Vergnügungs-Etablissements ächzten, oder wehten, oder rauschten mich heute die Töne eines Leierkastens an, verschieden nach der Melodie der Klage, der hinsterbenden Wehmuth,

der aufbrausenden Freude, oder der frivolen sich ihrer eignen Wüstheit erfreuenden Lust. Mitunter klang die Musik größerer und kleinerer Banden hinein oder die tüchtige Leistung eines wohlbesetzten Orchesters.

Aber jeder Ton — dies empfand ich tief — hatte seine ausschließlich-volksthümliche Bedeutung, jeder Klang zitterte aus dem innersten National-Dasein hervor, jede Note hatte einen scharfen böhmischen Accent.

Hier tönte eine Klage im hoffnungslosen Piano des ächzenden Schmerzes, nur bisweilen aufklingend im sanften Feuer einer von fernher lächelnden Hoffnung, dann aber plötzlich wieder hinsterbend am Skorpione innerer Vernichtung, und endlich todesmüde verzitternd. Nebenan braust das Presto einer wilden Jugendfreude, an der Brust der drallen glühenden Freundin liegt der junge gefesselte Czeche, hochaufrauschen die Saiten, und Trompete und Piccolo schmettern und pfeifen, als seien alle Freuden des Menschenlebens entfesselt, als tanzten Lust und Liebe einen Reigen ewiger Vereinigung: bis mit Eins Trompete und Piccolo in schmetterndem gellendem Diskante verenden und das Fagot mit der finstern Melancholie der erlahmten Hoffnung einfällt. In der Nähe aber schallt ein Walzer von Strauß, die glücklichen Paare drehen und wenden sich, als werde nimmer ein Tag des Schmerzes, der Trübsal kommen; das leichte böhmische Blut wogt wie der aufsprudelnde Springquell durch die lebensheißen Adern, und in fester Umarmung nippen schließlich Braut und Bräutigam den hinanstrebenden Nervenäther ihrer seligsten Ineinsbildung. — Wohl ihnen, daß sie aus diesem süßen Lethe Vergessen saugen für einen tiefen allgemeinen Schmerz! —

In keiner Feder liegt solche spitze Kritik als in den Leierkästen der böhmischen Bettler gegen den eignen Geist ihrer Nationalität und nebenbei — wider das weltbekannte System des wiener Cabinets.

Erwägt man die reiche Agricultur der Böhmen, ihre Viehzucht, ihren Weinbau, ihre zahlreichen Manufacturen u. s. f. und zieht daneben die im gesammten Lande grassirende Bettelei und Armuth in Betracht: dann sollt' uns fast bedünken, daß der Grund solchen Jammers weit weniger im Volke selbst als in der Mißgunst seiner staatlichen Verhältnisse, in einem herben Druck von obenher gesucht werden müsse. Doch

ich wollte ja nur einen musikalischen Abendgenuß beschreiben! O über uns moderne Publizisten, die wir von jedem Schmerze, der an unsre Brust, von jedem Klange, der an unser Ohr ertönt, uns immer gleich an die ganze Menschheit verweisen lassen, deren grelle Dissonanzen uns immerdar nur allzu gründlich überführen, wie wenig auch noch heute die Dirigenten der großen Völkerconzerte bemüht sind, durch den harmonischen Einklang eines echten und gerechten Menschheit-Lebens den schroffen Mißlaut finstrer Knechtschaft für ewig auszutilgen! —

III.

Vom 26. April.

In den letzten fünf Tagen hab' ich mich in Prags Umgebungen ziemlich umgesehen und ich kann wohl von mir rühmen, mich in ihnen orientirt zu haben. Zu den angenehmen Ausflügen aus dieser Periode zähl' ich die nach dem „Baumgarten," dem Prater Prags, und in das Nußler Thal. Selbst die Stadt- und Wallpromenaden boten mancherlei Genüsse und Eindrücke dar und erstreckten sich einmal bis zu den Höhen des alten Wysehrad, das andremal nach dem Kinsky'schen Garten, das drittemal bis zur Kaisermühle, und so fort, bis die Runde auf allen reizenden Aussichts- und Ruhepunkten gemacht war. Häufig ward auch in den Wimmer'schen Anlagen promenirt und dann in der Restauration des ehemals Canal'schen Gartens, woselbst stets *gute* Gesellschaft getroffen wurde, ein Vesperbrod eingenommen. Seltenere Besuche waren der sehr schön gelegenen „Färberinsel" zugedacht, auf der sich, nebenbei bemerkt, eine Badeanstalt befindet, deren treffliche Einrichtungen des lautesten Beifalls würdig sind. Der Besuch des Hradczins hinterließ in mir ein Gefühl der größten Genugthuung, sowohl betreffend die prächtige Aussicht auf die Stadt und in das breite Böhmenland, als in Bezug auf eine Durchmusterung der Schönheiten und Merkwürdigkeiten der Hofburg und der St. Lorettokirche. Auch bei dieser Gelegenheit ward Manches aus Böhmens Vorzeit wieder vorgeführt, Vergangenheit und Gegenwart sich gegenüber gestellt und aus den Brüchen unsrer arithmetisch-historischen Vergleichungen das wahrscheinliche Facit (= Defizit) der Zukunft abgezogen. —

Ob ein anderes Gefühl der Vernichtung sich der Trostlosigkeit vergleichen lasse, von welcher eine Nationalität durchschüttert werden muß, die schon fast mit beiden Füßen im Grabe der Geschichte steht? Wohl schwerlich! — Aber gibt es überhaupt denn einen vollkommenen Tod der Nationalitäten, die einmal ihr Dasein in der Geschichte begründet hatten und im Strome derselben eine breite Furche ihres eigensten Geistes, Sinnens und Handelns zurückließen? In der Bejahung dieser Frage läge eine furchtbare Anklage des Weltgeistes, und jenes Gesetz, wornach die Besonder-Existenzen, nie aber ganze Gattungen untergehen, würde eine Lüge sein. Man möge sich nicht auf urweltliche Schöpfungen berufen, welche längst in die Untiefen des Universums versunken sind, und nicht auf Nationalitäten, von denen die heutigen Geschichtsschreiber sagen: sie waren! Ja, manche Gattungen urgeschaffner Ungeheuer sind ausgestorben, und des alten Roms und des alten Hellas Geschlechter sind nicht mehr. Aber wer mag beweisen, daß er das Grabgeläute dieser großen Nationalitäten vernommen und daß mehr als deren endlich-ostensible Existenz vorüber sei? Es läuft die Sage, daß nicht blos abgeschiedene Persönlichkeiten, sondern ganze Nationen bisweilen in des Weltalls mitternächtiger Feierstunde dem Grabe entsteigen, um ihren endlichen Tod des Fleisches mit dem Bewußtsein der unendlichen Dauer ihres Geistes zu versöhnen, und in einer erschütternden Rückwirkung des letztern auf die ihnen verwandte noch endlich seiende Existenz, diese in ihres Wesens tiefstem Grunde aufzuregen und dem rohen Stoffe ihres Handelns die befeuernde Psyche eines lebendigen leitenden Gedankens einzuflößen. So steht im Hintergrunde mancher Familien-Geschichte die Ahnfrau, mit aufgehobenem Zeigefinger die drohende Gefahr, sie abzuwenden, verkündend, und das erloschene Auge zu Boden senkend, wenn eine eingeleitete Thatsache des Guten und des Glücks gebilligt werden soll. Und aus der finstern Ruhestätte ihres Kirchhofs sollten nicht die Geister physisch-erloschener Nationalitäten sich von Zeit zu Zeit erheben, um mit einem Blicke der Ewigkeit die Würmer, die aus dem Aase ihres Leichnams hervorgekrochen, geistig zu durchglühn und aufzurichten? — Das heutige Italien ist freilich ein ganz anderes als das Italien des gracchischen Brüderpaars und die Zeiten eines Epaminondas haben im

heutigen Griechenlande einen kläglichen Gegensatz gefunden: aber weh' Euch, Despoten, wenn die unsterblichen National-Dämonen jener Völker der alten Welt aus ihrem dumpfen Todesschlummer emporrasseln und in einem jetzt entarteten und entnervten Geschlecht das Fest ihrer geistigen Wiedergeburt begehen!

So mögen sie zwar trauern, aber nicht verzweifeln all' jene Völker-Gattungen und Stämme, die heutigen Tages unter dem Drucke fremder Herren seufzen: eine Zeit, das Joch abzuschütteln, kömmt jedem Sclaven, um wie viel mehr nicht einer ganzen Nation? Auf die Nacht folgt der Tag, auf den vermittelnden Tod das entwickelte Leben. Was einmal gegründet war als Geist, als Einheit-Geburt eines unvergänglichen Schöpfungssaamens, das hat auch die Grundbedingung der Unsterblichkeit in sich und wird nie vergehen! Duldet, wo Ihr nicht handeln könnt, aber wenn die Zeit des Handelns da ist, dann laßt ihn nicht vorbeirauschen den Nachtvogel des Schicksals, sondern haltet ihn fest und macht seine Prophetinnen Eurem Recht' und Eurer Freiheit unterthan! — —

* * *

Den Rückweg von Hradcjn machten wir zu Fuß auf der Häuserseite und schickten unsre Equipage auf der eigentlichen Fahr-Bergstraße (der Hinterseite des Hradcjns), auf der wir hergefahren waren, *zurück*. Es klangen mir immer noch einige spukhafte Erzählungen meiner freundlichen Cousine von der Hradcjner Schloßcapelle, in welcher der zum Könige Böhmens gekrönte Kaiser Oesterreichs sein erstes Gebet verrichten muß, im Ohre, so daß ich mich diesen Tag für weitere Eindrücke ähnlicher Art bestens prädisponirt fand. In dieser Stimmung erregten die beiden fürstlich Schwarzenbergischen Paläste, von denen namentlich das alte in seinem blendend dunkeln Colorit und seiner fabelhaft-halb-gothischen, halb orientalischen Structur wie eine Negerhere in die Tiefen der Stadt niederstarrt, das lebendigste Interesse. Hier fand sich Gelegenheit zur Aufnahme mancher einschneidenden Anekdoten und pikanter Krisen aus der öffentlichen und der Familiengeschichte dieses alten und merkwürdigen Geschlechts. —

Am Barnabiter-Kloster vorüberkommend, ward mir eine sehr schmackhafte Geschichte erzählt, die zu ihrer Zeit auch in den politischen Journalen besprochen wurde, und die ich zur Erbauung meiner Leserinnen hier wiederholen will. Vorerst sei bemerkt, daß besagte Anstalt ein Frauen-Kloster ist, über dessen Schwelle, wenn einmal das Klostergelübde gethan wurde, kein Weg in's Leben (NB. der Theorie nach) zurückführt.

Für ewig dann mit der Welt hat die Nonne abgeschlossen und nirgend als in den Räumen eines freundlichen, chinesisch eingemauerten, Gartens ist ihr die Einathmung der göttlichen Luft vergönnt. Trauriges Gelübde, dämonisch-tragischer Assecuranz-Einsatz auf eine ewigselige Jenseits-Existenz!

Es ward meinerseits in protestantischem Diskant laut aufgelacht, als man mich mit ebenerwähntem Kapital-Statut dieses Seligkeits-Etablissements bekannt gemacht, und ich mußte mir deßhalb schon gefallen lassen, von der zarten Innigkeit meiner katholischen Begleitung ausgescholten zu werden. Jene Geschichte aber lautet: Ein hoher Herr in Wien hatte eine wunderliebliche Tochter, die einem noch viel höhern Herrn in der Kaiserstadt über die Maßen gefiel. Dieweil jedoch der hohe Herr einsahe, daß der höhere Herr sein Kind niemals, auch nicht mit dem besten Willen, ehelichen könne, er aber das Töchterlein nicht wollte werden lassen ein schlimmes Spielwerk, so beschloß er, es in das prager Barnabiter-Kloster entführen zu lassen, um es dorten auf immer vor menschlichen Nachstellungen zu sichern. Gedacht, gethan. Schon funfzehn Monde war die herrliche Blume in dieser Versorgungs-Anstalt des lebenden Todes eingesargt, als — jetzt sind's drei Jahre her — das kaiserliche Ehepaar sich zur Krönung nach Prag verfügte. Da war ein großes und wildes Getriebe in der alt-ehrwürdigen Stadt und namentlich auf dem Hradcjn, trotz des Mord-Scheusals der Cholera, das die Runde in allen Häusern machte und nicht Hoch noch Nieder schonte. Sogar in die geheiligten Zellen dieses Klosters hatte ihre Drachen-Klauen sie ausgestreckt. Großes Wehklagen ertönte um Ihre Eminenz, die Aebtissin, die unausgesetzt von Symptomen des frechen Uebels verfolgt war, jedoch durch Gottes Gnade erhalten wurde. Auch an den

übrigen geweihten Frauen schritt das gräßliche Gespenst entzaubert vorbei. Blos eines Morgens, kurze Zeit vor der Abreise der allerhöchsten Herrschaften, war großer Jammer in den jungfräulichen Zellen, weil deren eine plötzlich, über Nacht, ihrer gottgeweihten Bewohnerin entledigt ward. Hatte auf den ehernen Flügeln des Todes die Cholera sie hinweggeholt, hatte Gott sich ihr barmherzig gezeigt und durch ein Wunder sie aus der Haft des leiblichen Lebens befreit, um schon jetzt sie die Kost der himmlischen Seligkeit schmecken zu lassen? Muthmaßungen aller Art durchkreuzten sich. Die in's Gebiet des Miraculosen überspielende Thatsache machte das größte Aufsehn. Da ward eines Tages die Aussage eines Pflastertreters bekannt, der in jener Nacht des erfolgten Wunders zufälliger Zeuge einer somnambulischen Handlung war, die ihn höchlich überraschte. Ueber die Dächer des Barnabiterklosters sah er nämlich zwei dunkle Gestalten sich bewegen, sachte, sorgsam, in offenbarer Furcht leichtmöglicher Entdeckung. Wie Eichhörnchen rutschten sie über einige anliegende Häuser hinweg, bis sie, wie in die Erde sinkend, plötzlich verschwanden. Ehe der unwillkührliche Vigilant sich seines Erstaunens über das eben Gesehene erwehren konnte, nahm er wahr, wie die vordere Thüre, die wohl zu solcher Zeit noch niemals geöffnet worden, sich aufthat und zwei Menschen, ein großer und ein kleiner, hervortraten. Der Große hielt den Kleinen, der sich kaum bewegen zu können schien, fest im Arme, mehr ihn von dannen tragend als ihn *führend*. Indem aber unser Pflastertreter in der Nähe einer Straßenlampe fast wider willen auf das Paar hinzuschritt, sah er in zwei — kohlschwarze Gesichter, deren eines gluthfunkelnd ihn durchbohrte. Es waren, meinte er, Essenkehrer.

Freilich war unter ihnen ein Essenkehrer, der den Schmutz wüsten Vorurtheils von einer jungen Menschenblüthe abwusch und sie wieder in den frischen saftigen Boden des Lebens pflanzte, um aus ihr einen herrlichen Stamm zu entwickeln.

Einige Monate später wurde zu Wien die Tochter des Fürsten ***, die über ein Jahr, unwissend wo*)? abwesend war, mit einem ungari-

---

*) Man sehe diese Stylistik in den Annoncen der deutschen Journale.

schen Edelmann vermählt, der sofort die „große Tour" mit ihr antrat, weil ihn bedünken wollte, Pesth liege Wien im Augenblicke noch zu nahe . . .

Die Gestalten, die über die Dächer des Barnabiter-Klosters hinweggeschlichen, waren wirkliche Essenkehrer, die den natürlichen Weg in's Kloster genommen hatten, um die Entführung, die wir erzählt, unter dem Aushängeschild ihrer geschwärzten Persönlichkeit zu begünstigen.

Das ist die Geschichte von der Befreiung der lieblichen Barnabiterin.

* * *

Am Brückenthor an der „kleinen Seite" ward ich auf einen langen eisernen Haken aufmerksam gemacht, an dem einstmalen die alten Prager einen perfiden Rechtsverbreher von Bürgermeister baumeln ließen. Der Haken, woran die Treulosigkeiten des Bürgermeisters ihren Lohn empfingen, blieb zur Warnung der Nachkommen an seinem alten Orte hängen. Man erzählte mir, daß die modernen Magistrats-Personen Prags besagten Haken oft eines sonderbaren Seitenblicks würdigten und es nicht an ihnen liege, daß das unheimliche Eisen nicht schon längst zu Pillen gegen demagogische Obstructionen verschmiedet worden.

Mir sprangen, bei Anhörung dieser Geschichte, verschiedene Reflexionen durch den Kopf. Zunächst gedachte ich des alten und beziehungsvollen Sprüchworts: „Jedes Ding hat seinen Haken!" Ich fand in dieser Sentenz nun eine treffende und wahre Charakteristik aller menschlichen Zustände, Verhältnisse und Rapporte, und zugleich eine schneidende Hinweisung auf jene nachtschwarze Tragik, in deren Fledermaus-Fell alle Stimmungen und Dinge hienieden eingebettet sind. In jenem Haken erhalten die Widersprüche der Menschennatur und deren Schicksal ihre erklärende Begriffs-Bestimmung. Kann einer der Staubgebornen — sitze er nun auf einem Throne oder in Flaumen bürgerlichen Glücks — von sich sagen: sein Schicksal entbehre der Spitze jenes Hakens? Nimmermehr! Ja, es giebt sogar keine Empfindung und keine Stimmung im menschlichen Leben, aus deren Hintergrunde hervor uns nicht der Odem einer geheimnißvollen gisterfüllten Atmosphäre entgegenwehte, die sich auf unsern Nerv bedrückend legt und die in Lust und

Wohlgefühl erschwellenden Fühlhörner unsers armen Herzens wieder zusammenpreßt zu einem siechen trocknen Schwamm.

In jenem Haken offenbart sich die ganze Corruption des Menschen-Daseins, daß so aller Bedingungen der Vollkommenheit gebricht, daß er zu den schimmernden Lappen der Fiction flüchten muß, seine innern Lügen zu verdecken. —

Eine andere durch jenen baumelnden Bürgermeister in mir angeregte Betrachtung ist etwas massiver als die eben erst erörterte. Ich dachte mir nämlich, wie in der Welt es wohl demnächst aussehen würde, wenn nachgerade jede Niederträchtigkeit, jede Lüge, jede Perfidie einen solchen bedeutsamen, materiell-existirenden Haken fände?

Da müßt' ja offenbar das Schmiedehandwerk bald das beste Gewerbe sein und ¾ der Menschheit binnen Kurzem am spitzen Eisen hängen! „Ein großer Theil der modernen Menschheit ist jedenfalls zum Galgen reif;" — so nämlich räsonnirt das berliner politische Wochenblatt, wenn es an die Liberalen denkt.

* * *

Kein anderer Punkt in und um Prag dürfte dem Fremden eine bessere Gelegenheit zu Betrachtung des eingepfropften religiösen Geistes der hiesigen Einwohnerschaft bieten als die Moldau-Brücke. Mit ihrem eisernen Geländer und Trottoir ist sie wohl die schönste Deutschlands, wenn auch freilich nicht so massiv und so herrliche Aussichten darbietend wie die dresdner Brücke. Auf beiden Seiten die lebensgroßen Figuren unsers Herrn und Heilandes und vieler Heiligen, würde man sich kaum einsam an diesem Orte fühlen, selbst wenn auch nicht allezeit solches Gewühl von Menschen sich hier gruppirte, als es wirklich der Fall ist. Ich konnte mir häufig eine Stunde lang das Leben, Wogen und Treiben hier besehen. Die verschiedenartigen Menschen, Pfaffen und Profane, christliche und mosaische Juden, Jung und Alt, Vornehm und Gering, die sich hier stießen und durchkreuzten: dies Durcheinander der in jeder Physiognomie sich individualisirenden innern Triebe und Stimmungen hatte gerade an diesem Orte für mich einen unendlichen Reiz. Unten hindurch der rasche Lauf des Stroms mit seinen

fliehenden Wellen; oben der böhmische Himmel, einmal lustig und mit sanguinischer Heftigkeit, ein andermal das unter ihm wandelnde Geschlecht mit trübem Pathos überblickend; nebenan die geweihten Statuen mit ihrer ewigen Hinweisung auf diesseitige Endlichkeit und jenseitiges Fegefeuer: — wie können solche Eindrücke eines tief erzitternden Nachklangs in unsrer Brust verfehlen?

Die prager Moldau-Brücke bietet eine tägliche Schaustellung des böhmischen Bigottismus. Da stürzte mit heiliger Wuth der böhmische Plebejismus sich eher in des Stromes Wogen hinein, als daß er es versäumte, der endlosen Gallerie der Heiligen zu beiden Seiten stets die tiefste sinnlich-wahrnehmbare Reverenz zu erweisen. Zumal erfreut der heilige Johannes Nepomuck, Böhme von Geburt, sich einer tiefinnersten stockböhmischen Anbetung.

Jesus Christus genießt kaum solcher Verehrung bei den Böhmen wie der heilige Nepomuck und der Landespatron Wenzeslaus. Dergestalt geht in den rohen Beimischungen eines Verstandeslosen Katholicismus die Idee des Christenthums radical verloren und nichts bleibt als eine plumpe ekle Götzendienerei zurück.

An der Stelle, wo sanctus Nepomuckus von dieser Brücke in die Moldau gestürzt worden sein soll, ist im Geländer der Brücke in eingegrabenem gelbem Blech ein gedoppeltes Kreuz angebracht, das von allen Vorübergehenden aus den niedern Ständen, vornehmlich von den alten Weibern jederzeit unter fabelhaft-ehrerbietigen Pantomimen und Grimassen geschmatzt wird. Ich besahe mir das corpus delicti, das vom ewigen Geküßtwerden schon ganz durchhöhlt ist, also gründlich, daß ein Weib, das sich dadurch behindert sahe, seine Zunge auf's Blech zu strecken, mir unter dem Accompagnement etlicher czechischer Flüche einen nachdrucksvollen Puff versetzte. Ich bedankte mich höflich für die heilige Grobheit und ging meines Weges. Gegen den Verstand, und seien dessen Spitzen noch so feindlich Euch zuwidergekehrt; gegen die Lüge, und möge deren Netz noch so künstlich Euch verstricken; wider alle Todübel und Todsünden der Menschheit könnt Ihr ankämpfend Euch schützen: nur gegen die Ochsenhörner-Stöße der Dummheit nicht. Oftmals schämen wir uns, Menschen zu heißen und gewiß ist keine Schaam

wahrer und würdiger als diese, wenn wir uns umgeben von allen den Tollheiten und Nichtigkeiten sehen, aus denen der Organismus der Menschheit zusammengeflickt ist.

Wir träumen immer von einem Besserwerden, von schönen herrlichen Entwickelungen im Sinne eines vernünftigen Fortschritts: ringsherum aber versinkt Alles tief und tiefer in den Schmutz einer gottverlassenen Nihilität und nur der Umstand, daß wir ihrer nicht werth sind, scheint bis jetzt eine zweite Sündfluth nicht über uns hereingeführt zu haben. Oder wären wir Sünder es wirklich werth, daß die Erde ihre Quellen und Feuerströme ausspie, um uns — hinwegzuspülen? —

Vom 27. April.

Das abominable Menschengewühl auf den Straßen und vornehmlich vor den unzähligen Kirchen (der gestrige Tag, von dem ich rede, war nämlich ein Sonntag) reizte meinen Spleen, anstatt ihn zu zerstäuben. Alle Eindrücke, die ich von den mich umwogenden Massen empfing, waren stachelnder Natur. Hier ein Rudel breit- und langbeiniger Stutzer, ekelhaft in Ausdruck und Haltung und unaufhörlich das insipide Augenpaar auf das blendende Glace ihre gelben Handschuhe richtend, daß in Verachtung selbst die unorganischen Geschöpfe halb erblaßten; dort ganze Gruppen alter und junger Schwarzröcke mit aufgestülpten Nasen in dem plebejischen Gesichte, aus welchem die Backenknochen dummdreist hervorspringen. Die Verzweiflung hätte einen Andern vielleicht in eine Kirche hinter den Betstuhl einer prager Schönen getrieben; ich zog es vor, mich nach Hause zu verfügen, um durch's Organ des analysirenden Geistes so mancherlei neue Eindrücke und Anschauungen, die mir geworden, im Bewußtsein zu überwinden.

Es ist doch eine schöne Sache — also sagt' ich zu mir selbst, als ich zu Hause auf meinem Sopha ruhig saß — um die österreichische Literatur und vor Allem, um die österreichische — Censur. Wer wollte die große Gemeinnützigkeit dieser Anstalt unter den gegebenen Verhältnissen verkennen? Vergleicht man sie mit der in Frankreich, Belgien, England anderwärts bestehenden Preßfreiheit, so werden ihre Vorzüge überaus offenbar. Hier eine alle Personen und Dinge durchzitternde

Beweglichkeit und Oeffentlichkeit, Alles immer klar zu Tage liegend so Recht als Unrecht, darum ein ewiger lauter Rumor der sich durchkreuzenden und harmonisch vervollständigenden Agentien der Ideen des menschheitlichen Lebens, rasche Aufgewecktheit der Geister und drastische Thatsachen nach allen Seiten hin. Dort pflichtgemäße Ruhe und Verschwiegenheit, Alles hinter Riegel und in Registraturen, so Recht wie Unrecht, aus guten Gründen nichts weniger als ein lauter Rumor der letzten Gründe des Menschheit-Daseins, wohl aber eine enorme Aufgewecktheit der Eßmuskeln und anstatt der politischen Thatsachen physische Genüsse allüberall und nach allen Seiten hin . . . .

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

IX.

Thomas Müntzer.

Von

Theodor Mundt.

(Aus dem nächstens erscheinenden Roman: Thomas Müntzer. Drei Theile. Altona, bei Hammerich.)

In der Nacht, welche dem Ostersonntag des Jahres 1523 vorherging, war es im Hause des Herrn Thomas Müntzer sehr unruhig und lebendig gewesen. Man hatte diese ganze Nacht hindurch Licht im Pfarrhause gesehen, und in der kleinen Stadt, in der so leicht keine Räthsel ungelöst blieben, wußte man wohl, was das zu bedeuten haben könne.

Herr Thomas selbst, der junge Pfarrer, ging mit starken Schritten in seiner Studirstube auf und nieder. In dem gespannten Zustande, in welchem er sich befand, suchte er bald dieses, bald jenes vorzunehmen, um sich für den Augenblick zu beschwichtigen. Von den hohen Sterngruppen, die draußen den Nachthimmel bedeckten, schweifte sein Auge wieder zurück zu dem Folianten, welcher aufgeschlagen über seinem Pulte lag und auf dessen geheimnißreichen Lettern der Schein der Nachtlampe ruhte. Neben dem Buche lag ein Manuscript, an dem er selbst gearbeitet zu haben schien, und dem er von Zeit zu Zeit noch einige Federstriche hinzufügte. Aber von diesen Beschäftigungen zog es ihn dann wieder zu der halbgeöffneten Thür, an der er alle Augenblicke lauschte, um zu

erfahren, wie es in dem nebenbefindlichen Gemach herginge. Dort ließen sich abwechselnd mehrere Stimmen vernehmen, dann wurde wieder Alles still.

Thomas Müntzer trat wieder zum Fenster und öffnete es, um an den scharfgehenden Lüften der Frühlingsnacht sich zu kühlen, denn sein Kopf war ihm heiß und bewegt. Die Thurmuhr tönte in zwölf langgedehnten Schlägen erst die Mitternachtzeit, und die Stadt lag in tiefer Lautlosigkeit zu Müntzer's Füßen. Sein großes schöngeschnittenes schwärmerisches Auge versenkte sich in den Anblick der Nacht. Die gedankenvolle gerunzelte Stirn schien auf ereignißschwere Dinge zu sinnen. An diesem Gesicht waren besonders die großen geschweiften Augenbrauen bemerkenswerth, welche hochfliegende Plane und den Muth, sie auszuführen, verriethen. Der etwas aufgeworfene beredte Mund deutete eine weite Welt von Gedanken und Entschlüssen an, und milderte zugleich die Kühnheit und Heftigkeit derselben durch einen schönen lieblichen Zug, welche die Mundwinkel belebte.

Herr Müntzer betrachtete nachsinnend die vor ihm ruhenden Gassen und Häuser der Stadt, welche die Träume der Nacht ganz in ihr Schattenreich eingesponnen zu haben schienen. Erst seit Kurzem hatte er diese Pfarrstelle in dem freundlichen Allstedt angetreten, und war froh, an diesem Ort, wo er der Freunde und Anhänger manche gefunden, mit einiger Sicherheit von seinem bisherigen wechselnden Leben *ausruhen* zu können. Nachdem er zu Braunschweig, Zwickau und Prag abwechselnd sich aufgehalten, um durch Lehre und That die bessere Zeit anzuregen, und da er nirgend die Wirksamkeit hatte erlangen können, die ihm nach seinem Verständniß des geistlichen und weltlichen Druckes, der auf der Menschheit lag, Noth zu sein schien, so faßte er jetzt, in seinem neuen Wohnort, günstigere Hoffnungen, das Werk, das ihm vorschwebte, anzufangen und zu vollenden. Und morgen, im Frühlingssonnenschein des ersten Ostertages, wollte er offen und vor aller Welt sein neues Beginnen zeigen, und eine freie große That thun, zu der sich seit lange sein ganzes Wesen gespannt hatte. Dieser That, die er in der Kirche, mitten unter seiner Gemeinde, zu vollführen gedachte, jauchzte seine innerste Seele entgegen, und es schien ihm von segensreicher Bedeutung, daß sie am Auferstehungs-

fest, unter den Feierklängen des heiligen Ostersonntag, und bei'm ersten Grünwerden des jungen Jahres, sich erheben und in die Welt treten sollte.

Mit der verhallenden Mitternachtsstunde trat jetzt auch das Bewußtsein, das große Osterfest seines Wirkens sei herangekommen, immer drängender in Münzer's Gemüth, und die leidenschaftliche Ungeduld der Begeisterung trieb in diesem Augenblicke Schweißtropfen auf seine Stirn. Er seufzte hoch auf in der Bangigkeit und Größe seines Gefühls, von dem ihn jedoch das Geräusch, das in der anstoßenden Kammer vorging, wieder abzog. Er eilte abermals zur Thür und lauschte, denn es war das leise Wehklagen seiner Frau, das ihn so besorgt machte, und seine Gedanken kreuzte. Nachdem er einen Augenblick in das Gemach getreten und seinem Weibe, das er innigst liebte, in ihrem bedenklichen Zustand Trost eingesprochen, kehrte er wieder an sein Studirpult zurück, und schrieb an dem Manuscript, das er begonnen, einige Stunden hintereinander, ohne aufzublicken.

Unterdeß entstand schon in dem Städtchen unten, obwohl die Nacht noch in aller Schwärze dunkelte, eine lebhafte Bewegung. Die Stadtthore wurden geöffnet, und mehrere Wagen rasselten durch die Stille der Straßen, über das holperige Steinpflaster. Eine größere Anzahl von fremden Gästen aller Art kam bald darauf zu Fuß angezogen, und in den sonst so menschenleeren Gassen von Allstedt fand plötzlich, aller Gewohnheit und aller nächtlichen Ruhe zum Trotz, ein Hinundhertreiben Statt, wie es keiner der Einwohner je erlebt zu haben sich erinnern konnte.

Das sind meine Freunde, meine Anhänger! rief Thomas Münzer, nachdem er der zunehmenden Bewegung gehorcht hatte und nun erhitzt von seiner Arbeit aufsprang. Sie kommen, sie sammeln sich von Nah und Fern, und alle umliegenden Städte und Ortschaften senden ihre besten Männer, zu Zeugen des neuen Werkes, das ich morgen der Christenheit aufstellen will, und womit ich den Anfang machen will, um die wahre und ächte Anbetung des lebendigen Gottes auf Erden einzusetzen!

Hier ist mein Werk! fuhr er fort, indem er die Bogen, an denen er geschrieben hatte, ergriff und feierlich in die Höhe schwang. Dies ist die deutsche Messe, das heilige Amt in unserer deutschen Sprache, in

des Volkes Sprache, in der Sprache des Geistes, der aus dem Volke spricht, und in dem auch das Volk selig gemacht werden soll! Und morgen, zum Dienst der Ostern, werde ich sie zum ersten Mal abhalten, die deutsche Messe, daß der gesammte römische Pfaffentroß darüber zu Schanden werden soll, die ganze deutsche Nation aber sich daran erheben wird. Soll aus der deutschen Nation noch etwas werden, soll sie eine freie, gesunde und selige Nation werden, so muß sie vor allen Dingen danach trachten, all die römischen Zauberformeln, mit denen man sie in den Bann geschlagen hat, von sich abzuschütteln! Zweierlei Fußangeln hat man dem deutschen Mann so lange elendiglich gelegt, daß er sich zu keiner ächten Christenwürde erheben konnte, nämlich das römische Recht und den römischen Gottesdienst. Dem gemeinen Mann, welcher zu den lateinischen Redensarten kein Verständniß in sich trägt, hat es wohl schon manchmal das Herz abgestoßen, daß er gerichtet und erlöset werden soll durch die fremden Bannformeln, die zwar äußerlich an sein Ohr schlagen, aber nicht dringen können auf seines Geistes rechten menschlichen Grund, auf dem Gott allein wachsen und lebendig werden kann! Das römische Recht hat uns die Erde verdorben, und die römische Messe den Himmel, welchen sie dem Volke gewissermaßen mit Brettern zugeschlagen hat. Und wenn die Bretter auch mit hübschen bunten Figuren bemalt sind, so sind und bleiben es doch Bretter, und Rom ist und bleibt Rom! Warum sprichst Du lateinisch, Pfaff, mit dem Gott Deinem Herrn, der doch deutsch versteht, weil er Alles versteht, was wahrhaft aus Herz und Nieren kommt! Und die liebliche und herrliche deutsche Sprache ist, wenn eine, die Sprache aus Herz und Nieren, und wird von Gott verstanden und wohlgefällig aufgenommen werden! Wer es ehrlich meint mit seinem Volke, der gehe auch in seines Volkes Namen ein in das Himmelreich! Ist es doch Zeit, daß wir endlich einmal auch als deutsche Nation mit Gott anbinden, damit er uns anerkennt als sein eigen, als ein freies deutsches Gottesvolk, was wir nur durch seine Hülfe werden können! Denn noch sind wir es nicht, und damit wir es werden in allen unsern Einrichtungen, habe ich zuerst durch meine Messe dahin gestrebt, daß wir zuvörderst vor Gott als eine deutsche Nation anerkannt würden! Darum will ich morgen am Osterfest deutsch mit ihm reden,

aus kräftiger und getroster Lungen, wie es einem deutschen Mann geziemt, und Ihr alle, meine Freunde, die ich schon zeither durch meine Predigten dazu vorbereitet und eingeladen habe, und die Ihr jetzt in Schaaren heranwallt zu dieser großen Feier des deutschen Nationalgeistes, Ihr sollt mit mir dahin trachten, daß uns Gott auch als Deutsche selig werden läßt, und uns zu der christlichen Freiheit begnadigt, ohne die eine Nation lieber von der Erden vertilgt werden sollte! Und in dieser Schrift hier habe ich nun nach reiflicher Ueberlegung, und wie Geist und Gewissen es mir gerathen, das deutsche Amt, wie es sein soll, und wie ich es morgen in der Kirche halten werde, zum Druck verzeichnet. Nur ein halbes Werk hat dieser Luther mit seiner Kirchenreformation gethan, da er, außer so vielen andern Dingen, auch noch die lateinischen Meßpfaffen hat bestehen lassen, daß sie ihre Männlein dürfen machen mit Gaukelworten, und Versteck spielen mit Gott wie mit der Nation, als wären sie selber Hexenmeister, und als wäre Christus ein böser Geist, den sie mit all den bunten Formeln, Worten und Verbeugungen zu beschwören hätten! Nun, ich will nicht länger in Redensarten fechten mit Dir, Doctor Martin Luther, aber ich, Thomas Müntzer, will Dir den Weg zeigen, wie Deine Kirchenverbesserung zu einer Verbesserung der Nation ausschlagen muß, wenn sie etwas bedeuten soll! Ich will Dir den Weg der Nation vorangehn, Martin Luther, jetzt mit meiner deutschen Messe, die nach des deutschen Volkes Art, einfältiglich, bieder und freimüthig soll gehalten werden! Und was gilt's, Prophetlein von Wittenberg, bald wirst Du Messe halten wie Thomas Müntzer, dem Gott eingegeben hat, das deutsche Volk frei zu machen nicht nur im Himmel, sondern auch auf Erden! —

Aber ach, werde ich auch Glück haben zu meinem Beginnen? setzte er, nachdenklich in seinen Sessel zurücksinkend, hinzu. Sein Gesicht verfinsterte sich, und trübe Melancholie, die ihn oft in seinen kräftigsten Unternehmungen lähmte, spielte in allen seinen Zügen.

Das ist die schändliche Einrichtung in diesem Mikrokosmos, daß Unglück stärker ist als alle Stärke, und spitzfindiger als alle Weisheit! fuhr er dann mit donnernder Stimme auf. Das Glück erhebt selbst die Thorheit zu einer Gottheit. Das Unglück aber macht das göttlichste

Unternehmen zu einem Narrenstreich. Und ich bin nicht glücklich, ich weiß es. Glücklich ist der Käfer, der seinen Flug dem Sonnenschein ausbreitet. Glücklich ist der Stern, der im Frieden der Natur gebettet, nicht aus seinem Gleichgewicht verrückt werden kann. Glücklich ist der Adler, der sein Aas wittert. Alle diese sind glücklich, weil das süße Verhängniß der Creatur sie bändigt, und weil sie durch all ihr Thun nie aus der Hand der Natur herausfallen. Aber der Mensch ist unglücklich, weil ihn gerade seine besten Thaten von dem Frieden der Creatur losreißen. Darum fühlt sich Jeder zuerst so einsam, der etwas Großes will, und verdient Strafe, daß er es will. Ihm wäre besser, er hätte sich mit den Schafen zu Bette gelegt, und wäre mit den Schafen wieder aufgestanden, als daß er das Verhängniß, welches alle Creaturen bindet, mit seines Geistes Vorwitz zu durchbrechen trachtet. Darum fühle ich mich jetzt der Natur entrissen, indem ich mein Werk beginnen will, weil ungewiß ist, was des Menschen Wille versucht. Und die Sicherheit der Creatur schwindet mir fernab, ich aber stehe einzeln und preisgegeben in der Schöpfung, und bange um den Sieg, um dessen willen ich mich vereinsame!

Einem dumpfen Starrsinn sich überlassend, vernahm Thomas Müntzer nicht mehr, was um ihn her vorging. Selbst ein lauter Schrei in der anstoßenden Kammer schreckte ihn nicht auf. Sein Geist war ganz in innerliche Gesichte vertieft, wie ihm das öfter begegnete, und dann schien sein Sinn wie in einer unendlichen Ferne festgehalten. Ein Klopfen auf die Schulter und Ziehen an seinem Aermel brachte ihn endlich, nach wiederholten Versuchen, zum Beachten seiner Umgebung. Es war die Wärterin seiner Frau, welche lange hinter ihm gestanden, um Herrn Müntzer die Nachricht zu bringen, daß ihn seine Frau so eben mit der Geburt eines Sohnes beschenkt habe.

Hinweg von mir! schrie der Auffahrende wie im wilden Traum sie an. Was habe ich damit zu schaffen? Mir wird kein Sohn geboren, denn ich stehe einzeln und abgerissen in der Natur. Was soll mir ein Sohn, der ich nicht Frieden und Freude mehr an der Creatur habe? Hinweg, hinweg! Mich freut nichts eher wieder in der Welt, als bis ich gesehen habe, daß in dieser Welt noch gute Gedanken zu guten Thaten

werden können! Ist dies nicht mehr der Fall, dann lohnt es auch nicht mehr der Mühe, in einer solchen Welt Vater zu sein und das armselige Geschick der Creatur fortzupflanzen, von der ich mich dann lossagen will von nun an und in Ewigkeit! Denn wie soll sich die Hostie in den Leib Christi verwandeln, wenn sich der Gedanke nicht mehr in die That verwandeln will? Gelingt's mir aber was ich will, gelingt mir des guten Gedankens Verwandlung in die gute That, dann, dann grüßt mich als Vater im Reich der gottbegnadigten Creaturen, dann nehmt mich wieder auf in die harmonische Kette der Natur, dann laßt mich herausſprossen als grünen Zweig, der wieder Zweige trägt, aus dem allesbeschattenden Baum der Schöpfung! Dann soll meine Seele zu einem donnernden Jubelpsalm werden, und durch alle Sphären soll mein Lied erklingen, mein Loblied: daß der Geist nicht mehr allein und einsam steht, sondern aufgenommen ist in den Frieden der Schöpfung und in die Erfüllung der Natur, wie alles andere Geschaffene! — So lange aber packt Euch noch wieder zum Teufel, von dem Ihr kommt, Ihr, die Ihr heut einen Sohn meldet, und entrinnt meinem Zorn über die Botschaft, die mir jetzt keine Freude schenken kann! —

Mit wüthender Gebärde jagte er die Magd fort, und als er wieder allein war, steigerte sich seine Heftigkeit noch immer mehr. Er tobte in seinem Zimmer auf und nieder, und ward so unruhig, daß er sich kaum mehr zu lassen wußte. Sich zum Fenster hinausbiegend, und beide Arme weit in die Nacht hinein ausbreitend, schrie er mit lauter, gewaltiger Stimme: Feuer! Feuer! auf die Straße hinunter. Und als es danach in einigen Häusern der Nachbarschaft sich regte, und mehrere Menschen vor der Thür sich zu versammeln anfingen, warf er klirrend das Fenster zu, und sagte erschrocken zu sich selbst: nun werden die Thoren mit ihren Spritzen kommen, und doch brennt es nirgend, als in mir selbst, eine Feuersbrunst, die nicht mit Wasser zu löschen, denn es ist eine Flamme, die alle Eingeweide frißt, und aus dem Geist eine Fackel der Zwietracht schafft! —

In diesem Augenblick klopfte es draußen mit einer gewissen Behutsamkeit an die Stubenthür, und auf Münzer's scheltendes: Herein! zwängte sich vorsichtig durch die nur halb geöffnete Thür ein kleiner

schmächtiger Mann, in dem Müntzer, alsbald besänftigt, seinen wohlgesinnten Freund und Amtsbruder, Herrn Simon Haferitz, erkannte. Dieser war der zweite Prediger in Allstedt, und Müntzer hatte hier an ihm einen begeisterten Genossen seiner Ansichten und einen treuen Gehülfen in der Ausbreitung seines Werkes gefunden.

Du kommst ja mit einer Miene, als wolltest Du mir den Teufel austreiben, Freund Simon! rief ihm jetzt Müntzer entgegen. Tritt getrost näher, ich bin nicht besessen. Du sanftwandelndes Lamm in Zion, erschrickst Du, nun die heilige Brunstzeit des Jahrhunderts gekommen, wo die Böcke stößig werden? Warte nur, bald sind die Schatten dieser Nacht verronnen, und der Hahn hat schon gekräht, und Thomas Müntzer hat sein: Feuer! Feuer! in die Welt hinaus geschrieen. Und aus diesem Feuer, jetzt noch wild und dunkel in mir, wird sich morgen eine Ostersonne abklären, rein und lieblich, und wird ein Licht ausgießen, das so lange vermißt war von unserer heilsbedürftigen deutschen Nation! Ach, diese Nacht bis zum Morgen wird mir schwer und bang, geliebter Bruder, und eine solche Nacht, wie sie Christus auf dem Oelberge verbrachte, müssen wir Alle nach ihm erleben, die wir uns zu einer guten That vorbereiten, denn jede gute That in dieser Zeit ist doch nur ein bitterer Kelch, der besser von uns genommen würde! Und siehst Du den Blutschweiß von meiner Stirn tropfen, Simon Haferitz?

Beginne doch nur mit Ruhe Dein großes Werk, sehr ehrwürdiger Freund und Amtsbruder! sprach der zweite Pfarrer von Allstedt. Ich habe die Nacht im Gebet für Dich hingebracht, und da ich Licht in Deinen Fenstern sah, vermuthete ich von Dir desgleichen. Nun aber trieb mich Dein Schreckensruf aus meiner stillen Klause herüber, und statt des befürchteten Unglücks finde ich Dich ganz wohlbehalten, nur in einer nicht ganz christlichen Aufregung, und höre im Gegentheil hier im Hause, daß Dir Ursache zur Freude geworden, dermalen Dir Dein vortreffliches und tugendsames Frau Gemahl in dieser Osternacht ein Knäblein zur Welt gebracht hat. Nun höre, Thomas Müntzer, dies ist gerade jetzt eine heilsame Vorbedeutung, die Du mit Dank von Gott empfangen mußt! Als eines neuen Lebens Urheber erscheinst Du uns, Deinen Freunden und Anhängern, und wir glauben an Dich als an den wahren

lebendigen Geist, welcher gekommen ist, den todten Buchstaben, der uns und der ganzen deutschen Nation Gewalt angethan, zu vernichten! Und unsere Stadt ist schon voll von Deinen Schaaren, Müntzer, und immer Mehrere strömen herbei, um Gemeinschaft an dem Heil zu haben, das von Dir ausgehen wird! Aber nun zeige Dich auch als wahren Heilspriester in der einfachen Gestalt des Friedens, des geistigen Friedens, den Du der Kirche und der Nation bringen willst, und scheuche die finstern Dämonen von Dir, die Dich jetzt zu einem heidnischen Tanz verlocken wollen, und deren wirbelndes Drehen schon Dein Haar emporgesträubt hat!

Ach, Simon, Du kennst nicht die Leidenschaft einer gottgetriebenen Seele, in welcher der Geist der Zukunft umgeht! rief Müntzer, milder werdend, und reichte seinem Freunde treuherzig die Hand hin. Du greifst lächelnd nach der Frucht, und Dich berühren die Stürme nicht, die sie Dir vom Baume geschüttelt haben. Du bist mir eine fromme und getreue Seele, und Deine Billigung soll mir immer zur Seite gehen. Was ich mit Aengsten schaffe, sollst Du in Ruhe genießen, und wenn ich als Sturmwind über die Haide fege, sollst Du in Deiner Hütte sitzen und den süßen Lohn davon verzehren. Aber stutze mir nur nicht zu früh die Schwingen nach dem Alltagsmaaß, mit der Fraubasenscheere, Simon Haferitz, daß mein Flug nicht so matt, niedrig und träge wird, wie der des Martin Luther! Dieser Luther, fängt er nicht an, dem deutschen Volk mehr Schaden zu bringen, als je das Papstthum selber geschadet hat? Er will die Nation überreden, daß er eine hinlängliche Reformation zu Stande gebracht habe, und dadurch lullt er fälschlich die jungen Triebe des Volkes wieder in den alten Schlaf der Knechtschaft ein! Er will Alles auf den bloßen Glauben schieben, seinen thatenlosen Glauben, durch welchen allein doch unserer deutschen Nation nicht geholfen werden kann! Allerdings hat er den Glauben gereinigt und verbessert, aber wenn Ihr näher zuseht, hat er doch nur des Glaubens äußerliches Kleid Euch geflickt und etwas säuberlicher zurecht gemacht. Vom Papst in Rom hat er Euch losgekettet, aber den Papst in Eueres Herzens Herzen, die Unfreiheit, die an der Wurzel Eueres Nationallebens nagt, hat er Euch gelassen und bestätigt. Das Fegfeuer

hat er bestritten, und wen es gebrannt hat, der bedanke sich dafür bei ihm, aber die Tyrannei der Fürsten, Junker und Pfaffen im Lande brennt hitziger denn alles Fegfeuer, und Martin Luther hat durch seine Predigt vom knechtischen Glauben, den er in des armen Volkes Wunden geschmiert, noch ganze Holzstöße zu diesem Brand zugetragen. In Summa, es fehlt seinem Wirken der Stachel des Lebens, und darum ist er nicht auf den Grund gedrungen, sondern an der Oberfläche hangen geblieben. Denn es ist nicht genug, daß wir nicht mehr eine römische Kirche sind, wir müssen auch eine ächte und reine Kirche der Kinder Gottes werden, und nur der ist ein wahres Kind Gottes, der zugleich ein wahres Kind seines Volkes ist! Der frei gewordene Christ muß auch ein freier Deutscher sein, sonst ist sein Christenthum all eitel, und seine Freiheit all eitel! Haben wir durch Lutheri Trachten aufgehört, eine römische Kirche zu sein, so wollen wir doch auch als Kirche von Neuem wiedergeboren werden zu einem ganzen und frischen Leben, was sich Luther gar nicht in rechten Bedacht gezogen. Und unsere Wiedergeburt zu einer ganzen Kirche, zur Kirche der wahren Kinder Gottes, kann nichts anderes als zugleich eine Wiedergeburt der Kinder unseres Volkes, eine neue nationale Erzeugung, sein. Es ist die christliche Freiheit, die wir recht verstehen müssen, um recht selig zu werden. Sind wir nicht mehr eine römische Kirche, warum sind wir denn nicht eine deutsche, und was hat Luther gethan, uns als Deutsche selig zu machen? Ich aber will eine deutsche Volks-Kirche, denn ich will den lebendigen Gott, und trachte schon lange nach ihm mit all meines Herzens Fasern. Schon als kleiner Bub hab' ich ihm nachgetrachtet, und habe sein begehrt, als ich noch auf den Schulen zu Halle und Aschersleben war, und dort in meinem Knabensinn eine Verschwörung anzettelte gegen den Erzbischof von Magdeburg, es war damals Herr Ernst, der seitdem das Zeitliche gesegnet hat. Was ich aber als Bube thun wollen, mit noch vier andern Buben, nämlich das ganze Christenthum reformiren, das will ich als Mann gemeinsam mit dem ganzen deutschen Volk versuchen, und wäre als Mann jetzt ein recht bübischer Bube, versuchte und thäte ich es nicht! Denn Alles schreit und lechzt danach, und der allgemeine Nothstand unserer Zeit ist zu groß. Schon vor zwei Jahren

wandt' ich mich darum in meines Geistes Drang nach Böhmen, wo ich vermeinte an den Hussiten Unterstützung zu finden. Und meine Trutz- und Schutz-Schrift wider die Papisten, die ich zu Prag mit eigener Hand öffentlich angeschlagen, war ein donnernder Wetterstrahl, der auch in Dein Herz getroffen, Simon Haferitz! Denn nachdem Du von meinen Worten gehört, liebtest Du mich, und schicktest mir einen Brief als Liebeszeichen in die Ferne! Und warum liebtest Du mich? Weil ich zu Prag den lebenden und redenden Gott, der in unsern Werken sich offenbart, angekündigt, und den stummen und todten Gott, der Versteckens mit uns spielt, als Götzen verworfen habe! Weil ich dort geeifert gegen den unverständigen Glauben, der sich zu hochmüthig hält um Rechenschaft von sich zu geben, und doch nicht Kraft genug in sich hat, ein Grundpfeiler des öffentlichen Lebens zu sein! Weil ich verkündet, wie das Unwesen der Kirche nichts Anderes als eine öffentliche Unzucht der Seelen, und daß eine rechte Zucht des ganzen Lebens unseres Volkes daraus gemacht werden müsse! Weil ich mich als einen Tagelöhner des Himmels hingestellt habe, der gedungen ist auf Erden um einen Groschen, mit scharfer Sichel die Ernte abzuschneiden! Weil ich die erneuerte apostolische Kirche geweissagt, die wieder erbaut werden soll aus unseres ganzen Daseins heiligstem Leib und Blut, ächt, einheitlich und alle Gläubigen umfassend, und nicht mehr ein so vermischter und verdorbener Klumpen, wie die römischen Pfaffen daraus gemacht haben. Um des Allen willen, Simon Haferitz, hast Du mir Dein Herz geschenkt, und ich ruhte dankbar an ihm, denn ein geschenktes Herz ist Gottes Gabe! Und nachdem sie mich aus Prag vertrieben und ich nirgend eine Stätte und Heimath finden konnte für mein gottgetreues Streben, da kam ich um Deiner Liebe willen hieher nach Allstedt, und siehe, es gelang mir, hier die erste Gemeinde der Zukunft zu gründen! Nun habe ich die deutsche evangelische Messe ausgearbeitet, und habe dazu auch von Psalmen und Gesängen, was mir passend schien, in unsere verständliche deutsche Sprache übertragen. Alles mit Deiner Hülfe, getreuer Bruder! Und nun wir so weit gekommen sind, sollst Du mir auch nicht die Freude verderben durch Mißnehmen meines sonderbaren Wesens. Wen der Geist treibt, den treibt er gewaltig, und der kann

nicht zierliche Schritte messen, wie eine Jungfer, sondern muß drauf und dran! Simon, wenn die Welt oft schreit: der Teufel ist los! so heißt das nichts Anderes als: der Geist ist los, und beginnt zu schaffen! So laß denn den Teufel los sein, Simon, Simon!

Mein Vertrauen zu Dir ist gränzenlos, Müntzer! antwortete feierlich der gute Simon Haferitz. Nur in einem Dinge werden wir wohl nie zusammenstimmen, und das betrifft den großen Doctor Martin Luther in Wittenberg. Der ist doch offenkundig ein erlesenes Werkzeug des Herrn, und Gott gab seinem Charakter die gehörige Mischung von Tapferkeit und Demuth, darum wird er immer ein wohlthätiger Hebel sein für unsere neu werdende Zeit! Und Deine und seine Wege dürfen sich, zum Heil dieser Zeit, nicht trennen, Thomas Müntzer! Du stehst ihm nicht nach in keinem Ding, dem Martin Luther, und gehst ihm in vielen voran, sogar in der Kenntniß der heiligen Schriften, in der Du so gelehrt, tief und gründlich bist, daß es Niemand ohne Erstaunen betrachten kann. Aber im Wesentlichen ist doch dieser Martin Luther, weil der Geist der Demuth über ihm ruht, Dein Meister, und soll Dein Vorbild sein, und nur Arm in Arm mit ihm wirst Du Dein Werk krönen. Du bist berufen, es mit Luther zu halten!

Nimmermehr! schrie Müntzer, und in sein Gesicht trat ein unbeschreiblicher Ausdruck von Zorn und Erregung. Wüthend rannte er das Zimmer auf und ab, und blieb endlich, wie betroffen, und immer nachdenklicher werdend, vor dem großen Folianten stehen, welcher auf seinem Pult aufgeschlagen lag.

Sieh her, Haferitz, und lies! rief er dann seinem Freunde zu, indem er das Titelblatt umwandte.

Mit seiner ehrlichen Miene trat der Andere herzu und las gemessen und deutlich: Joh. Thaulerii Sermones. Augspurg 1508.

Ja, Thauler! rief Müntzer mit dem ihm eigenen Jubelruf der Begeisterung. Das ist mein Meister, mein Vorbild, mein Lehrer! Mit ihm hebt das Reformationswesen der Christenheit an, und Thauler ist der erste Riese dieser Reformation, wie Luther der erste Zwerg derselben! Das ist ein großer Philosoph, ein großer Gottesliebling, ein großer Prediger in der Wüsten! In seinen Worten kommen die Urgewässer

der wahren Erkenntniß herangezogen, und brausen und sausen uns durch Mark und Bein, daß wir zuerst gereinigt, dann erleuchtet und zuletzt vereinigt werden mit dem wahrhaftigen Gott des Lebens! Und das sind die drei Grade des Heils, deren ich durch meinen Lehrer Thauler theilhaftig geworden bin, und mit denen er mich gefeit und gewappnet hat vom Kopf bis zur Zehen! Durch Thauler bin ich in die ächte Einheit mit Gott hineingetreten, und diese Einheit, welche der Liebesgrund alles Daseins ist, will ich nun auch in die Nation verpflanzen, und will das deutsche Volk zu einem ächten Kinde Gottes machen, wie es bisher ein Wechselbalg der Fürsten und Pfaffen war! Das hat mich Johann Thauler gelehrt, von dem zuerst ein reiner evangelischer Geist in die Welt ausgegangen. Aber nun sage mir, was mich dieser Martin Luther gelehrt hat? Er will mich lehren, aber er hat mich nicht gelehrt, daß die christliche Liebe und Demuth ein knechtisches Herz haben könne! Dagegen aber hat mich Johann Thauler die wahre christliche Minne gelehrt, die Minne, welche keinen andern Zwang kennt als den Zwang der Liebe und nur aus freiem Herzen sich zwingen läßt zu diesem Zwang, aus dem alles Gesetz und alle Freiheit stammen. Und daß Thauler größer ist denn Luther, weiß Niemand besser als Luther selbst. Hat er doch in seinen eigenen Schriften so viel Worte und Gedanken vom Thauler entlehnt, daß man deutlich sieht, womit der Hase am liebsten gespickt werden mag! Nun sage mir doch noch einmal, Simon Haferitz, wer Müntzer's Lehrer und Meister sein soll?

Simon schüttelte sein ehrenwerthes Haupt, denn er war noch nicht mit dem Freunde einerlei Meinung darüber, aber Thomas Müntzer fuhr mit immer größerer Heftigkeit über diesen Gegenstand zu reden fort.

Und weißt Du, sagte er, was mich der große Thauler noch gelehrt hat? Er hat mich gelehrt, unsere liebe, tiefe und süße deutsche Sprache zu gebrauchen, und die göttlichen Dinge darin abzuhandeln, wie er denn selber zuerst im deutschen Ausdruck das Höchste ergründet und ihn für das Höchste gebildet hat! Darum ist er mir Vorbild gewesen bei meiner deutschen Messe, die ich in seinem Geist, nach dem Sinn der ächten deutschen Gottseligkeit, entworfen habe und ausführen werde! O Thauler, mein Vater, o Thauler, mein Freund, nahe Dich mir, und schenke

mir Deinen Beistand! Bist Du nicht täglich bei mir im Geist, obwohl uns zwei Jahrhunderte trennen? Wie manche Stunde sitze ich nicht zu Deinen Füßen, Unsterblicher, und esse und trinke mit Dir von der Speise der Ewigkeit, und neige mein Haupt zu Deinem Haupt, und lasse mich mit Dir zusammen segnen von der geheimnißvollen Kraft, die in Dir lebte! Mir hat einmal geträumt, daß in der wichtigsten Stunde meines Lebens der große Thauler mir persönlich erscheinen würde! Erscheint uns doch Gott auch, wenn wir recht eins mit ihm sind, und offenbart uns, Geist an Geist und Herz an Herz, die Grundherrlichkeit alles Lebens. Und bricht nicht mit diesem Ostermorgen die wichtigste Stunde meines Daseins an? Erscheine, erscheine, Dominicaner! Dominicaner, ich bin in Liebe gewaltig zu Dir hingezogen, denn ich will in Deine Fußtapfen treten! Dominicaner, Du Nachtigall Gottes, ich höre Deinen Gesang aus der Ferne der Zeiten, und mir hüpft das Herz im Leibe, zu singen wie Du! Nachtigall Gottes, Nachtigall des deutschen Volkes, komm herangeschmettert durch das Dunkel der Zeiten, und lehre mich singen von Freiheit und Liebe den welterschütternden Gesang! Thauler, Thauler, ich höre Deine Thränen rauschen, die Du einmal in ununterbrochenem Weinen Jahre lang geweint hast über das Elend der Völker! Und der Pöbel nannte Dich wahnsinnig dafür! Komm, komm, denn auch mir ist das Auge naß von jahrelangen Thränen, mein Auge, das an der Betrachtung dieser Zeit fast erblinden möchte! Komm, und laß mich weinen und immer weinen zu Deinen Füßen, während der Pöbel mich wahnsinnig schilt! — Ha, bist Du es? — —

Müntzer erbleichte, und starrte jetzt regungslos in die eine Ecke des Zimmers zunächst dem Fenster, durch welches die erste graue Dämmerung des Morgens hereinfiel. Die auf und nieder zitternden Schatten der mit dem Tage kämpfenden Nacht schienen eine Gestalt zu weben, die immer leuchtender, ausdrucksvoller und lebendiger wurde. Ein leiser Windstoß durchzitterte das Gemach, dann erblaßte die Erscheinung, und an der Stelle, wo Thomas Müntzer sie erblickt hatte, spann sich ein glänzender Nebel aus, welcher bald das ganze Zimmer erfüllte. In demselben Augenblick war die Sonne am äußersten Rand des Morgenhimmels emporgestiegen und streute ihre ersten Gluthflocken aus. Mün-

zer's Stirn wurde zuerst von einem aufflammenden Schimmer der Morgenröthe getroffen, und das Feuer umloderte sein Haupt wie mit einem blutrothen Kranz. Auf den Gehöften draußen krähte der Hahn. Thomas Münzer stand unbeweglich wie im tiefsten Traum, sein Körper war in einer schwebenden Haltung vornübergebeugt, als sei er einem Geist, der ihn heimgesucht, in die Weite nachgeeilt.

Selbst die Stimme seines Freundes Haseritz, der sich mit ängstlicher Sorgfalt um ihn zu schaffen machte, vernahm er nicht. Erwache, erwache, Thomas! schrie ihm dieser in's Ohr. Erwache von Deinem heidnischen Traumbild, das Dir die Sinne bethört und Dich durch die Kobolde der Phantasie in die Gewalt des Bösen liefert. Schaue um Dich, siehe, hier sind die Wärterinnen gekommen, und haben Dir Deinen erstgebornen Sohn gebracht! Schließe ihn an Dein Vaterherz, und lerne in seinem Lallen wieder die einfache Natur verstehen!

Das Kind, das von den Mägden dargebracht worden, regte sich jetzt, und stieß einen gellenden Schrei aus, welcher Münzer's Aufmerksamkeit erregte. Freudig schrak er zusammen, warf einen seiner durchdringenden Feuerblicke auf das Kind, und stürzte mit lautem Jubelruf zu ihm hin.

Du schreist, Du weinst, Du lebst? rief er aus, indem er es unaufhörlich küßte, und an Liebesbezeugungen sich nicht genug thun konnte. Ja, jetzt freue ich mich, Du Kleines, ich freue mich Deiner Geburt, ich freue mich doch! Ich weiß, warum Du mir geboren bist in dieser Stunde, und ich nehme Dich an meine heiße Brust, wo Du mir die Sehnsucht nach neuem Werden, neuem Dasein durch Dein neues frisches Dasein stillst und kühlst!

Dann sank er auf sein Knie nieder, und faltete seine Hände über dem Haupte seines neugebornen Kindes.

Mein Kind, Dein neuer Lebensschrei hat mich geheilt und gesund gemacht! sagte er mild und weich. Du kleiner geheimnißvoller Wurm, du Funke von einem räthselhaften Feuer, du holder Anfang ohne Ende, wie kannst Du mir denn mein Herz so froh und leicht machen? Ach, Du lächelst und weinst zu gleicher Zeit, und so, lächelnd und weinend, ist der Anfang alles Lebens, aller That, aller großen Unterneh-

mung! Es ist der in Schmerzen geborene Jubel, der auch mich jetzt zu meiner That treibt, zu meiner That eines neuen Lebens in unserm Deutschland! Mein Kind, mein Kind, eine neue Existenz bricht mit Dir an, und eine neue Zeit! Sei mir gesegnet, und segne auch mich und meine That, Du Kind, das noch mitbringt auf seinem eben geborenen Haupt den Thau der göttlichen Gnade und den ersten Segen der ewig hervorbringenden Natur! Ja, von diesem Segen bringst Du mir etwas mit, und er allein kann mir helfen, der Segen des freien Werdens in der Natur! Und ich will Dich taufen, mein Kleines, mit Salz und Oel, mit dem scharfen und mit dem milden, mit dem anreizenden und mit dem geschmeidigenden Element des Lebens, denn es thut jetzt der Welt, die erschlafft und widerspenstig zugleich ist, Noth, daß sie in dieser Mischung von Neuem getauft und dadurch von ihrem Siechthum erlöset werde. Und so will ich nach Dir alle Kindlein, die mir gebracht werden, mit Salz und Oel taufen. Du aber sollst mir heißen Felix Eleutheros Müntzer, denn Felix und Eleutheros sollst Du werden, wie die Zeit selbst, der Du angehörst, Glücklich und Frei, glücklich durch Freiheit und frei durch Glückseligkeit!

In diesem Augenblick entstand unten vor den Fenstern des Hauses ein lautes und anhaltendes Getümmel. Müntzer's Name wurde von jauchzenden Stimmen wiederholt ausgerufen, und die Schaaren, die ihm dies feierliche Lebehoch brachten, mehrten sich zusehends, bis die ganze Straße von ihnen überfüllt war. Vivat, vivat Thomas Müntzer! Vivat, der Mann der Freiheit! schallte es donnernd die Straße herunter, und immer brausender und vielstimmiger wurde das Getöse des zusammengelaufenen Volkes.

Müntzer war aufgesprungen, und nachdem er einen raschen Kuß auf die Lippen seines Kindes gedrückt, stürzte er an's Fenster, und stieß Herrn Simon Haferitz, der bedächtig zu demselben ausschaute, in der Hast eben nicht glimpflich bei Seite.

Ich komme, meine Freunde, ich komme! schrie Müntzer mit gewaltiger Stimme zum Fenster hinunter, und zeigte sich der Masse, die nach ihm verlangte, indem er nach allen Seiten hin winkte und grüßte, soviel er nur vermochte.

Heisa, heisa, nun sind die Ostern da! fuhr er zu reden fort. Und heut will ich Euch predigen den wahren Gott, den Ihr anbeten sollt in wahren und freien Formen, und mit deutschem Wort, Ihr meine deutschen Brüder! Ich komme, ich komme!

Jetzt begannen die Glocken der Kirche zu läuten, und den Beginn des heiligen Festtages anzusagen. Langsam schwebten die Feierklänge über der unruhig wogenden Stadt, der sie diesmal ein so außerordentliches Ereigniß verkündigten.

Müntzer war einen Augenblick ins Nebengemach getreten, wo er seinem Weibe einige freundliche Worte zugerufen, und erschien nun wieder, in seinen Talar gekleidet, und zu dem wichtigen Gange bereit. In Begleitung seines Freundes Haferitz begab er sich auf die Straße hinunter und wurde dort von den Haufen seiner Anhänger noch einmal feierlich begrüßt. Es war ein schöner, frisch aufblühender Frühlings-Ostermorgen, der seine Düfte ausstreute und Thomas Müntzer's Haupt fröhlich umrauschte. Im Triumph wurde er von der Volksmenge, die ihn in ihre Mitte genommen, zur Kirche geleitet.

X.

Die Epochen der Civilisation, mit besonderer Beziehung auf Frankreich.

Von

Eduard Arnd.

Zweiter Artikel.

Aber dieser Kampf der Einen um das Ersterbende zu erhalten, der Andern um das Werdende rascher zu entwickeln, dauert schon so lang, hat bis jetzt mehr zerstört als geschaffen und sein Ende ist, wenn man auch nur an die unmittelbar vorliegenden Hindernisse denkt, die sich einem bestimmten Resultat entgegenstellen, in noch weite Ferne hinausgestellt! So hört man alle Zweifelnden und Unentschiedenen klagen. — Welches ist sein endliches Ziel? fragt jeder Denkende, wenn er die heutige Lage der Welt erwägt und nach dem Element der vorliegenden Gegenwart sich ein Bild der Zukunft entwerfen will. Die Einen sehen in dem Streben des heutigen Geschlechtes eine Auflösung aller sittlichen Bande, das Hereinbrechen eines moralischen Chaos, den Verlust der seit dem Mittelalter im Bewußtsein der Menschen bewahrten Schätze des Glaubens, der Treue, der Liebe, die Andern das Heranbrechen einer bessern Zeit, eine gerechtere Austheilung der Güter des Lebens, eine Erhebung derer, die bisher in Niedrigkeit gehalten wurden, eine innere und äußere Befreiung derer, welche in Knechtschaft und Unwissenheit versunken waren. Wir glauben, daß die Befürchtungen der

Anhänger des Alten so wie die Erwartungen der Freunde des Neuen den Charakter der Uebertreibung an sich tragen, hoffen aber im Verlaufe dieser Betrachtungen zu beweisen, daß letztere sich der Wahrheit mehr als erstere nähern und daß sie ein richtigeres Gefühl der Gegenwart und eine tiefere Ahnung der Zukunft besitzen.

Die Gestalt des Lebens, an deren Hervorbringung die Gegenwart und wir Alle, oft ohne es zu wissen und zu wollen, arbeiten und welche die, welche nach uns kommen, vollenden werden, ist, wie alles Werdende im Einzelnen nicht zu bestimmen, ihre allgemeine Form aber, ihr wesentlicher Charakter, sind für den Vorurtheilsfreien schon jetzt sichtbar, denn der Styl und die Proportionen des neuen Baues sind längst, ehe man zu seiner Ausführung geschritten, im Geiste gemessen worden und schon mehre Generationen haben ihr Glück und ihre Kraft daran gesetzt, den Grund dazu zu legen. Auch macht der große Reichthum der uns heute zu Gebot stehenden Ideen, die tiefere Kunde der Vergangenheit, die größere Geschicklichkeit die Gefahren und Schwierigkeiten der von der Zeit noch nicht aufgelösten Widersprüche durch Beharrlichkeit und Mäßigung zu überwinden, es möglich, die Umgestaltung der Gegenwart ohne schmerzliche und wesentliche Verluste des bisher Besessenen dem ersehnten Ziele entgegenzuführen. Die großen Principien, welche früher das Leben der Menschen beherrschten, werden jetzt klarer als je begriffen, diese Kenntniß hat aufgehört ein bloßes Wissen, ein todter Schatz, zu sein, man hat den bisherigen Lauf des menschlichen Daseins wohl begriffen und die heutige Generation ist ohne Zweifel, mehr als irgend eine andere befähigt, nach den großen im Allgemeinen als wahr anerkannten Grundsätzen der Gegenwart, ein Bild der Zukunft, wenigstens in ihren bedeutendsten Zügen, zu entwerfen. Es ist dies jetzt um so eher möglich, da das, was aus dem thätigen und wirklichen Leben zu verschwinden bestimmt, noch keinesweges erstorben ist, da wir in einer Zeit des Kampfes und des Ueberganges leben, dessen endliche Entscheidung allerdings mit Bestimmtheit vorausgesehen werden kann, in der sich aber noch alle frühern Elemente regen, wodurch die Schwierigkeit unserer Zustände aber auch der Reichthum unserer Vorstellungen und Anschauungen bedeutend erhöht wird.

Die verschiedenen Principien, die bis jetzt die Welt beherrscht und die Formen des Lebens, die sie hervorgebracht, haben alle einen gemeinsamen Charakter, obwohl auf verschiedene Weise und in von Epoche zu Epoche sich mindernder Stärke, gezeigt, nämlich den größten Theil der ihnen Unterworfenen vom Vollgenusse der Güter dieses Lebens auszuschließen und die Hoheit Weniger auf die Abhängigkeit und Erniedrigung Vieler zu gründen. In der ältesten aller politischen Verfassungen, der an der Spitze von Kasten stehenden Theokratie, tritt dieses Princip am Reinsten und Festesten hervor, ist das Ideal des Despotismus am Besten realisirt worden. In den Monarchien des alten und modernen Orients findet unter den Unterthanen in Bezug auf den Herrscher allerdings eine große Gleichheit statt, seine Beamten aber, denen er seine Macht deleguirt, üben dieselbe in ihren Kreisen eben so schrankenlos wie er selbst aus, das Volk befindet sich zu ihnen im Ganzen in demselben Verhältnisse wie zu ihm selbst und doch tritt in dieser Verfassung, im Vergleiche zu der erblichen Priesterherrschaft, eine verhältnißmäßige Befreiung für die Masse ein. Sie gehorcht der äußern Stärke der sinnlichen Gewalt, glaubt aber nicht an eine göttliche Abkunft, eine ursprüngliche Ueberlegenheit im Wesen der Despoten, wie dies in der Priesteraristokratie der Fall war, deren Macht sich auf die Meinung einer, auf geheimnißvolle Weise, ihr von der Gottheit verliehenen höhern Natur, gründete. In den Despotien erheben sich Niedrige, treten an die Stufen des Throns, besteigen denselben zuweilen selbst, Usurpationen, Umwälzungen, bringen große Veränderungen hervor, wenn die Organisation des Staates im Ganzen dieselbe bleibt, so wird im Einzelnen einige Bewegung sichtbar, das Dasein ist weniger dumpf und schwer als in den nicht auf eine Thatsache, sondern auf eine Idee gebaueten und deshalb unwandelbaren und das ganze Dasein des Volks umfassenden Priesterherrschaften. Der Grundsatz: Macht, Würde, Freiheit, alle Güter des Lebens, an verhältnißmäßig Wenige zu verleihen und die Masse nur als den Boden anzusehen, bestimmt diese Bevorzugten zu tragen und ihnen zu dienen, ist in den Despotien derselbe wie in den Theokratien, er ist in diesen nur auf eine folgerechtere Weise angewandt und eine Befreiung aus diesen Banden am Schwierigsten ge-

macht. — In den beiden Völkern des klassischen Alterthums steht ein Verein Freier und in vieler Beziehung einander Gleicher über einem zahlreichen überall zusammengeraubten und zusammengekauften Sklavenstande. Die Idee der Freiheit lebt in ersterm zur Zeit seiner Blüthe mit einer im Orient unbekannten Kraft, aber er behandelt, was nicht zu ihm gehört, als Feind und verwandelt diesen Feind, wenn er sich seiner bemächtigen kann, in ein willen- und seelenloses Instrument seines eigenen Daseins. Es waltet innerhalb des herrschenden Kreises ein großes und erhabenes Leben, aber es liegt mit Allem, was außer ihm steht, in immerwährendem Streit und wirft über die, welche ihm unterworfen sind, ein ihr innerstes Wesen brechendes Joch. Unter den Römern tritt dieses Verhältniß der Sklaverei durch die größere Leichtigkeit der Freilassungen und der Aufnahme in den herrschenden Stand schon etwas lockerer und milder als unter den Griechen hervor, wo es noch mehr den Charakter einer Naturnothwendigkeit an sich trägt. Im Vergleiche zu den Priesterstaaten und Despotien des Orients erscheint die klassische Welt, aller besondern Mängel ungeachtet, als ein großer Fortschritt. Die Idee der Freiheit ist in ihr verwirklicht und auf eine so feste Grundlage gestellt, daß ihr Geist selbst den Fall dieser gesammten Organisation überlebt und hier und da spätere Zeiten erleuchten wird, aber sie scheint nur auf einen geringen Theil der Menschheit und die Masse der beseelten und vernünftigen Wesen liegt in der Nacht eines unpersönlichen der Thierheit ähnlichen Zustandes begraben. Die germanische Eroberung des fünften Jahrhunderts erweitert, ungeachtet ihrer zerstörenden Folgen, den Kreis des Lebens und Bewußtseins, indem sie an die Stelle des todtenähnlichen Verhältnisses der antiken Sklaverei die Hörigkeit des Feudalwesens stellt, wo die zwar immer noch harte Abhängigkeit des Volkes durch Ertheilung eines, wenn auch beschränkten, Besitzes und gewisser Rechte, die stufenweise, die welche sich ihrer erfreuen, der Freiheit nahe führen, gemildert und ein Zustand hervorgebracht wird, der von der Sklaverei der Alten, sowohl dem Grundsatz als der Ausübung nach, wesentlich verschieden ist. Die Erlöschung der antiken Sklaverei im neunten Jahrhundert unter den Völkern lateinischen und germanischen Ursprunges (denn unter den Byzantinern erhält sie sich bis zum

Untergange ihres Staates), als das Lehnswesen sich bildet, ist eine der größten Veränderungen in der Entwicklung der europäischen Menschheit und tritt nur darum in der Erscheinung nicht so bedeutend auf, da sie allmählig verschwindet und das sie ersetzende Verhältniß der Hörigkeit oft fälschlich als mit ihr identisch angesehen worden ist. — Die starre Trennung, welche bis dahin die Menschen als Freie und Sklaven auseinander gehalten und die als eine Naturnothwendigkeit, an deren Rechtmäßigkeit Niemand gezweifelt, angesehen worden, wird durch den wachsenden Einfluß des Christenthums und des germanischen Charakters aufgehoben, aber ein tiefer, obwohl nicht mehr auf die Natur, sondern auf menschliches Bewußtsein, auf das Recht der Stärke und des Besitzes gegründeter Unterschied bestimmt das Schicksal der Menschen und theilt die Güter des Lebens, in immer noch wesentlich ungleicher Weise, so aus, daß den Einen, dem Herrenstande, Macht, Reichthum und Freiheit, den Andern, den Hörigen, Arbeit, Armuth und Abhängigkeit zu Theil wird. Nach einem Jahrhunderte langen Kampfe wird durch Hülfe des Königthums und des erwachenden Städtelebens der herrschende Stand, wenn auch nicht vernichtet, doch in seiner Kraft gelähmt und die Klasse der Hörigen theils durchaus befreit, theils bedeutend erleichtert. Von dieser Zeit an fängt der Feudaladel, zu dem auch ein Theil der Kirche gehört, da ihm die Grundlage seines Daseins, die selbstständige Herrschaft über Land und Leute entzogen wird, in seiner Eigenthümlichkeit zu verschwinden, und an die Stelle der localen und persönlichen Herrschaft, der eigenthümliche Charakter des Mittelalters, tritt das Königthum als eine öffentliche Macht, die ihren einigen Willen und ordnenden Geist der gesammten Organisation des politischen Daseins auflegt. Der früher souveraine Herrenstand, aus dem es selbst hervorgegangen und der ihm sonst zur Seite gestanden, tritt, nach für ihn unglücklichen Kämpfen, in seinen Dienst und wird sein vornehmstes Werkzeug und die Kirche, von der es früher theils beschützt, theils beaufsichtigt und häufig selbst gerichtet wurde, tritt ebenfalls vor ihm zurück und erklärt alle weltlichen Rechte und Verhältnisse als ihm unterworfen und von seinem Willen abhängig. Die Könige, die bei fortschreitender Entwicklung ihrer Macht, nicht mehr, wie im frühen Mittelalter, das Ver-

hältniß von Ersten unter Gleichen, nicht, wie in spätern Zeiten derselben Epoche, eine oberste aber von der Zustimmung ihrer Vasallen abhängige Gewalt, sondern endlich die unbeschränkte Persönlichkeit des Staates selbst darstellen, herrschen über alle ihre Unterthanen mit gleichem Recht, verleihen aber dessen Ausübung gewöhnlich den Sprößlingen des ehemaligen Herrenstandes, der seinen Stolz darein setzt und sein Interesse darin findet, sich dieser über Alles erhabenen Macht als den eifrigsten und ergebensten Diener zu zeigen. Der starke und eigenthümliche Bau städtischen Lebens in den freien Gemeinden des Mittelalters verfällt ebenfalls, denn während die Bürger früher nur dem ihnen feindlichen Feudaladel, der überall vertheilt, sie nie bezwingen konnte, zu widerstehen hatten, so tritt ihnen jetzt die concentrirte Macht des Königthums, zur Zeit seiner Entwicklung den Städten hold und sich auf sie gegen das Lehnswesen stützend, gegenüber, gegen die sie sich nicht zu behaupten vermögen. Indem sie, wie der Adel, die besondere Gestalt ihres Daseins aufgeben müssen, gewinnen sie dafür nicht, wie dieser, die Gunst und das Vertrauen des Königthums, da sie ihren Grundsätzen, ihrer Entstehung, ihrem Charakter und ihrer Tendenz nach, sich mehr der Freiheit als der Gewalt zuneigen. Die Religionskriege im 16. und 17. Jahrhundert, welche die Herrscher sogar öfters zu Schiedsrichtern des Glaubens ihrer Völker machen, in jedem Falle ihnen aber auf das innere Leben ihrer Unterthanen einen im Mittelalter von keiner weltlichen Macht geübten Einfluß gestatten, indem beide, katholische und protestantische Fürsten, als die Beschützer und Schirmvögte ihrer Kirchen dastehen, die diese ihnen erwiesenen Dienste mit dem Verluste eines Theiles ihrer Unabhängigkeit bezahlen, legen die letzte Hand an das Werk der unumschränkten Macht des Königthums, das von jetzt an unter den meisten Völkern zu einer unangefochtenen Thatsache wird und in manchen zu einer solchen Höhe emporwächst, daß nicht nur die früher selbstständigen Mächte des öffentlichen Lebens, wie der Glaube und das Recht, sondern selbst die innern Bewegungen des Geistes und dessen Ausdruck, wie Wissenschaft und Kunst, gewissermaßen nur von seiner Anerkennung ihre Bedeutung erhalten. In der Mitte des 17. Jahrhunderts steht der Bau der unumschränkten Souveränität unter fast allen

Völkern Europa's vollendet da, denn wenn eines der größten unter ihnen, die Engländer, um diese Zeit seine Verfassung befestigt, so steht es lange einsam, getrennt und fast außer allem lebendigen Zusammenhange mit dem übrigen Europa da, und einige kleinere, wie z. B. Holländer und Schweizer, bewahren im Ganzen ebenfalls ihren frühern Zustand, der aber mehr dem oligarchischen Regiment der Städtegemeinden des Mittelalters als der alle Stände umfassenden und jedes Individuum erhebenden Freiheit gleicht, wie sie heute von den civilisirten Nationen Europa's besessen oder erstrebt wird. Das deutsche Reich machte von dieser allgemeinen Lage keine Ausnahme, denn sein Staatenbund war nicht eine Conföderation von Völkern, sondern von Monarchien, Aristokratien, Oligarchien und die Menge kleiner Republiken unter ihnen war, ohne Zweifel, sein schlechtester und schwächster Bestandtheil, denn aus diesen war zuletzt nicht nur alles politische Leben, sondern was viel mehr sagen will, jedes wahrhaft nationale Interesse, verschwunden. Im Widerspruche mit diesem Zustande und aus Gründen, die im Einzelnen schwer zu bestimmen sind, erhob sich aus einer solchen Versunkenheit, wie die Deutschlands im 18. Jahrhundert, auf einmal die Blüthe der reichsten und umfassendsten aller modernen Literaturen und rettete in der Nation, bei der Abwesenheit aller politischen, wenigstens die innere Freiheit, den eigentlichen Kern des Lebens, aus dem erstere sich entwickeln muß, wenn sie nicht als eine leere Schaale und unzeitige Geburt zu einem frühen Untergange bestimmt ist. Eine andere Gunst des Glückes für unsre Nation in jener Zeit, die sie vor gänzlichem äußern Verfalle rettete, war die Erhebung der preußischen Kriegsmacht und Verwaltung, die bei aller Härte im Innern, dennoch für ganz Deutschland von großen und heilsamen Folgen war, indem sie durch Kraft und Ordnung die erschlafften Nerven eines durch Mangel an Einheit und Bewegung schlummernden Volkes, wie mit einem glühenden Eisen, vor gänzlicher Erstarrung bewahrte. Denn was wäre aus Deutschland geworden, wenn es ausschließend von kleinen, unter sich meist uneinigen Fürsten, die weder sich noch Andere zu schützen vermochten und von geistlichen und weltlichen Aristokratien jeder Art, erfüllt gewesen wäre, deren Verfassungen mit der Lage und Bedürfnissen der

Völker meist im offenbarsten Widerspruche standen? Vielleicht hat man in der Geschichte keiner andern Nation eine solche Disharmonie und Incongruität zwischen den Formen des öffentlichen Lebens und den Forderungen der Zeit, bei allen vorhandenen Elementen der Macht und Größe, als in den kleinern Staaten Deutschlands vom dreißigjährigen Kriege bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gesehen. Preußens rauhe aber energische Hand hielt diesem Unwesen, obwohl nicht ganz, aber doch einiger Maaßen das Gleichgewicht und rüttelte im siebenjährigen Kriege die Reichsfürsten und Reichsstände ein wenig aus ihrem bleiernen Schlafe auf.

Man hat oft die monarchische Gewalt im modernen Europa, wenn man ihren geringen Anfang zur Zeit des Feudalwesens mit ihrem später Alles umfassenden Einflusse vergleicht, aus einem verschiedenen, ja entgegengesetzten Standpunkte betrachtet. Die Einen haben sie, wenigstens in ihrer spätern Allmacht, als eine reine, von den Umständen begünstigte Usurpation, die Andern als einen durchaus naturgemäßen, im Grunde unter etwas verschiedenen Hüllen von jeher vorhanden gewesenen Zustand, angesehen. Die letzte Meinung bedarf keiner Widerlegung, denn die Geschichte, die einzige Lehrerin und Richterin des öffentlichen Lebens, beweist zu klar das Gegentheil. Die erstere zeigt wenigstens von einiger Kenntniß der Thatsachen, denn allerdings ist nie andere menschliche Institution, weder die Aristokratie noch die Demokratie, in so ununterbrochenem Steigen gewesen, hat eine solche Höhe erreicht, als die Monarchie vom zwölften bis siebzehnten Jahrhundert gethan. Gleichwohl beweist die Anklage gegen das Königthum, die besonders in Frankreich so lang und laut erschollen, daß es seine Stellung usurpirt habe, wenn nicht einen absichtlichen und bewußten Irrthum, wenigstens ein geringes Eindringen in den Geist der Umstände, unter denen es sich entwickelt hat. Zu beweisen, daß die unumschränkte Monarchie sich aus dem Lehnswesen, wo die Ungleichheit zum Princip erhoben war und das Recht der Stärke mehr als in irgend einer andern politischen Organisation auf die Dauer gewaltet hat, gebildet habe, wäre für den Geschichtskundigen überflüssig, wird aber Jedem klar sein, wenn er bedenkt, daß zwischen der Feudalmonarchie und der absoluten Souveränität keine

in der Mitte zwischen beiden liegende geschichtliche Gestalt des öffentlichen Lebens sich findet, in der einen also nothwendig ein Keim für die andre liegen mußte, die aus ihr entstanden ist. Das Königthum hat in den letzten Jahrhunderten deshalb eine so unumschränkte, alle Verhältnisse der Völker beherrschende, Macht errungen, weil die übrigen politischen Gewalten früherer Zeiten, die Hierarchie, die Aristokratie des Lehnsadels, die Demokratie der Städtegemeinden entweder ganz erstorben waren, oder wenigstens ihre frühere Kraft und Bedeutung verloren hatten und die Monarchie das in ihnen vorhandene Leben in sich aufnehmend, für ihre Bedürfnisse verwandelnd und anwendend, beim Mangel aller andern kräftigen Elemente, zuletzt nothwendig als die einzige entscheidende und bewegende Gewalt hervortreten mußte. Die Masse der Nation, obwohl sie im Mittelalter, im Verhältniß zu dem, was sie im Alterthume gewesen, an Würde und Freiheit gewonnen, hatte doch kein Interesse die aristokratischen und oligarchischen Kreise des Lehnswesens und der Städterepubliken aufrecht zu halten, von deren Vollgenuß sie ausgeschlossen war und wandte sich der ihrer Einheit, ihrem Gefühl für Recht und Ordnung, ihrer allgemeinern Tendenz nach, zur Herrschaft über sie bestimmten Monarchie zu, die ihr wenigstens einen Theil der Güter verlieh, den jene ausschließenden Mächte, so lange sie in ihrer Kraft bestanden, ihr, in diesem Maaße, nie bewilligt hätten. Das durch die Freiheiten des Volkes gemäßigte Königthum, dem vermöge der Einheit seines Organismus und der Uebereinstimmung seiner einzelnen Glieder mit dem Bau des Ganzen ein kräftigeres und längeres Leben als andern politischen Institutionen einwohnt, wird seine Rivale, wenn es solche findet, überleben und nur vorübergehend oder in schwankenden Epochen die Herrschaft der Welt verlieren, sie aber immer wieder gewinnen.

Die absolute Souveränität, die im siebzehnten Jahrhunderte im größten Theile Europa's zur Vollendung kam, war allerdings durch die innere Einheit und Stärke, die sie den Staaten verlieh, durch die größere Sicherheit des Daseins, die sie gründete, durch den im Verhältnisse zu andern Zeiten friedlichen Zustand, den sie einführte, vor Allem aber um der Rücksicht willen, die sie auf das Glück und die Rechte der nie-

dern Klassen der Masse der Nation, nahm, mit dem in sich immer uneinigen, von Widersprüchen aller Art zerrissenen Mittelalter zusammengehalten, ein großer Fortschritt, so wie dieser ein solcher in Bezug auf die höchsten Interessen der Menschheit, im Vergleiche zu den Despotien und Demokratien des Alterthums, gewesen war. Gleichwohl trug sie ein Grundübel in ihrem Innern, das sie allein weder heilen, noch dessen Folgen sie vorbeugen konnte, nämlich den Charakter der unvollkommenen Zustände, aus denen sie sich entwickelt hatte. Sie war aus der Vereinigung der verschiedenen aristokratischen und oligarchischen Gewalten des Mittelalters, die sie in sich aufgenommen und, ohne sie zu zerstören, doch vielfältig verwandelt hatte, entstanden. Aus den Widersprüchen und Kämpfen, in denen diese Elemente der Feudalepoche gegenseitig begriffen gewesen und die bewirkt hatten, daß keines derselben das andere erdrücken und vollkommen zu einem Werkzeuge für sich machen konnte, war die Freiheit des Mittelalters entstanden, die obwohl allgemeiner und auf sich beruhender Garantien entbehrend, dennoch der Menschheit unermeßliche Dienste geleistet und in den herrschenden Kreisen, die sie repräsentirten, die Erinnerung an die unveräußerlichen Rechte der menschlichen Natur lebendig erhalten hat. Sobald die unumschränkte Monarchie alle Mächte, welche jene frühere Epoche gebildet, in sich aufgenommen hatte, fielen die Schranken, die diese gegen einander errichtet hatten, und die Freiheit, die sich bald in einem, bald in dem andern der das Mittelalter bestimmenden Elemente, bald in der Kirche gegen den Feudaladel, bald in diesem gegen die Fürsten, in den Städten gegen die geistliche und weltliche Aristokratie, in den Universitäten gegen die Hierarchie geltend gemacht, verlor diese Asyle, denn über diesen allen waltete jetzt dasselbe Princip, sie waren ein und derselben Herrschaft unterworfen. Zugleich verfehlte die Monarchie den einzigen Weg, um die frühern Gewalten des Feudalwesens wahrhaft und nicht blos äußerlich, wie sie es gethan, in sich zu vereinigen. Statt die verschiedenen localen und ständischen Privilegien, die jene Zeit gekannt, zu einem Bunde unter einander, in einer auf die Grundsätze der persönlichen und politischen Rechte aller Glieder des Staates gestützten Verfassung zu erweitern und jene besondern Freiheiten zu einer nationalen zu erheben, gefiel

sie sich darin, die Rolle des Schicksals zu spielen, und wie eine unbedingte, sich allein entscheidende und nur sich selbst verantwortliche Macht, über den Häuptern der Völker zu wandeln. Diese Form des öffentlichen Lebens, die sich langsam auf den Ruinen des Mittelalters aufgebaut, trat in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, in Frankreich, nicht am Frühesten aber am Mächtigsten, Vollendetsten und ihr Princip, die Vereinigung aller Stände des Volkes in der Person des Regenten am Reinsten aussprechend auf. In England war die Monarchie in ihrem Streben nach Unumschränktheit besiegt worden, in Deutschland und Italien hatte sie, obgleich dem Wesen nach herrschend, bei der politischen Theilung der Nation, sich zu keiner allgemeinen und großartigen Gestalt erheben können, in Spanien, wo sie am Schnellsten Fortschritte gemacht, hatte sie zwar die Freiheiten des Adels und der Städte sich vollkommen untergeordnet, aber unvermögend, die Hierarchie eben so zu annulliren, war sie mit ihr in einen Bund getreten und empfing von ihr vielleicht eben so viel als sie ihr gab. In diesem Lande herrschte ein doppeltes Princip, jedes in seiner Weise ein Ausdruck des Despotismus und einander befreundet, da jedoch die weltliche Macht in ihrem Walten vielfach von der Unterstützung und Zustimmung einer andern an Geist und Ursprung von ihr verschiedenen abhängig war, so kann man nicht sagen, daß die absolute Souveränität in diesem Lande in ihrer größten Kraft aufgetreten sei. Dies geschah in Frankreich, wo die Kirche so gut wie der Adel und die Städte zur Verherrlichung der Monarchie gedient und die gesammte Nation in ihren Königen mehr als irgendwo anders ein Bild ihrer eigenen Größe angeschaut hatte.

Dieses System, dessen Verdienst in der einigen Richtung bestand, die es dem nationalen Leben verlieh, indem es über allen Ständen des Volkes gleichmäßig waltete und deshalb die im Mittelalter so lang unterdrückte Klasse der Landleute, die eigentliche Grundlage des modernen Staates, nicht nur mehr beschützte, sondern sie unter ihre unmittelbare Leitung nehmend, den übrigen nahe brachte und zum ersten Male in der Geschichte entweder vollständig oder wenigstens diesem nahe kommend, emancipirte, hielt sich bei seinem raschen Steigen und dem Glück, von dem es begünstigt wurde, für den Ausdruck der vollkommensten

politischen Ordnung, die es je gegeben und gewisser Maaßen für das letzte Wort der Zeiten. Es war aber, wie die Erfahrung bewiesen, ungeachtet seiner mannigfaltigen Vorzüge zu einer kürzern Dauer als irgend eines der großen politischen Principien bestimmt, die vor ihm die Welt beherrscht haben. Es hatte vor dem Alterthume die Abwesenheit eines Sklavenstandes und den Einfluß einer ihrem Kern nach durchaus sittlichen Religion, vor dem Mittelalter die größere Einheit, die Aufhebung der früher unauflöslichen Widersprüche zwischen den Ansprüchen der geistlichen und weltlichen Gewalt, zwischen dem regellosen Streben und Kämpfen einander ihrem Ursprunge, ihrer Organisation und ihrer Tendenz nach durchaus entgegengesetzter Stände voraus, denn es hatte diese alle in sich aufgenommen und sie, wenn auch nicht ihres äußern Daseins, so doch ihres besondern Geistes, fast bis auf die Erinnerung daran, beraubt, es litt gleichwohl aber an einem in sein innerstes Wesen verwebten Grundübel, das es allein zu heilen weder befähigt noch geneigt war. Es zerstörte nämlich nicht sowohl das Gefühl und den Instinkt der Freiheit in dem Herzen der Völker, was, da diese eine den Menschen eingeborene Fähigkeit ist, nie und keiner Macht gelungen, denn wäre dies jemals vollständig geschehen, so wäre ein sittlicher Tod die unmittelbare Folge gewesen und der Verlust der innersten Natur der Menschheit hätte sie an die Grenze der Thierwelt geführt, aber sie schwächte das Bewußtsein über den Besitz dieses angebornen Gutes, nicht, wie das Mittelalter gethan, in den niedern Klassen der Gesellschaft, sondern, was viel schlimmer, in den höhern, die sie dafür mit einer partiellen Theilnahme an der Ausübung der Gewalt und den damit verbundenen Vortheilen entschädigte und dadurch in dem Herzen der Nation selbst. Auch blieb die Einheit, die die absolute Monarchie in das Leben der Völker, hierin dem Alterthume ähnlicher als dem Mittelalter einführte, obwohl im Ganzen mehr, im Einzelnen in mancher Beziehung, eine mehr äußere als innere, denn sie schuf in ihrem Interesse, nach dem Muster der frühern Stände, eine Menge von ihr gleich abhängiger und auf sie gewiesener Kategorien im Staate, die mit ihren Interessen und ihrer Thätigkeit in enge Grenzen eingeschlossen, von einer um so kleinlicheren Rivalität unter einander beherrscht wurden und das

Leben der Gesammtheit, an deren Spitze sie gestellt waren, um so tiefer herabzogen, je beschränkter der Schauplatz war, auf den sie den Gebrauch ihrer Kräfte eingeschlossen sahen.

Wenn das Leben des Mittelalters an zahllosen und unversöhnlichen Widersprüchen gelitten, so that sich in der absoluten Monarchie nur ein einziger, aber um so tiefer liegender und eben so schwer auszugleichender hervor, nämlich der Unterschied, der sich in ihr zwischen der Intelligenz der Individuen und der allgemeinen Organisation des Staates, dem innern und äußern Leben des Volkes, seinem politischen und intellektuellen Dasein zu bilden anfing. Im Alterthume hatte sich in jedem Staate ein ausschließendes Princip geltend gemacht, das alle in ihm widerstrebende Elemente entweder ausgestoßen oder vernichtet hatte, außerdem begann zwischen den hervorragenden Nationalitäten fast immer ein Kampf auf Leben und Tod, der einer von ihnen den Sieg gab und die andern ihr unterordnete. Im Mittelalter fand vor Allem ein Streit der verschiedenen öffentlichen Gewalten, des Königthums, der Kirche, des Adels, der freien Gemeinden, innerhalb derselben Volkskreise statt, aus dem endlich der moderne Absolutismus siegreich hervorging. Dieser aber war durch den Geist der Innerlichkeit, den das Christenthum und der persönlichen Freiheit, den die germanische Eroberung des fünften Jahrhunderts in die Welt gebracht, unvermögend die gesammte Gesellschaft dermaßen mit derselben Tendenz, mit einer so einmüthigen Richtung, wie das Alterthum gethan, zu beseelen und zugleich hatte er die verschiedenen Stände, in die das Mittelalter die Volksgeister getheilt, aufgelöst. Indem er, seinem Wesen nach, den Fortschritt und die Stärkung der ganzen Nation, als deren einzigen Repräsentanten er sich betrachtete und auf deren Gesammtheit und nicht auf die eines einzelnen Standes, wie die Fürsten der Feudalzeit, er sich stützte, zu seinem Ziel hatte, vermehrte er die Kraft und Intelligenz der Einzelnen, erhob, so zu sagen, die privaten Kreise des menschlichen Daseins, that für die innere Bildung und Förderung der Menschen mehr als je eine andere Gewalt vor ihm, suchte aber gleichwohl die Anwendung dieser wachsenden Kraft und Aufklärung in einzig von ihm vorgezeichnete Bahnen zu weisen, sie allem freien und öffentlichen Leben fern, in enge und besondere Grenzen

einzuschließen. Dieser große und auf die Dauer unmögliche Widerspruch brachte zuerst ein Schwanken in der Ausübung dieses Systems und endlich seinen Sturz hervor. Es trat und zwar in Frankreich, in dem Lande, in welchem es sich am Kräftigsten und Vollständigsten geltend gemacht, ein Moment ein, wo die besondern intellektuellen und moralischen Kräfte der Individuen, so lang ohne unmittelbaren Einfluß auf das öffentliche Leben des Staates gelassen, sich diesem fremd, dann feindlich und zuletzt so überlegen fühlten, daß sie ihn angriffen und die bisherige Form seines Daseins umstießen. Diese Umwälzung trat, viele äußere und zufällige Ursachen ungerechnet, vorzüglich da hervor, wo die unumschränkte Monarchie ihr heilsamstes und förderndstes Werk, die äußere Einheit des Staates, am Früheſten vollendet und wo später die von ihrem Dasein unzertrennlichen Mängel und Widersprüche am Tiefsten empfunden und am Schnellsten begriffen wurden.

Obgleich bei der Mannigfaltigkeit der modernen Gesittung, dem verschiedenen Geiste, von dem die einzelnen Völker beseelt sind und den sie, ungeachtet ihrer nahen Verbindung bewahrt haben, weder dieselben Bedürfnisse, noch dieselben Gesinnungen, überall gleichzeitig und gleichmäßig hervortreten, so hat der Untergang der unumschränkten Monarchie in Frankreich, ihrer Heimath, unter dem äußerlich regsamsten und thatfertigsten Volke, einen einflußreichen und erschütternden Einfluß auf diese Gestalt des öffentlichen Lebens in fast allen Ländern, wo sie sich noch erhalten, wie Jedermann weiß, zur Folge gehabt. Nur mit großer Mühe und theilweisen Aufopferungen haben die, welche dieses System aus Ueberzeugung oder Interesse zu erhalten suchen, sein Princip, die Ausschließung der Nation von der unmittelbaren Theilnahme an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, in der Theorie bewahrt, sind aber in der Anwendung desselben dem Bedürfnisse der Freiheit vielfältige Zugeständnisse zu machen, genöthigt worden. Jede neue allgemeine Idee ist, sobald sie aus ihrem geistigen Kern hervorgebrochen und sich an das Licht der Welt gedrängt, auf einen größern oder geringern Widerstand gestoßen und hat ihn überwinden müssen, denn der Kampf ist die Probe des Werthes und in den großen Verhältnissen der Menschheit ist aller endliche Ausgang ein Gottesurtheil. Wenn man die uner-

meßlichen Hindernisse betrachtet, welche die Erscheinung der politischen Freiheit am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in ihrem Kampfe gegen die unumschränkte Monarchie und die in ihr enthaltenen Reste des Mittelalters zu überwinden gehabt, die Irrthümer und Uebertreibungen, in die sie verfallen, die Feinde, die sie, gleich Schlangen, im eignen Busen genährt, wenn man damit die Fortschritte vergleicht, die sie gleichwohl gemacht, so kann man wohl ohne Uebertreibung an ihren endlichen und allgemeinen Sieg in einer ziemlich nahen Zukunft glauben. Die großen Ideen, welche das Leben der Völker bewegen, haben unter mannigfaltigen Namen und Formen, jede ihre Zeit gehabt, keine aber hat bis jetzt das Bewußtsein und den wahrhaften Trieb der Menschen nach der Vervollkommnung ihres Daseins befriedigen können. Die Despotien des Orients, die Demokratien des Alterthums, die kirchliche und weltliche Aristokratie des Mittelalters, die unumschränkte Monarchie der letzten Jahrhunderte sind obwohl, in sich immer verminderndem Grade, auf den Glauben an eine ausschließende Berechtigung Weniger, auf das Recht der Stärke, gebauet gewesen. Die Freiheit ist in ihnen als eine von der menschlichen Natur unzertrennliche Kraft nie ganz verschwunden, sie war aber bisher noch nicht als ein Recht für Alle, als eine vollständig begriffene zur Herrschaft über das innere und äußere Leben zugleich berechtigte Macht, wie in unserer Zeit, aufgetreten.

Von den Ideen der Vergangenheit, unter deren Leitung die Menschen gelebt, sind es nur zwei, die auf unsere Gegenwart einen lebendigen Einfluß geäußert: die des klassischen Alterthums und des Mittelalters. Ersteres ist auf die Formen des Denkens, auf die gesammte Entwicklung der Intelligenz von unberechenbarer Wirkung gewesen, so daß es gewissermaaßen ein zweites inneres Leben unter Völkern geführt hat, die ihm äußerlich vollkommen fremd gewesen, letzteres aber ist für unser eigentliches persönliches Dasein von so großer Bedeutung geblieben, daß keine Zeit und keine Veränderungen die offenbaren und geheimen Fäden zerreißen werden, die uns mit ihm verbinden. Das Gefühl der persönlichen Freiheit, in das Gemüth der Germanen von der Natur selbst gepflanzt, denn man begreift, einem Sklavenstande gegenüber, sehr wohl die Entstehung der politischen Freiheit der Alten, aber die persön-

liche der Germanen ist so alt, wie dieses Geschlecht selbst und ist in seinen Ursprung mitverwebt und durch sie in das Dasein der Völker lateinischer Abkunft getragen worden, war mit der Monarchie, die wir, im Gegensatze zu Griechen und Römern, nicht als eine Usurpation, sondern als die ursprüngliche Form des öffentlichen Lebens bei den germanischen Völkern finden, nicht nur vereinbar, sondern ihre unzertrennliche Gefährtin. Aus dieser Idee der persönlichen Unabhängigkeit, von Gothen, Sachsen und Franken allgemein besessen, durch die Eroberung und das Lehnswesen das Eigenthum eines Standes geworden, im Wechsel und unter den mannigfaltigsten Umgestaltungen des äußern Lebens, wenn auch im Staate vernichtet, im Gemüthe und seiner Tiefe bewahrt, in den Sitten nie ganz erstorben, ist der Drang nach politischer Freiheit, der unsere Zeit charakterisirt, hervorgegangen. Dieser Trieb hat, außer in Augenblicken des Irrthums und der Uebertreibung nichts mit der demokratischen Freiheit der Alten gemein, sein Ursprung reiht sich an den Charakter der germanischen Eroberer und das Leben des Mittelalters an, nur daß eine im Laufe der Jahrhunderte wachsende Intelligenz und der Einfluß des Christenthums dieselbe Freiheit, deren vollständiger Genuß früher nur gewissen Klassen und unter gewissen Bedingungen vergönnt war, jetzt für die Gesammtheit der Menschen in Anspruch nehmen. Auf die Verfassung Englands, die in ihren Elementen an die Niederlassung der Sachsen reicht und in der die Monarchie mit der Freiheit sich so fest vereinigt hat, haben die demokratischen Ideen des Alterthums, die einen Augenblick die Franzosen zu einer rein äußerlichen phantastischen Nachahmung verführten, nie einen Einfluß gehabt. Dieses Volk, das das System der absoluten Souveränität am Entschiedensten verworfen, hat die Freiheit gleichwohl nur in bewegten Augenblicken vom Königthume getrennt und ist zu demselben dann um so lebhafter zurückgekehrt. In der konstitutionellen Monarchie, welche, wie Alles hoffen läßt, bestimmt ist, die herrschende politische Form unserer Zeit zu werden, werden die Vorzüge, welche die verschiedenen großen Gestalten des öffentlichen Lebens früher gehabt, vereinigt werden. Die Nationalität wird, ungeachtet aller Verbindungen der Völker und vielleicht gerade um ihrer willen, jede in sich, das umschlingende Band, wie

im Alterthum, bei einer durch den humanisirenden Einfluß des Christenthums weniger ausschließenden und selbstsüchtigen Gesinnung, sein, das Gefühl der persönlichen Unabhängigkeit wird, wie im Mittelalter, die Edlen, so jetzt alle Genossen desselben Vaterlandes erfüllen und die Ordnung und Sicherheit der unumschränkten Monarchie aus ihrem sinkenden Leben in dies neu entstehende hinübergepflanzt werden. Diese Vereinigung äußerlich so getrennter und verschiedener Epochen, im Geiste, der Wissenschaft und Kunst längst vollbracht, wird durch die vollständige Begründung der konstitutionellen Monarchie in den Staat und das politische Leben eingeführt werden und die europäische Menschheit endlich zum Genusse der Totalität eines Daseins kommen, von dem die frühern Geschlechter immer nur einen Theil und eine Seite besessen haben.

Jedes große Dasein, das hervorragender Individuen wie das der Nationen und geschichtlichen Epochen, muß, sobald es eine allgemeine Beachtung verdienen soll, ein endliches Resultat hervorgebracht, eine Frucht von sich zurückgelassen haben, nach der sein Werth beurtheilt und ihm seine Stellung von der Nachwelt angewiesen wird. Alles ist um sein selbst willen entstanden, aber nicht einzig und ausschließend um seiner eigenen Befriedigung willen vorhanden, es ist sich selbst Zweck, wird aber für andere ein Mittel. Das allgemeine und letzte Resultat, das eine Nation oder eine Zeit in ihrem Schoße formt und nach dessen vollständiger Bildung und Geburt sie bestimmt ist, zu verschwinden, die Summa und der Inbegriff ihres Lebens ist das, was wir Civilisation oder Gesittung nennen. Die Völker sind nicht in derselben Weise, wie die Individuen, dem Tode unterworfen, sie verschwinden nicht spurlos, der Geist einer Epoche erlischt nie ganz, sondern glimmt, wie ein Funke in der Asche, in die ihr äußeres Dasein versunken, so lang fort, bis er vom Hauche eines spätern Geschlechtes wiederum angefacht wird. Die Civilisation einer Zeit, die wie eine große Individualität erst dann vollkommen begriffen und gewürdigt werden kann, wenn sie ihrer körperlichen Hülle entflohen ist und ihr eigentliches Selbst, von allem Zufälligen und Aeußerlichen entkleidet, vor der Nachwelt erscheint, ist darum etwas Höheres als ihre einzelne Thätigkeit, so groß auch diese in der Gegenwart gewesen, und die Geschichte einer Nation interessirt nur in so weit

sie als Schale diesen unsterblichen Kern, diesen Saamen, der von ihr zurückbleibt, umschlossen hat. Die Nachwelt richtet den Werth und die Bedeutung eines Volkes oder einer Epoche immer nur nach der Totalität dessen, was es gewesen, nach dem Reichthum der Erbschaft, die es von ihnen empfangen hat. Die einzelnen Flecken und Mängel eines verschwundenen Lebens gehen für die, welche nach ihm kommen, in der Bedeutung auf, die seine Gesammtheit gehabt und darum stehen die Priesterstaaten Asiens und Egyptens, ungeachtet der Dumpfheit, in der sie ihre Völker gehalten, die Demokratien Griechenlands und Roms, ungeachtet der Tyrannei, die sie ausgeübt und geduldet, als große und herrliche Erscheinungen da, weil die Resultate ihres Daseins ein gewaltiger Beitrag zur Mehrung der Kraft und Intelligenz späterer Zeiten geworden sind. Dasselbe Verhältniß findet mit dem Mittelalter statt, dessen Heroismus und Tiefe des Glaubens und der Liebe die von ihm geborenen Geschlechter mit einem Kapital ausgestattet hat, von dessen Interessen sie, ohne es selbst angreifen zu dürfen, zum Theil noch heute zehren. Auch die unumschränkte Monarchie, die letzte große Form der Vergangenheit, denn dieser gehört sie dem Gefühle der gegenwärtigen Generation nach, schon jetzt an, weil ihr Geist entflohen, obwohl ihr Körper noch hier und da scheinbar fest und stark dasteht, wird die ihr gebührende Anerkennung finden, sobald sie vollkommen der Geschichte angehören und was sie für die europäische Menschheit Großes gethan, unparteiisch gewürdigt werden wird. Von einer Zeit des Ueberganges, wie die unsrige, die noch im Kampf und Werden begriffen ist, kann nicht von ihrem Resultat, von der Erbschaft die Rede sein, die sie einst andern Geschlechtern zurücklassen wird, denn noch an ihrer Schwelle stehend, können wir nicht einmal ihre Grenzen, geschweige denn das erblicken, was nach ihr kommen wird, aber wohl ist es möglich und erlaubt, manches Besondre und Unterscheidende in dem sie belebenden Geiste und der Art, wie dieser die ihm vom Schicksal überlieferte Welt für sich einzurichten anfängt, zu sprechen, denn wenn es schwer oder unmöglich ist, über die Gesammtheit der Personen und Zustände, von denen wir selbst einen Theil ausmachen, unparteiisch zu richten, so können wir dagegen Einzelnes an ihnen um so klarer erkennen. —

In dem Dasein des menschlichen Geschlechtes ist seit dem Beginn seiner Geschichte eine unaufhaltsame Bewegung sichtbar, die, wenn sie von Zeit zu Zeit zu ruhen scheint, dann mit um so größerer Kraft hervortritt. So folgt auf den vergleichungsweise beharrlichen und nachhaltigen Zustand der Theokratien und Despotien des alten Orients die unaufhörliche Erschütterung der griechischen und römischen Demokratie, auf die Erschöpfung der letzten Jahrhunderte der antiken Welt, der zerstörende und befruchtende Strom der Völkerwanderung und dasselbe Verhältniß ließe sich in der modernen Geschichte leicht nachweisen. Das Leben der Menschheit ist nicht, wie man dies oft behauptet hat, ein Kreislauf, in welchem die Generationen, nach langem Walten und vergeblichem Ringen, zu dem Punkte zurückkehren, von dem sie ausgegangen sind, wie der der Natur, obgleich auch diese sich, in einzelnen großen Epochen, wesentlich und nicht nur auf ihrer Oberfläche verwandelt hat, sondern ein Fortschritt, in welchem sie ihre frühere Hülle abwerfend, eine ihren Bedürfnissen und ihrer Bestimmung gemäß, vollkommenere erzeugt und in dieser sich so lange bewegt, bis der ihr eingeborene Trieb des Schaffens, der göttliche Funke in ihr, sich zu einer neuen Hervorbringung stark genug fühlt. Ohne diesen Drang und diese Kraft nach Erneuerung und Vervollkommnung stände die Menschheit an der Grenze der Thierwelt und wäre von ihr in nichts Wesentlichem verschieden. In diesem Wandel des Daseins findet nie eine wirkliche Unterbrechung statt, der neue Keim, der aus der welk gewordenen Hülle hervorbricht, hat sich so lang von ihr genährt, bis er zu einer selbstständigen Erscheinung stark geworden, denn jede neue Geburt der Zeit ist ein Zeichen des Todes für die Mutter, die sie getragen. Alles aber, was einmal wahrhaft gelebt, stirbt nicht freiwillig, es erliegt nur widerstrebend und allmählig der neuen und stärkern Macht, es giebt sich niemals selbst auf. Daher die Kämpfe, die die Geschichte der Menschheit bewegen und die besonders auf der Grenze zweier Epochen von einem allgemeinen und einflußreichen Charakter bezeichnet sind, wenn ein neues Leben des alternden noch nicht Herr geworden und die innere Berechtigung des einen mit dem anerkannten Besitze des andern den Kampf der Entscheidung beginnt. In einer solchen Zeit des Ueberganges, wo ein allgemeines

Sinken des Alten sichtbar wird, demselben dennoch aber noch immer große Mittel des Widerstandes zu Gebot stehen, lebt die gegenwärtige Generation, die deshalb alle Vorzüge und Mängel der Zeiten des Streites, des Zweifels und Schwankens an sich trägt.

Unter allen religiösen und politischen Formen, in denen die Menschen sich bisher bewegt, ist die Freiheit, weil sie ein Theil unserer Natur selbst ist, nie ganz verschwunden gewesen, sie haben aber dieselbe bis auf unsere Zeit nicht nur nie ganz besessen, sondern nach deren allgemeinem und vollständigem Genusse nicht einmal gestrebt. In den Theokratien und Despotien des Orients hat die Menge ihre Herrscher meist ruhig gewähren lassen, bis das Princip, das sie repräsentirten, von einem mächtigern verschlungen wurde. Die Demokratie der Griechen und Römer schloß einen großen Theil der Bevölkerung von ihren Kreisen vollkommen aus und verfiel deshalb in Tyrannei; das Mittelalter versagte keinem Theile seiner Welt alle Güter des Lebens, vertheilte aber dieselben dennoch sehr ungleich, indem sie dem einen Stande die Herrschaft über das Innere und die moralische Organisation der Gesellschaft, einem andern den Gebrauch der Waffen und die äußere Herrschaft, einem dritten alle materielle Arbeit mit verhältnißmäßig geringem Genusse, anvertraute. Die absolute Monarchie vernichtete diese Unterschiede großen Theils und stellte zum ersten Male einen wahrhaften Staat in der nahen Verbindung dar, in welche sie alle Glieder desselben Körpers zu seinem Haupt brachte und in der Art, wie sie die natürlichen Unterschiede der Geburt und der Stände, ohne sie zu vernichten, einem allgemeinen Zwecke, dem der Erhaltung und Erhebung der Gesammtheit, unbedingt unterordnete. Gleichwohl konnte sie, ihrer Natur und ihrem Ursprunge nach, sich von dem ausschließenden Geiste der frühern Principien, aus denen sie sich entwickelt, nicht vollkommen befreien. Obgleich sie durch den Geist der Einheit und Allgemeinheit, der in ihr wohnt, den ersten Staat im vollkommenen Sinne des Wortes erbauete, alle Glieder desselben in eine vorher unbekannte nahe Verbindung zu einander brachte, die Fortschritte der Intelligenz und Erkenntniß beflügelte und durch dies Alles den menschlichen Geist überhaupt zur Reife brachte, so schloß sie dennoch dieses so von ihr erhobene Volk von aller unmittelbaren und

wahrhaften Leitung an seinen eigenen Angelegenheiten aus und stellte die Diktatur, nur in außerordentlichen Zeiten ein Bedürfniß und nur einzig das vorübergehende Recht außerordentlicher Geister, als ihr Princip, den normalen Zustand ihres Waltens auf. Sie machte auf diese Weise eine allseitige vollendete Entwicklung der Menschheit, für die sie im Einzelnen so viel gethan, im Ganzen unmöglich. Gegen diese Ausschließung und Beschränkung hat sich der Geist der neuesten Zeit erklärt, bis das, was in seinen Forderungen zur Befriedigung seines Wesens selbst gehört, erfüllt worden ist. —

Die Freiheit also von der Erkenntniß so unzertrennlich wie das Recht von der Ordnung, so daß man eigentlich nicht sagen kann, welche von beiden die ältere Macht sei und die andere hervorgebracht habe, denn sie stehen nicht im Verhältniß von Mutter und Tochter, sondern in dem von Schwestern zu einander, und ihre wahrhafte Herrschaft über alle einzelnen Glieder des Staates, ist das Ziel, nach dessen Erreichung das menschliche Geschlecht, im gesammten Laufe seines Daseins gestrebt hat. Wir haben uns zu zeigen bemüht, wie sie in das Grundwesen der Menschheit verwebt, in den verschiedenen großen Epochen der Geschichte mit immer wachsender Kraft sich geltend machend, zuletzt mit der absoluten Monarchie in einen Kampf gerathen sei, dessen Führung großen Theils den Inhalt unserer Zeit ausmacht. Auch wollen wir, um absichtlichen Mißdeutungen zu begegnen, noch erwähnen, daß bei der Unvollkommenheit alles menschlichen Schaffens, ausnahmsweise und in manchen Beziehungen, der Genius und die Formen der Freiheit allerdings getrennt erscheinen können und daß ihr Wesen in Einrichtungen, die ihr äußerlich widersprechen, enthalten sein kann und daß sie zuweilen da fehlt, wo man sie zu besitzen glaubt. Wenn dies möglich und wirklich der Fall ist, so ist es doch noch gewisser, daß im Ganzen, in allen großen Verhältnissen, die Formen dem sie beseelenden Geiste entsprechen und von den einen auf den andern ein ziemlich sicherer Schluß gemacht werden kann. Insofern wir die Freiheit als das eigentliche Wesen der Menschheit und ihren Besitz nicht nur als ein unzweifelhaftes Recht, denn Rechte kann man aufgeben, sie können verloren gehen oder verjähren, sondern was viel mehr ist, als eine von der Natur des Menschen unzer-

trennliche Kraft ansehen, so folgt daraus, daß das allgemeine Leben jeder Epoche um so höher gestanden, je mehr es von dieser Idee erfüllt gewesen und ihr letztes Resultat, die Civilisation einer Zeit und einer Nation vorzüglich von der mehr oder minder vollkommenen Darstellung dieser innern Anlage der Menschheit abgehangen habe.

In den Theokratien am Ganges und Nil erscheint das ganze Dasein der Menschen so durchaus an die Natur gebunden und nach ihrem Muster geordnet, daß von einer sich selbst bestimmenden, wahrhaft menschlichen Thätigkeit im Leben der Einzelnen fast keine Spur erscheint. Im Walten des Ganzen ist jedoch die Idee der Freiheit nicht durchaus erstorben, denn an der Spitze dieser Staaten stehen mehrmals Eroberer auf, welche sich die Nachbarn unterwerfen, das monarchische und priesterliche Element bekämpfen sich gegenseitig und die Völker bewahren, selbst unter fremder Herrschaft, mit einer Hartnäckigkeit, die ein Urtheil und Bewußtsein über das, was sie besitzen, in ihnen voraussetzen läßt, da auch das gebundenste Dasein nie ganz zum bloßen Instinkt der Thierwelt herabsinkt, ihre ursprünglichen Einrichtungen. Auch ist bei der ganzen Bildung dieser Organisation, ohne Zweifel, wie bei allen menschlichen Dingen, ursprünglich Wahl und Freiheit thätig gewesen, nur einmal hervorgebracht und fixirt, hat sie, vermöge des in das Wesen dieser Nationen versenkten Triebes sich dem Leben der Natur zu nähern, der Bewegung des Einzelnen ein unwandelbares Maaß auferlegt. Die Denkmale der Civilisation dieser Nationen schließen sich deshalb den Formen der Natur möglichst an und haben, wie diese großentheils selbst, die Stärke und Dauer zu ihrem Ziel. Es sind meistens Werke der Architektur, künstliche Höhlen oder Berge, wie die Gräber, Tempel und Pyramiden oder kolossale Statuen vom härtesten Stoff. Das ganze Streben dieser Völker geht offenbar dahin, die Gesetze und Ordnungen der sichtbaren Schöpfung um sich her, mit ihrem individuellen Dasein auf das Innigste zu verbinden. Unter allen möglichen menschlichen Einrichtungen haben die Priesterstaaten für die Nationen, die aus diesen Formen des Gesammtlebens herausgetreten sind, denen sie wahrscheinlich einmal alle unterworfen gewesen, das fremdeste und geheimnißvollste Ansehen. Sonderbar ist es wie die Griechen, Egypten so nahe woh-

nend, durch so viele Vorstellungen und Gebräuche mit ihm verbunden, kurze Zeit, nachdem ein anderes Leben in ihnen erwacht ist, diesen ganzen Zustand als etwas Undurchdringliches und Räthselhaftes, fast so wie wir, ansehen! -- In den Despotien des Orients erhebt sich, so sehr auch das theokratische Princip oder das des vergötterten Naturlebens, in ihnen sichtbar bleibt, ein freieres Dasein als in den Priester- und Kastenstaaten. Der oft unvernünftige, mit sich selbst im Widerspruch stehende Wille eines Einzigen entscheidet die Angelegenheiten des Volkes, aber immer der geistige Wille einer Person und kein von der Weise der Natur und bewußtlosen Schöpfung entlehnter, deshalb unter diesen Formen des menschlichen Daseins eine größere Beweglichkeit als unter der Theokratie, obgleich ohne eigentlichen Fortschritt, hervortritt. Die Civilisation der Nationen, die auf diese, im Vergleiche zum Priesterstaate, höhere und freiere Stufe des Lebens gestiegen sind, strebt im Ganzen nicht danach, das Walten der Natur in ihren Gesetzen und Hervorbringungen wiederzugeben, ihr Bewußtsein nimmt sogar eine durchaus entgegengesetzte Richtung. Diese Nationen sind mehr dem Zerstören als Schaffen geneigt. Die Perser stellten unter allen Völkern des Orients das despotische Princip am Reinsten dar. Sie kehrten sich häufig mit einer Art Leidenschaft gegen das Dasein der von dem theokratischen Systeme beherrschten Völker. Die Eroberung Egyptens durch die Perser, so wie die spätere Besiegung der Nordhindus durch die Mongolen beweist die innere Entfremdung des theokratischen und despotischen Princips, die, obwohl sie beide, da die Despotie im Orient wahrscheinlich nach dem Auflösen oder Ersterben der Kasten aus der Theokratie hervorgegangen, viele Berührung haben, doch sich wesentlich von einander unterscheiden. Ein Beweis, daß der frühere Einfluß der Theokratie oder des vergötterten Naturlebens, die ursprüngliche Form der menschlichen Gesellschaft, in der Seele des Alterthums bis zur Erscheinung Christi nie ganz verschwunden, ist die hohe Meinung, welche die später sonst so freien Griechen und Römer, selbst zur Zeit ihrer geistigen Blüthe, über die Weisheit und Tiefe dieser Civilisation hegen, während sie für die ihrem Wesen nach freiere und des menschlichen Geistes würdigere Form der Despotie einen so unvertilgbaren Abscheu bezeigen!

In dem klassischen Alterthum tritt zum ersten Male die Freiheit als der Zweck des Daseins im Staate selbst auf, aber ihr zur Seite steht ein Sklavenstand, der von ihr durchaus ausgeschlossen ist. Das demokratische Princip jener Zeiten ist ein solches nur im Verhältniß zur Theokratie und zum Despotismus, für unser Bewußtsein tritt ein solcher Zustand als ein durchaus aristokratischer, das heißt als ein solcher hervor, wo die Masse der vernünftigen Wesen in einer solchen Niedrigkeit und Unfreiheit gehalten wird, daß sie zum Werkzeug der übrigen wird. Der Geist der Demokratie wurde erst dann vorzüglich lebendig, denn in der orientalischen Theokratie und Despotie tritt die Sklaverei nicht mit der schneidenden Härte wie unter den beiden klassischen Völkern des Alterthums auf, als die eine Hälfte der Menschen dermaßen annullirt war, daß die andre unter sich den Genuß der Herrschaft möglichst gleich vertheilt wissen wollte. Von einer wahrhaft menschlichen Freiheit ist in einem solchen Dasein fast keine Spur vorhanden, denn dasselbe war einzig auf das Recht der Stärke gegründet. So bewußt, lebendig und von dem Verstande beherrscht das politische Leben dieser Völker erscheinen mag, so beweist doch das in ihrer Religion nie verschwindende Princip der Theokratie, ihr Familienleben, die Abhängigkeit der Frauen und die Sklaverei, daß ihr innerstes Wesen mit der Naturreligion auf das Innigste verbunden blieb. Die Civilisation dieser Nationen, die auf diese Art zwei sich in der Erscheinung entgegengesetzte Principien, das des Geistes und der Natur, der Freiheit und Nothwendigkeit in ihrem Dasein verband, mußte deshalb besonders reich hervorbrechen, und die sinnliche Schönheit des Tons und der Form mit der Würde und Größe des Inhalts verbunden aus ihr hervorgehen, wie ihre Sprachen, ihre Literatur und die auf uns gekommenen Werke ihrer Kunst beweisen. Sie wetteiferten nicht, wie die Egypter und Inder mit der Natur an Größe und Dauerbarkeit in ihren Hervorbringungen, sie unterwarfen sich nicht ihren Gesetzen, sondern drückten ihr vielmehr das Gepräge ihres Geistes auf, wie das aus ihrem ganzen Dasein hervorgehende Streben nach idealer Schönheit zeigt, was nichts anderes als ein Sieg über die Natur ist. Man sieht es den vornehmsten Denkmalen jener Zeit, ihrer Literatur, der der Griechen und Römer, obwohl letzterer in geringerm

Grade an, daß damals eigentlich nicht das, was wir „Volk" nennen, das heißt: eine ihren Rechten und ihrem Bewußtsein nach freie aber mit den Forderungen und Bedürfnissen des Lebens kämpfende Menge vorhanden war, sondern daß sie von Aristokraten, diese mochten nun reich oder arm sein, unter ihres Gleichen hoch oder niedrig stehen, ausgegangen und für solche bestimmt war. Das politische und noch weit mehr das intellektuelle Leben der Alten wäre ohne einen Sklavenstand, der die Freien der Sorgen und Arbeiten des Lebens überhob, oder ihnen diese im Einzelnen wenigstens sehr erleichterte, ganz unmöglich gewesen. In dem aus der germanischen Eroberung hervorgegangenen Feudalwesen des Mittelalters verschwindet nicht nur jede Spur des orientalischen Despotismus, der unter den römischen Kaisern im Abendlande herrschend geworden, sondern auch die Theokratie des Alterthums, da die christliche als auf einer vollkommen andern Grundlage ruhend und ein anderes Ziel verfolgend, mit jener nichts als eine äußere Aehnlichkeit besitzt, und die Sklaverei der Griechen und Römer. Es bildet sich ein Herrenstand, dessen vornehmstes Geschäft der Krieg war, unter dem Pächter, Zinsleute, Hörige, in vielfachen Abstufungen stehen, unter denen es aber vermöge des germanischen Charakters und des eigentlich erst jetzt zur Herrschaft kommenden Christenthums keine Klasse von Knechten giebt, die ein maschinenartiges, so zu sagen, unpersönliches Dasein führen. Der Leibeigene des Mittelalters befand sich durch die Gleichheit vor der Kirche, deren Eintritt ihm offen stand, durch die immerwährenden Kämpfe des Adels, der seiner Hülfe dabei bedurfte, durch die Abwesenheit einer centralen auf allen Punkten gleich starken Macht, die ihn überall gleichmäßig unter dem Joche hätte halten können, nie im Zustande der antiken Sklaven. Der Geist der Kirche und vielleicht noch mehr die Sitten der Eroberer und besonders die beständigen Fehden, in denen sie sich gegenseitig zerrissen, ließen, wie die Geschichte beweist, das Gefühl der Freiheit in ihren Unterthanen nie ganz ersterben. Der letzte Einfluß des Naturlebens verschwindet mit der Bildung der modernen Nationen, in der die heterogensten Elemente sich zu einem Ganzen vereinigen, von diesem Augenblicke kann es nur noch Stände, aber nicht mehr Kasten geben und jene selbst ringen sich, in jeder neuen Epoche der Gesittung,

von den rein natürlichen und äußerlichen Bedingungen ihres Daseins los und streben dahin, sich zur Freiheit eines allgemein menschlichen Daseins zu erheben, woraus eine immer größere Annäherung und stets zunehmende Gleichheit als das Ziel des Zusammenlebens, das zwar nie vollkommen erreicht werden kann, dessen Ringen selbst aber der größte Fortschritt der Civilisation ist, hervorgeht. Die Leibeigenschaft des Mittelalters beruhte auf einem historischen Ereigniß, der Eroberung, sie hatte einmal angefangen und es war deshalb der Gedanke an ihr Aufhören möglich, der, wie die Kunde jener Zeit lehrt, in den Gemüthern der Unterdrückten nie ganz verschwand. Die Sklaverei des Alterthums wurde dagegen als ein natürliches, in die Bedingungen des Lebens überhaupt verwebtes Faktum, angesehen, weshalb sie erst mit dieser ganzen Epoche selbst verschwinden konnte. Daß die Freiheit in einem solchen Zustande wie der des Mittelalters, selbst wenn man den Geist der Kirche und ihren Einfluß, die Erhebung der Städtegemeinden und die königliche Gewalt, die schon im zwölften Jahrhundert in Frankreich anfing, sich als eine allgemeine und oberste, die Rechte der niedern Klasse begünstigende, Magistratur zu zeigen, nicht in Anschlag bringen will, selbst in dem Kreise der Herrschenden und der Dienenden, dem Adel und dem Landvolk, allgemeiner, fühlbarer als in den analogen Verhältnissen des Alterthums gewesen, bedarf keines weitern Beweises. Jedoch wohnte dieser Organisation immer noch eine innere Aehnlichkeit mit jener Epoche ein, so wesentlich verschieden sie auch sonst von ihr war, es gab einen Stand derer, die durchaus frei, und anderer, die durchaus abhängig waren, so sehr auch die Härte und Schroffheit dieser Unterschiede, im Vergleiche zu frühern Zeiten, gemildert sein mochte. Keine Epoche in der Geschichte ist an Keimen aller Art so reich wie das Mittelalter gewesen. Die Erinnerungen des Alterthums, der Einfluß der Kirche, der Charakter der auf den Boden des römischen Reiches verpflanzten und mannigfaltig verwandelten germanischen Einrichtungen, der Geist der verschiedenen Stände, die sich in ihnen bildeten, dies Alles besteht mit und neben einander, durchdringt sich aber nie und bringt keine gemeinsame, in sich geschlossene Blüthe hervor. Diese ihrer Natur und ihrem Ursprunge nach verschiedenen Elemente, die, sobald sie sich nicht

isoliren, meist in feindliche Berührung zu einander treten, diese unauflöslichen Widersprüche treten auch in dem Ausdrucke des Gesammtlebens jener Zeit, seiner Civilisation, hervor. In den Gesetzen, Anordnungen und Konstitutionen der Gesellschaft des Mittelalters liegt überall etwas Unvollendetes, Disharmonisches, ihrem eigenen Zwecke Entgegengesetztes. Die Kirche will den Staat, dieser die Kirche beherrschen. Königthum, Adel, Städte, sind durch kein inneres Band, keine eigentlich organischen Einrichtungen, unter einander verbunden. Man fühlt, daß es diesem ganzen Dasein an einem Mittelpunkte gefehlt hat, nur dann und wann, und auf Augenblicke gelingt es dem religiösen Princip, und dies nie ohne einen heißen Kampf, diese zerrissenen Glieder in einen Körper zu versammeln und sich zu seinem Haupt zu machen. In jedem einzelnen Element, das jene Zeit geboren, ist mehr Kraft als zu irgend einer andern Epoche vorhanden, wo hätte es im Dasein des Alterthums Raum für eine Kirche, einen Adel, ein Städteleben, wie damals gegeben? Aber dies Alles vereinigt sich wohl äußerlich auf Augenblicke, aber nie innerlich, es herrscht eine tiefe Disharmonie, Alles tritt in solcher Zersplitterung auf, daß die allgemeinen sittlichen Mächte, die in keiner Gesellschaft fehlen, bei ihrem Streben nach einer vernünftigen Einheit, dem Ziel aller Bewegung, auf unübersteigliche Hindernisse stoßen. Ein Grundzug wird in diesem bunten, unentwickelten und zerrissenen Zustande sichtbar und durchdringt alle Verhältnisse, das durch die germanische Eroberung in die Welt gebrachte Gefühl der persönlichen Unabhängigkeit und das aus ihr entstandene Streben der verschiedenen Völker, Stände und Individuen sich zu vereinzeln, sich als Totalitäten anzusehen, sich möglichst abzuschließen, sich jedes vom andern unabhängig auszubilden. Daher isoliren sie sich entweder oder wenn sie sich begegnen, so bekämpfen sie sich gegenseitig. In dem Stande, der den germanischen Charakter mit seinen Vorzügen und Mängeln am Reinsten in sich bewahrt, im Feudaladel, tritt diese eigenthümliche Stimmung des Innern am Meisten, in den Städten weniger, in der Kirche, deren Wurzeln auf die alte Welt zurückweisen, am Geringsten hervor, obgleich sie überall, nur in verschiedenem Grade, vorhanden und sichtbar ist. Nicht nur die großen, ihrem Ursprunge nach, fremden Mächte des Mit-

telalters bekämpfen sich einander, sondern innerhalb der verwandten und gleichartigen Kreise findet ein immerwährender Streit statt, daher in dieser Zeit, im Vergleiche zu den in ihr schlummernden und später geweckten Kräften, mehr Bewegung als eigentlicher Fortschritt sichtbar wird, daher auch in dieser Epoche mehr starke und hervorragende Charaktere als große und umfassende Geister auftreten. Das Mittelalter war jedoch, ungeachtet seiner ungebändigten Regsamkeit, mehr als irgend eine andere eine positive und historische Zeit, wenn man nämlich eine solche dafür gelten läßt, in der die Menschen sich mehr in überkommenen und ihnen aufgelegten Verhältnissen bewegen, als daß sie dieselben aus sich, ihrem Willen und ihrer Freiheit zu schaffen suchen. Auch ist der Anfang dieser Epoche durchaus historisch und nicht, wie der des Alterthums, mythisch, oder unbestimmbar, wie der der neuesten Zeit, die sich so allmählig und stätig entwickelt hat, daß ein eigentlicher Ausgangspunkt nur willkührlich und allgemein angenommen wird, aber nicht eigentlich fest bestimmt werden kann. Zwei Ereignisse beherrschen jene Zeit, machen ihren eigentlichen Charakter aus und bestimmen die ihr eigenthümliche Gesittung: die germanische Eroberung und das Verhältniß, in welches die Eroberer zur christlichen Kirche treten. Aus ihnen bildet sich ein geistlicher und weltlicher Herrenstand, das unterscheidende Kennzeichen des Mittelalters. Diese beiden Stände sind es, die dasselbe erfüllen, die aber selbst sich mit keiner wahrhaft intelligenten Freiheit bewegen, sondern von denen jeder dem mit seinem Ursprung und seiner Entwicklung verbundenen Charakter folgt, nur sich will und kennt, und weder geneigt noch vermögend ist, sich über seine individuellen Interessen zu erheben. Die Kirche ist in jener Zeit fast eben so weltlich gesinnt und noch herrschsüchtiger als der Adel. Das eigentliche Mittelalter kennt nur diese beiden Gewalten, denn als das Königthum aus dem Feudalnexus heraustritt und sich von einem Lehnshaupt zu einer Alles umfassenden Macht zu erheben beginnt und sobald die Reste der alten Municipien und die im Schatten der Schlösser und Abteien entstandenen Städte und Flecken sich stark genug fühlen, um sich von der ihnen auferlegten Klientel zu befreien und mit ihren Patronen einen Kampf zu beginnen, geht die Idee des Mittelalters und natürlich allmählig auch

seine Wirklichkeit unter. Diese beiden Mächte: der Adel und die Kirche, waren auf eine allerdings im Vergleiche zum Alterthume sehr gemilderte Abhängigkeit der Masse gegründet, welche gleichwohl die Grundlage des Daseins der herrschenden Klasse ausmacht, so daß, wie man sich den hellenischen Eupatriden und römischen Patrizier nicht wohl ohne Sklaven, den Grafen und Bischof des Mittelalters nicht ohne Hörige und leibeigene Unterthanen denken kann, ihr ganzes Leben wäre ohne dieses Verhältniß ein anderes geworden.

XI.

Eine bürgerliche Pension.

Aus dem Tagebuche eines unmoralischen Menschen.

Mitgetheilt von

F. C. Pipitz.

> **Auszuleihen.** Ein elegant möblirtes Zimmer mit frohmüthiger Aussicht, für einen Herrn, mit oder ohne Kost. (Intelligenzblatt.)

Meine Wohnung gefiel mir nicht mehr. Ich hatte das Wagengerassel satt, das Kindergeschrei, und eine gewisse namenlose Suppe, die sich mit unverschämter Zudringlichkeit dreimal in der Woche meinem Magen preisgab. Die „frohmüthige Aussicht" in der Annonce lockte mich besonders an, und ich freute mich um so lebhafter auf sie, als ich bis jetzt genöthigt gewesen war, um die Langweile zu verscheuchen, die mich immer beim Eintritt in mein Junggesellenapartement ergriff, mit meinem vis-à-vis zu kokettiren, einer sentimentalen Modearbeiterin, von der ich nichts mehr wissen wollte, als man mir spöttisch bemerkt hatte, sie trage nur deshalb so lange Kleider, weil sie krumme Beine habe. Vielleicht war dies nur die Stimme der Verleumdung — ich bin darüber nie ins Klare gekommen, und habe mir später noch oft Vorwürfe gemacht, daß ich grausam genug war, von dem Tage an, da man mir dieses Gift einträpfelte, die Vorhänge beständig vorgezogen zu halten. Ich ging also und erkundigte mich nach dem Zimmer mit der „frohmüthigen Aussicht."

Das Haus lag in der Dominikanergasse. Schon der Name dieser Gasse zog mich an, weil er mich an einen Witz erinnerte, den ich einst einen Weltgeistlichen meines Vaterlandes über die Ordensgeistlichen machen hörte, von denen er sagte, sie sollten eigentlich alle domini-kaner (keiner) heißen. Es war wohl nur Brod- und Handwerksneid, was ihn so witzeln ließ, und zu eigenem Schaden; denn diese Krähen thäten in unserer Zeit besser nach dem Sprichworte zu verfahren.

Eine Frau in den Umständen, in welchen Frauen, die ihre Männer lieben, zu sein wünschen, wie sich die englischen Zeitungen der Prüderie ihrer schönen Landsmänninen zu Gefallen auszudrücken pflegen, empfing mich mit verlegener Artigkeit und wies mir meine künftige Residenz. Man sah in lauter blühende Gärten hinaus — denn es war Mai — und ein Hyazinthenbeet und ein Apfelbaum sandten die zartesten Gerüche in die Stube. Ich habe stets viel auf Gerüche gehalten, schon bevor ich von der Vorliebe eines Verstorbenen, die übrigens sehr erklärlich ist, und des Hofrathes Gentz dafür gehört hatte — sie gewähren eine feine Wollust und sind ein höchst aristokratischer Genuß. Man könnte eine Abhandlung darüber schreiben, wenn ein deutscher Gelehrter es nicht schon gethan hat. Sie nahmen mich auch sogleich für das Zimmer ein; als ich um die Bedingungen fragte, bat die Frau, mich gefälligst zu ihrem Manne zu bemühen — sie gebrauchte eine mehr schweizerische Höflichkeitsformel, ich glaube, wenn sie went so gütig sy — den ich in seiner Seidenhandlung in der Nähe treffen könnte. Ich traf ihn aber nicht, sondern bloß einen jungen Menschen, der ziemlich albern aussah, sehr wortkarg war, und von mir für einen garçon de boutique gehalten wurde. Er sprach nichts, was mich aus diesem Wahne reißen konnte, und begnügte sich, meine Fragen und Bemerkungen mit den einfachen Partikeln ja und nein zu erwiedern. Guter Gott! hätte ich ahnen können, wie sich unsere Lebenswege später kreuzen würden! Als der Erwartete eintrat, erkannte ich meinen Mißgriff, indem ich im Laufe des Gespräches inne wurde, daß ich die Ehre habe, zwei Associés vor mir zu sehen. Noch größer wurde mein Erstaunen, als sich die Rede auf eine Reise wandte, die der jüngere vorhabe, und zwar eine Hochzeitsreise! Ich beneidete den Glücklichen; aber die Glück-

liche beneidete ich nicht, denn, wenn ihr Erkorner ein Schatz war oder einen barg, so war er gewiß sehr schwer zu heben. Ich wenigstens brachte nichts aus ihm heraus; umsonst kam ich vom hundertsten auf das tausendste, schwätzte von Louis Napoleon, vom Schützenfeste in St. Gallen, weil ich hörte, daß er einen guten Stutzen, und diskutirte sehr gelehrt über italienische und deutsche Musik, als ich vernahm, daß er ein Klavier besäße, dessen Gebrauch er mir später anbot. Verhängnißvolles Klavier!

Am nächsten Tage bezog ich meine neue Wohnung. Der schweigsame Associé war schon abgereist, um seine Braut zu holen, sich mit ihr in Einsiedeln trauen zu lassen und von da die Hochzeitsreise anzutreten. Ein Zimmer, von dem meinigen nur durch eine dünne Wand und eine verschlossene, aber nicht verrammelte Thüre getrennt, stand leer und war für ihn und seine junge Frau bestimmt. Verhängnißvolle Thüre!

Vierzehn Tage waren verstrichen, als ich eines Abends etwas später zum Souper kam. Die Gesellschaft war schon versammelt; der Seidenhändler und die Seidenhändlerin, zwei Pensionäre wie ich, der stumme Associé und ein junges hübsches Mädchen — für ein solches hielt ich sie — das die Augen niederschlug, als ich ihr guten Abend sagte, und erröthete, wenn man sie ansah. Sie war leider kein Mädchen mehr; denn der Associé dutzte sie und ging mit ihr gleich nach aufgehobener Tafel in das oben erwähnte Zimmer. Mit lächelnden Blicken sagte man ihnen gute Nacht. Als ich mich eine Stunde später — wir Uebrigen plauderten noch so lange — zu Bett begab, war jenseits der Wand schon Alles stille geworden; nur ein mäßiges Schnarchen des angehenden Ehemannes verrieth menschliche Gegenwart.

Ich gestehe aufrichtig, daß ich diese erste Nacht nicht ganz ruhig schlief. Denn mir floß, wie nach Oken und Andern, allen Säugethieren, rothes warmes Blut in den Adern, und eine 25jährige Phantasie ist, wie Jedermann weiß, selten mehr im Stande der Unschuld. Die Zeit, „wo ich nicht einschlafen konnte, ohne mein Nachtgebet verrichtet zu haben," war auch schon lange vorüber, und so blieb mir nichts übrig, als mich in Gedanken in den Schutz meiner Herzensmadonna zu begeben, was in solchen Versuchungen das beste Mittel ist — das beste,

versteht sich, nach jenem, das in der Abwesenheit oder Unerreichbarkeit des versuchenden Gegenstandes liegt, und stets als das probateste empfohlen werden kann. Indessen ward ich doch inne, daß die zwei alten Jungfrauen, welche mit einer Magd und einer Katze das untere Stockwerk bewohnten, Recht hatten, als sie gegen die Seidenhändlerin äußerten, die Nachbarschaft eines so jungen Ehepaares dürfte für einen jungen Mann wohl gefährlich werden — unter sich fanden sie diese Zimmeranordnung höchst indelikat, womit ich ebenfalls nur einverstanden sein konnte. Die Herzensmadonna war allerdings im Stande, ein- und zweimal Schutz zu gewähren, aber auf die Länge mußte ihr dieses Patronat beschwerlich, mir langweilig werden; es hatte sogar allen Anschein, als würden wir beide freiwillig darauf verzichten — denn als die Madonna hörte, wie brillant dieses Jahr die Saison in Baden-Baden sei, spürte sie plötzlich ein Unwohlsein, von dem der Arzt erklärte, es könne bedenklich werden, wenn man nicht durch eine Badekur den drohenden Folgen vorbeuge. In der Liebe aber ist meistens eine Entfernung von 20 Meilen was eine von 2000.

Sonderbare Launenhaftigkeit des menschlichen Herzens! Der verstorbene König der Juden — nicht der Baron Nathan Rothschild — der in dieser Beziehung aus eigener Erfahrung reden konnte, irrte sich nicht, wenn er von ihm klagte, es sei ein eitel, thöricht und unbeständig Ding; das meinige benahm sich nicht besser. Einem Freunde, der mich im Scherz um die bonne fortune beneidete, mit zwei jungen hübschen Schwestern — denn dies waren die Seidenhändlerin und die Neuvermählte — unter einem Dache zu wohnen, gab ich die Versicherung, man könne mir Gritli — so hieß die junge Frau — auf einem Präsentirteller serviren, ich würde sie nicht anrühren. Und in jenem Augenblicke war es mir damit heiliger Ernst. Allein der Mensch denkt und Gott lenkt — nämlich Gott Amor.

Ich kann mir jedoch mit gutem Gewissen das Zeugniß geben, daß ich redlich kämpfte, oder vielmehr Angriff und Kampf vermied. Der Seidenhändler und sein Associé brachten fast den ganzen Tag im Laden zu, oder im „Magazin“, wie der „Chef“ in gerechtem Kaufmannsstolze seine Boutique benannte — und ich zu Hause, wo ich mich an den

schönen Sommernachmittagen der ganzen Länge nach auf ein Ruhebett legte, welches ich mir auf die Galerie, die auf der hintern Seite des Hauses gegen die Gärten hin angebracht war, hatte stellen lassen. In dieser komfortablen Stellung meditirte ich, und sah mit philosophischer Selbstgenügsamkeit dem Kräuseln der bläulichen von der Cigarre sich ablösenden Rauchwölkchen zu. Zwei Dinge habe ich nie begriffen: wie man stehen oder gehen mag, wenn man des Liegens auf einem bequemen Sopha noch nicht müde, und ein zweites, das nicht hierher gehört, und von mir vielleicht später angedeutet werden wird. Ich war stets ein Freund des häuslichen Lebens, nicht des wirthshäuslichen, und obwohl ich die Natur und die Menschen sehr liebe, so liebe ich es doch noch mehr, mich ihretwegen durchaus nicht zu derangiren.

In der oben beschriebenen bequemen Lage also hätte ich Muße genug gefunden, eine Intrigue anzuknüpfen. Gritli leistete zwar in den ersten zwei Monaten ihrem Gatten im Laden Gesellschaft, aber man sah es ihr an, wie sehr sie sich dort langweilte, und ich bedurfte, um es zu merken, nicht der Aeußerung der Seidenhändlerin, welche naiv hinzusetzte: Ach, wenn ich einen solchen Mann hätte! Dies konnte ich schon, ohne sehr unbescheiden zu sein, für eine mittelbare Aufforderung halten; ich schrieb jedoch diese Worte auf die Rechnung der Einfalt der guten Frau, die mit der ganzen Verwandtschaft einem Kantone angehörte, der in dem Schweizersprichwort, welches die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Kantone charakterisirt, indem es sagt: Ein keuscher Luzerner, ein demüthiger Schwyzer u. s. w. gehören zu den Seltenheiten, in Bezug auf die Geistesfähigkeiten am übelsten wegkommt.

Der Sommer verstrich allmählig, nachdem man ihn wie gewöhnlich, bald heiß, bald kalt, bald feucht, bald unbeständig gefunden hatte, und ich rauchte noch immer auf dem Ruhebette der Galerie meine Cigarren, ohne mich im mindesten darum zu bekümmern, wenn Gritli kam, um sich mit ihrer Arbeit mir gegenüber oder gar neben mich zu setzen. Die alten Jungfrauen hatten bald die Bemerkung gemacht, daß diese Tête-à-tête's sehr verdächtig seien und wohlwollend die Seidenhändlerin davon benachrichtigt, damit diese der Schwester Avis gebe. Die Mahnung kam mir zu Ohren, und selbst dies war nicht im Stande,

mich auf den Gedanken zu bringen, den ein solcher grundlos geäußerter Verdacht in jedem Andern erzeugt hätte. Hier kann ich nicht umhin, diejenigen verehrlichen Mitglieder des menschlichen Geschlechtes, welche das undankbare Geschäft übernommen, auf der Warte der Moral stehend zu spähen und Alarm zu schreien, wenn irgendwo der Tugend Gefahr droht — insbesondere habe ich hier die unverehelichten Damen im Auge, welche schon ein unaussprechliches Alter erreicht haben — diese Damen also darauf aufmerksam zu machen, daß sie häufig Oel in's Feuer gießen, wenn sie einen solchen Verdacht äußern, bevor er begründet ist. Ich hoffe, daß sie im Interesse ihrer beiden Protegées — der Moral und der Tugend — diesen ehrerbietigen Wink beachten werden.

Meine Art mit Frauen umzugehen, möchte ich nicht Jedermann empfehlen. Nur gegen die häßlichen bin ich zuvorkommend; je hübscher sie sind, desto steifer bin ich, und die schönsten würdige ich kaum eines Blickes. Im Allgemeinen sehe ich sie alle sehr von oben herab an, und behandle sie en bagatelle; allein dies thue ich nicht, weil ich sie gering achte, sondern weil ich sie fürchte. Ja, offen gesagt, mein Benehmen ist eine Maske der Feigheit; denn ich sehe in ihnen meine gefährlichsten Feinde und mache es wie alle Poltrone. Ich spreche hier ausschließlich von Frauen; vor den Mädchen habe ich weniger Angst, denn diese verläugnen fast nie ihren Lockvögelcharakter, ihre Liebe ist eigennützig, weil stets mit der Heirat in Perspektive; „man merkt die Absicht, und ist verstimmt."

Nach den oben angedeuteten Grundsätzen verfuhr ich auch mit Gritli. Sie gehörte nicht zu den Schönsten; darum würdigte ich sie manchmal meiner Blicke, und ohne Gefahr, da Quatzalpetzicoatli — so oder beinahe so hieß bei den Mejikanern der Liebesgott — diesmal seinen Weg bei mir nicht durch die Augen fand, und wie ich zur Ehre ihres guten Geschmackes glauben muß, auch bei ihr nicht. Doch ließ ich manche Tage verstreichen, ohne ihr einen guten Tag zu bieten, schlug es ihr und ihrem Gatten einige Male rund ab, wenn sie mich auf Spaziergänge einluden, und wählte zu meinen Uebungen auf dem Klavier immer die Stunden, da ich sie abwesend wußte. Kam sie dann zufällig in das Zimmer, so ignorirte ich sie wohl gänzlich, und sprach

sie mich an, so kopirte ich ihren Eheherrn mit seinen Konversationspartikeln ja und nein.

Aber der Versucher geht umher, wie ein brüllender Löwe, und sucht, wen er verschlinge. Schon seit geraumer Zeit war eine Mißstimmung zwischen den beiden Ehepaaren bemerkbar, deren erster Grund in dem Charakter des Seidenhändlers liegen mochte. Ich werde später Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen, und beschränke mich jetzt, dem Laufe der Ereignisse zu folgen. Der Seidenhändler hatte mich bereits mehrere Male über Rechtsfragen konsultirt, die ihm bei seinem Gewerbe vorkamen, und bei denen seine Börse betheiligt war; ich fand so Gelegenheit, ihm einige Dienste zu leisten, denen wenigstens der Vorzug zukam, daß sie dem Konsultirenden die Advokatengebühren ersparten, und jetzt weihte er mich sogar in die Geheimnisse seines Hauptbuches ein, das in der That keinen tröstlichen Anblick gewährte. Ich will sie hier nicht verrathen, nur so viel muß ich erwähnen, daß die bedeutenden Verluste, welche die Handlung in kurzer Zeit, ich weiß nicht, ob durch verfehlte oder durch gelungene Spekulationen des Seidenhändlers, getroffen hatten, den Associé bestimmten, auf Trennung einer Gemeinschaft anzutragen, in der er trotz seiner viel beträchtlicheren Einlage, der souffre-douleur war. Sein Kompagnon, dem der erst nach Ablauf von 10 Jahren kündbare Handlungsvertrag bedeutende Vortheile gewährte, ging auf den Vorschlag natürlich nicht ein, und der arme Geprellte, der sich um jeden Preis von dem Geschäfte losmachen wollte, faßte jetzt den Entschluß, die Führung desselben ganz seinem Gefährten zu übergeben und sich in seine Heimat zurückzuziehen, um dort ungestört an der Seite seiner Frau des dolce far niente zu pflegen. Man konnte ihm eigentlich nicht Unrecht geben — seine Gegenwart im Laden war ohnedies unnütz und der Seidenhändler brauchte nur wenig Robert Macaire'sches Genie, um ihn am hellen Tage und vor seinen eigenen Augen zu betrügen. Zudem wurde im Hause eine Wirthschaft geführt, die mir viel Spaß, dem jüngeren Ehepaare aber viel Aerger verursachte. Die Seidenhändlerin mochte wohl unter ihren Ahnen in gerade aufsteigender Linie die zwei Würdigen zählen, von denen der eine, bevor er sich niedersetzte, seine Beinkleider, der andere aber noch mehr abzog, um

diese Kleidungsstücke nicht abzunützen; gewiß hätte sie es nicht nöthig gehabt, von den alten Demoisellen des ersten Stockwerks Unterricht in der Sparsamkeit zu nehmen, unter dem ganz ungegründeten Vorwande, daß ihre Natur zur Verschwendung geneigt sei. War dies hingegen wirklich der Fall, so that sie derselben erstaunliche Gewalt an, und verdient deshalb alles Lob. Indessen gereichte ihr diese Selbstüberwindung nicht immer zum Vortheile, und mich ergötzten vor allen zwei Fälle, in denen sie dafür selbst von ihrem undankbaren Gemale nur Spott, und hinter den Gardinen gewiß Scheltworte davontrug. Der Seidenhändler war sehr genäschig und suchte seine Leidenschaft, so oft er konnte, versteht sich, wenn es ging, auf fremde Kosten zu befriedigen. Ohne Zweifel in der löblichen Absicht, ihn von dieser Unart zu heilen, behielt sie einst eine ihr von der Schwester zum Geschenk gemachte Pastete so lange auf, bis man an ihr die generatio aequivoca der Pflanzen deutlich wahrnehmen konnte, oder ohne Kunstausdruck, bis der Schimmel sie bedeckte. Nicht besser ging es mit einem ihr ebenfalls geschenkten Schinken; er hing über drei Monate, nachdem der Räucherungsprozeß vollendet war, im Küchenkamine, als sie erst, sicher noch ungerne, beschloß, uns mit ihm zu fetiren. Ich wußte nicht, welche Ueberraschung sie uns Leckermäulern bereitete, bis ich eines Nachmittags in meinen Meditationen durch einen pestilenzialischen Geruch gestört wurde, der trotz des desinfizirenden Cigarrenrauches den Weg zu meiner Nase gefunden hatte. Aus Neugierde überwand ich meinen Widerwillen und folgte der Spur nach, die mich in die Küche führte, wo eben die Operation des Schinkenabkochens vollbracht worden war. Wie ich diesen Geruch überlebte, habe ich auch nie begriffen! Wie grausam wurde ich für den Sybaritismus gestraft, der mich bewogen hatte, um des Duftes eines Apfelbaumes und eines Hyazinthenbeetes willen diese Wohnung zu wählen! Doch freute mich die heldenmüthige Beständigkeit der Hausfrau, die nur auf die einmüthige Protestation unserer Nasen hin davon abstand, uns den Leckerbissen aufzutischen. Die Arme war nun gezwungen, ihn dem Schuhflicker im Erdgeschoß zu schenken, wie natürlich, auf Abrechnung. Sie hätte weit besser gethan, statt der alten Jungfrauen jene Bäuerin im Kanton Bern zur Lehrerin zu nehmen, von welcher

der „Bauernspiegel" erzählt, daß sie zwei Manieren hatte, Sonntags das Fleisch auf den Tisch zu bringen. Entweder stellte sie zuerst eine tüchtige Schüssel Gemüse auf und brachte das Fleisch erst, wenn sie glauben konnte, daß Alle sich an jenem satt gegessen; oder sie trug es hart und halb gekocht aus der Küche und sott es dann, nachdem der größte Theil übrig geblieben war, zu ausschließlich eigenem Gebrauche noch einmal. Obwohl nun die in solchem Geiste geführte Wirthschaft mich vergnügte, so ward sie doch, wie gesagt, mit eine Veranlassung, daß der Associé sich entschloß, das Haus des Seidenhändlers zu verlassen und in die Heimat zurückzukehren.

Mir fiel bei den Unterhandlungen die Rolle des Vertrauten beider Theile zu. Der Seidenhändler hoffte mit meiner Hülfe den Associé desto sicherer zu umgarnen; und diesen trieb eine Art Instinkt, seine Zuflucht bei mir zu suchen, damit er wenigstens nicht aus dem Regen in die Traufe käme und sich in eine noch unvortheilhaftere Stellung fügen müßte. Die Zurückhaltung, welche ich stets gegen ihn beobachtet hatte, bewirkte, daß er seine Frau beauftragte, bei mir für ihn um eine Audienz anzusuchen — guter Herr Coquardeau, wie schändlich haben wir dein Vertrauen getäuscht!

Es war an einem schönen Herbstabende. Ich blickte wie gewöhnlich träumerisch den Rauchwölkchen meiner Cigarre nach, bis sie sich in den hellblauen Himmel verloren, an dessen östlichem Rande schon einzelne Sterne heraufkamen. Wovon ich träumte, weiß ich nicht mehr — plötzlich fühlte ich an der veränderten elektrischen Spannung der Atmosphäre und an dem Dufte, welchen junge hübsche Frauen um sich verbreiten — müßte ich ihn benennen, so wüßte ich nur die Bezeichnung „fleischgewordener Veilchenduft" — daß eine solche in der Nähe sei, und wirklich trat gerade Gritli auf die Galerie. Ich weiß nicht, warum mir dieses Mal das Herz klopfte; vielleicht weil ich wußte, daß wir allein zu Hause seien. Sie setzte sich neben mich — ich hatte ihr keinen Platz angeboten — und sagte: Excusez. In einem großen Theile der Schweiz bedient man sich dieses Wortes ausschließlich statt der gleichbedeutenden Formeln, die in andern Ländern üblich sind; aber die Aussprache desselben variirt unendlich. Alle Nuancen vom breitesten, schwei-

zerischen ä, das fast wie a klingt, bis zu dem scharfgespitzten e sind in der ersten Silbe hörbar, der Ton ruht bald auf dieser, bald auf der zweiten und am gewöhnlichsten vernimmt man: **Aëxcusë**, mit stufenweise abnehmender Betonung und einem fast stummen Schluß-e. Auch Grilli sagte also: **Excusez**; aber sie pflegte es nach den Umständen verschieden auszusprechen, und konnte dazu, wenn sie wollte, ihr niedliches Mündchen auf eine eigene, recht küssenswerthe Art spitzen. Diesmal spitzte sie es ganz so; ich schmiegte mich, so enge ich konnte, an die entgegengesetzte Lehne, und sie fügte hinzu: Lassen Sie sich nur nicht stören. Mit mir sprach sie immer hochdeutsch; es tönte wie aus der Grammatik gelernt, doch kleidete sie der Zwang, den sie sich dabei anthat, nicht übel. Nach einer Pause, während welcher sie that, als ob sie strickte, fühlte ich, daß es an mir sei, ein Gespräch anzufangen, und begann mit vieler Geistesgegenwart:

Wie ich höre, wollen Sie uns bald verlassen? Sie gehen gewiß recht gerne nach Hause zurück?

Ach nein, erwiederte sie, ich muß aber wohl.

Neues Stillschweigen von meiner Seite. Endlich begann ich wieder:

Sie haben in ** doch so viele Bekannte?

Auch hier, und solche, die uns recht lieb sind.

Sie können dort ganz ungestört mit Ihrem Gatten leben.

Dies sagte ich mit Ironie in Blick und Stimme, denn eigentlich hatte es mich schon oft heimlich geärgert, daß sie gerade in meiner Gegenwart am häufigsten mit ihm zärtlich that.

O gewiß, und ich freue mich auch recht sehr darauf; aber Sie müssen uns dann besuchen.

Mit Vergnügen; nur fürchte ich, daß Ihnen mein Besuch wenig Freude machen wird.

Wie man bemerkt, wurde ich nach und nach artiger; ich hob sogar eine Nadel auf, die ihr entfiel, und da geschah es, daß sich unsere Hände streiften. Sie sagte wieder: **Excusez**, und erröthete. Später gestand sie mir, daß sie die Nadel absichtlich fallen ließ.

Nein, nein, kommen Sie nur, und die andern Herren auch. — Sie meinte die zwei Pensionäre.

Nun, da haben wir's. O die Frauen! Es ist Ihnen, wie ich sehe, mehr um diese zu thun, vielleicht am meisten um Herrn **? —

Ich nannte den Namen des einen, eines jungen schwarzäugigen Halbfranzosen aus dem Kanton Waadt, der keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, um ihre Hand oder ihr Kleid zu berühren.

Was denken Sie auch? Nun, so kommen Sie lieber allein.

Sagen Sie mir jetzt aufrichtig, welchen von uns dreien haben Sie am liebsten? Aber ganz aufrichtig!

Die „Jungfern" ** (im 1. Stocke) haben mich auch darum gefragt, allein ich hütete mich wohl, es ihnen zu sagen.

Mir dürfen Sie es schon sagen — ich bin verschwiegen, dies können Sie schon längst bemerkt haben.

Wenn Sie es durchaus wissen wollen —

Nun?

Den, der spricht. —

Da hatte ich den Erfolg meiner Unarten. Und sie schlug nicht einmal die Augen nieder, sondern sah mir ganz unbefangen ins Gesicht und lächelte schalkhaft. Ich hing im Sprenkel. Das Blut schoß mir ins Gesicht, und dieses muß in dem Augenblicke recht albern ausgesehen haben. So hatte denn meine Taktik wieder einmal ihr Ziel verfehlt, und mir blieb nichts übrig, als mich an den Spinnrocken dieser Omphale zu begeben. Nach der ersten Liebeserklärung, die ich schriftlich abgab, habe ich geschworen, nie eine zweite zu machen; aber was konnte ich dafür, wenn man mir eine machte? Und eine Liebeserklärung war es, in der besten Form; ausgestellt auf Sicht, acceptirt und honorirt unter einem. Dies lehrte die Folge. Schon der nächste Moment hätte es lehren können, wenn ich in der Hoffnung gewesen wäre, mein Glück sogleich zu benützen. Gritli setzte noch manche Worte hinzu, die wie ein durchsichtiger Schleier ihre Neigung verbargen und offenbarten, und mich entzückten. Sie kam mir vor wie ein Reh, das ich eben gezähmt hätte; schüchtern und doch so vertrauend blickten ihre Augen in die meinigen, die mit Rührung auf ihr ruhten. Ja, mit Rührung!

Denn diese Empfindung erweckte stets in mir dieses halbbewußte Sichhingeben des Weibes an den Mann, dieses Flüchten der Taube unter die Flügel des Falken, das man übereingekommen ist, Liebe zu nennen. Die armen Schutzlosen klammern sich an das Horn des Altars und flehen um Schonung; doch der erbarmungslose Priester hört sie nicht, und opfert sie auf ihm seinem Götzen — dem Egoismus.

Der Abend dunkelte immer mehr, und wir saßen, ich weiß nicht, wie lange, schweigend neben einander. Da hörte ich das Knarren des Hausthores, welches das Kommen der Uebrigen verrieth, stand auf und reichte ihr die Hand. Der erste, sanfte Händedruck der Frau, die uns liebt, taucht uns in ein Meer ätherischer Wollust; die späteren Genüsse sind berauschender, allein man sehnt sich nur nach jenem zurück.

Bevor ich in die Abendgesellschaft ging, zu der ich geladen war, klopfte ich leise an die Thür des Zimmers, in dem Gritli allein war. Sie näherte sich eben so leise, um zu vernehmen, was ich wünsche. Ich wollte Ihnen nur gute Nacht sagen, sagte ich. Gute Nacht, erwiederte sie.

In der Gesellschaft war ich stiller als sonst, und in mich gekehrt. Hätte sich Jemand die Mühe genommen, mich zu beobachten, so konnte er leicht an der brennenden Röthe meines Antlitzes — ob meine Augen auch glühten, weiß ich nicht, da ich mich nicht im Spiegel sah — das Fieber erkennen, welches mich verzehrte. Dieses Bewußtsein, geliebt zu sein, erhebt uns in unsern eigenen Augen auf einen Thron und macht uns zu Helden und Halbgöttern. Warum gewöhnen wir uns so bald daran? — Die Nacht über schloß ich kein Auge, wie manche folgende.

Als ich aufstand, hörte ich Gritli husten. Ich hustete auch. Die Sprache hat gewiß ein Liebender erfunden; erfindet ja noch jetzt beinahe jedes Liebespaar eine eigene. Ich sah sie erst am Mittagstische, an dem sie schon saß, als ich eintrat. Unsere Blicke vermieden und suchten sich, fanden und verloren sich wieder, wie zwei Schmetterlinge, die in der Luft gaukeln, sich verfolgen und haschen, und des Spieles müde endlich aus dem gleichen Blumenkelche Honig saugen. Jetzt fand ich erst, wie hübsch Gritli sei; die Frische des Teints, die Fülle der Büste

verrieth die Schweizerin, das Auge strahlte südliches Feuer, wenn es sich langsam unter den langen Wimpern erhob. Die Jungfrau war in ihr noch nicht in die Frau aufgegangen; beide Wesen berührten sich und warteten auf den elektrischen Strahl, der sie verschmelzen sollte.

Am Abende dieses Tages sprach sie mit mir von den Geschäften. Wir waren wieder allein, diesmal in der Wohnstube. Als sie Jemanden nahen hörte, flüchtete sie schnell in ihr Schlafzimmer — gleich darauf trat der Seidenhändler ein, der unter andern liebenswürdigen Gewohnheiten auch diese hatte, sich auf den Fußspitzen an diejenigen Thüren heranzuschleichen, hinter denen er ein Gespräch zu vernehmen glaubte.

So ganz allein, redete er mich mit seiner gewöhnlichen süßlichen Stimme an, worauf ich, um meine Verlegenheit zu verbergen, die Antwort schuldig blieb; doch er begnügte sich mit meinem Stillschweigen nicht.

Wissen Sie nicht, ob Gritli bei Hause ist? fragte er wieder.

Kann wirklich nicht dienen, lautete mein Bescheid; da ging er zur Thüre ihres Zimmers, öffnete sie und blickte in das Dunkel hinein. Es scheint Niemand hier zu sein, schloß er und ich empfahl mich. Der Spitzbube wußte recht gut, woran er war.

So trieben wir es fort, wie zwei Liebesleute es zu treiben pflegen. Wir waren selig, wenn wir uns sahen, und selig, wenn jeder die Nähe des andern empfand. Weiter gingen unsere Wünsche nicht, wenigstens die ausgesprochenen. Die letzten Tage des scheidenden Herbstes waren schön. Wir brachten manche Abende derselben auf der Galerie zu, wo Gritli mir gegenübersaß und von ihren Kinder- und Mädchenjahren vorplauderte. Da erfuhr ich auch, wie es mit ihrer Heirat zugegangen war. Sie erschien als das Resultat einer Spekulation des Seidenhändlers, der, um durch eine Verschwägerung mit seinem nunmehrigen Associé dessen Vermögen zur Verfügung zu bekommen, den Kuppler zwischen ihm und dem Mädchen oder vielmehr den Eltern des Mädchens gemacht hatte. Sie empfand für ihren Bräutigam weder Liebe, noch war sie ihm abgeneigt, was ganz natürlich zuging, da er zu den Menschen gehörte, die keines, weder Liebe noch Haß, einzuflößen im Stande sind. Es war unmöglich, einen Menschen zu lieben, der nichts gesehen, nichts

erfahren und nichts gelernt hatte, der an nichts Freude fand, den nichts interessirte. Er las blos das Intelligenzblatt. Hassen konnte man ihn aber auch nicht, denn wie kann man ein Hausthier hassen, oder einen Hammel, oder eine Trappe? Sie gehorchte ihren Eltern, und als nach der Hochzeit der Schleier fiel, beschloß sie sich in ihr Schicksal zu ergeben, und in den ersten Monaten mochte es ihr auch nicht schwer fallen, denn am Ende war er doch ein Mann. Als jedoch das Herz erwachte und die öde Einsamkeit um sich sah, als sie inne ward, daß nicht einmal ihr Geist an dem des Gatten einen Lehrer, eine Stütze fand, als sie bemerken mußte, welch' traurige Rolle er spielte, wenn er schwieg, und welche noch traurigere, wenn er redete, als sie sich endlich seiner zu schämen anfing und gedemüthigt dastand vor sich selbst — was that sie dann? Sie verdoppelte aus Stolz ihre Zärtlichkeit gegen ihn vor der Welt, während sie sich in der geheimsten Tiefe ihres Herzens nach Liebe sehnte; sie lachte und scherzte, während ihr Herz blutete; sie wollte glauben machen, daß sie glücklich sei. Es gelang beinahe; auch ich ließ mich täuschen und behandelte sie abstoßender, als ich es vielleicht sonst gethan hätte, weil ich unmöglich eine Frau achten konnte, von der ich annahm, daß sie einen solchen Mann freiwillig gewählt habe und mit ihm glücklich sei. Warum gerade ich die Mummerei zerstörte? Weil mein Benehmen, das so sehr verschieden von dem der Andern war, welche sie schmeichlerisch umgaukelten, sie reizte; von da aber ist, wie wir Alle wissen, in den meisten Fällen nur ein Schritt zur Liebe. Weil ich ihr nicht gefallen wollte, wollte sie mir gefallen; zwar gelang ihr das Experiment, allein wir beide wurden dessen Opfer.

Ich bin überzeugt, unsere Liebe wäre rein geblieben, wenn ihr Zimmer nicht an das meinige gegränzt hätte. Ich konnte allerdings ein anderes beziehen; wer wirft den ersten Stein auf mich, daß ich es nicht that? Wir sind nun einmal dazu verdammt, daß wir jede Erkenntniß mit dem Verlust eines Paradieses erkaufen.

Die erste Folge dieser Nähe war, daß sich zwischen uns ein Briefwechsel entspann. Ich beschrieb einen Streifen Papier, faltete ihn ganz klein zusammen, ließ ihn durch das Schlüsselloch gleiten und erhielt auf demselben Wege die Antwort. Dies hätte geschehen können, ohne die

Gefahren zu steigern; aber durch die nämliche Thüre konnte ich Gritli belauschen, wenn sie ihre Morgentoilette machte — der Associé ging meistens früher in den Laden — und dieser Anblick war gerade nicht geeignet, mein Blut zu kühlen. Man kann sehr leicht ein heiliger Antonius in der Wüste sein und allen Versuchungen stoische Unempfindlichkeit entgegensetzen; wohlverstanden, wenn man wie er durch Wachen, Beten und Fasten abgehärmt ist, einen 60- oder 70jährigen Körper hat und weiß, daß es entweder der Teufel selbst ist oder seine Agenten, die uns versuchen. Dies Alles war bei mir nicht der Fall. Darum schrieb ich Briefchen, wie die folgenden:

* * *

Guten Morgen, mein theures Gritli! wenn Sie mich nur ein Fünkchen lieb haben, so kommen Sie, sei es auch bloß auf einen Augenblick, zu mir. Ich habe die ganze lange Nacht kein Auge zugethan, und vergehe fast vor Sehnsucht. Wenn ich bei Ihnen wäre, so würde ich Sie so lange küssen (in natura hatte ich dies noch gar nicht gethan), bis Sie weniger grausam würden. Haben Sie mich also nicht einmal ein klein wenig lieb? — Nur auf einen Augenblick kommen Sie jetzt. — Sie können ja thun, als ob Sie fortgingen, oder auf die Galerie, oder in die Messe, oder sonst wohin. Bitte, bitte!

* * *

Sie müssen ein wenig herüberkommen, sonst erfrier' oder verbrenn' ich im Fieber. Haben Sie es nicht versprochen, Sie Böse, Liebe, Wüste? Erbarmen Sie sich doch nur a chli und bedenken Sie meine schlaflose Nacht (Nr. 3) in der ich immer, immer an Sie dachte und in Gedanken — dies ist mir ja erlaubt — sehr meisterlos war. Ihren Husten habe ich stets ängstlich erwartet und mich dann über ihn gefreut. Setzen Sie sich doch oder stehen Sie mehr der Thüre gegenüber! Was macht ihr allerliebstes, böses, eine Million Küsse werthes Mündchen?

* * *

Einen recht langen innigen Kuß als Morgengruß, liebes Gritli! Lesen Sie die folgenden Zeilen erst, wenn Sie ganz sicher sind; verber-

gen Sie dieselben indessen an einem sichern Orte, etwa in dem schönsten Briefeinwurfe der Welt (ich sage Ihnen mündlich, wo er ist), und zerreißen Sie das Blatt dann. Gehen Sie heute nach Tisch nicht gleich in ihr Zimmer und reden Sie ganz unbefangen mit mir; ich sehe Sie so gerne und das blaue Hauskleid, das Sie jetzt an Sonntagen gewöhnlich tragen, steht Ihnen so hübsch. Vielleicht spielen wir und dann setzen Sie sich mir nahe gegenüber. Gestern Nachmittag hätten wir die schönste Gelegenheit gehabt — es war fast eine Stunde lang Niemand zu Hause — leider Sie auch nicht. Wenn die Beiden morgen frühe in den Laden gegangen sind, so können Sie leicht, wenn Sie mir diese Freude machen wollen, eine Gelegenheit finden, Sie wissen schon wozu? Ich sehne mich recht sehr darnach, um ein paar Minuten mit Ihnen ungestört allein zu sein.

Ihr Husten ist eine prächtige Sprache, ich möchte Ihnen in einer andern darauf erwiedern.

Man sieht, alle diese Briefe hatten die nämliche Pointe — die glühendsten unterdrücke ich. Und ich führte eine solche Sprache vor dem ersten Kusse! Wie ich diesen erhielt, will ich erzählen. Wir hatten uns gezankt; die Schuld war auf meiner Seite, denn, wenn ich liebe, so bin ich aus lauter Gefühlsnerven zusammengesetzt und krankhaft empfindlich. Vormittags war ich fest entschlossen, das Verhältniß abzubrechen; Nachmittags ging ich in das Zimmer, wo Gritli, wie ich wußte, arbeitete, setzte mich an das Klavier und spielte. Lange vermied ich sorgsam sie anzusehen, sie that boshaft das Gleiche; bei mir schmolz das Eis immer mehr, bei ihr hatte sich ohnedies keines gebildet; endlich fragte ich: Bist Du noch böse? — Das erste Du war kaum über meine Lippen, als ich auf ihnen den heißesten Kuß fühlte, den mir je ein Weib gegeben. Wir umschlangen uns wortlos und sie legte zitternd ihr Haupt an meine Brust. O ihr Stunden namenloser Seligkeit, warum kehrt ihr nie wieder?

Von dieser Stunde an versuchte ich umsonst, den Aufruhr meines Blutes zu dämpfen. Es gab wohl Augenblicke, in denen ich mir heilig zuschwor, mich selbst zu beherrschen, denn die Erfahrung hatte mich schon

gelehrt, daß man nur um diesen Preis dauerndes Glück erkauft. In solchen Augenblicken kam eine Stimmung über mich, die ich nicht anstehe, eine heilige zu nennen; mich durchschauerte in ihr ein Vorgefühl jener Liebe, mit der sich die Engel lieben mögen, und in warme Thränen löste sich die Sehnsucht auf, die umsonst nach Befreiung von den irdischen Fesseln rang. In diesen heiligen Augenblicken schmiegte sich Gritli, denn nur bei ihr wurden sie mir, mit jungfräulicher Innigkeit an mich, und wir empfanden beide eine zweite Unschuld. Aber den ganzen gebrechlichen Bau stürzte eine Nacht! Hätte Monsieur Coquardeau nicht jenes höllische Geräusch gemacht, er wäre heute nicht, was er ist.

Guatimozin, der bekanntlich auf glühende Kohlen gelegt wurde, erfreute sich eines Rosenlagers, wenn ich das meinige mit seinem verglich. Am Morgen war Gritli's Loos unwiderruflich festgesetzt. Die Rolle des Tantalus sagte mir nicht länger zu, um so weniger, nachdem ich das Vergnügen gehabt hatte, einen Andern an derselben Tafel schwelgen zu sehen, an der ich hungern sollte.

Der Associé unternahm gerade an dem auf diese Nacht folgenden Tage eine kleine Reise, von welcher er erst am zweiten Tage zurückkehren sollte. Ich benützte seine Abwesenheit, um, während Gritli das Zimmer verlassen hatte, das Schloß der Thüre zu meinem Zwecke brauchbar zu machen. Der Tag schien ewig währen zu wollen; endlich sank die Sonne. Dann kam das Nachtessen; ich brachte keinen Bissen hinunter; wir hatten nicht mehr Gerichte als gewöhnlich, aber in meinem Sinne konnten die schwelgerischen Mahlzeiten des Lucullus nicht länger gedauert haben. Auch diese letzte Geduldprobe ging vorüber; ich befand mich in meinem Zimmer, und nach und nach wurde Alles im Hause still. Ich flüsterte an der jetzt nur mehr scheinbar verschlossenen Thüre lehnend, vor Fieber-Gluth und Frost zitternd, Liebesgluth athmende Worte an das Ohr der Lauschenden, die wohl ahnen mochte, welches Feuer in mir loderte, denn sie bat mich wiederholt, ich möchte zu Bett gehen. Endlich heuchelte ich Gehorsam; doch konnte ich mir den kleinen Vorgenuß nicht versagen, ihr „gute Nacht" mit einem „auf Wiedersehen" zu beantworten. Um sie ganz sicher zu machen, warf ich mich auf mein Bett; bald hörte ich die Kissen des ihrigen unter der schönen Last seufzen.

Jetzt hielt ich mich nicht mehr; mit einem Druck der Hand war die Thür geöffnet, und im nächsten Augenblicke preßte ich Küsse, in die sich meine ganze Seele wie ein heißer Lavastrom ergoß, auf den Mund der Ueberraschten, bis zum Tode-Erschrockenen. Einen Augenblick schien sie übermannt; dann erhob sie sich plötzlich, entwand sich meinen Armen und sprach mit leiser, aber fester Stimme: O laß mich — nur diese Nacht, nur morgen noch schone mich! — Dann benetzten sich ihre Augen mit Thränen, die mich vollends zur Besinnung brachten. Ich versuchte jetzt die Gewalt der Ueberredung, denn daß ich dem Zwange, auch dem moralischen, nichts verdanken wollte, verstand sich von selbst. Sie widersprach mir gar nicht, und sagte zuletzt: Ich weiß, daß Du mich liebst, und ich — mir bist Du Alles! Bei diesen Worten zog sie mich an sich und küßte mich auf die Stirn. Dies machte mich wieder kühner; doch sie wehrte mich sanft ab und fuhr fort: Nein, so war es nicht gemeint, lueg, Du mußt fri si und mich ruhig anhören. Ich zürne Dir nicht, das siehst Du wohl, und wüßte auch nicht, warum ich es sollte? Denn daß es so kommen werde, konnte ich voraussetzen, und wenn ich deshalb ewig unglücklich werden sollte, ich kann Dir nichts versagen, wovon Du glaubst, daß es Dich glücklich macht. Nur jetzt, nur morgen darfst Du nicht darauf bestehen — es ist die erste Bitte, die ich an Dich richte, und Du wirst sie erfüllen, nicht wahr? Frage auch nicht warum, und setze mir keine Bedingungen, unterbrach sie, als ich beides thun wollte, sondern sei hübsch artig und laß mich jetzt mein Nachtkleid anziehen.

Wo willst Du denn hin? rief ich.

Nun, meinte sie, ich kann doch nicht hier bleiben, wir wollen uns nicht zu viel Stärke zutrauen. Ich will zur Magd hinauf gehen und ihr sagen, ich hätte mich gefürchtet, allein im Zimmer zu schlafen.

Und ich soll wieder in mein einsames, kaltes Bett zurück, klagte ich unmuthig.

Du kannst ja hier bleiben, tröstete sie und schlüpfte mit den Füßchen in die Pantoffeln.

Darf ich?

Wenn es Dir Freude macht, warum nicht?

Ich hatte nun wenigstens einen kleinen Ersatz in Aussicht. Denn ich fühlte wohl, daß ich ihr gehorchen mußte. Nicht einmal küssen wollte sie mich, weil sie vermuthlich meinen Ungestüm kannte, und ihn und sich selbst fürchtete. Als ich ihr zum Abschied die Hand reichte, zog das liebe Kind sie hastig an den Mund, und drückte sie an die Lippen; dann sagte sie: Schlaf' wohl!

In der Thüre blickte sie noch einmal zurück, legte den Finger an den Mund, wiederholte weich und traurig: Schlaf wohl, Du Lieber! und verschwand im Dunkel.

Ich war auf dem besten Wege, ein Heiliger zu werden, und es würde mich nicht gewundert haben, wenn in diesem Augenblicke ein Engel eingetreten wäre und mir eine Lilie und eine Palme gereicht hätte. Da dies nicht geschah, so erkannte ich mir selbst auf den verdienten himmlischen Lohn eine Abschlagszahlung zu, und machte es mir in dem kleinen, schmalen, warmen, weichen, duftenden Frauenbette so bequem als möglich. Ich schlief sogar bald ein, und meine erträumte Heiligkeit unterlag einer erträumten Versuchung.

Am Morgen zerbrach ich mir den Kopf, um den Grund von Gritli's Benehmen herauszuklügeln. War es Ziererei? Sie betrug sich ja, nachdem der erste Schreck vorübergegangen war, so unbefangen, als hätten wir unser ganzes Leben lang das nämliche Zimmer getheilt. War es Angst vor der Hölle? Sie ging zwar fast alle Tage in die Messe, allein zu den Devoten gehörte sie nicht, so wenig als zu den weiblichen Tartüffes, und zudem ließen ja ihre eigenen Aeußerungen diese Vermuthung nicht aufkommen. Fürchtete sie, ich würde erkalten, wenn ich nichts mehr zu wünschen hätte? Ich wußte es nicht, gewiß ist nur, daß ich mit Ungeduld Aufklärung erwartete.

Sie zögerte nicht lange, mir dieselbe zu geben. Fünf oder sechs Tage nach jener Nacht erhielten beide Ehepaare eine Einladung, den Nachmittag und Abend bei einer befreundeten Familie zuzubringen. Gritli bat mich, diesen ganzen Tag außer dem Hause zu verweilen, und erst am späten Nachmittage, wo möglich ungesehen, heimzukommen. Ich that so, und fand mich, als es schon zu dämmern begann, auf meinem Zimmer ein. Bald hörte ich an der Thüre der Nebenstube ein leises

Klopfen, und Gritli's Stimme, die flüsterte: So mache doch auf! — Es versteht sich, daß im nächsten Momente meine Arme sie umschlangen.

Ich habe ein Unwohlsein vorgeschützt und bin zu Hause geblieben — Deinetwegen, Du Böser! Ich war Dir ja einen Ersatz schuldig.

Und willst Du ihn vollständig leisten? fragte ich bebend und umschlang sie inniger.

Excusez, Monsieur, seien Sie nur nicht gleich so wild und lassen Sie mich erst reden.

Du willst mir also erzählen, warum Du neulich diese Laune hattest?

Wenn man Dich hört, so sollte man glauben, Du habest mich auf dem Sklavenmarkte in Konstantinopel gekauft, von dem Du uns erzähltest. Und wenn es nun keine Laune gewesen wäre? wenn ich sie heute auch hätte? wenn ich Dir überhaupt keine Rechenschaft schuldig wäre?

Dann müßtest Du ein ganz anderes Gesicht machen und andere Augen und ein anderes Mäulchen und dann —

Und dann?

Und dann wärst Du heute nicht zu Hause geblieben.

Sie lächelte und erröthete. Dann richtete sie sich auf — sie saß auf meinem Schooße — ihre Miene nahm einen komischen Ernst an und sie sagte, indem sie die Lieblingsliebkosung Napoleon's anwendete, d. h. mich bei den Ohren zupfte:

Ich sehe schon, mit Vernunftgründen ist bei Dir nichts auszurichten. Vielleicht wirst Du gescheidter, wenn ich Dir erzähle, warum ich neulich diese Laune hatte, wie Du Dich auszudrücken beliebst. Mein Schwager hatte uns die Gefälligkeit erwiesen und Ihn (sie bezeichnete ihren Gatten nie ausdrücklich, wenn sie mit mir von ihm sprach) auf uns beide aufmerksam gemacht. Ich kann mir nicht denken, woher er etwas weiß; vielleicht hat er gehorcht oder gespäht — kurz, er weiß oder vermuthet etwas. Ich mußte ihm nun, bevor Er abreiste, feierlich versprechen — Du kannst Dir ja denken, was — und mehr noch, ich gab mir selbst das Wort, seine erste Abwesenheit nicht zu benützen.

Hast Du ihm heute auch etwas versprechen müssen? fragte ich schelmisch.

Sie schwieg.

Nun, ich will eine Antwort: Ja oder Nein?

Nach einer Pause flüsterte Gritli kaum hörbar: Nein.

Ich jauchzte laut auf und preßte sie an mich. Betäubt, entzündet von einer Gluth erwiederte sie mein heißes Liebkosen; ihre Wange überzog bald tiefe Blässe, bald brennende Röthe, ihre Augen schlossen sich und sie barg ihr Antlitz an meiner Brust.

Der Falke hatte seine Klauen in den Leib der Taube geschlagen, und bebend krümmte sich die Wehrlose unter ihnen. Wir Männer sind kalte, engherzige, verächtliche Egoisten — und dumme Egoisten dazu. Die Geschichte von der Pandorabüchse wiederholt sich immer fort; wir öffnen sie, die beseligendsten Empfindungen fliegen fort und nur die Reue bleibt zurück. Statt uns an dem Dufte und der Farbenschönheit der Blumen zu freuen, pflücken wir sie, und verzehren sie als Zugemüse. Was Wunder, wenn wir Magenschmerzen davon bekommen.

Die Streitigkeiten über die Ehe, über Frauenemancipation, über die femme libre u. s. w. haben mich nie sehr erbaut und mich immer theilnahmlos gelassen. Wir werden schwerlich eine andere Form entdecken, um die Ganzheit des menschlichen Individuums darzustellen, wir werden keine entdecken, weil keine möglich ist — wir werden auch nie ein anderes Einmaleins entdecken. Warum kehren wir aber, was die Ehe betrifft, nicht zur biblischen Vorschrift zurück Ev. Matth. Kap. 19. V. 9.? Müßte ich ein Gesetz darüber erlassen, so nähme ich sie zur Grundlage, und unterwürfe dazu die einer criminal conversation Ueberwiesenen der einzigen Strafe — ohne irgend eine Aussicht auf Begnadigung — daß sie sich heiraten müßten. Die katholische Strenge und die protestantische Nachsicht sind beide unvernünftig — jene ist in manchen Fällen grausamer als Verurtheilung zu lebenslänglicher Zwangsarbeit, diese gleicht nicht übel den Zeitkäufen auf der Börse.

Ich wäre gern bereit gewesen, der erste meinem neuentworfenen Gesetze zu gehorchen. Von dem Abend an betrachtete ich Gritli als meine Frau, und wenig fehlte, daß ich mich vor aller Welt verrieth, denn ich vernachlässigte beinahe jede Vorsicht und nur der ihrigen hatte ich es zu danken, daß kein Aergerniß entstand. Sie behandelte mich in Gegenwart Anderer so, daß es unmöglich war, Verdacht zu schöpfen,

und dennoch verstand sie es dabei, mich durch tausend Kleinigkeiten merken zu lassen, daß ich ihr Liebling sei. Mich entzückte dieses Spiel — ist es süß zu lieben, so ist es süßer, sich geliebt zu wissen, und am süßesten, sich lieben zu lassen. Und wie reichlich wurde mir das Alles zu Theil! In den Stunden vorzüglich, die wir mit einander allein zubrachten, bald zu Hause, bald auf einsamen Spaziergängen — in diesen Stunden, in denen sie ihr ganzes Leben, das einfache und doch von unschuldigen Freuden so reichlich verschönte, von kindischen Schmerzen nicht selten verbitterte Leben eines Mädchens vor mir aufrollte, das von der Welt nichts kannte, als das Haus, in dem sie geboren wurde, und den Garten, in dem sie spielte und Blumen erzog. Wenn sie da so sorglos plauderte und unerschöpflich war im Erzählen der unbedeutendsten Züge, die nur von der Liebe für die Liebe erzählt werden können! Wenn die innersten Fasern ihres jungfräulichen Herzens — denn dies war es — sich meinen Blicken nicht entzogen, und sie mich zum Vertrauten machte ihrer heiligsten Gedanken, ihrer geheimsten Sehnsucht! Wenn sie schwieg und mir ins Auge sah und ein leiser Seufzer ihren Busen hob! Wenn sie muthwillig war, ein Schweizerliedchen sang, und mich umhüpfte wie eine Gazelle!

Der Seidenhändler verfolgte unterdessen seine Plane. Es lag ihm vorzüglich daran, sich wieder in das Vertrauen seines Associé einzuschleichen, dessen eifersüchtige Gemüthsart ihm dazu das trefflichste Mittel bot, und sich an Gritli zu rächen, die seine Absicht, den letzten Rest des Vermögens ihres Gatten in seine Hände zu bekommen, durchkreuzt und vereitelt hatte. Wie hätte sich dieser gegen den Wächter seiner Ehre, die er, wie er wohl fühlte, selbst nicht bewachen konnte, undankbar zeigen sollen?

Vor Allem aber lag es dem Seidenhändler daran, sich Gewißheit von dem zu verschaffen, was er bis jetzt nur zu vermuthen starke Gründe hatte, um dann von den erlangten Kenntnissen nach Umständen Gebrauch zu machen. Alle Liebenden haben etwas von der Beschaffenheit des Auerhahnes, der bekanntlich in dem Augenblicke dem Jäger zum Opfer fällt, da er vor zärtlichem Girren nichts hört. Auch ich wiegte mich in der vollkommensten Sicherheit.

Eines Morgens öffnete ich den Schrank, in dem ich meine Papiere zu verwahren pflegte. Sie lagen wie gewöhnlich da; erst beim zweiten Blicke durchzuckte es mich wie ein Blitz, daß eine fremde Hand sie berührt haben mußte — ich hatte den ganzen vorigen Tag auf dem Lande zugebracht. Sie waren indessen, wie ich bald merkte, nicht bloß berührt, sondern auch durchmustert; es fehlte sogar ein Brief. Mein erster und einziger Verdacht fiel auf den Seidenhändler, sein Associé war zu einfältig und selbst zu ehrlich, um einen solchen Akt der höhern Diplomatie zu begehen, und nur diese beiden konnten die Papiere interessiren, unter denen sie Aufschluß gebende Briefe und Tagebücher, die wirklich vorhanden waren, vermuthen konnten. Ich beschloß sogleich, mir darüber Gewißheit zu verschaffen; vorher eilte ich Gritli davon zu benachrichtigen, die mit Bestimmtheit sagte: Dies hat mein Schwager gethan. — Wir waren rathlos, da wir nicht wußten, wie der Ehrenmann seine Entdeckung benützen werde.

Beim Mittagessen warf ich hin, es müsse Jemand am vorigen Tage in meinem Zimmer gewesen sein und dort den Schrank eröffnet haben, denn mir fehle ein Brief. Die Seidenhändlerin blickte, unter einem albernen Lächeln ihre Verlegenheit verbergend, den Seidenhändler an, welcher die Farbe wechselte und sagte: Ich wüßte nicht. — Allein ich wußte es jetzt, und warf dem Paare einen Blick zu, der es getödtet haben würde, wenn ich ihn hätte in einen Dolch verwandeln können.

Gritli meinte, es wäre am klügsten, das Vorgefallene zu ignoriren; ihr Schwager werde Ihm gewiß nichts sagen, was zwischen ihnen einen förmlichen Bruch herbeiführen könnte, er werde ihr diesem gegenüber höchstens Leichtsinn und ein unüberlegtes Entgegenkommen Schuld geben, auf mich hingegen das ganze Gewicht einer Anklage wegen Verführungsversuchen wälzen. Die Folge zeigte, daß sie Recht hatte. Ich konnte es jedoch nicht über mich gewinnen, diesen Schurken, der zugleich der verächtlichste Heuchler war, — denn er überhäufte mich fortwährend mit Aufmerksamkeiten, die ihm nichts kosteten, und nahm sogar ein paar Male in Rechtshändeln meine Dienste in Anspruch — sich in Ruhe seines gelungenen Streiches freuen zu lassen,

und hielt es zudem für uns beide besser und sicherer, wenn ich den Versuch machte, ihn einzuschüchtern.

Ich trat also eines Morgens in sein Zimmer und redete ihn, als er nach einem höflichen Gruße mich um meine Wünsche befragte, ruhig an, wie folgt:

Sie waren am letzten Sonntage in meinem Zimmer und haben meinen Schrank eröffnet, wo Sie Papiere durchmusterten, die auf mein Verhältniß zu Gritli Bezug haben?

Er erstarrte, denn er hatte wohl geglaubt, seine Sache so gut gemacht zu haben, daß Entdeckung unmöglich war. Stotternd erwiederte er:

Ich — Sie irren —

Ich habe Beweise, gegen die Sie wahrscheinlich nichts einzuwenden haben. Diesen Brief, der mir gestohlen wurde, fand man in der Tasche des Rockes, den Sie an jenem Sonntage trugen, und selbst auszuräumen vergaßen. Sie hätten vorsichtiger sein sollen, setzte ich höhnisch hinzu.

Nun, da haben Sie meinen Rock untersucht wie ein Taschendieb — denn der Gedanke, daß ich mit ihm in die nämliche Kategorie gehören könne, machte ihm Muth.

Ich habe Leute bezahlt, die es gethan haben; übrigens nahm ich nur mein Eigenthum zurück. Womit aber entschuldigen Sie Ihre Handlung, die ich nur einen Schurkenstreich nennen kann?

Ich habe Ihnen keine Rechenschaft abzulegen. — Sie sind ein unmoralischer Mensch, ein Verführer, der meine Schwägerin hat entehren wollen — und dann haben Sie auch ein Thürschloß aufgebrochen, in meiner Wohnung; ich könnte Sie der Polizei anzeigen.

Daran thäten Sie nicht klug — denn ich würde wahrscheinlich freigesprochen, während Sie mit den Hausdieben und dem Gesindel, welches Schränke aufbricht —

Ich habe ihn nicht aufgebrochen — Sie ließen den Schlüssel zu Hause.

Allerdings, weil ich Sie für einen ehrlichen Mann hielt; ein Irrthum, der mir jetzt herzlich leid thut.

Ich konnte dem Unwesen in meiner Wohnung nicht länger zusehen — die Ehre meines Associé, meiner Firma, meines Hauses stand auf dem Spiele — die Güter, auf welche ich am meisten stolz bin —

Sie sind sehr bescheiden.

Es kochte in ihm; die Galle wollte überlaufen, endlich platzte er heraus: Herr, beleidigen Sie mich nicht länger, oder —

Nun, oder?

Was wollen Sie denn eigentlich von mir?

Sie haben Recht. Ich wollte Sie bloß fragen, wie viel von dem, was Ihnen auf so ehrenwerthe Weise zur Kenntniß kam, Sie Ihrem Associé zu sagen gedenken?

Ich habe davon noch keinen Gebrauch gemacht. Wenn Sie mir versprechen, Ihre unsittlichen Plane aufzugeben —

Beabsichtigen Sie mir eine Vorlesung über Moral zu halten? In diesem Falle müßte ich Ihre Tauglichkeit dazu in Zweifel setzen.

Ich habe nie fremde Frauen verführt. Mir ist die Ehe heilig.

Ich glaub' es Ihnen — wir wollen über Ansichten nicht streiten. Mir sind fremde Schränke heilig, Ihnen fremde Frauen — aus guten Gründen. — Ich maß dabei die erbärmliche Gestalt des Schurken von der olivengrünen Fratze bis zu den dünnen Beinen.

Wir wollen einen Vertrag eingehen, fuhr ich fort. Sie geben mir Ihr Wort, daß Sie schweigen werden, und ich verspreche, Ihnen während der ohnedies kurzen Zeit, die Ihre Schwägerin noch bei Ihnen zubringt, keine Veranlassung zu „Aergernissen“ zu geben.

Ich sehe eigentlich nicht ein, mit welchem Rechte Sie mir Schweigen auflegen wollen, die ganze Schuld ist ja auf Ihrer Seite. Hätten Sie Gritli in Ruhe gelassen — ein heiliges Gebot Gottes nicht verletzt —

Ein ebenso heiliges heißt: Du sollst nicht stehlen.

Solche Liebeleien nehmen nie einen guten Ausgang. Ihre Wege führen — führen —

Zur Hölle, wollen Sie sagen? Mag sein. Aber die Ihrigen führen ins Zuchthaus oder zum Galgen.

Der Seidenhändler lächelte. Er mochte in Gedanken nachrechnen, um welche Summe er seinen Associé auf ähnlichen Wegen schon betrogen hatte.

Sie wollen mir also Ihr Wort nicht geben?

Und wenn ich es nicht wollte?

Dann will ich Ihnen kurz den Gang bezeichnen, den nach meiner Ansicht diese Angelegenheit nehmen würde. Ich begäbe mich jetzt aus Ihrem Zimmer auf das Bureau der Polizeibehörde, bei der ich von dem Vorgefallenen Anzeige machte. Man würde Sie wahrscheinlich einvernehmen und Sie entschuldigten sich mit Ihrem Eifer, die Ehre Ihres Associé zu wahren, und dessen Frau vor meinen fernern Nachstellungen zu schützen. Ohne Zweifel eine löbliche Absicht, die jedoch selbst in den Augen der Polizei das Mittel nicht heiligen würde, dessen Sie sich zu Ihrem Zwecke bedienten — eine Absicht, die übrigens bewiesen werden müßte. Im besten Falle käme ein Ehebruchsprozeß heraus, und wie Sie leicht einsehen können, wäre dieser für Sie und Ihre Familie noch unvortheilhafter als für mich.

Sie stellen die Sache ganz zu Ihren Gunsten dar — ich will Ihnen indessen, um endlich dieser heimlichen Diskussion ein Ende zu machen, mein Wort geben, wie Sie es verlangen. Ich brauche wohl nicht hinzuzusetzen, daß ich hoffe, Sie werden von nun an keinen Versuch machen, den Frieden und das Glück dieses jungen Ehepaares zu stören.

Werden Sie Ihr Wort auch halten?

Ich habe es noch nie gebrochen.

„Und Brutus ist ein ehrlicher Mann," dachte ich bei mir selbst. — Das Einfachste wäre wohl gewesen, meine Wohnung zu verlassen. Allein dies sagte mir nicht zu, weil es mir dann äußerst schwierig, fast unmöglich wurde, mit Gritli zu verkehren — ohnedies rückte ihre Abreise immer näher. Er war durch einen Vertrag mit mir gebunden, und sein Eigennutz hätte vielleicht auch ohne diesen Anstand genommen, dem „unmoralischen Menschen" und Verführer die Thüre zu weisen.

Die nächsten Tage vergingen, ohne daß etwas Bemerkenswerthes vorfiel. Eines Vormittags befand ich mich auf der Galerie und hörte

Jemand in mein Zimmer gehen, dessen Thüre offen stand. Ich sah nach und erblickte den Associé, der es eben wieder verließ.

Wollten Sie mir einen Besuch machen? fragte ich.

Ihnen nicht, erwiederte er mit finsterem Gesichte.

Nun so suchten Sie vielleicht etwas? fuhr ich fort, entschlossen eine Erklärung seines ungewöhnlichen Benehmens herbeizuführen.

Allerdings.

Darf ich's wissen?

Wenn Sie es durchaus wollen. Sie haben sich neulich bei Tische beklagt, daß man Ihren Schrank geöffnet habe — wie nennen Sie das, wenn man in der Nacht während der Abwesenheit des Mannes das Zimmer der Frau gewaltsam öffnet und diese nöthigt, bei einer Magd Zuflucht zu suchen?

Er sagte diese Worte nicht, wie ich sie hier schreibe, sondern abgebrochen und stotternd.

Also wissen Sie das auch — wer sagte es Ihnen?

Mein Schwager.

Ihr Schwager ist ein Schurke. Wenn ich Ihnen nun sage, daß ich ganz besondere Gründe hatte —

Ich sehe nicht ein, welche andere Gründe Sie haben konnten, als höchst verdächtige.

Er hatte nicht Unrecht. Ich sah es wirklich auch nicht ein. Wäre er ein Mann gewesen, dem ich die in solchen Fällen übliche Genugthuung anbieten konnte, so hätte ich nicht nöthig gehabt, allerlei Ausflüchte zu suchen, da ich ihm die Wahrheit unmöglich entdecken konnte.

Ich werde Ihnen darüber genügende Aufklärung geben, fuhr ich fort, nur jetzt ist mir dies unmöglich. Sein Sie indessen überzeugt, daß an Ihrer Frau durchaus keine Schuld haftet.

Davon bin ich auch vollkommen überzeugt — übrigens erwarte ich die versprochene Aufklärung in Bälde.

Sie soll Ihnen werden.

Da stand ich. Welche Aufklärung sollte ich ihm denn eigentlich geben? Ich konnte vorgeben, ich sei mondsüchtig gewesen — man hat

ja Beispiele von ähnlichen Fällen — oder ich hätte es im Traume gethan — es ist ja schon manchmal geschehen — oder in einem Anfalle von — ich weiß nicht mehr, wie diese Krankheit heißt — es wird ja eine solche Geschichte in einem französischen Romane erzählt im „Médecin du Pecq," wenn ich nicht irre. Doch was half mir das, er las ja keine Romane, sondern blos das Intelligenzblatt, und diese Aufklärungen klangen so unwahrscheinlich und sahen zugleich so verbraucht aus — verhielt es sich wirklich so, warum hatte ich es denn nicht sogleich gesagt? — Aber mir geschah recht. Warum hatte ich dem Worte eines Schurken getraut, und nicht lieber ein Pfand von ihm gefordert oder eine Bürgschaft von 100 Gulden?

Durch ein paar Zeilen, die Gritli unbemerkt an mich gelangen lassen konnte, denn ein Gespräch war unmöglich, da Er sie jetzt wie ein Argus bewachte, erfuhr ich, daß ihre Abreise auf die nächsten Tage festgesetzt sei. Ich beschloß, um das Peinliche des Zusammenlebens zu vermeiden, für diese Zeit auf das Land zu gehen, und dann die Wohnung ganz zu verlassen. Doch die Ungeschliffenheit des Associé führte noch eher eine Szene herbei, die ich leider nicht vermeiden konnte und mir noch jetzt dennoch zum Vorwurfe rechne. Ich begegnete ihm nämlich zufällig auf einem Spaziergange, den er mit Gritli machte, und grüßte ihn artig. Er erwiederte meinen Gruß nicht und wandte den Kopf. Alles Blut stieg mir ins Gesicht, und es gelang mir nur schwer, mich zu beherrschen und eine Beleidigung, die mir in Gegenwart der Frau, die ich liebte, zugefügt wurde, nicht auf der Stelle zu rächen. Ich that noch einige Schritte, dann kehrte ich zurück, eilte auf einem nähern Wege nach Hause, dem er auch zuging, und erwartete ihn in seinem Zimmer. Er trat mit Gritli ein und erblaßte, als er mich sah. Gritli wollte sogleich das Zimmer verlassen, doch ich herrschte ihr zu: bleiben Sie. — Wenn Sie es noch einmal wagen, donnerte ich ihn an, mich auf der Straße zu beleidigen, werde ich Ihnen auch auf der Straße die Beleidigung zurückgeben, ich werde Ihnen ins Gesicht schlagen.

Ich habe Sie nicht beleidigen wollen, ich habe Sie nicht gesehen —

Sie lügen, denn durch das, was Sie jetzt sagen, beweisen Sie eben, daß Sie recht gut wissen, worin die Beleidigung bestand.

Und wenn ich Sie auch beleidigte — Sie haben mich ebenfalls beleidigt — Sie haben meine Frau entehren wollen und mich — Sie sind ein unmoralischer Mensch, ein Verführer —

Offenbar hatte der Seidenhändler ihm die Worte eingelernt, denn er setzte sie gerade so wie dieser. Einen Augenblick empfand ich die Versuchung, der Komödie, die wir spielten, ein Ende zu machen und Gritli von ihm zu befreien; aber ich bedachte im nächsten, daß sie an ihn mit Banden gebunden war, die ich nicht lösen konnte, und schickte mich darein, die Rolle des Golo zu Ende zu spielen. Meine Genoveva barg die thränenfeuchten Augen in ihr Tuch, und warf nur von Zeit zu Zeit einen bittenden Blick auf mich, der indessen nichts mehr zu besänftigen fand, da ich schon nach den ersten Worten meiner selbst wieder Herr geworden war.

Wohlan mein Herr, rief ich, Sie sind Militär (er bekleidete die Stelle eines Lieutenants bei den Milizen seines Kantons), verlangen Sie eine Genugthuung von mir?

Lassen Sie meine Frau nur ruhig und mich auch — wir gehen ja ohnedies bald fort.

Um Ihnen jede Beruhigung zu geben, die in meiner Macht steht, will ich schon morgen dieses Haus verlassen.

Ich werde Ihnen dankbar dafür sein.

Damit konnte ich mich befriedigen, denn auf seine Dankbarkeit hatte ich gewiß keine Ansprüche. Ich verließ sein Zimmer, um die Anstalten zu meiner Abreise zu treffen, die am andern Morgen stattfand, ohne daß ich den Seidenhändler und die Seidenhändlerin eines Wortes gewürdigt hatte. Eine Rosenknospe aus Gritli's Brautkranze, welche sie mir versprochen hatte, lag an diesem Abend auf meinem Tische.

Seitdem hat auch der Seidenhändler diese Wohnung verlassen und erfreut sich ohne Zweifel fortwährend der allgemeinen Achtung des Stadtviertels, in dem er sich aufhält. Wie ich hörte, war er sogar auf dem Punkte, Kirchenvorsteher zu werden. Wenn er es nicht vorzieht, zu falliren, so kann es ihm wohl gelingen, einmal in seiner Heimat Landammann zu werden, und dann ist ihm eine pomphafte Grabschrift gewiß.

Ein paar Jahre verstrichen. Da bezog eine mir befreundete Familie die Wohnung, die mir so verhängnißvoll geworden war, und ich fand Gelegenheit, die theuern Orte wieder zu sehen, die Galerie, Ihr Zimmer, die Thüre. Das Hyazinthenbeet und der Apfelbaum standen in der Blüthe; wehmüthig, träumerisch wiederholte ich Tasso's Worte:

Qui cantò dolcemente, e qui s'assise:
Qui si rivolse, e qui ritenne il passo;
Qui co' begli occhi mi trafise il core:
Qui disse una parola, e qui sorrise.

Gritli aber habe ich nie wieder gesehen.

XII.

Physiologische Betrachtungen über die Geburt der Erdenmenschheit.

Von

Dr. Hermann Klencke.

Wie die ewige Natur über die Entstehung und Geburt eines Menschen den Schleier des Mysteriums zieht und kein Wissen des Individuum zurückreicht in den Moment des Werdens und frühesten Bildens, wie aber kindliche Mährchen aus dieser Nacht des Lebens emportauchen und eine heilige Ahnung erwecken: so ruht auch über der Geburt der Menschheit ein heiliges Geheimniß und freundliche, paradiesische Mährchen locken unsere Phantasie in ein glückliches Eldorado voll Schönheit und Liebe und eine innere Ahnung spricht zu uns, daß diese Schönheit und Liebe die Gottheit selbst gewesen sein müsse, als sie aus der glücklichen Natur die Menschheit aufküßte und in ein schönes Kindheitleben einführte.

Die poetisch-geschichtlichen Urkunden der Genesis, welche ein Volk hinterließ, in dem die früheste, ideelle Offenbarung der Menschheit zu einem religiösen Bewußtsein gelangte, schildern uns eine üppige Natur, ein friedsames Thierreich, hervorgegangen aus den großen Katastrophen, in denen im Sonnenorganismus das kosmische Glied der Erde sich gestaltete. Die Metamorphose dieses Bildens hatte den Grad der Realität erreicht, daß die höchste, epitellurische Geschöpfklasse die Bedingungen

ihres Lebens finden konnte und aus jener paradiesischen Natur erhebt sich ein mährchenhaftes, erstes Menschenpaar, unmittelbar aus Gott gezeugt und für Generationen zeugungsfähig und vollendet.

Schon unser poetischer Sinn verständigt uns über dieses herrliche Gedicht des semitischen Volkes, in welchem eine tiefe Totalität ausgesprochen ist, vollkommen. Es bedurfte kaum der wissenschaftlichen Ergründung durch geologische Studien, um zu der Einsicht zu gelangen, daß jenes patriarchalische Schöpfungsgedicht die tiefsten Beziehungen der Natur zur Menschheit und beider zu Gott ausgedrückt habe, daß die Natur frei und konkret geworden sei, ehe der Mensch, in seinen Beziehungen zu allen Naturkreisen, in der tellurischen Schöpfung auftreten konnte.

Zwei wissenschaftliche Fragen sind aber von jeher bei dieser Untersuchung mit Wichtigkeit behandelt und vielfach ventilirt worden, nämlich 1) wann die Menschheit ihre Entstehung genommen habe, in welcher Periode der Erdbildung, und 2) wie diese Entstehung Statt gefunden habe, ob durch ein Paar, auf einem bestimmten Punkte des Planeten oder durch eine gleichzeitige Vielheit auf allen bewohnbaren Oberflächen der krystallisirten Erde? —

Die Frage: wann die Erdenmenschheit ihren Anfang genommen habe, wie weit der Bildungsprozeß der Erde fortgeschritten gewesen sei, als der Mensch in die Erscheinungswelt getreten, konnte nicht durch die Genesis beseitigt werden, obgleich hier so schön dargestellt ist, daß die Schöpfung des Menschen der Schluß der großen Woche gewesen sei, in welcher unser Sonnensystem mit der ihm angehörenden Natur aus dem Worte Gottes, d. h. aus dem plastisch gewordenen Urgedanken des Seins, hervorging. Gewässer und festes Land waren gesondert, Pflanzen und Thiere belebten die neugeborene Erde und als Alles gut war, da sprach Gott: es werde der Mensch! —

Mit großen Bedenklichkeiten vernahm aber die Wissenschaft diese Tradition, weil es ja unerwiesen war, ob dieser Schluß der Schöpfungswoche nicht die jüngste, große Katastrophe der Erdbildung gewesen sei und ob nicht die, von der Geologie durchforschten, früheren Zustände

des Planeten eine ganz andere, chronologische Bedeutung haben müßten, als die poetische Urkunde ihnen beilegte.

Wenn es indessen keinem Zweifel unterliegen kann, daß die Entstehung des Menschen als die letzte Schöpfung betrachtet werden muß, welche der Erdformation, den niederen, organischen Kreisen, der Pflanzen- und Thierwelt folgte, so bedarf es doch immer noch näherer Untersuchungen, wie damals die irdische Natur beschaffen gewesen war, welche Katastrophen vorhergegangen sein mußten, ehe das Menschengeschlecht heraufstieg aus dem gebärenden Worte des Schöpfers.

Die Geologie, deren Grundsätze sich in dem Dunkel der Vorwelt verlieren und ihre Wahrscheinlichkeit aus Hypothesen zu gewinnen suchen, bietet im Allgemeinen keine positive Anhaltspunkte für bestimmte Forschungen dar, wenn es ihr auch gelungen ist, die relative Chronologie der Erdformationen nachzuweisen. Gelehrte, wie Herder, Link, Cuvier, Buckland, v. Mayer, Brongniart, Mantell u. s. w. geben uns ein Bild von jener gährenden Bildung des Weltkörpers, sie vermochten aus den Steinen und Resten urweltlicher Generationen auf die Perioden des Erdlebens zu schließen und die organischen Eigenthümlichkeiten der Thiere und Pflanzen verriethen gewisse Bedingungen und Voraussetzungen, aus denen die Phantasie ein Gemälde der Vorwelt sich zusammenfügte.

Als aber nun die Geologen in den Erdschichten die Reste der organischen Natur entdeckten, als über 12,000 untergegangene Thier- und 1000 Pflanzengattungen von der Fülle des vorweltlichen Naturlebens zeugten, da drängte sich lebhaft die Frage auf, ob denn nicht der Mensch ein Zeitgenosse jener Generationen gewesen und ob es nicht möglich sei, auch Reste jener Menschen, Anthropolithen, in den überschwemmten Erdschichten aufzufinden?

Alle diese Forschungen führten zu keinem anderen Resultate, als daß es gewiß sei: die Menschheit datire ihren Ursprung aus der jüngsten Epoche des Erdbildunglebens, daß alle Diluvialformationen, obgleich reich an fossilen Thieren und Pflanzen, keine Spuren von Menschen darböten und mithin der Ursprung der Menschheit in eine Periode falle, in welcher die großen Prozesse des planetarischen Lebens beendet

gewesen und die Bildungen zu einer harmonischen Beruhigung gekommen seien. Dieses wäre denn die Alluvialperiode des tellurischen Organismus, die Zeit nach den Flötzgebirgsbildungen, die Brongniart'sche Jupitersepoche.

Vergebens forschten daher die Geologen nach Spuren der Sündflutzeugen, nach Menschenfossilien. — Scheuchzers „Homo diluvii testis" wurde unter Cuviers Händen ein Wassersalamander und der Fundort, der Oeninger Kalkstein ist eine Süßwasserformation, die einer späteren Periode angehört. Die Gerippe auf der Insel Guadeloupe, welche die Sündflut hier begraben haben sollte, können in der aus Corallen und Sandniederschlägen gebildeten Bank nur späteren Ursprungs sein, nirgends gelang es, den Menschen der Sündflut nachzuweisen und das relative Alter der Erdrindeschichte spricht überzeugend für den Grundsatz: daß Menschen nicht vor der letzten Erdumbildung gelebt haben.

Haben uns aber die Forschungen über das Erdleben irgend einen möglichen Zeitpunkt angegeben, in welchen das erste Lebenszeichen der Menschen fällt, dann wünschen wir auch ein Bild jener Zeit zu besitzen, um den Menschen beurtheilen zu können im Vereinleben mit der Natur und diese letztere wird von uns verglichen werden müssen mit der jetzigen Gliederung des Erdorganismus.

Denken wir uns die unendliche Vergangenheit der Erdbildung in ihren Grundfesten, den Uebergangs- und Anschwemmungsgebirgen vollendet, ganze Generationen von niederen Organismen verschlungen, um durch ihre Substanz die Erde zu ernähren, sehen wir auf dem festen Lande die üppige Pflanzenwelt aufgeschossen, Land und Meere mit Thieren belebt, aber andere Formen und Geschlechter, als diejenigen, welche in den Flötzgebirgen begraben liegen, dann eröffnet sich unserer Phantasie ein Panorama, zu dem die Wissenschaft die einzelnen Gegenstände herlieh. — Ausgestorben sind die schrecklichen, in Kreidelagern ruhenden Saurier, wie Ichthyosaurus, halb Fisch, halb Reptil, Plesiosaurus, das langhalsige Ungeheuer; vertilgt war die fliegende, beschuppte Eidechse Pterodaktylus, über die Ebenen schritten nicht mehr die Deinotherien und Paläotherien, eine für unsere Sinne monströse Thierwelt und eine riesige Pflanzengeneration waren von der Oberfläche der Erde verschwun-

den, aber der Elephas primigenius, Mastodonten, Megatherien, Höhlenbären, Stiere, Pferde u. s. w. Pflanzen, die noch jetzt ihre Gattungen über die Erde verbreiten, scheinen gleichzeitig mit den ersten Menschen gelebt zu haben und nur wenige Geschlechter starben aus oder wurden durch partielle Ueberflutungen vertilgt. Mit den Ueberresten jener Thier- und Pflanzenwelt, wie sie in den spätern Formationen gefunden werden, sind auch zerstreute Menschenknochen entdeckt, angehäuft in Höhlen oder vergraben in Alluvialbildungen.

Die Ueberreste jener Zeit stimmen aber im Grunde mit den jetzt klimatisch vertheilten Geschöpfen überein und es läßt die speciellere Ergründung dieser Fossilien immer zuversichtlicher die Gewißheit zu, daß die Zeit der ersten Menschengeneration keine wesentlich verschiedene von unserer jetzigen Erdperiode gewesen sein könne. — Dadurch werden zugleich die Sagen von einer, der riesig aufgeschossenen Natur entsprechenden Riesen-Menschheit in die Grenzen der Poesie zurückgewiesen und wenn sich die Geschichte mit der Tradition vom Berge Ararat verknüpfen darf, so ist es wahrscheinlich, daß eine Ueberflutung der am meisten bevölkerten, asiatischen Gegenden einen großen Theil der ersten Menschheitgeneration vertilgt und daß sie sich von den Hochebenen Asiens aus von Neuem als geschichtliche Menschheit in einigen geretteten Stämmen erhalten und ausgebreitet habe.

Eine zweite und gewiß in bisherigen Untersuchungen mit zu großer, empirischer Wichtigkeit behandelte Frage ist die: „wie das Menschengeschlecht entstanden sei und wie, da das Leben der Menschheit ein ideell organisches ist, die erste, aus der Potentia hervorgehende, reale Entwicklung habe Statt finden können.

Zunächst begegnen wir bei Beantwortung dieser Frage einer streitigen Ansicht, welche, da auf einer Seite der Empirismus und auf der anderen eine allegorische Tradition sich bekämpfen, zu mannichfachen Erklärungen geführt hat. — Es ist die Frage: ob die Menschheit, wie die Genesis mittheilt, aus einem einzigen Menschenpaare entstanden sei, oder ob gleichzeitig die Menschheit in einer individuellen Vielheit repräsentirt sein müsse? —

Wäre der Begriff der Menschheit von jeher im klaren Bewußtsein der Forscher aufgegangen, so zweifeln wir, daß jemals diese Frage auf geschichtliche oder genetische Weise behandelt worden sei; wäre aber der Begriff eines organischen Lebens in der Empirie von jeher ein Leitstern für Physiologen gewesen, auch dann würde für die Menschheit kein nebuloser Anfangspunkt gesucht worden sein, der allen Gesetzen des organischen Lebens schnurstracks widersprechen muß. —

Die älteste, mosaische Urkunde setzt die Entstehung der Menschen in einem Paare in das Paradies, also auf einen bestimmten Punkt der Erde und von hier aus soll durch allmälige Begattung die Vielheit der Menschen bedingt sein. Diese poetische Tradition galt selbst Forschern für unumstößlich wichtig, und der Verstand suchte sogar nach Beweisen, wie dieser oder jener Sohn Adams eine gewisse Menschenraçe eingeleitet habe und wie auf geschichtliche Weise die Menschheit aus dem verlorenen Paradiese abstamme.

Der Begriff der Menschheit stellt uns indessen auf einen ideellern Standpunkt und auf diesem sprechen wir es aus, daß die Menschheit nicht geschichtlich, sondern symbolisch aus dem Paradiese des ersten Menschenpaares stamme.

Das erste Menschenpaar hat für die ganze Menschheit und deren unendliche Bedeutung einen symbolischen Charakter. Es repräsentirt die menschliche Ehe als Symbolik der geistigen Ehe. Schon dem weniger tiefen Eindringen in das Vernunftleben wird es verständlich, wie sich die organische Verknüpfung der Menschheit in einem Vereinigungspunkte concentrirt, wie die Idee einer Persönlichkeit aus der persönlichen Vielheit sich erhebt und diese Einheit der Menschheit, hervorgegangen aus der Synthesis der Gegensätze ist am konkretesten in Mann und Weib, in der menschlichen Ehe, ausgedrückt. Die Unendlichkeit des Menschengeschlechts ist nur in abstracto zu fassen und sie wird bedingt, durch die unendliche Vielheit der Individuen, welche aus dem Dualismus des Geschlechtes hervorgeht. Der abstrakte Begriff der Menschheit spiegelt sich aber vollkommen in der konkreten Realität der Ehe eines Paares ab und wie aus diesem einen Paare eine Reihe von Individuen entspringt, so wird diese konkrete Viel-

heit der symbolische Ausdruck für das Ganze und dessen reellster Begriff.

Alle Menschenseelen, als subjektive Reflexe einer ewigseienden Vernunft, deuten durch ihre urbildliche Tiefe auf diese, Alles in sich aufnehmende Einheit hin und alle Geister vereinigen sich in diesem Punkte zu einer höchsten Persönlichkeit, welche sich durch die Individuen zu einem Organismus gliedert. In der menschlichen Ehe ist diese innerste Bedeutung durch die symbolische Vereinigung der Leiber ausgedrückt und die aus dieser Verschmelzung hervorgehende Thesis, die neue Persönlichkeit repräsentirt diese symbolische Einheit der Geschlechtsgegensätze.

Diese Symbolik der ideellen Einheit der Menschen ist nun in dem herrlichen Gedichte vom Paradiese und dem darin sich befindenden, ersten Paare ausgesprochen. In träumerischem Kindleben der Seelen erkennen sie sich leiblich und indem sie in unbewußtem Drange erfüllten, was ihr Geschlecht bezweckt, da erwachten sie zur Erkenntniß ihrer Sendung in die Natur und bethätigten sich durch Arbeit und Familienleben, um auf das schöne Vereinleben der ganzen Menschheit hinzuweisen, um im Konflikte mit anderen Ideen zum Welt- und Selbstbewußtsein zu gelangen. —

Die Menschheit ist nur durch individuelle Vielheit bedingt. — Dieser Grundsatz ist schon eine nothwendige Consequenz des Menschheitbegriffes, da die Einheit, welche alle Individuen, als wesentliche Glieder einer ideellen Persönlichkeit verknüpft, nur durch die Vielheit, durch sich multiplicirt, erfüllt wird. Der Grundgedanken der Menschheit, als Einheit der unendlichen Vielheit, selbst diese letztere durch sich selbst, um Wirklichkeit zu werden und so wie wir den isolirten Menschen niemals im Sinne der Menschheit sich entwickeln und ihn nur animale Lebensformen erfüllen sehen, so ist auch keine menschliche Realität jemals denkbar, ohne die gleichzeitige, gesellige Vielheit von Einzelwesen, die alle in ihrer Idee das Ganze wiederholen und durch die Vernunftdurchdringung einer Erkenntniß zum Produkte unendlicher, ideeller Glieder sich verbinden.

Wie kann aber diese erste, gleichzeitige Vielheit der Menschen auf organischem Wege entstanden sein und wo ist diese Menschheit aufge-

taucht, wo und in welchen Erweiterungen der Grenzen muß das Paradies, jene glückliche Natur, gesucht werden?

Wollte man sich das erste Entstehen der Menschen in der Weise erklären, daß auf einmal fertige, lebensfähige Organismen in die Erscheinung gesprungen und sich leiblich vermählt hätten, dann allerdings würde die Physiologie ganz unnöthig sein und die Wunder müßten das organische Leben erklären helfen.

Jedes organische Leben beginnt in einem Keime, einem Urbläschen, welches die aus sich gebärende Natur durch einen inneren Gährungsprozeß ausbildet und in welchem sich durch eine Reihe von organischen Metamorphosen ein bestimmendes Etwas, welches ist, aber dennoch in diesem Sein wird, manifestirt, ein Etwas, welches im Gegensatze der indifferenten Substanz zeugt und bildet. Die ganze Urzeugung organischer Prototypen ist eine solche Zeugung einer bestimmenden Idee und einer bestimmbaren, indifferenten Substanz und wenn auch durch äquivoke Generation nur die untersten Kreise von Geschöpfen im jetzigen Erdenleben gährend auftauchen, so läßt doch dieser Prozeß die Muthmaßung zu, daß in einer Zeit der planetarischen Bildung, wo die Oberfläche der Erde in sich zerfallend und für epitellurische Natur dienstbar, alle Geschöpfgattungen aus einer Generation von Urbläschen hervorgebildet seien und daß selbst die Menschheit eine Periode des Eilebens zurückgelegt habe, aus welcher allmälig eine manifeste Lebensorganisation in Bewegung gerathen sei.

Die Entwicklung solcher Eibläschen der werdenden Menschheit, wie sie z. B. Oken nicht ohne Tiefsinn auf dem Meere schwimmend darstellte, setzt aber Naturbedingungen voraus, welche allein die Entwicklung embryonischer Organisation möglich machen können. So wie wir noch täglich beobachten, daß nur aus einer katamorphosirenden organischen Materie unter den Einflüssen des Lichtes, der Wärme und des Wassers sich neue Lebensbildungen zeigen, so mußten auch dem Eileben der Menschheit dieselben Bedingungen geboten werden, welche der Entfaltung organischer Lebensformen nothwendig sind.

Diese Natur, welche diese Fülle epitellurischer Entwicklung erreichte, ist der Garten Edens, in welchem die konkrete Menschenbildung zur Er-

scheinung kam und an allen Punkten der Erde, wo diese Bedingungen vorhanden waren, die in den fünf Schöpfungstagen symbolisch erreicht wurden, da wurde der sechste Tag der Schöpfung möglich, da war das Paradies, welches Menschen aufnahm.

Ob die Natur nun in Asien diesen Grad der organischen Bildungsfähigkeit erreichte oder ob gleichzeitig auf verschiedenen Punkten der Erde diese Bedingungen Statt fanden und ob die geschichtliche Forschung nur auf jenes schöne Asien geleitet wurde, das ist gleichgültig für die Lebensgeschichte der Menschheit, aber wichtig bleibt die nothwendige Vielheit der Individual-Typen in außerordentlich großer Zahl, weil ja der Grundgedanken, welcher sich in der Menschenentstehung realisirte, nur durch eine Vielheit ausgedrückt wird, gleich einem Quadrate, dessen Idee niemals ohne vier Winkel von 90 Graden und vier gleichen Seiten versinnlicht werden kann. —

Unsere erste Betrachtung der Menschheit und der Anfang einer Physiologie derselben kann füglich mit dem Eileben der Menschenvielheit beginnen, denn nur so leiten wir den Weg zu einer richtigen Verständniß des Menschheitorganismus ein. Eine solche Periode des Eilebens ist nun freilich von unserem Standpunkte aus sehr vorsichtig in der Phantasie auszumalen, da jedes tastende Spiel unserer plastischen Gemüthwelt gar zu leicht von einem ernstlichen, wissenschaftlichen Pfade entfernt. — Nur das dürfen und müssen wir als Voraussetzung eines solchen Urlebens der Menschheit aussprechen, daß, wie jeder einzelne Mensch, ehe er frei und für Licht- und Luftleben fähig in die Außenwelt tritt, zuvor ein Leben im flüssigen Elemente zurückgelegt hat, auch die menschheitliche Eiperiode ein Leben im Flüssigen geführt haben müsse und daß eine Organisation, welche alle organischen Grundtypen in sich durch Selbstbestimmung vereinigt, wie der Mensch, ebenso aus dem indifferenten Zustande hervorgegangen sei in der Vielheit, wie im Einzelnen.

Denken wir uns die Natur in ihrer Bildung so vorgeschritten, daß sie Pflanzen und Thiere hervorrief und durch sie auf die neue Generation, die Menschheit vorbereitete, so wollen wir durch solche Voraussetzung nur die, dem höchsten, organischen Leben nothwendige Bedingung andeuten, welche aus der tellurischen Lebensform Elemente zu eigen-

thümlichen Produkten frei machte, welche man gemeinhin „organische Substanzen" nennt. Denken wir uns nun diese organische Bildung in frischer Lebensbewegung und mit immanenten Drange, das Unbestimmte zu bestimmten Lebensformen auszuprägen, so wird es auch nicht gegen die Natur streiten, wenn man behauptet: es seien durch das Wort des Schöpfers auf einmal unzählige Geister (Menschenideen) aus dem ewigen Sein in Gott herabgestiegen in die Natur und hätten in dem Substrato aller Erscheinung polarisch eine, den Ideen entsprechende Verschmelzung von Elementen hervorgerufen, welche, gleich thierischem Eistoffe, ein flüssiges Tröpfchen zur Gerinnung geführt, aber die eigenthümliche Idee des Menschengliedbaues, mit innerer Nothwendigkeit aus diesem Eitröpfchen realisirt hätten. —

Nicht aber darf hier gedacht werden, daß sich die vorhandene, thierische Bildung so gesteigert habe, daß aus dem höchsten Säugethierkreise auf einmal eine menschliche Lebensform hervorgegangen sei, denn die Menschheit ist eine, allen Thierformen durchaus entgegengesetzte und unabhängige Sphäre; — auch darf nicht die Ansicht aufkommen, daß die Ideen der Menschheit anfangs, gleich Parasiten, in die befruchteten Eier eines weiblichen Orang-Utang ꝛc. sich eingesenkt und unter thierischem Schutze sich organisirt hätten, denn dadurch müßte erst eine andere Frage erörtert werden, welche in das Widersinnige ausliefe, nämlich ob die Affen nicht auf gleiche, parasitische Weise aus den Ovarien anderer, niederer Thierkreise entstanden seien.

Freilich verrathen die Entwicklungstufen des menschlichen Embryo eine Annäherung an untere, thierische Kreise, als scheine es, daß sich die Menschenform erst durch alle Thiersphären losringen und emancipiren müsse; aber niemals darf die Meinung gelten, als sei der Mensch Infusorium, Molluske, Gliederthier, Fisch, Amphibie, Vogel und Säugethier gewesen, denn wenn auch die Bildung des Eies anfänglich einen Vergleich mit der Zitterkugel (Volvox) zuläßt, so darf doch nie übersehen werden, daß in diesem Urbläschen eine, allen Thierkreisen fremde Idee sich manifestire und daß diese Idee auch ihre eigenthümliche, substantielle Polarität bedinge, d. h. daß sie sich nur in einer eigenthümlichen Daseinsform realisiren könne.

Wie und durch welche unmittelbare Zeugung aus Gott das Eileben der Menschheit sich gestaltet habe, das hat die Natur ebenso streng in dem Mysterium des Lebens verhüllt, wie sie das erste Leben des Menschen noch stets als Geheimniß bewahrt. Glauben dürfen wir aber, daß von den ganzen Eigenerationen nur wenige Individuen glücklich zur Reife gekommen sind, wie uns dieses auch heute noch die Gesetze, welche die Menschheit bestimmen, offenbaren, und die Urzeugung hat gewiß eine unberechenbare Periode hindurch die ersten Akte der unmittelbaren Einlebung der Menschindividualitäten in das Naturleben wiederholen müssen.

XIII.

Ueber Hoffmann von Fallersleben's unpolitische Lieder.

Von

Theodor Mundt.

Es giebt nichts Kühneres als die Poesie, und kein Ding ist vor der Poesie sicher. Das Volkslied hat dies Vorrecht der Poesie, sich an Alles heran zu machen, und es durch die einfachste und naivste Betrachtung zugleich auf das Schärfste zu zersetzen, immer siegreich verwaltet. Alle Volkspoesie trägt einen Keim von Opposition in sich, denn des Volkes Stimme ist eben darum Gottes Stimme, weil vor der gesunden und durchdringenden Anschauung des Volkes, in der das Recht und die Freiheit schon wie ein Naturinstinct leben, keine Schlechtigkeit bestehen kann. Das deutsche Volkslied des Mittelalters hat in Scherz und Schimpf so manchen nationalen Widerstand ausgefochten, und ein ächter Kern unserer Nationalität ist darin herrlich zu Tage gekommen. Wenn aber die Volkspoesie, in ihrer natürlichen Freiheit und in des Volkes nie zu berückendem Wahrheitsinstinct, leicht zur Oppositionspoesie geworden, so sollte umgekehrt auch alle Oppositionspoesie, durch welche Unnatur der Zeiten sie auch erweckt und zu künstlichen Formen getrieben werden mag, zur Volkspoesie zurückkehren und zu Volkspoesie werden. Der Volksgeist, wie er in sich gewaltig und unerschütterlich ist, ist auch wieder die fröhliche und kindliche Gemüthsherrlichkeit selber, und was in

seinem Sinne angegriffen und zerstört wird, wird auch in seinem Sinne, zu wahrer Erhebung des Nationallebens, wieder auferbaut werden. Denn das Volk, göttlich mild und ewig schaffend wie es ist, verwüstet nichts, was es nicht auch die Kraft hätte, besser und edler wiederherzustellen. Was das Volk an seinen Tyrannen verwüstet, wird es immer aus sich zu ersetzen vermögen. Nicht so die Tyrannen, denen nicht Kraft und Macht von Gott gegeben ist, das aus sich zu ersetzen, was sie oft am Volke verwüsten. Dagegen wird nur dasjenige Schlechte wahrhaft verwüstet, welches aus dem Volke heraus verwüstet wird.

In den politischen Liedern Hoffmann's von Fallersleben, die sich neckisch und bedenklich zugleich Unpolitische Lieder genannt haben, ist es der poetischen Opposition gelungen, jenen Volkston anzuschlagen, der eine so hinreißende Gewalt auf das Gemüth ausübt. Wenn aber jenes satirische Behagen des Volksliedes, das sich harmonisch in seinen Gegensätzen schaukelt, hier nicht aufkommen konnte, wenn das Scharfe und Schneidende mächtiger geworden ist als das Naive und Poetische, so liegt diese innere Störniß nicht an dem trefflich ausgerüsteten Dichter. Dieser hat das ganze Naturell dazu, ein deutscher Volksdichter im höchsten und besten Sinne zu sein. Aber die Opposition hat sich hier mehr in das Lied hineingeflüchtet, als daß sie Ruhe gehabt hätte, aus demselben naturgemäß herauszuwachsen. Die in ihren offenen Auswegen verstopfte Opposition, mit Hast und Drang sich auf das Lied stürzend, hat das Lied meistentheils erdrückt, und uns dafür nur eine brennende Pointe in der Hand gelassen. Wo sollte auch das volksthümliche Behagen herkommen, in einer Zeit, wo der Volksgeist selbst einer künstlichen Wiedererweckung zu bedürfen scheint, und wo man den Umweg durch die Reflexion zu machen hat, um zum Volke zu gelangen! So frisch und aus starker Brust auch Alles in Hoffmann von Fallersleben tönt, auch bei ihm entgeht man diesem Gedanken nicht, daß uns das deutsche Volk durch Poesie und Gesinnung gewissermaßen künstlich reproducirt werden solle.

Die Unpolitischen Lieder haben auch den Vorzug, daß sie gesungen werden können, und der schalkhafte Dichter schreibt oft selbst die Melodieen vor, die dann in der Regel durch einen sehr bedeutsamen Contrast

wirken. Die scharfe epigrammatische Spitze aller dieser Lieder versetzt dann der Melodie gegenüber in um so größere Betroffenheit, und wenn wir mit harmlosem Anschein mitten in das lustige Frühlingsgewühl hineingelockt werden, müssen wir irgend eine graue Fratze, eine zerzauste Staatsperücke, und Kobolde und Gespenster aller Art uns daraus entgegentreten sehen. So stoßen wir auf hannöver'sche Frühlingslieder, und in seinen Maigesängen bindet der Dichter mit den Censoren an. Alles das hat die buntscheckige Zeit verschuldet, welche diese barocke Stimmung der Gegensätze in die Gemüther wirft, und in Ermangelung eines öffentlichen starken Durchfechtens derselben, diesen verhaltenen Kampf wie eine innere verzehrende Reibung der Individualitäten erscheinen läßt. Hoffmann von Fallersleben hat es daher recht bezeichnet, wenn er zum Motto dieser seiner Poesie die Worte aus der Offenbarung setzt: „und ich nahm das Büchlein von der Hand des Engels, und verschlang es, und es war süß in meinem Munde wie Honig; und da ich's gegessen hatte, grimmte mich's im Bauch." Darum haben denn auch die scheinbar süßesten und harmlosesten dieser unpolitischen Lieder gewöhnlich den bittersten Stachel. Erscheinen uns aber auch manche dieser Pointen, in Betracht des harmlosen poetischen Gewandes, in dem sie sich geben, gewissermaßen zu heimtückisch, so hält doch sonst der gesunde Kern des Dichters, und die tüchtige Gesinnungskraft, die ihn bewegt, ein edles Gleichgewicht. Seine ächt deutsche Nationalrichtung hat etwas Ehrwürdiges, und selbst, wo sie mit einem allzu burschikosen Element gemengt erscheint, verliert sie nie ganz die ihr grundthümlich eigene Weihe und Idealität. Freilich hat die Feinheit der französischen Chanson, die volksthümliche Naivetät Beranger's, welche mit dem höchsten Schwung immer auch die edelste Grazie zu verbinden weiß, sich noch nicht aus den deutschen Nationalverhältnissen gewinnen lassen wollen. Die deutsche Chanson hat noch ihre Schwerfälligkeiten, ihre zu stark aufgetragenen Absichtlichkeiten, und viel Sack und Pack zu überwinden. Dies muß man von vielen der unpolitischen Lieder Hoffmann's von Fallersleben sagen, wie von den meisten politischen Gedichten, mit denen jüngsthin Friedrich von Sallet, der sich sonst durch Witz, Schärfe und Tiefsinn auszeichnet, aufgetreten ist. Abgerundeter und anmuthsvoller,

auch in den schreiendsten Dissonanzen beständig von einem warmen poetischen Hauch durchdrungen, zeigt sich schon G. Herwegh in seinen „Gedichten eines Lebendigen", die durch ihre mächtige Begeisterung in feingeschliffener Form alle Anerkennung verdienen. Aber am nächsten daran, ein deutsches politisches Volkslied, eine deutsche Chanson, zu gestalten, steht doch Hoffmann von Fallersleben, welcher bei allem weitaus tönenden lyrischen Schwung zugleich Meister der Kürze ist. —

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

Inhaltsverzeichniß

des dritten Vierteljahrsheftes 1841.

I. Trajine. Von **L. Mühlbach**. . . . . S. 1
II. Politische Character aus dem achtzehnten Jahrhundert. I. Die Prinzessin Orsini. . . . . = 41
III. Die Heilwahrheit des kalten Wassers. Ein Vortrag in der Versammlung der Wasserfreunde zu Dresden. . . . . . = 95
IV. Zur Geographie der Politik. Von **Fr. von Schönholz**. = 110
V. Die Epochen der Civilisation, mit besonderer Beziehung auf Frankreich. Von **Eduard Arnd**. Erster Artikel. = 121
VI. Lessing und der Begriff der Toleranz. Von **Dr. Wilhelm Meyer**. . . . . = 159
VII. Das System der speculativen Philosophie. Von **Nees von Esenbeck**. . . . . = 190
VIII. In Böhmen. Aus dem Reise=Tagebuche eines politischen Tölpels. . . . . = 212
IX. Thomas Müntzer. Von **Theodor Mundt**. (Aus dem nächstens erscheinenden Roman: Thomas Müntzer. Drei Theile. Altona, bei Hammerich.) . . . . = 229
X. Die Epochen der Civilisation, mit besonderer Beziehung auf Frankreich. **Von Eduard Arnd**. Zweiter Artikel. = 246

XI. Eine bürgerliche Pension. Aus das Tagebuche eines unmoralischen Menschen. Mitgetheilt von F. E. Pipitz. . S. 275
XII. Physiologische Betrachtungen über die Geburt der Erbenmenschheit. Von **Dr. Hermann Klencke.** . . = 305
XIII. Ueber Hoffmann von Fallersleben's unpolitische Lieder. Von **Theodor Mundt.** . . . . = 316

Der
Freihafen.

Galerie von Unterhaltungsbildern

aus den

Kreisen der Literatur, Gesellschaft und Wissenschaft.

Vierter Jahrgang.

1841.

Viertes Vierteljahrsheft.

In drei Lieferungen.

Aus der Schulzeschen Buchhandlung in Oldenburg

Altona,

Joh. Friedr. Hammerich.

1841.

Digitized by Google

I.

Philosophie, Christenthum und Kirche.

Sein oder Nicht-Sein — das ist nicht mehr die Frage des Jahrhunderts. Zwar ist es noch nicht lange her, daß der fortgeschrittene Gedanke in aller Form dem Gesetz des ausgeschloßnen Dritten das Leichenbegängniß hielt. Aber die Zeit hatte es längst todtgeschlagen und die verständige Logik, welche sich mit ihm durch die Jahre ihres gebrechlichen Alters fortschleppte, war in der That nichts als der Leichenbitter für sich und ihre endlichen Gesetze. Erst Schelling, der Hohepriester des Absoluten, öffnete seinen prophetischen Mund zur Leichenrede, und erst Hegel hatte kecken Muth und kaltes Blut genug, um die sterblichen Reste auch dieses Todten vollends in die Gruft zu senken.

Ja es ist schon lange her, daß die Zeit auf dem Wendepunkt von Jahrhunderten mit Donnersturm das Wort: Vermittlung aussprach. Nicht, als ob sie darum jene träge, schlaffe Mitte gewollt hätte, die sich zwischen zwei Endpunkten so recht wohnlich uud behaglich hinzustrecken weiß, nein, der Ernst der Vermittlung sollte um nichts geringer sein als der des Gegensatzes, nur daß die Gluten, in denen sich die Gegensätze entzündeten und vertilgten, hinfort nach der gemeinsamen Mitte sich wenden und als Eine Flamme reinigend und läuternd das Leben aus dem innersten Heerde befeuern sollten.

Daß die in tausend Gegensätze, in abertausend verschiedene Wesenheiten zerspaltene und zerworfene Welt im innersten Innern einig und

Eines, daß darum auch das Entfernteste und Fremdeste zu innerlicher Einigung bestimmt, weil in innerer Einheit begriffen sei — dieses Bewußtsein konnte der Geist nimmer verlieren, seit er in der Reformation gelernt und geübt hatte, in seine eigene Tiefe zu steigen, und in dieser entschiedenen, reinen Verinnerlichung die Voraussetzung und die Kraft zu besitzen, sich in die lebendige Mitte des Weltzusammenhangs zu stellen. Seit der Geist das Bewußtsein seiner innern Absolutheit sich erschlossen und erobert, braucht er nicht mehr mit Archimedes den Mittelpunkt zu suchen, von dem aus seine Hebel das All bewegen können.

Und seit der verinnerlichte, seines absoluten Wesens sich bemächtigende Geist die Vermittlung als sein Element und Ziel erkannt, ruht er nicht und läßt er nicht ruhen. Er senkt seinen schärfsten, bittersten Stachel den Erscheinungen in's Herz, bis sie herausstürmen aus der verschlossenen Ruhe und in Kampf und Eifer ihre Wesenheit verrathen und ergeben, die sie in der Behaglichkeit des Friedens nimmermehr herausgegeben hätten. Und er hat gezeigt, dieser in sich erstarkte Geist, was er in dieser seiner Selbstmacht, in seiner Freiheit und für seine Freiheit an beharrlichem Muthe, an unerschöpflicher Kraft für sein unendliches Ziel zu opfern fähig sei. Wo in aller Geschichte vor der Reformation findet sich ein Bewußtsein, das nicht ermüdete, einen solchen Kampf durchzukämpfen, wie der dreißigjährige Krieg war?

Hat sich der Geist in diesem Kampfe das geschichtliche Recht seiner auf Verinnerlichung beruhenden und in innerer Vermittlung sich bethätigenden Freiheit mit Schwert und Faust erobert, so war es dieses Schwert, das er vor Allem unter die Sieges-Säule seiner ideellen Errungenschaft vergrub. Die Waffen, die er ferner im Kampf um seine Absolutheit brauchen sollte, mußte er aus seinem eigenen, innern Elemente schmieden.

So ist denn, je mehr er in seine eigene Sphäre gerückt ist, dieser Kampf des Geistes nie mit mehr Interesse, Kraft und Beharrlichkeit geführt worden, als seitdem Luther es als seine größte Freude erklärt hat, wenn die Geister recht auf einander platzen und schlagen. Diese Rührigkeit der Controverse, dieses nicht-außer-Athem-kommen des Für und Wider mag im Einzelnen klein und schwächlich erscheinen und sein —

im Ganzen und Großen aber ist dieses Ringen der guten und bösen, der flachen und tiefen, der abgestorbenen und der zukunftfreudigen Geister ein hohes, genuß- und erfolgreiches Schauspiel — mehr werth, ein Schauspiel für Götter genannt zu werden, als ein Spektakel für die räudigen Hunde zu sein, die auf ihrem verfaulten Strohlager an den Knochenabwürfen der Literatur ihre bissigen Zähne zernagen. —

Auch die neueste Zeit hat mit ihren religiösen Wirren und theologischen Zwisten dem Geiste reichliche Gelegenheit und hinlänglichen Stoff gegeben, in dem großen Geschäfte der Vermittlung seines absoluten Wesens und Wissens sich zu üben, und durch fortgesetzte Versenkung in die innere Tiefe einerseits, unermüdete Darlegung seiner innern Freiheit andrerseits den Vermittlungsprozeß zwar nicht zum Ziele, aber dem Ziele näher zu führen. Von den verschiedensten Seiten ging man an Lösung von Fragen, die noch nie mit Stillschweigen übergangen, aber auch noch nie mit so allgemeiner Antheilnahme aufgeworfen und besprochen worden sind. Die Schule hat ihre Thüren erschlossen, die Wissenschaft hat ihre Riegel weggeschoben und die Laien betheiligen sich einzeln und in Masse als Zuschauer und Kämpfer, aktiv und passiv an den öffentlichen Debatten. Und hoffentlich wird ein Hengstenberg es weder erleben noch ermöglichen, daß in seinem fanatischen, wahrhaft ruchlosen Sinne „der Kampf nicht auf dem Gebiet der Wissenschaft, sondern des **Lebens**", d. h. mit Absetzung und Exkommunikation, Inquisition und Scheiterhaufen geführt werde, wie er erst jüngst wieder mit satanischem Munde gepredigt hat.

Strauß ist verketzert, aber nicht verbrannt worden. So wird er noch ferner Verkämpfer einer Richtung bleiben, welche, wenn sie sich auch innerhalb ihrer in noch so viele Wege trennte, nach noch so vielen Namen benennete, die Freiheit des Geistes auf ihrem Banner trägt. Je mehr sein kritisches Messer durch Mark und Bein schneidet, desto mehr wird die Lebenskraft der Wahrheit sich aufraffen, um von innen heraus die etwa geschlagenen Wunden zu heilen.

Und sollte er auch von der Grenzscheide, welche eine gläubige Mitte zwischen sich und ihm stecken zu müssen glaubte, lieber wieder rückwärts gehen, als vollends da hinüber gehen, wo eben jene liberale Gläubigkeit

gerne den Pelz waschen möchte, ohne ihn naß zu machen, mag er auch in einer neuen vierten Auflage seines Lebens Jesu die „Lesarten" der ersten wieder herstellen, — einerseits sind seine Bestrebungen für jenen Vermittlungsprozeß ewig unverloren, andrerseits mögen wir immerhin Christus, Christenthum und Kirche auch aus den Trümmern der Kritik uns wahren. Oder sollten wir abschließen, sei es nach negativer, sei es nach positiver Seite hin und so uns das schönste Vorrecht rauben: von der Abgestandenheit des Alters unsere Jugend und unser Streben schmähen zu lassen, von einem Alter, dem freilich auch unlängst erst in hitzigem Streite die Wahrheit in's Gesicht gesagt wurde, daß nur die Esel grau geboren werden....?

Edgar Quinet — der phrasenreiche Franzose in der revue des deux Mondes (Dec. 1838) in seiner glorreichen Kritik über das Leben Jesu von Dr. Strauß, durch deren Uebersetzung für die Tübinger Zeitschrift für Theologie (1839, 4.) Gustav Schwab so glücklich in der Gottesgelahrtheit debütirt hat, — hat unter Anderm auch die Tirade mit einfließen lassen: „Christus, auf der Schädelstätte der neuen Theologie erduldet jetzt ein schmerzlicheres Leiden, als das von Golgatha. Weder die Pharisäer, noch die Schriftgelehrten von Jerusalem haben ihm ein bitterers Gift gereicht, als das, welches ihm die Doktoren unserer Tage reichlich einschenken."

Er, dessen Geist über 18 Jahrhunderten schwebt und in die Adern ihrer Geschichte den Puls des Lebens eingießt, ohne den seitdem nichts geschehen ist, ohne den heute noch nichts ist, was wahrhaft ist, und ohne den in Ewigkeit kein Denken und Thun, kein Wollen und Wissen auch nur eine Secunde Wirklichkeit und Wahrheit haben wird — er weiß und fühlt allerdings die Schmerzen, mit welchen sich der Wahrheit suchende Geist der Ergründung eines Lebens und Sterbens weiht, dessen Fülle keine Zeit, ja keine Ewigkeit erschöpfen wird. Bücher mögen die Gedanken, Bibliotheken mögen die Bücher fassen, welche die Früchte jenes heiligen Ernstes sind, mit dem sich die Geister in jene Unergründlichkeit versenkten — aber die Stürme des Zweifels und der Verzweiflung, die Wehen des unter dem Panier des Gedankens mit sich und mit dem ewigen Gute ringenden Herzens sind ungezählt. Ihr erschreckt

vor der kritischen Ruhe und Kälte eines Strauß, es schaudert euch vor dem, der kein Wort des Schmerzes, keinen Laut des Bedauerns hören läßt, der ohne Zorn, ohne Leidenschaft, ohne Haß — geometrischbedächtig sein Problem zu lösen nicht müde wird.... Meint ihr, diesem ehernen Manne ging es so leicht hin, nachdem einmal der Blitz des Gedankens in die arglose Seele geschlagen, und der Riß des Zweifels durch sein junges, mildes Herz gegangen, zu jener Ruhe, zu jenem Frieden sich durchzukämpfen, mit dem er ernst und rein der Idee die Opfer des Geistes bringt? Oder schwärmte nicht auch sein — „fast mystisches" — Gemüth in den Seligkeiten jener Gefühle, in denen ihr jetzt noch euer Glück finden dürft; kostete er nicht auch davon in den Stunden seines jungen Glaubens, in jenen Augenblicken heiliger Feier in der Gemeinde des Herrn?

Ihr glaubt es, aber ihr scheltet einen unglücklichen Thoren den, der diesen vollen Besitz an die Entsagung, jene Freuden an die Unseligkeit verkauft, mit welcher sein Geist einem Schatten nachjagt. Wenn freilich die Idee nur so ein Gedanke und Einfall, nur so ein Traum und Schatten ist, dann mögt ihr Seligen diesen Unseligen verdammen, wenn ihr könnt, oder bejammern, wenn ihr wollt. Aber habt ihr auch nur einmal mit Plato nach den glänzenden Gestalten am überhimmlischen Ort schauen dürfen? habt ihr nur einen Augenblick mit Aristoteles durch die Gefilde der Endlichkeit und der Unendlichkeit wandern können? habt ihr in dem großen, klaren Auge Spinoza's das All sich spiegeln sehen, wie im grundlosen Meere die Sonne wiederstrahlt? habt ihr mit Leibnitz die unendlichen Einheiten zum unendlichen Wesen-All vor eurem betrachtenden Geiste sich ordnen lassen? habt ihr mit Kant im Geiste die leeren Formen zerbrochen und mit Fichte vollends die Brücke gesprengt, auf welcher das träge Ich behaglich vom Diesseits zum Jenseits schaukeln mochte? habt ihr mit Schelling euch in die tiefste Tiefe, in den Urgrund des Absoluten versenkt, um mit Hegel aus dem innersten Centrum des Daseins die Welt in ihren reinsten Formen, in ihrer kunstreichsten Gliederung dem Geistesauge sich auferbauen zu lassen? Und wenn ihr nie die Wonne genossen habt, welche der betrachtende Geist in solchen wahrhaft ewigen Momenten des idealen Schauens empfindet,

da er dem Absoluten sich opfert, um von ihm den reinen Genuß seiner Ewigkeit und Unendlichkeit hinzunehmen — so lachet, lachet der Thoren, verlacht sie von Herzen, verachtet, verleumdet sie, verfolget sie bis auf Blut und Tod — vielleicht, daß sie doch noch endlich zum Kreuze kriechen.

Auch dieß noch, als ob der Mann des Gedankens, ja der Kritik seinen Antheil an dem Einen verlieren müßte, für den die Menschheit keinen Maaßstab hätte, wenn sie ihn nicht von ihm selber nehmen könnte.

Strauß muß erfahrungsgemäß fürchten, wenn er den Finger biete, so wolle die unkritische Welt gleich die ganze Hand, er muß die Strenge des Beweises und der wissenschaftlichen Consequenz um so energischer handhaben und verlangen, je mehr ihn die Inconsequenz mit ihren unbefugten Ansprüchen überläuft. Müßte er das nicht, ich glaube, sein großer, für das Wahre wie für das Große und Schöne mehr als empfänglicher Geist wäre glücklich, nicht mehr um die Ausdrücke markten zu müssen, in denen er dem Höchsten, der über die Erde geschritten, huldigte.

Eine blödsinnige Frömmigkeit sieht in dem Freunde der reinen Wissenschaft, des freien Gedankens, der consequenten Kritik nur den Feind Christi. Daß keiner, den der Ernst der Wissenschaft mit seiner Weihe berührt hat, keiner, welcher dem redlichen, muthigen Forschen nach der Wahrheit, nach der von allem Schein und von allem Irrthum geläuterten Idee auch nur eine Stunde sich ganz und gar hingegeben, — der erhabensten Gestalt Schimpf und Verachtung statt Preis und Verehrung zollen kann, ist unmöglich. Aber vollends Feind sein können dem von Liebe überströmenden, nicht hinsinken müssen vor dem, der mehr gethan und größeres gelitten, als je ein Mensch vor und nach ihm, ja mehr als alle Menschen zusammen — es ist undenkbar.

So nothwendig und leicht aber diese Zugeständnisse nicht der Orthodoxie, sondern unserm Herzen zu machen sind, so schwer und unmöglich erscheinen sie für den Begriff und die Philosophie. Zwar sind die christologischen Erörterungen und Versuche letzter Zeit von dem größten Interesse. Nicht leicht zeigt die Geschichte der Dogmen eine vielseitigere

Thätigkeit, eine gründlichere und gewissenhaftere Bemühung um das Grunddogma des christlichen Glaubens. Allein auch die Resultatlosigkeit ist nicht leicht größer gewesen. Weder die Schleiermacherschen noch die Hegelschen Principien reichten zur Construction eines historisch-idealen Christus aus. Und im Grunde haben Ullmann und Strauß, Nitzsch und Marheineke, Neander und Rosenkranz, Schweizer und Erdmann, Müller und George, Dorner und Conradi, und wie die Helden der Christologie noch weiter heißen, einander sich durchaus nichts zu vergeben. Die Spekulation kam vom absoluten Begriff nicht zur realen Geschichte, die Gläubigkeit von der geschichtlichen Person nicht zu der über- und vorweltlichen Gottheit. Nie brachte es die letztere Richtung über einen arianischen Untergott hinaus, wenn sie ihn je erreichte.

Das Dogma von der Dreieinigkeit ist der Probierstein und zugleich der Stein des Anstoßes für alle jene Versuche. Und gerade hierin zieht sich die letzte Grenzscheide zwischen Glauben und Wissen. Die Philosophie hat eine durchaus verschiedene Weltanschauung gewonnen. Erst müssen daher die Fragen und Streitigkeiten um den personellen und außerweltlichen Gott gelöst und ausgeglichen sein, dann ist das Weitere ein Leichtes und sich von selbst Ergebendes. Daß es sich in letzter Instanz einzig und allein um diesen Punkt handle, ohne dessen entschiedene Bestimmung alles Streiten nur zu einem Luftgefechte wird, hat Strauß ganz besonders eingesehen. Was er über und gegen den Theismus in seiner Vorrede zu den zwei friedlichen Blättern im Umriß gegeben, soll seine Kritik der Dogmatik in umfassender und namentlich geschichtlicher Begründung darlegen.

Mag übrigens die weitere Entwicklung der Philosophie und Theologie sein, wie sie will, Christus, Christenthum und Kirche können ihre specifische Geltung und Weltstellung niemals verlieren.

Es ist in Christus etwas Neues, Absolutes gegeben. Das Absolute selber ist durch ihn Eigenthum und Besitz der Menschheit geworden. Und zwar wurde der Menschengeist an und in sich selbst in die Potenz des Absoluten erhoben — nicht nach dieser oder jener Seite, nicht nach Gefühl oder Bewußtsein oder Thun, sondern in Einem ganz und gar. Die absolute Persönlichkeit war es, die Christus darstellte und in der

absoluten Persönlichkeit die absolute Freiheit — von allem nicht zu ihrem innersten Wesen Gehörigem — zu allem dieses absolute Ich innerlich und äußerlich Darstellendem. Ist der unmittelbare Träger der Freiheit der Willen, so ist es näher der absolute Wille, dessen Darstellung Christus zu dem macht, was er ist. Darin war er der Sündlose. Statt die menschliche und göttliche Seite seines Willens in harmonischer Einheit und Wechselbeziehung zu erhalten, statt den innern Widerspruch innerlich zu vermitteln und zu versöhnen in der Kraft selbstbewußter Freiheit, gab der bisherige Mensch sich der Welt hin und verlor den Himmel. Immer stärker wurde der Riß, immer größer der Zwiespalt, immer unseliger das Bewußtsein. Und als das Unheil auf's Höchste gestiegen war, als das Unglück nichts mehr hatte, als den Jammerruf: „ich elender Mensch, wer wird mich erretten aus dem Leibe des Todes" — da mußte Der erscheinen, in dem das zerworfene und zerrissene Ich sich wiedergefunden, in dem der Wille wieder Eins geworden und Selbst, Gott und Welt zu seliger Harmonie des Bewußtseins sich zusammengeschlossen hatten. Das ist die Geburt Christi — nicht aus dem zerrissenen, unreinen Geschlechte, sondern aus dem heiligen Geiste, aus dem Einen, reinen Elemente des einigen Gotteswillens, der nun die Natur, das Wesen dieser neuen Persönlichkeit constituirte. Alle Entwicklung eines Neuen, noch nicht Dagewesenen, die Erscheinung jeder Originalität und Genialität ist ein Wunder. Die Elemente sind durch die frühere Entwicklung gegeben, der Gang derselben macht die neue Erscheinung nothwendig, es läßt sich Alles deduciren und construiren bis auf einen Punkt hin; aber am Einschlagspunkte bricht der Faden ab, und das lang und viel Vermittelte steht als ein Unmittelbares vor uns. Nicht das Warum, sondern das Wie ist das Räthsel. Auf dem Gebiete der schöpferischen Natur angelangt, müssen wir schweigen und wundern. Jahrtausende hindurch hatte die Menschheit jenen reinen Willen des Absoluten verloren, mehr und mehr nur konnte sie sich in die Knechtschaft der Endlichkeit versenken — daß nun auf einmal eine solche reine, heilige Willenskraft erstand, wie die bisherigen Geschlechter aus ihrem Verderben sie nicht zu erzeugen vermochten, dieß ist das Wunder. Und sofern diese Persönlichkeit den Willen des Absoluten

mit auf die Welt brachte, weil sie sich also nicht in relativen Sphären zu bewegen und auszuzeichnen hatte, sondern die Absolutheit ihre Natur, ihr Element war, sie ist das Wunder aller Wunder, mit keiner auch noch so großen geschichtlichen Originalität und Genialität vergleichbar.— Seine Natur muß der Mensch mit Freiheit bethätigen: das ihm Angeborne muß er aus und mit der Selbstkraft seines Innern zu seinem persönlichen, ethischen Besitzthum sich erwerben. Was er ist, das muß er thun um so erst das selbst zu sein, was er ist. Die Versuchung dieser endlichen, gottlosen Welt nahte auch Christo; sie suchte auch seinen Willen zu zerreißen und so ihn sich selbst zu rauben. Aber die Probe ward bestanden. Dieser Wille war stark genug, um sich in der Einheit des Endlichen und Unendlichen d. h. in seiner Absolutheit zu erhalten. Zur Sünde versucht, blieb er ohne Sünde.

So begann nun die Selbstdarstellung in Wandel und Lehre. Der stille Frieden und die ruhelose Energie des mit Gott vereinigten Menschenwillens verklärt diese reinen Züge, begeistert diese gewaltigen Worte, rückt dieses ganze Leben ganz und gar in das Element und in den Glanz des Uebermenschlichen, des Göttlichen. Das Wunder war die Mitgabe dieses Lebens, darum kein Wunder, wenn eine sittliche Macht und Kraft, die in der Naturbeschaffenheit des Individuums wurzelte, als wiederum in das Leben der Natur sich verzweigend poetischerweise angeschaut wurde. Aber in die geschlossene Reihe der Wundererzählungen haben die feurigen Pfeile des kritischen Bösewichts nicht blos, sondern auch die Zugeständnisse der liberalen Gläubigkeit harte, große Lücken gerissen und schwerlich wird der Wunderbalsam jener Theologie hinreichen, um Schleiermachers Weissagung zu nichte zu machen.

Der Tod überhaupt ist kein Naturereigniß, sondern ein Akt des Willens, in dessen Freiheit die Persönlichkeit sich selbst aufgiebt, um nun erst in ihrer eigensten Wesenheit, in reiner Geistigkeit sich selbst zu gehören und zu besitzen. Daran knüpft sich der Glaube an Unsterblichkeit, an persönliche und geistige Fortdauer.

Um so viel weniger kam an Christus der Tod als bloßes Ereigniß. Er war die Spitze seines Lebens und Thuns, er war die letzte, die erschöpfende That seines absoluten Willens. Eben darum ist er auch für

die begriffliche Betrachtung unerschöpflich. Daß er sich aufgeopfert für die gute Sache, daß er ein Beispiel für seine Jünger geben wollte oder wie sonst noch dieser Tod angeschaut werden mag — hier ist mehr als ein Märtyrer, hier ist ein Opfer, wie die Geschichte kein zweites kennt. Hier ist ein Tod, an den sich das Leben der Welt knüpft. Seit eines Menschen Sohn so durch die Welt geschritten und so die Welt verlassen, mußte der Fluch von ihr genommen sein. Einer ihrer Söhne ist sündlos geblieben, hat jene selige Einheit mit Gott bewahrt — so stellt er sich nun in die Mitte und Angesichts seiner kommt die Sünde der Welt nicht mehr in Betracht. Ein Heiliger vertritt die Gesammtheit der Sünder. Die Welt ist versöhnt in dem Einen Haupte, von dem aus und zu dem hin nun ein neues Leben sich gestaltet.

Wie viele Entwicklungen in der Geschichte knüpfen sich an den Tod ihrer Größen, aber sie sterben, um andern Platz zu machen, sie hören auf, um andere wirken zu lassen. Nur Christi Tod wirkt als solcher fort, ein Beweis, daß in ihm der Werth und die Kraft einer Objektivität liegt, die sich nur daraus erklärt, daß der Todte in dem Leben blieb, das sich ihm kraft seiner Absolutheit in keine Subjektivität und Objektivität zersplitterte. Er behielt nichts für sich, Alles was er war, gab er hin, und eben im Tode sein Letztes, Wesentlichstes vollends: sich selbst. Wäre sie nicht in ihm gewesen, keine Phantasie in der Welt mit all ihrer Liebe, ihrem Glauben und Hoffen hätte eine solche Bedeutung in diesen Tod gelegt.

Ueber die Gräber aller, auch der größten Todten ziehen die Geschlechter dahin — am Grabe dieses Todten kann die Menschheit nicht verweilen, denn er lebt. Die Erde behält diesen nicht, über Räumlichkeit und Zeitlichkeit schwingt er sich hinaus in das Gebiet der Ewigkeit.

Sein Geist aber machte Wohnung in der Menschheit, die sein Leib zu werden bestimmt war, und als die Jünger mit ihm sich aus der Nacht des Todes und Grabes erhoben hatten, war das neue Leben gegründet, vom Geiste die Kirche Christi gestiftet.

Vertiefung nach innen, Verbreitung nach außen war ihr erster Trieb. Aber bald schieden sich die beiden sich ergänzenden und erfordernden Richtungen. Als die erstere an dem letzten und wichtigsten,

weil innersten Punkte angekommen war, stand sie still. Der Inhalt der ganzen Persönlichkeit Christi war ausgelegt in die geschlossene Reihe der Dogmen, aber sein Geist in der Absolutheit seiner Freiheit und seines Willens blieb der romanischen Welt unbegriffen. Augustin's Tiefsinn griff seiner Zeit voraus, er blieb unverstanden und mußte geradezu als Patron der ganz entgegengesetzten Ansichten über Willen und Freiheit dienen. Er bildet ohnehin den Schlußpunkt religiöser und theologischer Produktivität. Das Mittelalter und die Scholastik schrieb Commentare und sammelte das Gegebene zu Systemen.

Indessen erreichte die Verbreitung der Kirche nach außen ihre weitesten Grenzen. Die ganze bekannte Welt war in ihren Kreis gezogen; allen Elementen des Lebens war der Stempel des Christenthums aufgedrückt. Aber indem die ganze Welt kirchlich wurde, wurde die Kirche weltlich. Die Weite des Umfangs verdeckte die Tiefe des Inhalts, das Innere fiel dem Aeußeren zum Opfer. Noch war das Christenthum nicht wahrhaft der Kern und die Macht des Lebens, sonst hätte nicht ein neues Heidenthum in der Kirche selbst sich herstellen können. Die katholische Kirche konnte erobern, aber nicht erhalten und organisiren. Sie verstand sich selber nicht, denn sie wußte nicht in ihr Innerstes zu steigen; sie wollte der Leib des Herrn sein, ohne seinen Geist zu beherbergen und zu begreifen. Und vollends verrieth sie in dem Streben nach Weltherrschaft ihr heidnisches Vermächtniß. Im Paganismus wie im Judenthum war Religion und Staat polytheistisch und theokratisch verschmolzen. Dort breiteten die vielen Götter ihre Universalherrschaft über die ganze Natur und Welt; hier waltete Jehovah, der Herr Himmels und der Erde über Israel und wohnte sichtbar-unsichtbar auf dem einen Zion, die ungläubige, nicht israelitische Welt hatte kein Theil an ihm. Anders im Christenthum. Die Kirche des Herrn über Alles, der selbst einmal sichtbar auf Erden war, sollte fortan als Leib desselben ihn sichtbar darstellen; und Alles sollte sich zu seinem Leibe gliedern, die ganze Menschheit: der theokratische Partikularismus war aufgehoben. Aber die Kirche stellt sich auch der Welt gegenüber: auch der heidnische Universalismus, die paganistische Verschmelzung von Welt oder Natur, Religion und Staat sollte aufhören. Allein die werdende Kirche traf den

Staat heidnisch, die Welt abgöttisch, ungöttlich, unrein — daher mußte sie ihn christianisiren und nur zu nahe lag die Versuchung für menschliches Begehren: das der Kirche Erworbene nicht mehr herauszugeben und in einer Hand mit dem geistlichen auch das eroberte weltliche Schwert zu schwingen.

So war Staat und Religion wiederum paganistisch verschmolzen; und auch der jüdische Partikularismus fand sich wieder. Die Kirche zog die Markungslinien ihrer Satzungen: innerhalb ihrer Gott und Gnade, außerhalb Teufel und Verdammung. Nur die also glaubende, also organisirte Christenheit konnte selig werden.

Es läßt sich nachweisen, wie die ganze Hierarchie und der ganze Organismus der katholischen Kirche von dem ersten Dogma bis zum letzten Canon, vom niedrigsten Mönche bis zum höchsten Heiligen nicht nur im Aeußern Wiederholung heidnisch-jüdischer Formen war, was schon der erste Blick zeigt, sondern daß all dem eine vorchristliche Anschauung der menschlichen Persönlichkeit, ein Begriff von deren innerstem Wesen zu Grunde liegt, der nicht von Christo genommen ist. Wodurch Christus ist, was er ist, die Absolutheit des Willens und die wesentliche Freiheit des mit dem Absoluten erfüllten, die Fülle der Gottheit in sich tragenden Ich, blieb dem Bewußtsein fremd. Auf sich selber stellte es sich, auf seinen unsteten, von Laune, Begierde, Verstand und Unverstand abhängigen Willen, statt auf den absoluten Willen. So fehlte der Persönlichkeit der innere Grund, der Halt und Kern in der Tiefe und darum gab es sich der Aeußerlichkeit und Weltlichkeit, der schimmernden Oberfläche, der schönen Form, dem Prunk und Pomp und letztlich dem Genuß der Sinne hin.

Da erschien Luther, Zwingli und Calvin. Von Augustin zumeist hatten die drei in die Tiefe des Geistes sich zu versenken gelernt. Augustin's Lehre von Gnade und freiem Willen war das Fundament ihrer wissenschaftlichen Ueberzeugung. Nichts gewährt ein schöneres Interesse als die Betrachtung, wie Luther, der Held christlicher Freiheit, de servo arbitrio schrieb. Die in sich zügellose Willkühr der katholischen Freiheit schlug nothwendig in die Fessel und den Zwang äußerer Gesetzlichkeit um. Dagegen genießt der protestantische Wille, der sich an das Abso-

lute ganz und gar aufzugeben, der sich Gott zu Dienst und Eigenthum zu übergeben, und dafür seine Absolutheit hinzunehmen weiß, die „herrliche Freiheit der Kinder Gottes."

Auf dem Princip des in seiner Absolutheit freien Willens, auf dem innersten Lebensprincip Christi selbst, erbauete sich in germanischem Boden die neue, die evangelische Kirche. Seitdem nun die alten Fesseln zerschlagen sind, will sich der Geist nimmer in Unfreiheit schlagen lassen. Freiheit bleibt die Losung für die neue Zeit, Freiheit in, Freiheit außer der Kirche.

Die Reformation stellte die Kirche wieder her: das heißt, sagte sich von Heidenthum und Judenthum auf's neue los. Von heidnischer und jüdischer Kirche läßt sich nicht sprechen, weil Religion und Staat oder Welt mit einander verschmolzen war. Das religiöse Gebiet schied sich im Christenthum aus und trat dem Irdischen und Weltlichen gegenüber als Kirche. So sollte nun im Protestantismus wieder die Religion nicht Stempel für Aeußeres, sondern Besitz für das Innere sein. Und die Welt war nicht mehr das schlechthin Ungöttliche, der Kirche oder der Vernichtung anheimzugebende, sondern sie hatte der Boden für die Bethätigung des christlichen Geistes zu sein, dem Alles zu geistiger Belebung, Umschaffung und Verklärung zugetheilt ist. Die Welt ist an sich weder christlich noch unchristlich. Ersteres soll sie werden, letzteres kann sie werden.

Als Kirche zwar hatte auch die protestantische sich die bestimmte Form zu geben, in welcher sie ihren geistigen Inhalt niederlegen und zur Erscheinung bringen kann. Auch sie hat ihr Dogma, ihren Kultus, ihre Verfassung. Buchstäbliche, allgemeine Uebereinstimmung darin aber erklärt sie ausdrücklich für unnöthig. Auch sie muß sich im Besitze der reinen, vollkommnen Wahrheit wissen und bekennen; aber nicht im Alleinbesitze. Ueberall erkennt sie die Wahrheit an; diese, nicht die Kirche macht allein selig: darum bannt und verdammt sie nicht. Nur wer Christum gänzlich leugnet und verleugnet, von dem kehrt sie sich gänzlich ab.

Wer aber könnte Christum gänzlich leugnen und verleugnen? Nur der Nicht-Getaufte, nur der Jude und Heide. —

Griechenland, Athen gab seinem Sokrates den Schierlingstrank, weil er die alten Götter verleugnete und neue einführte. Daß er sein Volk, seine Zeit vom Aeußern in's Innere führen wollte, daß er also ihre Welt umstürzen, ihre Anschauung umkehren wollte, das mußte er mit dem Tode büßen. Daß Jesus dem jüdischen Volke zurief: gehet in Euch, das Himmelreich ist inwendig in Euch, nicht in dieser eurer Aeußerlichkeit, darum schlugen sie ihn an's Kreuz. Allein das Reich Gottes war bereits da, das Reich des Geistes, der Innerlichkeit hatte begonnen und anders als Sokrates stand Jesus Christus selber da als das, was er verkündigte. So konnten sie ihm nichts anthun; obwohl er am Kreuze starb, lebt er mit seiner Kirche. Sokrates war unfähig, etwas wirklich Neues an die Stelle des Umzustürzenden zu setzen, darum ist er gestorben. Jesus brachte das Neue und lebt mit ihm. Die Kirche sollte der Leib seines Geistes sein: über dem Fette ihres Leibes vergaß sie den Geist. Huß wollte ihr den opulenten Leib nehmen und ihre Lebensweise umkehren: sie verbrannte ihn. Luther erinnerte sie zuvörderst an den Geist, nicht beim Aeußern, sondern beim Innern fing er an, so kehrte er in der That alles Bisherige um und blieb am Leben. Leben und leben lassen mußte fortan Wahlspruch für die protestantische Kirche sein. Sie hatte die Religion einmal für immer zur Sache des Herzens gemacht, Innerlichkeit und Freiheit lassen sich nimmer scheiden. Im Elemente dieser von Christus begründeten Innerlichkeit und Freiheit will und darf sich nun der Geist frei bewegen, eine Kirche, die eben darin ihr Element hat, darf und muß daher ungehemmt und unbeschränkt die Geister sich darin ergehen lassen: nur wenn sie diesen Geist der Freiheit und Innerlichkeit leugnen und verleugnen, muß und darf sie sich von ihnen gänzlich abkehren. So mag sie Dienst und Lehre eines Strauß unmittelbar ablehnen, aber bannen, verbrennen, kreuzigen darf ihr denselben nicht einmal die evangelische Kirchenzeitung.

Wie es innerhalb der Menschheit keinen Atheisten geben kann, keinen, der im vollen Sinn des Wortes die Gottheit leugnen, ohne Gott sein wollte, so giebt es innerhalb der Christenheit keinen, der da Christum ganz verleugnen, ganz ohne Christus sein könnte und wollte.

Freilich kommt es nun darauf an, daß der Geist fortschreitender Bildung und Humanität diesem Satze nach und nach die allgemeinere Geltung erobere. Von frommen Menschen zwar, die, wie Leo in seinen Geschichtsvorträgen vom Katheder herab von der Toleranz als einer „Gottverfluchten" sprechen, wird man solch eine Anerkennung nie erwarten wollen. Sie gehören nicht mehr der Zeit und der Zukunft an, sie gehören in die verschütteten und verrotteten Folterkammern der vergangenen Geschichte.

Der Satz selber konnte seiner Anerkennung wesentlich näher kommen, wenn er mit mehr Klarheit und weniger Leidenschaft bei Gelegenheit des Schiller-Monumentes erörtert worden wäre. Aber so wurde die Verständigung über eine dem fortgeschrittenen Geiste entsprechendere Auffassung des Verhältnisses zwischen Christenthum und Kirche, wie es scheint, nur noch mehr hinausgeschoben und erschwert.

Man wollte die Enthüllung des Denkmals zugleich kirchlich feiern. Dagegen protestirte man von zwei Seiten. Zwei, wesentlich verschiedene, aber gleicherweise zur Kirche sich freier verhaltende Richtungen wollten in verschiedenem Interesse nicht dulden, daß man einem Schiller unverdientermaßen den Stempel der Kirche aufdrücke.

Vor Allem war der Pietismus empört gegen die „Abgötterei," welche mit einem gestorbenen Sterblichen getrieben werden sollte. Wäre freilich Schiller Pietist gewesen, so hätte er es wohl verdient, von der Kirche — und die Pietisten betrachten bekanntlich nur sich als die wahre Kirche — gefeiert und heilig gesprochen zu werden. Das hätte man dann keinen Götzendienst gescholten....

Auf der andern Seite erinnerte man sich an die Aussprüche und das ganze Verhalten Schiller's gegen das positive Christenthum. Nachträglich über den Todten das Weihrauchfaß zu schwingen und das Denkmal mit dem Weihwedel in den Dienst der alleinseligmachenden Kirche zu nehmen, erschien als unwahr und katholisch, aber nicht protestantisch. Den dagegen — auch in diesen Blättern — lautgewordenen Protestationen legte die „christliche und kirchliche" Richtung natürlich nur schlechthin unchristliche Motive unter, während von jenen doch wohl nur Schiller als ein Repräsentant derjenigen Klasse von Christen betrachtet werden sollte, welche, ohne sich streng an die Formen und Formeln der bestimmten äußern Kirche zu halten, nichts weniger als dem Christenthum und dessen Geiste feindlich gesinnt und fremd sein — weder müssen, wie eine ketzersüchtige Orthodoxie meint, noch wollen.

So stand die sich kirchlich nennende Richtung zwischen zwei Feuern, offenbar unklar über sich selbst, über ihre Principien und ihre Consequenzen. Hat sie Schiller, den kantischen Freidenker, den Mann des kategorischen Imperativ, der sich über eine abstrakte Moral zwar zum Schauen der ästhetischen Idee, keineswegs aber der christlichen Dogmen erhoben hatte, als innerhalb ihres Gebietes stehend anerkannt und anerkennen lassen wollen, so hat sie sich entschieden von der Seite des Pietismus auf die Seite der Geistes- und Gewissensfreiheit gewendet, sie hat selbst erklärt, daß der nicht ausdrücklich Kirchliche noch nicht damit unchristlich ist. Aber über die Bedeutung dieses Schrittes eben sind die Organe dieser Richtung sich nicht klar geworden, sonst hätten sie nicht Erklärungen geben können, wie z. B. Herr Gustav Schwab in den Ullmann'schen Studien und Kritiken es gethan hat.

In dieser Unklarheit schließt sich die Richtung sogar an den Pietismus wieder an, der doch in jenem Schritte ebenso von ihr verleugnet wurde, als er sie selber verleugnet und verwirft.

So ist denn jetzt die Verwirrung, die Ungewißheit und Unklarheit größer, als je. Der Glaube und das Wissen, die Freiheit und die Knechtschaft, die Duldung und die Verfolgung, die Bildung und die Barbarei durchkreuzen sich in allen Richtungen und Punkten — man könnte irre werden an der Zukunft, wenn man nicht zu der Urkraft des deutschen und des reformatorischen Geistes den zuversichtlichsten Glauben halten dürfte....

Da ist vor Allem der Indifferentismus. Der gemeinhin Ungläubige, der vornehmere Denkgläubige läßt das Dogma Dogma sein, ist so moralisch und überzeugungstreu wie möglich und kümmert sich sonst um keine Skrupel und Zweifel, um keinen Gott und um keinen Teufel, wenn er nur tugendhaft ist und ein wackerer Geschäftsmann. Unleugbar ist diese Klasse in unserer Zeit die weitgreifendste und allgemeinste; — es ist der Industrialismus mit mehr oder weniger Moral verbrämt, der geschäftige Materialismus, wie er in ungehemmter Eile Maschinen baut und auf Eisenbahnen fährt, die solide Bürgerlichkeit, wie sie von der Vorsehung und vom Heiland spricht. Was machen wir mit dieser sonst honorablen Klasse? werfen wir sie geradezu in das alte heidnische Zeug, streichen wir ihre Namen aus dem Buche der Christenheit?

Unsere Dogmatiker haben einen subtilen Unterschied zwischen sichtbarer und unsichtbarer Kirche gemacht. Letztere enthält nur die wirklich

Gläubigen und Geheiligten, erstere ist die Gesammtheit der Christusbekenner, mögen sie es nun im wahren und vollen Sinn sein oder nicht. Die Entscheidung darüber ist dem Richter des Innern anheimgegeben, die Kirche will die Gewissen in ihrer Freiheit lassen. Als ihre äußern Merkmale zwar macht sie geltend die rechte Lehre des göttlichen Wortes und die rechte Verwaltung der Sakramente. Allein die Bestimmung des Wie hat sie, obgleich für sich festgestellt, doch nicht zur absoluten Norm machen wollen. Der befreite Geist mußte sich seine Entwicklung vorbehalten; und so lange er nur im Elemente jener absoluten Freiheit und Innerlichkeit bleibt, bleibt er innerhalb der sichtbaren Kirche, in deren Formen und Arten nun einmal das Christenthum Bestehen hat.

Der Name thut nichts zur Sache, aber wo der Geist des Christenthums waltet, sind wir nicht befugt, Ketzer zu schreien. Wie käme es sonst, daß einer, der sich nicht auf dem Standpunkt der Gemeinde weiß, dem ihr Kultus, ihr Symbol fremd ist, dennoch nicht aus dieser Gemeinschaft treten oder gar sich stoßen lassen will? Das Christenthum trägt weiter als das Dogma. Die christliche Bildung, die Durchathmung und Durchdringung von christlichem Geiste verleugnet sich nie und läßt sich nie verleugnen. Wer einmal der christlichen Kirche angehört hat, steht fortwährend in wenn auch noch so leisen Bezügen zu ihr, steht unter dem Einfluß des Christenthums und übt wiederum auf seine Gestaltung Einfluß.

Der Jude, der Türke, der Heide mag sich in seinem ganzen Leben kein Unrecht zu Schulden kommen lassen, — des christlichen Geistes ist er doch nicht theilhaftig, jenes innerste, tiefste Bewußtsein, Keim und Kern einer achtzehnhundertjährigen Entwicklung, wird ihm immer fremd bleiben, mag er sich auch die Resultate derselben noch so fertig angeeignet haben. Warum fühlt sich der getaufte Jude immer dem Christen und der christlichen Gesellschaft entfremdet? Das ist jenes innere Etwas nicht sowohl der Nationalität als der Persönlichkeit, was sich nicht so leicht verwischen läßt. Nicht umsonst macht das Christenthum die Forderung der Wiedergeburt geltend. Dasselbe hat zur Bedingung und Wirkung nicht blos eine Modifikation und Umkehrung von Ansichten, Lehren und Grundsätzen, sondern eine Umkehr der innersten Persönlich-

keit. Wo diese nicht Statt findet, bleibt die Grundanschauung, die auch dem nicht orthodox glaubenden Christen nie verloren geht, auf immer fremd. Was die Theologen die Taufgnade nennen, die unverlierbar ist, ist eben diese, so zu sagen, natürliche Constitution des Ich, das in der christlichen Gemeinschaft im eigentlichen Sinn des Wortes sein Leben erhalten hat. Diese Wurzel läßt sich nie mehr total ausscheiden, so wenig das Absolute zum Relativen herabsinken kann, sie bleibt als Potenz der Innerlichkeit und aus ihr kann sich immer aufs Neue zu jenem wirklichen tiefern Bewußtsein des Glaubens oder Wissens entfalten. Man denke an die meisten Renegaten.

Und wäre nun jener Standpunkt der glaubenlosen Moralität vom Christenthum zu trennen? ist sie ein so unwürdiger Descendent des absoluten Lebens und Thuns Jesu? Nein, das Bewußtsein der Unendlichkeit des Subjekts, das sich darin als die Macht seiner selbst so wie des Alls geltend macht — dieses, die Grundlage jener Moralität hat nur im Christenthum seine Wurzel. Das Heidenthum und Judenthum weiß von solcher unendlichen Fülle der Subjektivität nichts, jenes mordet, dieses verstockt sich, wenn eine höhere Aufgabe das Dasein in Anspruch nimmt. Auf ihrer Oberfläche hat freilich jene Erscheinung nichts vom Christenthum, weil nichts von der Kirche. Oder was soll von hier aus betrachtet, ein Gott, den man braucht, damit er drüben hübsch belohne und mich so glückselig mache, als ich hier tugendhaft gewesen zu sein mir schmeicheln darf: kann der Mensch hier ohne diesen Gott sein, so braucht er ihn auch weiter nicht.... Allein nicht die Oberfläche, nicht das äußerliche Bekenntniß ist das Gebiet des protestantisch-christlichen Geistes und Lebens. In dem Bewußtsein subjektiver Unendlichkeit und nur darin ist die kantische Moral, welche Gemeingut der Zeit geworden ist, und jenem Indifferentismus Halt und Kraft verleiht, christlich. Diese innere Selbstmacht des Geistes ist unmöglich, abgetrennt von der ganzen Entwicklung, welche mit dem Worte: μετανοεῖτε — gehet in Euch, eingeleitet wurde. Dieses von der Aeußerlichkeit des heidnisch-jüdischen Lebens zurück in die eigene Tiefe getretene, hier im Absoluten erfüllte und verdoppelte Ich, das wir in Christo anschauen und das durch ihn Eigenthum der Menschheit geworden ist, hat in der

That seinen Gott nicht mehr außer und fern von sich, sondern in sich und sich in ihm. Ist es wahr, daß der Geist, der sich seiner Absolutheit und Unendlichkeit bewußt ist, der in sich und aus sich das Ewige hat und schafft, nur durch Christus der Menschheit gegeben, also nur im Christenthum seine Wurzel hat, so muß die Bethätigung und das Bewußtsein dieses Geistes eine christliche genannt werden, wenn sie auch nicht kirchlich ist. Nur das ist nicht christlich, welches nichts Wesentliches aus dem Christenthum in sich hat; jene intensive Unendlichkeit und Freiheit aber ist eben das Wesen des Christenthums, seine innerste Substanz.

Wo also auf diesem Standpunkt des Indifferentismus gegen das Positive in Christenthum und Kirche jene Kraft des innerlich unendlichen Geistes in Wissen und Thun wahrhaft sich treu bleibt, und dem ernsten Streben nach Wahrheit und Tugend redlich und furchtlos die Selbstmacht des in sich absoluten Willens weiht — da ist Christus, Christenthum und Kirche nicht ferne, und da darf im Gebiete der protestantischen Freiheit jene unselige Ausdrücklichkeit, jene Verfestung und Versteinerung des Bewußtseins im bloßen Namen mit ihrer fanatischen, dummdreisten Weise dem Gewissen, dem durch Ströme von Blut uns versiegelten und verpfändeten Reich der Innerlichkeit nicht nahe treten.

Darum hätte man ja am Schillersfeste die Glocke läuten sollen, nur daß ihr reiner Klang nicht mit falschen Demonstrationen entweiht worden wäre. So wenig die Geistlichkeit gegen den zwar unkirchlichen, aber christlichen Todten zu eifern brauchte, so wenig hatten die enragirten Schillerfreunde „dem heidnischen Göthe gegenüber" falscherweise Schiller in den christlichen Weihrauch zu hüllen und andere zu verketzern. Und so hätte auch unser vielverehrter Gustav Schwab seine schöne Fest-Rede immerhin wortgetreu halten mögen, wenn er in der Aufrichtigkeit seines poetisch und christlich begeisterten Herzens blos hätte gegen jene ketzersüchtige Kirchlichkeit demonstriren wollen. Wozu aber bedurfte es dann so viel Animosität und Gelehrsamkeit, mit der man nachträglich aus „christlichen Reminiscenzen und kirchlichen Anklängen" ein Dokument für Schillers Christenthum zusammenstellte? — Nicht um Schillers Christlichkeit, sondern Kirchlichkeit handelte es sich, und dagegen allein wurde von den „Frommen" und „Nicht-Frommen" protestirt, daß man ihn zu einem

2*

Helden der Kirche machen wollte. — Wozu endlich ein Attestat über Christenthum, wie das von dessen Schwägerin C. v. Wolzogen einholen, wenn die „naive" Mittheilung Sätze über Sch. bringt, wie folgende: „Gott als höchsten Willen suchte Sch. seit ich ihn kenne. — Glauben sollen — kann man keinem denkenden Geiste zumuthen; Glauben finden — war ihm immer wohlthätig. — Die heilige Lehre des Erlösers ehrte er immer als höchsten Ausspruch in der Menschheit. — Ja, der Ruf des Herrn drang an sein Herz, dies ist mein Glaube. — Er hatte Worte der Herzensdemuth, die wahre Religion ist. Seit er in Kant's Philosophie lebte und vom kritischen Scharfsinne zu den feststehenden Ideen überging, stand Gott, Freiheit und Unsterblichkeit in seiner Seele unwandelbar." Das ist ja kantisches, nicht kirchliches Christenthum!

Es ist ein erfreulicher Fortschritt, wie Männer, welche noch jüngst erst des Atheismus und der Unchristlichkeit angeklagt wurden, nun entschuldigt und entsühnt werden, wenigstens um zur Folie weiterer Verketzerung zu dienen. Kant, Fichte, Schelling, Schiller, die nichts von den Symbolen und Dogmen der Kirche wollen, Schleiermacher selbst, der nichts von einem persönlichen Gott, nichts von Auferstehung und Himmelfahrt, nichts von Freiheit und Unsterblichkeit weiß, sind nun gute Christen geworden, seit Hegels sichselbstvergötternder Pantheismus grassirt. Diese Aenderung des Urtheils ging namentlich vor sich im Lager jener Gläubigkeit, welche vom Zeitgeist wenigstens theilweise Zweifel und Kritik überkam und, so gut es eben geht, sich mit dem Gedanken abzufinden sucht.

Man könnte von dieser Richtung als von einer Versöhnerin und Friedensstifterin zwischen den getrennten und feindlichen Parteien das Schönste hoffen. Allein was sie mit der einen Hand giebt, nimmt sie mit der andern wieder. Zwischen dem blutigen Richterstuhle der crassen Orthodoxie und zwischen dem Armensünderstühlchen der Kritik setzt sie sich bequemlich nieder und leistet natürlich am Ende nach keiner Seite etwas Erkleckliches und Nachhaltiges. Sie erklärt sich für den Gedanken und hält doch auf den entferntesten Schein thatsächlicher Historie mehr als auf die in sich selber wahre Idee. So verketzert sie die Offenheit und Ehrlichkeit der kritischen Consequenz und preißt dafür die Unklarheit und Perfidie. In theologischer Beziehung ist Schleichermacher der Aushängeschild dieser Richtung. Die feinen, unverstan-

denen Gewebe von Glauben und Unglauben, Positivität und Negation, in die er seine religiösen Bedürfnisse und spinocistischen Anschauungen so künstlich in einander zu schlingen wußte, zerklauben sie, halten dann fest, was faßlich ist und in den Kram taugt, lassen das Unverstandene und Unbrauchbare aber frohen Muthes fallen. Die Consequenz der Kritik verfolgen sie, den reinen Gedanken der Philosophie proscribiren sie, religiös sind sie, gescheidt sind sie — so denken und glauben sie in bunter Reihe und können fast mit Behagen Strauß und Hengstenberg die Hände reichen. —

Welch' ganz andern Eindruck macht dagegen der energische Pietismus, der lieber ganz und gar nichts vom Wissen wissen will, weil Christum lieb haben besser ist, denn alle Vernunft. Sicherlich ist ihm große Bedeutung für Gegenwart und nächste Zukunft zuzuschreiben; denn je straffer er die Saiten spannt, desto schneller und entschiedener werden sie reißen. Damit wollen wir selbst der evangelischen Kirchenzeitung, welche die freie Wissenschaft unaufhörlich denuncirt und nicht alle Gründonnerstage blos, sondern alle Tage verflucht — das Christenthum natürlich nicht absprechen. Dem Hengstenberg läute man ja einst bei Enthüllung seines Monumentes mit allen Kirchenglocken, auch mit dem Armensünderglöckchen....

Aber was sollen wir nun von dem Geschlechte der Philosophischen sagen? Dieses gräuliche Handgemenge, der unentwirrbare Knäuel! Nun ja vor Allem: Philister über Euch, ihr Hegelianer, Hegeler, Hegeliter, Hegelingen und was sonst noch von der Rotte ist... „thut sie aus Israel, die Abgötter, hinab mit ihnen auf das Blachfeld; hie Schwert Gottes und Gideon. Am Hegelthum ist gewiß kein Fetzen, ja kein Fädchen Christenthum. Pantheismus ist es, d. h. Atheismus mit Götzendienst verbunden. Es hat eine das ganze Christenthum zerstörende, ja alle Religion aufhebende Tendenz, offenbare Unchristlichkeit und Gottlosigkeit. Es leugnet Unsterblichkeit, Gesetz und Sitte; es bethätigt sich in feiger Unredlichkeit, heuchlerischem Frommthun, unwürdiger Zweideutigkeit, berechneter Zurückhaltung, thörichtem Vertrauen auf den Zeitgeist. Denn der Pantheismus erhebt das Huren mit dem Zeitgeiste förmlich zur Tugend. Dazu ist er unwissenschaftlich. Und solch' eine Brut will unsern Schiller zum Mitschuldigen ihrer Vergötterung des Menschen machen — mit Narren sollte er es halten mögen, die vom Katheder herab lehren könnten: „„heute und alle Stunden, meine Herren, helfen wir Gott

zu seinem Bewußtsein?"" Es ist erstaunlich. Und wie vornehm vollends sind diese Menschen gegen die, denen doch als Armen im Geiste die Seligkeit verbrieft und versiegelt ist. Es ist unerträglich."

„Verhält sich die Kirche gleichgültig" gegen die Rotte, „so wird Jerusalem immer frecher zertreten werden von den Heiden. Zeigt sie ihre Entrüstung, zuerst im Worte und dann in der That, thut sie den Bösen aus Israel, so wird alles Volk hören und sich fürchten und nicht mehr vermessen sein." Dieß war das Manifest der evangelischen Kirchenzeitung vom Neujahr 1840. „Ja wohl, draußen seien die Hunde, schlagt sie todt, écrasez les infames!"

Vielleicht hilft uns Meister Schelling von den Unholden und von dem ganzen Hegelthum, das offenbar eine Landescalamität ist — größer als Rinderpest und Klauenseuche, denn gegen jene helfen alle Rindvieh-Versicherungs-Anstalten nichts....

Vielleicht aber hilft uns der große Meister nicht davon. Oder wißt Ihr schon, was Schelling Alles gegen Unfreiheit des Geistes in jeder Sphäre auf dem Herzen hat? Wenn man sich am Ende gar sehr in ihm verrechnete?...

Nun, die Zukunft wird's lehren. Mit dem Gedanken und seiner Freiheit kann es niemals schlimme Wege haben, mögen seine Träger und Sprecher verketzert oder vergöttert werden. Wenn nur in diesen höchsten Gebieten des menschlichen Forschens und Ringens Ernst und Würde gewahrt wird, wenn nur Redlichkeit und Treue nicht fehlt, nur sittliche Kraft und Strenge immer auf dem Wege zum Rechten und Wahren erhält, so sind wir gewiß, daß der Glaube und das Wissen, die Kirche und die Welt, der Gott und die Menschheit, Philosophie und Christenthum für Leben und Bewußtsein immer klarer, immer reiner und herrlicher sich entfalten wird. — —

H. Merz.

II.

Auf der Ostsee.

Reisebild und Zeitbetrachtung.

Von

Friedrich Saß.

Erster Artikel.

I.

Auf eine île marécageuse, inculte et deserte, qui n'était qu'un amas de boue pendant le court éte, et dans l'hiver qu'un étang glaçé, wurde, so erzählt uns Voltaire, die nordische Wunderstadt Europa's, das stolze Parthenope unseres baltischen Meeres gebaut.

Dieses gigantische Monument seiner Thaten, welches sich Peter Alexiowitsch auf dem Newadelta imperatorisch zu gründen und wodurch er den schmützigen Moskovitismus auf die Culturentwickelung des europäischen Westens hin zu leiten verstand, ist nun in einem Jahrhundert die Bewunderung einer Welt, das Centrum eines weitausgreifenden und abstringirenden Lebens, der arktische Magnet des reisenden Europa's geworden. In den dämmernden Nächten des Nordens, welche mit Silberschleiern wollüstig über die schlafenden Fluthen des Meerbusens tändeln, zieht ihr erwartend von Kronstadts Batterien der Newamündung entgegen und vor euch schwebt aus den Wassern eine wirre und unerkenntliche Masse. Da schießt urplötzlich, wie auf den Spruch eines Zauberers, das glühende Sonnengold eines nordischen Morgens hervor

und tanzt jubilirend von Knauf zu Knauf, von Kuppel zu Kuppel und eure Seele glaubt sich von Zaubereien umstrickt und euer Auge wähnt sich durch Fata morgana's geblendet. Diese Sonne, welche das weite, unermeßliche Reich, Kamschatka, Sibiriens Schneefelder und die eisigen Höhen des Urals überzitterte, jubelt hier dem Morgen eines europäischen Rußlands entgegen und schwelgt auf den Palästen der riesigen Stadt und in den Fluthen der Ostsee. Ein unerklärlicher Zauber hat plötzlich das Dämmerdunkel der Nacht verscheucht, mit ihren Palästen, Brücken und Hafendämmen dehnt sich die Stadt vor euch hin im bleichenden Strahle des Mittags und von den schärfsten Contouren umzeichnet. Aber alles ist todt und grabesstill. Nirgend zuckt eine Fiber vom tumultuarischen Leben, das ihr erwartetet. Bleierne Oede liegt über den gähnenden Straßen und, wohin ihr euch wenden mögt, Menschen bemerkt ihr nirgend in dieser todten und steinernen Herrlichkeit. Alles ist schweigsam und starr und in dieser Stille furchtbar und peinigend. Da dehnt sich der Glaube an Zauberei und Verzauberung unwillkührlich in euren Seelen empor; es dämmern morgenländische Sagen von versteinerten, geisterbewohnten Städten und dieser lautlose Isaaksplatz, diese riesigen Paläste, diese öden Brücken und Straßen und Hafendämme, sie alle tragen zum Bilde dämonischer Aufregung und des Entsetzens bei, welches uns fortgeißeln möchte aus dieser todten, in ihrer leblosen Weite beklemmenden Umgebung.

Frühe und taghelle Morgen haben im tiefschlummernden Petersburg bei all ihrer kalten Mumienpracht für jeden Neuangekommenen ein Moment des Entsetzens und einen übernatürlichen Anstrich. Sie sind dieser Urbs ganz eigenthümlich und ohne Zusammenhang mit der immensen Menschenmasse, die sich hier nirgend in den Symptomen des Lebens bezeichnet und so in den Armen des Morpheus, wie in den Armen des Todes ruht. Es bedarf der Gewohnheit oder der Anreizungen und der Abzüge eines zerstreuenden Tages, ehe sich jener dämonische Eindruck, der sich durch sie gewaltsam in unsere am Morgen noch offene Seelenpupille hineingräbt, abzuplatten vermag, und demungeachtet, wo wir die Steinmonumente der Czarenstadt bewundern, wo wir die Mannigfaltigkeit ihres Lebens und ihren Einfluß, ihre räthselhafte Entstehung

und ihren glänzenden Zustand überschauen, schleicht der Gedanke an Uebernatürliches und Ungewöhnliches, wie eine kalte Natter in unsere Brust und verdirbt uns in unserer subjectiven Beengtheit den freien, wahren Genuß der mannigfachen Umgebung, die sich bald in den grellen Farbenton des Orientes, bald in den Flitter des europäischen Westens hüllt. Wir bewundern zu viel und erkennen zu wenig, wir wandeln somnambulistisch daher und urtheilslos, wir werden in unsern Träumen oft durch uns selbst überrascht. Ueberall steigt Rußland als dräuendes Riesengespenst hervor, bald auf den breiträdrigen, hölzernen Kibitken seines finnischen Bauers, bald im Talar seiner bärtigen Popen, bald in den glänzenden Carossen einer vom Bocke fahrenden Diplomatik, hier in den Fronten seiner stolzen Paläste und dort in den imposanten Statuen seiner Kaiser. Auf Peterhof und in Zarskoje-Selo's erwachender Natur, vor den kanonenbespickten Batterien und Kriegsschiffen Kronstadts — überall tritt uns Rußland entgegen und bietet Gelegenheit zu einer gedankenlosen Bewunderung, die den Geist in der Länge nicht einlullt und niederzuhalten vermag. Uns ist von Rußland noch alles ein großes und nebelumhülltes Mirakel, wir kennen nichts als sein imponirendes Dasein und seinen cäsarischen Donnerkeil, aber wir wissen es nicht, gleich andern Staaten, durch geschichtliche Nothwendigkeit und successive Entwickelung logisch und speculativ zu seinem gegenwärtigen Standpunkt emporzuleiten, sondern müssen uns schweigsam und unbefriedigt abfertigen mit der unverstandenen und unmotivirten Wichtigkeit dieses modernen Briareus, die sich nirgend verläugnen läßt.

Rußland erhob sich in einem Jahrhundert über alle europäische Staaten zu einer positiven Größe empor, die über Europa furchtbar herabhängt und das berühmte europäische Gleichgewicht im Winkel ihrer Westentasche bequem unterzubringen versteht. Wie durch Magie wurde Petersburg unter Europa's erste Städte gestellt und schaut nun, ein zweites Parthenope, stolz in die Newa herab. Was anderswo langsam im Laufe der trägen Zeiten sich aneinanderfügt und, während es hier gewinnt, an andern Seiten schon wieder verwittert, das bezweckte in Rußland der cäsarische Wille eines Mannes, das trat hier, zusammenhängend und stark in allen einzelnen Theilen, wie auf Zaubersprüche

in einem Gährungsprocesse hervor und wurde geschaffen in dem einen Momente eines Jahrhunderts. Peter Alexiowitsch ist Rußlands Creator; vor ihm gab es nur einen schmutzigen, Branntwein saufenden und langbärtigen Moskovitismus, nirgend war noch der Anfang und die Möglichkeit des gegenwärtigen Reiches zu sehen, welches auf sein imperatorisches Machtwort aus Sümpfen und ewigem Eise hervorstieg. Hier, auf der île marécageuse, wo einst die Bären heulten und jetzt die Taglioni tanzt, hier erhob sich urplötzlich die stolze und prächtige Czarenstadt, der Eckstein aller russischen Größe, die Bewunderung einer Welt und laut schlug der Aar des Hauses Romanow seinen gigantischen Fittig. Eben in Petersburg gründete Peter der Große das mächtige Reich, er leitete es ab von dem Kreml zu Moskau und von der barbarischen Sitte eines orientalischen Steppenlebens, er knüpfte es an die Culturbestrebungen des europäischen Westens und legte den Keim zu einer großen, russischen Zukunft, die, als Lawine sich von Höhen des Urals über Europa heranwälzend, uns, dem europäischen Westen, furchtbar erscheinen muß in ihrer raschen Bewegung. Unter den Sternen der neuern Weltgeschichte leuchtet Peter Alexiowitsch als ein Stern erster Größe und wohl überstrahlt er den preußischen Friedrich und Frankreichs Cäsaren, da er aus nichts — aus eitel nichts eine Welt zu bilden und sich dem Herrgott selber ganz gleich zu setzen erkühnt hat. Er fand nur gefrorene Sümpfe, Bären, Tannenwälder und faulige Moore, dafür gab er dem Moskovitervolke eine starke, steinerne Zukunft und legte ihren riesigen Grundstein auf dem Delta des Newastromes. Schmutzige Bärte und struppige Vorurtheile rasirend, legte er sein Volk an den Mutterbusen des Meeres und deutete darüber hinaus in die Culturbestrebungen Europa's, dem er sich an der Newa bedeutsam verbunden hat. Wollt ihr erkennen, daß die schaumgekrönten Wogen der Meere unzweifelhaft Träger der Cultur und der großen Ideen, Redner des Fortschrittes und Beförderer der Volkszeitigung sind, da müßt ihr auf Rußland blicken und ihr werdet mit leichter Mühe bemerken, daß dieser gigantische, unbehülfliche und von Asien geschwängerte Coloß nur durch den kurzen Strich, wo ihm die Woge des baltischen Meeres an seine Küsten heranrauscht, zu seiner gegenwärtigen, europäischen Weltwichtig-

keit emporgebracht werden konnte. Thronten die russischen Czaren noch nach wie vor in Kiew oder im alterthümlichen Kreml zu Moskau und wären die schönen, deutschen Ostseeprovinzen nicht herübergezogen in's russische Gebiet, schaute kein Petersburg und Kronstadt von der Newa in die Wogen der See, welche friedsam heranrauschen mit den Ideen und den Bedürfnissen der Zeit, da möchte das alte Moskoviterland noch immer in traurigen Steppen am Dniestr, Dnepr und Don auf jener niedrigen Stufe des Lebens verweilen, welche ohne jedweden Eindruck und ohne innere Beziehung auf die großartigen Interessen des ganzen Europa's bleibt. Es würde noch immer, ein zweites China, auf sich und seine verschneiten, asiatischen Felder verwiesen sein, während es jetzt, an's Meer gebracht, über die Wogen der Ostsee hinausschaut und von den Fluctuationen der brausenden Zeit und des Weltlebens, welche ihm hier vor die marmornen Füße seiner Kaiserpaläste rauschen, eben so viel genießt, als es nur immer genießen will. Peter der Große hat Rußland an die Gestade des baltischen Meeres gesetzt; durch baltische Wogen hat er, wohl wissend, das asiatische Moskoviterthum in's europäische Rußland verwandelt und es emporgehoben zu jener Macht, welche sich über das Meer bis an's zerbrochene Herz und in die Hirnkammern der alten Europa hinauszufühlen und immer für sich und ihre eigenthümlichen Zwecke zu abstringiren versteht. Ohne das Meer kann Rußland nicht sein und nichts werden. Ohne die Ostsee kann es nie eingreifen in die Interessen des europäischen Lebens. Petersburg ist die gewaltige Klammer, welche den russischen Riesencoloß mit dem Meere, den Interessen der Zeit und Europa's verbindet. Nicht, daß Peter eine gigantische Stadt gegründet, wäre von hoher Bedeutung und würdig der Ewigkeit seines Namens, wohl aber ist es sein weiter, uneingenommener, psychischer Blick auf den damaligen und jeden zukünftigen Zustand seines Landes und Volkes, jener Blick, der ihn bestimmt hat, sein riesiges Kind, mitten in Feindesland, an den rauhen Gestaden der Ostsee und darin die große europäische Zukunft seines Reiches und Volkes zu werfen. Jener granitne und ausdauernde Eifer, mit dem er die Moskoviter unter den Donnern des Krieges dem Meere vermählte, dieser macht seinen Namen ewig in den Tafeln der Geschichte

und rechtfertigt auch das gigantische Denkmal auf hohem Granite, welches der große Gründer des europäischen Rußlands in der stolzen Stadt seines ewigen Namens hat. Freilich, für ihn ist sie in ihrer majestätischen Sammtheit selber das würdigste Monument und könnte er jetzt hinausschauen von den Zinnen ihrer Paläste über die Fluthen der Newa, sähe er jetzt das Schiffs- und Flaggenmeer aller Nationen und Kronstadts schwimmende Festungen — wahrlich, wie unser Herrgott, als er aus nichts eine Welt gemacht, so würde er nun sich selbst bewundern und sagen: Siehe, was ich gethan, ist gut gethan! Amen!

Denn glänzend sind seine Pläne erfüllt. Sie sind in Thaten und Zustände übergegangen, die erst Rußland umwandelten und es dann eingeführt haben in die größten Interessen Europa's. Freilich bringt es noch immer den nordischen Winter mit und uns friert neben ihm in unserer dünnen, constitutionellen Bekleidung. Der alte Moskovitismus, die asiatisch-europäische Macht, die ohne das Meer und das Centralisationssystem der Newastadt sich selber verloren sein müßte, hat sich in einer Pointe, im Bewußtsein ihres Könnens und Wollens, in Petersburg aneinandergedrängt und dann von dort aus, das Meer gewinnend und in den europäischen Westen schauend und schweifend, leicht eine Stufe der Wichtigkeit errungen, die nirgend desgleichen findet. Dieses Wissen und dieses Sichfühlen der russischen Macht, dieses drückt uns bedrückte, binnenländische Deutsche im glänzenden Getriebe der mächtigen Czarenstadt und läßt uns trübe Vergleichungen anstellen mit unserm schönen, herrlichen Vaterland. Wir nennen ein Land unsere Heimath, welches der Herrgott gesegnet mit Berg und Thal, mit Wald und Flur, ein Land, dem das große Element der Weltverknüpfung und Volkserhebung die Flanken schlägt, wir rühmen uns eines Stammes zu sein, den Tacitus seinem Volke mit den glühendsten Farben gezeichnet und viele Jahrhunderte haben wir nun gerungen und haben die Welt bereichert mit unsern Schmerzen, wir haben gekämpft unter allen Bannern des Geistes und Wissens und wir, die Arbeitenden, Mühsamschaffenden, wir haben nichts in all den Strömen und Strudeln erobert, als zerrissene Schollen und zergeißelte Herzen, während jener stolze, nordische Fremdling, ohne Volksdrang und Volksgefühl, durch einen cäsarischen Macht-

spruch und unsere Arbeit über unsern Häuptern emporwächst und das Erstaunen und die Befürchtung des ganzen Europa's erregt. Unser Volk ist durch alle Schulen der Weltgeschichte gegangen und arm geblieben und trostlos, während ein slavischer Stamm, immer versunken in Sclaverei, in asiatische Barbarei und animalische Niedrigkeit, ohne Kämpfe und Ringungen, durch eine äußere Autorität, cäsarischen Blitzstrahl und Machtspruch, zu dem Bewußtsein seiner verborgenen Kräfte gelangt, vor denen Europa erzittert. Rußlands Geschichte zeigt keinen Schweiß und kein Blut, vergossen auf den Wahlstätten des Geistes und für die Bedürfnisse der menschlichen Geistigkeit; aber demungeachtet ist es zu einer Fülle des positiven Könnens erwachsen, die an den Gränzpfahl des Uebernatürlichen streift und uns in ihren offnen und verdeckten Symptomen an der Newa um so ernster beschäftigen muß, wenn wir bemerken, daß Rußland zu seiner jetzigen europäischen Wichtigkeit auf geistige und materielle Kosten unseres ringenden und unbefriedeten Vaterlandes emporgeblüht ist. Die Ostsee und die einst deutschen Provinzen am schönen baltischen Meere, wo unter den deutschen Ordensrittern ein kräftiges Deutschland zum Schutze gegen den Andrang des Kosakenthumes erblühte, sie sind die wahren Träger der russischen Macht geworden und die Umwandler des für Europa nichtigen Moskovitismus in's europäische Rußland! Die Woge der Ostsee, als sie den Grundstein der kaiserlichen Newastadt zum ersten Male bespülte, brachte das europäische Leben und das europäische Bedürfniß über Deutschland ganz systematisch in's Moskoviterland, sie führte, dem großen Peter Alexiowitsch zinsbar geworden, das deutsche Interesse willig hinüber in die russische Wildniß und lichtete dort das Leben und ließ an ihrem Busen ein reiches Parthenope aufblühn. Während sie mahnend an deutsche Lande rauscht, hat sie nur russischem Zwecke gedient und wenn sie auf russischer Seite jetzt stolze Städte, stolze Banner und stolze schwimmende Festungen bespült, so läuft sie bei uns in pommersche Dünen und verrinnt dort, ohne benutzt und behütet zu sein. Wir sehen unser Deutschland vom transscendentalen Rußland beschattet und demungeachtet ist es der wahre, innere Hebel aller europäisch-russischen Macht. Denn ohne die deutschen Ostseeprovinzen und deutsche Förderniß wäre das jetzige,

europäische Rußland unmöglich, und arbeitete nicht die stille, deutsche Bestrebung in der glänzenden Czarenstadt immer als eine willige, treue Hausmagd für ein fremd-nationales Interesse, — Petersburgs Glanz und Kraft wäre gleichfalls nicht wahr. Unser Deutschland ist ein Pegasus, aber es ist eben nur ein Pegasus, wenn es, in's Joch gestellt, fremde Felder zu pflügen bestimmt wird. Dann schafft es Unglaubliches und hilft einer fremden Nation gewiß zur herrlichsten Erndte. Wo es indessen, frei und unabhängig, nur für sich selber zu wirken hat, da wirkt es eben nichts, als eitel Zerbrochenes und zerschlägt seine eignen Thaten mit seinem eignen Huf. Wie die nun russischen Ostseeprovinzen durchweg von deutscher Natur sind und unter dem russischen Scepter, trotz des russischen Centralisationssystems, trotz der Mahnung des polnischen Aares, trotz der russischen Institutionen und Rechtsformulare ihre ursprüngliche Deutschheit erhalten wollen, wie eben das ganze russische Reich durch ihr unwandelbares Deutschthum auf seinen gegenwärtigen, europäischen Standpunkt gestellt worden ist, so steht auch die russische Kaiserstadt selbst auf deutschem Grunde und blüht durch das stille Deutschland, welches überall in ihr thätig ist, höher hinauf. Schon Peter der Große hat es gefühlt, daß seine Stadt nur durch deutsche, intellectuelle Bestrebung europäisch emporzubringen und dem schmutzigen Moskovitismus factisch zu entwinden sei, darum zog er auf jedwede Art unser Deutschland nach Petersburg und Deutschland ist willig und treu gewesen und hat ihm die Newastadt glänzend und herrlich emporgebaut. Nie hätte Rußland durch sich selber ein Petersburg zu gründen, zu erhalten und zu erheben vermocht. Denn es liegen dem russischen Volke alle und jedwede Beziehungen des europäischen Städtelebens zu fremd, es ist noch zu wenig oder auch gar nicht in der Masse europäisirt, zu sehr vom asiatischen Steppenleben, vom alten Moskovitismus und Baschkirenthume umkrustet, es ist noch nicht, associationsfähig, auf die intellectuelle Stufe des Lebens getreten, wo es, von den Interessen des europäischen Städtelebens umkreiset, selbst neue Städte und neue Beziehungen zu gebären vermöchte. Peter der Große trieb die Bauern seines Reichs aus Astrachan und von den Gränzen China's zusammen und bevölkerte damit Petersburg, es bedurfte der Masse; aber

nur die barbarischen Rudel zu führen und zu bewegen, war das intellectuelle, contemplative Deutschland nothwendig. Es fehlt in Rußland der Mittelstand, das Prinzip der Städte, die wahre Wesenheit der uneingenommenen und productiven Gesellschaft; darum mußte sich Deutschland zwischen den russischen Knechten und Herren in's Mittel legen und eine Gesammtheit gestalten, die des europäischen Lebens und der europäischen Interessen fähig sein konnte. So wurde Petersburg wie es ist. Alles was dient und kriecht, ist moskovitisch in Petersburg; alles was herrscht und glänzt, trägt gleichfalls den russischen Stempel; aber alles was schafft und waltet in stiller Behäbigkeit, was, Rußlands beide Extreme aneinanderhaltend, sich die rein bürgerliche Stellung zu bewahren versucht und hier die materielle, dort die geistige Seite des europäischen Städtelebens in Rußland überhaupt, und in Petersburg vorzüglich zur traulichen Entwicklung und zur festen Anschauung bringt, dieses ist, könnt ihr sicher sein, deutsch oder doch deutscher Natur und von Deutschland entzündet. Nicht in vierspännigen Carossen jagt das Petersburger Deutschland dahin, es macht keine Reisen nach Italien und sieht nicht absolutistisch durch die Lorgnette in's Volksgewühl, aber es steht auch nicht in goldbetressten Livreen auf Wagenbrettern und vergeht nicht bei Knoblauch und Branntwein und Zwiebel im abominablen Moskovitismus:... es ist productiv und bürgerlich nett, es versorgt die glänzende Kaiserstadt mit dem alltäglichen Bedürfniß und sehr bezeichnend erscheint es mir für die deutsche Stellung in Petersburg, daß die sämmtlichen Bäcker dieser Stadt geborene Deutsche sind. Was nun der Deutsche backt, das nährt, wie in der lehmigten Hütte, so auch die Herren im Kaiserpalaste. Der Deutsche selbst wird in Rußland das nahrhafte und alltägliche Lebensbrod. Denn sich selber zerbrechend, sättiget er einen fremdartigen Organismus mit seiner Substanz und bringt in diesem die europäische Culturbewegung und das städtische Ineinanderfinden allmählig hervor. Würde der russischen Czarenstadt jemals das deutsche, alltägliche Brod des Lebens entzogen und sie auf altrussische, binnenländische, kosakische Lebenselemente beschränkt, da möchte sie nicht mehr lange bestehen auf ihrer brillirenden Höhe, ob sie auch jetzt, wo des deutschen Lebensbrodes die Fülle in ihr, diesen all-

täglichen Nahrungsstoff nur zu wenig beachtet. Rußland kann nur apodiktisch dienen und herrschen; Deutschland in Petersburg herrscht, weil es dient. Es steht am Krämertische und sitzt im Comptoire, es müht sich als Hauslehrer bei einer fürstlichen Progenies ab, es knetet den Roggenteich und schwingt die Nadel, es ist immer der alte, bezipfelte, deutsche, fleißige Philister im Gewühl der gigantischen Stadt und tritt behutsam vereinend in seiner scheuen, bürgerlichen Stille zwischen die grellen Extreme, worin sich echtrussisches Wesen immer polarisch bewegt und auflösen muß. Auf sich selbst hingewiesen, ohne Deutschlands Vermittelung, müßte in Rußland der Tod und die Unmöglichkeit des europäischen Städtelebens vorhanden sein, eben weil ein Extrem das andere immer kategorisch ausschließt und hier der kosakische Servilismus, dort indessen das Czarenthum in seinen grellsten Farben hervortritt.

Unser in sich selber so traurig zerbrochenes Deutschland wird also in fremden Landen, wo es fremde Interessen durchzüngelt, das große Prinzip der Einigung und europäischer Culturbewegungen, durch die es den Moskovitismus in's europäische Bewußtsein überzuschmelzen versteht. Das Petersburger Deutschland ist ein bürgerlich productives, das philisterhafte, das gemüthlich sociale, tagtäglich angestrengt arbeitende Petersburg, während das eigenthümlich russische Petersburg sich das Geschäft des dolce far niente im moskovitischen Schmutze, in Küchen und Bedientenzimmern oder auf dem geglätteten Parquet der großen Salons und in den Seidenpolstern seiner Carossen vorzubehalten verstand. In jeder bürgerlichen, in jeder intellectuellen und schlicht socialen Beziehung ist die deutsche Bestrebung von der umfassendsten Bedeutung geworden und giebt sie den Ausschlag, wo aber russische Politik ihre Rollen outrirt und geschnürte Diplomatik ihre Karten sticht, dort zeigt, weil es hier nur des Herrschens und nicht des mühsamen Producirens bedarf, Rußland sich in seiner ganzen Ausschließlichkeit, eben so stark, wie in den Bedientenzimmern und Höhlen des Knoblauch fressenden Moskovitismns. Deutsch sind die Herzkammern Petersburgs, russisch der Fuß im stinkenden Juchtenleder und auch der Kopf mit dem noblen Air und dem diplomatischen Schnurrbart; deutsch ist der Amboß, russisch der Hammer, aber der Hammer nützt nichts ohne die Unterlage, den Amboß.

Und auch dieses polirte, geschnürte, aristokratische, diplomatische Rußland, dessen Fäden von Teheran bis Paris, von Stockholm bis Constantinopel sich dort an der Newa, wo aus dem Kaiserpalaste gigantisch die Flagge hinauswallt, zum feinsten Netzmittelpunkte vereinen, auch dieses ist unseres zerhackten Vaterlandes im höchsten Grade bedürftig. Während der starke Gedanke an die russische Weltbedeutung es nimmer verläßt, strebt es aus Kaiserpalästen und sklavisch hündelnder Umgebung in unsere traulichen Thäler hinaus, um sich dort erst die europäische Weltanschauung zu erringen, an den Quellen unserer Hygieia moskovitische Unterleibsbeschwerden zu verspülen und an den Ufern des Rheins in einer Natur zu schwelgen, die dem russischen Norden versagt blieb. Müssen doch unsere deutschen Bitterlinge und Säuerlinge alljährlich die russischen Unterleiber durchziehen und wenn der russische Absolutismus oder Totalismus nicht in deutschen Thälern und Quellen, an deutschen Strömen und Bergen europäisches Weltleben tränke, er würde noch immer der alte, asiatische Steppensohn, der starre, bepelzte Moskovitismus sein und jeder europäischen Bedeutung und Beweglichkeit entbehren, die ihm durch Deutschland zu seiner europäischen Anerkennung verhilft, wo er, in neue Lebensbewegungen und kreisende Bezüge gerathend, den europäischen Pulsschlag empfindet. Unser Deutschland ist Rußlands Nothwendigkeit; indessen wir haben uns wohl zu hüten, daß Rußland diese Nothwendigkeit nicht mißversteht und uns in seinem russisch-kosakischen Eifer russisch zu machen versucht, das gäbe ein Hysteron Proteron. Hat sich Rußland bis jetzt nur noch europäische Politur errungen und steigt es noch nirgend, metaphysisch, mit heiligem Ernste in die Schachte der deutschen, europäischen Bildung herab, so liegt der Grund zu diesem savoir faire und zur brillirenden, russischen Oberflächlichkeit, die mit Eisenbahnen, schnurrbärtigen Garderegimentern, Reisewagen und mit einer Taglioni zu coquettiren beliebt, nur auf der russisch-kosakischen Seite und nicht im ewig kreisenden Deutschland, welches seine Goldstufen von je her und all seine, durch den Schweiß vieler Jahrhunderte und die eigne nervenerschlaffende Zerbrochenheit mühsam errungene Bildungstrophäen auf allen Märkten und Straßen feil bietet und sich kaum die Lumpen zu seiner eignen Bedeckung zu wahren versteht.

Deutschland ist Rußlands Nothwendigkeit. Dies ist die große und geschichtliche Wahrheit, dies das Axiom, woran sich der russische Riesencoloß von Kamtschatka bis Petersburg mit seiner weiten und unersichtlichen Zukunft anlehnen muß, will er sich überbilden in's europäische Leben und Bewußtsein. Rußland muß vom behutsamen Deutschland europäisch durchdrungen werden; — Gott behüte indeß, daß Deutschland jemals kosakisch werde durch Rußland! In der Newastadt hat Peter Alexiowitsch die Klammer geschmiedet, welche sich über die Ostsee hinaus in's Deutsche und dadurch in's europäische Leben hineinschlägt; sie ist ein scharfer und langer Rüssel, der durch das Petersburger Deutschland immer sein Theil von den Weltfluctuationen des deutschen Deutschlands zu abstringiren und das Erworbene dann dem russischen Riesenreiche in succum et sanguinem überzuführen versteht. Durch das Deutschthum der Ostseeprovinzen und Petersburgs, durch seine weitläufigen Bezüge zur Ostsee und darüber hinaus zur deutschen Ursprünglichkeit, hat sich dem Russenreiche, wie es sein großer Gründer tiefsinnig vorhergesehen, eine große europäische Zukunft eröffnet, die an den Ufern der Newa immer heller und glänzender aufblüht und sich von dort aus allmählig in's Innere Rußlands entfächern wird.

Wie der Dampf überhaupt zum Träger des modernen Lebens geworden ist und endlich vereint hat, was lange getrennt war, so ist auch Rußland durch die Dampfschifffahrt auf dem baltischen Meere näher an's deutsche Leben getreten und seine Czarenstadt hat sich dem deutschen Lande durch jene drei Meeresgiganten vereint, die auf und ab keuchen zwischen ihr und Travemünde, dem Seehafen Lübecks. Jede räumliche Entfernung haben sie als unwesentlich zu beseitigen gewußt und den russischen Norden gleichsam nach Deutschland übergesiedelt. Nirgend hat noch die Dampfschifffahrt solche Wunder bewirkt, wie hier. Denn anderswo sind die nationalen Atmosphären von analoger Bildung durchwärmt und es findet dann nur ein ruhiges Vermitteln und Austauschen statt, hier aber stürzt der kalte, eisige Luftzug des Nordens gierig herüber in die wärmere Temperatur des deutschen Landes, sucht sich dort in die Wärme des Lebens selbst einzusiedeln und aufzuschmelzen an der Cultur und dem Sonnenherzen Europa's. Diese bedeutendste aller

Dampfschifffahrten erfüllt Peters des Großen Pläne vorzüglich. Denn sie setzt Rußland in's deutsche und europäische Leben hinein, sie vernichtet jedwede Schwierigkeit, die aus der räumlichen Entfernung hervorgehen konnte. Bevor diese Dampfschifffahrt eingerichtet war, stand ganz Rußland, weil Petersburg dem deutschen und europäischen Leben weit fremder, als jetzt; wer sich nicht Ewigkeiten hindurch auf Rußlands, Polens und Preußens Landwegen oder in engen Cajütenräumen vom Sturm verschlagener Segelschiffe zermartern lassen wollte, der blieb daheim und unterdrückte den keimenden Wunsch nach Reisen, Freiheit und höherer Cultur. Nun aber raucht dir das Dampfboot lockend entgegen allwöchentlich und setzt dich in drei bis vier Tagen in's wärmere Clima über, wo du vom russischen Eise aufschmelzen, Ukase und zottige Bärenpelze bei Seite legen und dich ungehindert und froh in die brausenden Culturbewegungen hineinstürzen magst, dir dort eine geistige Ausbeute nach deiner Weise gewinnend. Dies ist zu lockend. Schaarenweise steigt Rußland zu Schiffe, bei Travemünde tritt es an's deutsche Land und verzweigt sich dann weiter hinaus in die alte Europa, in die Werkstätten der Cultur und Gesundung. Was früher sein Leben durchfröstelte, das nimmt ein europäisches Sonnenbad, verdorbene Unterleiber werden in Deutschland gesund, erdfahle Gesichter röthen sich auf den Gipfeln der Schweiz und in den Ebenen Italiens, Rußlands schmutzige Leibwäsche, wenn sie auch unter noblen Oberkleidern und strahlenden Orden verborgen ward, kommt einmal in die Hände der deutschen, ganz unermüdlichen Waschfrau. Ehe noch die großen Dampfschiffe Nicolay, Alexandra und Naslednik (Thronfolger) zwischen Deutschland und Rußland auf und abflogen, galt noch in unsern deutschen Thälern, Bädern und am sonnigen Rheine der Russe als arktisches Wunderthier, jetzt aber schaukeln seine leicht erkenntlichen Wagen überall, auf allen Straßen dahin und er ist uns bereits zum Hausfreunde geworden, den wir ganz ungenirt in unsere zerbrochene Wirthschaft hineinsehen lassen. Ich möchte doch glauben, wenn der geschätzte H. König auch anderen Sinnes ist, „daß der Russe bei uns politische Clinik zu studiren und am Krankenbette einer nicht geviertheilten, sondern fast gevierzigtheilten Nation die herrschenden Hirn- und die wechselnden Unterleibsschwächen

in ihren offnen und versteckten Symptomen kennen zu lernen versucht." Dem sei, wie ihm wolle, wir Deutsche müssen schon fröhlich sein, werden nur andere Nationen durch unser politisches Miserere gewitzigt und arbeiten wir so in unserer kläglichen Passivität und Ambosstellung für die Weltgeschichte und die Hammer der Zukunft. Seitdem nun die vom russischen Kaiser monopolisirte Dampfschifffahrt zwischen Petersburg und Travemünde besteht, findet eine Völkerwanderung über die Wogen der Ostsee in's deutsche Clinikum statt und Rußland drängt überall in's deutsche Land und deutsche Leben hinein. Umgekehrt aber zieht auch Deutschland leichter und massenhafter nach Rußland und fördert so, hier wie dort, die successive Umwandlung des alten, erstarrten Moskovitismus in die progressiven, lebendigen Culturbewegungen Europa's. Rußlands ausgedörrte Staatsräthe sonnen sich jetzt an den Hügeln des Rheines und der russischen Literatur kannst du alljährlich am Bord jener Schiffe leibhaftig begegnen, wie sie der wärmeren Zone entgegenharrt und ihre schäumenden Sodagedanken mit der bedächtigen deutschen Schwester auszutauschen versucht. Hier findest du die Träger der russischen Größe, denen ein ruhiger, contemplativer Sommer in deutschen Bädern entgegenglänzt, Rußlands die Welt umnetzende Couriere erblickst du, den Säbel zur Seite, die heilige Mappe fest an der Brust und wiederum siehst du hier deutsche Künstler und Künstlerinnen, denen die Newastadt neue Kränze des Ruhmes reichen wird, so wie auch das reisende Deutschland, England und Frankreich in heterogenster Vermischung.

So wurde die Ostsee erstlich der Hebel, der auf Peters des Großen Geheiß die europäischen Materialien zu der glänzenden Czarenstadt herbeischaffen, den schmutzigen Mokovitismus paralysiren und dort, wo einst Bären hauseten, ein europäisches, pomphaftes Städteleben von Deutschland aus einführen mußte, dann aber wurde sie wieder der weite und herrliche Heerweg, auf dem das Europabedürftige Rußland in Deutschland und das Europabringende Deutschland sich systematisch in den russischen Norden einzumünden versteht.

II.

Die kaiserliche Newastadt war endlich nach kurzer Zeit des Schauens und des Bewunderns, auf die der Aufenthalt für diesmal beschränkt

werden mußte, verlassen und das kanonenbespickte Kronstadt sank in der Frühe des Sonntags in die Fluthen des finnischen Golfes herab. Unser Nicolay, unter Führung des Capitain Bos, zog seinen zottigen Schweif über den hellen Spiegel des sonntagfeiernden Meeres und das disharmonische Gekeuche der glühenden Maschine und das Gelärm der Reisenden war sonntagentheiligend. Der Nicolay war wie gewöhnlich mit Reisenden überfüllt. Noch regierte in Rußland der Winter, kaum waren die Newabrücken hergestellt, Zarskoje-Selo's Linden knospeten erst jüngferlich, während in Deutschland bereits der Frühling in seiner üppigen Fülle über Berge und Thäler daherzog. Dann, um diese Zeit, drängt es den Russen, den kranken und den gesunden, gewaltsam aus seiner winterlichen Heimath hinaus in's wärmere Clima; wer nur Urlaub erhalten, wer über russisches Gold und Lebefreiheit disponiren kann, der zieht, den Sommer in Deutschland, Frankreich oder Italien zu durchschwelgen, mit den Boten des deutschen Frühlings in Rußland, eben den großen Dampfschiffen, südwärts und kehrt nach weiten Weltfahrten, culturbereichert, eben mit ihnen im Spätherbste wieder nach Rußland zurück. Darum sind diese drei Dampfschiffe im Frühling und Herbst mit russischen Reisenden ganz überdrängt, im Sommer findet ein freilich immer bedeutendes, aber doch ruhiges, gegenseitiges Hinundherfluthen zwischen Deutschland und dem russischen Norden statt. Obschon für 150 Passagiere eingerichtet, trug unser Schiff deren doch nahe an 200 aller Stände, aller Nationen und jeden Geschlechtes; das Gewühl, ehe sich jeder in sich, seine Umgebung und Ordnung gefunden, war bei der endlichen Abreise von Kronstadt wahrhaft betäubend. Zehn bis zwölf russische, mit allem Comfort versehene Reisewagen verbarrikadirten das ganze Vorderdeck und die Seitengänge des Schiffs; im Raum wieherten kosakische Pferde und heulten Hunde; Zofen, Gouvernanten und Diener stürmten umher, wie Handlanger beim babylonischen Thurmbau. Und dazwischen tobte die Mannschaft, schmetterte das Sprachrohr des Capitais vom gigantischen Räderkasten herab, heulte und hämmerte die Maschine und von den Schaufeln der Räder wurden die Meereswogen gewaltsam durchpeitscht.

Der eigentliche Kern unserer großen Reisegesellschaft bewegte sich buntscheckig auf dem eleganten Hinterdecke des Schiffs und genoß dort des lieblichen Morgens, der die tiefblauen, eisuntermischten Fluthen des Golfes silbern beleuchtete und im duftigen Rauche über Finnlands ferne, föhrenbewaldete Gestade daherzog. Echt moskovitische Physiognomieen und gallisches Air, Abschiedsthränen und frohes Gelächter, Krankheit und Gesundheit, Bärenpelze, Uniformen und graue Reisemäntel mischten sich bunt durcheinander, für den stillen Beobachter im interessantesten Gewühl. Aus Sibiriens Zobelfellen sieht das erdfahle, nervenerschlaffte Gesichtchen russischer Damen hervor, denen das ferne Italien ein verlorenes Incarnat auf die Wangen zurückzaubern soll. Perlenzähne, orientalisch glühende Augen und schwarze Haare zeichnen das russische Weib; ein niedlicher Fuß und die zarte Taille sind der Russin eben so wesentlich, wie die dahinsterbende Blässe ihres Gesichtes. Und der herrliche Morgen suchte mit milder Sonnenwärme die Gesichter zu überströmen und den thönernen Fleischton in die Frische der natürlichen Farben überzuschmelzen; da und dort lockte er spielendes Blut in die Wangen, aber auch viele — viele Blumen beglänzte er, die schon im Herzen und im innersten Leben zerrüttet, nun die heroischen Sonnenstrahlen des Südens zu ihrer Genesung suchen, oder dort verblättern, wo sie der italienische Sommer bescheint. In Frühling und Sonnenlust südlicher Climate hofft die leidende Russin Erhaltung ihres ermatteten Lebens und sie scheut nicht die Anstrengungen einer verzehrenden Reise, sinkt aber oft, wo sie das Leben muthig umklammern will, fern ihrer Heimath in die Arme des unerbittlichen Todes. Diese wehmüthigen Gedanken überschleichen uns, sehen wir dort auf den schwellenden Polstern die lange Reihe jener zerbrechlichen bleichen Gestalten, vor denen die arktische Heimath, vielleicht um nie wieder emporzutauchen, hinter dem glänzenden Wogenrunde verschwindet und die der Sonne dann so vertrauend in's Angesicht sehen, als gösse sie ihnen unzweifelhaft die Phosphortinctur eines neuen Lebens in die erkalteten Adern zurück. Kein Weib leidet so interessant, wie eben die bleiche, sich allmählig verzehrende und dahinschmelzende Russin, sie duldet mit himmlischer Grazie und gießt eine Uebernatürlichkeit rings um sich her. Wenn sie sanft

lächelt und die elfenbeinerne Zahnreihe durchsichtig schimmern, wenn sie lebensmüde die seidenen Wimpern über das orientalische Auge herabgleiten läßt, wenn sie ermattet die Hand bewegt und dann langsam in's Polster, wie zum Tode herabsinkt — dann durchzucken uns tausend Dolche und wir glauben dann einen Engel zu sehen, der sich zu himmlischer Klarheit dem widerstrebenden Fleische entwindet. Deutsche Weiber — sie können nur bei Medizingläsern krank oder in ihrer hysterischen Laune coquett sein, vollends sind die Französinnen mit ihrer Migraine unausstehlich und nur die bleiche, blonde Miß Old-Englands findet sich zu jener schmachtenden, übernatürlichen Grazie empor, in jenen geistigen Timbre, womit die Russin ihr Leiden göttlich verklärt, aber sie duftet doch niemals, wie diese, mitten in bohrender Körperpein im Mondscheinglanz und in himmlischer Güte.

Als frische Brisen die Wogen des Golfes kräuselten, verließen die meisten Damen das lustige Deck und zogen sich in die Damencajüten zurück; einige mußten geführt, andere getragen werden, einige wurden bewußtlos, wahrscheinlich weil vom Steinkohlenqualm belästigt, und ein bleiches, todtenäugiges Mädchen, die an der Seite ihres bekümmerten Verlobten einer hellglänzenden Zukunft hätte entgegengehen können, starb, als sie kaum in Travemünde die deutsche Scholle gefühlt und kehrte dann, eine aus Mondschein gewebte Leiche, auf demselben Schiffe nach Rußland zurück, mit dem sie nun noch hoffend und harrend der italienischen Sonne entgegenzog. „Lieber! laß mich in russischer Erde ruhn!" waren die letzten Worte der Armen und nun ruht sie in Rußland, aber auch mancher Leichenstein auf dem Travemünder Kirchhofe zeigt euch den Namen einer russischen Größe.

Wir schwammen inmitten des finnischen Golfes. Da ward es endlich auf unserm Schiffe gemüthlicher und die große, zusammengehetzte Menschenmasse, die sich auf engem Raume umhertrieb, hatte sich so weit in einander gefügt, als irgend nur möglich. Stillschweigend verbat man sich alles gesellschaftliche Ceremoniell des Festlandes und jeder ging seinen Lüsten und seiner Bequemlichkeit nach. Hier schloß man neue Bekanntschaften und es brausete der Champagner, hier saßen Schnurrbärte beim Kartentische, dort unterhielt man sich mit dem schönen

Geschlechte und dazu überraschte uns plötzlich die Seekrankheit, wie ein Dieb in der Nacht. Sie macht gar seltsam familiär und tolerant. Sie kümmert sich wenig um Ordensstern und Zobelpelz. Wir hatten ein großes, schwimmendes Lazareth, als die Woge hohler und gläserner aufschlug und inbrünstig stammelte ich dem Poseidon ein Dankgebet in seine schäumigen Tiefen dafür herab, daß er mich mit jener diabolischen Geißel verschonte, die uns das Hirn zerreibt und den Magen zerrüttet, die uns Menschen in abstracte Jammergestalten verwandelt und allen Platonismus und Stoicismus mit einem Schlage vernichtet. Nur wer Heinrich Steffens' Romane gelesen, nur der hat im Binnenlande den schönsten Begriff von einem Uebel, welches auf unserm Schiffe der Mehrzahl die sybaritischen Freuden der Tafel verdarb und sie auf nüchterne Apfelsinen beschränkte. Fürchterlich litt ein Männchen an ihm und noch fürchterlicher wüthete es dagegen in seinem Binnenlandsgroll, ein Männchen, nicht höher als 4 Fuß und aus der guten Stadt Bernburg in unserm lieben, deutschen Binnenland. Mir wurde dieser Mann äußerst merkwürdig; schien er mir doch ein leibhaftiger Repräsentant des deutschen Binnenlandes zu sein, mit einem furieusen Fanatismus gegen das Meer und einem respectablen Bernburger Patriotismus begabt, der alle Achtung verdiente, obschon ich sie immer noch schulde. Der Engländer meidet auf Reisen seine spleenbefangene Landsmannschaft und der Russe sucht sie sich wenigstens nicht, wo aber der Deutsche einen Deutschen wittert, wahrlich, da hat er nicht eher Ruhe und Rast, als bis er sich ihm als Landsmann bezeichnet und ihm die Hände derb gedrückt. Old-Englands bleicher Strand wird von der umkreisenden Woge zusammengehalten und schaut fest und stolz und kalt in seiner Gesammtheit in die psychischen Meere hinaus, der Engländer erkennt im Landesgenossen nichts als das vereinzelte Individuum, denn England mit seiner Charta magna, seinem Parliamente, Hochtorysmus und Radikalismus liegt hinter ihm stark und fest in seiner meerumspülten Gesammtheit. Der Russe hat dort sein Vaterland, wo Scepter und Ukas seines Czaren waltet und draußen in der Welt, da ist er sicher, vaterlandsfrei, denn er weiß sein Vaterland unter dem Fittig des gewaltigen Aares. Auch er sieht im Landesgenossen nichts als das nackte Individuum, der Deut-

sche dagegen findet in jedem Individuo sein Deutschland zusammen und drückt in einer Person seine vaterländische Gesammtheit an das zergeißelte Herz. Wir, die wir kein fertiges Vaterland haben dürfen, die wir durch Schlagbäume unzählige Male getrennt sind, wir müssen uns erst ein Vaterland im Geiste gestalten und sehen es dann, uns zusammenfühlend in der deutschen Idee, in jedem deutschen Individuo abgespiegelt, das uns begegnen möge in Afrika's Wüsten oder am Nordcap. Wir drücken in jedem Individuo, das, ein Deutscher, uns in fremden Landen begegnet, unser Vaterland an die Brust, wir träumen dann unwillkürlich eine deutsche Gesammtheit und schmiegen uns idealistisch an sie heran. Darum sind Deutsche außerhalb Deutschland meistens weit deutscher als in Deutschland selbst, wo deutscher Patriotismus in einen Preußischen, Bernburger, Hechinger u. s. w. zerfällt.

Mein Männchen hatte sich ein Stück vom deutschen Patriotismus, nämlich den Bernburger Patriotismus in stärkster Potenz bewahrt; es ermangelte nicht, sich mir als deutscher Landsmann zu bezeichnen und mir Vertrauen zu schenken, dessen ich leider sehr wenig würdig war. Denn ich belustigte mich an dem Bernburger Manne. Er ärgerte sich über die geringste Kleinigkeit und behauptete durchweg, in Bernburg sei alles ganz anders. Als wir Kronstadt verließen, da ärgerte er sich, daß man ihm seine Koffer in den Schiffsraum, wohin alle Effecten gehören, verpackt; als im Steinkohlenqualm in die Nase flog, ärgerte er sich auf's Neue; über die Russen in ihrer noblen, ungenirten Vornehmheit ärgerte sich der deutsche Kleinstädter gewaltig; als ihn die Seekrankheit anfaßte, da ärgerte er sich entsetzlich und dann, als er erfuhr, er müsse, obschon ihn das grimmige Seeübel am Diniren verhindert, demungeachtet am Bord dieser Dampfschiffe jedes Diner bezahlen, da ärgerte er sich über alle Maaßen entsetzlich und sprach von Ungerechtigkeiten und Barbareien, die man in Bernburg nicht kenne. Es war gewiß ein braver und herzensguter Mann, dieser Bernburger Mann, aber er ärgerte sich, wie gesagt, über jedwede Kleinigkeit und hatte gegen das Meer eine Idiosynkrasie, die man ihm aber auf Rechnung des ganzen deutschen Binnenlandes abschreiben muß. Denn wo man den Urgeist und die Tiefe des freien Meeres nicht kennt, wo man das Element des Weltalls, die

Freiheit, nicht in den schaumgekrönten, wandelnden Bergen propheten- und schwanengleich daherrollen sieht, da kann man das Meer nicht lieben in seiner stolzen und psychisch brausenden Sammtheit. Das Meer hat die Erde gebildet und den Menschen dazu, nach Oken zur Zeit der gewaltigen Kalkniederschläge; aber der Mensch hat die hohe, ewige Mutter, das Element der Freiheit verlassen, das brausende, leuchtende Meer. Fürchtend den Schlag der Wogen, ist er hineingewandert in schwüle, stickige Thäler, er zittert vor der blauenden Unendlichkeit und vor den rollenden Wogen des Meeres. Das Meer ist die freie Bewegung, es duldet auch hier die freie Bewegung an seiner rauschenden Brust und kein Palast und kein Kreuz und kein Schlagbaum steht auf dem Meere.

Der finnische Golf mit seinen für die Schifffahrt hochgefährlichen Inseln, Inselchen und Klippen, an denen schon mancher Kauffahrer und 1833 sogar das große russische Kriegsschiff von 84 Kanonen „Arcis" zu Grunde ging, lag friedlich hinter uns in der dämmernden Stille des Abends; und als purpurn die Sonne an's rauschende Wogenbett trat, die große Monstranz in ihrer Wandelung am Altare des blauenden Weltalls, da senkte sich unser Nicolay in die Ostsee herab und ich beugte mein Knie vor den Größen der Natur und der natürlichen Freiheit. Gierig und keuchend schoß unser Schiff über schäumige Wogen, weißmäulig hüpften sie alle hinaus in die Unendlichkeit der bepurpurten Wasser, purpurn glühten die Raan und Masten des Schiffs und langsam feierlich schweifte der lange Steinkohlenstreif über die Wasser daher. Im purpurnen Widerschein strahlten die bleichen Gesichter der Damen und selbst die kranken hatten sich aus der Cajüte emporbringen lassen zum herrlichen Sonnenuntergange und zur andächtigen Feier im schönsten Tempel des Herrn. Jeder vergaß hier die Kleinlichkeit des Tags und des Lebens und unterlag seiner lallenden Andacht. Schön und träumerisch ist ein Sonnenuntergang auf den beglänzten Höhen unseres Vaterlandes zu schauen, aber erhaben wird er erst auf den Wogen des Meeres in seiner urweltlichen Reinheit. Feuer und Wogengeist, die Grundelemente alles Wesens und aller Lebendigkeit, sie vermählen sich hier und lüstern fiebern die Wogen nach der glühenden Braut, die lang-

sam zur Bläue herabsinkt und dann noch lange die weiten wollustbebenden Wasser mit ihrem unterirdischen Liebesfeuer durchglüht.

Mich störte im magischen Gedankentraume das wieder voll Aerger herankeuchende Bernburger Männchen. Nichts schien es zu ahnen vom großen Hochamte der großen Natur, so war es versessen in sich und sein Bernburg. Es wußte von nichts zu reden als vom abominablen Gefühle seiner Seekrankheit und die ganze materiam medicam ikonoklastisch über den Haufen zu werfen, da man das Seeübel nicht zu curiren verstände. Das Seeübel, sagte ich bitter, ist eine Geißel, womit der Herrgott im Binnenlande verdumpfte und abgestumpfte Menschen dafür zermattert, daß sie vom Meere gelassen haben; wer aber die rollenden Wogen, das Element der Bewegung zu seiner Heimath erwählt, der fühlt nichts vom bettelhaften Katzenjammer, der auf dem Meere die Flittercultur des pappigen Binnenlandes stets überkommt und er bleibt fröhlich und frei und selbst in der Bewegung und Woge im Wogenall. Ich weiß eine Geschichte und ich glaube, Sie hören sie gern; sie ist romantischer Art.

„Liebe sehr die Romantik, sagte das Bernburger Männchen, z. B. den Marryat!"

„Also Romanenromantik!" verbesserte ich ingrimmig. „Hören Sie nur, ich erzähle Ihnen den Ursprung der Seekrankheit und gebe zugleich die Mittel an, welche von diesem Uebel befreien. Im Königreich Thule wohnten einst starke und meergehärtete Männer, ihre riesigen Hünenleiber stählte die kalte, lebendige Woge, durch ihren Geist zog der lebendige Meerhauch. Ihr Element war die Freiheit der krystallnen Woge, auf den geschnäbelten Schiffen zogen sie muthig hinaus zu Sang und Abentheuern und der begeisterte Skalde sang am Stern ihrer Schiffe den gepanzerten Ruderern herrliche Thatenlust. Sie waren freie Männer im Vollbewußtsein der Freiheit, sie verehrten den Allvater als die große Quelle der Humanität, deren großes, einziges Gesetz: Liebe deinen Nächsten mehr als dich selbst auf eherne Tafel im Heiligthum ihrer Gottheit, aber noch tiefer hineingeäzt war in die ehernen, thatenklingenden Herzen des Volks; ihnen war das Hochherrliche dabei gegeben, was Tacitus sagt: rara temporum felicitas, ubi sentire quae velis, et quae sentias dicere licet. Ihr König war immer der edelste und der tapferste

Mann, aus dessen Augen die Humanität tausendfach sprühte, ihre Priester waren die milden Diener der Liebe und der Ermuthigung, ihre Skalden thatenbegeistert und frei, wie die Woge des Meeres, ihre Weiber große junonische Gestalten mit dem goldlockigen Haar und dem unergründlichsten Meeresauge, Priesterinnen keuscher und heiliger Liebe. Denn die Liebe war Religion. Fröhlich vertrauten sie jeden Tag ihre stolzen Schwanenglieder der rauschenden Meeresbebung, denn d ort am Busen der Urmutter wurde ihnen die Rose der Gesundheit, der stolze, liebende Sinn und die hehre Würde eines weiblichen Geistes bewahrt, der nicht die klirrenden Fesseln des falschen Anstandes und angelernter Convenienzen trug, sondern in treuer Liebe zum Manne die heiligen Mysterien der größten aller Religionen kühn zu durchfeiern verstand. Die Jungfrau bewegte sich unter den Jünglingen und das Weib unter den Männern ohne ängstliche Scheu und verdorbene Bängniß, sie zitterten nicht, fielen verwegene Blicke auf sie, denn ihre Seele war keusch und untadelhaft. Hatte der thatendurchfeuerte Jüngling eine liebebedürftige Jungfrau gefunden, deren Herz mit dem seinigen zusammenschlug, dann trat er frei vor sie hin und vereinte sich ihr in Liebe und Reinheit und stolze Geschlechter erwuchsen Jahrhunderte lang, aus Liebe und Freiheit gezeugt, vom brausenden Meergeist durchpulset und das Meer erfreute sich seines herrlich gedeihenden Volkes.

Da schnob einst ein Sturm über das Meer und warf rollende Berge zu den düster jagenden Wolken empor. Wild rollten die Donner und gierige Blitze züngelten herab in den gläsernen Abgrund. Von Thule's Felsenkuppen, an denen die Woge geifernd emporklomm, schauten Männer und Weiber nach verschlagenen Schiffern aus und viele gastliche Feuer leuchteten im Kranze rings durch die Nacht um die Felseninsel empor. Fern auf der Meereswölbung kämpften Schiffe mit thurmhoher Sturmfluth, bald sanken sie herab in den gläsernen Abgrund, bald schaukelten sie auf den weißen Gipfeln des Meeres und trieben dann auf den breiten Wogenrücken gegen die zackigen Riffe der Insel heran. Geheul der Männer, der Weiber und Kinder erscholl durch den Sturm, aber die Woge war unbarmherzig und warf die Schiffe empor in die Gabeln des starrenden Korallenriffs, riß Männer und

Weiber mit geifernder Zunge herab in den Abgrund, zerschmetterte sie an den Felsenkanten der Insel und warf sie den düsterschauenden und entsetzten Inselbewohnern zermalmt und blutig vor die Füße empor. Da rief entrüstet der greise König seine Mannen zu Hauf und bestieg mit ihnen die Schnabelschiffe, um jenen scheiternden Fremdling mit Gefahr des eignen Lebens vom Untergang zu erretten und den Geboten seiner heiligen Religion zu folgen, die weniger aus dem Glauben, als aus dem Handeln bestand. Das Meer widersetzte sich aber ingrimmig dem Thun der Braven, es schnob um die auslaufenden Fahrzeuge und schlug sie gewaltig vom Felsen zurück, wo es die Schiffe der Fremdlinge zertrümmerte und je angestrengter die Helden auch arbeiteten, desto riesiger thürmten sich die Wogen empor und zischten giftigen Geifers voll, um das Werk der Rettung unmöglich zu machen und den heulenden Fremdling in die Tiefe zu ziehn. Von Thule's Felsenkuppen leuchteten die heroischen Weiber mit Feuerkränzen in die gährenden Schlünde herab und ermahnten ihre ringenden Männer zur männlichen Ausdauer in Ausübung der Religion und muthig und kraftvoll rangen die Helden, ihren greisen König voran. So hatten sie endlich die fremden Schiffe erreicht — und siehe, das Meer sank ohnmächtig zurück, ein Spiegel ruhte die schlummernde See und ein banger, klagender Ton stieg aus den unerforschten Tiefen empor. Jene Fremdlinge, denen nun Rettung gebracht worden, waren aber nicht mit der Erhaltung des Lebens und ihrer Lieben zufrieden, sondern sie wälzten nun vielerlei, was ihre Retter nicht kannten, und unzählige Tonnen Goldes in die Schiffe, und steuerten damit der Insel zu. Auch das Schiff des greisen Königs war schwer mit dem Golde belastet. Und siehe — da wurden durchsichtig die Wogen des Meeres und tief unten am Grunde saß auf purpurnem Korallenriff eine riesige Jungfrau, thränenden Auges, von all den todten Helden und Männern umringt, die Thule jemals gebar. Ihre Blicke waren düster und trübe, um ihre Lippen spielte die Schwermuth. Da erhob sich die riesige Jungfrau und langte mit ihrem Arme empor nach dem Schiffe, welches den greisen König trug und führte es langsam, während die Helden im Meeresgrund heilige Todtengesänge sangen, durch krystallene Wogenthore zu ihren Grotten herab. Da wurde

der königliche Greis mit den Kronen des Ruhmes gekrönt und die todten Helden küßten dem Bruder die königliche Stirn und führten ihn ein in alle Herrlichkeit. Dann schloß sich die Fluth, düstere Nacht lagerte sich darauf, hohl und todesröchelnd spritzten die Wogen zum Felsenlande empor, worüber sich jetzt die vielen Fremdlinge von dem gescheiterten Schiffe mit ihrem Golde verbreiteten.

Sie brachten ein neues Leben und fremde Gebräuche in's einfache Thule. Sie lehrten den Werth des Geldes und verdarben die alte Freiheit, so daß man sich Dienste erkaufen mußte um's gelbe Metall und Habgier in die Gemüther hineinzog. Nun galt es nicht mehr in wahrer Freiheit zu ringen nach Humanität, sondern der Dämon des Goldes betäubte die Regungen des Herzens und nahm alle Sinne und Geister in gierigen Anspruch. Die Sehnen der Männer erschlafften, unter den Weibern brütete Wollust. Wer nur Geld zu erraffen verstand, der kaufte sich Menschen und Aemter und ließ für sich arbeiten, während er schwelgte; die Würde des Königs wurde demjenigen feil, der zu bestechen und recht zu gleißen verstand. Es wurden Laster geboren und lasterhafte Geschlechter, die einfache Tugend verschwand, die eherne Tafel mit dem einzigen Lehrsatze der alten Religion war von fanatischen Priestern zertrümmert und dafür ein Kreuz aufgepflanzt. Humanität, die einst alle Herzen durchzitterte, war untergegangen, darum täuschte man nun die innere Oede des Herzens mit einem Gotte, der außer den Menschen gesagt war, und das verlorene Eden mit einer zukünftigen Glückseligkeit. Kein Sänger sang mehr sein glühendes Leben in stolzer Begeisterung aus, denn Geld war der Grundstein des Lebens und im Preise gesunken die Dichtkunst und Thatenlust. Weiber girrten und buhlten um's Geld, dem gefallenen Volke war das Schwert seiner Väter zu schwer und Knechte umhündelten den Thron eines schwelgenden Königs.

Das freie Meer war die Furcht des verlorenen Geschlechtes geworden und der Luftzug des Meeres durchschüttelte seine entnervten Glieder wie Todesgefühl. Nirgend tanzten mehr fröhliche Schiffe dahin über den blauenden Heerweg und nirgend tauchte man jetzt den Körper in die kalte krystallene Fluth. Man schreckte vor der belebenden Kälte der Freiheit zurück und mit rollenden, schäumenden Wogenbergen wurden

die Kinder geschreckt. Im Meeresgrunde hatten die Helden und die riesige Jungfrau blutige Thränen um die verlorene Insel geweint und Rache durchjauchzte allmählig ihre Herzen, als sie die ganze Verderbtheit der Feigen erkannten. Wo nur ein Siechling den schwankenden Boden des Meeres betrat, schwangen sie über den Armen ihre Geißel, so daß er sich winden mußte und seufzen; sein Eingeweide erfüllten sie mit Furien, sein Hirn wurde zerrüttet und er zum Vollbewußtsein seines kläglichen Wesens geführt. Er mußte dort jammern und stöhnen — eben dort, wo von seinen Vätern die Krone des Sieges und Heldenglanzes errungen war, er mußte sich fühlen im großen Katzenjammer seines Lebens und in seiner erbärmlichen Ohnmacht, dort, wo Natur und Gott sich die Allmacht bewahrt. Darum wurde das Meer den Feiglingen eine Furie, ein Bild des Todes und des Entsetzens, sie sehnten sich fort von seiner rauschenden Brandung, die das Eiland trotzig zerbröckelte und in's Leben der menschlichen Nichtigkeit majestätisch hineinsah. Dazu war ihnen die einsame Insel für das Bedürfniß ihrer sardanapalischen Verweichlichung zu steril geworden, darum bauten sie sich eine Arche und zogen dann über die schäumigen Berge urweltlicher Freiheit, furchtbar von der Wuth des schnaubenden Meeres zergeißelt, in's stickige Binnenland, wo sie sich einhegten zwischen Zäunen und Schlagbaum. Und auf ihre Kinder und Kindeskinder hat sich die Furcht vor den freien Fluthen der See, die entnervende Verfeinerungswuth und das Laster verpflanzt, aber das grimmige Meer hat sich auch seit jenen Zeiten die Geißel seiner Rache bewahrt und geißelt nun immer, wo es der Geißel bedarf. — Wie gefällt Ihnen diese Romantik?"

„Die Fabel ist ganz allerliebst!" sagte der Bernburger und schnitt mir ein trübes Gesicht. „Aber Sie scheinen mir zu extravaganter Liebhaber dieses nüchternen Wassers zu sein; ich, z. B., lobe dagegen die Solidität unserer deutschen Erde und Bernburg besonders; man macht dort hübsche Geschäfte und die Umgebung ist dort äußert romantisch, ich genieße dort bürgerliche Zufriedenheit und häusliches Glück, darum wünsche ich, verzeihn Sie mein Herr, dieses Meer in das Pfefferland! Ich erwartete in Ihrer Geschichte zwei sichere Mittel gegen die Seekrankheit; aber, so genau ich deswegen auch zuhörte, ich fand keine Mittel darin!"

„Und doch habe ich zwei Radikalmittel angedeutet!“ sagte ich zu dem traurig würgenden Kranken. „Entweder man muß auf dem Lande bleiben, jede Wogenbewegung des Meeres und Lebens umgehend, oder auch zum Vertrauten der Woge, zum Seemann erhärten und immer an Bord, immer des rollenden Meeres und Lebens gewohnt sein. In beiden Fällen wird man nicht seekrank.“

„Aber wenn man Geschäfte hat!“ fiel der Bernburger ein. „Nie wäre ich über das Meer gegangen, hätte ich nur in Rußland keine Geschäfte gehabt. Ich hasse das unnütze Meer vom Marryat aus. Hatte ich mich in Bernburg erkältet, so trank ich Fliederthee und las den Marryat; dann schwitzte ich abominable, z. B. als ich den fliegenden Holländer las. Ich kann dieses ewige Scheitern, Bohnen und Speck, Sturm und Windstille niemals vertragen — hol der Teufel das Meer, verzeihn Sie, mein Herr! Und dann diese Seekrankheit! Und, das gestehn Sie doch auch wohl, die See ist ganz unfruchtbar!“

„Nun freilich, man baut keine Runkelrüben darauf!“

„Ganz richtig, mein Herr! Und trinken kann man sie auch nicht,“ schrie der Bernburger auf. „Ja, wenn man sie trinken könnte!“ setzte er dann pathetisch hinzu.

„Indessen, wie können Sie,“ fragte ich ganz verwundert, „so rücksichtslos gegen das Meer eifern mögen, da Ihr Beruf des Meeres im höchsten Grade bedürftig ist und dieses dem Kaufmann bei allen Speculationen hülfreich und dienstbar sein muß; denn, Sie werden gestehen, das Meer hält die Nationen überall so auseinander und bringt sie sich so wieder nahe, wie ein speculativer Kaufmann es für den Gang seiner Geschäfte erwünschen muß!“

„Unsere Zeit,“ sagte der Bernburger und reckte sich einige Zoll über gewöhnliche Leibeslänge empor, „unsere Zeit, mein Herr, ist das Eldorado der Fabriken und Fabriken auf festem, soliden Grunde sind nützlicher als die Speculationen auf Ihrer rollenden See. Ich bin Fabrikant, mein Herr, reise für's eigne Geschäft. In Gottes Namen denn, mag das Meer auch dasein und einige Seeleute, Fischer und Kaufleute nähren; aber für mich ist es nicht und, sehn Sie, mein Herr, bin doch ein solides Haus, Bürger, glücklich, ohne das Meer und viele sind

glücklich ohne das Meer, wahrhaftig, unser ganzes Bernburg ist glücklich ohne das Meer, ganz Braunschweig, Sachsen, Baiern, ganz Deutschland ist glücklich ohne das Meer!"

„Dies wissen Sie?" fragte ich langsam. „Sie sagen, ganz Deutschland wäre glücklich ohne das Meer und ohne die Freiheit der Woge?"

„Aber, mein Gott, was fehlt uns denn?" fragte der Bernburger, beleidigt ob meiner Zweifel. „Sehn Sie nur auf unsern preußischen Zollverband. Der ist doch absolut ohne das Meer entstanden und schon die Furcht des Engländers, der sich doch Herren der Meere träumt. Und Holland, auch ja ein Meerland, ist ängstlich in unsern Zollverband getreten, da sehn Sie ganz sonnenklar, wie wenig das nüchterne Meer diesen Ländern genützt. Bald, Sie sollen nur sehen, mein Herr, wird es schon aus sein mit den blinden Meerspeculationen des Kaufmanns und alles läuft wieder auf das Solide hinaus, auf Fabriken und Industrie, die doch, mein Herr, für das Menschenwohl arbeitet, während die Börsen- und Schiffsspeculation für nichts, als den eigenen Seckel sorgt. Zu Fabriken aber gehört Grund und Boden, Solidität, das Meer wird uns unnütz, wir Deutsche können uns helfen ohne das Meer und ohne den Engländer dazu. Wenn unser Deutschland durchweg zum preußischen Zollverbande gehört, wir haben ja alles, was wir gebrauchen, mein Herr, dann wird es das glücklichste Land sein. Wir haben baiersches Bier, Tuchfabriken, Eisenbahnen, Leinewand, Rheinwein — was sollen wir uns um das nüchterne, gefährliche Meer kümmern, mein Herr, wenn die Fabriken blühen und die Erndten gesegnet sind?!"

„O, gewiß!" antwortete ich. „Unser deutscher Patriotismus sollte die nichtsnutzigen Alpen noch abdecken und sie karrenweise zur Ostsee und Nordsee führen, um dort unser Land für deutsche Fabrikatur und unser lachendes Glück zu vergrößern!"

„Ganz richtig, mein Herr! Ich habe über dergleichen bereits in Bernburg einen großen Gedanken gehabt. Das Meer ist wahrhaftig zu groß in der Welt, man müßte es möglichst einschränken, von Staatswegen, wo irgend nur möglich. Zum Beispiel, Preußen sollte es thun. Preußen thut viel für das Glück seines Landes und für Deutschland; hier könnte es sich nun ein rechtes Verdienst um den soliden Fortschritt

des Jahrhunderts erwerben. Diese Ostsee ist doch nur ein halbes Meer, da müßte nun Preußen seine Küsten so weit als möglich hinausstrecken, Dämme in's Meer bauen, Land daran werfen und mit der Zeit wäre dem unfruchtbaren Elemente ein Distrikt abgewonnen, wo mancher Mensch sein täglich Brod essen und Fabrikatur aufblühen dürfte. Was meinen Sie? Freilich! setzte der Bernburger seufzend hinzu, mein Gedanke ist wohl zu groß für's Ausführen!"

„Keineswegs!" gab ich lächelnd zur Antwort. „Ihr Project ist original, die reale Ausführung könnte segensreich sein bei der heillosen Volksvermehrung in gegenwärtiger Zeit. Durchdenken Sie es, arbeiten Sie es aus, demonstriren Sie seine bedeutsamen Folgen für Preußen sowohl, wie für ganz Deutschland, überreichen Sie es dem preußischen Ministerio, — vielleicht werden Sie ein Mehrer des deutschen Reichs und Preußen Eroberer in Friedenszeit, dem auch die abgefeimteste Diplomatik nichts anhaben kann!"

Dann trennten wir uns. Der Bernburger, wahrscheinlich sein großes Project überdenkend, stieg in die faschingstollen und erleuchteten Cajüten herab. —

III.

Die Epochen der Civilisation, mit besonderer Beziehung auf Frankreich.

Von

Eduard Arnd.

Dritter und letzter Artikel.

Wenn der Besitz der Territorialsouveränität den Herrenstand des Mittelalters auf eine große Höhe der Macht stellte und ihn der Sorgen und Mühen des gewöhnlichen Lebens überhob, so ging jedoch aus dieser äußern Freiheit keine eigentlich innere und geistige, wie bei den Aristokraten des Alterthums hervor, denn das Leben der Feudalwelt floß großentheils in engen und einsamen Kreisen hin und zersplitterte sich in den unaufhörlich wechselnden, fast immer feindseligen Verhältnissen, in denen ihre Glieder zu einander standen. Ein noch größeres Hinderniß eines wahrhaft geistigen Aufschwunges war die Eintheilung der herrschenden Klasse in einen geistlichen und weltlichen Stand, die beide, so verschieden der Ursprung und die Formen ihres Lebens auch waren, doch in einem wesentlichen Punkte sich glichen oder vielmehr durchaus miteinander übereinstimmten, in der positiven Weise ihres Daseins, in der Unterwerfung unter die Gebote eines herkömmlichen, auf religiöse oder politische Satzungen gegründeten Lebens. Der Verstand des Ritters ging nie über die engen und starren, vom Lehnswesen gesetzten Formen

hinaus. So frei und willkührlich er sich innerhalb ihrer bewegte, so wenig fiel es ihm ein, ihre Schranken zu überspringen, und der Geistliche stand zur Kirche in einem durchaus ähnlichen Verhältnisse. Außerdem waren alle eigentlichen moralischen Interessen des Lebens der Leitung des Geistlichen unterworfen und da dieser sich zu einer blinden Unterwerfung verpflichtet hielt, so mußte der Geist des Edlen und Kriegsmannes, wie die Geschichte jener Zeit beweist, im Zustande einer tiefen Unmündigkeit bleiben. Das Herz, der Wille, die Leidenschaft, der Arm der Lehnswelt war vielleicht freier und stärker als zu irgend einer andern Epoche menschlichen Daseins, aber ihre Intelligenz, die schaffende und reflektirende Kraft im Menschen, lag in engen Banden und diese innere Schwäche mußte mit der stolzen und äußerlich freien Persönlichkeit der Individuen einen Gegensatz bilden, der in solchem Maaße in keiner andern Zeit bestanden hat. Es folgt hieraus, daß die Freiheit im Mittelalter eine äußere, persönliche, faktische war und deshalb im Verhältnisse zum allgemeinen Zustande immer als eine Ausnahme erscheint und daß sie, als auf keiner geistigen Grundlage, keinem wahrhaften Princip ruhend, keine das gesammte Leben, alle Geister, Stände und Klassen umfassende, werden konnte. Da aber diese persönliche Freiheit in ihrer Tiefe den Keim und die Möglichkeit einer allgemein geistigen enthielt, was von der formellen politischen des Alterthums nicht gesagt werden kann, so war das Mittelalter, nicht wie jene Epoche, zu einem vollkommenen materiellen Untergange, sondern nur zu einer Umwandlung bestimmt worden. Die in ihr vorhandenen Kräfte durften nur entfesselt, die Schranken, welche die verschiedenen Klassen und Zustände trennten, nur niedergerissen werden, um eine allgemeinere Freiheit und damit ein höheres Leben zu gründen. Das Material zum Bau der neuern Zeiten war vollständig vorhanden, es bedurfte nur der Zeit, um das Untaugliche verschwinden zu lassen, und kundiger Hände, um das Brauchbare und Erhaltene anzuwenden. Wie jede lebendige Zeit, so fühlte auch das Mittelalter diese seine Bestimmung, den Grund und Stoff zu einer andern Epoche zu geben und näherte sich ihr vornehmlich in den Kreuzzügen, wo alle Stände, Layen und Kleriker, Herren und Knechte, von derselben Idee begeistert, sich zu einem Ganzen verbanden. Die Kreuz-

züge sind die größte, aber auch die letzte That der Feudalwelt. Mit ihrer Beendigung tritt der entscheidende Moment des Sinkens dieser Institution und der Untergang des eigentlichen Mittelalters ein. Von jetzt an thut sich in den Nationen Europa's, die zu einer großen Zukunft bestimmt sind, ein Streben nach einem weitern Leben und einer allgemeinern Freiheit hervor als sich in den Schlössern und Klöstern des Mittelalters entwickeln konnte.

Die Civilisation des Mittelalters, das endliche Resultat seines Daseins, trägt in allen seinen Hervorbringungen den Charakter der individuellen und persönlichen Kraft und Unabhängigkeit, die auf isolirten Bahnen und in überlieferten Formen sich bewegend, zu keiner höhern und intellektuellen Freiheit emporwachsen konnte. Ohne das erhöhte Dasein, welches sich durch die Kreuzzüge, in der Berührung Europa's und Asiens entzündete, die umfassendere Kenntniß der Welt, der Nationen und ihrer Sitten und Gebräuche, den geschärften Blick, die Möglichkeit einer der fruchtbarsten Thätigkeiten des Geistes, der Vergleichung ferner und fremder Zustände, das zum ersten Male in solcher Stärke erwachte Vermögen der Betrachtung bei so reichem Stoff dazu, wäre selbst der begabteste Geist nicht auf ein so großes Werk, wie Dante's Divina Comödia, gefallen. Man erkennt übrigens in allen geistigen Hervorbringungen jener Zeit, so gut wie in ihren Gesetzen und Einrichtungen, daß, obgleich der Kreis der Freiheit bei der Abwesenheit eines wirklichen Sklavenstandes sich sehr erweitert hatte, doch kein eigentliches Volk in unserm Sinne als bewußter und berechtigter Körper an das Rad des Lebens thätige Hand legte, sondern daß die Menschheit in einen herrschenden und dienenden Stand getheilt war und nur ersterer wahrhaft in Betracht kam. Die Institutionen der Kirche und die Denkmale, mit denen sie einen großen Theil Europa's bedeckte, sind allerdings ein Beweis von der Tiefe und dem Drange des religiösen Gefühls zu jener Zeit, wenn man aber behauptet, daß, weil der Eintritt in die geistlichen Orden Jedermann offen stand und die Tempel für Jedermann errichtet waren, in ihnen das eigentliche Volk und dessen Freiheit zu suchen sei, so vergißt man, daß die Religion damals von einem besondern abgeschlossenen Stande nicht nur vertreten, sondern, so zu sagen,

besessen ward, der die Theilnahme an ihr nur unter von ihm gestellten Bedingungen gestattete und daß in keiner Zeit, die Kastenstaaten ausgenommen, die allgemeinen sittlichen Ideen so sehr das Eigenthum einer einzelnen Klasse gewesen seien, die, wenn sie an dem Leben der Welt Theil nahm, in dasselbe sogar herrschend eingriff, sich ihm in vieler andern Beziehung fremd, ja feindlich gegenüberstellte und dem letzten Ziel des Gesammtlebens, der Darstellung der mit der Erkenntniß verbundenen Freiheit, sich ihrer innersten Natur nach, entgegensetzte und sich ihr, wenn sie nicht mit sich selbst in Widerspruch gerathen wollte, entgegen setzen mußte. Die Civilisation des Mittelalters ging aus einer Priester- und Adelswelt hervor und war keine politische, wie die der Alten, welche die Erhaltung und Vergrößerung des Staates zum Zweck hatte, sondern eine persönliche, an welcher nur der Theil hatte, der sie zu erringen und zu behaupten wußte, weshalb sich die so Berechtigten und Begabten eng und einsam in Ständen und Körperschaften abschlossen. Dieselbe Bewandniß hatte es mit der Freiheit, dem allgemeinsten und zugleich innersten Ausdruck der Gesittung einer Epoche. Sie regte sich auf dieser Stufe der Civilisation mit großer Thatkraft, aber nur als persönliches Gefühl und nicht als allgemeiner Gedanke, wie in neuern Zeiten, weshalb der Glaube in ihr mächtiger als die Sittlichkeit hervortrat, wovon heute das Gegentheil erscheint. Die Theilung der damaligen Menschheit in die großen, von einander durchaus getrennten Stände der Kirche und der Welt, der Edlen und Unedlen und die zahllosen Abstufungen und immer engern Kreise, in welche diese wiederum zerfielen, ließ in den Individuen kein allgemeines, ächt menschliches Bewußtsein aufkommen, denn Jeder fühlte sich und sein ganzes Wesen durch die besondern Vorstellungen, Gesetze und Sitten seiner persönlichen Stellung durchaus beherrscht. Die Kirche machte zwar den Anspruch einer allgemeinen Herrschaft und verwirklichte ihn in einzelnen Momenten, war aber unvermögend, ihn zu behaupten, denn die Feudalwelt ordnete sich ihr nie vollkommen unter, ging nie in ihr auf, denn wenn sie auf der einen Seite viel von ihr annahm, so wußte sie, auf der andern, einen Theil der Kirche durch den Lehnsnexus in ihre eigenen Kreise zu ziehen und ihr die Farbe ihres besondern Lebens aufzulegen. Die Kirche hat

in ihrem Einflusse auf die Welt, nur vorübergehend, in einzelnen Momenten, die Festigkeit des antiken Staates besessen, in welchem eine einzige Richtung Alles ausschließend oder besiegend, sich geltend machte, obgleich sie in sich selbst, in ihrem eigenen innersten Sein, eine vollkommene Einheit darstellt und die einzige Erscheinung der modernen Welt und des Abendlandes ist, die, so parador dies auch klingen mag, wahrhaft an das Alterthum und durch dasselbe an den alten Orient erinnert. Es war den beiden großen Institutionen des Mittelalters, der geistlichen und weltlichen Aristokratie, nicht gegeben, zu einem dauerhaften Bunde, der allein ihr Dasein gesichert und zu einer vollkommenen Verschmelzung ihrer Grundsätze zu gelangen, es lag vielmehr in ihrer entgegengesetzten Natur der Keim des nothwendigen Verfalles beider. Deshalb hatte auch das Mittelalter selbst das Gefühl, daß es eine Welt des Ueberganges und nicht der letzte Ausdruck der Geschichte sei, wie das Alterthum, besonders das römische, von sich geglaubt hat. Das Ewige lag für sein Bewußtsein außer ihm, nicht in der Vernunft, den Wissenschaften, dem Staate, sondern in der Religion, die ihrem Ursprunge und ihrem Ziel nach, dem Himmel angehörte. Die hervorragenden Gestalten jener Epoche konnten deshalb auch nicht das unerschütterliche Gefühl ihrer höhern Natur besitzen, wie es manche Heroen der griechischen und römischen Welt beseelte, die sich mit der sie umgebenden Gegenwart vollkommen übereinstimmend fühlten und von keiner Ahnung eines übersinnlichen Daseins gebeugt wurden. Der Mensch des Mittelalters ging, wenn er alt oder von den Schlägen des Schicksals gebeugt wurde, in ein Kloster oder wurde Einsiedler, Wenige blieben im Kampfe mit dem Leben sich durchaus selbst gleich und entsagten lieber, wie z. B. Kato, Brutus und Kassius und Andere gethan, dem Dasein selbst, als daß sie es unter ihrer innern Natur widerstrebenden Formen bewahrt hätten. Das Gefühl der persönlichen Freiheit des Mittelalters ging mit dem Verluste der individuellen Verhältnisse, in denen es sich geltend machen konnte, unter und der wildeste Kriegsmann wurde ein zitternder und gehorsamer Mönch. Das Gefühl der geistigen und intellektuellen Freiheit neuerer Zeiten erscheint dagegen gehalten als ein unverlierbares Gut, indem es die Individualität von allen besondern

und zufälligen Lagen und Aeußerlichkeiten, die sie besitzen oder von denen sie umgeben ist, getrennt und als etwas über sie Erhabenes weiß, so daß der Mensch, um nicht innerlich zu erliegen, weder dem Dasein überhaupt zu entsagen, noch dasselbe wesentlich zu verändern braucht. Ein solches Beispiel stellt im Gegensatze zum Alterthum und Mittelalter Napoleon in seiner Gefangenschaft auf, den das Gefühl seiner innern Größe über den Wechsel seines Schicksals erhob und der in dem engsten wie in dem weitesten Leben derselbe blieb. —

Unter den verschiedenen Gewalten, auf welche die Erbschaft des römischen Reiches gekommen, hob sich allmählig das Königthum, durch seine besondere Stellung in der Feudalwelt begünstigt und sich auf die Kirche und das sich bildende Städteleben stützend, allmählig zu allgemeiner Herrschaft empor. Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts war die königliche Macht unter den meisten Völkern germanischen und lateinischen Ursprunges so hoch gestiegen, daß sie ohne Rivale dastand und nach der Beendigung der Religionskriege, in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, tritt die absolute Monarchie nicht nur als die oberste, sondern als die einzige thätige und lebendige Form des öffentlichen Lebens auf. Der Adel, die Städte haben ihr besonderes Dasein aufgegeben und empfangen vom Königthume jetzt nicht nur den Impuls und die oberste Leitung, sondern sie verlieren großentheils ihren eigenthümlichen Charakter und wäre selbst die reichste Sprache nicht viel ärmer als die Gedanken des Geistes und die Verhältnisse des Lebens, so würde man den Adel und die Städte der unumschränkten Monarchie nicht mit denselben Benennungen wie die des Feudalstaates bezeichnet haben, da sie, ihren äußern Ursprung abgerechnet, ihrem Wesen nach, in keinem Verhältnisse zu dem standen, was man früher mit diesen Namen genannt hatte. Denn welche Aehnlichkeit bestand wohl zwischen dem Baron von Montmorency, der, unter Ludwig dem Dicken, sich zum Könige von Frankreich machen wollte und seinen Lehnsherrn, so oft es ihm beliebte, bekriegte und seinen Nachkommen unter Ludwig dem Vierzehnten, der sie, mit Hülfe der Polizei, durch ein Lettre de Cachet, ihrer Freiheit berauben konnte, zwischen den kriegerischen, beim Schall ihrer Glocke sich versammelnden Bürger von Beauvais, die so oft ihre Souveräne, die

Bischöfe, vertrieben und der königlichen Macht selbst getrotzt und dem Troß entwaffneter Handelsleute und Handwerker, die vor dem Intendanten ihrer Provinz im siebzehnten Jahrhundert sich in den Staub bückten! Es ist zwischen ihnen ungefähr dieselbe Aehnlichkeit, wie zwischen den römischen Bürgern zur Zeit Hannibals und denen des gegenwärtigen Papstes vorhanden! Niemals haben dieselben Benennungen so grundverschiedene, in gar keinem innern Zusammenhange stehenden Dinge bezeichnet, als die Namen „Adel" und „Bürger" im Mittelalter und in neuern Zeiten. — Die Kirche unterlag, ihrer Stellung in der Welt nach, dem unumschränkten Königthume ebenfalls und ihre äußere Macht blieb kaum ein Schatten im Vergleich zu dem, was sie früher gewesen, indeß er hielt sie vermöge des göttlichen Ursprunges, den sie sich beilegt und der besondern Natur ihrer Einrichtungen, die sie in vieler Beziehung von der Welt und ihrem Schicksal trennten. Die katholische Kirche ist nicht nur heute die älteste der großen Institutionen Europa's, denn sie hat einst die Völker lateinischen und germanischen Ursprunges und selbst einen großen Theil der Slaven erzogen, sondern sie bildet auch die Kette, welche das Alterthum, wenigstens seine letzte Epoche, das Mittelalter und die neuere Zeit, allerdings nicht auf die lebendigste, aber doch äußerlich zusammenhängendste Weise unter einander verbindet.

Wir haben uns oben zu zeigen bemüht, wie sehr die absolute Monarchie durch die Art, wie sie die verschiedenen in der Feudalwelt getrennten Stände verband und zum ersten Male, indem sie selbst die niedrigsten Kreise des Lebens mit dem allgemeinen Mittelpunkte, dem Souverän, in unmittelbare Verbindung brachte, einen eigentlichen Staat schuf. Indem sie die oberste Gewalt über alle einzelnen Stände und Verhältnisse fast gleichmäßig emportrug und diese von ersterer abhängig machte, stellte sie das Wohl und die Erhaltung des Ganzen als den Zweck aller einzelnen Institutionen auf und schuf in Wahrheit erst die modernen Nationalitäten, denn so lang das Mittelalter waltete, sahen sich Kirche, Adel, Städte und Landvolk in allen Theilen der christlichen Welt ähnlich, ein instinktartiger Haß oder für den Augenblick getrennte Interessen bewaffneten die einzelnen Völker in den verschiedenen Ländern gegen einander, es gab aber keine wahrhaft geschlossenen, auf sich selbst ruhen-

den Nationalitäten, die sich wie im Alterthume und in neuern Zeiten selbstständig geltend und in ihrem Walten eine ihnen eigenthümliche Idee verkörpert hätten. Die Kirche und die Feudalwelt herrschten überall unter denselben Formen. Die Einseitigkeit im Princip der absoluten Monarchie und die Unmöglichkeit, in der sie sich befindet, alle rechtmäßigen Forderungen des Geistes zu erfüllen, ist ebenfalls, so weit es der uns vergönnte Raum erlaubt, berührt worden, so wie die Nothwendigkeit einer höhern Entwicklung, in der die aus dem Alterthume geerbte Intelligenz und die persönliche Unabhängigkeit des Mittelalters sich zu einer bewußten, alle Kreise des öffentlichen Lebens gleichmäßig umfassenden Freiheit in der konstitutionellen Monarchie unserer Tage vereinigen, mag diese nun schon vollkommen ausgebildet oder nur im Keime vorhanden sein und in letzterm ist sie es, unsrer Meinung nach, unter allen Nationen lateinischen und germanischen Ursprunges.

Die Civilisation, welche die unumschränkte Monarchie darstellt, spricht den Charakter der größern Einheit, Sicherheit und Ordnung aus, welche dieser Form des öffentlichen Lebens mehr als irgend einer andern einwohnt und die ihren wesentlichen Vorzug ausmacht. Das Leben der Nationen concentrirte sich durch sie in weitern und zugleich geschlossenern Kreisen als in der Feudalwelt, woraus ein lebendigeres Bewußtsein ihrer selbst hervorging und zugleich entwickelte sich vermöge des größern Friedens, den die königliche Macht im Innern herstellte, eine größere Freiheit des Geistes, der von den herkömmlichen, fast überall mehr auf Thatsachen als auf der Vernunft beruhenden Verhältnissen des Feudalwesens sich losmachend, in geistlichen und weltlichen Dingen, sein Urtheil, seine innere Erfahrung und Ueberzeugung mehr als früher zu Rathe zu ziehen begann. Früher hatte fast Jedermann, Kirche, Adel und Städte, mit der Sicherung seines Daseins, Vertheidigung gegen nahen und fernen Angriff vollauf zu thun gehabt. Als das Königthum sich der durchgreifenden Leitung der Gesellschaft bemächtigt und den Einzelnen eines großen Theiles dieser sonst auf ihm lastenden Sorgen überhoben hatte, ward ihm eine Muße und Freiheit gewährt, aus der sich eine höhere und umfassendere Intelligenz erhob. Eines der größten Resultate der modernen Gesittung und zugleich das vornehmste Mittel

ihrer Verbreitung, eine nationale Literatur, begann sich fast überall in der Mitte dieses festern Zustandes zu regen, da in den Völkern bei größerer innerer Ruhe und umfassendern Einrichtungen, durch die Einheit, die ihnen das Königthum verliehen, zugleich ein tieferes Gefühl ihrer Eigenthümlichkeit, dessen vorzüglichster Ausdruck die Literatur ist, erwacht war. Früher hatten einzelne große Sterne aber einsam geleuchtet, eine bedeutende geistige Thätigkeit wurde erst nach dem Sturze der mit ihr unverträglichen Feudalwelt möglich. Statt der bisherigen Stände bildeten sich jetzt Nationen, im politischen Sinne des Wortes, die jene zwar nicht ausschlossen, sie aber als integrirende und nicht in sich gesonderte und unabhängige Gestalten umfaßten. Man hat gewöhnlich den Einfluß, den die Erfindung des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst auf den Verfall des Mittelalters gehabt, zu sehr hervorgehoben. Sein materieller Untergang ist durch diese beiden großen Erfindungen allerdings beschleunigt worden, sie hätten aber wahrscheinlich einen nur beschränkten Einfluß ausgeübt, wenn nicht schon vorher der Geist der Einheit und Ordnung durch das Hervortreten des Königthums und der einer friedlichen Unabhängigkeit und gesetzlichen Freiheit durch die Bildung der Städtegemeinden auf die Anwendung dieser neuen Werkzeuge der Gesittung vorbereitet gewesen wäre. Hätten sie z. B. im zehnten Jahrhunderte gemacht werden können, so würde sich der Adel ohne Zweifel der einen und die Kirche der andern bemächtigt und es wohl verstanden haben, den Gebrauch derselben, wenigstens für lange Zeit, in seine eigenen Grenzen einzuschließen, und der Zustand der Gesellschaft wäre dann durch sie wenig oder gar nicht verwandelt worden. Diese ist in ihren großen Interessen und ihrer allgemeinen Entwicklung immer vornehmlich durch innere Thatsachen, nämlich Ideen, die sich in ihrem Geiste gebildet und nicht durch äußere Begebenheiten, so wichtig sie sonst sein mögen, bewegt worden. Diese sind nur das Instrument, das jene auf eine geheimnißvolle und im Einzelnen unbestimmbare Weise, zu ihrem Dienste vorbereitet hatten. Die Entdeckung Amerika's, zu einer Zeit geschehen, als das Feudalwesen sich schon dermaßen der königlichen Macht untergeordnet, daß man ohne Uebertreibung behaupten kann, der Staat des Mittelalters sei damals in seiner wesentlichen Be-

deutung durchaus verschwunden gewesen, war nur deshalb von so unermeßlichen Folgen auf die gesammte innere und äußere Lage Europa's, weil dieses auf eine solche Erweiterung seines Lebens und seiner Thätigkeit vorbereitet war, in der Epoche der Kreuzzüge eingetreten, würde sie einzig die Phantasie und Kriegslust des Feudaladels beschäftigt haben, der aber zur Gründung eines neuen Europa durch Handel und Kolonien weder geneigt noch fähig gewesen wäre.

Als vermöge des mit einer steigenden Gesittung immer fühlbarer werdenden Bedürfnisses der innern Einheit, der Ordnung und des Rechts das Königthum Adel, Geistlichkeit und Städte von sich vollkommen abhängig gemacht hatte und im siebzehnten Jahrhundert nach Beendigung der Religionskriege zu einer unumschränkten Macht, wonach es immer gestrebt, geworden, so traten die dieser politischen Organisation eigenthümlichen Mängel, die, so lange sie im Werden begriffen gewesen, verhüllt geblieben, mit überraschender Stärke hervor. Wenn es in der Feudalwelt keinen wahrhaften Staat, keine sich ihrer vollkommen bewußte Nationalität gegeben, wenn in den verschiedenen Völkern mehr nur ein instinktartiges Gefühl derselben bestanden und das ganze Leben in getrennte, sich ausschließende, feindliche Kreise getheilt gewesen, so trat jetzt in der absoluten Monarchie, nach der Vernichtung aller äußern Widersprüche und Gegensätze, die eine Macht im Staate, die einigende, beharrende, erbliche, an die Person des Souveräns geknüpfte mit so überwiegender Stärke hervor, daß das öffentliche Dasein von ihr fast ganz absorbirt wurde. Das Gleichgewicht der beiden ein wahrhaftes Leben bildenden Elemente, der Einheit und der Freiheit, ward aufgehoben, erstere allein gebildet und erhalten und letztere so vernachlässigt und erdrückt, daß sie aus der Verfassung der meisten Völker bis auf die letzte Spur verschwand und mehr als ein Traum der Phantasie, eine Erinnerung aus dem Alterthume, ein besonderes Gefühl einzelner hochgestimmter Geister als eine wahrhafte und berechtigte Macht, erschien. Der Adel, die Kirche, die Städte waren durch die Erhebung des unumschränkten Königthums kaum ein Schatten geblieben von dem was sie früher gewesen. Dieses aber, das ihren Platz einnahm und die Funktionen, welche jene verschiedenen Glieder ausgeübt, allein an sich riß, bewies

sich, wie dies in der Natur der Dinge lag, auf die Dauer, hierzu nicht befähigt, weder reich noch stark genug. Es war dazu gemacht, um an der Spitze der Gesellschaft zu stehen, den beweglichen Elementen derselben eine feste Haltung zu geben, die einander so entgegengesetzten Stände des Mittelalters zu einem festen Ganzen, zu einem Staate zu vereinigen, aber nicht sich an die Stelle der Nation selbst zu setzen und dieselbe sich gegenüber in ein willenloses Werkzeug zu verwandeln. Das Königthum, obgleich in dem Lehnswesen durch die lokale Souveränität des Herrenstandes in der Ausübung seiner Rechte sehr beschränkt, war auch historisch aus diesem, wie die durch Wahl und Zustimmung der Getreuen geschehene Erhebung der verschiedenen Dynastien jener Zeit beweist, hervorgegangen, ihm aber doch in vieler Beziehung von Hause aus überlegen und seinem Geiste nach fremd. Der königliche Name schloß, durch die vom Alterthum ererbten und von der Kirche erhaltenen Traditionen, eine jeder andern weltlichen Macht überlegene Idee ein. Der ursprünglich sehr beschränkte Sinn dieses Titels im germanischen Naturstaate vergrößerte sich durch die Eroberung und besonders den Einfluß der Kirche, die der königlichen Macht, um ihrer innern Einheit und ihres Strebens nach Recht und Ordnung willen, sich näher als der vielköpfigen, auf das Recht der sinnlichen Stärke, auf Kampf und Zerstörung gegründeten Feudalwelt fühlte. Im Königthume selbst lag, schon in sehr frühen Zeiten, das Gefühl, daß ihm eine höhere Berechtigung einwohne und eine größere Bestimmung verheißen sei, als die Organisation des Lehnswesens ihm zugestand. Es hatte, vieler einzelnen Streitigkeiten ungeachtet, immer die Kirche für sich, die es durch den Gebrauch der Salbung und die der Bibel entlehnte Vorstellung einer religiösen Verbindlichkeit des unbedingten Gehorsams der Unterthanen gegen den Herrscher mit einer mysteriösen, dem Alterthume und den früher germanischen Staaten unbekannten Gewalt begabt, darstellte, und sich ihm, so lang es seine Rechte anerkannte und schützte, im Kampfe gegen die Feudalwelt immer günstig erwies. Diese erkannte eine solche absolute Ueberlegenheit freiwillig allerdings nicht an, indeß gab das in ihren Einrichtungen besonders hervorragende Verhältniß der Treue und Ergebenheit des Vasallen gegen den Herrn, das letztern mehr als erstern

begünstigte, dem Königthume Gelegenheit, seinen Einfluß weiter auszudehnen, wozu der in sich immer uneinige und durch verschiedene Interessen getheilte Adel ihm vielfältige Gelegenheit bieten mußte. In dieser ganzen Herrenwelt gab es eine Menge Herzöge, Grafen, größerer und kleinerer Ritter, aber immer nur Einen König, dem von der Kirche, dem Volke und den Lehnsleuten selbst, sobald sie unter einander im Streit seine Hülfe oder Entscheidung anriefen, obgleich in der Wirklichkeit beschränkt und von den Vasallen nur als der Erste unter Gleichen betrachtet, dennoch durch Titel, Gebräuche und das im Lehnswesen als Grundsatz ausgesprochene Verhältniß der Ungleichheit der Personen, eine ältere, höhere, im Einzelnen und der Anwendung oft unbestimmbare, der Idee nach unbegrenzte Gewalt, beigelegt wurde. Als sich im Volk durch die Bildung freier Gemeinden der Geist der Unabhängigkeit erhob, stellte sich dieser unter den Schutz des Königthums, das auf diese Art mit der Kirche und einem großen Theile der Nation im Bunde, die geistliche und materielle Macht für sich habend, der Feudalwelt so überlegen wurde, daß er sie aus dem Verhältnisse des Vasallen in das des Unterthanen herabbringen konnte. Die Städte, die sich nicht, wie im Alterthume aus dem ersten, sondern aus dem letzten Stande der Nation entwickelt hatten, wurden von dem Königthume erst vertheidigt, dann in genauere Aufsicht genommen und endlich politisch ebenso wie der Adel annullirt, so daß in ihnen, besonders da sie nicht wie der ehemalige Herrenstand zu einem thätigen Werkzeuge der königlichen Gewalt gebraucht wurden, alle politische Tugend und jeder von dieser abhängige Aufschwung nationalen Lebens, noch mehr als im Adel erlosch. Die Geistlichkeit, die durch ihre theilweise Aufnahme in das Lehnswesen vielfältig materialisirt und ohne die allgemeine Macht des Papstthums, das außer diesem Verbande stand, in ihm, in ihrem Wesen auf die Länge sehr geschwächt worden wäre, theilte das Schicksal der weltlichen Aristokratie und hörte in der absoluten Monarchie auf, sich als ein unabhängiger Körper im Staate zu fühlen. Sie verlor das ideale Bewußtsein ihrer Einheit, das sie früher gehabt und wurde national und von den Interessen der weltlichen Macht abhängig. Schon unter Philipp dem Schönen, unter dem das Streben des französischen Königthums nach unumschränkter Macht voll-

kommen sichtbar wird, ergreifen die französischen Bischöfe bei seinen Streitigkeiten mit dem päpstlichen Stuhle, die Parthei des Königs. Da aber die Kirche ihrem Ursprunge und ihrem Geiste nach, in keiner weltlichen Organisation aufgehen konnte, so hätte der Verlust oder die Schwächung der politischen Hoheit eines Theiles ihrer Glieder ihr selbst nicht geschadet, sie hätte ihre wahre Stellung einer die sittlichen Ideen des Christenthums repräsentirenden Macht, ohne die Vermischung mit den Rechten und Privilegien des Feudalstaates, nur um so sicherer und besser eingenommen. Aber wenige Menschenalter, nachdem Philipp der Schöne erklärt, daß seine Krone von der Autorität des Papstes unabhängig sei, was schon früher einzelne Fürsten ausgesprochen, was aber jetzt durch die Zustimmung der in den drei Ständen des Reichstages versammelten Nation eine höhere Bedeutung bekam, entstehen in der Kirche selbst lange und tiefe Spaltungen, und als diese überwunden, erhebt sich der Protestantismus, durch dessen Erscheinung das Mittelalter, in welchem die Kirche immer der erste Stand gewesen und eine zwar viel bestrittene, aber immer überwiegende Macht ausgeübt, in seinem innersten Wesen angegriffen und vernichtet wurde. Obgleich der Protestantismus aus dem Princip der innern Freiheit, der Wahl und Prüfung hervorgegangen, so zeigte er in seinem Einflusse auf die weltlichen Verhältnisse sich diesem Ursprunge keineswegs treu, er belebte nicht nur nicht die sinkenden Freiheiten des Volkes, sondern das Gebäude der absoluten Monarchie vollendete sich erst in dem politischen Zustande, zu dessen Hervorbringung er wesentlich beigetragen. Einmal traten im Anfange der Reformation die religiösen Ideen dermaßen in den Vordergrund, daß die Völker und die Reste der frühern Stände des Mittelalters für die besondern politischen Verhältnisse, ihre gegenseitigen Rechte und Einrichtungen gleichgültiger wurden, dann aber wurde der Kampf in beiden Lagern, bei aller Begeisterung des Volkes, von den Fürsten geleitet, die unter diesen Umständen nicht nur ihre erworbene Macht bewahrten, sondern sie noch bedeutend vermehrten. In den Ländern, die den Protestantismus ergriffen, fühlten sich die Völker ihren Souveränen für die ihnen dabei geleistete Hülfe so verbunden, die Freude über die religiöse Emancipation, mochte diese nun wirklich aus dem Drucke der

Hierarchie oder blos aus einem innern Bedürfnisse hervorgegangen sein, war so groß, daß sie nicht daran dachten, den Gebrauch ihrer weltlichen Macht zu bewachen oder ihnen dabei die Hände zu binden. Unter den Völkern, die dem alten Glauben treu blieben, hatte die fürstliche Macht dadurch, daß sie die Leitung aller Kräfte zur Führung des großen Kampfes an sich nahm, die noch vorhandenen Reste des alten Feudal- und Standesgeistes, der persönlichen Unabhängigkeit und der lokalen Privilegien vernichtet oder sich wenigstens durchaus untergeordnet. In den katholischen Reichen trat jetzt das Papstthum mit der weltlichen Gewalt in eine noch engere Vereinigung als selbst im Mittelalter, jedoch mit dem großen Unterschiede, daß früher die kirchliche Gewalt der dominirende Theil in diesem Bunde gewesen, daß es jetzt aber die Monarchie wurde, denn diese hatte die Kirche vertheidigt und geschützt und war, dem Wesen nach, ihr Patron geworden. Obgleich der Katholicismus die Grundlage des öffentlichen Lebens in Italien, Spanien u. s. w. blieb, so sprach von jetzt an die Kirche zum Volk nicht mehr unmittelbar und als zu einem ihr vorzugsweise angehörigen Besitze, wie früher, sondern durch die Vermittlung der weltlichen Macht. Ein Kampf zwischen der Monarchie und der Kirche war in diesen Nationen durch das Dasein des Protestantismus unmöglich geworden. Das Interesse beider Gewalten war eng verbunden, sie stützten sich gegenseitig auf einander, indessen hatte auch hier, wie in den protestantischen Ländern, das Königthum dadurch, daß es sich an die Spitze des Kampfes gestellt, einen vorherrschenden Einfluß gewonnen. Der Protestantismus, der den Kampf gegen die katholische Kirche aus dem Princip der Unabhängigkeit des Geistes und der innern Rechte der menschlichen Natur begonnen hatte, begnügte sich in den meisten Ländern, in denen die Reformation herrschend geworden, mit der Erwerbung dieser religiösen Freiheit und wo diese wie z. B. in England und Holland auf den Staat selbst Einfluß bekam und der bürgerlichen Freiheit sich günstig zeigte, wurde sie mehr Veranlassung als Ursache dieser Erscheinung. Aeltere und im Leben dieser Nationen tief liegende Gründe und mannigfaltige äußere Umstände brachten in diesen Ländern Bewegungen hervor, die anderswo, unter der Herrschaft desselben Glaubens nicht sichtbar wurden. In Deutschland

und dem germanischen Norden trat der Protestantismus dem Geiste des ursprünglichen Christenthums, wie es im neuen Testament enthalten ist, insofern näher, als er sich der weltlichen Gewalt, so lang sie nicht seine religiösen Ueberzeugungen angriff, ruhig unterwarf, sich sogar fast alles Einflusses auf dieselbe enthielt, in der Art, wie die ersten Christen den römischen Staat, so lang er sie in ihrem Gewissen nicht drängte, zuweilen unterstützt, aber nie angegriffen hatten. Er begnügte sich durchaus mit dem Genusse der idealen Eroberung, die er gemacht. Diese passive und indifferente Stimmung, welche die Einrichtungen des öffentlichen Lebens als etwas Untergeordnetes ansah und jeder direkten Theilnahme daran entsagte, begünstigte die Vollendung des unumschränkten Königthums ungemein, das vom dreißigjährigen Kriege an sich in allen seinen Theilen als vollendet darstellt. Indem auf diese Art die Nation sich eines großen Theiles der Sorge und Arbeit, welche die Theilnahme an den öffentlichen Verhältnissen auflegt, überhob, dagegen im Ganzen einer ungestörten innern Freiheit genoß, mußte sich ihre geistige Thätigkeit, besonders der Theil der rein in der Intelligenz seine Wurzel hat und nicht aus dem Conflikt derselben mit der Wirklichkeit entsteht, wie die Philosophie, die Wissenschaften, besonders das Wissen des Vergangenen und Fremden, die eigentliche Gelehrsamkeit, zu einer großen Höhe erheben. Der lebendigste Theil des geistigen Daseins aber, der auf die Gegenwart unmittelbaren Einfluß hat und wiederum von einem bewegten äußern Leben angeregt wird, blieb unentwickelt, keine große Poesie und Historie, keine allgemein durchgreifenden Vorstellungen und beseelenden Ideen konnten aus einem so abgezogenen und rein innern Dasein, sobald es die herrschende Stimmung und nicht etwa blos das Eigenthum besonders disponirter Geister wurde, hervorgehen. Dieser moralische Zustand des größten Theiles der protestantischen Völker war der Vollendung der monarchischen Allgewalt nicht nur günstig, sondern zu ihrem Dasein nothwendig, sie ging theils aus ihm hervor, theils nährte und erhielt sie ihn. In den Völkern, die dem Katholicismus treu geblieben, verschwand mit dem vollständigen Siege der absoluten Monarchie ebenfalls alles öffentliche Leben, da aber hier dieser Verlust durch keine innere Freiheit, die im Gegentheile durch die Kämpfe mit der Reformation noch mehr als

früher erdrückt wurde, einigermaßen ersetzt ward, so sank hier das ganze Leben überhaupt und dieser Mangel innerer und äußerer Regung durch eine Civilisation älter als die des Nordens, durch eine reiche Natur und früh ausgebildete Sprache lang verhüllt, führte endlich diese Nationen theils unter den Einfluß und die Herrschaft der Fremden, wie die Italiener oder wo dies die natürliche Lage und die Erhaltung der nationalen Einheit, wie bei den Bewohnern der pyrenäischen Halbinsel verhinderte, zu einer dem moralischen Tode ähnlichen Lethargie.

Wie unter den protestantischen Nationen die Engländer im siebzehnten Jahrhundert, im Gegensatz zu ihren Glaubensgenossen im Norden, ihr öffentliches Leben erhöhten und sicher stellten, eben so erhob sich in der katholischen Welt, unter den Franzosen, um diese Zeit, eine große intellektuelle Bewegung, die aber nicht, wie in England, die Religion in den Kreis ihrer Interessen einschloß und sich sogar auf sie stützte, sondern theils von ihr vollkommen abstrahirte, theils sie angriff und geradezu auf ihre Vernichtung losging. Zugleich hatte der Absolutismus hier seine Aufgabe, die Aufhebung der Trennungen und Widersprüche des Feudalwesens am frühsten auf dem Kontinent gelöst und das Emporsteigen einer in sich übereinstimmenden wahrhaft großen und festen Nationalität begünstigt. Dieser Umstand und der besondere Charakter der Nation, die von den Vorstellungen und Ideen, die sich in ihrem Geiste entwickelt, zu deren rascher Anwendung im Leben schreitet, machten, daß hier die besondere Existenz der Einzelnen sich nicht so vom Staate und den öffentlichen Verhältnissen wie in Deutschland trennte, sondern der absoluten Form der Regierung ungeachtet, die Nation sich fortwährend mit ihnen beschäftigte und weder in die Indifferenz und Resignation des protestantischen Nordens noch in die Erstarrung und den Schlaf des katholischen Südens fiel. Eine große Aehnlichkeit hatte jedoch das Walten der unumschränkten Monarchie in Frankreich mit dem in andern Ländern gemein, daß sie, besonders vom Ende des siebzehnten Jahrhunderts an ihr Interesse und zwar oft in den wichtigsten Dingen, von dem der Nation trennte, nach deren Zustimmung selten fragte und nur einen engen von ihr durchaus abhängigen Kreis von Dienern zu ihren Berathungen zog. Da aber hier die Nation ihrer politischen Einheit wegen ein lebendigeres

Gefühl ihrer Größe und Bestimmung als z. B. in Deutschland besaß, da ihr ganzes Wesen mehr auf äußere Thätigkeit in der Welt gerichtet, sich mit der Ausbauung und Erfüllung eines innerlich reichen Daseins, wie im protestantischen Norden, nicht begnügen konnte, so begann sie sich erst von ihrer Regierung zu trennen und dann da sie die nothwendige Erneuerung ihres Daseins nicht, wie England, an alte, noch vorhandene, nur unvollständige Einrichtungen und Formen anknüpfen konnte, Alles niederzureißen und ein vollkommen neues Gebäude aufzuführen. Die absolute Monarchie fiel da zuerst, wo sie ihr Werk, die Herstellung einer kraftvollen nationalen Einheit, am Vollständigsten gegründet hatte. Das Volk, das nicht mehr, wie einst im Mittelalter den Druck des Adels und die Macht der Kirche fürchtete, gegen die sie die Könige früher geschützt hatten, erhob sich gegen das unumschränkte Königthum, dem es nicht nur seine politischen Drangsale, sondern sonderbarer Weise, selbst seine eigenen sittlichen Mängel und Irthümer zur Last legte. Der Absolutismus hatte in Frankreich, indem er sich als die einzige geltende Macht hinstellte, allerdings, man kann es nicht läugnen, eine unermeßliche Verantwortlichkeit auf sich genommen und war eine moralische Verbindlichkeit eingegangen, die er nur in einzelnen günstigen Augenblicken, aber nicht auf die Länge, erfüllen konnte. Die Franzosen verfuhren in der Revolution wie einst die Heruler, Burgundionen, Gothen und die alten Egypter, die die Schuld alles Unglückes, das das Volk treffen mochte, selbst Mißwachs und Seuchen, ihren Königen beimaßen und sie dafür bestraften. Sie empörten sich, so zu sagen, gegen sich selbst, denn sie hatten in der absoluten Monarchie lang ihr eigenes Wesen vergöttert.

Wir haben oben des großen Charakters der absoluten Monarchie und der unermeßlichen Dienste erwähnt, die sie dem Fortschritte der Gesittung überhaupt geleistet hat. Sie hat die unversöhnlichen Widersprüche des Mittelalters, den Kampf der geistlichen und weltlichen Macht, der einzelnen Stände unter einander aufgehoben und aus der Vereinigung dieser, ihrem Ursprunge und Geiste nach, heterogenen Elemente, Staaten und Nationen im politischen Sinne des Wortes, geschaffen. Sie hat in den Verhältnissen der Menschen überall, so viel als möglich, das Recht an die Stelle der Gewalt gesetzt und dadurch, daß sie die engen

und einsamen Kreise des Lehnswesens auflößte, den Frieden, der im Mittelalter nur ausnahmsweise statt fand, oder wenigstens das Streben nach demselben, zum herrschenden Zustand gemacht. Indem die absolute Souveränität größere und allgemeinere Ordnungen und Einrichtungen im Leben einführte, erweiterte sie den geistigen Gesichtskreis der Menschen, und indem sie der unruhigen, maaß- und ziellosen Bewegung der Feudalwelt sich entgegensetzte, gewährte sie den Völkern die Ruhe und Sicherheit, ohne welche die Pflege der Wissenschaften und Künste, die Wahrung des Rechts und eine höhere Bildung unmöglich wird. Sie hat auf die Fortschritte der Intelligenz einen unberechenbaren Einfluß ausgeübt. Diese und andere Vorzüge der unumschränkten Monarchie werden jedoch von einem Grundfehler und den aus ihm kommenden Nachtheilen aufgewogen, weshalb sie nicht als die vollendetste Form des öffentlichen Lebens angesehen werden kann, sondern sich in dem konstitutionellen System zu erheben, zu beleben und zu vergeistigen bestimmt war. Sie that nicht nur nichts für die Erweiterung der persönlichen und ständischen Freiheit des Mittelalters zu einer allgemeinen nationalen, sondern bewachte jede Regung der letztern mit Mißtrauen und arbeitete geradezu darauf hin dieselbe, so viel als möglich, bis auf die Erinnerung zu zerstören. Indem sie die Nationen von jeder unmittelbaren Theilnahme an der Leitung ihres Schicksals ausschloß, brachte sie, und dies ist das größte Uebel, das sie gestiftet, jene tiefe Trennung zwischen dem besondern und öffentlichen Leben, jene Gleichgültigkeit der Bürger für die Größe, das Glück, ja oft selbst für die Sicherheit ihres Landes hervor, die z. B. in Deutschland im achtzehnten Jahrhundert zu einer solchen Höhe stieg, daß sie die Drangsale und Demüthigungen der vieljährigen französischen Invasionen zur Folge hatte. Auf die Sittlichkeit hatte sie den übeln Einfluß, daß sie durch das Losreißen des Einzelnen vom Ganzen, durch die engen Schranken, die sie der Kraft und Thätigkeit ihrer Unterthanen setzte, die Selbstsucht beförderte, die nur um ihr Geschick bekümmert, sich immer enger und enger in sich zusammenzog und zuletzt lieber ganz allein in der Welt dagestanden wäre oder wie die Schnecke ihr eigenes Haus überall mit sich herumgetragen hätte. Ein enger und kleinlicher Sinn wurde um diese Zeit in allen Verhältnissen des Lebens sichtbar. Die

so regierten Nationen verloren etwas Höheres als die Fortschritte der Intelligenz, der Anbau der Wissenschaften und Künste gewährt und das durch nichts ersetzt werden kann, sie verloren am Kern ihres Wesens, an Kraft und Charakter und zuletzt, wie nothwendig, an Achtung vor sich selbst, dem größten moralischen Verluste, den es giebt, denn der Ueberfluß des verblendetsten Selbstgefühls und der berauschtetsten Eitelkeit ist immer noch besser als die Armuth an ächtem Stolz und wahrer Würde, die aber, wo ein Volk durchaus aller öffentlichen Freiheit entbehrt, dabei aber auf einer bedeutenden Stufe intellektueller Entwickelung steht und deshalb seine Erniedrigung fühlt, schwer oder unmöglich wird. Im Alterthume besaßen die Freien den Sklaven, im Mittelalter die Edlen den Hörigen gegenüber, dieses Selbstgefühl, sie machten die eigentliche Nation aus, unter der absoluten Monarchie aber gab es keine eigentlich herrschende Klasse, sondern Alle befanden sich in demselben Zustande der Abhängigkeit, deshalb um die Zeit, als diese Form des politischen Lebens in Frankreich stürzte, die Erschlaffung und Theilnahmlosigkeit der meisten Völker an ihrem eigenen Geschicke auf das Höchste gestiegen war. Man kann hier nicht einwenden, daß es despotisch regierte Nationen gegeben, die gleichwohl große Kraft entwickelt und ein begeistertes Selbstgefühl gehegt, wie z. B. die Türken in ihrer guten Zeit, denn es war nicht der Despotismus, der sie stark machte, sondern die Religion, die ihr ganzes Dasein so erfüllte, daß in demselben für keine andre Regung Raum blieb, durch sie fühlten sie sich, den Fremden gegenüber, als Lieblinge der Gottheit und Herren der Völker, ihr bürgerlicher Zustand verschwand vor ihren eigenen Augen. Bei einigen unter dieser Regierungsform lebenden Nationen Europa's, wie z. B. Franzosen und Spaniern, konnte die unumschränkte Monarchie das politische Bewußtsein des Volkes nicht ganz zerstören, seine Einheit erhielt in ihm immer einigermaßen das Gefühl seiner Kraft, aber in einem so grenzen- und formlos zerstückelten Volke, wie das deutsche unter seiner alten Verfassung war, mußte die Abwesenheit aller öffentlichen Freiheit und obenein der unter den seinem Wesen fremden Formen des Mittelalters waltende Absolutismus, eine große Verwirrung aller Begriffe über Regierung und Staat hervorbringen, eine tiefe Apathie erzeugen, das Bewußtsein der Nation über ihr eigenes

Dasein schwächen und eine totale Gleichgültigkeit gegen dasselbe hervorbringen. Selbst die Erscheinung einzelner großer Fürsten, wie Friedrichs und Josephs, konnte dem radikalen Fehler des Absolutismus nicht abhelfen und das hinschwindende Leben der deutschen Nation nicht erheben. Der große geistige Aufschwung der deutschen Bildung und deren außerordentliche Resultate in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts waren es allein, die unser Volk vor gänzlicher Versumpfung retteten, ihm das Gefühl seiner Nationalität wiedergaben und es auf die Betrachtung der Ursachen seines Verfalles führten! Die absolute Monarchie, die Widersprüche und streitenden Elemente des Mittelalters mehr äußerlich als innerlich vereinigend, die Herrschaft allgemeiner Ideen anerkennend, aber ihre Verwirklichung mit Eifersucht und Mißtrauen betrachtend, mit sich selbst im Widerspruche, indem sie die Intelligenz ihrer Völker vermehrte, aber deren Charakter erniedrigte, war nur zu einer Stufe des Ueberganges zu einem vollkommnern Dasein bestimmt, auf der die europäische Menschheit sich von der Jahrhunderte langen Anarchie des Mittelalters und den furchtbaren Religionskriegen ausruhen und zu einer bessern Zeit, aber auch zu neuen Kämpfen Athem schöpfen sollte. Die unumschränkte Souveränität konnte nach dem achtzehnten Jahrhunderte kein höheres Leben mehr entwickeln, sie hatte unter Ludwig dem Vierzehnten und Friedrich dem Großen vollbracht, was sie vermocht, und ein anderes Princip mußte auf ihren Trümmern seine Herrschaft erheben. Ohne den Geist der persönlichen, bedingten, partikulären Freiheit des Mittelalters, den sie von ihm empfangen und in ihrem Busen getragen, und die aus ihm gebornen Sitten, wäre sie in reinen Despotismus, nach der Weise des Orients, ausgeartet, wie dies hier und da, aber nie vollständig, geschehen ist.

Jedoch war die Erweiterung der königlichen Macht und ihr Fortschritt zu einer Art endlicher Allgewalt, wie wir dieselbe von ihrem Entstehen in der Feudalwelt an bis zu ihrer Vollendung nach den Religionskriegen betrachtet haben, keine Usurpation, wie die, welche der Monarchie überhaupt feindlich gesinnt oder von Erinnerungen des Alterthumes und phantastischen Träumen eines radikalen Umsturzes der Gesellschaft erfüllt sind, behaupten, denn eine solche ist, ihrem letzten Grunde nach, immer

ein Werk der Gewalt, wie hätte aber die königliche Macht von der verhältnißmäßig unbedeutenden Stellung der feudalen und nominellen Oberhoheit durch eigene Kraft sich zu dem politischen Gipfel erheben können, auf dem wir sie im siebzehnten Jahrhundert erblicken, wenn sie dabei nicht durch die Theilnahme und Zustimmung des Volkes selbst unterstützt worden wäre? Die absolute Monarchie entstand aus dem Kampfe der Stände des Mittelalters, von denen kein einziger, da sie alle einseitige und beschränkte Interessen verfolgten, ihrem Ursprunge und Geiste nach einander feindlich waren, die Idee der Totalität eines politischen Zustandes in sich trug. Das Königthum allein, mit keinem dieser Stände identifizirt und jedem von ihnen seiner einigen und persönlichen Natur nach überlegen, war hierzu durch seinen Charakter und seine Alles umfassende Tendenz fähig. Hätte eines der andern Elemente jener Epoche, die Geistlichkeit, der Adel oder die Städte, die Stellung eingenommen, die das Königthum errang, so hätten sie, da sie alle unvollkommnerer und ausschließenderer Natur waren, der Gesellschaft einen noch viel härtern Zwang aufgelegt und die moderne Civilisation durchaus unmöglich gemacht. Hätte der Feudaladel gesiegt und wäre er zu unbestrittener Herrschaft über die Menschen gelangt, so würden diese in den Zustand einer vollständigen Barbarei gefallen sein. Dieser Stand war, ungeachtet mancher persönlichen Vorzüge, zur Leitung und Bildung eines Staates weniger als irgend ein anderer geeignet. Wie unfähig er war, die Menschheit nach dem ihr von der Vorsehung gesteckten Ziele vorwärts zu führen, beweist z. B. der Zustand, den er in den Kreisen hervorbrachte, wo er am längsten und unbeschränktesten gewaltet hat. Die noch heute fühlbare Erniedrigung des Landmannes in manchen Ländern ist vorzüglich sein Werk gewesen. Die Geistlichkeit würde, ohne ihre Kämpfe mit den übrigen Gewalten des Staates und deren Widerstande, hätte sie ihre Ideen vollkommen realisiren können, in Europa die Starrheit und Unbeweglichkeit des Orients hervorgebracht haben, und die Städtegemeinden hätten bei ihrem rein demokratischen Streben, beim Mangel aller der eigenthümlichen mit diesem Geiste im Alterthume verbundenen Vortheile, wie dieses die Tyrannei aus sich erzeugt, wie das Schicksal der meisten italienischen Republiken, denen es gleichwohl nicht an Kraft und Intelligenz fehlte,

beweist und die Substanz des modernen Geistes in zwecklosen Kämpfen nach einer festern Form verschwendet. Die Civilisation der modernen Welt, die nicht, wie die antike, es sich zur Aufgabe gestellt hat, ein Princip schrankenlos bis an seine äußersten Grenzen zu verfolgen, sondern die aus der innern Vereinigung äußerer Gegensätze, von denen jeder von seinem eigenthümlichen Dasein nur das zu opfern braucht, was dem Interesse des Ganzen widerstrebt, entstanden, wäre mit der ausschließenden Herrschaft eines der Stände des Mittelalters unmöglich gewesen. Dem Königthume allein wohnte von Hause aus ein allgemeiner, umfassender, ächt menschlicher, von diesen starren Gegensätzen und unvereinbaren Widersprüchen freier Geist ein, weshalb es die herrschende Macht der neuern Zeit geworden ist. Da es aber aus einer chaotischen, wilden, schrankenlosen Zeit, wie das Feudalwesen hervorging, so mußte es, um jene getrennten, einander feindlichen, immer zur Trennung bereiten Elemente, aus denen das Leben des Mittelalters bestanden, vollständig überwinden, die Gewalt, die sie besessen, an sich nehmen, wie die Geistlichkeit den besondern Schutz des Himmels, wie der Adel das Recht, die letzte Entscheidung in sich selbst zu finden, wie die Städte Alles innerhalb ihrer Grenzen demselben Recht zu unterwerfen, für sich in Anspruch nehmen. Aus diesem Allem ging die absolute Souveränität hervor, bestimmt so lange zu walten, bis die Widersprüche und Trennungen des Mittelalters ausgeglichen und der Geist reif genug geworden, so daß aus dieser Einheit sich die Freiheit erheben konnte, ohne jene zu zerstören. Als dies geschehen, trat das Gefühl und das Bedürfniß der konstitutionellen Monarchie hervor, in welcher der Geist der persönlichen Unabhängigkeit des Mittelalters und der nationalen Freiheit der alten Welt sich im Schatten des Königthums und des christlichen Glaubens vereinigen sollten. Die äußere Vereinigung und innere Uebereinstimmung dieser früher immer getrennt gewesenen Elemente des Lebens ist die Bestimmung und Aufgabe der Gegenwart.

Eine Epoche des Werdens und des Ueberganges, wie die unsrige, ist nothwendig zugleich eine des Kampfes und zwar eines beschwerlichen, wechselnden, ermüdenden Kampfes, denn obgleich die allgemeinen Principien, aus denen die Zukunft sich aufbauen wird, klar genug bestimmt sind, so erleidet deren Anwendung im Einzelnen so vielen Widerstan

und Aufschub, daß aus dieser Stockung der äußern Umgestaltung, in denen, welche sich mehr an die Erscheinung, als an das Wesen der Dinge halten, häufig Zweifel an der Wahrheit und Kraft jener erzeugenden und bewegenden Ideen selbst entsteht. Der Entwicklung der Menschheit ist aber von der Vorsehung eine lange Bahn angewiesen und die Ungeduld oder der Zweifel des Einzelnen ist nicht das Maaß ihrer Bewegung, auf deren Oberfläche Widersprüche und Hemmungen erscheinen, in deren Innern aber ein unaufhaltsamer, untrüglicher Fortschritt mit der Kraft und Sicherheit der Naturgesetze selbst wirksam ist. In einer solchen Zeit des Ueberganges, der Anwendung allgemeiner Principien auf die einzelnen Erscheinungen des Lebens, der Vergleichung zwischen dem Vergehenden und Werdenden, tritt die Intelligenz mehr als der Charakter hervor und es erscheint bei einer Fülle von Talenten ein Mangel an großen Charakteren, die Theilung, Betrachtung, Zergliederung des Daseins wird immer leichter, eine vollständige und großartige Behandlung desselben aber immer seltener. Eine solche Epoche bietet der Untersuchung und Erkenntniß ein reiches und weites Feld, das Gefühl aber befriedigt sich in ihr schwerer, denn das Verschwinden des Alten erfüllt es mit Schmerz und das Neue erhebt sich zu theilweise, zu allmählig und zerstückelt, um für eine angemessene Entschädigung jenes Verlustes zu gelten. Eine gewisse Trauer liegt, wie ein Nebel über einer Landschaft beim Uebergange von einer Jahreszeit zur andern, über einer so unentschiedenen Zeit, denn die Stimmung des Einzelnen steht mit dem allgemeinen Geiste einer Epoche, auch wenn sie ihn nicht in seinen besondern Interessen berührt, in einem unläugbaren, obwohl verborgenen Zusammenhange, eine Sympathie, die mehr empfunden als erklärt und begriffen werden kann. Alle Zeiten der Umgestaltung und des Ueberganges haben, bei aller Verschiedenheit der Formen, diese Aehnlichkeit mit einander gehabt, daß das Vorhandensein so vieler Zweifel und Widersprüche und einzelner im Augenblicke resultatloser Kämpfe, und der Mangel einer einigen und in sich übereinstimmenden Gestalt des Lebens, den Genuß desselben verringert und erschwert hat. Wie aber auch die Zukunft sich im Einzelnen gestalten mag, der wir entgegen gehen, ihr Wesen und innerer Kern ist uns nicht mehr verbor-

gen und kann von Jedem, der sich über die Verwirrungen der Gegenwart zu erheben vermag, im Voraus erkannt werden. Die Menschheit hat, seitdem ein allgemeines Bewußtsein in ihr erwacht war, nach der äußern Verwirklichung der beiden großen in ihr Inneres gesenkten Anlagen und Kräfte, der Freiheit und Sittlichkeit, gestrebt. Alles, was sie gethan, ist nichts als ein Mittel gewesen, sich der Lösung dieser Aufgabe zu nähern. Im Geiste und der Betrachtung hat sie den gemeinschaftlichen Ursprung dieser beiden Gestirne wohl erkannt, in ihrem äußern Dasein aber, wie der gesammte Lauf der Geschichte lehrt, sich meist ausschließend, unter die Leitung und Herrschaft eines derselben gestellt. Die religiösen Gesetzgebungen des Orients, die nationale und politische Freiheit der alten Welt, die persönliche und ständische des Mittelalters, die Einheit der absoluten Monarchie, haben die Freiheit und Sittlichkeit immer als getrennte Mächte, als verschiedene Orakel angesehen, die sie eines nach dem andern befragten. Im Orient und der absoluten Monarchie hat der Begriff der Sittlichkeit, im Alterthume und dem Mittelalter der der Freiheit mit vorherrschender Macht gewaltet. Die Zukunft wird mehr als die Vergangenheit gethan, die gemeinsame Herrschaft dieser beiden die geistige Natur belebenden Kräfte anerkennen und keiner von ihnen ein ausschließendes Recht über die andre einräumen. Eine auf Sittlichkeit gegründete Freiheit wird der Hauch sein, der das Leben der europäischen Menschheit tiefer als früher beseelen wird. Die Anerkennung der gleichen Berechtigung beider Ideen, ihrer unzertrennbaren Natur und ihre gemeinsame Wirkung auf das innere und äußere Dasein wird den Charakter der neuen Civilisation bilden, deren Darstellung in der Zukunft sich schon jetzt, seinen allgemeinen Umrissen nach, erkennen läßt. Diejenigen, welche durch die Betrachtung des Lebens und das Studium der Geschichte blos mit der Schattenseite der menschlichen Natur bekannt, diese Hoffnung für ein leeres Ideal, einen bloßen Traum halten wollen, verkennen den immer regen und unaufhaltsamen Fortschritt, der auf der Bahn der Menschheit sichtbar ist, die, in ihren großen Peripetien, sich verwandelnd, aus den Formen, die sie abstreift, in die neue Weise ihres Daseins immer hinüberträgt, was in jenen wahrhaft bedeutend und ihrer allgemeinen Natur und keiner vorübergehenden Modifikation der-

selben, angehörig gewesen. In dieser Art besitzen wir, seinem Kern nach, Alterthum und Mittelalter, während unser äußeres Dasein denselben in so vieler Beziehung fremd ist und sich in seiner weitern Entwicklung noch mehr als bisher von ihnen entfernen wird. Die Individuen verschwinden und erreichen nicht in dieser Welt ihre vollkommene Bestimmung, der Menschheit aber ist hier das Ziel ihrer Vollendung angewiesen und der Verlauf der Geschichte beweist, daß in ihr eine unerschöpfliche Kraft der Bewegung und ein unaufhaltsamer Drang zur Hervorbringung des Bessern und Höhern lebt.

Bis jetzt haben diese beiden obersten Anlagen und Kräfte der Menschheit, die Sittlichkeit und Freiheit, wie sie in den großen Epochen der Geschichte getrennt gewaltet, so sich auch in der Gegenwart in keinem der drei großen Völker, auf denen das Leben unserer Zeit ruht, den Deutschen, Engländern und Franzosen, vollkommen durchdrungen. Im deutschen Gemüthe hat die Sittlichkeit ihre edelsten Keime gepflanzt und eine unzerstörbare Blüthe tiefen Gefühls und reiner Gesinnung ist aus ihnen hervorgegangen, aber die Freiheit hat auf dieses sonst so reiche Leben, wenn sie ihm auch nicht durchaus fremd geblieben, doch mit ungleich geringerer Kraft als das Schwestergestirn geschienen. Im Leben der beiden andern Nationen ist ungefähr das Gegentheil geschehen, sie haben, wenn das Feuer, das ihren Heerd erleuchtet, dem Erlöschen nahe war, dasselbe lieber am Altare der Freiheit als der Sittlichkeit anzünden wollen. Aber dieser Widerspruch, der die beiden Ideen trennt und im französischen Leben in seiner ganzen Stärke hervortritt, ist, im Verhältniß zu frühern Zeiten, schon jetzt schwächer geworden und die Zukunft läßt auf sein allmähliges Verschwinden hoffen. Die Sittlichkeit wird hier ihre Schwester, die Freiheit, die sie verloren und so lang vergebens gesucht, dort diese jene bei ihrem Namen rufen, denn obgleich sie auf der Erde getrennt geblieben, so kennen sie ihre Stimme noch aus dem Himmel her und beide werden sich finden und vereint in demselben Hause walten. — Die verschiedenen Nationen werden deshalb nicht ihren ursprünglichen Geist, ihre besondere Richtung aufgeben und keine in der andern aufgehen, sie werden nur dasselbe Gesetz über sich anerkennen und sich von denselben Ideen beseelt, verwandter als früher fühlen. Die

beiden großen geistigen Mächte der Freiheit und Sittlichkeit, unter deren Vereinigung und Leitung eine höhere Civilisation, als bis jetzt erschienen, aufblühen wird, werden die Widersprüche im Geiste und Charakter der Deutschen und Franzosen mildern und beide werden sich, bei aller bewahrten Eigenthümlichkeit, wahrscheinlich einmal viel näher, als bis jetzt der Fall gewesen, treten.

IV.

Rechts- und Staatsphilosophie des Professor Ahrens in Brüssel.

„Cours de Droit naturel ou de Philosophie du Droit, fait d'après l'état actuel de cette science en Allemagne, par H. Ahrens, ancien docteur agrégé a l'université de Goettingue, professeur de droit naturel et membre du conseil d'administration de l'université libre de Bruxelles. Paris 1840.“

Wo sich nicht die Macht mit der Weisheit paart, wo entweder eine vernunftlose Macht blindlings waltet, oder eine ohnmächtige Weisheit, vergebens nach Realisirung ihrer Zwecke strebend, sich in sich selbst verzehrt — da ist kein Heil zu erwarten. Denn was regiert die Welt? Weder die Macht allein, noch die Weisheit allein, sondern eine weise Macht und eine allmächtige Weisheit. Soll nun aber der Staat, dieser Mikrokosmos, ein wahrhaftes Abbild des göttlichen Makrokosmos, der göttlichen Weltregierung sein, so dürfen sich in ihm Macht und Weisheit nicht von einander trennen und isolirt neben einander hergehen, sondern die Macht muß der Weisheit ihren starken Arm leihen, und die Weisheit, gleichsam das Gehirn des Staatskörpers, muß diesem ihre Gesetze vorschreiben, zum Wohle des Ganzen wie jedes einzelnen Gliedes. Das große Wort Plato's bleibt daher ewig wahr: Wenn nicht entweder die Freunde der Wissenschaft Könige werden in den Staaten, oder die, welche jetzt Könige und Machthaber heißen, die ächte und gehörige Liebe zur Wissenschaft bekommen und dieses unzertrennlich verbunden wird, Macht im Staate und Liebe zur Wissenschaft, den Meisten von jener Art aber, wie sie jetzt nach dem einen getrennt von dem andern

streben, der Zugang unmöglich gemacht wird, so giebt es keine Erlösung vom Uebel für die Staaten und auch nicht für das menschliche Geschlecht.

An jenen platonischen Satz wird man aber auch da erinnert, wo sich umgekehrt, wie in der Krause'schen Rechts- und Staatsphilosophie, deren geistreicher Anhänger und warmer Vertheidiger Prof. Ahrens ist, eine Weisheit findet, der es nur noch an der ergänzenden Macht gebricht, um sie in das wirkliche Leben einzuführen, die uns daher die Lücken und Mängel desselben desto schmerzlicher fühlen läßt und den Wunsch in uns rege macht: o möchten doch regierende Häupter sich ganz von dieser Weisheit durchdringen lassen und willig ihr den starken Arm zur Verwirklichung ihrer hohen Zwecke leihen! —

Die Krause'sche und dem zufolge die sich ihr anschließende Ahrens'sche Rechts- und Staatsphilosophie übertrifft Alles, was bisher in diesem Gebiete geleistet worden. Wie unwahr und unhaltbar erscheint neben ihr die Stahl'sche, wie mangelhaft selbst noch die Hegel'sche Rechtsphilosophie! Eine Rechtsphilosophie „nach geschichtlicher Ansicht", wie die Stahl'sche, ist eine contradictio in adjecto, folglich ist auch Stahl selbst, als ein sich zur historischen Schule bekennender Rechtsphilosoph, eine contradictio in adjecto. Denn stehen sich nicht philosophisches und historisches Recht wie Ideal und Wirklichkeit gegenüber? Will und soll nicht eben das sogenannte Naturrecht oder richtiger Vernunftrecht die Mängel des historischen Rechtes korrigiren? Ist nicht überhaupt die praktische Philosophie dazu berufen, dem Gewordenen, Historischen, Faktischen, einen Spiegel vorzuhalten, in welchem es seine Mängel und Blößen gewahre und daraus abnehme, wie viel ihm noch zur Darstellung eines harmonischen Kunstwerks, bei dessen Anblick jeder Wohlgefallen empfindet, fehle?

Die Mängel der Hegel'schen Rechtsphilosophie werden nach Darstellung der Krause'schen, wie sie uns Prof. Ahrens in dem angeführten Werke giebt, von selbst einleuchten. Prof. Ahrens, der sich bereits früher durch einen auf Cousins und Guizots Aufforderung zu Paris gehaltenen philosophischen Cursus, in welchem er die Krause'sche Philosophie lehrte, um die Bekanntmachung der Franzosen mit deutscher Philosophie sehr verdient gemacht hat, fühlte sich zur Veröffentlichung dieses

cours de droit naturel besonders durch ein, wie er sagt, in Frankreich und Belgien in dem Universitätsunterricht allgemein gefühltes Bedürfniß bewogen, da es kein methodisches Werk in französischer Sprache giebt, welches die Höhe der neuen, modernen Ideen erreichte. Aber nicht blos in Frankreich und Belgien, sondern auch auf deutschen Universitäten verdient sein Werk eingeführt zu werden, denn auch diese sind vielfach unter der Höhe der in ihm enthaltenen neuen Ideen zurückgeblieben, und es ist daher wohl kein überflüssiges Unternehmen, das Hauptsächlichste aus diesem schätzenswerthen Werke im Auszuge mitzutheilen, um die Aufmerksamkeit der Deutschen darauf hinzulenken und dadurch vielleicht Veranlassung zur Einführung desselben auch auf deutschen Universitäten zu geben.

Daß von der Verbreitung und Geltendmachung der neuen, gegen das bisher Bestehende gerichteten Ahrens'schen Ideen keine Gefahr eines augenblicklichen Umsturzes für die Staaten zu befürchten sei, dafür bürgt des Verfs. schon in der Vorrede ausgesprochene Einsicht, daß die Rechtsphilosophie nur das Princip der Gerechtigkeit aufzustellen und in seinen Consequenzen streng zu entwickeln, die Politik aber, sich ganz auf die Philosophie stützend, eben so den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft zu betrachten und zu erwägen habe, bis zu welchem Punkte sich eine Reform machen ließe, ohne das Gesetz der Continuität und des successiven Fortschritts in der socialen Entwickelung zu verletzen. „Es geht in der intellektuellen Welt der Ideen, wie in der physischen. In letzterer gewahrt das Auge die entferntesten Gegenstände und besonders die höchsten; aber, um sie zu erreichen, bedarf es oft eines langen Weges; eben so nun kann die Intelligenz sich deutlich der höchsten Ideen, der allgemeinen Principien bewußt werden, aber um sie zu realisiren, um ihnen das Bürgerrecht zu verschaffen, und sie auf die existirenden socialen Verhältnisse anzuwenden, bedarf es oft der Anstrengung von Jahrhunderten. Heut zu Tage geht die sociale Welt weit schneller und ihr Marsch beschleunigt sich in dem Grade, als sie fortschreitet; aber keine Epoche darf die Distanz verkennen, welche die Theorie von der Praxis trennt, und die durch letztere herbeigeführten Modificationen.“ Es ist, sagt Ahrens, ein großer Irrthum, zu glauben, daß die moralische und sociale Welt

nicht eben so durch bestimmte Gesetze regiert werde, als die physische. Die socialen Principien haben zwar einen andern Charakter; sie bethätigen sich nicht auf eine fatalistische Weise, da sie unter den Bedingungen der menschlichen Intelligenz und Freiheit stehen, aber sie bilden nicht weniger wahrhafte Gesetze für das individuelle und sociale Verhalten der vernünftigen Wesen. So lange daher diese Principien nicht scharf bestimmt sind, hat man keinen soliden Grund für einen oder den andern Zweig der socialen Wissenschaft. Bevor Kopernikus, Kepler und Newton die Grundgesetze, welche die physische Welt regieren, entdeckt hatten, gab es keine wahre Wissenschaft über diesen Gegenstand. Eben so verhält es sich mit der moralischen und socialen Welt.

Diese Grundgesetze nun für die sociale Welt aufzufinden und genau zu bestimmen, ist Prof. Ahrens nach Anleitung seines Meisters Krause, dieses bisher noch nicht genug gewürdigten Heroen der deutschen Philosophie, auf eine befriedigendere Weise gelungen, als allen bisherigen Rechtsphilosophien. Die Principien, die er aufstellt, sind keineswegs neu und unerhört, sie sind die einfachsten und natürlichsten, die sich überhaupt denken lassen; aber eben weil sie so einfach und natürlich sind, sind sie auch wahr, und in unserer verbildeten, das Unnatürliche und Gekünstelte so sehr liebenden Zeit ist es fürwahr ein Verdienst, auf die einfache, ursprüngliche Wahrheit der Natur zurückzuführen. Hier hat man jedoch unter Natur nicht etwa einen Rousseau'schen Naturstand, die Rückkehr der Menschheit in einen ursprünglichen paradiesischen Zustand, zu verstehen. Gegen dieses Zurückversetzenwollen der Menschheit in die süße Einfalt des ersten Zustandes, in welchem die Menschen wie Kinder an dem mütterlichen Busen der Natur hingen, spricht sich Ahrens ausdrücklich aus. Er nennt es eine Verirrung der Einbildungskraft, welche die Vernunft mißbilligt. „Das Leben der Menschheit geht nicht rückwärts. Der Fortschritt ist ein Fundamentalgesetz der mit Vernunft und Freiheit begabten Wesen.“ Aber die Richtschnur für den Fortschritt kann nicht irgend eine Epoche in dem Leben der Menschheit bilden, die man als Normalzustand, nach welchem alle zukünftigen Zustände zu regeln und woraus die Principien des Naturrechts zu schöpfen wären, annehmen müßte. Die Geschichte kann nicht die Quelle des Naturrechts

sein, weil die Geschichte nur eine ununterbrochene Folge von verschiedenen Thatsachen, Ereignissen, Institutionen darbietet, niemals aber Principien, deren man doch bedarf, um ein Urtheil über die Güte und Gerechtigkeit dessen, was im Leben geschieht, zu fällen. Es giebt für das Recht einen weit dauerhaftern und sicherern Grund, als die wechselnde Basis der Geschichte, und dieser ist die Natur des Menschen, wie sie sich in ihren Grundanlagen und Fähigkeiten offenbart. Die Natur des Menschen schließt ungeachtet aller Umbildungen, welche sie annehmen kann, gewisse Grundelemente in sich, welche die nämlichen bleiben und die Basis jeder Entwickelung bilden. Es verhält sich mit der Natur des Menschen wie mit der aller übrigen Wesen. Die natürliche oder angeborne Beschaffenheit jedes Wesens ist es, was den Kreis seiner Entwickelung, den es durchlaufen kann, zieht und ihm damit die Grenzen anweist, die es nie überspringen kann. In der ganzen Stufenleiter der Wesen, von der Pflanze bis zum Menschen, welcher die Krone der Schöpfung ist, ist jedes Wesen auf eine besondere Art organisirt und eben dadurch zu einer entsprechenden Entwickelung vorherbestimmt. Durch diese Verfassung und Vorherbestimmung aller Dinge hält die Natur die Ordnung und Harmonie aufrecht, welche in dieser unermeßlichen Mannigfaltigkeit von Wesen beständig gestört würden, wenn jedes Wesen sich ins Grenzenlose hin entwickeln und Eingriffe in die Natur und Entwickelung der andern thun könnte. Unter allen Naturen ist die des Menschen ohne Zweifel die complicirteste und der ausgedehntesten Entwickelung fähig; nichts destoweniger kann man dahin kommen, sie zu erkennen, wenn man die ursprünglichen Elemente, aus denen sie besteht, untersucht. Wenn man diese Elemente kennt, besitzt man, so zu sagen, die primitiven Zahlen, welche in den verschiedenen Combinationen, deren sie fähig sind, die Totalsumme des menschlichen Lebens bilden. Es ist also evident, daß jede Wissenschaft, welche sich auf das Leben, sei es das Privatleben, oder das sociale Leben der Menschen bezieht, sich auf die Kenntniß dieser Natur gründen muß; und wie das Leben eines Wesens, dem Gesagten zufolge, nur die Entwickelung seiner angebornen Natur ist, so muß also diese Kenntniß jedem Urtheil über die Handlungen desselben vorangehen. Ja, indem man

seine Natur kennt, kann man sogar einen zukünftigen Zustand der Entwickelung vorhersehen, wo das Leben mehr den Forderungen dieser Natur angemessen organisirt sein wird. Also immer nur nach der Idee, die man sich von der Natur eines Wesens macht, beurtheilt man sein Leben, indem man erklärt, daß eine solche Sache, eine solche Handlung derselben conform ist, oder nicht, gut oder böse, gerecht oder ungerecht. Gleicherweise muß also die Wissenschaft des Rechts ihre Principien aus einem tiefen Studium der menschlichen Natur schöpfen, weil das Urtheil über das, was gerecht oder ungerecht ist, sich auf die Angemessenheit oder Unangemessenheit einer Handlung zu dieser Natur basiren muß.

Von diesem wahren Gesichtspunkt aus fällt Ahrens folgendes Urtheil über die sogenannte historische Schule. Anstatt, sagt er, Untersuchungen über die Quelle und die Principien in den socialen Verhältnissen der Völker und über die in ihrem socialen Leben einzuführenden Reformen anzustellen, wollte man nur historische Deduktionen zulassen und die Güte eines Gesetzes einzig und allein durch Erklärung und Begreiflichmachung der Ursachen und Umstände, die es herbeigeführt, beweisen. Diese von der historischen Schule adoptirte Manier hat das Gute, daß sie das Studium der Gesetze und Institutionen der Vergangenheit wieder belebt und besser begreifen lehrt, wie das gegenwärtige Leben sich immer mehr oder minder auf die Vergangenheit gründet. Nichts destoweniger aber verkennt diese Schule das wahre Gesetz der Entwickelung der menschlichen Natur. Der Mensch und dem zufolge auch die Vereinigung der Menschen zu einem Volke, ist ein intelligentes und moralisches Wesen, welches einerseits stufenweise die Sphäre seiner Ideen erweitert, und andererseits, in der Entwickelung seiner Natur, neue Verbindungen eingeht, neue Bedürfnisse offenbart, die einen größern oder geringern Wechsel in der Organisation der socialen Verhältnisse herbeiführen müssen. Und je mehr ein Volk in seiner Cultur fortschreitet, desto mehr verliert es den Charakter einer trägen Masse und bewerkstelligt mit mehr oder minder klarem Bewußtsein die nothwendig gewordenen Veränderungen. Wie der Mensch und ein Volk nicht organische, nur nach blinder Nothwendigkeit (fatalement) wachsende Wesen, ohne Spontaneität, ohne Freiheit und ohne Vernunft, sondern wie sie

dem Irrthum unterworfen und des Bösen fähig sind, so zeigt das Leben jedes Volkes in dem Gemälde seiner Entwickelung gewisse schlechte und ungerechte Institutionen, nicht allein in Beziehung zu einem reifern Zustand der Cultur, sondern für die Epoche selbst, in der sie existirten, z. B. die Tortur. Um nun zu beurtheilen, was gut und gerecht im Leben ist, sei es im vergangenen oder gegenwärtigen Leben eines Volkes, muß man ein Princip, ein Kriterium besitzen, das jedoch nicht von der Vergangenheit oder Gegenwart abstrahirt sein darf, sondern von der tiefern Kenntniß der menschlichen Natur im Allgemeinen an die Hand gegeben wird.

Die Gründe daher, welche gegen jede historische Deduktion der Rechtsprincipien sprechen, lassen sich auf folgende Punkte zurückführen:

1. Man darf die Erklärung eines Faktums oder einer Einrichtung nicht mit dem Urtheil über die Güte und Gerechtigkeit derselben verwechseln. Die Erklärung besteht nur in der Zusammenstellung eines Faktums mit andern, die ihm den Ursprung gegeben, die aber eben so gut oder schlecht, gerecht oder ungerecht sein können. Man kann vollkommen alle Umstände kennen, die die Begründung eines Gesetzes herbeigeführt und motivirt haben, und ein Gesetz oder ein Gesetzgeber kann eine Entschuldigung in diesen vorangehenden Thatsachen finden; aber die Güte und Gerechtigkeit wurzeln nicht in äußern Thatsachen, die ein Gesetz herbeigeführt haben, sondern in dem Gesetz selbst, sofern es den Principien conform ist, die jede Organisation des socialen Menschenlebens leiten und regieren müssen. Ueberdies ist es einleuchtend, daß die Umstände nicht immer dieselben bleiben, die Gesetze also auch wechseln müssen, weil jede Institution ihren Sinn und ihr Recht verliert, sobald die Verhältnisse, aus denen sie entstanden, wechseln.

2. Der Begriff des Rechts und der Gerechtigkeit kann darum nicht aus der Erfahrung oder aus der Geschichte entnommen werden, weil diese Erfahrung widersprechend ist. Man findet verschiedene Gesetze und Einrichtungen bei den verschiedenen Völkern. Es giebt keinen Gegenstand des Civil- und politischen Rechts, der bei allen Völkern, selbst den civilisirten, auf gleiche Weise geordnet wäre. Um also einen allgemeinen Rechtsbegriff zu finden, müßte man das Leben aller Völker

umfassen; aber wegen des Widerspruchs, der über die wichtigsten Objekte, wie über die Ehe, das Eigenthumsrecht, die Regierungsform u. s. w. stattfindet, ist es unmöglich, aus diesen historischen Daten ein allgemeines Princip zu deduciren. Wenn man eine Wahl treffen wollte, müßte man schon die allgemeinen Principien kennen, nach denen man zu unterscheiden, was unter den existirenden Gesetzen und Einrichtungen gut oder schlecht ist, und diese Principien könnten nicht wieder aus diesen so verschiedenen und oft entgegengesetzten Institutionen gezogen werden.

3. Diejenigen, welche das positive Recht als die Quelle der allgemeinen Rechtsprincipien betrachten, behaupten eben damit, daß das Leben der Völker auf der höchsten Stufe seiner Entwickelung angelangt, und daß die Staaten, wie sie gegenwärtig constituirt sind, allen Bedürfnissen der individuellen und socialen Natur des Menschen genügen. Denn, wenn das gegenwärtige Leben noch nicht das vollkommenste, das die Vernunft begreifen kann, ist, und wenn die Staaten noch nicht ganz den Forderungen des Rechts und der Gerechtigkeit entsprechen, so ist unvermeidlich, daß in der weitern und vollständigern Entwickelung des Menschen sich neue Bedürfnisse offenbaren, daß die existirenden gesellschaftlichen Verhältnisse sich erweitern und in Folge dessen die Rechtsinstitutionen, um den neuen Bedürfnissen und Verhältnissen gemäß zu sein, werden modificirt und entwickelt werden müssen. Es ist mit dem socialen Körper, wie mit dem physischen Körper des Menschen. So lange dieser nicht seine vollständige Entwickelung erreicht hat, stehen die verschiedenen Theile, die verschiedenen Glieder nicht in den gehörigen Verhältnissen. In der Kindheit ist das Mißverhältniß am größten; es verschwindet mehr und mehr in dem Maaße, als der Körper sich entwickelt. Eben so haben in der Kindheit der Gesellschaft gewisse Theile des socialen Körpers ein unmäßiges Uebergewicht über die andern, ein Uebergewicht, das indessen in dem Maaße abnimmt, als der Körper in seiner Entwickelung fortschreitet. Der physische und sociale Körper entwickelt sich immer, es ist wahr, in allen ihren Theilen ohne Ausnahme, aber auf eine ungleiche Weise, bis zu dem Zustand der Reife, wo allein sich Alles in den wahren und gehörigen Bezügen findet. Aber für den socialen Körper kann die Existenz dieses Zustandes der vollkommenen

Entwickelung nicht durch die Erfahrung bewiesen werden. Denn in Ansehung der Gesellschaft ist keine Vergleichung möglich, wie unter den besondern Menschen, die man geboren werden und sterben sieht. Wenn die ganze Menschheit wie ein einziger Körper betrachtet werden kann, von dem jedes Glied eine besondere Funktion hat, so müßte man zuvörderst die ganze menschliche Natur, so wie die Entwickelung, deren sie fähig ist, kennen, um zu wissen, wann sie zur höchsten Stufe der Vollkommenheit gelangen wird; und in Ansehung jedes besondern Volkes müßte man seinen ganzen Geist, alle seine Anlagen und die höchste Stufe ihrer Entwickelung kennen, um das Ziel seiner Reise genau zu bestimmen. Die Geschichte und das gegenwärtige Leben können keine Beweise dieser Reise sein, denn die Erfahrung lehrt immer nur, was existirt, nicht was in Zukunft existiren kann. Um diese Frage zu lösen, muß man die Natur des Menschen und der Menschheit betrachten und ergründen, und auf die Wissenschaft der Menschheit die Rechtswissenschaft gründen. Dieses Problem ist philosophisch und nicht historisch.

Nach dieser vortrefflichen Kritik der historischen Schule läßt Ahrens eine eben so vortreffliche Analyse der Idee des Rechts, wie sie sich in dem Bewußtsein offenbart, folgen. Wenn wir, sagt er, unser Bewußtsein fragen, so finden wir, daß wir mit dem Worte Recht ein Verhältniß unter den lebendigen Wesen und besonders unter den mit Vernunft und Freiheit Begabten bezeichnen. Das Recht ist also keine einfache Qualität. Das Recht besteht in einem gewissen Verhältniß von Conformität zwischen den freiwilligen Handlungen eines vernünftigen Wesens und der Natur selbst desjenigen Wesens, auf welches sich diese Handlungen beziehen. Der Zweck oder die Bestimmung des Menschen besteht in der ungetheilten Entwickelung aller seiner Fähigkeiten und in ihrer Anwendung auf alle Ordnungen der Dinge, gemäß der allgemeinen Ordnung und der Natur jedes Dinges insbesondere. Das ist der Zweck des Menschen, den er sowohl individuell als gesellschaftlich verfolgen muß. Auf die Erreichung dieses seines Zweckes nach allen Seiten hin gründen sich die Pflichten des Menschen. Diese Betrachtung der menschlichen Entwickelung unter dem Gesichtspunkt des Zweckes, den der Mensch zu erreichen hat, führt aber auch zur genauen Bestim-

mung des Rechtsbegriffs. Die Entwickelung des Menschen in den verschiedenen Fähigkeiten, womit er begabt, und in den verschiedenen Verhältnissen, in die er einzugehen fähig ist, kann nämlich nicht ohne zahlreiche Bedingungen von Statten gehen. Und wie von dieser Entwickelung die Realisirung des Zweckes der Menschheit abhängt, so müssen alle Menschen gegenseitig Sorge tragen für die Bedingungen, welche die nothwendigen Mittel zur Erreichung ihres individuellen und socialen Zweckes sind. Dieser Mittel oder Bedingungen sind aber zwei Arten. Von der einen Seite giebt es Bedingungen, die außerhalb jedes menschlichen Willens liegen, oder bei welchen dieser Wille nur zu Hülfe kommt; dies sind die physischen Bedingungen des menschlichen Lebens; sie werden von der Natur dargeboten; dergleichen sind z. B. die verschiedenen Elemente, und im Allgemeinen Alles, was zur physischen Existenz des Menschen gehört. Diese Bedingungen gehören nicht in das Gebiet des Rechtes, da dieses nur eine Beziehung zwischen lebendigen und persönlichen Wesen ausdrückt. Der Mensch ist in keinem Rechtsverhältnisse zur Natur, er hat ihr gegenüber kein Recht. Aber es giebt eine andere Art von nothwendigen Bedingungen zur Entwickelung, welche von dem Willen und der Thätigkeit der Menschen abhängen, und die man die freiwilligen oder freien Bedingungen nennen kann. Von der Geburt bis zum Tod, in allen Situationen des Lebens, ist die physische und intellektuelle Entwickelung an zahlreiche Bedingungen dieser Art geknüpft. Zuerst die Sorge für das physische Leben des Kindes, sodann die Erziehung und der Unterricht, endlich das sociale und öffentliche Leben mit seinen gegenseitigen Verbindlichkeiten, welche eben so viele Bedingungen für die gemeinsame sociale Entwickelung begründen. Die conditionelle Seite des menschlichen Lebens ist von der höchsten Wichtigkeit. Und dieses Ensemble der vom menschlichen Willen abhängigen Bedingungen bildet eine besondere Wissenschaft. Diese besondere Wissenschaft, welche das Ensemble der vom menschlichen Willen abhängigen Bedingungen, die zur Erreichung seines Endzweckes nothwendig sind, auseinandersetzt, ist die Wissenschaft des Rechtes, und so haben wir denn eine genaue und strenge Definition des Rechtes gefunden.

Diese Definition des Rechtes, sagt Ahrens, ist vollkommen dem gemäß, was wir im Leben als Recht zu bezeichnen pflegen. Denn in der That, wir nennen alles Recht, was eine Bedingung der menschlichen Entwickelung ist, insofern diese Bedingung von dem Willen der Menschen abhängt. Wir sagen, daß das Kind das Recht hat, geistig und körperlich erzogen zu werden, weil dieses eine Bedingung seiner Entwickelung ist, und zwar eine Bedingung, die nicht von ihm selbst, sondern von dem Willen der Andern abhängt. Das Eigenthum, eines der hauptsächlichsten Rechtsobjekte schließt eben so ein Ensemble von Bedingungen für die physische und intellektuelle Entwickelung des Menschen in sich. Man fordert gleicherweise als ein natürliches Recht, daß die Gesellschaft Jedem die Mittel und Bedingungen gewähre, sich frei dem gemäß seinen natürlichen Fähigkeiten ergriffenen Berufe widmen zu können. Man verlangt, daß die Gesellschaft der Ausübung einer Profession keine Hindernisse in den Weg lege. Das Kastenwesen, die geschlossenen Corporationen und die Erblichkeit der Aemter wird als der Gerechtigkeit widersprechend betrachtet, weil es die sociale Entwickelung hemmt. Jeder hat das Recht, sich über den Zustand der Gesellschaft zu unterrichten, weil ihn als ein Glied derselben Alles, was sie beschließt, mehr oder minder direkt angeht. So sind also auch die Publicität und die freie Communikation durch das Wort und die Schrift Rechte, weil sie eine Bedingung für die individuelle und sociale Entwickelung sind. Diese Beispiele, die sich leicht vervielfältigen ließen, beweisen, daß das Recht in dem Ensemble der zur individuellen und socialen Entwickelung des Menschen nothwendigen Bedingungen besteht.

Das Recht unterscheidet sich dadurch von der Moral, daß es von der innern Intention, von den Motiven, welche eine Handlung leiten, abstrahirt und nur die Bedingungen des menschlichen Lebens ins Auge faßt. Diese Bedingungen aber, als eine äußere Thatsache, lassen sich bestimmen und realisiren, ohne daß man auf den guten oder schlechten Willen dessen, der sie gewähren muß, Rücksicht nimmt. Das Recht muß **bongré malgré** erfüllt werden, weil was eine Bedingung des Lebens und der Entwickelung Aller ist, nicht der Willkür der Person überlassen werden darf. Würde auch die Moralität der Handlungen

gänzlich verschwinden, Recht und Gerechtigkeit müßten dennoch gehandhabt werden, um die sociale Welt vor dem Ruin zu bewahren. Fiat justitia ne pereat mundus, nicht et pereat mundus, wie man zu sagen pflegt.

Der Rechtsbegriff ist ein universeller; er erstreckt sich über das ganze menschliche Leben, über alle physischen und intellektuellen Verhältnisse, er bezieht sich auf alle vernünftigen Zwecke, sowohl individuelle als sociale, indem er die nothwendigen Bedingungen zu ihrer Erreichung begreift. Das Recht bezieht sich also auf die religiösen, wissenschaftlichen, künstlerischen, commerciellen Interessen des Menschen und der Gesellschaft, aber berührt sie, wie gesagt, nur von der einen Seite, der conditionellen Seite nämlich, wonach sie von Bedingungen abhängen, die zu ihrer Existenz und Entwickelung nothwendig sind. Diese Wahrheit ist höchst wichtig für die Bestimmung des Verhältnisses, in welchem der Staat, dieses sociale Rechtsinstitut, zu den andern Zweigen der menschlichen Thätigkeit steht. Der Staat darf nämlich, obgleich er in Rapport mit allen menschlichen Interessen und allen Sphären der socialen Thätigkeit steht, dennoch, um die durch das Recht gezogenen Grenzen nicht zu überschreiten, nicht in ihrer innern Organisation interveniren, sondern muß sich auf die Gewährung der zu ihrer Existenz und Entwickelung nothwendigen Bedingungen beschränken.

Um den Zweck des Staates gemäß der Idee der Menschheit und dem socialen Princip, das er zu verwirklichen hat, genau zu bestimmen, muß man, sagt Ahrens, vor allen Dingen den Zweck des Menschen und der Menschheit im Allgemeinen erforschen und dem zufolge dann das Loos, welches dem Staate zugefallen ist, festsetzen. Aus diesen Untersuchungen aber ergiebt sich, daß die menschliche Gesellschaft mehrere besondere Zwecke verfolgt, deren jeder zu seiner vollkommenen und vollständigen Realisirung, einer besondern, sich von den andern unterscheidenden, seinem Gegenstande gemäß organisirten Association bedarf. Die menschliche Gesellschaft muß sich also in ebenso viele besondere Fundamental-Societäten theilen, als es ursprüngliche Zwecke, welche den Gegenstand der menschlichen und socialen Thätigkeit bilden, giebt. Diese Societäten sind die, welche sich die moralische, religiöse, wissen-

schaftliche, künstlerische, industrielle, commercielle und juridische oder bürgerliche und politische Entwickelung des Menschen und der Menschheit zum Zweck setzen. Unter diesen Societäten befindet sich also eine, deren ursprünglicher Zweck in der Anwendung und Entwickelung des Rechts und der Gerechtigkeit besteht. Und dieses ist der Staat, als die bürgerliche und politische Gesellschaft. In Uebereinstimmung also mit der Erfahrung und gemäß dem Begriff und Princip des Rechtes, können wir den Zweck des Staats bestimmen als bestehend in der Anwendung und Entwickelung des Rechts, welche wesentlich auf der Vertheilung der gesammten äußern, von der menschlichen Freiheit abhängigen, Bedingungen und Mittel beruht, die zur Erreichung der vernünftigen Zwecke der Menschheit nothwendig sind.

Die irrthümlichen Theorien über den Zweck des Staates theilen sich in zwei Classen, je nachdem sie dem Staat einen zu weiten oder zu engen Zweck anweisen. Unter den Lehren der ersten Art nimmt den ersten Platz diejenige ein, welche den Staat mit der ganzen Gesellschaft verwechselt, welche ihn als die Central-Association betrachtet, die alle Institutionen beherrscht, alle Interessen in sich vereinigt und für alle intellektuellen, moralischen und physischen Bedürfnisse des Menschen Sorge trägt. Der Staat wäre demnach die Macht, die die ganze sociale Thätigkeit, die Entwickelung aller menschlichen Fähigkeiten leitet und die Einheit in der socialen Thätigkeit dadurch erhält, daß sie Alles einem einzigen Princip unterwirft. Diese Meinung über die Natur des Staates, heut zu Tage noch sehr verbreitet, verführt gewissermaßen die Geister, einerseits durch die Größe des Zweckes, den sie einer der wichtigsten socialen Institutionen zuschreibt, und andererseits durch die Einheit, die sie in der ganzen menschlichen Thätigkeit zu begründen scheint, eine Einheit, die so nothwendig zu jeder guten gesellschaftlichen Organisation ist, daß der Geist eine gewisse intellektuelle Befriedigung empfindet, wenn er sie im Leben gefunden zu haben glaubt. Aber diese Theorie ist falsch, der Erfahrung zuwider und den neuen Tendenzen, die so energisch sich in dem öffentlichen Leben ankündigen, widersprechend. Eine wahre Theorie verwirft sie, weil sie die Coordination und Harmonie aller Kräfte, aller Sphären der menschlichen Thätigkeit, als den Zweck und das letzte

Ziel einer vollkommenen socialen Organisation betrachtet, und auf dieser wichtigen Wahrheit besteht, daß die Einheit, um nicht eine Confusion der verschiedenen Zwecke und Interessen herbeizuführen, jeder Institution ihren besondern Zweck und Charakter lassen muß. Die Einheit muß in der freien und vernünftigen Zusammenstimmung aller socialen Einrichtungen beruhen, deren jede, in ihrer besondern Sphäre, einen der Zwecke der menschlichen Thätigkeit verfolgt. Aber diese Einheit existirt gegenwärtig noch nicht. Um sie zu erlangen, müßten alle ursprünglichen Zwecke der Menschheit, die alle von gleicher menschlicher Würde und Bedeutung sind, wie die Moralität, die Religion, die Wissenschaften, die Künste, die Industrie, eine eigene Organisation im Leben erhalten, welche die socialen Mittel in sich begriffe, vermöge welcher jedes dieser Gebiete sich seinem besondern Charakter gemäß entfalten könnte. Aber bis jetzt haben nur Religion und Recht oder Justiz eine sociale Constitution in Kirche und Staat erhalten; die freie und unabhängige Entwickelung der Industrie, der Wissenschaft und des Unterrichts ist jetzt gerade der Gegenstand verschiedener Bestrebungen, welche darauf hinzielen, diesen Sphären eine eigene unabhängige Organisation zu geben, um sie vor den Einflüssen einiger andern Mächte, die ihren eigenthümlichen Charakter mehr oder minder alteriren und dadurch ihre Vervollkommnung hindern, sicher zu stellen. Der Zustand socialer Einheit ist also noch in weiter Ferne und wird nur von dem Moment an geschaffen und organisirt werden können, wo alle socialen Elemente, die zur Einheit und Harmonie bestimmt sind, sich vorerst reinlich unterschieden, in ihrem eigenen Wesen ergriffen und in der bessern Weise ihrer Thätigkeit bewährt haben werden. Dieser zukünftige Zustand der Einheit muß unterschieden sein von der ersten confusen Einheit, welche den Ursprung der Gesellschaften charakterisirt und in welcher noch alle Institutionen mehr oder minder identificirt waren, oder wo eine von ihnen wie der Stamm betrachtet wurde, der alle Zweige beherrscht und, so zu sagen, ihren gemeinschaftlichen Stock bildet. Dieser erste Zustand von Einheit mußte von dem Augenblicke an weichen, wo der sociale Körper aus seinem embryonischen Zustand heraustrat und zur Entwickelung seiner mannigfaltigen Organe fortging, von dem Augenblick an, wo eine inner-

lich reichere Organisation sich für die künftigen Jahrhunderte vorbereitete. Der erste Zustand einer confusen Einheit, der, alle Fortschritte hemmend und den schrecklichsten Despotismus erzeugend, nur der Kindheit des Menschengeschlechts entsprach, hat sich nur noch bei einigen orientalischen Völkern durch Jahrtausende ihres einförmigen Lebens hindurch erhalten. Es hieße also das sociale Leben zu einem ähnlichen Zustand rückgängig machen, wenn man die eine oder die andere der Institutionen, z. B. den Staat oder die Kirche als die Angel oder die oberste Macht der socialen Ordnung feststellte, anstatt sie auf gleiche Linie mit den andern Institutionen zu setzen, die zwar, in Wahrheit, gegenwärtig minder vollkommen organisirt, aber doch auf ihrem Wege zu gleich hoher Stufe der Entwickelung berufen sind. Die politische Einheit darf also nicht mit jener zukünftigen Einheit verwechselt werden, in welcher der Staat mit seiner besondern Thätigkeitsweise nur eines der constitutiven Elemente sein wird, mit welchen alle andern Institutionen in Proportion treten werden, und zwar mit gleicher Bedeutung in der Totalsumme des gesellschaftlich organisirten Menschenlebens.

Dieselbe Theorie über den Unterschied des Staates von der menschlichen Gesellschaft im Allgemeinen hat auch schon der verstorbene Preußische Staatsminister Ancillon in seinen **Nouveaux essais de Politique et de Philosophie**, Paris und Berlin **1824**. beredt entwickelt. Dieser sagt nämlich daselbst: Es hieße den Zweck des Staates ganz verkennen und sich falsche Ideen von der Souveränetät machen, wenn man ihr um des allgemeinen Besten willen — ein vager, zweideutiger, schwankender Begriff — die Verpflichtung auflegte, sich aller menschlichen Kräfte und Fähigkeiten zu bemächtigen, alle möglichen Wirkungen der einen oder andern herbeizuführen und zu leiten, alle Individuen zu entwickeln und zu ziehen; dies hieße die souveräne Macht zum absoluten Meister der socialen Welt machen. Von dem Moment an, wo man ihr solche immense Pflichten auferlegte, müßte man ihr auch grenzenlose Rechte einräumen, und diese Idee würde zum schrecklichsten Despotismus führen. Alle individuelle Persönlichkeit würde in der moralischen Person des Staates untergehen. Ferner, indem man der souveränen Macht dieses gigantische Problem zu lösen gäbe, indem man alle Kräfte, alle Rechte,

alle Principien der Thätigkeit auf sie häufte, indem man alle Individuen enterbte, um über alle Maaßen ein einziges Individuum zu bereichern, wäre es auch möglich, dem Despotismus, d. h. dem Mißbrauch der unbeschränkten Macht vorzubeugen, so würde man doch immer, wenn man die souveräne Macht auf diese Weise organisirte, keine Garantie irgend einer Art für das weise Maaß, noch für die allgemeine Entwickelung haben. Der Ackerbau, die Industrie, der Handel, die Wissenschaften, die Künste, mit einem Wort alle Zweige der Cultur gedeihen um vieles besser, wenn der Staat sich darauf beschränkt, die Freiheit zu beschützen, und ihr selbst das Uebrige zu thun überläßt.

Bei der Kritik der Theorien der zweiten Kategorie, welche dem Staat einen zu engen Zweck setzen, sagt Ahrens, begegnen wir der noch heut zu Tage sehr verbreiteten Doktrin, welche ihm nur die Mission, über die Erhaltung der innern und äußern Sicherheit einer Nation zu wachen, überträgt. Dieser Zweck ist von allen civilisirten Staaten anerkannt, aber er füllt den Rahmen ihrer Thätigkeit nicht aus. Die Sicherheit, d. h. das auf den regel- und gesetzmäßigen Lauf der Dinge gegründete Vertrauen ist eines von den Elementen des socialen Lebens und eine der Bedingungen des friedlichen Fortschritts, aber dieses Element kann nicht als eines vom ersten Range betrachtet werden, weil es rein formell ist, denn es entscheidet nichts über die Natur der Dinge, die man in Sicherheit halten will. Es giebt aber höhere Interessen für den Menschen und die Gesellschaft, die sie verfolgen und vertheidigen muß selbst auf Kosten ihrer Ruhe und Sicherheit. Das Princip der Sicherheit ist überdies ein äußerst vager und deshalb in der Anwendung sehr gefährlicher Begriff. Denn geht man einmal von dem materiellen Staat, von der Sphäre des Besitzes und Eigenthums aus und betrachtet die Meinungen, die Lehren, die fähig sind, die Gesellschaft zu beunruhigen, so giebt es keine Regel mehr für eine gerechte Schätzung dieses socialen Elements: jede mit einer übermäßigen Macht bekleidete Autorität würde bei Beurtheilung der aus den Meinungen und Doktrinen entspringenden schweren Gefahr unvermeidlich ihre Sympathien oder Antipathien ergreifen, ihre Furcht oder Hoffnung zur einzigen Basis ihres Urtheils machen und so den schrecklichsten Despotismus begründen, sei es einer

legislativen oder richterlichen oder administrativen. Diese Wahrheit, obgleich bis jetzt nur unvollkommen von den constitutionellen Staaten begriffen, hat indessen genöthigt, besser die Rechte zu bestimmen, denen das Princip der Sicherheit subordinirt ist und die bei seiner Anwendung nicht verletzt werden dürfen. Man sieht demnach, daß die Staaten nicht reine Polizei-Anstalten sein können, deren erster Zweck nur in der Aufrechthaltung der Sicherheit bestünde, sondern daß sie die höhern Rechte, welche die Menschen in ihrer vernünftigen Natur einschließen, anerkennen müssen.

Inmitten dieser entgegengesetzten Doktrinen nimmt die wahre Theorie ihre Stelle ein, welche den Zweck des Staates in die sociale Verwirklichung des Princips der Gerechtigkeit setzt, wornach die Thätigkeit des Staates sich über alle Gebiete der gesellschaftlichen Ordnung erstreckt, aber nur in der Weise, daß er ihnen allein die äußern Bedingungen ihrer Entwickelung gewährt, indem er die Hindernisse entfernt, indem er ihnen zu Hülfe kommt, ohne sich indessen in ihre innere Bewegung zu mischen und ohne die Principien ihrer Organisation dem politischen Princip zu subordiniren. Nichts von Allem, was menschlich und social ist, ist dem Staate fremd; aber anstatt ungerechte Ansprüche auf Beherrschung aller Kräfte, aller socialen Sphären zu machen, kömmt es ihnen zu, sich ihnen zu coordiniren, ihre Bewegungen zu belauschen, zu verfolgen, um jedem Zustand der Entwicklung in dem einen oder andern dieser Gebiete die socialen Bedingungen der Existenz und des weitern Fortschritts anzupassen. Das Princip der Gerechtigkeit, die Vertheilung der socialen Mittel unter alle Sphären der gesellschaftlichen Ordnung, gemäß dem Zweck, den sie verfolgen, — das ist die wahre und einzige Mission des Staates.

Hieraus folgt, daß die Staatsmacht, um wohl begriffen zu werden, sorgfältig von der socialen Macht im Allgemeinen unterschieden werden muß, mit welcher sie nur zu oft zum Schaden der gerechten Unabhängigkeit der verschiedenen Sphären der socialen Thätigkeit verwechselt worden ist. Die Macht theilt sich in eben so viele Zweige, als es ursprüngliche Richtungen giebt, in denen die Gesellschaft ihren allgemeinen Zweck verfolgt. Nun haben wir aber gesehen, daß die wesentlichen Ele-

mente, welche den allgemeinen Zweck des Menschen und der Gesellschaft ausmachen, in den moralischen, religiösen, wissenschaftlichen, künstlerischen, industriellen, commerciellen und politischen Zwecken gegeben sind. Die sociale Macht besteht also eben so in den moralischen, religiösen, litterärischen, industriellen Mächten, deren keine ganz bei einer Nation fehlen darf, obgleich sie dieselben in verschiedenen Proportionen besitzen kann. Es wäre also ein schwerer Irrthum, die politische Macht eines Volkes mit seiner socialen Macht zu verwechseln und seine Cultur nach der Stufe der allein politischen Entwickelung, die es einnimmt, zu beurtheilen. Die politische Macht ist, wenn sie sich nicht auf die Mitwirkung aller andern socialen Elemente stützt, nothwendig ephemer und ist eher das Zeichen eines krankhaften Zustandes, als eines gesunden, denn ein solcher muß die Thätigkeit und Harmonie aller socialen Kräfte repräsentiren. Die Uebertreibung des politischen Elements in gewissen Epochen ist es, was den oft so plötzlichen politischen Fall von Nationen erklärt.

Aber im Innern einer jeden dieser socialen Mächte bildet sich, durch die Nothwendigkeit des Lebens und nach einem rationellen Princip, ein Kern von Kräften, der alsbald sich als das Centrum constituirt, um welches sich die analogen Elemente gruppiren, um von ihm ihren Impuls zu empfangen und sich seiner Leitung zu unterwerfen. Diese Arbeit der centralen Constitution und Assimilation ist nicht gleich stark und ausgebreitet in allen Sphären der socialen Thätigkeit. Der größte Theil von ihnen ist, inmitten der modernen Nationen, noch nicht zu einer centralen Organisation gekommen; sie sind in mehrere partielle Richtungen ohne ein gemeinschaftliches Band zerstreut geblieben; und indem die Anziehungskraft sehr schwach in diesen Gebieten war, sind sie lange Zeit hindurch von den Sphären, deren sociale Entwickelung den Vorrang hatte, absorbirt worden. So kommt es, daß wir sehen, wie zwei sociale Mächte, die religiöse und die politische, sich allein eine centrale Constitution und Organisation in mehr oder minder verschiedenen Formen gegeben haben, während die andern Mächte noch in mehrere besondere Centra zerstreut sind und sich gleichzeitig und größtentheils unter dem Gesetz der politischen Macht, welches oft ihren Charakter entstellt hat, befinden. Aber diese socialen Mächte, welche mehr und mehr nach Be-

freiung von einer nunmehr unnützen und bedrückenden Vormundschaft streben, können nicht ermangeln sich in sich selbst zu constituiren. Diese durch die specielle Natur der zur socialen Aufgabe mitwirkenden Kräfte geforderte Centralverfassung ist nothwendig für die gerechte Eintheilung der socialen Macht, die, zum Wohle der Gesellschaft, nicht von einer einzigen Macht, sei es der politischen oder religiösen, absorbirt werden darf. Diese Trennung, welche allen Sphären menschlicher Thätigkeit ihre respektive Unabhängigkeit sichert, ist weit wichtiger, als die so gerühmte Theilung der rein politischen Mächte.

Untersuchen wir, sagt Ahrens, welches die Principien einer guten Verfassung sind, so finden wir folgende durch ihren Gegenstand und Zweck uns vorgezeichnet:

1. Die politische Verfassung muß sich auf das Gebiet des Rechts und der Politik beschränken, indem sie die regulativen Principien feststellt für das Verhältniß des Staates zu den andern besondern Gebieten des socialen Lebens, ohne sich Eingriffe in die innere Bewegung und Richtung derselben zu erlauben, ohne z. B. in der religiösen, moralischen, wissenschaftlichen, industriellen Sphäre zu interveniren. Die politische Verfassung wird sich also darauf beschränken, die Rechte und Pflichten aller Glieder gegen den Staat anzuzeigen und die zu ihrer Ausübung nothwendigen Mächte zu organisiren. Die Rechte sammt den entsprechenden Verbindlichkeiten, die die Constitution zu sanctioniren hat, sind die fundamentalen Naturrechte, die Quelle aller abgeleiteten und bedinglichen Rechte. Dies sind also die Rechte der politischen Gleichheit, der Freiheit und der Association für alle vernünftigen Zwecke des intellektuellen, moralischen und physischen Lebens.

2. Aber während die Verfassung die Trennung oder vielmehr Unterscheidung des Staates von allen andern socialen Sphären prononcirt, muß sie eben so zu gleicher Zeit das Princip der Relation nach der Forderung des Rechtes heilig halten, da das Recht, obgleich von der Religion, Moral u. s. w. verschieden, dennoch mit diesen Objekten in demselben Verhältniß steht, wie das Mittel zum Zweck. Die auf das Rechtsprincip basirte Constitution muß also die dem Staat obliegende

Verpflichtung formuliren, allen Sphären der socialen Thätigkeit, der Religion, der Moral, der Wissenschaft, den Künsten, der Industrie, dem Handel, die zu ihrer Existenz und Entwickelung nothwendigen Mittel und Bedingungen zu gewähren. Das Princip des Rechtes fordert also, daß die Thätigkeit des Staates nicht blos rein negativ, sondern daß sie eben so den verschiedenen Sphären der socialen Thätigkeit gegenüber eine positive sei. Diese Regel kann rechtmäßiger Weise nur in den Epochen eines socialen Ueberganges eine Ausnahme erleiden, wo sich divergirende Doktrinen und Tendenzen in der intellektuellen und moralischen Ordnung manifestiren, und wo alle Institutionen sich auf einer neuen Basis, mehr in Harmonie mit den Glanzpunkten der Epoche, zu begründen streben. Der Staat muß dann zwischen zwei Systemen wählen. Er muß entweder völlig neutral zwischen allen Tendenzen und Parteien bleiben, oder allen Institutionen seine Hülfe leihen, die sich nach dem Princip der Freiheit organisiren und keine unmoralischen Zwecke verfolgen. Die erstere Stellung des Staates schickt sich ohne Zweifel am besten für die erste Epoche eines solchen Ueberganges, wo es die Weisheit erfordert, den neuen Tendenzen Zeit zu ihrer Formulirung, den werdenden Institutionen Zeit zum Versuch und zur Organisation zu lassen; aber nach dieser Epoche des Versuchs, die man so viel wie möglich abkürzen muß, wenn die Institutionen sich für die socialen Zwecke organisirt und durch ihre Resultate und ihre Dauer bewiesen haben, daß sie nicht blos das Produkt eines momentanen Bedürfnisses sind, sondern einem wirklichen Bedürfniß eines Theiles der Gesellschaft entsprechen, dann muß der Staat seine normale Thätigkeit den socialen Institutionen gegenüber wieder aufnehmen, indem er allen die äußern Mittel ihrer Entwickelung darbietet. Aber in jedem Fall muß der Staat sich hüten, die eine Richtung auf Kosten der andern zu begünstigen; denn einerseits würde er sich dadurch zum Richter in Dingen aufwerfen, in denen er kein competentes Urtheil hat, und andererseits würde er dem gerechten Ausdruck natürlicher Bedürfnisse der Gesellschaft Hindernisse in den Weg legen und einen künstlichen Zustand begründen, der nur ein Schwanken und mehr oder minder unordentliche Bewegungen in dem socialen Körper herbeiführen könnte.

3. Die Verfassung hat eben so die Principien über die Mittel und Wege zu bestimmen, die zur Disposition der Regierung gestellt werden müssen, damit der Staat seine Verpflichtungen gegen alle Ordnungen, alle Institutionen der Gesellschaft erfüllen könne, und gleichzeitig hat sie, im Principe, die Art und Weise der Thätigkeit des Staates anzuzeigen, die dann die Gesetzgeber, welche mit der Discussion des Budgets beauftragt sind, für die unter die Anwendung des constitutionellen Princips fallenden Institutionen zu specificiren haben.

4. Die politische Verfassung darf nicht den Charakter der Unveränderlichkeit annehmen, sie muß sich vielmehr nach dem socialen Zustand, seinen Bedürfnissen und Tendenzen modificiren, umbilden. Die Verfassung muß also, um progressiv zu sein, das Princip der Reform in sich selbst tragen und genau die Bedingungen bestimmen, unter welchen eine solche statthaben darf. Die Reformen werden weniger häufig werden in dem Maaße, als die Verfassungen sich auf die ewigen Principien der allgemeinen Gerechtigkeit gründen werden.

5. Eine Verfassung darf, um mit dem politischen und socialen Geist einer Epoche in Harmonie zu stehen, nicht der reine und einfache Ausdruck von dem, was schon existirt, sein; sie darf nicht allein, wie man gewöhnlich glaubt, das Produkt oder die Formel der gegenwärtigen Sitten, der gegenwärtigen Gewohnheiten, des gegenwärtigen Bewußtseins eines Volkes sein; im Gegentheil, sie muß immer in ihren Principien dem socialen Zustand vorangehen, weil nur unter der Leitung ihrer Principien ein Volk sich entwickeln, seine Erziehung vervollständigen darf. — Dies sind die allgemeinen Principien über die Verfassung, die logisch aus den über das Recht festgesetzten Principien folgen, und die die Gerechtigkeit in dieser wichtigen Frage des öffentlichen Rechtes kennen lehren.

Nach dieser Auseinandersetzung der Principien des Staates und seiner Organisation geht Ahrens zur speciellen Erörterung des Verhältnisses des Staats zu den andern socialen Institutionen, zur Religion und Kirche, zu Wissenschaft und Unterricht, zu Industrie und Handel, zur Moralität und den moralischen Institutionen über. Doch läßt sich hier wegen Mangel an Raum nur einiges vorzüglich Bemerkenswerthes mittheilen.

In dem Kapitel über Religion sagt Ahrens: Wenn wir die allgemeinen Bedingungen und den allgemeinen Charakter einer wahren religiösen Doktrin untersuchen, so finden wir erstens, daß eine solche auf präcise Weise die wesentlichen Bezüge zwischen Gott und allen Ordnungen des Universums kennen lehren muß, damit der Mensch, der das Centrum der Schöpfung einnimmt und mehr oder minder intime Verhältnisse zu allen Wesen hat, dieselben gemäß ihren Verhältnissen zum höchsten Wesen zu behandeln wisse. Es giebt heut zu Tage noch keine religiöse Doktrin, die diese Bedingung vollständig erfüllte, weil alle sich in mehr oder minder vagen Ausdrücken und Behauptungen halten. Nur einige alte, primitive Religionen, z. B. die alte indische, nähern sich, obwohl sie viele Irrthümer enthalten, noch am meisten diesem Charakter der Universalität, weil sie den Ursprung und die Natur aller Dinge erklären, auf eine detaillirte Weise das Band zwischen Gott und allen Ordnungen des Universums kennen lehren und oft in dieser Hinsicht tiefe Ideen entwickeln. Diese Religionen umfassen Alles; die Theologie verbindet sich mit der Kosmologie, Physik, Anthropologie, wie mit der Moral. Die Religionen hingegen, welche in anderer Beziehung eine höhere Stufe der Entwickelung einnehmen, wie die jüdische und christliche, sind, was ihren Umfang betrifft, mangelhafter, weil ihr Dogma, so wie man es aufgefaßt hat, von der ganzen einen Hälfte des Universums, der Natur, abstrahirt und selbst bis zum Bekenntniß einer Verachtung gegen dieses göttliche Werk fortgeht, welche die verderblichsten Folgen für das ganze menschliche Leben, für alle seine Verhältnisse zur Natur und für sein eigenes physisches Leben nach sich gezogen hat.

Eine wahre religiöse Doktrin muß zweitens sich auf die Totalität des menschlichen Lebens beziehen, nicht um es zu absorbiren, sondern um es von allen Seiten, in allen seinen Bezügen zu Gott, sichtbar zu machen. Es darf also keine Opposition zwischen der Religion und den andern Gesetzen und Sphären des menschlichen Lebens stattfinden. Alles was wahr, gut und gerecht ist, ist auch göttlich und religiös für den Menschen. Die Religion ist in Harmonie mit Allem, was menschlich ist, und mit den Affecten und Empfindungen, die in der menschlichen Natur gegründet sind. Dem zufolge würde also eine religiöse Doktrin,

die, anstatt sich auf das große Princip der universellen Einheit und Harmonie zu stützen, sich exclusiv und opponirend verhielte, ihren Fundamentalcharakter verleugnen und endlich als der menschlichen Natur und den ewigen Gesetzen der allgemeinen Harmonie, welche das Universum regieren, widersprechend verworfen werden müssen. Aber, indem man die Grenzen des religiösen Gebiets so weit steckt, darf man wiederum nicht aus den Augen verlieren, daß die Religion nicht die andern Sphären des Lebens verschlingt, sondern daß sie nur ein neues Licht, eine besondere Atmosphäre über dieselben verbreitet.

Eine religiöse Doktrin muß drittens permanent und progressiv zugleich sein, sie muß die Bedingungen der Stabilität und des Forschritts in sich vereinigen. Sie muß unwandelbar sein in den ersten vernünftigen und sichern Principien, welche die Grundwahrheiten über Gott und seine Bezüge zum Menschen und zum Universum enthalten. Und diese allgemeinen Wahrheiten müssen von jeder Intelligenz begriffen werden können. Aber wie diese Wahrheiten so umfassend sind, das der menschliche Geist sie nie erschöpfen wird, wie sie also immer nur successiv entwickelt werden können, so muß eine Religion in dieser Beziehung fortschreitend sein. Ein Dogma, welches keine stufenweis fortschreitende Entwickelung zuließe, würde dadurch eine der Bewegung des Lebens widerstehende Trägheit anzeigen. Man setzt zwar dieser Betrachtungsweise der Religion den Charakter der Offenbarung entgegen. Aber selbst wenn man eine Offenbarung in dem gewöhnlichen Sinn zuließe, so würde sie doch nicht die Nothwendigkeit eines Fortschritts in den religiösen Ansichten ausschließen. Denn eine Offenbarung, wie sie auch geschehe, kann sich immer nur an den menschlichen Geist wenden, d. h. an seine intellektuellen Fassungskräfte. Diese aber haben die Wahrheiten der Offenbarung nach ihren Gesetzen zu begreifen und in ihrer Einheit mit der Vernunft zu entwickeln; andererseits aber kann sich Gott nie vollständig seiner ganzen unendlichen Natur nach dem menschlichen Geist offenbaren, da dieser, so groß auch seine Fähigkeiten sind, immer beschränkt, begrenzt bleibt. Die Geschichte beweist überdies zur Genüge, wie ungleich die behaupteten Wahrheiten der Offenbarung von denen selbst aufgefaßt worden sind, die sich die Mission ihrer Auslegung zuschrieben. Alle Anstrengungen,

ein Dogma stationär zu machen, sind immer unfruchtbar gewesen. Die Religionen haben sich verändert, umgebildet mit dem Geist der Zeiten, der der göttliche Geist selbst ist, der Beweger der Geschichte und aller großen sich in ihr vollbringenden Begebenheiten.

Die letzte Bedingung endlich ist, daß eine wahre Religion mit der Vernunft übereinstimme und sich an sie richte, um in ihren Principien begriffen zu werden. Die Vernunft ist die höchste und umfassendste Fähigkeit des Geistes, diejenige, welche die Einheit, Ordnung und Harmonie in allen Dingen erfaßt, welche Alles auf Principien zurückführt und welche, wenn sie stufenweise auf den Gipfel ihrer Entwickelung angelangt ist, sich zum Begriff des obersten Principes des ganzen Universums, zu Gott, erhebt. Wenn die religiösen Wahrheiten eine Frucht der eigenen Thätigkeit der Vernunft sind, dann sind sie unerschütterlich und erzeugen vollständige Gewißheit; dahingegen, so lange die Religion auf der Autorität, Tradition oder dem Glauben allein basirt bleibt, im Geiste nur eine Art exotischer Frucht besteht, die er sich, da sie ihren Ursprung nicht in ihm hat, auch nicht mit den Fähigkeiten der Intelligenz anzueignen vermag. Der Glaube kann keine tiefe Ueberzeugung gewähren. Und um den Skepticismus zu besiegen, muß er sich auf das Terrain des Räsonnements begeben, allwo die Vernunft allein die Vernunft überwinden kann. Es ist heut zu Tage bei der so starken Erschütterung der religiösen Glaubensformen also von Wichtigkeit, daß die Vernunft das Werk wieder aufnehme, welches der Glaube hat verlassen müssen, und daß sie sich es angelegen sein lasse, die Principien zu entwickeln, die so nothwendig zur gerechten Befriedigung eines der höchsten Bedürfnisse des Geistes sind.

Die Kirche ist nichts anders, als die religiöse Gemeinschaft oder die zum Cultus, zum permanenten Zustand des Lebens aller derer, welche sich zu gemeinsamer Erbauung vereinigt haben, verfaßte Religion. Die Kirche existirt, wie der Cultus nur in der freien Vereinigung der Individuen. In der Macht der Glieder dieser Association steht es, dem Cultus oder der Kirche diejenige Form oder Organisation zu geben, die ihnen für den Zweck der Religion am entsprechendsten zu sein scheint. Die Menschheit ist ohne Zweifel berufen, in ihrer religiösen Entwickelung zu einer Einheit der Lehre und des Glaubens zu kommen, wenn die Vernunft die

Grundprincipien gefunden und sie der Intelligenz Aller zugänglich gemacht haben wird; aber diese Zukunft kann nur durch einen religiösen Zustand vorbereitet werden, in welchem keine falsche und eingebildete Einheit mehr den freien Bewegungen des Geistes Hindernisse setzt.

Das allgemeine Princip über die juridischen Verhältnisse der Kirche und des Staates besteht in der Unterscheidung dieser beiden socialen Sphären, deren jede, einen besondern Zweck verfolgend, ihre gehörige Unabhängigkeit bewahren muß. Aber diese Unterscheidung schließt nicht eine solche Trennung ein, daß Kirche und Staat einander völlig fremd bleiben könnten, als ob ihre Pflichten, rein negativ, ihnen vorschrieben, gegenseitig in einem Zustande der Indifferenz und völligen Unthätigkeit zu verharren. Freilich nach der vulgären Auffassung des Rechtsprincipes, derzufolge die Thätigkeit der Justiz rein negativ ist, indem sie nur den Zweck hat, die Individuen und socialen Institutionen in den Grenzen ihrer besondern Sphären zu erhalten, konnte man die Maxime aufstellen, daß das Gesetz wie der Staat atheistisch sind, d. h. daß eine völlige Trennung zwischen der Religion und den politischen Institutionen stattfinden müsse. Ohne Zweifel schließt diese Maxime eine große Wahrheit ein, wenn man sie blos auf die unterschiedenen Principien ausdehnt, welche die Basis der politischen und religiösen Organisation bilden. Aber, wie Staat und Kirche im socialen Leben zahlreiche Verhältnisse unterhalten, die durch das Princip der Gerechtigkeit geordnet werden müssen, und wie der Staat insbesondere zum Zweck hat, allen Institutionen die positiven und negativen Bedingungen ihrer Existenz und Entwickelung zu gewähren, so ist auch der Staat eben so wenig atheistisch, als Religion und Kirche außer dem Gesetz sein können. Das Gesetz der Gerechtigkeit muß der Kirche, wie dem Staate den Kreis ihrer sowohl positiven als negativen Verbindlichkeiten ziehen. Und diese gegenseitigen Verbindlichkeiten sind aus der Natur dieser Institutionen abzuleiten.

In dem Kapitel über das Verhältniß des Staates zu Wissenschaft und Unterricht sagt Ahrens: Damit die Wissenschaft ihre hohe Mission erfüllen könne, muß man ihr Freiheit der Bewegung in allen ihren Richtungen lassen. Diese Freiheit würde untergraben werden, wenn man die Wissenschaft in ihren Forschungen vorausgesetzten Doktrinen, die

nicht selbst das Resultat ihrer Untersuchungen sind, unterwürfe; wenn sie gewissermaßen in mehr oder minder engen und dunkeln Dogmen eingesperrt würde, die ihr nicht erlaubten, sich dem Lichte zu öffnen, welches die freie Intelligenz über alle Theile des Universums verbreitet. Die Geschichte der Wissenschaften bestätigt es, daß ihr Fortschritt sich von dem Zeitpunkt an datirt, wo die Ketten der dogmatischen Doktrinen gebrochen wurden, wo die Vernunft aus dem Gefängniß, in dem sie durch fremde Autorität gefesselt wurde, frei hervorging. — Die Universität, sagt Ahrens, muß mit allen andern Graden des Unterrichts und der Erziehung ein nach gemeinsamen Principien organisirtes Ganzes bilden; die Unterrichtsanstalten müssen einen einzigen Körper constituiren, der mit den gelehrten Gesellschaften sein Centrum in der Akademie habend, das gelehrte Corps oder den wissenschaftlichen Staat bildet, einen Staat, der als sociale Glieder alle diejenigen in sich begreift, welche die Cultur der Wissenschaften oder des Unterrichts zum vorherrschenden Beruf ihres Lebens gemacht haben. Der Zustand der Einheit in der wissenschaftlichen Organisation muß das natürliche Resultat der Entwickelung der Wissenschaften, der Annäherung der Meinungen, des Triumphs der Wahrheit sein. Aber diese Fortschritte hängen, um stufenweise realisirt zu werden, von zwei Bedingungen ab, deren eine, äußere, die Unabhängigkeit der Wissenschaft und des wissenschaftlichen Corps von jeder politischen oder religiösen Autorität einschließt, die andere innere die Garantien der Freiheit feststellt, welche in dem Schooße des wissenschaftlichen und Unterrichtskörpers selbst zu beobachten sind.

In diesem freien, wahrhaft toleranten, universellen Sinne, der jegliches Gebiet vorerst sich seiner eigenthümlichen Natur gemäß frei in und aus sich selbst entwickeln lassen will, damit die Harmonie aller Sphären dann desto reiner, schöner und entzückender sei, — von diesem panharmonischen Gesichtspunkt aus, um mich eines Krause'schen Ausdrucks zu bedienen, betrachtet Ahrens, ein würdiger Jünger seines Meisters, auch das Verhältniß des Staates zu den übrigen, besondern socialen Sphären, zur Industrie, zum Handel und zur Moralität. Den Beschluß macht dann die Betrachtung der socialen Einheit. Diese, sagt Ahrens, be-

steht nicht in der Anhäufung aller ursprünglichen Funktionen auf einen einzigen Punkt oder ein einziges Organ, sie wurzelt nicht in einer Gleichförmigkeit des Principes der Thätigkeit; sie muß im Gegentheil sich vor Allem in der Harmonie und Correlation der verschiedenen Institutionen offenbaren, deren jede nach einem speciellen Principe thätig ist, und alle unter einander durch den allgemeinen Geist und Zweck des Menschen und der Menschheit zusammenstimmen. Die Gesellschaft ist ein Organismus; sie ist der große moralische, intellektuelle und physische Körper der Menschheit. Bisher hat man im Allgemeinen den Begriff des Organismus mit dem des Mechanismus verwechselt. Die materialistischen Doktrinen, welche in Frankreich zu Ende des vorigen Jahrhunderts herrschten, hatten in den moralischen und politischen Wissenschaften so gut als in den Naturwissenschaften, die Begriffe des Mechanismus eingeführt, durch die man alle lebendigen Funktionen erklären wollte. So wie man den menschlichen Körper als eine Maschine betrachtete, so stellte man sich auch den socialen Körper wie einen Mechanismus vor, nur als einen umfassendern, dessen Fäden in den Händen einer Centralmacht lägen. Die Revolution und das Kaiserreich nahmen es auf sich, diese Theorie in Praxis zu setzen. Nachdem erstere aus allen alten organischen Institutionen eine tabula rasa gemacht hatte, errichtete das Kaiserreich diesen ungeheuern Mechanismus, welcher das Bett des Prokrustes für jede moralische Unabhängigkeit und jede sociale Freiheit wurde. Der sociale Körper war in alle seine Organe zerbrochen, in seine letzten Atome aufgelöst worden. Es blieb nichts übrig als der Haufe der numerisch in Gruppen, in sogenannte Communen, Departements, eingetheilten Individuen, entblößt, wie Maschinen, aller eigenen Thätigkeit, jeder spontanen Bewegung. Fürwahr, das auf einer solchen Basis errichtete politische Gebäude, geeignet, alle Nerven von eigener Empfindung zu lähmen, kann allen denen nur Schrecken einflößen, die noch Sinn für organisches Leben haben, und kann nur die Bewunderung derjenigen erregen, welche die Größe eines socialen Werks mit einer ägyptischen Pyramide verwechseln. Unserer Zeit liegt es nun ob, die Fehler der Vergangenheit zu verbessern, die Idee der Humanität und ihrer mannigfachen und harmonischen Organisation zum Compaß zu nehmen, und

sich zu überzeugen, daß der sociale Körper nicht ohne corporativen Geist und ohne die Organe, die seine reelle Manifestation sind, existiren kann. Glücklicherweise leitet die Vorsehung die Entwickelung der Völker so, daß die Nationen sich gegenseitig ergänzen und nicht alle dieselben exclusiven Principien annehmen. Die Völker germanischen Stammes sind nicht so weit auf dem Wege der socialen Destruktion gegangen. So wie sie den Spiritualismus dem Materialismus, den Dynamismus dem Atomismus entgegengesetzt haben, so haben sie immer auch die Idee des Organismus von der des Mechanismus unterschieden.

Um die synthetische Einheit des socialen Lebens wohl zu begreifen, muß man sich erinnern, daß die Gesellschaft ein Ensemble organischer Institutionen ist, die alle denselben Gesetzen der Unabhängigkeit und Correlation unterworfen sind; daß sie, in Wahrheit, nicht ein einziger Staat, sondern eine Conförderation von Staaten ist, bestehend in der politischen, religiösen, wissenschaftlichen, künstlerischen, industriellen und moralischen Gemeinschaft. Diese Staaten oder Ordnungen haben noch nicht alle eine eigene centrale Organisation, weil die Entwickelung des socialen Lebens der Völker im Ganzen und Großen denselben Gesetzen der Entwickelung folgt, wie die Evolution des menschlichen Körpers. Gerade so wie in diesem sich anfangs gewisse Systeme auf eine prädominirende Weise entwickeln, so haben sich in dem Leben der Menschheit zuerst die hauptsächlichsten und unerläßlichsten Organe gebildet; und so wie der Kopf das erste Organ ist, das sich anfangs außer aller Proportion mit dem übrigen Körper entwickelt; so begegnen wir auch in den ersten Alter der Menschheit der Vorherrschaft der moralischen Mächte, der mit der Wissenschaft vereinigten Religion, über alle andern. Im Orient ist es die Religion, die alle Gebiete der Wissenschaft und des Lebens an sich reißt. In Griechenland und besonders in Rom entwickelt sich sodann die Idee des Staats oder der politischen Macht. Bei diesen Völkern ist der Staat Alles, umfaßt der Staat alles Menschliche. (Die französische Revolution, die viele andere Institutionen des Alterthums copirte, verbreitete auch in den Geistern diese heidnischen Ideen von der Allgewalt des Staates. In Bezug auf diese Ideen müssen wir den Himmel bitten, uns von den Griechen und Römern zu erlösen, so

wie von ihren modernen Nachahmern, die die Menschheit gern um zwei Jahrtausende zurückschieben möchten.) Das Christenthum hat durch die Unterscheidung des Menschen vom Bürger die Trennung zwischen Staat und Religion oder Kirche, zwischen zeitlicher, irdischer und ewiger, geistlicher Macht begründet. Seitdem nun aber die religiösen Speculationen und Streitigkeiten gewichen sind, hat die Vorliebe für das materielle Wohl, die sich der Geister bemächtigt, der Industrie und dem Handel eine beträchtliche und mehr und mehr vorwiegende Entwickelung gegeben, so daß diese neue Macht, ohne selbst vollständig constituirt zu sein, schon das sociale Gleichgewicht sich nach der Seite, die ihr die vortheilhafteste dünkt, hinneigen läßt und so, fast als souveräne Macht, die Hauptfragen der Existenz und Entwickelung eines Volkes entscheidet. Aber um diese Macht, so wie die übrigen, in den gehörigen Grenzen zu halten, müssen die intellektuellen und moralischen Mächte in ihrem Kreise sich organisiren, um die Gesellschaft vor allen exclusiven Tendenzen sicher zu stellen, die andern Mächte, wenn sie von ungerechten Eingriffen bedroht sind, zu schützen und die großen intellektuellen und moralischen Interessen der Menschheit vor der Gefahr, durch ungerechte Vorherrschaft der andern ihre Wichtigkeit zu verlieren, zu bewahren. Die Intelligenz ist der Hebel des socialen Lebens, der Harmonie in Religion, Rechtspflege, Kunst, Wissenschaft und Moralität. Erst wenn Wissenschaft und Moralität ebenfalls eine sociale Constitution erhalten haben werden, wird sich das ganze sociale Leben in Ordnung und Harmonie entwickeln können, indem es das nothwendige Gegengewicht gegen alle maaßlosen und gewaltthätigen Tendenzen besitzen wird. Die Organisation dieser Mächte als socialer Gegengewichte ist weit wichtiger als die der rein politischen Mächte, die nur in einer beschränktern Sphäre thätig sind. Die Nothwendigkeit einer solchen Organisation macht sich heut zu Tage um so fühlbarer, als, nach den religiösen und politischen Excessen der frühern Epochen, die Gesellschaft jetzt mehr, denn je, von industriellen Excessen bedroht ist.

Aber wenn die Menschheit alle ihre Kräfte social entfaltet, für alle ihre mannigfaltigen Funktionen sich eben so viele Organe oder Sphären der Thätigkeit geschaffen haben wird, dann wird das letzte Problem ent-

stehen, das nämlich, unter allen Zweigen der socialen Thätigkeit die vollständigen Relationen nach der Idee der Einheit und Harmonie zu begründen. Denn nur in der Epoche der Reife können sich alle Organe des socialen Körpers in den gehörigen Proportionen von Kraft und Größe darstellen. Wie die Menschheit eine ist in ihrer Organisation und socialen Entwickelung, so muß die Einheit, die unter allen ihren Funktionen, unter allen Sphären ihrer Thätigkeit stattfindet, auch sichtbar erscheinen in einer sie repräsentirenden Centralmacht, die einen angemessenen Einfluß auf die andern socialen Mächte übt. Aber bei der Organisation dieser socialen Einheit muß man sich vor dem schweren Irrthum hüten, eines der besondern socialen Organe zum Centrum, um das sich alle andern zu gruppiren hätten, zu machen. Die Einheit wohnt eben so in dem einen als in dem andern Organ, sie beruht auf der wechselseitigen Beziehung, auf dem zwischen allen existirenden Bande; sie offenbart sich in der Uebereinstimmung, in dem freien und harmonischen Spiel aller Kräfte. Alle Sphären, alle socialen Funktionen sind berufen, die allgemeine Einheit und Ordnung der Gesellschaft zu produciren. Demnach muß die sociale Repräsentation sich nach den verschiedenen Staaten der Gesellschaft bilden. Diese Staaten oder Ordnungen sind der politische, religiöse, wissenschaftliche, artistische, industrielle und moralische, deren jeder in seiner Sphäre die Funktionäre für die sociale Repräsentation wählen muß. Die Aufgabe dieser socialen Repräsentation wird aber nicht darin bestehen, direkt und beständig in der innern Bewegung der particulären Sphären zu interveniren und ihnen Gesetze vorzuschreiben, sondern nur darüber zu wachen, daß keine ihre Grenzen überschreite, daß alle in harmonischem Verhältniß bleiben und den Zweck erfüllen, der ihnen in der socialen Ordnung zugefallen ist. Diese Centralmacht repräsentirt das sociale Gewissen, das in seiner Einheit über allen Funktionen schwebt und sie leitet, gemäß ihrer eigenthümlichen Natur und der ihnen durch dieselbe vorgeschriebenen Thätigkeitsweise zum allgemeinen Besten mitzuwirken. Die sociale Repräsentation stützt sich also, fern davon, die besondere Repräsentation in allen Gebieten auszuschließen, auf dieselben wie ein Gebäude auf seine Säulen. Dieser allgemeine und Central-Staat wird also die Menschheit als solche in

ihrer über aller Theilung der socialen Funktionen und Classen erhabenen Einheit repräsentiren und allen Individuen, allen Associationen in Erinnerung bringen, daß die Menschheit und ihre Entwickelung die Basis und der Zweck der Gesellschaft sind.

Nach einer langen Periode schmerzlichen Kampfes der wider einander streitenden socialen Mächte nähert sich endlich die Menschheit der Epoche, wo die Einsicht in ihre Einheit und die Harmonie, die unter allen socialen Funktionen zu begründen ist, sich der Geister zu bemächtigen und sie von den rein politischen Wegen auf die wahrhaft sociale Bahn hinzuführen beginnt. Die moderne Philosophie, wie sie sich vorzüglich in Deutschland ausgebildet hat, hat durch ihre synthetische Tendenz am meisten zur Erweckung und Verbreitung der wahren Ideen der Organisation nach dem Principe der Einheit und Harmonie der mannigfachen menschlichen Funktionen beigetragen. Krause nämlich hat, seit 1808, in seinem „Urbild der Menschheit" den vollständigen Organismus der menschlichen Gesellschaft entwickelt. Dieses sich an ein größeres Publikum als das der Gelehrten und Philosophen wendende Werk hat noch nicht genug die Aufmerksamkeit der philosophischen Welt erregt. Auch Diesterweg in seinen „Beiträgen zur Lösung der Lebensfrage der Civilisation" 1837. fordert eine neue corporative Organisation aller Kreise des Lebens. Die Idee dieser Organisation, sagt er, ruht noch in dem Schooße der Zukunft, aber ihre Geburt wird in der Geschichte der Nationen Epoche machen.

Die Organisation ist die Loosung unserer Epoche geworden, das Gefühl der Unbehaglichkeit im gegenwärtigen Zustand ist allgemein; das ausschließliche System der Freiheit erweist sich als ohnmächtig zur Reorganisation der Gesellschaft. Das Princip der Association, auf alle Interessen, alle Funktionen der Gesellschaft angewendet, muß die Freiheit in dem zu unternehmenden socialen Werke leiten. Die neue Organisation kann sich nicht ohne successive Bildung und Constituirung aller hauptsächlichen Organe des socialen Körpers machen, und so lange man sich daher nicht mit der Untersuchung dieser socialen Organe und Funktionen befassen wird, wird man in der Illusion des alten Systemes bleiben, man wird die vorigen Irrwege verfolgen, die zu keinem natürlichen Aus-

gang führen. Die sociale Ordnung läßt sich nur durch die Unterscheidung, Abgrenzung und wiederum gegenseitige Beziehung der verschiedenen Sphären menschlicher Thätigkeit begründen, der Sphären, die durch die politische, religiöse, wissenschaftliche, artistische, industrielle, commercielle und moralische Ordnung der Gesellschaft umschrieben sind. In der freien und harmonischen Verfassung dieser fundamentalen Funktionen der Menschheit liegt also das Räthsel der socialen Organisation.

Dr. J. Frauenstädt.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

V.

Grundriss zu einer Geschichte der Tragödie.

Von

Julius Mosen.

Wenn wir die Tragödie nur bei einigen alten und neuern Völkern in weit auseinanderliegenden Zeiträumen ihre wunderbare Blüthe treiben sehen, daß es scheint, als habe in solchen Momenten glücklichen Geschlechtern der Gott der Poesie nur vorübergehend sein Antlitz enthüllt, um dann wieder auf Jahrhunderte zu verschwinden; so drängt es von selbst den Denker, nach der Ursache dieses Räthsels zu forschen. Unter den alten Völkern ist es nur den Griechen, unter den neuern auf der einen Seite nur den Spaniern und Franzosen, auf der andern den Engländern und Deutschen vergönnt gewesen, die tragische Poesie aus sich herauszubilden; alle übrigen Völker, so groß und herrlich sie sonst sein mögen, hatten entweder nicht den Drang in sich, um nach solchem Kranze zu ringen, oder traten nach vergeblichem Streben darnach in den Schatten zurück. Ueberblickt man mit einem Augenaufschlage die Weltgeschichte und sieht die Völker und ihre Schicksale selbst wie Tragödieen vorüberziehen, welche sich nach großen, einfachen Gesetzen entfalten und im Kampfe der Gegensätze sich drängen bis zur Katastrophe, wo sie ihr Schicksal erfüllen und untergehen oder zurücksinken in das gemeine Dasein ohne Bedeutung, so müssen wir im Voraus annehmen, daß sich ebenso nach solchen durchgreifenden Gesetzen auch die Poesie, das Tha-

lichen Seele oder in dem Conflicte menschlicher Verhältnisse, dagegen empörte, verfiel dem Verhängnisse. Aus diesem Brennpuncte seines ganzen Daseins entzündete sich der Geist seiner tragischen Poesie, als die Erfüllung eines großen, weltgeschichtlichen Daseins in seinem höchsten Entwickelungspuncte. So schließt die griechische Tragödie in sich das zur Erfüllung gekommene Seelenleben der ganzen alten Welt, sowie die Statuen des Apollo und der Aphrodite das Ideal der durch die hellenische Kunst zu sich selbst erlösten Natur.

Wie aber schon im Keime der Pflanze ein Zwiespalt liegt, welcher das gesunde Wachsen der Pflanze wieder eine Krankheit sein läßt, welche ihr Absterben herbeiführt, so stellte sich auch derselbe Zwiespalt in der alten Welt immer mächtiger heraus, je mehr sich ihre Idee der Vollendung bei den Griechen näherte. Man kann sagen, die Naturseele habe sich dort selbst entzweigespalten.

Während sie aus dem Traumleben der Aegypter in dem Volke der Griechen zum schönen Tageleben erwachte und ihrem Ideale zujauchzte, verfiel sie bei den Hebräern wie in Verzweiflung an sich selbst mit wilden Affecten der Selbstzerknirschung in die Clairvoyance des Prophetenthums und spann heimlich in Unsterblichkeitsahnungen als Raupe sich ihr Todtenkleid. Aus der Puppe dieser lebendigen Leiche ging hervor als wunderbarer Falter das Christenthum.

Man sagt, daß die, welche im Grabe wieder vom Tode erwacht sind, nie mehr die Farbe der Gesundheit erhalten, nie wieder lachen, und immer als Büßer vor dem Throne Gottes stehen, ihm Rechenschaft zu geben von jedem Odemzuge.

So trat die christliche Religion hervor aus dem Grabe und predigte von der Ueberwindung des Fleisches und erklärte ihrem andern Ich, dem Ideale creatürlichen Daseins, als dem Endlichen und Schlechten den Krieg.

Aus dem Kampfe dieses spirituellen und sensuellen Princips ging hervor das historische Leben des Mittelalters, welches sich äußerlich darstellte in Papst und Kaiser und in ihrem Kampfe mit einander um die Weltherrschaft. Als jedoch das Papstthum im Blute der Hohenstaufen sich zum Tode berauscht hatte, erstarrte ihm das eigene Blut in Herz

und Adern. Die Ideen, welche das Mittelalter bewegt hatten, wurden zu starren Abstractionen und zu einseitigen todten Begriffen. Das Königthum ging auf in Despotie und Hofceremoniell, indem es das zum willkührlichen point d'honneur und Hoflakaienthume verknöcherte Ritterthum und das in Galanterie und Buhlschaft umgesetzte Minnethum in seinen Kreis hineinzog. Geistliche und weltliche Herrschaft reichten sich wie Montegue und Capulett in der Todtengruft die Hände und garantirten sich ihr Gespensterleben durch Polizei und Inquisition.

In dem verwitternden Saatkorne der petrinischen Satzung lag aber der Keim der paulinischen Zukunft, der Geist der Forschung und der Wissenschaft. Unter dem Donner der Psalmenpoesie incarnirte sich Paulus in den Reformatoren, zersprengte das gothische Grabgewölbe des Mittelalters und trat mit Bibel und Schwert in der germanischen Welt den romanischen Völkern gegenüber.

So hatte das christliche Mittelalter zu Ende des funfzehnten und Anfang des sechszehnten Jahrhunderts sich abgeschlossen, bei den romanischen Völkern, und vor allen in Spanien durch die fertig gewordene Despotie der geistlichen und weltlichen Gewalt in ihrer Verbindung mit einander, indem zugleich in der Reformation die neue Zeit bei den germanischen Völkern der alten Satzung gegenübertrat.

Auf diesem Wendepuncte der Weltgeschichte tritt uns wieder die dramatische Poesie entgegen, fast zu gleicher Zeit in Spanien und in England, — dort als die Poesie des fertig gewordenen Absolutismus der königlichen und priesterlichen Idee des Mittelalters, — hier als Verklärung des aus der Erstarrung des Mittelalters durch die Reformation sich rettenden Gedankens der neuen Zeit.

Dürfen wir daher von einer gleichzeitigen romanischen und germanisch-engländischen Tragödie sprechen, so gilt es beide näher zu charakterisiren.

Beide verhalten sich zu einander wie Verstand und Gemüth. Das in der Menschenseele Schaffende, Gebährende und Werdende im Ahnungsgefühle des Einsseins mit dem durch die Natur und die Menschheit lebendig sich offenbarenden Gottes — ist das Gemüth; — der Verstand ist das Bewußtsein im Genusse des Gewordenen durch Anwendung

desselben im practischen Leben. Das Gemüth gräbt das Gold, schmelzt und prägt es, der Verstand steckt das Geld in die Tasche und gebraucht es als Mittel zum Genusse des Daseins. Der Verstand ist wie der am Zuckerrohre sich absetzende Knoten, das Gemüth wie das Fortwachsen der Pflanze selbst.

Die in den Verstand aufgenommenen Principe des Mittelalters im Conflicte miteinander oder dem gemeinen Leben sind der Inhalt der spanischen, ernsthaften Dramen, welche sich selten zur Tragödie zu steigern vermögen.

In katholischen Kirchen im Altare hinter Glasscheiben erblickt man zuweilen die von bunter Seide umwickelten und mit Gold und Edelsteinen prangenden Todtengebeine eines Heiligen, über das Knochenantlitz eine wächserne Maske mit Glasaugen im erlogenen Leben, zur Verehrung aufgestellt. Als eine solche pomphafte Leiche ruht das Mittelalter in dem mit rothem Sammet ausgeschlagenen Sarge der spanischen Trochäenpoesie.

Diese Verknotung des Mittelalters überwand die unverwüstliche Lebenskraft der deutschen Nation in der Reformation, welche der todten, äußerlichen Satzung gegenüber das lebendige, innere Moralgesetz geltend machte. Die deutschen Reformatoren trennten jedoch die religiöse Freiheit von der bürgerlichen des armen Volkes, welches sich todt rang im unglückseligen Bauernkriege. Fürsten und Städte beeilten sich die deutsche Kraft des Landes zu zerbrechen, bis die Nemesis des dreißigjährigen Krieges Alle darniedertrat.

England hatte jedoch mit beiden Händen practisch die neue Idee angefaßt und im Leben geltend gemacht. Mit zwei blutigen Schlägen wird dort das alte Princip überwunden in Maria Stuart und Carl I. Mit Elisabeth und Cromwell hat dort das neue Princip des protestantischen Staates Raum gefunden.

Dieses neue Princip ist das Moralgesetz, eine Art von habeas corpus-Acte, welche das individuelle Dasein Aller im sittlich-socialen Staatsverbande garantirt.

Wie die Harmonie des schönen Daseins in Zügelung ungebändigter, dagegen sich auflehnender Leidenschaften, bewacht von den strengen

Schicksalsmächten die Grundlage der griechischen Tragödie, so ist das Moralgesetz die Seele der Tragödieen Shakspeare's. Ihr Thema ist das Individuum, welches in einseitiger Berechtigung gegen die gesetzliche oder moralische Garantie der Gesellschaft sündigt und dadurch zugleich das Beil des verletzten Rechtes selbstmörderisch auf seinen Nacken herunterstürzt.

Hatte früher das religiöse und politische Leben des Mittelalters in den romanischen Völkern sich zum Absolutismus verknöchert, so erstarrte der Protestantismus gerade in England, wo er das äußere Leben am innigsten durchdrungen hatte, zuerst und zumeist zu blutleere Prüderie im Puritanerwesen und in Bibelverbreitungsgesellschaften.

Das wirkliche Seelenleben Englands ist todt; der Verstand baut Maschinen und Dampfschiffe. Wo das Seelenleben aufhört, bezieht sich von selbst alles wieder auf das materielle Interesse. Bald nach Shakspeare sank die dramatische Poesie der Engländer herab zum bürgerlichen Rühr- und Schauspiele ohne historische Bedeutung.

Hatte jedoch in dem päpstlichen Christenthume der Keim der Auflösung und neuer Entwickelung der christlichen Religion verhüllt gelegen, und hatte sich aus dem paulinischen Gedanken die Reformation herausgehoben, so lag in dieser zugleich die Bedingung der neuen Offenbarung des Gottes der Weltgeschichte. Die griechische Bildung hatte in Paulus die christliche Taufe empfangen, indem die alte Welt mit ihren Idealen zu der Idee vom großen, unbekannten Gott, welchen er den Griechen predigte, zusammenrann, so daß darin die im Idealen verklärte Naturseele der alten Welt wie das empfangende Weib in den Armen des Mannes erstarrte in todesähnliche Ohnmacht.

Sie that wieder die ersten Odemzüge, als Mohamed II. Constantinopel erstürmt hatte, und flüchtige Griechen ihre alten Evangelien, Homer und Plato, nach Florenz brachten. Die ideenbedürftige Menschheit begrüßte jubelnd den anbrechenden Göttermorgen. Florenz wird die Metropolis der Wissenschaften und Künste. Der Geist der Wissenschaft und Forschung dringt in die Adern des Lebens. Die Universität Paris beruft Professoren der griechischen Sprache und Beredtsamkeit, und allenthalben entstehen im deutschen Reiche Universitäten, hervor-

gerufen vom lebendig gewordenen Geiste des Alterthums. Dieser treibt zur Forschung, diese wieder zur Reformation, welcher die Inquisition mit der Censur entgegentritt, und der Kampf der neuen mit der alten Zeit beginnt an allen Enden, bis der Deutsche wie Simson die Säule des alten Gebäudes in Riesenkraft zerschmetterte und sich begrub unter den stürzenden Balken und Steinen des Mittelalters, in den Ruinen des dreißigjährigen Krieges. Die deutsche Nation war geschichtlich vernichtet. Aber der Geist der Forschung arbeitete unaufhaltsam fort. Er darf Formen zertrümmern, weil er andere, gewaltigere sich schaffen muß. Die neuerwachte Seele der alten Welt sucht sich selbst zu erfassen und studirt Astronomie und Physik und wendet sich dann plötzlich auf den menschlichen Geist selbst, die Gesetze des Denkens zu begreifen.

So hatte sich der Gedanke der Menschheit zurückgezogen von dem äußeren politischen Treiben auf das Innere, arbeitend in Bewältigung der Kräfte, welche er gebrauchte, um sich nach Außen hin geltend zu machen.

Wir sehen da, wo in der Reihe der Geschöpfe die Natur einen Uebergang machen will von einer niedern zu einer höhern Wesenreihe, immer ein verzerrtes, abscheuliches Mittelding erscheinen, in welches sich das neue, werdende höhere Wesen verhüllt zu haben scheint.

Aus der Todtengruft der Völker kroch im dreißigjährigen Kriege als eine solche buntschillernde, häßliche, behende Rieseneidechse das französische Minister-Königthum mit den klugen Jesuitenaugen und hungriger, klebriger Zunge, und die Fürsten Europa's beugten sich vor dieser Herrlichkeit, sprachen französisch und suchten ihr gleich zu sein.

Aber unter dieser abscheulichen Hülle zuckte schon das Herz der Zukunft, und die französischen Dichter zur Zeit Ludwig XIV. schufen die französische Tragödie mit ihren spanischen Antithesen und ihren griechischen und römischen Helden, welche den Tressenhut unter dem Arm und den Galanteriedegen an der Seite, mit Pathos sprechen von Tugend und Freiheit im Vorgefühl der Revolution.

Durch dieses zwitterhafte Dasein im Widerspruche des Inneren und Aeußeren charakterisirt sich diese ganze Zeit und so auch die dramatische Poesie des Volkes, welches durch Sitte und Sprache jene Zeit beherrschte.

Die französische Tragödie ist das spanische Drama in seiner Verderbtheit, aber angehaucht vom Odem der Zukunft.

Je innerlicher und mächtiger die Gottheit der Erkenntniß in dieser Zeit sich entfaltete, desto entsetzlicher verzerrte sich ihre äußere Form zu einem gräßlichen Medusenhaupte. Die Forschungen in allen Gebieten der Natur und des menschlichen Geistes werden angestrengter, eine Entdeckung drängt die andere. Wo die Forschung nicht ausreicht, da hilft der Zufall, welcher einen Brunnengräber versinken läßt in das mit Lava bedeckte Herculanum der alten Welt. Zugleich beginnt das Studium der Weltgeschichte bei den Engländern und verbreitet sich von dort über den Continent. Da wendet sich der Geist der Kritik in Frankreich gegen die Zustände der menschlichen Gesellschaft im bourbonischen Staate mit Montesquieu, Voltaire und Rousseau. Es kämpft zugleich gewaltig und siegreich Lessing in Deutschland gegen das bourbonische Frankreich in der Literatur, er zerbricht die geistige Zwingherrschaft des französischen Perückenthums und begründet das deutsche Nationaltheater, indem er auf der Bühne damaliges deutsches Leben und deutsche Ideen dem deutschen Publikum vorführte. Zugleich erweckt Winkelmann die griechischen Ideale und richtet ihre Göttergestalten auf vor der staunenden Welt. Indem Carstens sie in seinen genialen Compositionen wieder lebendig macht, begründet er die neue, deutsche Malerschule, welche sich heraufzieht bis zu Cornelius und seinem Schüler Kaulbach.

Wie die Nachtigall im düstern Laubwalde den nahenden Lenz, begrüßte die deutsche Lyrik die aus den Geburtswehen der Menschheit sich hervorringende neue Gottheit, die aus den Schachten der Forschungen mit klingenden Schritten heraufwandelnde Pallas Athene, welche den ganzen, alten Götterolymp in sich vereinigt hatte und gekommen ist, die Menschheit zu erlösen zu ihrem Ideale.

Da dunkelte die in wechselnden Fratzengebilden zuckende, electrische Wolke der Zwischenzeit und zerriß mit den zwei auf einanderfolgenden Wetterschlägen des nordamerikanischen Freiheitskampfes und der französischen Revolution.

Unter den Donnern der kreisenden Zeit schrieben Goethe und Schiller ihre Dramen.

Goethe verleiblicht in seinen Gestalten den auf ein hellenisches Dasein in edler Entfaltung seiner Gottähnlichkeit berechtigten Menschen, welcher durch die ihn emporhebende Idee geistiger und leiblicher Schönheit das Barbarenthum von selbst überwindet wie Iphigenie den König Thoas, oder daran scheitert wie Egmont an Alba. Dieser Conflict der neuen Zeit mit den Gespenstern mittelalterlicher Satzung geworfen in die Brust eines Menschen, steigerte sich in seinem Faust zur gewaltigsten Tragödie, welche, wenn auch als Fragment, die deutsche Nation vielleicht je besitzen wird.

Faßte Goethe das griechische Ideal egoistisch als Privilegium hochbegnadigter menschlicher Genien auf, welche adelig den barbarischen Pöbel sich vom Leibe zu halten hätten, wo er nicht selbst ehrerbietig zurückweicht, so erschien es Schiller in der Freiheit und Unabhängigkeit. Seine Helden kämpfen entweder für die persönliche oder sociale Freiheit, Carl Moor für das Ideal der Freiheit in Ungebundenheit des Räuberlebens gegen knechtische, heuchlerische Zustände der Gesellschaft, Marquis Posa für die Freiheit der Völker gegen den Absolutismus, Wilhelm Tell für seine eigene und die Freiheit der Schweizer gegen die Zwingherrschaft der Landvoigte, die Jungfrau von Orleans für die Befreiung Frankreichs vom englichen Joche, Maria Stuart für die persönliche Freiheit gegen ihre königliche Nebenbuhlerin in Liebe und Herrscherwürde, oder der Dichter kehrt den Kampf um und wendet ihn gegen die Freiheit für das subjective Ideal der Herrscherwürde in Fiesko, oder er läßt gegen die herkömmliche Oberherrschaft Wallenstein sich auflehnen für das Ideal eigener Herrscherwürde. Indem Schillers tragische Helden in Wahn und Irrthum an der Idee, welche sie trägt, sich versündigen, stürzen sie sich in den Opfertod für das verletzte Ideal. Schiller ist der Dichter der Freiheit und Revolution, welche sich so in Deutschland poetisch verklärte, während sie in Frankreich sich historisch auslebte.

Es war die Zeit gekommen, wo die durch das Christenthum verklärte Gottheit der Weltgeschichte zum höchsten Bewußtsein ihrer selbst hinzugedrängt wurde. Indem sie, wie ein Fechtmeister die alten Regeln der Fechtschule, die politischen Phasen der alten Republiken in der französischen Revolution bis zum Imperator recapitulirt hatte, mußte sie auf

dem Puncte anlangen, wo früher Rom die alten Nationalitäten vernichtet und die alte Welt an das Christenthum überliefert hatte. Dieses hatte wieder die Nationalitäten aufgehoben in der Idee der Christenheit unter geistlicher und weltlicher Oberherrschaft — unter Papst und Kaiser. Jetzt aber war der Prozeß der Unterdrückten zur Revision gekommen. Während die französische Gewaltherrschaft sich bis in das Maaslose steigerte und die Völker bis zur Vernichtung ihrer eigensten Seele hinunterdrückte, zog sich die Weltseele auf ihr Innerstes zurück, fortgrübelnd in den Naturwissenschaften bis zur Naturphilosophie in Schelling und Novalis, durch welche sie sich versenkte in die gährende Urnacht des alten Indiens, aus welcher sich die alten Nationalitäten geformt hatten. Dieser heilige Augenblick der Menschheit ist gefeiert in den Hymnen an die Nacht von Novalis. Als sie dort weinend ihre Kindheit wiederfand, da zuckte plötzlich ein electrischer Funke durch das deutsche Volk und es wußte zum Erstenmal die selige Gewißheit: daß es ein gebornes Volk, daß es eine Nation sei. Und es stieg mit pulsender Frühlingsluft empor durch das Mittelalter und eroberte es dieser alten und wieder jung gewordenen Idee von seiner Nationalität. Dieß war die heilige Osternacht der Auferstehung der deutschen Nation von den Todten, in welcher ein Deutscher dem andern an die Brust sank und: Bruder! rief.

Und jetzt führte zum Erstenmale wieder die Gottheit der Weltgeschichte eine Nation gewaffnet in den Kampf gegen einen Imperator, voran schritt Schillers Geist mit den tönenden Worten der Begeisterung, und die deutschen Jünglinge riefen: Gott, Freiheit und Vaterland! und zerschmetterten die französischen Legionen.

Wir finden in der ganzen Weltgeschichte immer auf eine Zeit der Thaten, eine Zeit der Gedanken folgen, denn neue That wird nur geboren von einem neuen Gedanken.

Während der Zeit, wo die Weltseele in sich selbst brütet und den neuen Gedanken der Fortbildung herausarbeitet, werden immer die äußeren, durch die That festgestellten Zustände sich verwerfen wie gottesverlassene, sie sind wenigstens von der Gottheit aufgegeben und fallen ab wie dürre Blätter, wenn der neue Saft den neuen Blätterfrühling hervortreibt.

Nachdem der in der Menschheit sich entwickelnde neue Gedanke nur zerstört hatte in der Reformation und Revolution, hatte er wieder die erste positive Idee darin gewonnen, daß er der in Napoleon erstarrten Revolution gegenüber die Völker zum Bewußtsein ihrer Nationalitäten gebracht hatte. Dieses Bewußtsein war aber vermittelt worden durch Recapitulation der Geschichte des Mittelalters in unermüdlicher Forschung in allen Zweigen des Wissens, in der Poesie der romantischen Schule und in der christlichen Kunst mit Hinneigung zu den Formen der christkatholischen Kirche, in welche die Wurzeln der deutschen Geschichte sich verlaufen. Diese Vermittelung führte die sogenannte Restaurationszeit herbei. In dieser Zeit schrieb Tieck seine köstlichsten, ironisch lächelnden Tendenznovellen, und Heine, die Spottdrossel des deutschen Dichterwaldes, sang mit höhnischen Trillern nach alten Volksweisen; Raupach aber machte die Geschichte der Hohenstaufen, wie sie Raumer erzählt hatte, bühnengerecht. So darf die Restaurationszeit hier angedeutet werden.

In Frankreich verwahrte sich gegen die Restauration der fortschreitende Gedanke der Menschheit in der Julirevolution, in Deutschland hatte er sich in die Philosophie zurückgezogen. Es arbeitet sich jetzt daraus hervor der neue, weltbezwingende Gedanke, welcher in den Worten zusammen gefaßt werden kann:

Gott offenbaret sich durch die Natur an die Menschheit und in dieser durch die Weltgeschichte sich ihm selbst.

Dieser Gedanke macht von selbst das menschliche Individuum zu einem seiner sich selbst bewußten Mitfactor der Weltgeschichte. Der Weg, auf welchem dieser Gedanke in die Nation dringt, kann nur die Poesie sein; in ihr wird er die Form zu gewinnen suchen, welche ihn am lebendigsten in allen seinen Wendungen sichtbar macht. Diese Form ist die Tragödie. Von ihm emporgetragen muß die moderne Tragödie die eigentliche historische werden.

Goethe und Schiller haben ihre tragischen Helden von der Weltgeschichte losgebunden und zum Träger ihrer individuellen idealen Gedanken gemacht. So hält sich Goethe's Egmont sein Volk mit dem Drange nach religiöser und politischer Freiheit vom Leibe und sucht sich

mit Spanien zu vermitteln, so daß er nur zu Grunde geht in dieser Hinneigung zur spanischen Herrschaft an der Eifersucht des von ihm in schönem Dasein übertroffenen Alba's. So tritt in Schillers Maria Stuart nirgends die Ahnung hervor, daß in ihr das Princip des absoluten, romanischen Königthums dem neuen, den Gesammtwillen ausprägenden Herrscherthume in Elisabeth gegenübersteht.

Darf man daher sagen, daß erst in unsern Tagen die Gesetze der Weltgeschichte in das menschliche Bewußtsein getreten sind, so stellt sich von selbst dem modernen Tragöden die Aufgabe: die Momente der Geschichte zu ergreifen, wo der ewiglebende Gedanke der Menschheit zur That hervorspringt. Wo sich dieser Gedanke durch die gegebenen Conflicte zur That drängt, muß von selbst ein solcher tragischer Moment in der Geschichte entstehen.

Dieser sich unerbittlich bahnbrechende Gedanke der Weltgeschichte wird für den Helden der modernen Tragödie das sein, was in der alten Tragödie die Schicksalsidee war.

Wenn man nicht sagen kann, daß Goethe und Schiller ihre Aufgabe in der Tragödie vollendeter gelöst haben, als Shakspeare den Grundgedanken seiner Tragödieen, so wäre es vermessen, zu behaupten, daß die Idee der modernen Tragödie classischer gelöst werden würde, als dort geschehen ist. So viel ist nur wahr, daß der modernen Tragödie der herausgebildete Gedanke der Gottheit in der Weltgeschichte zum Grunde liegen wird. Da wir im Anfange dieser neuen Periode der deutschen Poesie stehen, welchen klingend und singend eine neue Lyrik in mächtigen Liederschwärmen eben so verkündet hat, wie dieß bei den vorhergegangenen der Fall war, so kann man auch nur von Anfängen sprechen. Der große, neue, weltbewegende, formsuchende Gedanke wirft aber die deutsche Dichterjugend mit Macht auf die dramatische Poesie. Es schmilzt das Eis, und die Knospen schwellen an den entblätterten Bäumen, und die Tage verrinnen, und wer will zweifeln, daß der Frühling kommen wird? —

In der letzten Zeit will man die Meinung aufstellen: daß das moderne Drama das sogenannte bürgerliche sei und das historische Leben

als das unpoetische und wenigstens uninteressante dem Familienleben gegenüber bezeichnen. Diese Meinung beruft sich auf Lessing und seinen Ausspruch: „man thue dem menschlichen Herzen Unrecht, man verkenne die Natur, wenn man glaube, daß sie Titel bedürfe, um uns zu bewegen und zu rühren.“ Er hat damit ganz recht, wenn er mit Aristoteles für den Zweck der Tragödie die Erregung des Mitleids und Schreckens hält, er hat recht, wenn er diese Eigenschaft in dem von England herübergebrachten bürgerlichen Rührspiele findet.

Diese Ansicht Lessings war seiner Zeit auch ganz angemessen, wo er sagen konnte: „die Deutschen sind keine Nation!“ oder mit andern Worten: sie besitzen kein Nationalgefühl, welches sie aus dem Familienleben heraushebt zum weltgeschichtlichen Zusammenleben. So lange eine Nation aufgelöst ist zu einzelnen Familien und Individuen, können diese auch keine höheren Affecte kennen, als Liebe der Geschlechter, der Eltern und Kinder und die im gemeinen Leben abgedämpften Gegensätze von Herrschaft und Gehorsam, Reichthum und Armuth, Bürger- und Adelstand u. s. w.

Nationalleben entsteht erst dann, wenn die im gemeinen, socialen Dasein abgestumpften Gegensätze zur Spitze der Parteifragen und bis zum Selbstbewußtsein einer Nation der anderen gegenüber vorgedrängt werden.

Hier, wo aus dem Conflicte historischer Gegensätze der Kampf der Ghibellinen und Guelfen, der weißen und rothen Rose, der Reichsritterschaft mit den Fürsten und Städten, der Fürsten und Städte mit den Bauern, der Protestanten mit den Katholiken hervorgegangen sind, tritt die Tragödie in ihr weltrichterliches Recht.

Insofern die Deutschen darauf verzichten, eine historisch-geltende Nation werden zu wollen, müssen sie sich auch in der dramatischen Poesie nur die Abspiegelungen ihrer Privatempfindungen, deren sie fähig sind, gefallen lassen.

So lange zwei Liebende, welche getrennt werden sollen, sich noch hinter dem Rücken der Polizei vergiften können, wird es nie an Stoff zum modernen Trauerspiele, und so lange noch ein reicher Onkel aus Ostindien kommen und ihnen ein Rittergut kaufen kann, nicht am deut-

schen Lustspiele und am gerührten Publikum, und den Theaterkassen nicht an Einnahme fehlen. Hier bedarf es keiner großen Titel der Handelnden im Drama, mit dem eines Hof-, Commerzien-, Steuerrathes, eines Majors, Lieutenantes oder Assessors kommt man weit genug; kann ein großmüthiger Fürst dabei noch incognito angebracht werden, denn welcher Hof duldete, daß irgend ein Vorfahr seines Fürsten eine historische und poetische Bedeutung erhielt! — so ist das Möglichste im großen Style erreicht!

Darin hat jedoch die neuredigirte Lessing'sche Meinung nur vortheilhaft gewirkt, daß sie die jambenaustönenden Landräthe und Junker, welche uns vor einem Jahrzehnt als historische Kaiser und Ritter vorgeführt wurden, um die gewaltigen Parteifragen der Geschichte zu höfischen Complimenten umzustempeln, von den Bretern verjagt hat.

Es ist wenigstens so viel gewonnen worden, daß man lieber Kartoffeln in Schalen, als Atrappen genießen will.

Daß der Bühnengeschmack noch von einem Extreme zum anderen überspringen kann, zeigt uns wenigstens, daß er noch nicht ganz in Opernmusik zerronnen ist, wie dieß bei Völkern geschieht, welche sich wieder zu Individuen und wie sterbende Schwäne in Opernmelodieen auflösen.

Fragt ihr: ob die dramatische Poesie in Deutschland die ihr eigene, nur eben in der Entwickelung begriffene Knospe bis zur Blüthe ausbilden wird? so habt ihr zugleich gefragt: ob Deutschland eine Zukunft hat; denn die dramatische Poesie ist das Bild der Sonne, welches sich in ihrem Aufgange an den Himmel heraufspiegelt.

VI.

Gold und Kohle.

Novelle von

L. Mühlbach.

I.

Oben auf der Erde, da scheint die Sonne, da blühen Blumen und singen Vögel, da lispeln und fächeln warme Sommerwinde, und kosen mit den Gipfeln der Bäume und der murmelnden Welle des Baches, da wölbt sich der Himmel in herrlicher Aetherbläue über der blühenden Schöpfung, — aber unter der Erde ist es schaurig und still. Keine Sonne durchleuchtet die schwarzen Gänge des Kohlenbergwerks, keine Blume blüht, kein Vöglein singt, und statt des Himmels haben die armen Bewohner dieser unterirdischen Gänge, dieser Gruben und Höhlen, nur die schwarze und niedrige Decke des Felsens. Grabesstille und Grabesdunkel herrscht in dem Labyrinth dieser Gänge, die einander durchkreuzend und durchschneidend, in ihrem Wechsel und in ihren Biegungen doch nichts sind, als ein ewiges, unermeßliches Einerlei. Zuweilen beleben sich diese Gänge, Lichter tauchen auf, das Getöse heranrollender Räder wird vernommen, — o diese Wagen, fahren sie zu Tage, dort wo Licht und Sonne, Leben und Bewegung ist? — Nein, sie fahren nur tiefer hinein in den Stollen. Sieh, jetzt sind sie ganz nahe! Sieh, diese kleinen Wagen, die der Bergmann mit dem Namen des Thieres benannt, das oben auf der Erde des Menschen treuester Begleiter ist. Eine

schmerzvolle Ironie liegt in dieser Benennung! Das treue Thier der Oberwelt ist hier unten von ihm genommen, und man hat ihm dafür dieses todte gegeben, das freilich auch immer an seiner Seite ist, aber nicht zu seiner Freude, nur ein Zeichen seiner Gebundenheit und Mühe. Hoch oben bis an den Rand sind diese Hunde beladen mit Kohlen, die unter Mühe und Anstrengung der Bergmann gebrochen. Sieh, eine ganze Reihe solcher ächzenden, rollenden Hunde kommt daher, ihnen zur Seite die Bergleute. Die Lampe an ihrer Mütze beleuchtet mit grellem Schein ihre ernsten durchfurchten Gesichter, und glitzert auf den schwarzen Kohlen, daß sie leuchten, wie die giftigen Augen einer Katze. Kein Gespräch wird vernommen unter diesen ernsten Männern, ihre Seele ist so sehr belastet von den Mühen und Drangsalen des Lebens, was sollen sie sprechen? Kein Gelächter tönt von den Lippen dieser Jünglinge! Ihr Herz ist alt geworden bei der Arbeit, und — wo wäre auch in diesen schwarzen schweigenden Räumen, die ihre Heimath sind von Kindheit her, der Stoff zur Fröhlichkeit? Das eine große Wort: Arbeit, hat alle andern Laute, alles Stammeln nach Freude, nach Leben, noch ehe sie gelernt es auszusprechen, verdrängt, und die Arbeit ist so ernst und alt. Sie rollen vorüber, die belasteten Wagen, — dort an jenem Gang begegnet ihnen ein anderer gleicher Zug. Glück auf! Glück auf! erschallt es herüber und hinüber. Aber mit welchem Gesicht! So ernst, so schweigsam, so kalt und unverstanden! Das Wort Glück, von solchen Lippen gesprochen, ist ein Hohn seiner Selbst! Auch meinen sie, indem sie es sagen, nicht, daß das Glück ihnen kommen möge, sondern nur, daß das Unglück sie fliehe, das Unglück der schlagenden, und der bösen Wetter, die des Bergmanns Dämon sind. — Dort um die Biegung verschwindet der Wagenzug, — noch einen Moment sieht man an den Wänden einen schwachen, zitternden Lichtschein, — auch dieser verschwindet, in der Ferne verklingt das Rollen der Räder, und Todesstille herrscht, wie zuvor. Nur zuweilen fällt von der feuchten Decke hernieder ein Wassertropfen auf den glitzrichen Fußboden, und erklingt wie ein ächzender Seufzer des Lebens, der diese Gänge durchzittert. Und nun, hoch oben, dumpf und in weiter Ferne, vernimmt man ein Getöse, gleich dem Grollen eines fernen Donners! Das sind die Wagen, welche die Last

der Hunde in sich aufgenommen. Diese Wagen fahren oben, oben auf der Erde. Sie tragen des Bergmanns Mühe, das Werk seiner eintönigen langen, langen Tage hinaus in die Welt, und schaffen dem Herrn dieser belasteten Arbeiter Gold und Schätze. Auch dieses Getöse verklingt, und wieder ist Alles still. Da taucht, ganz fern, ganz unten am Ende des langen Ganges ein einzelnes Grubenlicht auf, und das eintönige Geräusch dumpfer Hammerschläge wird hörbar. Dort, einsam und allein, fern von der Welt, fern von Menschen, fern von aller Hülfe, wenn Krankheit ihn überfällt, plötzlicher Schwindel ihn zu Boden wirft, denn seine Stimme, wie kräftig sie auch sei, wird nicht durch diese langen, langen Gänge dringen, bis zu jener andern querschlägigen Seite, wo die Bergleute jetzt eben beschäftigt sind, dort arbeitet ein einzelner Mensch. Ein wichtiges Geschäft hat der Steiger ihm übertragen. Er soll einen neuen Gang ansetzen, sich weiter noch hineinwühlen in die Erde, die Bergleute nennen es: „ein neues Ort belegen.“ Die Lampe, die er an seiner Mütze befestiget hat, bestrahlt seine ernsten aber edlen Züge, seine entblößten muskelvollen Arme, seine kräftige braune Brust. Sein Angesicht ist minder theilnahmlos, wie das der übrigen, sein großes schwarzes Auge ist sprechender, ausdrucksvoller. Gedanken durchfliegen zuweilen diese Züge, und Seelenregungen zucken zuweilen um die schmerzlich gekniffenen Lippen. Jetzt ruht er von der Arbeit, die Hacke entsinkt seiner Hand, und leise zu sich selber sagt er: Ruhe! — Nun geht er den Gang hinauf, und seine Schritte, feierlich laut ertönend, finden ein geisterhaftes Echo den langen Gang hinauf. Caspar beachtet es nicht, er ist daran gewöhnt. Jetzt biegt er querschlägig ein, nun noch eine Biegung, und er ist an seinem Lieblingsplatze. Ein kleiner See breitet sich zu seinen Füßen hin, schwarz und still ist sein Wasser, keine Welle kräuselt sich auf seiner glatten Fläche, und keine Blume blüht an seinem Ufer. Lautlos ist er und still. Caspar nahm die Lampe von seinem Haupte, und setzte sie an das Ufer des Wassers, daß sie einen langen goldenen Lichtstreif durch seine schweigenden Fluthen zog, bei dem er sich gerne einbilden mochte, die Sonne sende von der Oberwelt her ihm als Gruß diesen hellen glänzenden Schein. Er setzte sich neben seiner Lampe nieder, und schaute lange tiefernst und schweigend in den dunklen See und

den hellen Lichtstreif auf demselben, und seine Gedanken flogen hinauf zur Erde, zur Welt mit ihren Schönheiten und ihrem Leben. Nun sah er vor seinem innern Auge die Gegend um ihn her sich beleben, und seine Phantasie malte ihm glänzende Bilder der Schöpfung. Den See meinte er sich heben und kräuseln zu sehn, glaubte die schäumenden Wogen an's Ufer murmeln zu hören. Blumen blühten an diesem Ufer, deren Duft er mit Entzücken in sich einsog, kosende Winde durchfächelten die Luft und trugen balsamische Düfte von der nahen Wiese zu ihm her, und fröhlich und hell schien dazu die strahlende Sonne. Und Caspar, ganz hingegeben seinen Träumen, breitete seine Arme aus, als wolle er die ganze Natur an sein Herz schließen, und rief: o wie schön ist doch die Welt! — Seine herniedersinkenden Arme aber berührten die Lampe, sie fiel herab vom Ufer in das Wasser mit dem leisen Zischen des ersterbenden Lichtes, und undurchdringliche Finsterniß war rings umher. Verschwunden waren Caspars goldige Träume, verschwunden die strahlenden Bilder seiner Phantasie. Erschauernd kehrte sein Geist zurück in die Einsamkeit und Oede, die ihn umgab, und in dem Grabesdunkel erklang seine Stimme wie Geisterlaut, als er jetzt sagte: gleicht nicht mein Leben diesem Wasser! Ist es nicht ohne Himmel und ohne Sonne, wie dieser See? fehlt mir nicht, wie ihm, die erquickende Luft des Tages, und die Helle der Welt? Und doch bin ich ein Mensch geboren, und geschaffen mit Menschen zu sein! Aber wo sind sie für mich die Freuden der Menschheit? In den Schooß der Erde, Maulwürfen gleich, wühlen wir uns hinab, und entreißen im Schweiß unsers Angesichts, unter Gefahren und Mühen, ihr ihre verborgensten Schätze! Aber die Schätze unseres eigenen Herzens versinken in diesen Abgründen, und leer in uns selber wühlen wir in der Fülle um uns her. O, ein Thier ist glücklicher, wie der Arme! Ein Thier ist freier, wie der Dürftige, den die Sorge des Lebens gefesselt und in Banden geschlagen. Ein Thier fühlt menschlicher, wie der Mensch, der um kargen Tagelohn sein Leben hinmühet und hinächzt! Die Natur ist des Thieres Gott, des Menschen Gott aber ist das Geld, — ja, Gold ist die Macht und die Würde des Menschen, es eröffnet ihm alle Pforten, bahnt ihm den Weg zum höchsten Glanze! Wer es besitzt ist ein Gott auf Erden! Wehe aber dem, der

es nicht besitzt! Wehe diesem dunkeln Dasein, das der Schimmer des Goldes nicht durchleuchtet, es ist geschändet und erniedrigt, und macht Menschen, die frei sein sollten, zu Sclaven, macht Herzen, die warm und empfindungsvoll schlagen könnten, kalt und hart wie Stein! — Seine Stimme, bis dahin laut und ergrimmt, ward nun weich und klagend, als er sagte: habe ich sie nicht geliebt, meine Sophie, habe ich nicht nach ihrem Besitz gebangt und geseufzt in manchem Jahr? Habe ich nicht Nacht und Tag gearbeitet um ihren Besitz? Und nun, da sie mein Weib ist, ist sie nicht zugleich eine Einsame, Verlassene? Allein die langen Tage, ganz allein, bis ich zur Nachtzeit, ermattet und schläfrig in die Hütte trete, und nach kurzem Gruß mich auf's Lager strecke, um zu schlafen, und dann, noch ehe die Sonne erwacht, wieder sie zu verlassen? —

Ein lauter Ruf seines Namens störte ihn in seinen melancholischen Betrachtungen. Caspar fuhr empor und erwiederte den Ruf. Ein Licht zeigte sich am Ende des Ganges, und einer der Belegschaft kam eiligst daher gerannt.

Caspar, rief er ihm entgegen, eile Dich, zu Tage zu fahren. Die alte Lise aus dem Dorf steht oben und ruft nach Dir. Dein Weib liegt in Kindesnöthen und fordert Dich zu sich, und der Steiger schickt Dir Urlaub auf vier Stunden.

Caspar, ohne das Glück auf! des Kameraden zu erwiedern, rannte von dannen, unaufhaltsam durch die langen Gänge fuhr er dahin. Er achtete es nicht, daß ihm die Lampe fehlte, er fand den Weg, ohne ihn zu sehen, die Angst seines Herzens schien das Auge zu ersetzen. Was kümmerte es auch ihn, ob er hier an der niedrigen Decke sich den Kopf stieß, dort die vorgehaltene Hand an der Kohlenwand verletzte, was kümmerten ihn seine Schmerzen, da sein Weib in Schmerzen nach ihm verlangte! — Jetzt, jetzt hat er den Ausgang erreicht! Hinauf, hinauf die steilen Leitern, hin, hin über die grüne Wiese, deren so heiß ersehnte Schönheit er jetzt gar nicht gewahrt, rasch, rasch durch das Dorf! Jetzt steht er vor seiner niedern Hüttenthür, mit athemloser, fliegender Brust. Einen Moment steht er still, sich zu sammeln, sei's zur Freude, sei's zum Schmerz, — dann tritt er gebückt durch die Thür in den niedrigen

engen Raum, dessen Stille und Oede ihm heute unheimlich deuchte. Dort aber in der Ecke auf dem hölzernen nur mit Stroh bedeckten Bette, dort liegt sein Weib, matt ächzend, mit geschlossenen Augen, bleich wie der Tod, — an ihrer Brust ihr neugebornes Söhnlein. Caspar sah es, und ein Freudenschrei tönte von seinen Lippen. Er stürzte nieder neben dem Lager seines Weibes, und die reine, ungetrübte Freude des Vaters war in seiner Seele, als er jetzt zum erstenmal seine Lippen auf die Augen seines Kindes preßte. Da störte das lautere Aechzen seines Weibes ihn in seinem Glück.

Bist Du da, Caspar, endlich da? stammelte ihre bleiche, trockene Lippe.

Ich bin's, mein Weib, um Dir zu danken für das Kind, das Du mir geschenkt hast! O schlage Deine Augen auf, Sophie, blicke mich an, daß Du sehen kannst, wie ich so glücklich bin!

Sophie öffnete langsam ihre Augen; ihre Blicke hafteten lange und mit einem unaussprechlichen Ausdruck auf dem Angesicht des Gatten, dann entstürzten Thränen ihren Augen, und laut schluchzend rief sie: Caspar, Caspar, verzeihe mir!

Caspar aber kniete neben seinem Weibe, und sagte mit vor Rührung erstickter Stimme: o Du, Du Arme, Du Leidende, verzeihe Du mir, alle die Noth und die Sorge, die ich über Dein Leben gebracht. Du warst glücklich, bevor Du mich kanntest. O verzeihe, daß ich im Eigennutz der Liebe Dich mir zu eigen gab, und Dir doch nichts zu bieten hatte, als Armuth und Dürftigkeit!

Sophie sagte matt: es stehet geschrieben: „der Armen ist das Himmelreich!“ Das ist aber nicht auf dieser Welt, und der Arme verliert es oft, weil er es schon hienieden besitzen will, und glaubt, das Gold sei das Himmelreich. — Sie richtete sich empor, und schauerlich war es anzusehen dies bleiche, farblose Weib, um dessen eingefallene Wangen in einzelnen Streifen das lange braune Haar hernieder hing, und deren weit aufgerissene glanzlose Augen im Wahnsinn des Fiebers umher irrten. Caspar, rief sie jetzt mit kreischendem Ton, Caspar, ich habe mein Himmelreich verloren! Ich bin nicht mehr arm, und das Himmelreich ist mir verschlossen! Ich bin reich, reich an Sünde! Ach Caspar, und

doch liebte ich Dich so sehr, als ich sündigte, sündigte, weil ich Dich liebte! Caspar, verzeihe mir, damit ich ruhig sterben kann!

Und Caspar, über ihr Lager gebeugt, sagte mit bebendem Tone: Du darfst nicht sterben, Sophie, Du darfst nicht! Blicke mich nicht so verzweiflungsvoll an, — o nur Ruhe! Du hast nicht gesündigt, nichts verbrochen! Das Fieber wüthet nur in Deinem Kopfe!

Nein, schrie sie, nein, ich weiß, was ich spreche! Ich weiß, daß ich Dir Alles bekennen muß, damit ich ruhig im Grabe schlummern kann. Komm, fuhr sie mit unheimlichem Flüstern fort, komm, lege Dein Ohr dicht an meine Lippen, und höre, was ich Dir sagen will.

Caspar that, wie sie wünschte, und sie flüsterte mit bebenden Lippen Worte in sein Ohr, so leise, daß er sie nicht verstand. Dann schrie sie laut mit verzweiflungsvollem Ton: ich kann nicht! kann es nicht aussprechen! Aber der Brief, der Brief, da, da — sie streckte ihre magere Hand nach der entgegengesetzten Ecke der Kammer, dann sank sie zurück auf ihr ärmliches Lager, und nur das leise Röcheln, das dann und wann aus ihrer Brust hervordrang, verrieth, daß noch Leben in dieser zusammengesunkenen todesähnlichen Gestalt sei.

Wasser! Wasser! flehte sie leise.

Caspar blickte suchend umher! Ach, auch nicht ein Tropfen Wasser war vorhanden, um die brennenden Lippen der Sterbenden zu kühlen, nichts war in diesem öden Raum, als der hölzerne Schemel am Fenster und das ärmliche Lager der Kranken.

Nun fuhren ihre Hände auf dem Linnen, mit dem ihr Strohlager bedeckt war, umher, als wolle sie etwas haschen und greifen, — dann legte sie die Finger zusammen, als halte sie mit denselben eine Feder, und ließ sie, gleichsam schreibend auf- und abgleiten, dazu flüsterte sie leise: das Gold ist der Teufel, an den die Menschen ihre Seele verkaufen, und das sie anbeten, wie eine Gottheit!

— Ihre Finger krallten sich krampfhaft in das Betttuch ein, — ihr Athem stockte, — nun flüsterte sie noch einmal: „der Armen ist das Himmelreich!" — dann ein lauteres Aechzen, — ein Zusammenzucken der ganzen Gestalt — und das Leben war entflohen!

Stille war es umher, — kein Laut unterbrach das heilige Schweigen. Starr und bewegungslos stand Caspar, als scheue er, das geheimnißvolle Entschweben und Losringen des Geistes zu stören, nur seine Blicke gleiteten irre umher, als späheten sie nach dem wunderbaren Fluge des unsichtbaren Geistes, den er kurz zuvor doch sichtbar in seinem Weibe gesehn.

Dann nach einer langen Pause sagte er ernst und leise: sie ist todt! Wohl ihr, daß sie gestorben, daß sie dem Elend der Erde entrückt ist und dem Jammer des Daseins, daß sie die Ruhe und den Frieden gefunden, der hienieden den Armen versagt ist! —

Er gleitete nieder auf den hölzernen Schemel neben dem Bette, und seine Hände falteten sich zum stillen inbrünstigen Gebete. Und horch, da unterbricht ein leiser, klagender Ton die Stille, es ist das Weinen seines Kindes, das den Vater in seinem Gebete stört. O, über den Todesschmerz hat er die Wonne des Lebens vergessen, die sich ihm verheißt in dem erwachenden Dasein eines Kindes! Sieh, da ruht es, das erwachende Leben, in dem Arme der Todten, einer Blüthenknospe, die auf Gräbern sprießt, vergleichbar, sieh, es windet sich, und reckt die Aermchen und die kleinen zarten Händchen dehnen sich und berühren die erkaltende Mutterbrust. Caspar riß das Kind empor an seine Brust und weinte laut!

Das Kindlein aber öffnete die Augen und blickte ruhig und klar empor, und Caspar sagte wehmüthig: schlage Deine Augen nur auf, Du armes Kind, und schaue so still und friedlich empor. Ach, es wird eine Zeit kommen, wo diese Deine Augen nichts sehen werden als Jammer und Noth, welches allein des Armen Theil ist! O Dir wäre besser, Du ruhtest neben Deiner Mutter in der kalten Gruft, und doch — mein Kind, fühle ich schon jetzt eine so mächtige, zärtliche Liebe zu Dir, und bange nach Deinem Leben, doch sollen mir Deine Augen eine Verheißung des Glückes sein, ein Himmel, in den zu schauen, mir Erholung und Lebenszweck sein wird.

Aber, fuhr er fort, und blickte traurig in der Kammer umher, wo lasse ich Dich, mein Kind, welcher Pflege soll ich Dich anvertrauen?

Wer wird Dich kleine Pflanze hegen und Deiner warten daß Du zu einem Baum aufwächst?

Sinnend blickte er vor sich nieder, dann sagte er entschlossen: mein Bruder wird sich sein erbarmen. Nun hüllte er das Kind sorgsam in sein Gewand ein, nickte der Leiche, gleichsam abschiednehmend zu, und verließ die Hütte. Raschen Schrittes wandelte er den Berg empor, bis zu dem kleinen niedrigen Häuschen, im Schatten hoher dichter Linden, wo sein Bruder, der Dorfschulmeister wohnte. Schon in der Ferne vernahm er den Gesang der Kinder, und das heilige Lied von den zarten zitternden Kinderstimmen gesungen, rührte ihn heute, auf sein neugebornes Söhnlein blickend, unendlich. Sein Auge verdunkelte sich in Thränen, und er drückte sein Kind an seine Brust mit unaussprechlichen Gefühlen. Vor der Thüre wartete er, bis da drinnen der Gesang beendet war, dann trat er ein, und noch voll der heiligen Rührung schritt er durch die Reihe der verwundert ihn angaffenden Schulkinder zu seinem Bruder hin. Schweigend legte er das Knäblein in seine Arme, und sagte nur leise: ich bin arm geworden und reich, mein Bruder, denn ich bin ein Witwer und Vater geworden. Meine Armuth muß ich allein tragen, meinen Reichthum sollst Du mit mir theilen.

Mehr vermochte er nicht zu sagen, und wandte sich ab, seine hervorbrechenden Thränen zu verbergen.

Der Schulmeister aber schaute aus seinen sanften stillen Augen hernieder auf das Kind in seinen Armen, und er sagte feierlich: sei willkommen, Du Neugebornes, und möge der Eingang in meine Hütte Dir Segen bedeuten!

Dann winkte er den Kindern, die bis dahin ruhig und still dagesessen, als seien auch sie ergriffen von diesem Augenblick, und sagte: singt, meine Kinder, singt noch einmal Euer frommes Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten.“ Mit diesem frommen Gruß, ihr Kinder, begrüßet das Kind.

Und wie die schwachen zitternden Stimmen nun wieder den heiligen Gesang begannen, und die Sonne dazu so fröhlich durch die kleinen Scheiben schien, da war es Conrad, als flüstre sein Weib ihm zu: „der Armen ist das Himmelreich!“

II.

Auf dem Schlosse des Grafen Elmo, der vor einiger Zeit die reichen Kohlengruben und das daneben gelegene Dorf gekauft hatte, und seit einigen Wochen sein neues Besitzthum bewohnte, war heute zur Feier des Geburtstages der Gräfin ein großes Fest gewesen, selbst der Landesherr hatte es nicht verschmäht das Schloß seines neuen Vasallen mit seiner Gegenwart zu beehren, und von nah und fern waren die Adeligen des Landes herbei geströmt, der reichen schönen Gräfin ihre Glückwünsche darzubringen. Als nach einem glänzenden Bankett die Gäste das Schloß wieder verlassen, saß der junge Graf im eleganten Boudoir neben seiner Gemahlin, deren schöne und jugendliche Züge dennoch jenen scharfen und überall kenntlichen orientalischen Schnitt trugen, an dem man aller Orten die Kinder Israels erkennt.

Eine Pause war im Gespräch eingetreten; Graf Elmo starrte, in Gedanken verloren, vor sich hin, und die Gräfin, ihre Hand, deren Finger von Brillantringen strahlten, auf ihres Gemahls Schulter legend, sagte lächelnd: warum so sinnend, Elmo?

Der Graf blickte auf, und sein finsteres Auge fest auf seiner Gemahlin Antlitz heftend, sagte er mit unterdrückter Heftigkeit: es gefällt mir nicht, daß der Fürst sich so ausschließlich mit Dir beschäftiget. Stets sah ich ihn an Deiner Seite, und es wollte mir scheinen, als blicktest Du, zum Dank für seine Dir zugeflüsterten Worte, ihn zärtlicher an, als es der Gemahlin des Grafen Elmo geziemt.

Die Gräfin erröthete leicht, als sie erwiederte: ich bitte Dich, nur keine Thorheiten, keine Empfindeleien, wie sie höchstens einem bürgerlichen Seladon, nicht aber einem hochgebornen Grafen geziemen.

Dem Grafen geziemt es vor allen Dingen, sagte Graf Elmo heftig, seine gräfliche Ehre zu schützen, und dem Gatten, sich die Liebe seiner Gattin nicht rauben zu lassen.

Ehre, Liebe, unterbrach ihn die Gräfin mit spöttischem Lächeln, welche hochtönende Worte, und doch, welche kleine unwichtige Sache! Der Begriff von Ehre und von Liebe ist sehr relativ, und in der jetzigen Zeit schmilzt Beides zusammen in dem einzigen Wort: Gold! das ist Ehre und Liebe!

Eleonore! rief der Graf aufspringend.

Sie drückte ihn leicht auf seinen Sitz zurück, und fuhr fort: Du willst es bestreiten, und doch bist Du mir grade ein Beweis, daß ich Recht habe! Wären Deine Güter, Dank der Verschwendungssucht Deiner hochgräflichen Mutter, weniger verschuldet gewesen, so würde Deine Ehre Dir schwerlich erlaubt haben, ein Mädchen zu heirathen, das freilich aus einem alten Hause ist, und ihre Ahnen allenfalls bis auf den Schooß Abrahams zurückführen kann, deren Ahnen aber nicht wie die Deinen hochachtbare Raubritter und Wegelagerer waren, sondern demuthsvolle Schacherer und Händler mit den wohlklingenden Namen Isaak, Jacob, Heiman, oder, wenn's hoch kam, Tobias.

Du bist sehr witzig, sagte der Graf mit erzwungenem Lächeln.

Verbunden für die seltne Schmeichelei, erwiederte seine Gemahlin mit spöttischer Verneigung. Im Ernst, Elmo, ich muß jetzt schon lachen, wenn ich daran denke, wie ich mich dermaleinst als würdiges Mitglied unter Deinen Ahnen ausnehmen werde, ich, mit den schwarzen Haaren und Augen und der gebogenen Nase unter diesen wasserblauen Augen und semmelblonden Schönheiten mit der höchst vornehmen Dummheit in ihren durchsichtigen Zügen! — Du mußt mir zugestehen, daß sie eben keine Ehre darein setzen werden, eine getaufte Jüdin in ihren Reihen zu sehen. — Und Liebe, — was ist denn Liebe?

So glaubst Du nicht an meine Liebe? fragte ihr Gemahl.

Sie maß ihn mit einem langen Blick und erwiederte kalt: wir kennen uns, Elmo, und wollen deshalb einander unser wahres Antlitz nicht mit einer Maske verhüllen. Du gabst mir Deine Hand, weil Du meines Geldes bedurftest, ich Dir die Meine, weil ein Grafentitel ein guter Deckmantel ist für eine jüdische Abkunft. Somit wären wir quitt, und nun nichts weiter davon! Störe Du nicht meine Wege, ich werde Dich die Deinen in Frieden ziehen lassen. Nur in Einem müssen wir einig sein, — nämlich in dem, was unsere Kasse betrifft.

Man muß gestehen, Du machst Deiner Abstammung Ehre! sagte der Graf bitter.

Jeder nach seiner Weise, erwiederte die Gräfin ruhig, Du wirfst das Geld hin, als echter Graf, ich sammle es auf, als echte, wenn auch

abgefallene Tochter Israels. Und da wir eben von unsern Ausgaben sprechen, erinnere ich mich, daß mir der Verwalter heute morgen anzeigte, wie unter den Bergleuten eine große Unzufriedenheit und Gährung herrsche. Die Leute scheinen von den Verbesserungssystemen Owens in England gehört zu haben, und wollen einen höhern Lohn ertrotzen!

Sie sollen es nur wagen, die Schurken, rief Graf Elmo zornig, und in diesem Zorn einen Ableiter findend für den Aerger, den das Gespräch mit seiner Gattin ihm bereitet, sie sollen es nur wagen mit ihren unverschämten Bitten mir zu nahen. Nicht einen Heller mehr sollen sie bekommen. Das gemeine Volk muß in Noth und Dürftigkeit erhalten werden, damit es seiner Unterthänigkeit sich bewußt bleibe. Hunger und Sorge, das ist des Arbeiters Triebfeder zur Arbeit, und ein Loos, wie dieser elende Pöbel es verdient.

Die Gräfin legte ihren Arm auf ihres Gemahls Schulter und sagte lachend: Recht, mein Elmo! In Einem mindestens herrscht vollkommene Harmonie zwischen dem Grafen und den Kindern Israels, wir verachten Beide die Armuth! Ja, ja, Armuth ist eine große Schande, pflegte mein Vater zu sagen, ein reicher Schurke wird mehr geachtet und geehrt, als ein armer Ehrenmann. Und je mehr ich die Welt kenne, desto mehr finde ich, daß er Recht hatte, mein Vater Jacob!

Ein Klopfen an der Thür störte sie, und der eintretende Bediente meldete, daß der Grubenfahrer Caspar, aller Einwendungen zum Trotz, durchaus darauf bestehe, den Herrn Grafen zu sprechen.

Der Graf befahl ihn einzulassen, und Caspar kam. Ohne Gruß, ohne Wort lehnte er einen Augenblick an der Eingangsthür; sein Gesicht war bleich, wie der Tod, und seine Augen sprühten Flammen des Zorns unter seinen zusammengezogenen buschigen Brauen hervor.

Der Graf, Caspars Schweigen als ein Zeichen der Verlegenheit deutend, sagte leicht: ah, Ihr kommt wohl, um Euren Glückwunsch darzubringen zu dem Geburtsfest meiner Gemahlin, und Euch dafür ein Trinkgeld zu verdienen! Ich danke Euch für die gute Absicht, — hier der klingende Dank, — und dann geht!

So sprechend reichte er Caspar ein Geldstück dar; dieser nahm es, und mit einer wilden Geberde es zu Boden werfend, daß es klirrend auf dem Fußboden dahin rollte, sagte er mit lauter zorniger Stimme: Geld, und immer Geld, das ist das Zauberwort, mit dem die Mächtigen und Großen die armen Seelen der niedrig Gebornen und Darbenden zu kaufen meinen! Glauben Sie, Graf, es sei eben so leicht, eines Mannes Ehre zu kaufen, als die eines Weibes? Ich komme, um Ihnen Ihren Irrthum zu beweisen! — Dann nach einer Pause fuhr er fort: mein Weib ist heute gestorben, und ich bringe Ihnen hier ein Vermächtniß, das sie Ihnen bestimmte!

Mir? fragte der Graf erbleichend.

Caspar zog eine seidengestrickte gefüllte Börse hervor, und sie dem Grafen hinzeigend, sagte er: ich dächte, dies wäre Ihnen bekannt, und Sie wissen auch, wie es in Besitz meiner Frau kam?

Aber ich begreife nicht — stammelte der Graf.

Seine Gemahlin aber, sich von ihrem Sitz erhebend, sagte mit ironischem Lächeln: ich aber begreife, mein Herr! Ich begreife, daß der Gegenstand dieser Verhandlungen von so zarter Art ist, daß selbst meine Anwesenheit Ihnen dabei lästig erscheinen muß! Vielleicht sagen Sie mir später, wie jene Börse, die ich in einer schwärmerischen Brautlaune Ihnen mit eigenen Händen gearbeitet, in die Hände eines gemeinen Weibes gekommen ist!

Mit einer tiefen ironischen Verbeugung wandte sie sich ab, und verließ das Gemach.

Sie waren jetzt allein mit einander, der Graf und der Bergmann. Mann gegen Mann standen sie einander gegenüber, ihre zornsprühenden Augen fest auf einander gerichtet.

Mein Weib ist gestorben! sagte Caspar endlich leise.

Und was kümmert mich das? fragte Graf Elmo ungeduldig.

Caspar schritt hastig auf ihn zu, und seine Hand auf des Grafen Schulter legend, sagte er mit gewaltiger Stimme: Sie fragen, was Sie das kümmert? Sie, der Sie mein Weib um den Frieden ihrer Seele, um die Ruhe ihres Herzens betrogen haben, Sie, der sie gemordet hat!

Ihr seid unverschämt, rief Graf Elmo zornig, und suchte sich von der gewichtigen Hand, die seine Schulter gepackt hielt, los zu machen. Ihr vergeßt, daß Ihr, der Knecht, mit Eurem Herrn sprecht.

Caspar schüttelte das Haupt, und sagte: in diesem Augenblick handelt es sich nicht darum, wer hier Herr oder Knecht ist! Es handelt sich um die heiligsten Menschenrechte, und als Mann stehe ich dem Manne gegenüber, und frage Sie: warum haben Sie mir das gethan! Warum haben Sie das Weib, das ich liebte, und das mein war, warum haben Sie es verführt zu Ihren Lüsten, und mit Ihrem Gelde das Eigenthum meines Herzens gestohlen!

Pah, sagte der Graf mit mühsamem Lachen, Ihr sprecht sehr hochtrabend für einen Kohlengräber! Daß ich Euer Weib geküßt, weil sie mir gefiel, und sie es mir gewährte, das ist das ganze Unglück! Nicht der Rede werth!

Wie? sagte Caspar höher aufflammend, denkt Ihr Großen und Reichen so gering von Eurer Ehre, daß es Euch gleich ist, ob ein Unverschämter sie in den Koth tritt? Oder meint Ihr, daß nur die Ehre des Armen so unbedeutend sei! O Ihr Uebermüthigen und Stolzen, Ihr wißt nicht, daß inmitten unserer Noth und unseres Elendes das Gefühl der Ehre uns der Balsam ist, der alle unsere Wunden kühlt, daß wir uns erheben an dem Gedanken, die höchste Menschenwürde in uns zu tragen, und als Mensch geboren zu sein, glücklich und frei, wenn auch das Schicksal uns unglücklich und unfrei gemacht! Das wißt Ihr nicht, und weil Ihr es nicht wißt, so greift Ihr mit verbrecherischen Händen auch nach diesem unserm letzten Eigenthum, und tretet es lachend unter Euren Füßen? Ihr bedenkt aber nicht, daß Ihr oft damit einen schlummernden Scorpion weckt, der, ehe Ihr es denkt, Euch vernichtet!

Für solche Scorpionen haben wir unsere Pranger und Gefängnisse! sagte der Graf.

Doch ehe Ihr uns einfangt, werden wir zu stechen wissen! rief Caspar, die geballte Faust drohend erhebend.

Nun so stecht, sagte der Graf mit rauhem Lachen. Jetzt aber geht Eurer Wege!

Nicht eher, bis Ihr gehört, was ich Euch zu sagen habe! rief Caspar wild! Ich bin gekommen, um Euch dieses Geld zurück zu geben, das Ihr meinem Weibe gegeben. O, ihre Thränen haben es beträufelt, und ihre Seufzer sind darüber hingeweht! Arme Sophie, fuhr er fort, und schien die Nähe des Grafen ganz vergessen zu haben, arme Sophie, Dir sei vergeben, Du sündigtest aus Liebe! Ja, Graf, sagte er dann laut, ja, aus Liebe hat sie gesündiget, aus Liebe zu mir! An mich dachte sie, als sie sich Euch ergab, an meine langen zerquälten mühevollen Arbeitstage, und an den elenden Lohn, den Ihr Euren Arbeitern, die Euch reich machen, zahlt, und als sie dies dachte, da durchzuckte sie der Wunsch, mich glücklich zu machen. Ach, in ihrem zerdrückten Herzen glaubte sie, das Glück sei eins mit dem Golde. Mich wollte sie glücklich machen, so ward sie Euer! Und Gott vergebe ihr ihren Irrthum!

Ich glaube, Ihr täuscht Euch sehr in Euren romanhaften Ansichten! sagte der Graf.

Caspar zog ein Papier hervor, auf dem mit kaum leserlichen Schriftzügen einige Zeilen geschrieben standen, und erwiederte: eine Sterbende lügt nicht, und diese Zeilen hat sie geschrieben, als sie schon den Tod sich nahe fühlte! Ich fand sie, als sie schon gestorben, und so habt Ihr mich auch um den letzten Trost, den reinen Schmerz betrogen. O Ihr Großen und Reichen, Ihr habt uns Alles genommen, was das Leben Schönes gewährt, Euer ist Lust und Freude, Euer ist was Ihr begehrt und mit Euren Händen erfassen könnt, Euer ist das Glück! O warum laßt Ihr uns aber nicht mindestens im Besitz dessen, was des Armen Theil, sein einziges Eigenthum ist, das Unglück? Warum müßt Ihr auch dieses noch trüben, warum gießt Ihr in unser Unglück auch den bittern Wermuthsbecher der Schmach, und entweiht und entheiligt so auch noch das einzige Erbtheil der Armuth! Das Leben des Armen ist eine fortgesetzte Kette von Elend und Noth, laßt sie ihn schleppen, diese Kette, und wenn sie sich Tag um Tag in seine Glieder reibt, so wird sie in dieser Reibung am Ende seiner Tage glänzen, wie reines Silber, und so ein Schmuck werden, mit welchem der Arme am jüngsten Tage aufersteht, und vor Euch Schmucklosen den Vorrang gewinnt. Laßt ihn seine Kette schleppen, aber besudelt sie nicht! Ihr habt die

meine besudelt, und es wird ein Tag kommen, wo ich Euch dafür zur Rechenschaft fordere. — Wehe Ihnen, Graf! — Der Graf schreckte zusammen vor dem furchtbaren Ton, mit dem er diese letzten Worte sprach, und Caspar, es bemerkend, sagte mit grausamem Lachen: Ihr zittert, Graf! Wohl, es ist heute das erste Mal! Aber bei Gott, es soll nicht das letzte Mal gewesen sein! —

Drohend hob er den Arm, dann wandte er sich um, und schritt langsam aus der Thür. Der Graf machte keine Versuche ihn aufzuhalten, und ungehindert verließ Caspar das Schloß. —

Die vier Stunden, die ihm der Steiger bewilligt, waren abgelaufen, und Caspar fuhr wieder hinab zu Schacht. Hastig durcheilte er die langen Gänge, deren Dunkel und Kühle ihn heute bei seiner eignen Gluth so wohlthuend däuchte, und trat in die große Halle, wo die Bergleute eben ihr kärgliches Mahl verzehrten. Einige Grubenlichter waren an den Wänden aufgehangen, und beleuchteten matt die schwarzen Kohlenwände und die durchfurchten Gesichter der Bergleute, die in der Mitte der Halle, um den großen schwarzen Strebepfeiler, der die Decke trug, gelagert waren.

Alle erhoben sich, als Caspar eintrat, denn sie hatten schon von seinem Verlust gehört, und der Arme, mehr als jeder Andre, theilt den Schmerz und die Sorgen des Armen. Mit mitleidigen Blicken, aber stumm, reichten sie ihm ihre Hände dar. Caspar drückte sie fest in den seinen, und sagte feierlich: von heute an bin ich der Eure! Ihr könnt auf mich zählen!

Ein freudiges Gemurmel durchlief die Versammelten. Dann löschten sie sorgfältig die Lampen bis auf Eine, und sich in die fernste Ecke der Halle zurückziehend, flüsterten sie lange und angelegentlich mit einander.

III.

Früh, und lange ehe die Sonne herauf war, verließ Caspar des andern Tages die Hütte, in welcher er neben der Leiche seines Weibes geschlafen, und stieg den Berg hinauf zu der Wohnung seines Bruders. Oft aber blieb er stehen, das halb noch verhüllte Thal zu seinen Füßen zu

betrachten, und die Schönheiten der Natur zu gewahren, für die er nie ein so offenes Auge gehabt, wie heute, wo sein Gemüth von so vielfachen Empfindungen bestürmt und erweicht ward. Still war es im Thal und auf der blumigen Wiese daneben; nur zuweilen trug der Wind aus den dunkeln Fichtenwäldern, welche die hohen kegelförmigen Berge ringsumher bis auf den Gipfel bekränzten, ein leises Rauschen und Klingen herüber, das hie und da zu mächtigern, gewaltigern Tönen anschwellend, dann wieder ausklingend in sanftem, melodischem Geflüster, wie das Wechsellied einer Orgel oder Aeolsharfe ertönte. Ein rauschender Waldbach stürzte lustig von der dunkeln Waldeshöhe hernieder und durchplätscherte das Thal, die kleine Wiese trennend von dem großen Dorfe, das auf der andern Seite des Baches hingelagert war, und dessen einzelne Hütten sich an den Berg lehnten, auf welchem Caspar stand, sein Auge trunken von der halbverhüllten Schönheit um ihn her, die Brust geschwellt von andächtigen Gefühlen, die inmitten dieses Gottesfriedens der Schöpfung in ihm erwachten, und eine tiefe, unermeßliche Rührung in ihm erzeugten. Die Bande, die ihn sonst an die Niedrigkeit und Dienstbarkeit des Lebens gefesselt hielten, schienen wie abgefallen von seiner stolz emporgerichteten Gestalt. Der Morgenwind, der seine Wange fächelte, schien einen neuen Athem in seine Brust zu strömen, den Lebensathem der Freiheit; sein Haupt war stolz emporgerichtet, sein Auge blitzte in kühnem, erhabenem Muthe. Ein freier Mensch fühlte er sich inmitten der freien Natur, Arbeit und Sorge, Elend und Mühe, Entbehrung und Noth lagen, ein verächtliches Nichts, tief unten zu seinen Füßen, — die reine Luft des Berges hatte seine Brust rein gefächelt von diesen unreinen Dingen der niedern Erde; er fühlte sich den Bergen verwandt, die rings ihn umgaben, so nahe, als dürfe er nur die Hand ausstrecken sie zu erfassen, er fühlte sich eins mit der Natur, — sein war das Lächeln der Natur, sein der Wonnehauch der Schöpfung, und er breitete die Arme aus und rief: ha, ich bin frei! Wo sind die Bande, die meine markigen Arme fesselten, wo sind die Sorgen, die meine Brust belasteten! Ach, ich fühle meine Brust sich dehnen im Freiheitsgefühl, fühle meine Sehnen sich stählen in der Bergesluft, die mich frei macht von Zwang und Fessel! O, ich bin frei! frei!

Die Sonne war indeß heraufgekommen, und schaute über die Spitzen der Berge hernieder in das Thal. Wie Caspar entzückt hinunter blickte auf die nun sonnige Wiese, wie er trunken ward von jedem Thautropfen, in dem die Sonne sich spiegelte, von jedem Flöten eines erwachenden Vögleins, von dem Glitzern und Plätschern des vom Sonnenglanz vergoldeten Baches, wie das Fächeln der Luft ihn begeisterte, und das Rauschen in den Bäumen ihm ein Jubellied der Freiheit war, wie er wonnetrunken sich wiederholte: o, ich bin frei! frei in der Natur, frei in mir selber! da fiel sein Auge auf einen dunkeln Punct jenseits der Wiese am Fuß des Berges! Dieser Punct, das ist der Eingang zum Schacht des Kohlenbergwerks, das ist die Pforte, die ihn wieder trennen wird von der Welt und der Freiheit, die aus dem Menschen einen Sclaven seiner Armuth machen wird. Und Caspar senkte sein Haupt auf seine Brust und seufzte tief. Die Pforten des Paradieses schlossen sich hinter ihm, — aber nicht ein Engel war es, der ihn aus demselben vertrieben, sondern die harte Nothwendigkeit des Lebens, die mit Donnerruf zu ihm gesprochen: „unter dem Schweiß Deines Angesichtes sollst Du Dein Brod essen!" — Caspar wandte sich und stieg langsam den Berg empor.

Er hatte noch nicht die einsame Schulmeisterwohnung erreicht, als die sanfte Stimme seines Bruders ihm einen Morgengruß entgegenrief, und dieser selbst, einen großen Strauß Blumen in der Hand, aus dem Gebüsche trat. Die Brüder drückten sich innig die Hände, und wandelten schweigend bis zu der Hütte hin, sich auf der hölzernen Bank unter dem Fenster niederzulassen.

Was macht mein Kind? fragte Caspar nach einer Pause.

Es schläft ruhig und still, erwiederte sein Bruder Heinrich. Ich tränkte es gestern Abend mit frischer Ziegenmilch, und auch die Nacht, wenn es erwachte. Es ist ein liebes herziges Kind, und ich fühle schon, wie seine Pflege mir Glück und Freude bringen wird.

Du bist so gut! sagte Caspar innig, und drückte des Bruders Hand. Dann nach kurzem Stillschweigen fuhr er fort: aber die Guten sollen ja auch glücklich sein. Bist Du denn glücklich?

Heinrich sah ihn mit milden wehmüthigen Blicken an, und erwiederte sanft: ich bin zufrieden, Caspar, und ich glaube, das ist mehr als Glück! Ich weiß wohl, daß das Glück etwas Anderes und Schöneres sein mag, ich weiß aber auch, daß dies den Armen verschlossen ist, und ich danke Gott, daß ich dies weiß. Früher, mein Bruder, da war es anders, da war ich so stolz zu glauben, daß jeder Mensch zum Glück berufen sei, daß es nur auf den Willen ankomme, es zu ergreifen, um es auch zu besitzen, daß ein Mensch wie der Andere die Berufung zur Lebensfreude in sich trage.

Und das glaubst Du jetzt nicht mehr? unterbrach ihn Caspar rasch.

Heinrich wiegte verneinend das Haupt, und erwiederte sanft: nein, ich glaube es nicht mehr! Und dies verdanke ich der Natur, die überall mein Lehrmeister ist. Blicke doch umher, mein Bruder, sieh dort die hohen stolzen Bäume, wie schön die Sonne sie bescheint, und ihre vollen Gipfel vergoldet mit ihrem Glanz und ihrer Gluth, sie leben in Herrlichkeit und Pracht, diese Bäume, und der Königin Sonne am nächsten genießen sie am meisten ihre Gunst und ihre Wohlthaten. Und nun, mein Bruder, sieh diese Blumen, die dort am Fuß dieser Bäume stehen unter dem dichten Gerank ihrer Zweige. Kein Strahl der Sonne dringt zu ihnen hin, kein einziger reiner Hauch der Luft durchfächelt sie; verborgen stehen sie und unbeachtet, und des Wanderers Fuß wird sie zertreten. Ein Sturm aber kann kommen, und die Baumgipfel zerbrechen, ein Blitz ihre Krone zerstören, das niedrige Blümlein ist gesichert gegen Beides. So ist es mit den Menschen und ihrer verschiedenen Bestimmung. Die Reichen und Vornehmen sind wie diese Bäume, die Armen und Niedrigen wie diese Blümlein, denen keine Sonne scheint, wie den Armen kein Glück. Ich glaube aber nicht, daß Gott sie deshalb weniger liebt, und in dieser Zuversicht lebe ich meine beschatteten Tage dahin, und verlange nicht mehr nach Sonnenschein. In dieser Zuversicht erhebe ich mich morgens von meinem Lager, ordne mein kleines Stübchen, gehe und melke meine Ziege, und lehre Tag um Tag die Schulkinder die Buchstaben und Zahlen erkennen.

Um für diese saure Mühe, unterbrach ihn sein Bruder, am Ende des Vierteljahrs die spärlichen paar Dreier von den Eltern mit Murren und Schelten hingeworfen zu bekommen.

Es ist wahr, sagte Heinrich wehmüthig, sie geben mir diesen sauer verdienten Lohn oft auf eine sehr rauhe Weise, weil sie glauben, daß Buchstaben und Lesen lehren eine so gar leichte Arbeit sei, bei denen man sich gar nicht anstrengen darf, aber, mein Bruder, sie wissen es nicht besser, und darum darf man ihnen nicht zürnen. Und dann, — Manche sind doch auch dankbar von den Kindern und erkennen es wohl, welche Mühe ich für sie verwende. Und das sind wohl schöne Stunden, wenn so ein Kind bei seinem Abgang aus der Schule mit Thränen in den Augen mir seine Hand reicht und kaum seine schlichten Worte des Dankes zu stammeln vermag.

Um Dich nachher für immer zu vergessen! rief Caspar.

Wer und was würde hienieden nicht vergessen, Caspar. Nein, ich will nicht undankbar sein! Meine lieben Blumen hier, die vergessen mich nie, die blühen mir alle Tage neu, und wenn ich komme, sie zu pflücken, scheint es mir oft, als lächelten sie mir schon entgegen. — Ach, und dann, Caspar, welcher Reiche kann die Freude des Armen ermessen, wenn er nach einem langen, arbeitsvollen Tage, sich ausstreckt auf sein Lager, wenn er seine Glieder, die zusammengedrückt waren unter des Tages Last, dehnt und zieht, daß sie wieder die Glieder eines freien Menschen werden, und wenn er dann in einen so schönen, glückseligen, traumlosen Schlummer sinkt. Siehst Du, das kennen die Reichen wieder nicht, und so haben wir auch unsere Freuden, die ihnen fremd sind! — Ach aber, fuhr er fort, und schaute Caspar voll wehmüthiger Liebe an, für Dich wünschte ich wohl ein anderes, höheres Loos. Du warst zu Besserem berufen, als mit Deinen freien, kräftigen Armen unter der Erde zu wühlen, Du, der Du zu Allem Geschick und Anlage von der Natur empfangen.

Was nützen mir Anlagen und Talente, sagte Caspar mit grimmen Lachen, mir, dem Armen! Das ist ja eben der Fluch des Armen, daß er gefesselt ist an die Scholle, auf der er geboren ist, und auf der alle seine Geisteskräfte verdorren und versinken werden, daß seine Talente

versteinern und verstarren gleich jenen Pflanzen, die wir so oft in den Kohlenschichten finden, und die nur noch wie eine Zeichnung erscheinen von dem, was sie einst wirklich waren! — Ich muß Dir sagen, Heinrich, meine Hoffnungen sind gestorben, und meine Kräfte ermattet. Ich glaube nicht mehr an eine Aenderung meines Schicksals, ich glaube nicht mehr, daß unser Bruder zurückkehrt!

Also hofftest Du noch immer auf diesen vor langen, langen Jahren verkauften Bruder, von dem wir nie wieder eine Kunde erhalten, ja, von dem wir nicht einmal wissen, ob er noch am Leben sei!

Ich hoffte auf ihn, erwiederte Caspar, ja, mehr noch, ich habe oft zu ihm gebetet, und mit gerungenen Händen zu ihm gefleht, um seine Wiederkehr. Und dann konnte ich mich ganz versenken in diese Gedanken, dann schwebte er mir wie ein Engel heran mit goldigen Flügeln und einem göttlichen Lächeln, um mich aus diesem Fegefeuer der Armen in das Paradies der Reichen zu führen! Ich kenne ihn nicht, diesen verlornen Bruder, und doch hänge ich an ihm mit einer inbrünstigen Liebe, für die ich keinen Ausdruck weiß; o glaube mir, Heinrich, er wird kommen, und er wird uns Freiheit und Glück bringen!

Armer Bruder! seufzte Heinrich leise. Einen Augenblick schwiegen Beide, dann erhob sich Caspar rasch, denn unten im Thal begann die Glocke zu läuten, welche die Bergleute zum Einfahren in den Stollen rief; leise schlich er in die Hütte, sein schlummerndes Kindlein zu küssen, dann drückte er seinem Bruder die Hand, und sagte geheimnißvoll: es ist heute ein wichtiger Tag, und Du wirst von mir hören!

Ehe Heinrich Zeit gewann zu einer Frage, hatte Caspar ihn schon verlassen, und eilte den Berg hinab, um mit den Knappen einzufahren.

IV.

Am Abend dieses Tages herrschte in den Gruben ein eignes geheimnißvolles Treiben. Die sonst so fleißigen Bergleute sah man jetzt in einzelnen Gruppen mit einander stehen, und gar geheimnißvoll mit einander flüstern, keine beladenen Hunde rollten zu Tage, keine Wagen donnerten oben kohlenbelastet durch den Schacht, und keiner von der

Belegschaft fuhr vor Ort, einen Stollen zu belegen. Die Lampen an ihren Häuptern beleuchteten der Bergleute unruhige, gespannte Mienen, und ihre Augen hafteten erwartungsvoll auf den langen Gang. Sie schienen von dorther etwas zu erwarten, und wirklich zeigten sich auch dort bald einige herannahende Grubenlichter, und befreundete Stimmen riefen ein Glück auf! das von den Lauschenden mit lautem Jubelruf erwiedert ward. Immer näher und näher kamen die Lichter, und jetzt ward Caspar's Antlitz erkennbar, der mit einigen von der Belegschaft eilig daher gerannt kam!

Es ist geglückt, der Steiger ist eingefangen! rief Caspar.

Und wo, wo habt Ihr ihn? war die allgemeine Frage.

Wir lockten ihn in den querschlägigen Gang, wo wir erst vor acht Tagen einen neuen Stollen angesetzt, sagte Caspar eilig, dort banden wir ihn an dem hölzernen Stützpfeiler fest, trotz seines Schreiens und Rufens. Wir sagten ihm auch, was wir beabsichtigten, und er fluchte und schimpfte ganz mörderlich.

Wieder zeigte sich hinten am Gange ein Grubenlicht, und ein anderer Bergmann kam eilig daher gerannt: eilt, eilt! Jetzt ist's an der Zeit! Die Gräfin mit allen Dienern hat so eben das Schloß verlassen, und der Graf mit seinem Kammerdiener ist allein zurück geblieben; in einer Stunde will er auch das Schloß verlassen, und mit dem Tilbury auf das Gut des Nachbars fahren!

Nun denn, mit Gott! rief Caspar, so laßt uns ziehen, die Stunde der Vergeltung ist gekommen!

Ja, sie ist gekommen, brüllte die Mannschaft, und sich ordnend in Reih und Glied, zogen sie, geführt von Caspar, unter lautem Hurrahruf und Jubelgeschrei den Gang dahin. Und Hurrahrufen und Jubelgeschrei empfing sie, als sie zu Tage kamen, und hier am Ausgang des Stollens wurden sie von den Invaliden der Belegschaft empfangen. Da waren rüstige Männer, denen beide Beine fehlten, und die sich mühsam auf zwei Krücken daher geschleppt hatten, Greise mit leeren Augenhöhlen, und Jünglinge denen die Hände, oder oft beide Arme fehlten; alle diese Gesichter waren bleich und ermattet von Elend und Noth, schmutzige Lumpen hingen auf ihren dürren Gliedern, und das lange strup-

pige Kopf- und Barthaar vermehrte noch ihr elendes, verwildertes Aussehn.

Seid Ihr Alle da, meine Brüder? fragte Caspar laut.

Alle da! war die brüllende Antwort.

Nun so laßt uns ziehen, aber, merkt es Euch, ordentlich und gesittet in Reih und Glied wollen wir vor den Grafen treten; wir wollen uns unser gutes Recht erzwingen, aber nicht Räubern und Dieben gleich auf Beute ausgehn!

Ja, unser Recht, unser Recht wollen wir! schrieen Alle.

So verlöscht die Lampen, und laßt uns geräuschlos unsern Marsch antreten.

In einem Moment waren die Lichter verlöscht, und die Schwärze der Nacht schien nach der vorhergehenden Helle nur noch dichter und undurchdringlicher. —

Schweigend zogen sie so durch die Stille dahin, und ihre tactmäßigen Schritte fanden in den Bergen umher ein lautes schauerliches Echo. Jetzt hatten sie das Schloß erreicht. Nur zwei Fenster des großen Gebäudes waren erleuchtet, und Grabesruhe herrschte ringsumher. Das große Eingangsthor war offen, und sie traten ein. — Nun leise, leise die Stiegen hinauf, durch den Vorsaal, und jetzt flog die Thüre auf, und mit einem furchtbaren Jubelgeschrei drängten sich Alle in das Gemach, in dem Graf Elmo einsam an seinem Schreibtische saß.

Er fuhr empor und erbleichte, als er die wilden und frohlockenden Gesichter sah, diese hohen muskelkräftigen Gestalten, die in ihren schwarzen Gewändern mit dem Leder umgürtet, wie Boten der Unterwelt, plötzlich wie aus der Erde gewachsen, vor ihm standen.

Was wollt Ihr, elende, aufrührerische Leute? rief der Graf, zornflammend.

Hört, er schimpft uns noch! riefen Einige aus der Menge.

Das soll er büßen! brüllten Andere.

Und schon drängte die Masse heran mit drohend geballten Fäusten und wilden Flüchen; da gebot Caspar's mächtige Stimme: Ruhe, Ruhe, meine Freunde! — Dem Befehle ihres Bruders gehorchend, verstummte die Masse, und jetzt trat Caspar, stolz und hochaufgerichtet, aus der

Reihe seiner Brüder hervor, und dicht vor den Grafen tretend, schaute er ihn lange mit zornigen und verachtenden Blicken an.

Was wollt Ihr? fragte der Graf stolz und streng.

Und Caspar erwiederte feierlich: wir wollen unser gutes Recht!

Ja, unser gutes Recht! schrieen die Andern.

Was wir heute Morgen durch eine Deputation aus unserer Mitte mit Bitten zu erlangen gedachten, wollen wir jetzt uns erzwingen! Den Arbeitslohn sollt Ihr erhöhen, Graf, — wir wollen nicht mehr um diese elenden paar Kreuzer Tag um Tag in Euren Bergwerken unsere besten Kräfte opfern, und unsere Arme lahm wühlen in den Schätzen, die wir für Euch an das Tageslicht schaffen, und an denen das Mark unseres Lebens haftet.

Nun so verlaßt meine Gruben, rief der Graf ungeduldig, wenn Euch der Arbeitslohn zu niedrig ist.

Dann wären wir brodlos, sagte Caspar fest, und könnten als Männer auf den Heerstraßen betteln gehn, während wir als Jünglinge in Eurem Dienste unsere Kräfte geopfert. Wir wollen arbeiten, aber wir wollen auch einen angemessenen Lohn unserer Arbeit sehen. Millionen werden Euer durch unsre Mühe, — gebt uns davon nur ein geringes Theil, und wir werden zufrieden sein. Wir verlangen ja nicht, daß Ihr mit uns theilen sollt, was wir Euch verdienen, wir wollen nur gerechten Lohn! Es ist aber ungerecht, Menschen, Thieren gleich, in das Joch zu spannen, und ihnen kaum dafür zu geben, wovon sie ihr elendes Leben fristen können. O nein, Thiere haben es noch besser bei Euch, wie der Mensch. Ihr pflegt das Thier, das Euch gehört, und seid wohl bedacht, es zu schonen und nicht zu überarbeiten, damit es Euch erhalten bleibe, und Ihr beklagt es, wenn das Thier Euch stirbt. Was liegt Euch aber daran, ob Menschen unter Qual und Elend für Euch sich abmühen, bis sie endlich todesmatt, mit ausgedörrten Gliedern zusammensinken! Was liegt daran, ob die Last der Arbeit sie erdrückt, und sie sterben! Was liegt an dem Leben eines Menschen, eines Arbeiters? Ach, es giebt so viele Arme, und Menschen sind so leicht durch Menschen zu ersetzen. Das sterbende Roß in Eurem Stalle macht Euch traurig und still, an dem sterbenden Arbeiter aber, der doch für Euch

stirbt, der doch ein Mensch ist, wie Ihr, an diesem geht Ihr kalt und theilnahmlos vorüber, und befehlt nur Euren Aufsehern einen neuen Menschen zu suchen, daß auch dieser sich zerarbeite in Eurem Dienst. Seht, fuhr er fort, und führte die Verstümmelten und Blinden näher heran zu dem Sessel, auf welchem der Graf mit trotzigen, verhärteten Mienen saß, seht sie an, diese Armen, seht ihre erloschenen Augen, ihre zerschlagenen Glieder. In Eurem Dienste sind sie verstümmelt, in Euren Gruben haben die schlagenden Wetter sie ihrer Glieder beraubt, seht diese leeren Augenhöhlen, das Feuer Eurer Gruben hat sie leer gebrannt, diesen Rumpf ohne Beine, dasselbe Feuer hat ihn zerschellt und zu einem Krüppel gemacht, und hier diesen Blödsinnigen, dem die bösen Wetter das Gehirn ausgedörrt! Seht diese Alle, sie sind für Euch unglücklich und verstümmelt, für Euch! Und Ihr gebt ihnen nicht einmal ,wovon sie ihr Leben fristen können, Ihr laßt sie betteln gehen, nun da sie nicht mehr arbeiten können, während sie doch für Euch gearbeitet, so lange sie vermochten. Euer Roß aber bäumt sich und schleudert Euch von seinem Rücken, wenn Ihr ihm zu lange die Sporen in die Weichen drückt, und weil Ihr uns denn haltet wie die Thiere, so wollen wir auch sein wie diese, und wollen uns hoch aufbäumen, und weit von uns schleudern die Last, welche Ihr uns auferlegt habt. Und darum sind wir gekommen, von Euch unser Recht zu fordern, welches ist ein angemessener Lohn für unsere schwere und gefahrvolle Mühe.

Ich gebe, was jeder Andere auch seinen Bergleuten giebt, sagte der Graf, und es soll Euch nicht gelingen, mehr von mir zu ertrotzen!

Besinnt Euch! rief Caspar drohend, und alle Knappen riefen es nach mit furchtbarer Stimme: besinnt Euch!

Es bleibt, so wie ich sagte, schrie der Graf, nicht einen Kreuzer mehr Euch bellenden, tollen Hunden!

Hunden! Ihr scheltet uns Hunde! brüllte die Masse, und drängte sich näher heran, die geballten Fäuste dem Grafen entgegen haltend.

Zurück, donnerte der Graf, wenn Ihr nicht wollt, daß ein fürchterliches Strafgericht Euch ereile!

Fürchte Du selber das Strafgericht, das in dieser Stunde Dich ereilen wird, sagte Caspar mit wuthknirschenden Zähnen, und packte mit

seinen starken Armen des Grafen Schulter. Ich habe Dir gesagt, daß ich mich rächen würde, und jetzt ist die Stunde der Rache gekommen! — Zum letzten Male vernimm meine Frage: Willst Du menschlich sein mit Deinen Arbeitern? Willst Du ihren Lohn erhöhen, und ihnen geben, was ihnen zukommt?

Um Euch zu bestärken in Eurem Uebermuth? fragte der Graf mit ironischem Lachen, um Euch Elende glauben zu machen, daß Ihr Recht habt? Welch ein Thor müßte ich sein!

So wollt Ihr nicht! brüllte der Haufe.

Nein, ich will nicht! Der Arme muß arm bleiben, das ist sein Schicksal!

Ein einziger Schrei der Wuth ertönte von den Lippen der Männer, dann umringten sie Alle mit flammenden Gesichtern und blitzenden Augen den Grafen, und Caspar rief: er hat sich selber sein Urtheil gesprochen! Mag er denn seine Strafe empfangen!

Zurück! sage ich, donnerte der Graf, als Caspar's nervigte Arme sich ausstreckten ihn zu packen.

Ein brausendes Gelächter war die Antwort.

Er will uns noch gebieten! riefen sie, noch übermüthig sein.

Hinunter mit ihm in die Gruben! schrieen Andere.

Da soll er lernen einen neuen Stollen ansetzen! lachte ein Dritter.

Und den bösen Wettern trotzen! rief ein Vierter.

Und nun streckten alle Arme sich aus nach dem Grafen, nun, in einem Momente war er umzingelt und zu Boden geworfen, dann empor gehoben auf die Schultern der Männer mit einem Jubelgeschrei, wie es in der Hölle ertönen mag.

Ordnet Euch! und laßt uns wieder zu Stollen fahren! befahl Caspar. Schnell ward seinem Befehl gehorcht, nachdem dem laut scheltenden und drohenden Grafen mit einem um den Mund gewundenen Tuch Ruhe abgezwungen, und geräuschlos, wie er gekommen, bewegte sich der Zug der Bergleute wieder durch das Thal zum Stollen hin.

Als es aber wieder stille geworden im Schlosse, schlüpfte durch eine kleine verborgene Tapetenthür der alte Kammerdiener des Grafen in das nun lautlose Gemach, das vorher so tumultuarische Scenen gesehn. Er

sprang zum Fenster und lehnte sich weit hinaus in die Nacht, in deren Stille man in der Ferne die Tritte der Bergleute sich verlieren hörte, dann brach er in ein lautes Lachen aus, und sagte: also der Herr Graf soll ein Bergmann werden! Soll zu Schacht fahren! Vortrefflich! Und dreimal vortrefflich, daß ich diesen Schuften entgangen bin. — Was ist aber nun zu thun? fragte er sich selbst nach einer Pause. Den Tilbury besteigen, und eiligst zum nahen Grenzstädtchen fahren, dort eine Anzeige machen, und das Militair, was dort in Garnison liegt, hieher marschiren lassen, den Grafen zu befreien? Das wäre allerdings das Nächste und Edelmüthigste, doch ich fürchte, es bringt viel Dank, aber wenig Profit. Und Profit, das ist die Losung! Ha, da kommt mir ein guter Plan, fuhr er nach einer Pause des Nachdenkens fort, und bei diesem muß auf jeden Fall viel Profit herauskommen! Entweder die Gräfin Mutter muß zahlen, oder ich verrathe die ganze Historie den Herrn Lehnsvettern. So lange aber, bis ich die Residenz erreicht habe, mag der Herr Graf ruhig und ungehindert in seinen unterirdischen Besitzungen verweilen!

So sprechend stieg der verschmitzte schlaue Diener hinunter in den Hof, und ein Roß besteigend, trabte er bald die Straße nach der fernen Residenz dahin.

V.

Der verwegene Racheplan der Bergleute war also gelungen, und Graf Elmo gefangen in die Grube gebracht. Sie hatten dabei wenig an die Folgen, oder an die Nützlichkeit ihres Planes gedacht, und wenn sie die erstern wenig zu fürchten hatten, da wohl eine geraume Zeit vergehen konnte, ehe die Kunde dieser That aus dem engen und einsamen Felsenthal in die Welt gelangt, so war ihnen die letztere noch gleichgültiger. Sie hatten doch mindestens so ihren Rachedurst gekühlt, — auch meinten sie, dieser Aufenthalt im Stollen sollte für immer den Starrsinn des Grafen brechen, und ihn zur Erfüllung ihrer Wünsche und Begehren geneigt machen.

Vierzehn Tage, hatte Caspar gesagt, wollen wir ihn in dem neu angesetzten Stollen lassen. Das sei seine Strafe und seine Buße.

Dann aber wollen wir ihn wieder fragen, ob er unsern Arbeitslohn erhöhen, ob er sich der Verstümmelten und Unfähigen erbarmen will, und wenn er es zusagt, — nun dann mag er wieder hinaufsteigen in sein Schloß und unser Herr sein. —

Der Steiger ward befreit, und mußte schwören, wenn ihm sein Leben lieb, nichts zu verrathen, was hier in den Gruben geschehen, und so ging von nun an Alles seinen ruhigen und gleichmäßigen Gang. Die belasteten Hunde fuhren in den Gängen, die Wagen eilten zu Tage, und die Mannschaft arbeitete rüstig und unverdrossen.

Fern aber auf der abgelegensten Seite des Stollens, in dem Theile, der seit lange in Fristen gelegen, und der jetzt, weil man dort kürzlich ein neues Flötz erschürft hatte, wiederum in Betrieb genommen worden war, fern in diesem Stollen, war Graf Elmo einsam und allein. Kein Geräusch, kein Ton, der ihm die Nähe eines lebenden Wesens verkündete, erreichte sein Ohr, nur alltäglich einmal kam Caspar, um ihm schweigend und stumm sein reichliches, aber schlechtes Mahl zu bringen, und neues Oel in die Lampe zu gießen, die an der Wand aufgehängt war. Anfangs hatte der Graf in trotziger Wuth die langen, langen Stunden unbeweglich und regungslos da gesessen, entschlossen auch nicht einen Bissen jener gemeinen Speisen zu sich zu nehmen, deren Duft schon ihm Widerwillen erregte. Aber der Hunger! Dieses plebejische Gefühl, es kam, um den hochgebornen Grafen zum ersten Male an seine irdische Natur, die eins sei mit der des Bettlers, zu erinnern. Wie lange der Graf sich auch gesträubt in seinem stolzen Sinn, das Bedürfniß der Natur siegte, und er streckte die vom Hunger erschlafften Arme nach den längst schon erkalteten Speisen aus und genoß sie mit einem Appetite, wie er ihn nie zuvor an schwelgerischer und reichbesetzter Tafel empfunden. Dann sank er wieder zurück in sein träumerisches Hinstarren. Aber die langen, unermeßlich langen Stunden, die Einsamkeit, die Oede um ihn her! Wie schwarz, wie grabesdunkel diese Wände, dieser Gang hinunter, an dessen Ende die wohlverschlossene Thüre ihn von Welt und Menschen trennte. Und zuletzt, zuletzt sterben die Gedanken in ihm, und eine vernichtende Langeweile erfaßt ihn, eine Langeweile, die ihm den Tod als die letzte, die einzigste Rettung erscheinen

läßt! Sieh, da fällt sein wild umher rollendes Auge auf die Bergmannshacke, die von der Lampe bestrahlt am Boden liegt, und die er anfangs verächtlich mit dem Fuß von sich gestoßen. Jetzt, mit einem Freudenruf, greift er nach der Hacke und dem Stemmeisen, und wendet sich mit Beiden zu jener Seite, wo der Stollen angesetzt ist, und wo glitzernde Kohlen ihm entgegenwinken. Der Graf hat nun die Arbeit als einen Segen erkannt, und schämt sich nicht mehr seine Hände zu gebrauchen zur Arbeit. Aber wo die Lampe befestigen, daß sie ihm leuchte zu seinem Werk, von dem er sich jetzt schon Zerstreuung und Freude verspricht? Da fällt sein suchendes Auge auf den Bergmannsanzug, den Caspar schweigend ihm hingelegt, und den er in wildem Zorn mit den Füßen gestampft hat, — und, Caspar in seinem Herzen dankend, greift er nach dem schwarzen Ueberwurf, gürtet das Leder um seine Hüften, und drückt die schwarze Mütze auf sein Haar, die Lampe daran zu befestigen. Der Nutzen hat des Grafen Widerwillen besiegt, und zum ersten Male hat er erkannt, daß der Nutzen der Herrscher der Welt ist! — Nun ist sein Anzug vollendet, und der sonst so stolze Graf lächelt fröhlich dazu und freut sich seines Werks. Er schwingt die Hacke auf seine Schulter, nimmt das Stemmeisen, und geht an die Arbeit. Jetzt hallen durch die Stille seine lauten Hammerschläge, — der Graf arbeitet, und er empfindet die Wohlthat der Arbeit. Es ist ihm, als lebe es um ihn her, in sich selber auch fühlt er neu erwachendes Leben, fühlt Drang zur That, Begierde des Schaffens. Stunde nach Stunde vergeht in rastloser Thätigkeit, große Schweißtropfen treten auf seine Stirn, — der Graf arbeitet im Schweiß seines Angesichtes, und er lächelt dazu. — Dann, als er lange gearbeitet hat, sinkt er nieder auf das Strohlager in der Ecke, das ihm jetzt gar weich und bequem dünkt, und bald umfängt ihn ein tiefer und traumloser Schlaf, wie er ihn nie zuvor so erquicklich und stärkend geschlafen!

Tage waren vergangen, und das Gleichmäßige und Eintönige seiner Arbeit begann den Grafen zu ermüden, als eine köstliche und schöne Entdeckung seinen einsamen Tagen neuen Reiz verlieh, und seinem Geiste neue Nahrung. Mit dem Stemmeisen war es ihm gelungen, ein großes Stück Kohle, ohne es zu zerschlagen, abzulösen. Seines Werkes

froh, beugte er sich über das abgelöste Stück, die schöne Kohle zu betrachten, da bemerkte sein scharfes Auge auf dem schwarzen Grunde glänzende schwarze Contouren, — jetzt erkannte er die Formen reiner und bestimmter, — und deutlich lag vor ihm der schönste Abdruck eines Farrenkrautes, von einer Größe und Schönheit, wie er nur in verkleinertem Maßstabe bis jetzt sie auf der Erde wachsen sehen. Jedes Zäckchen, jede Bewegung dieser Blätter, jede Ader, jedes Samenkorn an dem Rande der Blätter war deutlich und scharf bezeichnet, er sah die leichten Schwingungen der Blätter, und aus dem dicken Stiele in der Mitte konnte er leicht auf die unermeßliche Größe des ganzen Wedels schließen. Ein feierliches Gefühl durchschauerte ihn diesem stummen Zeugen einer Welt gegenüber, an deren Dasein er bis jetzt niemals hatte glauben wollen, und die ihm jetzt gleichsam einen Gruß zu senden schien. Er fühlte sich plötzlich in eine neue, bisher nicht geahnte Welt, versetzt, — die Urwelt umgab ihn, wenn auch versteinert und todt, — er stand mitten unter den schweigenden Monumenten einer seit Jahrtausenden verschlossenen Welt, und ein frommes Gefühl durchzitterte ihn im Dank, daß diese Welt sich ihm offenbaren, ihm ihre Schätze erschließen wolle! Ein zweiter Columbus, drängte es ihn, nun diese neue Welt sich zu erobern, ihre Pflanzen vor sich erblühen, ihre Thiere vor sich erscheinen zu sehen. Wie freute er sich nun, daß die Botanik ihm nicht ganz fremd, daß er mindestens Zeichnungen und Abbildungen solcher Petrefacten gesehen, und gelernt sie zu benennen und in Classen zu theilen, und er sagte zu sich selber: o welch ein Segen und welche Wohlthat ist doch das Wissen! Niemals lernt man umsonst, und jedes Gelernte trägt seinen Nutzen! — Als er sich dann erinnerte, wie er in frühern Tagen gemeint, das Lernen und Studiren sei Sache der Bürgerlichen, und derer, die einer Anstellung bedürften, da erröthete er über sich selber und schlug beschämt die Augen nieder. — Und nun arbeitete er rastlos und unermüdet, immer sorgsam und ängstlich bemüht, die Kohlenstücken so groß als möglich zu brechen, um desto vollständigere Exemplare der Petrefacten zu erlangen, und jeder neue Abdruck machte sein Herz heftiger schlagen in Freude, und spornte, seine Wißbegierde belebend, seine Kraft zur Arbeit. Mit welcher Sorglichkeit er dann die verschiedenen Abdrücke ordnete und

in Classen theilte, und wie es ihm schien, als habe er große Schätze entdeckt und neue Reichthümer sich erbeutet! Und wenn er dann müde und matt vom langen unermüdlichen Arbeiten endlich erschöpft niedersank auf den Kohlenblock, so schweifte sein trunkner Blick über die Schätze hin, die in Reihen geordnet vor ihm auf dem Boden lagen. Dann schien es ihm, als ob diese Pflanzen sich plötzlich los löseten aus der schwarzen Kohle, als ob sie sich aufrichteten, Farbe und Leben gewinnend, und große unermeßliche Naturbilder erschlossen sich seinem innern Auge. Los gelöst von allen Schranken und allen Fesseln schweifte seine Phantasie in der Unermeßlichkeit des Alls umher und die räthselvollsten Dinge der Schöpfung schienen ihm nun begreiflich und klar. Kühne, riesenmäßige Bilder stiegen vor seiner Seele auf, und wurden in ihm selber zu Gedanken und Worten, die mit ihrem Dasein ihn überraschten und, seine Vernunft gefangen nehmend, ihn besiegten.

In der Unermeßlichkeit des öden farblosen Raumes, so däuchte es ihn, schwebte eine leuchtende flammende Riesenkugel. Keine Hand, die sie hält, keine Stütze, die sie sichert, — in ihrer eignen Stärke hält und stützt sie sich selber. Flammen zuckten, gleich strahlenden Sonnen, aus dem unermeßlichen All der Feuerkugel empor, und züngelten himmelhoch in das Nichts empor, und wenn sie zurücksanken in den Weltenkrater, ließen sie nur einen leichten ätherischen Dunst von Wasserstoff, Stickstoff und Sauerstoff zurück, der in leichten unsichtbaren Wolken sich sammelte und so dem Feuerkörper eine Atmosphäre bereitete und in der Verdunstung der flüchtigen Metalle eine electrische Spannung der Elemente bewirkte. Welch ein Moment nun, als der ausgedünstete Wasserstoff und Sauerstoff, von einem electrischen Funken berührt, in sich selber Wasser erzeugte! Welch ein Moment, als auf diese glühende, brennende Weltenkugel der erste Regen sich ergoß, als er in schweren Tropfen hineinzischte in die züngelnden, hoch aufzuckenden Flammen, als nun ein furchtbarer Kampf entstand zwischen diesen ersten Urelementen! Ein Brausen und Donnern, ein Zischen und Aechzen begleitete diesen Kampf, fort und fort brauseten die Wasser hernieder in das Feuer, fort und fort zuckten die Flammen, und erzeugten, wieder zusammensinkend, immer neu jene Stoffe, aus denen das Wasser sich zeugte. Und in dieser ewi-

gen Erneuerung und Erzeugung des einen Elementes durch das andere gewann das Erzeugte Macht über seinen Erzeuger, die Flammen sanken zusammen, das Wasser hatte gesiegt, über den glühenden Weltkörper legte sich die erste Rinde, und wie das Feuer von unten diese Rinde durchglühete, das Wasser von oben sie erkältete, verhärtete sie zu Stein und das Urgebirge war entstanden, die Flammen bezwungen, und die erste Oberfläche der Welt hatte sich erzeugt. Aber das Feuer zürnte in der Tiefe; es drängte seine Fesseln zu durchbrechen, es drängte nach oben, und die Wasser wußten ihres Feindes Macht, und stürzten in unendlichen Massen hernieder auf das Urgebirge, seine innere Gluth zu kühlen und zu dämpfen. Die Flammen aber züngelten im Innern und ihre urweltliche Kraft trieb die sie einengenden Fesseln des Urgebirges empor mit gigantischer Kraft. Aus der Fläche der Kugel stiegen ächzend die ersten Berge empor, und von ihren Gipfeln strömten die nun gebändigten Wasser mit donnerähnlichem Brausen hernieder in die Tiefe und wühlten sich ein Bett zu Füßen der erstandenen Gebirge. Und das fluthende und wogende Wasser erzeugte den Kohlenstoff, und dieser trug in sich die Kraft einer neuen göttlichen Erzeugung. Und plötzlich, wie durch einen Zauberschlag, grünte und blühte die ganze Welt, eine aller Orten gleiche und wiederkehrende Vegetation sproßte empor, und das Wunder ihrer Selbst, hoben Pflanzen sich am Ufer des Meeres. In Riesenstämmen reckten die Calamiten sich auf, halb dem Wasser, halb der Erde gehörend, die Sigillaria mit ihren schön gezeichneten Kreisen auf dem gestreiften Grunde richteten in stolzer Größe sich empor, die ihr ähnliche Siringodenderum sproßte daneben, und der palmartige Stamm des Lapidodenderum reckte sich mächtig empor in die Luft, und alle diese dehnten und streckten ihre Zweige in des Werdens Lust und beschatteten den Boden zu ihren Füßen. Und in diesem Schatten sproßten die mächtigen baumhohen Wedel der Farrenkräuter empor mit ihren geflügelten oder glatten Rändern, mit ihren durchaderten Blättern und ihrem symmetrischen Bau, Annularien blühten, und die Capelites trug ihre Fruchtkapseln. — So grünte und blühte die Erde in riesenhafter Pracht, aber sie war stumm, kein Laut durchzitterte diese Luft, kein Ton erklang in dieser Grabesstille der Welt. Aber schon hatten die Elemente ein neues

Element erzeugt und aus dem Stickstoff entstand das lebende Wesen, das Thier. Nun bevölkerten sich die Wasser, — Muscheln lagen an seinem Ufer, Fische plätscherten in seiner Tiefe, Polypen reckten ihre Arme von dem Meeresgrunde auf, und Delphine schwammen auf den Wogen, der Mammuth durchstreifte den Wald, der Löwe erzeugte mit seinem Gebrülle in den Bergen ein tausendfaches Echo, der Tiger stürzte nach Beute, und der Bär schleppte sich einher, die schillernde Riesenschlange schlüpfte durch das Gesträuch, und die Klapperschlange ließ ihr unheimliches Getöse vernehmen, und in den Zweigen der Bäume flatterten und flöteten die Vöglein umher. Das Leben war entstanden, aber es erzeugte auch in sich seinen Gegensatz den Tod. Wie Baum nach Baum dem Boden entsproßte, zerdrückte der neue jugendliche den alten, und der Stamm brach zusammen und starb, und von dem Urfeuer ward der Urkalk als Kalkoxyd heraufgetrieben, und gab eine kaustische Kalkmilch; die floß vergiftend in die Wasser, — die Fische krümmten sich im Todesschmerz und starben. Also war Leben im Wasser und auf der Erde, aber es hatte auch schon den Tod erzeugt. Und nun, getrieben vom Centralfeuer schwollen die Wasser empor, und reckten ihre gewaltigen Wogen weit über das Ufer hinauf. Die Farrenkräuter zerbrachen und sanken hinunter in die Wasser, die mächtigen Wogen rissen die zusammengesunkenen Baumstämme hinunter in ihre Fluthen und ließen sie tanzen auf ihrer Fläche, und dann, des Spieles müde, lagerten sie sie wieder ab am Ufer des Meeres, und bedeckten diese Tausende von Stämmen mit Kalk und Schwefelkies, und das Feuer der Tiefe durchglühete diese Stämme, und die Farrenkräuter und Calamiten, die in wirrer Menge dazwischen lagen, es zerbrannte ihre Lebenskraft, und verwandelte sie in Kohle, die allgemach zu Stein erstarrte. So war das erste Kohlenflötz entstanden! — Jahrtausend nach Jahrtausend verging, neue Ablagerungen bildeten neue Kohlenflötze, und neue Bäume wuchsen, neue Pflanzen sproßten. Die Welt lebte und grünte, aber es fehlte ihr die Blüthe! Da, als die Zeit gekommen war, als die Welt in sich die Kraft zu ihrer höchsten Vollkommenheit gefaßt und gesammelt hatte, als der höchste Aufschwung ihrer schaffenden Werdekraft gekommen, der Gipfel ihrer Macht erreicht war, da, — ein unermeßliches

Wunder! — entfaltete sich aus der Pflanze der Schöpfung in geheimnißvoller Offenbarung und Verklärung ihrer Selbst, der Schöpfung Blüthe, der Gipfelpunct des irdischen und geistigen Gebärens, — die Menschheit! Und wie sie ihre dämmernden Augen aufschlug, da ging ein Rauschen und Klingen durch alle Schöpfung hin, die Natur hatte sich selbst übertroffen, und sie leuchtete in freudigem Stolz, und, trunken ihrer Schönheit sank der Mensch nieder auf seine Knie und betete an die Schöpfung, welche, in Anbetung ihrer selbst aus sich hervor ihre eigne Verherrlichung geschaffen im Menschen! — Aber nun war die Höhe des Werdens erreicht, — die Pflanze war in ihre Blüthe getreten, und was geblüht hat muß welken! — Die Centralfeuer zogen sich mehr in den Mittelpunct zurück, die abgelegensten Ränder der Erdkugel begannen zu erkalten, und nun bildeten sich Zonen und Climate. Die mittaglichen Pflanzen erstarben in den kälteren Zonen, und der Löwe und der Tiger flohen fröstelnd aus dem sich bildenden Norden dorthin, wo die Sonne noch in ungeschwächter Gluth sich erhalten, — in die Schöpfung war Mannigfaltigkeit gekommen, aber — das allmählige Absterben hatte allein diese Mannigfaltigkeit erzeugt!

Aber es werden doch noch Millionen Jahre vergehen, ehe die ganze Erde ausgestorben ist! rief Graf Elmo laut, und schauderte dann zusammen vor dem Klang seiner eignen Stimme, die ihn aus seinen urweltlichen Träumen weckte, und seine Aufmerksamkeit wieder hinlenkte auf die Gegenstände, von denen seine Träume erzeugt worden, — die Petrefacten.

VI.

Unruhig ging die alte Gräfin, Anastasia, Graf Elmo's Mutter, im eleganten Boudoir auf und ab, und ihre zusammengekniffenen Lippen und die gerunzelte Stirn verriethen, daß ihre Erregung mindestens nicht erfreulicher Art.

Welcher Unstern, murmelte sie, mußte Elmo verleiten, dieses Kohlenbergwerk zu kaufen, und sogar in dem alten Schlosse einige Wochen sich aufzuhalten. Ich fürchte, ich fürchte, es entsteht Schlimmes daraus!

Ein Klopfen an die Thüre störte sie in ihrem Selbstgespräch und auf ihr gebieterisches Herein trat Graf Elmo's Kammerdiener mit demüthiger Verneigung ein.

Ah, August, rief Gräfin Anastasia mit freudigem Ton, Du bist es! Nun das ist schön! Da ist also auch der Graf jetzt zurück aus dem unseligen Schlosse.

Das ist noch nicht die natürliche Folge, gnädigste Gräfin, erwiederte August mit schlauem Lächeln.

Wie, er wäre noch dort geblieben an jenem Orte, von dem ich ihn tausend Meilen entfernt wünschte?

Vielleicht wünscht der Herr Graf ein Gleiches! lachte der Kammerdiener und erzählte dann der erstaunt aufmerkenden Gräfin Mutter die letzten Abentheuer und die Gefangennehmung des Grafen!

Und das Drolligste bei der Sache ist, beschloß er seine Erzählung, daß des hochgebornen Herrn Grafen eigener Bruder, der Caspar, ihn fortschleppte. Das, ja, das hat mich herzlich lachen gemacht.

Schweig, herrschte Gräfin Anastasia, selbst die Wände haben Ohren.

Und die Herren Lehnsvettern noch mehr, sagte August, und diese möchten viel darum geben, hätten sie so eben meine Worte gehört. Im Ernst, Gräfin, ich muß Ihnen sagen, daß Sie meine Geduld reizen. Einige armselige hundert Thaler in einem ganzen Vierteljahr! Das scheint mir zu wenig für Euren Vertrauten, Gräfin. Soll ich ferner schweigen, so verlange ich in dieser Stunde noch wenigstens tausend Thaler baar.

Tausend Thaler! rief die Gräfin angstvoll, nicht ein Viertel davon ist in meiner Chatoulle. Der gestrige Abend kostete mich zu viel. Ich habe tausend Louisd'or verloren beim Pharo! Aber Geduld, mein lieber August, fuhr sie mit zärtlichem Ton fort, und legte ihre Hand zutraulich auf des Kammerdieners Schulter, nur Geduld, — ich kann ja heute vielleicht dieselbe Summe wieder gewinnen, und dann sollst Du gerne das Doppelte Deiner Forderung bekommen!

Wenn Sie nun aber nicht gewinnen? fragte August trotzig.

Dann, mein lieber August, sagte die Gräfin, dann hast Du noch länger Geduld mit Deiner Schuldnerin. Weißt Du wohl, August, fuhr sie vertraulicher und inniger fort, daß Du jetzt viel grausamer, viel unfreundlicher bist! Geld, und immer Geld bedarf es, um Deinen Mund zu schließen!

Und sonst, sagte August mit rauhem Lachen, konnten Sie ihn mir mit Küssen schließen. Ja, ja Gräfin, Ihre Küsse waren schön, als Sie noch jung waren, aber ich mag sie nicht mehr, da Sie alt sind.

Gräfin Anastasia wandte sich unwillig ab, und noch unter der Schminke hervor sah man, wie sie vor Zorn erröthete.

August fuhr fort: und ich bin auch alt geworden und verständig, und also habe ich einsehen gelernt, daß Geld und Gut auf Erden eben so viel ist als Ehre und Rang, und so will ich denn nun auf diesem Wege zu Ansehen kommen, und darum thue ich jetzt Alles nur für Geld. Wer mir am meisten bietet, Gräfin, der hat mich! Und ich muß Ihnen sagen, Gräfin, der nächste Lehnsvetter, Graf Leopold, hat mir eine sehr große Summe geboten!

Wofür? fragte die Gräfin hastig.

Wenn ich ihm helfen wollte zu beweisen, daß Graf Elmo kein wirklicher Graf, also auch nicht die große gräfliche Herrschaft besitzen könnte.

Und wie ist er zu dieser Ahnung gekommen? fragte die Gräfin.

Vielleicht ist es mehr Wunsch als Ahnung, erwiederte August. Die erste Möglichkeit einer solchen Vermuthung ist in ihm aufgestiegen als er kürzlich beim gemeinschaftlichen Baden Graf Elmo's entblößten Nacken sah. Sie wissen, daß Ihr Sohn auf dem Nacken das Maal einer Erdbeere trug, und Graf Leopold, der von diesem Maale früher gehört, vermißte es jetzt.

Und fragte er darnach?

Ja wohl, sagte August mit einer Ruhe, die seltsam abstach gegen der Gräfin Aengstlichkeit, er fragte mich, — und ich sagte ihm, daß der Herr Graf als Knabe auf der großen italienischen Reise operirt worden sei.

Ach, rief die Gräfin, erleichtert aufathmend, das war gut! Ich danke Dir, August!

Seitdem aber sinnt Graf Leopold immerfort, ob es nicht möglich sei, daß hier doch eine Verfälschung vorgegangen, und die große italienische Reise liegt ihm dabei immer im Kopf, diese Reise, die der Herr Graf, damals ein kleiner Bube, so kränklich angetreten, und von der er so ausnehmend wohl und kräftig zurückgekehrt, sagte August mit grinsendem Lachen, und dann wieder ernst werdend, fuhr er fort: er hat mir fünftausend Thaler geboten, wenn ich ihm irgend etwas hierauf Bezügliches verrathen wollte. Fünftausend Thaler ist ein schöne Summe, Gräfin; ich bekomme sie baar, wenn ich spreche; was geben Sie mir, wenn ich schweige?

Das Doppelte, sagte Gräfin Anastasia entschlossen, und ich zahle es Dir schon heute Nachmittag. Jetzt aber laß mich allein!

Sie winkte ihm gebieterisch mit der Hand, und August, demüthig und ergeben geworden, in Aussicht der zu erhaltenden großen Summe Geldes, zog sich mit tiefen Verbeugungen zurück. —

Lange ging Gräfin Anastasia tief sinnend auf und ab, dann blieb sie entschlossen vor ihrem Schreibtisch stehen, und sagte laut: ich will Graf Leopold zu mir laden!

Dann schrieb sie eiligst einige Worte auf das Papier, faltete es, und rief ihren Kammerdiener, es sogleich zum Grafen Leopold zu tragen.

Keine Stunde war vergangen, als Graf Leopold erschien, und der Gräfin Hand an seine Lippen ziehend, mit süßem Gelispel fragte: was die Gnädigste ihm zu befehlen habe?

Die Gräfin lud ihn schweigend neben sich auf den Divan, dann nach einer Pause sagte sie rasch: der Kammerdiener meines Sohnes, des Grafen Elmo, war eben bei mir. Er erzählte mir, daß Sie ihm fünftausend Thaler geboten, wenn er Ihnen beweisen könnte, daß Elmo nicht der Graf Elmo sei. Wie kommen Sie zu dieser abentheuerlichen Vermuthung.

Die rasche und unerwartete Frage hatte den feinen Cavalier ganz aus der Fassung gebracht, das süße Lächeln verschwand von seinen Lippen, und er stammelte: wie ich dazu komme? Nun ich —

Sie wünschten, unterbrach ihn die Gräfin, die große Lehnsherrschaft auf sich übergehen zu sehen, das ist begreiflich, wie es auch begreif-

lich ist, daß Sie Graf Elmo aus dem Wege zu räumen wünschten, da er der Einzige ist, der Ihnen beim Besitz dieser Herrschaft im Wege steht. Weniger begreiflich aber ist mir, was mich sollte bewogen haben, Elmo, falls er nicht mein Sohn sei, doch dafür auszugeben.

Graf Leopold hatte nun seine Haltung wieder gewonnen, er sah ein, daß dieser entschiedenen Fragerin gegenüber entschiedene Antworten das Zweckmäßigste sein würde, und er erwiederte daher entschlossen: das begreifen Sie nicht, Gnädigste? O, das wäre mir durchaus begreiflich gewesen! Gräfin Anastasia war ja die einzige unbeschränkte Vormünderin, nach der letzten Bestimmung des seligen Herrn Grafen, konnte bis zur Volljährigkeit frei schalten mit dem unermeßlichen Vermögen des Sohnes. Gräfin Anastasia brauchte viel Geld, und falls der Sohn starb, bekam sie nur ein sehr mäßiges Witwengehalt ausgezahlt. Natürlich mußte Gräfin Anastasia durchaus wünschen, ihren Sohn am Leben zu erhalten, und da hätte es kommen können, daß Gräfin Anastasia, falls ihr Sohn auf der großen Reise starb, die sie, seiner Gesundheit wegen, mit dem vierjährigen Knaben unternahm, sie den gestorbenen Knaben mit einem andern Sohne vertauschte. So blieb Gräfin Anastasia natürlich im unbeschränkten Besitz ihrer Rechte, und hatte die Gewißheit, noch mehr als zwölf Jahre die Güter — benutzen zu können. Das begreift sich.

Wirklich, das Mährchen ist fein ausgesonnen, sagte die Gräfin lächelnd, erlauben Sie, daß ich es weiter ausmale? Graf Leopold ahnt den Betrug, und wendet sich, — nicht an den Kammerdiener, — er wendet sich an Gräfin Anastasia selber. Er vertraut ihr seine Ahnung, er sagt zu ihr: Gräfin, Ihr Sohn, der Graf Elmo, ist mündig geworden und Sie sind beschränkt auf die tausend Louisd'or Ihrer jährlichen Witweneinkünfte. Sie gebrauchen aber bei weitem mehr, und der undankbare Sohn will keine Zuschüsse bewilligen, weil alle Güter verschuldet sind. Ich, Gräfin Anastasia, ich kann Ihnen, falls Sie mir die Geschichte vertrauen, das Vierfache jährlich zahlen, da, wenn die Güter auf mich übergehen, ich nicht gehalten bin, die Schulden meines Lehnsvorgängers zu bezahlen — Glauben Sie, fragte die Gräfin, den Grafen scharf fixirend, daß Graf Leopold so spricht? —

Ich weiß es ganz bestimmt, sagte dieser, und küßte der Gräfin die Hand. Dann sahen sich Beide lächelnd an. Gräfin Anastasia stand auf, und die Thür zu dem Nebengemach öffnend, sagte sie: folgen Sie mir hier hinein. Hier kann uns Niemand belauschen! Hier wollen wir weiter mit einander sprechen! — Nach einer Stunde des eifrigsten und wichtigsten Gespräches ward der Kammerdiener August gerufen, und dieser, zu seinem Schrecken und Erstaunen, mit dem vollkommenen Einverständniß der Gräfin Anastasia und des Lehnsvetters bekannt gemacht. — Indeß ward ihm, falls er ein unverbrüchliches Schweigen geloben wolle, eine Jahresrente von tausend Thaler verheißen, und so war er getröstet.

Dann weihete man ihn ein in die ersonnene Intrigue, in der August berufen war, eine wichtige Rolle zu spielen. — Er sollte nämlich in dieser Nacht noch die weite Reise nach dem Kohlenbergwerk antreten, sollte dort auf jede Weise versuchen, bis zu dem gefangenen Grafen vorzudringen. Dann sollte er dem Grafen die Geschichte seiner wahren Abstammung und Geburt mittheilen, und ihm sagen, daß Graf Leopold bereits von Allem unterrichtet und gesonnen sei, falls er nicht gutwillig entsagte, dem Landesfürsten Alles zu offenbaren, wo Elmo dann mit Schande belastet und erniedrigt von dannen ziehen müßte, während, falls er sich gutwillig in ihre Plane füge, er ein nicht unansehnliches Jahrgehalt bewilligt erhielt. Diese Plane aber waren, Graf Elmo solle den Bergleuten den erhöhten Arbeitslohn bewilligen, um aus der Grube zu kommen. Dann sollte er an seine Gemahlin und seine Mutter einen Brief richten, in denen er ihnen ankündigte, daß er eine große Reise in das Innere Rußlands unternehmen wolle, und ihnen schriftlich Lebewohl sagte. Der Kammerdiener August sollte ihn allein auf dieser Reise begleiten, und dann nach einigen Wochen mit einem zweiten Briefe des Grafen zurückkehren, welchen er in seiner Todesstunde geschrieben haben sollte und worin er von Mutter und Gattin Abschied nehme für dieses Leben. August sollte mit diesen Briefen zugleich die Nachricht von dem erfolgten Tode des Grafen überbringen, und dann ginge die Herrschaft von selbst auf Graf Leopold über.

Mit solchen Instructionen verließ August den gräflichen Pallast, um sich sogleich auf die Reise zu begeben.

Gräfin Anastasia schaute ihm frohlockend nach, und Grafen Leopold die Hand reichend, sagte sie freudig: ich denke, unser fein ausgesonnener Plan soll gelingen, Graf!

Gewiß! bestätigte dieser, und küßte ihre Hand.

Aber was fangen wir mit der jungen Gräfin Elmo an? fragte Anastasia.

Ich heirathe die junge schöne Witwe! war Graf Leopolds Antwort, und Beide lachten.

VII.

Durch Ueberredung und Bitten war es August gelungen Caspar zu bewegen, daß er ihn auf eine Stunde zu dem Grafen führe, und während Caspar am Ausgange seiner Rückkehr harrte, machte der Kammerdiener Elmo mit seiner Herkunft und den Planen der Gräfin bekannt. — Elmo hörte ihm mit anscheinender Ruhe, ohne irgend ein Zeichen der Verwunderung zu. — Diese Tage der Einsamkeit und des Nachdenkens hatten Vieles in ihm geändert, sie hatten seinen Stolz gebrochen, und ihm eine tiefere Einsicht in die Welt und den Menschen gegeben. Fern von der Welt und ihren berauschenden und umnebelnden Verführungen, fern von dem Glanz und der Pracht, die ihn sonst wohl geblendet, hatte er die Richtigkeit dieses Glanzes erkannt, und gelernt, den Menschen höher stellen, als die Zufälligkeit seiner Verhältnisse. Fern von allen Bedürfnissen und allen Bequemlichkeiten war ihm der Gedanke gekommen, daß der Mensch, um frei zu sein, in sich selber, vor allem darnach ringen müsse, wenig zu bedürfen, und sich der Bequemlichkeiten, welche immer eine Last und Fessel, zu entwöhnen. Und wenn ich keine Bedürfnisse mehr habe, keiner Bequemlichkeiten mehr bedarf, hatte er sich selbst gefragt, wozu nützen mir dann Reichthum und Schätze, wozu nützt mir das Geld? — Die Antwort war leicht gefunden: um wohlzuthun! — Und nun begann er die Anforderung der Bergleute gerecht zu finden, schämte sich seiner Weigerung und dürstete wieder gut zu machen, was er verschuldet. Doch war er zu stolz, Caspar, wenn er, immer stumm, ihm sein Mahl gebracht, diesen Entschluß mitzutheilen.

Er wollte die Frage erwarten, und Caspar fragte nicht, weil die festgesetzten vierzehn Tage noch nicht verstrichen.

Also sie ist nicht meine Mutter! sagte Elmo sinnend, als August seine Erzählung beendet. Das freut mich! So darf ich mir nicht mehr Vorwürfe machen, weil ich sie nicht lieben konnte!

Und willigen Sie in die Ihnen gestellten Bedingungen? fragte August.

Elmo erwiederte nach kurzem Bedenken: darüber will ich Dir morgen Nachricht geben! Gräfin Anastasia kennt mich hinlänglich, um zu wissen, daß ich aus Stolz schon nicht begehren werde, was nicht mehr mein ist! Wie aber die Uebertragung dieser gräflichen Rechte an den Grafen Leopold zu machen sei, das werde ich mir bis morgen überlegen! — Nun geh!

August wagte nicht, dem gebieterischen Wesen Elmo's zu widerstehen, und schweigend, obwohl unzufrieden mit der unbestimmten Antwort verließ er den Schacht, um mit Caspar's Hülfe durch die Labyrinthe und Windungen dieser schwarzen Gänge wieder zu Tage zu kommen.

Durch soelige und querschlägige Schachte waren sie einige Zeit dahin gewandelt, als Caspar, plötzlich stehen bleibend, sagte: die Luft ist so seltsam schwül, und mir däucht, als vernehme ich dort hinten am Ende des querschlägigen Ganges ein auffallendes und ungewohntes Getöse! Es wird ein Unglück geschehen sein! Laßt uns eilen! Schnell folgt mir.

Rascher eilten sie dahin, aber je weiter sie kamen, desto dicker und schwerer ward die Atmosphäre und eine ungeheure Hitze hinderte sie am Athmen!

Feuer! schrie Caspar entsetzt, und schon vernahm man deutlicher in der Ferne das wilde verworrene Geschrei der Bergleute.

Es wird in dem neuangesetzten Stollen ausgekommen sein, sagte Caspar hastig, dann müssen wir unsern Weg ändern, sonst kommen wir gerade darauf zu! Schnell, schnell, kommt in diesen soeligen Stollen! Vielleicht daß wir noch glücklich hinauskommen!

Indeß hörte man in der Ferne das ängstliche Schreien: Feuer,

Feuer! Dazwischen hörte man den Steiger rufen: Zu Tage! Die Belegschaft zu Tage!

Und mit Riesenstärke riß Caspar den fast besinnungslosen August nach sich den Gang hinunter. Die Hitze aber begann unerträglich zu werden, und jetzt, durch den soeligen Gang querschlägig einbiegend, gewahrten sie am Ende des querschlägigen Schachtes die rothe, blendende Feuergluth gleich einem Lavastrom sich heranwälzen.

Ein Schreckensruf tönte von Caspar's Lippen, dann sagte er athemlos: nun strengt Eure letzten Kräfte an, damit wir zu der nächsten Biegung kommen, ehe das Feuer diese erreicht hat! Sonst sind wir verloren!

Unaufhaltsam rannten sie dahin, ihre Füße berührten kaum den Boden. Schon waren sie der nächsten Biegung nahe, aber schon hatte auch das Feuer, die Luft immer vor sich her entzündend, in furchtbaren Feuerströmen sich heranwälzend, diesen Gang erreicht, und Caspar sagte fast verzweifelnd: zu spät, zu spät! Wir müssen umkehren! Das Feuer scheint sich auf zwei entgegengesetzten Seiten entzündet zu haben, — ich weiß nicht mehr, wohin wir uns wenden sollen. Aber zurück müssen wir jedenfalls!

Ich kann nicht mehr! keuchte August, meine Füße sind erlahmt, und meine Brust schmerzt bis zum Zerspringen!

Gebt mir Eure Hand, sagte Caspar, daß ich Euch hinter mir herziehe.

Da in diesem Augenblick ertönte nicht weit von ihnen ein furchtbarer Knall; und blitzartig zuckte eine Flamme zu ihnen heran. Wie von einer Zaubergewalt fühlten sie sich empor gerissen, und weit fortgeschleudert den Gang hinunter.

Als Caspar sich nach kurzer Betäubung erholte, hörte er neben sich ein leises Wimmern und Stöhnen, und August flüsterte leise: ich sterbe! Rettet Euch, ich sterbe!

Gelobt sei Gott, ich habe noch alle meine Glieder, vielleicht gelingt es mir noch, uns zu retten! rief Caspar freudig, und zog August mit Riesenstärke nach sich. — Und jetzt bei der nächsten Biegung in den

soeligen Stollen fühlten sie die Luft reiner werden und frischer, und Caspar schrie mit Jubelton: wir sind gerettet!

Weiter, weiter ging es den Stollen hinauf! Jetzt sah man von der andern Seite Grubenlichter sich nahn, und einige von der Belegschaft kamen eiligst heran.

Gebt mir eine Lampe, die meine ist längst verlöscht! schrie Caspar den Brüdern entgegen, und diese begrüßten den Verlorengeglaubten mit lautem Jubelruf.

Es brennt im neuangesetzten Stollen, erzählten sie, und das Feuer hat sich mit furchtbarer Gewalt schon durch alle Gänge ergossen. Auch der neu in Betrieb genommene Stollen ist schon in Brand gerathen.

So ist der Graf verloren! rief Caspar schaudernd.

Unmöglich ihn zu retten! bestätigten die Knappen.

August, der bis dahin leise stöhnend und röchelnd da gelegen, richtete sich auf bei diesen Worten. Die Lampen beschienen hell sein todesbleiches Gesicht, und die tiefe Kopfwunde, aus der stromweise das Blut sich ergoß. Die Schatten des Todes begannen schon sich über sein Gesicht zu lagern, und mit letzter Kraftanstrengung schrie er überlaut: Caspar, Caspar! Rette den Grafen! Es ist Dein verkaufter Bruder! — Dann sank er zurück, — sein Athem stockte, — er war gestorben!

Einen Augenblick stand Caspar wie betäubt von dem eben Gehörten, dann rief er mit mächtiger Stimme: ich muß ihn retten! Es ist mein Bruder!

Vergebens riefen die Bergleute ihm nach, vergebens beschworen sie ihn, sich nicht in den gewissen Tod zu stürzen.

Ich muß ihn retten! Mit diesem lauten Ruf eilte er unaufhaltsam dahin.

Und das Schicksal schien seinem Vorhaben günstig zu sein. Noch brannte es nicht in den Gängen, die zu jener Seite des Stollens führten, wo Elmo verweilte, nur eine entsetzliche Schwüle und Hitze hinderte ihn am Fortkommen. — Jetzt hatte er die Thüre erreicht, — aber sie war verschlossen, und er fand den Schlüssel nicht in seiner Tasche, er mußte ihn verloren haben! Die Angst gab ihm Riesenkräfte, — sein Fußtritt zerschellte die Thür, und er stürmte herein.

Da saß Graf Elmo ruhig sinnend vor seinen Petrefacten. — Caspar fand weder Athem noch Kraft zu sprechen, oder auch nur das einzige Wort: Bruder! zu sagen, das doch, wie Himmelsfeuer, in seinem Busen brannte! — Stumm nahm er des Grafen Hand, und zog ihn nach sich.

Wohin, wohin wollt Ihr mich führen? fragte Elmo verwundert.

Feuer! Feuer! schrie Caspar krampfhaft.

Elmo verstand ihn. Nur zu oft hatte er von diesen Grubenfeuern gehört, die des Bergmanns Schrecken und tägliche Todesgefahr sind, von diesen schlagenden Wettern, die, oft nur durch das Aufflammen einer Lampe erzeugt, die ganze Luft in Brand stecken, daß das Feuer Strömen gleich die Gänge durchfluthet. —

Nun rannten sie dahin durch querschlägige und soelige Gänge. Jetzt bei der Biegung werden sie wieder zu der Stelle kommen, wo Caspar schon bei seinem Kommen die furchtbare Hitze empfunden.

Nun ein Ruf des Entsetzens! Das Feuer ist in jenen Gang gedrungen! Nur wenig Schritte ist es noch von ihnen entfernt!

Wir sind verloren! schreit Elmo.

Noch nicht! ruft Caspar. Noch fühl' ich Kräfte, Kräfte Dich zu tragen, wenn Deine Füße nicht mehr weiter wollen; Kräfte für Dich in den Tod zu gehen!

So sprechend hob er mit starkem Arm Elmo empor, und mit der Kraft eines Giganten ging es weiter in rasendem Laufe. — Nun in den nächsten soeligen Gang, — und nun — nun sind sie gerettet! — Dort, dort am Ende mit bläulichem Scheine schimmert das Licht des Tages, — dort ist der Ausgang, — wenn ihre Kräfte nur reichen, bis dahin zu kommen, dann sind sie gerettet.

Mit bleierner Schwere hängt Elmo in Caspar's Armen. Die vergiftete Luft hat ihm die Besinnung geraubt, er ist ohnmächtig geworden! Caspar fühlt es, — und rennt laut ächzend, und röchelnd, wie ein Trunkener weiter!

Ha! — es ist erreicht. — Sie sind zu Tage! — Da stehen außen die Knappen mit dem Steiger, die begrüßen ihn mit einem traurigen

Glück auf! Ach sie stehen hier und erwarten noch so viele ihrer Brüder, die noch im Schacht sind.

Wie weit ist das Feuer? fragen sie Caspar.

Es ist schon in allen Gängen!

So sind zwölf unserer Brüder verloren! klagen die Bergleute.

Und der ganze Stollen unbrauchbar, sagt der Steiger.

Caspar aber, laut ächzend, sank zur Erde mit seiner Last, und als Elmo, von der frischen Luft wieder in's Leben gerufen, die Augen aufschlug, sah er, wie aus Caspar's Munde ein dunkler Strom von Blut sich ergoß.

Zu gewaltig waren die Anstrengungen gewesen, zu zerstörend die so lange eingeathmete giftige Luft — die Natur unterlag. —

Traurig umstanden die Bergleute den geliebtesten ihrer Kameraden, und voll tiefen Mitgefühls neigte sich Elmo über den bewegungslos daliegenden, und legte seine Hand auf Caspar's Stirn, nach Lebenswärme zu fühlen.

Caspar schlug die Augen auf, und wie er jetzt das Angesicht des so lange geliebten und ersehnten Bruders sich so nahe erblickte, da lächelte er, wie in seliger Verklärung, und seine Augen schienen mit unendlichem Liebesgruß dem Bruder zu winken, — dann stammelte er leise: mein Bruder, ich habe Dich so sehr geliebt! — Nun zog es wie ein Schatten über sein Angesicht, dann ward es wieder hell, und er sagte mit lallender Zunge: „Der Armen ist das Himmelreich" — die Schatten des Todes kamen wieder über seine Züge, kein Lichtblick folgte, — er war gestorben!

Die Bergleute beteten leise ein Ave Maria! Elmo aber legte seine Hand auf das nun stillstehende Herz des Bruders, und in seinem Herzen betete er ein anderes Gebet, — ein Gebet der Rache und der Buße! Der Rache gegen die Reichen, und der Buße gegen die Armen!

VIII.

Graf Elmo war zurückgekehrt in die Residenz und zu seiner Gemahlin. Kaum aus dem Wagen gestiegen, hatte er seinen Haushofmeister gerufen, und ihm befohlen auf den morgenden Tag ein großes

Fest zu ordnen, zu dem sowohl der Fürst, als alle Grafen und Barone der Residenz eingeladen werden sollten. — Sodann, nach einer kalten und förmlichen Begrüßung seiner Gemahlin, zog er sich zurück in seine Zimmer, mit dem strengen Befehl, Niemand zu ihm einzulassen. Vergebens war Gräfin Anastasia, voll Angst und Neugierde, zweimal an seiner Thüre gewesen, und hatte mit den eindringlichsten Worten um Einlaß gefleht; der Graf erwiederte ihr, ohne die Thüre zu öffnen, daß er überhäuft sei mit Geschäften, und durchaus verhindert, irgend Jemand, selbst seine gräfliche Mutter zu sprechen! Auch seiner Gemahlin gab er nur denselben Bescheid, mit dem Bemerken, daß er, trotz seiner Geschäfte, dennoch morgen auf dem von ihm veranstalteten Feste sicherlich erscheinen würde, und sie dort zu sehen hoffe.

Und der Abend des Festes kam. Durch die hohen Pforten des Pallastes, die weit geöffnet waren zum Empfang der Gäste, rollte Wagen nach Wagen in den Schloßhof, denen schöngeschmückte Damen und reichlich mit Ordenskreuzen decorirte Herren entstiegen.

Die glänzenden Säle strahlten im Glanz der Kerzen, die, ihr Licht in den hohen Pfeilerspiegeln verdoppelnd, sich brachen in den Brillanten, die der Damen Haar und Nacken zierten. Köstliche Blumen in goldenen Vasen schmückten die Wände, und verbreiteten einen berauschenden Wohlgeruch. Von der Tribune herab ließ ein zahlreiches Chor von Musikanten sich hören, in süß verlockenden italienischen Melodien. Die Augen der Damen glänzten, die Lippen der Herren sagten Schmeicheleien, Alles wogte auf und ab in Festeslust, selbst der Fürst hatte es nicht verschmäht, sich unter die Gäste zu mischen, und mit seinen freien und leichtfertigen Scherzen die erröthenden Damen zu beglücken. Gräfin Anastasia aber, heute besonders ernst und bleich, suchte es bei dem hohen Gaste ihres Sohnes zu entschuldigen, daß dieser selbst mit seiner Gemahlin noch immer nicht erschienen sei, seinem hohen Herrn für die Ehre seines Besuches zu danken, und seine theuren Gäste zu bewillkommnen, als in diesem Augenblick die Flügelthüren weit aufgerissen wurden, und Graf Elmo, seine Gemahlin am Arm, hereintrat. Nie war die junge Gräfin schöner gewesen, als an diesem Abende, nie hatten ihre Augen schöner dem Fürsten gestrahlt, der jetzt, das ihm nahende

Paar mit Freundlichkeit begrüßend, der Gräfin Hand mit Inbrunst an seine Lippen führte. Nie aber war auch Graf Elmo den Damen hinreißender erschienen, als in diesem Moment, wo er in königlicher Haltung, sein schönes Gesicht ungewöhnlich bleich, aber mit dem Ausdruck des höchsten Stolzes, mitten im Saale stand, gehüllt in einen rothsammtnen mit Hermelin umränderten Mantel, der bis auf die Füße hinabreichte. — Man wunderte sich freilich über diese auffallende Tracht, aber man gestand sich, daß sie schön sei, und die Damen flüsterten lächelnd einander zu, Graf Elmo sei heute schön, wie ein Gott, und verdiene es geliebt zu werden.

Graf Elmo aber schaute blitzenden Auges im Kreise seiner Gäste umher, — einen Augenblick haftete sein Blick mit einem stechenden Ausdruck auf dem Angesicht der Gräfin Anastasia, die vor diesem Blick erbebte, und die Augen niederschlug. Der Graf bemerkte es und lächelte, dann sagte er laut mit einer anmuthigen und würdevollen Verneigung gegen den Fürsten: ich danke Allen, und besonders Ew. Durchlaucht, daß Sie es nicht verschmäht, meine Einladung anzunehmen, und wenn ich nicht, wie es meine Pflicht war, an der Pforte meines Hauses, Ew. Durchlaucht und meine werthen Gäste empfing, so trug eine sehr ernste Angelegenheit, welche mich bis zu diesem Augenblicke beschäftigte, die Schuld daran. Ew. Durchlaucht und Sie Alle werden mich verbinden, wenn Sie mir erlauben, Ihnen diese Angelegenheit mitzutheilen, ganz kurz und einfach.

Der Fürst nickte stumm Gewährung, und führte die junge Gräfin zum Divan, sich neben ihr setzend. Die andern Damen folgten seinem Beispiele, während die Herren in den Fensternischen bequeme Standorte zum Zuhören wählten. Eine Pause trat ein, eine ängstliche, beklommene Stille; jeder sah es an den ernsten, feierlichen Mienen des Grafen, daß der kommende Moment etwas Wichtiges bringen solle, und Niemand wagte die Stille, die in den vorher so rauschend bewegten Sälen herrschte, auch nur durch ein lautes Athmen zu unterbrechen.

Graf Elmo hüllte sich fester in seinen Mantel, und sein stechender Blick traf wieder Gräfin Anastasia's Gesicht, als er sagte: die Angelegenheit, die ich Ihnen mittheilen möchte, betrifft einen Freund von mir, den

einzigen Sohn seiner Mutter, den reichen Erben einer großen, gräflichen Herrschaft. Man hat ihn erzogen in jenen aristokratischen Gesinnungen, die überall bekannt sind, in der Werthschätzung seiner Selbst und derer, die mit ihm gleiches Standes sind, in der innerlichen Verachtung und Geringschätzung aller derer, die vor ihrem Namen nicht jenes Wörtchen von tragen, das sie selber als Diadem an ihrer Stirn glänzen lassen. Man hat ihn gelehrt, daß er weit erhaben sei über diese Niedriggebornen, und daß es seiner Würde entgegen, mit ihnen, wie ausgezeichnet manche Bürgerliche auch immer sein möchten, zu verkehren. Man hat ihm gesagt, daß gründliche Kenntnisse und Gelehrsamkeit dem Grafen nicht zieme, daß er Künste und Wissenschaften wohl protegiren, nicht aber plebejischer Weise ausüben dürfe, kurz man hat ihn zu einem Grafen gemacht, wie man sie aller Orten findet. Seine Mutter verschwendete aber während des jungen Grafen Minderjährigkeit die Einkünfte seiner Güter, und als er, mündig geworden, versuchte ihrer Verschwendungssucht Einhalt zu thun, da entbrannte sie in Haß, und dem nahen Lehnsvetter vertraute sie, gegen eine reiche Jahresrente, ein großes und schweres Geheimniß. Das Geheimniß aber war, daß der junge Graf, ihr Sohn, nicht ihr Kind sei, daß sie, ihren Sohn in der Fremde begrabend, in der Fremde mit ihrem Golde das Kind armer Leute gekauft, und sich zu eigen gemacht, nicht um das fremde Kind zu lieben, als ihr eigenes, sondern um es zu ihren Zwecken zu benutzen. — Der reiche Graf, des armen Bauers Kind, aber war nun verbraucht, — er sollte verschwinden, sollte sich heimlich entfernen, als ein in der Fremde Gestorbener wollte man ihn betrauern, und die Lehnsherrschaft sollte übergehen auf den Lehnsvetter, der größere Summen geboten, als der junge Graf sie seiner Mutter ausgezahlt. Man bot dem Grafen große Summen, daß er sich entferne, daß er, ein Lebendigbegrabener, ausscheide aus der Reihe der Lebendigen. Der Graf aber verweigerte es, — nicht will er mehr besitzen, was nicht sein ist, aber er will es sich nicht rauben lassen, er will nicht des gestohlenen Gutes Hehler sein. Noch einmal will er in den Kreis der Grafen und Barone treten, und will zu ihnen sagen: Ihr habt mich geachtet, weil ich eines gräflichen Hauses Namen trug, Ihr habt mir geschmeichelt, weil ich Reichthum

besaß, — was werdet Ihr aber thun, da der Grafentitel und der Reichthum von mir abfällt, gleich einer Maske, unter der mein eigentliches Gesicht der Armuth und Niedrigkeit hervor schaut? Ihr werdet mich verachten, ob ich gleich derselbe noch bin, der ich war, als Ihr mich liebtet, Ihr werdet Euch stolz von mir wenden, von mir, um dessen Gunst Ihr noch gestern gebuhlt! Ich aber, ich verachte Euch um dieser Gesinnungen willen, ich verachte Eure Titel und Namen, diese zerfallenden Draperien einer zerbrochenen Gestalt, ich verachte Eure Würden und gräflichen Kronen, welche sind, wie der Rabe, der den modernden Leichnam frißt. Ich will Leben eintauschen für den Tod Eurer Satzungen, das Leben des Lebens, welches der Mensch ist, will ich anbeten, und weit von mir schleudern will ich diese Kleinlichkeit des Daseins, welche sich Größe dünkt, und diese Beschränktheit, welche sich gewaltig träumt, aus der Knechtschaft will ich mich erheben zur Freiheit, und ich will lieben die Herzen, welche schlagen in der Wärme der Liebe, und will anbeten die Seele, die glüht in der Begeisterung des Rechts, und will verehren den Geist, der sich erhebt über die Fessel und Form. Darum will ich hinausgehen, ferne von Euch, ferne von der Zerfallenheit, und der unterhöhlten Größe Eurer Schlösser, ferne von Euren bestaubten und zerstäubenden Wappen und Schildern, ferne von Eurem Hochmuth und Eurem Dünkel, Eurer Falschheit und Kleinlichkeit, darum will ich hinausgehen ferne von Euch, weil ich Euch verachte. Und weit hinter mir lassen will ich Gold und Schätze, das Euch die Sonne des Daseins ist. Und jetzt lebet wohl! Arm, wie ich war, ehe eine gräfliche Laune mich reich gemacht, gehe ich von dannen, und mit diesem Mantel fällt meine Größe von mir.

So sprechend warf er mit einer heftigen Bewegung den Mantel von seinen Schultern und stand da im schwarzen Gewande eines Kohlengräbers. Wunderbar war es anzuschauen diese stolze königliche Figur, umhüllt von dem Gewande der Niedrigkeit, dazu die glänzenden Herren und Damen mit den verlegenen und verwirrten Gesichtern, die zwischen Lächeln und Bestürzung schwankten, und nicht wußten, ob die Sache Scherz oder Ernst sei. — Gräfin Anastasia lag ohnmächtig in einem Sessel, die junge Gräfin aber schaute mit kaltem, stolzem Lächeln im

Kreise ihrer Gäste umher, in ihrem Herzen froh der Demüthigung derer, die ihre Herkunft sie zu hassen gelehrt. —

Elmo überschaute das Alles mit einem ironischen Blick, dann wandte er sich um, und verließ langsam den Saal. — Nun war es, als wenn mit seinem Verschwinden plötzlich der Zauber des Schweigens und der Stille gelöst sei. Die Damen flüsterten und kicherten mit einander, die Herren traten in Gruppen zusammen und besprachen die seltsame Scene. Der Fürst aber flüsterte lange und angelegentlich mit der jungen Gräfin, und man wollte belauscht haben, wie er gesagt: die Trennung dieser Ehe sei meine Sorge und mein Glück! Dann stand er auf, und sich kalt gegen Gräfin Anastasia, die sich eben aus ihrer Ohnmacht zu erholen begann, verneigend, verließ er den Saal. Die übrigen Gäste folgten, und als Gräfin Anastasia, aus dumpfer Betäubung erwachend, umher schaute, sah sie, daß sie allein war. —

Der Fürst aber verzieh ihr später leicht den großen Unterschleif und Betrug, denn sie ward Pietistin.

VII.

Ueber den constitutionellen Geist der nordischen Völker.

Man muß oft weit ausholen, wenn man einer Sache auf den Grund kommen will. Das Gründliche ist aber, bei der Lage der öffentlichen Angelegenheiten, am Unentbehrlichsten. Es herrscht noch immer das Vorurtheil, als ob nur die Leute vom Handwerk ein gesundes Urtheil äußern dürften; allein wenn man die Geschäftsorgane bei Licht betrachtet, so fußen sie mehr auf ihre Acten, als auf die echte Geschichte ihrer eigenen Volksstämme, eine Geschichte, aus welcher nur der die Erze zu fördern versteht, welcher philosophisch, historisch und philologisch die Bergwerkskunst zu üben gelernt. Mit andern Worten: Sprachforschung, Geschichte, Philosophie sind die Unterlagen der Politik. Zu der Geschichte gehört die Statistik, denn, wie schon Schlözer sagt, ist die Statistik die stehende Geschichte und die Geschichte die laufende Statistik. — Es ist nicht die äußere, sondern die Politik im Innern, welche die ständischen Verhältnisse eines Landes entwickelt, darum zu erforschen sucht. Der Gegenstand ist aber nicht neuer Formation, kein Flözgebirge, sondern Urboden, also auf Granit basirt. Die Landstandschaft ist für unser Volk so alt als die Gesellschaft selbst, denn sie ist gar nichts anders als die Gemeinde oder vielmehr die Zusammenkunft der Mitglieder der Gemeinde, wie wir davon ein sprechendes Bild in des Tacitus Germania vor Augen haben. Hier gewahren wir, wenn wir sonst den großen

Römer verstehen, die echte Volksthümlichkeit, wie sie sich in dem Character der Menschen, als das Gepräge ihrer Urzeit, gestaltet. Es ist dies der Abdruck des Geburtsrechts eines Volks, wie sich Tacitus sprechend ausdrückt. Und wie es eben so characteristisch heißt im Statut 12. und 13. Wilhelms III.: „die Gesetze Altenglands sind das Geburtsrecht seines Volks und alle Könige und Königinnen haben dessen Regierung zu verwalten übereinstimmend besagten Gesetzen.“ Das ist auch das Erbe der Angeln, Sachsen, Friesen, wovon Wilhelm III. spricht, und diese Völker lebten schon in ihren Gemeinden und in einer Gemeindeverfassung, als Tacitus schrieb. Der Typus eines Urvolks verliert sich nicht leicht eher, bis dies Volk selbst von der Erde, die es erzeugte, verschwindet. Aber noch heute wohnen rein und nicht vermischt im Norden die Urenkel ihrer Väter und da, wohin ihre Brüder wanderten, nach Britannien, an die Ostseeküsten, die Nordküsten Frankreichs und Spaniens, bewahren sie noch heute (wie Justus Möser sagt) den nordischen Character ihrer Väter. Aus einem Stamm, der sich in drei Aeste, Meerwohner (Ingävones), Westwohner (Istävones), Bergbewohner (Hermiones) verzweigte, sind sie entsprossen und haben ihre Blut- und Geistesverwandtschaft durch Character, Ausdauer, Festigkeit, Liebe für Freiheit und Selbstständigkeit, für Recht und Gesetz, für Heerd und Haus, die Gemeinde und das Odil (Vaterland) ununterbrochen, so tief man in die Geschichte eindringen kann, bewährt. Dies bekundet die echte Nationalität, oder wie man jetzt sagt, das Volksthum. — Sie schlugen die Angriffe der Römer zurück. Sie brachen den Papismus, der unter dem Deckmantel der Christuslehre sie mit religiösen Fesseln umschlang. Und 1813 waren es vor allen andern die nordischen Völker, die Napoleons Macht zertrümmerten. Vom Süden und Westen aus sind dem Norden fast allein Nachtheile, selten Vortheile geworden. Von dorther kam das Feudalwesen und in seinen Wirkungen die Leibeigenschaft. Von dorther kam der große Völkerwürger, den die geistliche Miliz, weil sie so viel irdische Güter rauben durfte, als sie nur vermochte, Carl den Großen nannte; das sogenannte römische Recht, welches unsere ererbten Rechte und Gesetze mit Hülfe feiler, serviler Gelehrten vernichten und vergessen machen sollte; das Ritterthum, welches die edeln Geschlechter des Lan-

des verführte, entartete und vertilgte; die geistlichen Orden, die Klöster, Abteien und die übrigen Schmarotzerpflanzen, die als Stifter, Canonicate dem Volke das gesunde Blut abzapften und die altnordische Redlichkeit aus dem Character des Volks auszumerzen beflissen waren. Unter dem Deckmantel des Christenthums wollte man die Nationalität und Volksthümlichkeit aus dem Boden reißen, und im Vorbilde des Südens das Land durch geldgierige, geistliche und weltliche Satrapen aussaugen. So urtheilt, wenn auch in versteckten Ausdrücken, schon Mela, ein Schriftsteller aus dem 6. Jahrhundert, über die damalige Gegenwart und eine für die Völker unglückliche Zukunft. Es ist wahr, daß der Norden dem Süden an Schlauheit, Verschlagenheit, Verstellung und allen betrügerischen Waffen und Werkzeugen nachstand, und die italienische Verschmitztheit, Biegsamkeit, Gewandtheit, die sich später als die Politik des Vaticans ankündigte, über den Norden die Oberhand bekam und damit, wenn auch nur anscheinend eine religiöse, die unumschränkte Herrschaft errang. So geschah es seit länger als tausend Jahren, aber niemals konnte sie dauernd bleiben, weil das Unnatürliche gegen das Natürliche nicht endlich siegen kann, und weil die Natur stärker ist als die Kunst. Ein Jahrtausend lang seit Carl dem s. g. Großen hat die Ausländerei den Norden gequält, aber sie ist dem Geiste nach noch nicht weiter, als sie im Anfange war, denn der Geist der nordischen Völker ist noch derselbe wie vor tausend Jahren. Wir müssen also tief eindringen in die Geschichte der Völker, wenn wir ihre volksthümlichen Einrichtungen, Gesetze, Gewohnheiten, Sitten, Bräuche, in ihrem Ursprunge erforschen und beurtheilen wollen. Inzwischen diese erkennt man nicht allein aus den diplomatischen Acten und den Schriftstellern; denn die machen oft auf beliebige Weise diese Fabrikate in ihren Werkstätten, und geben die falsche Waare, wie Isidor die Decretalen, für das Echte aus, um zu gewinnen an Geld und Gut, an äußerer Ehre, die in Titeln, Bändern, Kleidern sich zur Schau auf den großen Volksmärkten aufstellen, und um einen Schacher zu treiben, oder die Seckel der Menschen, die man Unterthanen nennt, auszubeuten. Es ist anderer Seits eben so wenig Geschichte zu nennen, wenn man allein bemüht ist, die nackten, entkleideten Thatsachen, die man aus den Urkunden

mit Ameisenfleiß zusammen sucht, in einem sogenannten Buche abdrucken zu lassen, todt wie das Pergament, der Stein, das Holz, das Metall, worin sie mit todten Griffeln als leblose Zeichen eingegraben sind. Das Denken, und nur allein das Denken ist der Gott, aus dem der Geist der Vergangenheit und der Gegenwart spricht, darum ist die Philosophie das Leben in der Geschichte, und ohne Philosophie die Geschichte eine Trödelbude. Und diese philosophische Geschichte ist die Mutter der Politik, denn aus ihrem Leibe kann sie nur geboren werden und ans Licht treten, wachsen, sich bilden und wirken als die Herrin der Völker im Leben und Weben. So urtheilt schon Aristoteles und so behandelt er auch seine Lehren der Politik, die er aus der philosophisch bearbeiteten Geschichte entlehnt, eine Methode, welche die Neuern oft vernachlässigten, zur Seite legten, weil sie sie nicht begriffen und nicht begreifen konnten. Sie wußten nichts von Philosophie und als Lehrer waren sie es nur gewohnt Schüler, nicht Staaten, Gemeinden, Völker, Geschlechter, Familien: also Menschen im Gesellschaftsleben vor sich zu sehen. Woher unter solchen Umständen politische Bildung im Volke, da man sie nicht einmal im Cabinet und den Wissenschaften auffinden konnte? und ich möchte hinzusetzen, noch heute so spärlich findet. Und da, wo sie versteckt ist, muß sie sich zu oft unterm Scheffel bergen, darf selten oder gar nicht ohne Gefahr ans Licht treten, um nicht vom Volke erkannt zu werden. Wahrlich! das ist kein Segen, es ist ein Uebel, wie es ein Unglück war vor Zeiten, die Bibel in der Muttersprache nicht lesen zu dürfen. Ist es darum ein Wunder, daß wir noch heute im Kindesalter der Politik herumtappen, und über jeden Stein oder Strauch purzeln, woran der politische Zehen sich stößt! — Die französische Revolution, wovon täglich geschwatzt, und die darum noch heute gefürchtet wird, hat keine Neuerungen in Deutschlands Staatsleben eingeführt, und nichts weniger als den Character der nordischen Völker nur versucht umzugestalten. Diese Revolution hat, wie ein elektrischer Funken, die Geister erweckt, und zwar in der ganzen civilisirten Welt, nicht in einem einzelnen Lande; und dieser Geist überläßt es jedem Volke, sich selbst nach seinen Sitten und Gebräuchen aufzufrischen und seine Institutionen im Staats- und Familienleben auf festen Grund und Boden zu stellen.

Und der Geist der nordischen Völker ist nicht für fremde Dinge eingenommen, sondern lebt im Andenken seiner Väter, und will die Ausländerei nicht noch einmal adoptiren, sondern ausweisen, vom Boden vertilgen. Ausländerei sind aber das Feudalwesen; die papistischen Decretalen, genannt canonisches Recht; Institutionen, Pandecten, imperatorische Decrete und Rescripte, genannt das römische Recht; und die ganze Justiz- und Regierungs-Maschinerie; selbst die Sprache (stylus curiae) spricht aus der Fremde in welschen Tönen. Nach Vorschrift dieser undeutschen Maschinerie sollen wir unsere Staats-, Gemeinde-, Familieninstitutionen modeln, noch heute fortan soll dies geschehen, und wer davon abräth und will, daß im erweckten deutschen Geist nicht nur gelebt, sondern auch regiert werden soll, wird als ein Anhänger des Franzosenthums bezeichnet. Nein, nichts Französisches, aber noch weniger das Italienische, das Papistische, das Feudalistische, sondern rein deutsches Erbe im alten Geist, aber in einer Form, wie sie die Civilisation den Regierungen und den Familien gebietet! Das echte Alte, von den Vorfahren auf uns Ererbte, so wie wir es unter veränderten Formen von den Nachkommen der Brüder unserer Väter täglich in England gehandhabt sehen, und was von da über den Canal in Frankreich eingekehrt ist, dies ist es, was wir begehren und als unser altes Erbe vindiciren, ein Verlangen, was nicht zurückgewiesen werden darf von denjenigen, welche die Gewalt in Händen halten, wenn sie sonst echte Deutsche sind. Und in diesem Geiste, folglich in Uebereinstimmung des allgemeinen Willens d. h. im deutschen Geiste, wollen wir die constitutionellen Verhältnisse besprechen.

Das W e s e n und nicht die F o r m, denn das Wesen ist ewig, die Form aber zerbrechlich, bildet den Kern der politischen Institutionen eines Volks. Dies Wesen ist das R e c h t, und der Staat der Rechtszustand. Zur Erhaltung des Rechts in diesem Rechtszustande sind die Mitglieder der Gesellschaft gegenseitig berufen und verpflichtet. Aus dem Rechte entsteht die Pflicht, denn jenes kann nicht verwirklicht werden, ohne daß diese hinzukommt. Der Staat ist aber erst eine Idee, ehe er als eine That ins Leben tritt. Diese Idee keimte zuerst in der N a c h b a r s c h a f t als ein Rechtszustand, indem sich die Nachbarn einander

Hülfe leisteten und sich gegenseitig ihr Hab und Gut dadurch sicherten, daß keiner dem Andern dasselbe raubte oder beschädigte. Alles, was jung ist, ist klein und zart, nicht nur das Thier und die Pflanze als Geschöpf der Natur, sondern auch der Staat als ein Geschöpf der Politik. Aus der Nachbarschaft entwickelte sich die Genossenschaft, ein schon größerer Staat, und als mehrere Genossenschaften mit einander verschmolzen, entstand die Gemeinde. Diese aber blieb auch nicht auf der Stelle stehen, wo sie entstanden war, sondern ging fort und nahm verschiedene Formen in ihrem Wachsthum an, denn mehrere Gemeinden, die sich mit einander verbanden, bildeten die Mark und später mehrere Marken einen Gau. Damit schlossen unsere Väter den Rechtszustand, denn die Verbindung der Gaue eines Volks und wieder die größere Verbindung mehrerer Völker nannte man Bündnisse, welche nicht der Friede als der Rechtszustand, sondern der Krieg, als die Wehre des Rechtszustandes, erzeugte. So verbanden sich, um den Rechtszustand wider die Römer zu wehren, Cherusker, Angrivarier, Brukter, Marsen, Katten, Tenkter, Usipeter, Amsibarier, Kauchen. Die Gemeindeverbindung, in welcher der Rechtszustand gesichert werden sollte, entstand mit der Nachbarschaft, schloß im Frieden mit dem Gau und im Kriege mit Bündnissen. Diese Procedur ging aber nicht vor sich in einem Tage oder Jahre, wie das eben geborene Kindlein nicht in einem Jahre zum Mann, die Eiche nicht in einem Jahre zum ausgewachsenen Baume reift; sondern in einem Zeitraum von vielen Jahrhunderten, in welchem sie die Form oder den Körper ausbildete, wie sich die Pflanze zum Baum mit Aesten, Zweigen und Blättern im Laufe der Zeit gestaltet. Allein Geist und Körper wurden durch die ausgedehnten und größer gestalteten Formen in ihrem Urwesen, als dem Rechtszustande nicht umgewandelt.

Blicken wir nun in das Buch der Geschichte, so waren es nicht das Wachsthum oder die Bildung des Geistes, welche die alte deutsche Gemeinde, als die Form des Rechtszustandes veränderten, sondern die heuchlerische und hinterlistige Gewalt der Fremden, die als Feinde über die Alpen und den Rhein in Norddeutschlands Gaue eindrangen, nicht blos mit kriegerischen, sondern mit geistlichen Waffen. Nicht allein

Schwerdt und Lanze trugen die Kampfgenossen, sondern die Kapuze und das Kreuz, an das sie ihren Gott genagelt hatten. Einer ihrer ersten Anführer war der später geheiligte Bonifacius, der, als er den Spectakel zu arg machte, in Friesland erschlagen wurde. Unter dem Banner der christlichen Kirche, von welcher Spittler sehr wahr sagt, daß sie mit nichts weniger als mit der christlichen Lehre Gemeinschaft gehabt habe, drang später, nachdem die Missionen sich in die Familien, von welchen sie gastlich aufgenommen wurden, eingeschlichen, und Zank und Zwist unter den Landesgenossen angestiftet hatten, Carl, genannt der Große, mit Heeresmacht in den Norden ein, um freie Männer zu Sclaven zu machen und ihre tausendjährige Gemeindeverfassung zu vernichten. Italiener und Gallier, an welche sich die schon früher unterjochten Süddeutschen, als Franken, Schwaben und Baiern anschlossen, (wie sich ihre Nachkommen wiederum anschlossen, als Napoleon den Norden mit Krieg überzog) waren es, welche die Sassen oder Sachsen (ein Generalname für alle norddeutschen Volkszweige) theilweise erst in Westphalen, dann in Ostphalen bekriegten, und 33 Jahre gegen sie kämpfen mußten, ehe die ererbten religiösen und staatlichen Institutionen, aber nur in ihren Formen, nicht durch Sieg, sondern vertragsweise, den religiösen christlichen Staatsformen wichen. Es war Zwang und nicht freier Wille, und der Zwang dauert nicht länger, als die rohe Gewalt ihn aufrecht erhalten kann. Nicht überzeugend, nicht im Gemüth und Herzen dazu hingezogen, sondern mit Dragonern wurden die Sassen in die Kirchen und Kapellen, wie das Vieh in den Stall hineingetrieben, und mit Schlägen gezwungen, vor dem gekreuzigten Gott nieder zu knieen, um ihn anzubeten. Es war Zwang, nicht freier Wille, ihre tausendjährige Gemeindeverfassung einem Alleinherrscher zu opfern, und ohnerachtet, wie Justus Möser sagt, Carl den Sassen das Joch so sanft anschmiegte, daß es kaum fühlbar zu werden schien, konnten dennoch freie Männer solch einen unfreien Zustand kaum ertragen. — Und wie war nun der Rechtszustand, welchen Carl der Große vorfand? und wie war derjenige, den er für die Sachsen constituirte? Jener fundirte sich auf die Volksreligion und solcher Religion Geist war der Rationalismus. Dieser fundirte sich auf die christliche Kirche und deren Geist war der Super-

naturalismus. Die politische Verfassung unserer Väter, gestützt auf ihre Religion, war also rationell, die politische Verfassung, die Carl der Große errichtete, gestützt auf die christliche Kirche, war supernaturalistisch. Unsere Väter erkannten den großen Geist, den sie Od (daraus Gott) nannten, innerhalb der Natur, die christliche Kirche aber außer der Natur. Natur und Gott war unsern Vätern in ihren Begriffen gleichbedeutend. Natur und Gott sind nach der christlichen Kirche verschiedene Wesen. Unsere Väter verehrten den Gott, den ihnen ihre Vernunft geschaffen hatte; die christliche Kirche den Gott, welchen die Phantasie ihr im Bildnisse gab. Auch nicht einmal oberflächlich kann man die ererbte altdeutsche Gemeindeverfassung betrachten, ohne zu wissen, daß sie auf die alte Volksreligion begründet ist. Die Gottheit gab durch die Wissenden, d. h. durch die Intelligenten (wenn ich so sagen darf, die Philosophen, die Tacitus sacerdotes nennt, weil er sie mit keinem andern römischen Namen bezeichnen konnte), der Gemeindeversammlung Winke, welche sie, wenn diese Winke Ueberzeugung gaben, also mit ihrer Vernunft übereinstimmten, befolgte. Inzwischen sie folgten nicht blindlings den Priestern, was sich unter Andern daraus ergiebt, daß, wenn schon ein Beschluß gefaßt war, dieser ohnerachtet des Raths der Wissenden bestehen blieb; dabei nahmen sie als Princip an, daß sicher die Gottheit vor dem Beschluß die Winke würde ertheilt haben, wenn sie heilsam gewesen wären. Justus Möser sagt: „das war eine feine Wendung." Damit gaben sie die Selbstständigkeit, die auf dem freien Willen beruht, nicht auf. Als aber die Staatsverfassung auf die christliche Kirche begründet wurde und diese das Princip aufstellte, Gott habe dem Papste in Rom alle Macht auf Erden verliehen, die geistliche behalte dieser für sich, aber die weltliche verleihe er an den Kaiser, und erlaube demselben solche, da wo er sie nicht in Person ausüben könne, an Andere wieder zu verleihen, war der geistliche und weltliche Despotismus constituirt. Und noch heute hält der Vatican fest an dieser geistlichen Politik, oder vielmehr an diesem geistlichen Betrug; und er ist es, in welchem der religiöse, wie der politische Supernaturalismus seine Wurzeln schlägt. Die gesunde Vernunft möchte man noch heute wie zu Hildebrandts Zeiten in gewissen Dingen gefangen halten. An eine

echt deutsche Landesverfassung im Geiste der Väter ist nicht eher zu denken, bis der Supernaturalismus aus der Religion wie aus der Politik herausgetrieben ist. Indem Luther den Papst angriff, bekriegte er das Princip; allein er drang nicht tief genug in den religiösen Geist ein; sein Zweck war: freien Willen in der Religion und freies Recht in der bürgerlichen Gesellschaft herzustellen. Die Neuzeit war es erst, welche den alten deutschen Geist, wie zu Armins und Wittekinds Zeiten wieder an's Licht förderte, die Fremden vertrieb und nach vollbrachten Heldenthaten den Rechtszustand, in der Väter Weise und im Sinn der Vorzeit, nach zeitgemäßen Formen zu verkörpern strebte. Und dies ist der echt constitutionelle Geist, der heute alle nordischen Völker anspricht und durchdringt. Daher die Sehnsucht nach Verfassungen als einer Form, worin der 1813, 14, 15 wieder errungene Rechtszustand verkörpert werden kann. Durch die Verfassungsgesetze, heißen sie nun Constitutionen oder Staatsgrundgesetze, welche seit jener Zeit in Deutschland errungen sind, ist aber noch nichts weiter als die im Volke lebende constitutionelle Idee anerkannt, denn zur eigentlichen That, als dem Vollbringen, ist es noch in keinem einzigen Lande gekommen. Die große Gemeinde, die man Staat nennt, so wenig als ihre größern und kleinern Glieder, aus deren Uebereinstimmung Leben und Wirken entsteht, sind noch heute nicht constituirt, und des Staats Anstalten, Gerichts-, Verwaltungs-, Cultus- und Finanzeinrichtungen zum Theil noch so gestaltet, als sie vor der Constitution waren, also wie sie aus dem Feudalwesen hervorwuchsen. Will man die große Gemeinde, die man Staat nennt, und die aus Land und Leuten besteht, constituiren, so geschieht das nicht auf dem Papiere, sondern durch die That, denn zwischen dem Riß zu einem Gebäude und dem Gebäude selbst ist der Unterschied, daß, so lange nach dem Riß der Bau weder angefangen noch vollendet ist, man von keiner Errichtung, überhaupt von keinem Gebäude sprechen kann. So wenig wie der Hausherr mit seiner Familie in dem Riß oder auf dem Riß seine Wohnung aufschlagen kann, eben so wenig kann dies ein Volk auf der Constitutionsurkunde oder dem Staatsgrundgesetz. Wenn wir in die Geschichte blicken und zwar da, wo Länder und Völker zu Gemeinden constituirt wurden, die man Staaten nennt, so fing man damit an, in

Sparta wie in Athen, in Rom wie in Syracus und Etrurien, das Land abzutheilen, in Theile zu zerlegen und darnach das Volk in große und kleine Abtheilungen zu ordnen. Man fing also damit an, Land und Leute als Staat zu verkörpern. Und nachdem der Körper mit seinen Gliedern geschaffen war, schritt man zu den Organen, welche diesen Körper bewegen, im Leben erhalten und fortführen sollten. Erst muß die Gemeinde gestaltet werden, und nach Vollendung dieser Gestaltung schreitet man zu dem Organismus. Ist dieser monarchisch, so tritt die Regierung in der Einheit an die Spitze, und ist sie erblich, so constituirt man die Erblichkeit. Von da geht man über zu den Gliedern des Organismus. Unsere modernen Constitutionen beschäftigen sich nicht mit der Constituirung des Staats, als der großen politischen Gemeinde, also nicht mit dem Zwecke des Werks, sondern nur mit den Mitteln zu dem Zweck, als dem Organismus. Wozu aber ein Mittel, wo kein Zweck ist? Diese bloßen Mittel zum Zweck sind aber oft so schwach wie eine Federpuse, die man mit einem Hauch wegblasen kann. Und wir haben es erlebt, daß es nur eines königlichen Wortes bedurfte, um ein Grundgesetz, woran die Werkmeister so manchen Schweißtropfen vergossen hatten, auszulöschen. Ist aber der Körper selbst constituirt, wohnen also die Menschen in diesem politischen Staatsgebäude und die Organe haben sich einmal festgesetzt, so kann ohne eine geräuschvolle Umwälzung solch ein Gebäude nicht zertrümmert werden. Wir haben in gedoppelter Weise dies Beispiel an Frankreich. Ludwig XVIII. verzichtete darauf, den Zustand von 1789 wieder herzustellen, weil er es nicht wagen durfte; und Carl X., der nur dazu durch die berüchtigten Ordonnanzen den Anfang machte, wurde entthront.

Der Mensch muß seinen Körper ernähren, pflegen, stärken, um seinen Geist zu kräftigen; so sagten unsere Väter. Darum trat bei ihnen das, was wir das materielle Interesse nennen, in den Vordergrund. Landwirthschaft, Jagd, Fischerei, Schifffahrt, das waren die Beschäftigungen, die des Lebens Unterhalt gaben. Um darin weder gestört, noch gehindert zu werden, bedurfte es der gegenseitigen Sicherheit. Die Gegenseitigkeit führte zu Vereinen und die Vereine zu Gemeinden, in deren Verbindung einem Jeden Hab und Gut und die Arbeit gesichert ward.

In der Form von Kören stellten sie Normen fest, worin sie sich gegenseitig Frieden, Hab und Gut versicherten, und in welchen sie gegen die Uebertreter Bußen bestimmten. Nun hatten sie Rechte und der Zustand, in welchen sie sich dadurch gesetzt hatten, ward ein Rechtszustand, der sich in der Gemeinde verkörperte. Die Regeln betrafen einmal den Gemeindeverband, dann aber speciell das Familienleben, und dies umfaßte Landwirthschaft, Jagd, Fischerei, Schifffahrt. Der Gemeinde-Verband nahm sein Vorbild vom Familienleben. Jeder Hausherr wehrte seinen Hof und seine Familie gegen die Gewalt, und die Gemeinde that dies gleichfalls im Großen. Daher zunächst die Wehranstalt. Der Hausherr hatte seinen Hof, wovon er lebte, und die Gemeinde ihre Allmande d. h. Allmannsgut, d. i. Gemeingut, wovon die Gemeinde, d. h. nach jetzigen Begriffen der Staat lebte. Ein jeder hatte auf seiner Wehre, d. h. seinem Hofe, den Alleingenuß, auf dem Gesammtgute hatten alle den Gesammtgenuß. Die Höfe gestalteten sich in der Folge zu großen, mittlern und kleinen Gütern. Damit entstanden, wie Nithard sagt, tres ordines: Edlingi, Frilingi et Latzi. Nach der Verschiedenheit der Höfe mußte davon gewehrt, durfte aber auch dafür genossen werden. Der Edle zahlte 60 Schillinge, wenn der Friling 30 und der Leut 15 zahlten; aber dagegen durfte der Edle 60, der Friling 30 und der Leut nur 15 Rinder auf die Allmande treiben. Man kannte in der uralten Zeit an Grund und Boden nur Besitz, und an stehender und fahrender Habe allein das Eigen. Wenn das Eigen vererbt wurde, so nannte man es Eigen-Thum. Thum kommt von Thomen her, d. h. erzeugen. Eigenthum heißt ein ererbtes Eigen. Der Besitz, wenn er von Vater auf den Sohn kam, heißt Erbe, und wenn es ein unbelasteter Besitz war, echtes Erbe, kurz ab: das Echte. Was die Verfassung in der Familie anbetrifft, so war der Mann Herr in seinem Hause. Möser sagt: „er war Priester, König, Richter in seiner Wehre," d. h. in und auf seinem Hofe. Die Gemeinde mischte sich nicht in Familiensachen, sondern hielt sich streng in dem Bering der Gemeindeangelegenheiten. Diese gezogene Linie war es vor allen, welche all und jede Conflicte zwischen Staats- und Familienleben vermied, wodurch die Familie wie die Gemeinde sich so kräftigte, daß beide die

echte wahre und wahrhafte Freiheit so fest wie Stahl und Eisen härteten. Dadurch daß später die Gemeinde in die Familien, und wiederum die Familie in die Gemeinde sich gegenseitig eindrängten, Familienrechte zu Gemeinderechten, und Gemeinderechte zu Familienrechten, also das Unnatürliche zum Natürlichen machen wollten, mußte Unordnung, dann Anarchie, dann Rechtlosigkeit entstehen. Die damalige christliche Kirche war es, wie dies tausendmal die Geschichte bekundet, welche diesen chaotischen Zustand erschuf, und das Lebensprincip dieser christlichen Kirche war (und ist noch heute?) der Supernaturalismus. So lange er besteht, ist weder an Recht, Freiheit, Ordnung, noch an ein geregeltes Staats- und Familienleben zu denken. Grade darin bekundet sich der Kern (der Geist) der constitutionellen Ideen, daß nicht nur der Städter, sondern auch der Landmann die natürliche Scheidewand zwischen dem Staats- und Familienleben, welche der Christianismus nieder gerissen hat, wieder aufrichten und befestigen will. Der Landmann will und erstrebt den unbelasteten Grundbesitz und dies bekundet er dadurch, daß er täglich den Zehnten, die Dienste, das Lohn und die übrigen Belastungen des Grundes und Bodens ablöst. Der Städter will sich industriell frei bewegen, und dies bekundet die große Anhänglichkeit an den großen, deutschen Schutzzoll. Beweise genug für den, welcher nur begreifen will. Auf der andern Seite ist gegenwärtig nichts gehässiger, als die Patrimonialgerichtsbarkeit und das Patronat, weil beide nicht Familien-, sondern ihrer Natur nach Gemeinde-Sachen sind. Bei unsern Vätern wäre es unerhört gewesen, wenn ein Individuum hätte Priester oder Rechtsscheider bestellen wollen, und dies sogar als ein Recht auf Kinder und Kindeskinder vererbt hätte. Wenn gegenwärtig ein Jude ein Rittergut erwirbt, so setzt er den Bauern christliche Prediger und christliche Richter. Und dazu hat der jüdische Baron so gut ein Recht als der christliche, und um so einleuchtender erscheint dies, weil beide mit ein und demselben Orden geziert sind. Dergleichen mußte sich aber erst ereignen, um die Patrimonialgerichtsbarkeit und das Patronat in den Augen der Städter und Landleute aufs Tiefste zu entwürdigen. Der Heiligenschein war schon längst zerrissen, aber er mußte auch noch zerfetzt werden, um ihn als Lumpen in die Gosse zu werfen. Die Fa-

milienrechte sollen von der Gemeinde beschützt werden und erst dann, wenn die Hausherrn durch ihre Vertreter feste Normen für die persönlichen und dinglichen Rechte festgesetzt wünschen, erfolgen die Beschlüsse, welche durch die Sanction der Gemeinde, d. h. des Staats, zu Gesetzen werden. Es ist und war beispiellose Willkühr, die deutschen Normen, meistens Gewohnheitsrechte, zu vernichten, und an deren Stelle canonische, feudalistische, römische ohne Wissen und Willen der eigentlich Betheiligten zu setzen. Auf diese Weise drängte sich die Gemeinde, verleitet und verführt durch die Gelehrten, die anfangs sämmtlich christliche Pfaffen waren, in das Familienleben. Die ehelichen Verhältnisse behielt die Geistlichkeit für sich, und die übrigen verhunzte sie durch ihr päpstliches Recht, namentlich den Eidschwur, die Besitzstreitigkeiten, als spolium, ein Ding, was der Deutsche gar nicht kennt. Der Rechtszustand in der Familie und in der Gemeinde, d. h. im Staate, wurde von der Geistlichkeit und dem Feudalwesen vernichtet. Die drei Stände Edle, Freie, Leute, wurden aufgehoben und an ihre Stelle trat ein geistlich-weltlicher Adel. Dieser bestand aus geistlichen und weltlichen Staatsbeamten. Jene waren Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte und deren Subordinirte; diese waren Churfürsten, Herzöge, Grafen, Voigte, Ritter. Der große, mittlere, kleinere Grundbesitz der Edlen, Leute, Freien ging über in den Besitz dieses geistlich-weltlichen Adels. Die meisten der Edeln und Freien traten nach und nach in den geistlich-weltlichen Adel ein, aber der Stamm bestand aus Franken, Allemannen, Italienern, Galliern, und nicht aus Sassen. Der Leutestand als der zahlreichste wurde zu dem Stande der Unfreien, die man bis dahin unter den nordischen Völkern nicht kannte, verdammt, und zog die Meisten des Standes der Freien nach sich. Der sämmtliche Grundbesitz kam in die Hände des geistlich-weltlichen Adels, nicht nur das Familienerbe, sondern auch das Gemeindegut, d. h. das Staatsgut, sowohl die Domaine als die Allmande. Die Freien und Leute, nachdem ihre Gemeindeverfassung aufgehoben, der Heerbann eingegangen war, ihnen die Waffen genommen waren, sie also außer Stande, sich selbst, ihr Hab und Gut zu beschützen, mußten sich unter den Schutz des geistlich-weltlichen Adels begeben, und dafür diesem Adel Dienste verrichten. So entstand die

Schutzherrschaft, welche bald in Dienstherrschaft, endlich in Leibeigenschaft ausartete. Die christliche Kirche hatte den Zehnten eingeführt, wovon für die Armen und Kranken, $\frac{1}{4}$ für die Geistlichkeit verwendet werden sollte. Der Zehnte ging aus der Kirche über in den Familienbesitz des geistlich-weltlichen Adels. Dazu kam die Feudalität, welche bald fast allen Grundbesitz an sich riß und in den Bering des geistlich-weltlichen Adels zog. Starb der Bauer, der seinen Grundbesitz zu Lehn offerirt, so zog der Lehnsherr das eröffnete Feudum an sich, oder machte Pacht- und Meiergut daraus. Das Feudalwesen und die Schutzherrschaft haben fast den sämmtlichen Grundbesitz des Leutestandes, der $\frac{9}{10}$ des ganzen Grundbesitzes ausmachte, aus der Hand des Bauern in die Hand des geistlich-weltlichen Adels gebracht. Millionen kleine Grundbesitzer, welche den Kern des deutschen Volks ausmachten, wurden auf diese Weise zu Proletariern, d. h. zu Leibeigenen, Dienstleuten, Schützlingen umgeschaffen. Damit sank die Kraft des deutschen Volks auf Null herab. Die Gemeinden besaßen liegende Gründe, womit Jagd, Fischerei und Bierbrauerei verknüpft waren, wovon der Gemeinde Lasten getragen wurden. Außerdem besaßen die Gemeinden Allmanden, d. h. Allmannsgut, was sämmtliche Gemeindeglieder benutzten. Die Allmanden waren Waldungen und Heiden, Huten und Weiden, Jagd, Fischerei, Bergwerke u. s. w. Als der geistlich-weltliche Adel die Gau-, Mark-, Gemeinde-, Dorfverfassung mittelst Gewaltstreichen aufhob, zog er die Gemeindegüter und die Allmanden an sich. Aus jenen wurden Domainen, aus diesen Regalien, wie dies schon Justus Möser nachgewiesen hat. Es ist leicht zu erachten, daß damit auch der alte deutsche Rechtszustand aufhören mußte. Ein Chaos, ein rechtloser Zustand, ein rohes, rüdes Adelsgewaltleben traten an die Stelle von Freiheit, Recht, Ordnung, Eigen. Und an die Stelle der alten drei Stände: Edle, Freie, Leute, trat der geistlich-weltliche Feudaladel als Herrenstand. Wer dazu nicht gehörte, bildete den Knechtsstand. Fünf und zwanzig tausend Herrn-Familien und 25 Millionen Knechte machten das heilige römische Reich deutscher Nation aus. In diesem Bilde sieht man das so hoch gepriesene Mittelalter, und die goldne Epoche dieses scheußlichen Zustandes bildet die Zeit der so hoch gepriesenen Hohenstaufen. Der

historische Aristokratismus beweint das Mißgeschick dieser Familie, das sie tausendmal verdient hat, weil sie nur sann und handelte, um den letzten Rest des deutschen Erbe zu vergeuden. Welche Despoten! vornämlich Friedrich II., der die neuentstandenen Städte sammt ihren Bürgern von deutscher Erde vertilgen wollte, wie der gott- und schamlose Barbarossa vor ihm Mailand in einen Schutthaufen verwandelt hatte. Dieser Herrenstand, unter seinen Sieben Schilden, tyrannisirte Deutschland bis zur Blüthezeit der Städte, der Entstehung der Hanse und der Reformation. Nach und nach folgten diese auf einander.

Die Natur stärker als die Gewalt, hat in der Form der Civilisation die drei Stände, als Edle, Bürger, Bauern, wieder erzeugt, und die Zeit wird und muß kommen, wo diese zu dem vollkommnen Besitz ihres alten Erbe gelangen werden. Das allmählige Verschwinden der persönlichen Leibeigenschaft aus dem Bering der nordischen Völker ist das Vorzeichen für das Aufhören der Leibeigenschaft der Erde. Die Freiheit der Person und der Erde werden dem Rechtszustande die Bahn brechen. Damit wird die Gemeindeverfassung, der schon die Städteverfassung vorangeschritten ist, wieder erstehen und von da bedarfs nur noch eines Schrittes zu der Staatsverfassung und zwar zu einer Verfassung im Geiste, im Wesen, d. h. im Rechte der Väter. So reist nach und nach die Materie zur Frucht und wenn diese ausgewachsen vom Baume fällt, nicht vom Sturm abgerissen, wird die angemessene Form ihr angethan werden. Formen, nur Formen sind alle die Probearbeiten, die man unter dem Namen von octroirten und vertragsmäßigen Verfassungen kennt. Wille und Absicht, die sie zu Tage förderten, sind gut und edel, verdienen Anerkennung und Dank. Daß aber, ohnerachtet der Geist so willig, das Fleisch noch immer schwach bleibt, liegt nicht am Menschen, sondern der Jetztzeit, die nicht anders sein kann, als sie ist, darum zwar nicht gelobt, aber auch nicht getadelt werden darf. Opfer, große Opfer, sind gebracht, und müssen quantitativ und qualitativ sich vermehren. Aber anders kann es nicht sein, wenn sich die Geister reiben, und solche Zeiten, in welchen man erkennt, daß es von Jahr zu Jahr vorwärts, niemals rückwärts geht, sind auch die größten und bewunderungswürdigsten. Der Geist arbeitet fort und fort im constitu-

tionellen Bergwerk. Eine Idee nach der andern wird aus der Grube tausend Laster hinan zu Tage gefördert, erhellt den ganzen Norden, läuft kreuz und quer, geht von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf. Und in den Weilern und auf den Höfen, im Lande und an des Meeres Küsten, hört man alle Wohner mit einander, wie sie sich berathen und besprechen über des Landes Stände, die Stellung, welche sie einnehmen, den Character, den sie bekunden, die Beharrlichkeit, womit sie im Kampfe ausdauern, die Treue, die sie Volk und Fürsten beweisen, die Anhänglichkeit an Rechte, welche sie in Wort und That bezeigen, die Festigkeit, in der sie weder wanken noch schwanken. Aller Augen warten auf das, was da kommen werde.

VIII.

Die Aufgabe und Bedeutung der Diätetik.

Vom

Professor **Dr. K. W. Ideler.**

(Als Ankündigung eines Handbuchs der Diätetik für Gebildete.)

Das reichste, freieste, kräftigste Leben ist auch das gesundeste; folglich hat die Diätetik die Aufgabe zu lösen, aus der Erkenntniß seiner Gesetze und Bedingungen die Regeln abzuleiten, und in wissenschaftlichen Zusammenhang zu bringen, durch deren Anwendung jener höchste Grad seiner Entwickelung erreicht und auf dauerhafter Grundlage befestigt werden kann. Es kommt also vor Allem darauf an, eine möglichst treue und vollständige Anschauung des Lebens zu gewinnen, um jene Aufgabe in ihrem ganzen Umfange übersehen zu können. Fassen wir nun die Summe der hierher gehörigen Erfahrungen zusammen, so dringt sich uns zunächst die Ansicht auf, daß auch das körperliche Leben eine Welt von Erscheinungen in sich schließt, welche nur in der Idee, niemals aber in der Wirklichkeit in völligen Einklang treten können. Denn jeder ohne Ausnahme wird durch seinen Beruf und durch seine ganze Lebensstellung unweigerlich darauf angewiesen, nur einen Theil seiner Kräfte vorzugsweise zu entwickeln und zu bethätigen, somit aber die feingezogenen Linien des Ebenmaaßes zu überschreiten, in denen der Begriff der vollkommenen Gesundheit eingeschlossen ist. Hieraus folgt nothwendig, daß in ihm eine Fülle unentwickelter Kräfte schlummert,

welche eben deshalb so gut wie gar nicht für ihn vorhanden sind, und daß er sich somit fern von allen Verhältnissen halten muß, in denen er sich nur vermöge jener unentwickelten Kräfte selbstständig bewegen könnte. Mit andern Worten: jeder concrete Mensch ist auch in körperlicher Beziehung nur ein Bruchtheil des vollen Begriffs der menschlichen Natur, welche, eben weil sie nirgends zur Erscheinung kommt, nur in der Idee aus den gegenseitig sich ergänzenden Bruchtheilen zusammengesetzt und zur Anschauung gebracht werden kann.

Ist also volle Gesundheit im strengen Sinne ein Ideal; so scheint die Darstellung ihrer Gesetze und Bedingungen einen spekulativen Charakter anzunehmen, durch welchen sie zum praktischen Gebrauch untauglich werden würden. Denn was nützen uns Regeln, welche nur in abstrakten Verhältnissen ihre volle Bedeutung finden können, und bei ihrer Anwendung einer Menge von Einschränkungen unterliegen, durch welche sie so gut wie aufgehoben werden? Ja, wie sollen wir überhaupt nur dazu gelangen, solche Regeln aufzustellen, da, wie schon angedeutet wurde, die Lebensweise der Gelehrten, Künstler, Krieger, Gewerbtreibenden, der Städter und Landbewohner, der Männer und Frauen, Greise und Kinder in den wesentlichsten Beziehungen die größten Verschiedenheiten darbietet, welche durch offenbare Gegensätze jede Einheit der Begriffe auszuschließen scheinen? Was dem einen nützlich, ja nothwendig, das ist dem andern schädlich, selbst verderblich. Demnach müssen wir besorgen, daß eine für Alle gemeinsame Diätetik sich entweder zu magern, abstrakten Allgemeinbegriffen versteigen werde, welche in jedem positiven Lebensverhältniß keine befreidigende Aufklärung geben würden; oder daß wir für jeden Stand, jedes Alter und Geschlecht eine besondere Diätetik entwerfen müßten, welche außer dem Zusammenhange mit den allgemeinen Lebensgesetzen gedacht, jedes wissenschaftlichen Werthes ermangeln würde.

Indeß wie unendlich verschieden auch die Menschen in ihren ganz äußeren Erscheinungen sind; so können letztere doch nur in ihrem Ursprunge aus der allgemeinen menschlichen Natur begriffen werden, welche so durchaus die Grundlage aller praktischen Begriffe sein muß, daß jede Abweichung der letztern von jener sofort den Keim der Zerstörung in sich

erzeugt. Denn der Mensch erreicht sein eigentliches Lebensziel nur dann mit Sicherheit, wenn er den allgemeinen menschlichen Begriff in seinen besondern Verhältnissen so vollständig als möglich verwirklicht. Theilen wir nun jene Lebensverschiedenheiten in solche, welche wie Alter, Geschlecht, individuelle Anlage in Naturbestimmungen begründet, und in solche, welche durch den Beruf und die zufälligen Außenverhältnisse der einzelnen Individuen bedingt sind; so ergiebt es sich leicht, daß erstere, ungeachtet ihrer Mannigfaltigkeit, doch einen innern nothwendigen Zusammenhang in den allgemeinen Begriffen des Lebens finden, welches nur nach verschiedenen Richtungen hin sich entwickelnd, in jede derselben seinen wesentlichen Charakter überträgt, und daher die Anwendung der wichtigsten diätetischen Regeln auf sie ohne Mühe gestattet; daß aber die aus Willkühr und Zufall hervorgegangenen Modifikationen des Lebens geradezu Ausartungen desselben darstellen, wenn sie mit den leitenden diätetischen Begriffen in Widerspruch treten.

Wir müssen daher jene von der Oberfläche abgeschöpfte Anschauung des Lebens in seinen ganz äußeren Erscheinungen und Verhältnissen verlassen, um uns zu einem freieren Standpunkte zu erheben, wo sich dasselbe in seinem organischen Zusammenhange übersehen, das Wesentliche und Nothwendige desselben mit Sicherheit herausfinden, und zu einer methodischen Begriffsentwickelung verknüpfen läßt, welche als feste Grundlage aller einzelnen diätetischen Vorschriften dienen soll. Nur ein solches Verfahren führt zu leitenden Grundsätzen, in deren Ermangelung alle Betrachtung sich in ein Spiel mit subjektiven Meinungen verliert, deren unvereinbare Widersprüche einen großen Theil der Schuld tragen, daß die Diätetik sich bisher noch keine lebendige Anerkennung verschaffen konnte, welche einzelne treffliche neuere Bearbeitungen derselben in hohem Maaße verdient hätten. Alle Forschungen auf diesem Gebiet, welche sich ein ganz willkührliches und eingeschränktes Ziel steckten, indem sie eine Anweisung zur Verlängerung des Lebens, oder zur Erhaltung der Gesundheit und zur Vermeidung der Krankheiten ertheilen wollten, also den eigentlichen Zweck der Diätetik in Bruchtheile zerlegten, mußten eben wegen ihrer Einseitigkeit zu falschen Ergebnissen führen, welche dem gesunden Urtheil der Leser nicht entgingen, und des-

halb eine Beschäftigung mit ihnen als völlig nutzlos erscheinen ließen. Ich werde hierauf sogleich zurückkommen, und bemerke vorher noch, daß die wesentliche Aufgabe der Diätetik schon zu Anfange dieses Aufsatzes als die Kultur des körperlichen Lebens zu einem möglichst hohen Grade der Vollkommenheit bezeichnet ist. Um die Richtigkeit dieser Begriffsbestimmung deutlicher einzusehen, wird es nicht undienlich sein, das Irrthümliche aller beschränkten und einseitigen diätetischen Grundansichten etwas näher zu beleuchten.

Was zuvörderst die Erhaltung und Beförderung der körperlichen Gesundheit als Aufgabe der Diätetik betrifft; so braucht nur an das Schwankende des Begriffs der Gesundheit erinnert zu werden, um die Unbrauchbarkeit desselben als Grundlage der Diätetik zu erweisen. Gewöhnlich nennt man Gesundheit denjenigen Lebenszustand, in welchem alle körperlichen und geistigen Thätigkeiten leicht, frei, übereinstimmend und vollständig von Statten gehen, und dadurch ein allgemeines Gefühl von Wohlsein, Kraft und Lebensfülle im Bewußtsein hervorrufen. Diese Merkmale passen aber keinesweges auf alle im Kreise der Gesundheit gelegenen Zustände; überdies haben sie weit mehr einen negativen als positiven Charakter, und führen daher eher zu einer Beschränkung als Entwickelung der diätetischen Aufgabe. Peter Frank sagt in dieser Beziehung sehr sinnreich: „man kann nicht gesunder sein, als gesund," d. h. wenn alle Lebensverrichtungen gehörig von Statten gehen, so ist der Zweck des Lebens erreicht, und eine weitere Pflege desselben nicht gedenkbar. Wie geht es nun aber zu, daß eine Menge von Menschen eine Reihe von Jahren hindurch dem Anschein nach der besten Gesundheit nach allen oben angegebenen Merkmalen sich erfreut, bis allmählig oder plötzlich bei geringfügigen Veranlassungen dieselbe von Krankheiten befallen, und durch diese oft unaufhaltsam dem Tode entgegengeführt wird? War das wohl eine ächte Gesundheit, welche bei der scheinbar größten Blüthe und Fülle der Kräfte so wenig den gewöhnlichen äußeren Einflüssen Widerstand leisten konnte? Und wenn also ihre ganze äußere Erscheinung blos eine verlängerte Täuschung war, deren Nichtigkeit später um so auffallender hervortritt, woran sollen wir denn die Dauerhaftigkeit und Energie der Gesundheit erkennen, welche Bürgschaft für

die Verlängerung derselben bis in das Greisenalter leisten? Die Gesundheitslehrer, Hygiasten, dürften hierauf schwerlich eine befriedigende Antwort geben können, weil ihre ganze Anschauungsweise gerade das ausschließt, wodurch der Kern des Lebens zur vollen Gediegenheit veredelt werden soll. Denn sobald die scheinbare Leichtigkeit und Freiheit aller Lebensverrichtungen und das daraus sich ergebende sinnliche Wohlgefühl den Maaßstab für die Bestimmung der Gesundheit abgeben sollen; so wird von der Pflege der letztern mehr oder weniger jede wirkliche Anstrengung ausgeschlossen, durch welche allein das Leben der eigentlichen Reife und Vollkommenheit theilhaftig werden kann.

Eine polemische Tendenz liegt mir hier ganz fern, sonst würde es mir ein Leichtes sein, eine Menge von Aussprüchen der Hygiasten als Belege des Ebengesagten zusammenzustellen. Wie oft ist das Leben einem todten Kapital verglichen worden, welches nicht durch Zinsen vergrößert werden könne, sondern durch jede Ausgabe verringert werde. Wie oft ist die sogenannte goldene Mittelmäßigkeit in Arbeit und Genuß, in geistiger und leiblicher Beziehung als der Inbegriff aller diätetischen Weisheit deshalb gepriesen worden, weil bei ihr einige Individuen zufällig alt wurden, wenn sie auch arm an Geist und Körper blieben, und daher die lange Unfruchtbarkeit ihres Lebens nicht beneidenswerth erscheinen ließen. Solche Lehren sind das Grab aller geistigen und körperlichen Kultur, und sie stiften auf zweifache Weise großen Schaden. Entweder sie erzeugen eine hypochondrische Aengstlichkeit, welche jede die Mittelmäßigkeit übersteigende Anstrengung wie eine wirkliche Todesgefahr zu scheuen sich gewöhnt, die Speisen mit der Wage abmißt, die äußere Luft flieht, wenn Barometer, Thermometer, Hygrometer sich weit vom Mittelgrade entfernen, in der Abspannung und Ermüdung nach jeder heilsamen Anstrengung die sicheren Vorboten einer schweren Krankheit zu spüren glaubt, und sich daher jener gewissenhaft enthält, eine Hausapotheke anlegt, um für jedes augenblickliche Mißbehagen sogleich ein Mittelchen zur Hand zu haben, und im bangen Gefühl einer bei solcher Lebensweise täglich zunehmenden Schwäche immer mehr sich einschränkt und an allem Nothwendigen sich verkürzt, bis die Thorheit das unvermeidliche Elend bis zur wirklichen Krankheit steigert. In diesem

Sinne ist daher die häufige Klage wohl begründet, daß die populären Darstellungen der Diätetik, welche sich die Verbreitung solcher zur Trägheit und Erschlaffung führenden Maximen angelegen sein ließen, großen Schaden gestiftet haben. Oder jene der Mittelmäßigkeit huldigende Lebensansicht erzeugt einen Indifferentismus gegen die Diätetik, wie denn überhaupt der Gesunde wenig aufgelegt ist, der Pflege seines Körpers eine gehörige Sorgfalt zu widmen. Er glaubt genug gethan zu haben, wenn er die allgemein bekannten Schädlichkeiten vermeidet, bei Arbeit, Genuß und Ruhe hübsch Maaß hält, und übrigens die gute Natur walten läßt, welche auch nach innerem Gesetz den Lebensgang so sicher regelt, daß er wenigstens nicht selten eine Reihe von Jahren hindurch sich ungestört fortsetzt. Aber eine solche Lebensführung ist schlechthin auf den äußern Zufall berechnet, und ermangelt daher alles innern Zusammenhanges einer methodischen Entwickelung der Kräfte, in welcher dieselben die eigentliche Grundlage ihrer Energie und Ausdauer, also ihrer Selbstständigkeit finden sollen. Der Mensch kann allerdings lange Zeit ohne bestimmten Plan aufs Gerathewohl fortleben, und wenn seine Außenverhältnisse günstig sind, sich dabei wohl befinden; aber er ist dann nicht mehr Herr seiner Kräfte, welche durch äußeren Anstoß in Mißverhältnisse versetzt, in gegenseitigem Widerstreit sich aufreiben, und dadurch sein Dasein zu Grunde richten. Sollen sie aber auch unter ungünstigen Bedingungen in fester und steter Eintracht zusammenhalten, und jenen dadurch einen nachhaltigen Widerstand leisten; so müssen sie nicht nur zu einem hohen Grade der Energie entwickelt sein, sondern auch jene Lenksamkeit angenommen haben, welche es dem besonnenen Willen möglich macht, sie gleich einer wohldisciplinirten Truppe gegen den Feind zu führen. Es ist ein allgemeines Gesetz der geistigen, wie der körperlichen Kräfte, daß ihre tüchtige Durchbildung in methodischer Uebung sie immer abhängiger von der freien Willensbestimmung macht, daß also ihre Dienstbarkeit für höhere Zwecke mit ihrer inneren Vortrefflichkeit und Gediegenheit gleichen Schritt hält. Die Diätetik soll also nicht ein bequemes Sichgehenlassen, wobei auch das beste Leben zuletzt in sich zerfällt, sondern eine positive thatkräftige Kultur zu ihrer höchsten Aufgabe machen, bei deren Lösung

eine unerschütterliche Gesundheit ohnehin als Preis der Anstrengung gewonnen wird.

In den vorigen Bemerkungen wurde schon der falsche Schein einer Gesundheit aufgedeckt, welche ihre innere Gebrechlichkeit hinter dem blühenden Bilde eines freien und kräftigen Lebens zwar eine Zeit lang verbirgt, aber dem Einwirken nachtheiliger Einflüsse ausgesetzt, um so auffallender hervortreten läßt. Die Anschauung einer solchen mangelhaften Lebensverfassung, welche jedesmal die Folge der Versäumniß einer methodischen Kultur der Kräfte ist, führte daher zu der Ueberzeugung, daß dieselbe wegen ihrer Gebrechlichkeit gegen alle Schädlichkeiten sorgfältig geschützt werden müsse, deren Vermeidung daher als eine Hauptaufgabe der Diätetik angesehen wurde. Rechnen wir aber einige absolut verderbliche Einflüsse auf das Leben, namentlich die heftigsten Gifte, gewaltsame mechanische Verletzungen, tödtliche Hitze und Kälte u. dgl. ab; so ist der Begriff einer Schädlichkeit durchaus relativ, ja die unschuldigsten und heilsamsten Dinge können den Charakter derselben annehmen, wenn sie zu dem vorhandenen Zustande nicht passen. Nicht nur wird man in große Verlegenheit gesetzt durch die Frage, was der gesunde Mensch denn alles vermeiden solle, und ob es ihm bei Befolgung jener Vorschrift nicht zuletzt eben so ergehe, wie dem als Gouverneur auf seiner Insel fungirenden Sancho Pansa, der sich alle Speisen der reichbesetzten Tafel versagen mußte, weil der Arzt sie ihm als schädliche bezeichnete; sondern es führt jene prophylaktische Regel, folgerecht angewandt, zu einer Verweichlichung und Verzärtelung des Lebens, wobei dasselbe viel schlimmer berathen ist, als bei dem Zusammentreffen der meisten sogenannten Schädlichkeiten, wenn der Mensch mit rüstiger Kraft gegen sie ankämpft. Wer kann denn im Leben stets Hitze und Kälte, Dürre und Nässe, grobe Speisen und schlechte Wohnung, Gemüthserschütterungen und Seelenleiden und die tausend Dinge alle gänzlich vermeiden, durch welche täglich zahllose Krankheiten erzeugt werden? Je weniger er sich dagegen abgehärtet hat, um so gewaltsamer wird er davon ergriffen, dagegen der, welcher allen jenen Einflüssen die Stirn bot, sie zuletzt mit Leichtigkeit erträgt. Gedenken wir nur der Krieger und Seefahrer, welche fast täglich sogenannten Lebensgefahren trotzen

müssen, und dabei einen eisenfesten Körper erlangen, wenn dessen Kräfte nicht geradezu überwältigt wurden, bis zu welchem Grade Niemand die Abhärtung absichtlich treiben wird. Der Mensch soll die Schädlichkeiten nicht fliehen, sondern durch sie seine Kräfte zum Widerstande herausfordern, und durch diese Reaction sie auf einen hohen Grad der Energie und Selbstständigkeit steigern, weil er dadurch seinen Körper mit einem schützenden Panzer umgiebt. Weit verderblicher als die vermeintlichen Schädlichkeiten, welche, wie oben bemerkt, zur Befestigung seiner Gesundheit wesentlich beitragen können, sind alle Arten eines verkehrten Lebensgebrauchs, in welchem die Kräfte, anstatt in Eintracht zusammenzuwirken, und sich dadurch gegenseitig stärker anzuregen, vielmehr im Widerstreit sich gegenseitig aufreiben, wie dies so oft geschieht, wenn die einzelnen Functionen, welche in einer gewissen Reihefolge hinter einander eintreten sollen, gleichzeitig von Statten gehen, und sich dadurch gegenseitig stören, z. B. angestrengtes Denken und Verdauung. Eben so können mancherlei Mißverhältnisse im Lebenshaushalte dem Anschein nach ganz unschuldig sein, und doch die verderblichsten Folgen nach sich ziehen, z. B. eine im Verhältniß zum Verbrauch der Kräfte zu reichliche Ernährung, wenn starker Appetit und vortreffliche Verdauung eine Vollblütigkeit erzeugen, welche unter dem Zusammentreffen geringfügiger Ursachen tödtliche Wirkungen, Schlagflüsse, Entzündungen hervorrufen kann. Oder manche an sich unschädliche Genüsse, z. B. des Kaffees, können unter gewissen Umständen die Lebensthätigkeit aus den Fugen rücken, welches so allmählig und heimlich geschieht, daß die eigentliche Quelle des zerstörenden Uebels gar nicht in die Augen fällt. Es verhält sich daher mit den physischen Kräften ganz wie mit den geistigen, daß sie im glücklichen Kampfe mit Hindernissen immer mehr erstarken, weil sie sich mit erhöhter Energie dagegen anstemmen müssen, aber im inneren Widerstreit sich um so gewisser aufreiben, wenn ihnen von außenher alles zu leicht und bequem gemacht wird. Eine in immer milder Temperatur und trockener, ruhiger, heiterer Luft erhaltene Haut verweichlicht eben so unfehlbar, als ein Magen, dem stets nur eine zarte, leicht verdauliche Kost gereicht wird, oder ein Nervensystem, welches man gegen alle peinlichen, schmerzerregenden Eindrücke geschützt

hat. Alle Organe büßen dadurch ihre Energie so sehr ein, daß es dann nur einer geringfügigen Veranlassung bedarf, um ihre Thätigkeit in die größte Unordnung zu bringen. Also auch die an sich so wichtige diätetische Regel, daß der Mensch alle Schädlichkeiten vermeiden solle, führt, wenn sie außer dem Zusammenhange gedacht wird, zu den nachtheiligsten Irrthümern, und erzeugt zugleich die schon genannte hypochondrische Aengstlichkeit, welche alle Kraft und Freude am Leben löset, und die frischeste Gesundheit in ein elendes Siechthum verwandelt.

Nicht besser steht es um die Vorschriften zur Verlängerung des Lebens, obgleich sie sich unter einem so anlockenden Titel ankündigen. Da ich mich indeß hierüber schon in einem Aufsatze ausführlicher erklärt habe, welcher in Nr. 14 und 15 des Jahrganges 1841 der medicinischen Zeitung des Vereins für Heilkunde in Preußen abgedruckt ist, so muß ich mich auf denselben beziehen.

Die Abweisung aller untergeordneten und einseitigen Zwecke von der Diätetik bestätigt nicht nur die Richtigkeit der obigen Bestimmung ihrer Aufgaben als der höchsten Kultur des bürgerlichen Lebens, sondern sichert ihr dadurch auch eine weit edlere Bedeutung und einen höheren wissenschaftlichen Werth zu. Erinnern wir uns nur, daß das körperliche Leben an und für sich betrachtet gar keinen Zweck hat, nicht einmal ein wünschenswerthes Gut ist, weil die sinnlich angenehmen Gefühle von den unangenehmen, ja peinlichen weit überwogen werden. Zweck und Werth erlangt das körperliche Leben erst als Träger oder Organ des geistig sittlichen; folglich muß seine Bedeutung in dem Maaße steigen, als es bei höherer Vollkommenheit auch ein brauchbareres Werkzeug der Seele wird. Diese Ansicht dringt der Diätetik durchaus kein fremdes Princip auf, sondern nur aus einer freien Anschauung des Seelenwirkens können mit Sicherheit die leitenden diätetischen Begriffe geschöpft werden. Wir finden den vollständigen Beweis dieses Satzes darin, daß gerade in seinem Sinne die Diätetik von vielen großen Philosophen und Gesetzgebern aufgefaßt, und eben dadurch die außerordentlichsten Erfolge gewonnen worden sind.

Es würde eine höchst belehrende Aufgabe sein, aus den geschichtlichen Urkunden Alles zu sammeln, was Moses, Lykurg, Pythagoras,

Sokrates, Plato, Xenophon und so viele andere Weise des Alterthums in dieser Beziehung Großes gedacht, und zu einem bedeutenden Theil in Ausführung gebracht haben. Das Wesentliche davon darf ich bei den geneigten Lesern als bekannt voraussetzen, welche daher wohl ihre Zustimmung zu dem Satze nicht verweigern werden, daß das ganze Alterthum weit tiefer von dem Bewußtsein der Nothwendigkeit einer methodischen Kultur des Körpers durchdrungen war, als die neuere Zeit, welche jene Pflege nur allzusehr vernachlässigt*). Wären wohl die

---

*) Die alten Aerzte theilten diese aus einer gesunden und tüchtigen Anschauung des Lebens hervorgegangene Hochschätzung der Diätetik, welche sie deshalb zur Grundlage ihres Heilverfahrens machten, in der wohlbegründeten Ueberzeugung, daß man die aus der richtigen Bahn gewichenen Kräfte weit sicherer durch naturgemäße Leitung nach diätetischen Vorschriften, als durch künstliche arzeneiliche Reize, deren Wirkung sich nie genau vorherberechnen läßt, zur naturgemäßen Verfassung zurückführt. Die Schriften der altgriechischen Aerzte enthalten daher eine Fülle der trefflichsten diätetischen Lehren, weshalb Mackenzie (**histoire de la santé et de l'art de la conserver. Traduit de l'Anglois sur la seconde édition. A la Haye 1759 S. 14.**) behauptet, daß die Neueren alle wesentlichen diätetischen Lehrsätze von den Alten entlehnt haben. Zum Beweise dafür führt er die von Fr. Hoffmann aufgestellten 7 **leges sanitatis** an, welche unverkennbar von Aussprüchen der Alten abgeleitet sind.

Lex 1. Omne nimium, quia Naturae inimicum est, effuge. Hoffm. — Omne nimium Naturae inimicum. Hippocr. Aphorism. Sect. 2. No. 50.

Lex 2. Ne subito muta assueta quia consuetudo est altera natura. Hoffm. — A multo tempore consueta, etiamsi fuerint deteriora, insuetis minus turbare solent. Hippocr. ib. Sect. 2. No. 50.

Lex 3. Animo hilari et tranquillo esto, quia hoc optimum longae vitae et sanitatis praesidium. Hoffm. — Laetis diffunditur per universum corpus calor, atque plus foras ejus motus fertur, unde major merito fit pulsus. Galen. de causis pulsus. Lib. 4. cap. 3.

Lex 4. Aërem purum et temperatum vehementer ama, quia ad corporis et animi vigorem multum confert. Hoffm. — Mortalibus aër tum vitae, tum morborum causa est; morbi raro aliunde nascuntur, quam ab aëre cum is morbidis inquinamentis corpus subierit. Hipp. de flatibus.

Lex 5. Quam maxime selige alimenta corpori nostro congrua, et quae facilius solvuntur, et corpus transeunt. Hoffm. — Cibi ad sanitatem optimi sunt, qui parce ingesti fami et siti sufficiunt, et moderate per alvum secedunt. Hippocr. de affectibus.

Lex 6. Mensuram semper quaere inter alimenta et motum corporis. Hoffm. — Si inventa fuerint ciborum mensura et laborum ad unamquamque naturam, ita

Griechen jene gefeierten Helden geworden, welche im hochgesteigerten Selbstgefühl den kräftigen Antrieb zu allem Großen, Edlen und Schönen fanden, womit sie allen Nachkommen voranleuchteten, wenn sie nicht in ihrer Gymnastik und an ihren olympischen Spielen die höchste Vortrefflichkeit des körperlichen Lebens zu gewinnen getrachtet hätten. Hätte wohl Lykurg die bewunderungswürdige Erscheinung der spartanischen Geschichte zu einer Jahrhunderte hindurch fortwirkenden Entwickelung bringen können, wenn er den Lacedämoniern nicht die strengsten Regeln der Enthaltsamkeit, Mäßigkeit, der Uebung und Abhärtung des Körpers und einer anstrengenden Gymnastik vorgeschrieben hätte? Man braucht nur die durch ihn geregelte Lebensweise der Spartaner zu studiren, um alle Bedingungen kennen zu lernen, durch welche jede Feder des Körpers in den härtesten Stahl verwandelt, und ihm dadurch eine unverwüstliche Kraft und Ausdauer verliehen werden kann. Sieht man sich von allen Gebrechen umringt, welche die nothwendige Wirkung einer schwelgerischen Erschlaffung aller Nerven und Sehnen sind; so möchte man sich in eine Zeit zurückwünschen, wo die schwarze Suppe durch den schärfsten Appetit gewürzt, das Nahrungsbedürfniß befriedigte, ohne zur Unmäßigkeit zu reizen; wo die Keuschheit eine gesetzliche Tugend war, deren Verletzung durch öffentliche Schande gebrandmarkt wurde, welche überhaupt jeden aus den Reihen des Volks unfehlbar verstieß, dem Feigheit als Folge eines verweichlichten Lebens nachgewiesen werden konnte; wo man der Jugend einen Abscheu gegen Berauschung durch den Anblick betrunkener Sklaven einflößte; wo die durch methodische Leibesübung erzeugte, von Kraftfülle strotzende, gegen Hitze und Kälte, Sturm und

---

ut excessus neque supra neque infra modum fiat, inventa erit exacta hominis sanitas. Hippocr. de diaeta. lib. 1.

Lex 7. **Fuge medicos et medicamenta, si vis esse salvus.** Hoffm. — Mackenzie, welcher hierzu keine klassische Parallelstelle anführt, hat es übersehen, daß Celsus (de medic. lib. I. cap. 1.) ausdrücklich bemerkt: sanus homo, qui et bene valet, et suae spontis est, nullis obligare se legibus debet; ac neque medico, neque iatralipta egere. — Uebrigens findet dieser Satz im Munde Hoffmanns seine Rechtfertigung darin, daß zu seiner Zeit ein jetzt unbegreiflicher Mißbrauch mit Aderlässen, Brech-, Purgir- und andern Arzneimitteln, nicht zur Heilung von Krankheiten, sondern zur Erhaltung der Gesundheit getrieben wurde.

Regen abgehärtete Gesundheit jede ärztliche Hülfe überflüssig machte, und wo das Bewußtsein eines durch und durch gediegenen Lebens den Heldensinn erzeugte, welcher nicht vor den schwersten Aufgaben zurückschreckte.

Wir wollen und können freilich keine Spartaner werden; aber entfaltete sich ihre volksthümliche Kraft nicht in dem benachbarten Athen zu den edelsten geistigen Blüthen, von denen noch jetzt der Hauch unvergänglicher Jugend zu uns herüberweht? Und läßt sich diese Wundererscheinung des hellenischen Geistes die Urquelle alles Vortrefflichen in Wissenschaft, Kunst und freier That als möglich außer dem ganzen Lebenszusammenhange denken, in welchem die Gymnastik eins der wesentlichsten Elemente ausmachte? Welch ein Gemälde entfaltet sich hier vor unsern Augen, nicht etwa einzelner Individuen, welche mit studirter Sorgfalt jeden Lebensgebrauch abmessen, und dadurch höchstens zu einem zweideutigen Wohlsein gelangen, sondern ganzer Völker, welche sich täglich in der Quelle der Gesundheit badeten, und in frischer, verjüngter Kraft den Drang zu allem Hochherzigen und Mächtigen spürten, dessen Gewalt noch nach Jahrtausenden zur Bewunderung und Nacheiferung fortreißt! Der kühnste Schwung der Beredtsamkeit zum Preise eines vollkräftigen Lebens ermattet vor der fesselnden Anschauung einer Zeit, welche aus dem Ursprunge ihrer großartigen Tugenden so wenig ein Geheimniß machte, daß man sich billig darüber verwundern muß, warum der Alles so gern nachahmende Mensch gerade die schönsten Lebensmuster unbeachtet gelassen hat. Es kommt hier natürlich nicht auf eine schärfere Kritik an, welche an den diätetischen Vorschriften der Alten mit Recht manche erhebliche Ausstellungen machen würde; genug daß der Sinn, aus welchem jene Lehren und ihre praktische Anwendung hervorgingen, auch jetzt nicht stark genug angeregt werden kann, um in dieser Beziehung das so lange Versäumte nachzuholen, und die kommenden Geschlechter mit einer Fülle von Kräften auszurüsten, auf welche wir schon Verzicht zu leisten uns gewöhnt haben.

Mit Recht erblicken wir daher in dem, wenn auch nur kümmerlichen Wiederaufleben der alten Gymnastik das vielversprechende Zeichen

einer glücklichern Zukunft, welche hoffentlich den Sieg der ächten Humanität über verjährte Vorurtheile erringen, und dadurch die Fesseln sprengen wird, in denen bisher die edelsten Kräfte erstarrten. Auch unsere Nachkommen können sich wieder den Griechen zur Seite stellen, wenn sie, wie diese erzogen, und in allen Kräften tüchtig durchgebildet werden. Gründet sich diese Hoffnung, wie jede andere, auf das Naturgesetz eines unaufhaltsamen Fortschreitens des Menschengeschlechts zu höherer Entwickelung; so ist damit jede trübsinnige Klage über den zunehmenden Verfall der kommenden Geschlechter abgefertigt, welcher ihre geistigen und körperlichen Kräfte einem gänzlichen Ruin entgegenführen werde. Wer kann auch wohl in vollem Ernste die innere Nothwendigkeit eines unaufhaltsamen Dahinsterbens jedes Volks, sobald es die Epochen seiner Jugend und Mannbarkeit durchlebt habe, behaupten? Denn die meisten, in der Geschichte spurlos verschwundenen Völker bereiteten ihren Untergang vor durch Ueppigkeit, Schwelgerei und Laster aller Art, bis sie innerlichst zerrüttet unter das Schwert barbarischer Sieger fielen. Sollte denn ein Kulturzustand ganz undenkbar sein, welcher jene Quellen des Verderbens verstopfend, in entgegengesetzten volksthümlichen Tugenden die Bürgschaft einer unverwüstlichen Jugendfrische und Manneskraft der Völker giebt? Wenn man dem sittlichen Charakter des Menschengeschlechts eine solche Kultur nicht zutraut; so wälze man wenigstens nicht die Schuld der eigenen Thorheit auf die angebliche Ohnmacht der Natur, welche ihre unversiegliche Schöpferkraft gerade in allen scheinbaren Niederlagen am Glänzendsten offenbart hat. Es ist eine zu allen Zeiten bestätigte Thatsache, daß nach allen verheerenden Seuchen die Ehen mit vervielfältigter Fruchtbarkeit gesegnet waren; daß alle Lücken, welche Hungersnoth, das Schwert und andere Würgengel in die vollzähligen Reihen der Völker rissen, bald wieder ergängt waren; daß also eine unserm Sinn und Verstand unerreichbare Quelle des Lebens einen um so mächtigern Strom desselben in die wirkliche Erscheinung ergießt, je mehr alle Anzeichen für eine herannahende Entvölkerung der Erde sprachen. Seit wann fließt jene Quelle sparsamer, werden die Seuchen verheerender, die Ehen unfruchtbarer, die hochbetagten Greise seltener, die Zeichen einer zunehmenden

Entnervung sichtbarer? Waren etwa jene Zeiten die begünstigteren, als die Pest, zumal unter der Gestalt des schwarzen Todes, Aussatz, englischer Schweiß und bösartige Fieber aller Art, von denen wir jetzt nur noch eine historische Kenntniß besitzen, Verheerungen anrichteten, von denen uns die Cholera nur ein sehr schwaches Bild gegeben hat? Oder will man etwa das Paradoxon aufstellen, daß jene verwüstenden Seuchen einen Beweis von Lebensfülle gegeben, da die jetzigen Geschlechter nicht einmal mehr zum gemeinsamen Streben Kraft hätten?

Umfaßt also die Diätetik eine der wichtigsten Volksangelegenheiten; so erledigt sich der bisher so oft erhobene Einwurf, daß die über sie geführten öffentlichen Verhandlungen stets mehr Schaden als Nutzen gestiftet hätten. Wir wollen dagegen nicht die in vielen Fällen gültige Entgegnung geltend machen, daß alle Facultäten sich eifersüchtig der Veröffentlichung ihrer Geheimnisse widersetzten, um sich die ausschließliche Vormundschaft über die ihrer Pflege anvertrauten menschlichen Angelegenheiten zu vindiciren, denn die Aerzte ließen es wirklich zu keiner Zeit an populären diätetischen Belehrungen fehlen. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß letztere im Ganzen mehr irre, als auf den rechten Weg geleitet haben. Dies erklärt sich theils daraus, daß dieselben sich in dem schon vorhin bezeichneten engen Gesichtskreise bewegten und eben deshalb mit sich selbst in Widerspruch geriethen, theils aus den in früheren Zeiten sehr fühlbaren Mängeln der Physiologie, welche erst in den letzten Decennien sich zu den freiesten Lebensanschauungen erhoben hat, aus denen sich richtigere diätetische Vorschriften entwickeln lassen, die denn auch in einigen neueren verdienstlichen Werken von Burdach, Heinroth, Hartmann, Leupoldt und einigen anderen ausgesprochen, leider noch nicht die gebührende Anerkennung gefunden haben. Auch darin fehlten mehrere diätetische Schriftsteller, daß sie ihren Werken ausführliche anatomische Beschreibungen einmischten, welche für Aerzte überflüssig, für Nichtärzte höchst nachtheilig waren. Gründliche anatomische Kenntnisse kann man sich durchaus nur mit eigener Anschauung erwerben, in deren Ermangelung die Phantasie eine Menge falscher Bilder zeichnet, und mit diesen eine nicht auszutilgende Verwirrung der Begriffe erzeugt. Nur durch Verkörperung oder Versinnlichung idealer

Begriffe und Verhältnisse wirkt die Phantasie wohlthätig als nothwendiges Element der geistig sittlichen Bildung; aber sie verbreitet Trug und Unheil, wenn sie willkührliche Dichtungen dem praktischen Verstande statt objektiver Erkenntnisse aufdringt, und die realen Weltverhältnisse in Aberwitz verkehrt. Daher ist aus imaginären anatomischen Vorstellungen stets eine Menge von Grübeleien und Hirngespinnsten hervorgegangen, welche ihrer Natur nach zu den grundlosesten Befürchtungen führten. Eine merkwürdige Aeußerung in Rousseau's Selbstbekenntnissen giebt die volle Bestätigung des Ebengesagten: „Zu meiner Ausbildung hatte ich mich ein wenig mit physiologischer Lectüre beschäftigt, die Anatomie zu studiren angefangen; und indem ich die Menge und die Thätigkeit der Organe durchmusterte, welche meinen Körper zusammensetzen, heftete ich meine Aufmerksamkeit auf ein Gefühl, als ob das Ganze zwanzigmal an einem Tage in Unordnung gerathe... Weit entfernt, darüber erstaunt zu sein, mich dem Tode nahe zu glauben, war ich es vielmehr darüber, daß ich noch leben könne, und ich las die Beschreibung keiner einzigen Krankheit, welche ich nicht für die meinige hielt. Ich bin gewiß, daß, wenn ich nicht schon krank gewesen, ich es durch diese schädliche Lectüre geworden wäre."

Es steht hiermit die im gewissen Sinne gegründete Klage im Zusammenhange, daß der Mensch durch anhaltende Richtung der Aufmerksamkeit auf sein körperliches Leben den Grund zur Hypochondrie legen könne, deren Ursprung daher häufig in der Lectüre diätetischer Schriften gesucht werden müsse, worüber ich mich auch schon in Bezug auf die einseitige Behandlung derselben ausgesprochen habe. Es würde aber doch falsch sein, wenn man daraus die Regel folgern wollte, der Gesunde dürfe durchaus nicht anhaltend auf seinen körperlichen Zustand merken. Es kann hieraus der eben bemerkte Nachtheil nur dann hervorgehen, wenn die physische Selbstbeobachtung einen leidenschaftlichen Charakter annimmt, dadurch alle anderen Lebensinteressen aus dem Bewußtsein verdrängt, und somit die Phantasie zu einem Spiel mit leeren Schreckbildern herausfordert. Es verhält sich hiermit gerade eben so, wie mit der Warnung Kant's gegen eine psychische Selbstbeobachtung, mit welcher ängstliche, von religiöser Schwärmerei und zu großer Sorge

für ihr Seelenheil erfüllte Gemüther unablässig bemüht sind, in sich sündhafte Antriebe auszuspähen, um gegen die ersten Regungen derselben anzukämpfen. Kein Mißbrauch kann jemals den rechten Gebrauch, keine Uebertreibung die ihr zum Grunde liegende Wahrheit verdächtigen, und wer die diätetischen Begriffe in ihrer ursprünglich großartigen Bedeutung als eine Anleitung zur Vervollkommnung des Lebens zur höchsten Thatkraft auffaßt, wird eine solche Körperpflege stets nur als Mittel für die höchsten und edelsten geistigen Zwecke betrachten, und sich gewiß nicht durch kleinliche Sorgen in hypochondrische Selbstquälerei stürzen. Jene Körperpflege muß aber als methodische Kultur durch ein System von sehr bestimmten Begriffen geleitet werden, welches doch nur geschehen kann, wenn eine vorurtheilsfreie Selbstbeobachtung darüber Aufschluß giebt, ob jene Begriffe in rechte Anwendung gekommen sind, oder nicht.

Endlich schaden die meisten populären Schriften auch über Diätetik durch ihren Mangel an wissenschaftlichem Gehalt, indem sie gewisse, scheinbar für sich verständliche Sätze von der Oberfläche abschöpfen, um ihre Lectüre durch Vermeidung eines streng wissenschaftlichen Vortrags leicht, und dem verwöhnten Sinne mancher Leser bequem zu machen. Jede Darstellung aber, welche nicht in der Einheit der Begriffe den Maaßstab zur Beurtheilung ihrer übereinstimmenden Richtigkeit giebt, führt unvermeidlich zu einer Menge von Widersprüchen, zu deren Ausgleichung dann durchaus keine Möglichkeit vorhanden ist. Nur im organischen Zusammenhange systematisch entwickelter Begriffe findet jeder derselben seine wesentliche, scharf bestimmte Bedeutung, und mit derselben seinen eigentlichen Werth, daher der populäre Schriftsteller durchaus eine solche Methode des Vortrags zu befolgen sich bemühen muß, und sich nicht scheuen darf, zu abstracten Grundsätzen aufzusteigen, in welchen die einzelnen Sätze ihre Uebereinstimmung finden sollen. Wenn nämlich alle diätetische Forschung von dem Grundsatze ausgehen muß, daß das körperliche Leben als die Incarnation des geistigen die Verhältnisse des letztern zur Außenwelt begründet; so folgt hieraus von selbst, daß die wesentliche Bedeutung dieser Verhältnisse nur in ihrem Zusammenhange mit den Gesetzen der geistig-sittlichen Entwickelung begriffen

werden kann, weil jene nichts Anderes als der leibliche Träger derselben sein sollen, und daß jede aus diesem Zusammenhange gerissene diätetische Betrachtung der einzelnen Lebensthätigkeiten, der Muskelbewegung, Verdauung u. s. w. in Ermangelung eines bestimmten Maaßes zu ganz willkührlichen Regeln führen muß, daher denn auch die früheren Vorschriften über die Menge und Auswahl der Speisen, über die Art, den Grad und die Dauer der Muskelbewegung, über die Hautkultur u. dgl. alle nur erdenklichen Widersprüche in sich schlossen. Nur eine in ächt philosophischen Grundsätzen geläuterte, freie Anschauung des geistigen Lebens enthüllt die Zwecke, deren Verwirklichung die allein gültige Aufgabe der Diätetik ausmacht, und erhebt sie dadurch zum Range einer ächten Wissenschaft, in deren Lichte allein die menschlichen Angelegenheiten dem Ziel der höchsten Vollkommenheit entgegen geführt werden können.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

IX.

Reise nach Java.

Mittheilungen aus meinem Tagebuche.

Von

Dr. Eduard Selberg.

Indem ich die folgenden Seiten niederschreibe und zu diesem Endzwecke mein Tagebuch durchblättere, wird mir ein interessanter Abschnitt meines Lebens wieder vorgeführt, welcher lange gehegten Wünschen, die durch Hindernisse aller Art noch gesteigert waren, genügen sollte, indem er mich in den ostindischen Archipel führte. Von allen Gegenden, die mich Reise- und Länderbeschreibungen kennen lehrten, hatte dieser Theil der Erde schon früh am meisten meinen Geist und meine Phantasie beschäftigt. Je weniger derselbe von deutschen Reisenden besucht worden war, welche ein treffendes Gemälde davon entworfen hätten, um so mehr erregte er meine Sehnsucht durch den Zauber, womit eine warme Einbildungskraft so gerne das Unbekanntere auszuschmücken pflegt. Eine lange Seereise, auf welcher Entbehrungen, Gefahren und erhabene Naturerscheinungen mit einander abwechseln, der Anblick eines Landes, das durch seine vulcanische Entstehung abentheuerlich geformt, mit einer üppigen, tropischen Vegetation bedeckt ist, Bewohner, die durch Gestalt, Sitte und Bildung bedeutend von uns abweichen, gesellschaftliche Zustände, welche an ein lange vergangenes patriarchalisches Zeitalter erin-

nern, mußten eben sowohl einen Geist anregen, der für wissenschaftliche Forschungen glühte, als auch ein Gemüth, welches für großartige Naturerscheinungen so empfänglich war in einem Lebensalter, wo die vollständig erwachte geistige Kraft sich gleichsam selbst probirt, indem sie die Fesseln zu durchbrechen sucht, mit welchen die Verhältnisse sie umzogen. Das Studium der Medicin gab später meinem Drange, die ostindischen Inselgruppen kennen zu lernen, eine bestimmtere Richtung. Anthropologische und medicinische Forschungen unter einem glühenden Himmel, auf dem üppigen Boden Indiens schienen mir ebenso anziehend als lehrreich. Der Mensch trägt wie die Pflanze in seinen Lebenserscheinungen den Charakter des Bodens an sich, welcher ihn hervorbrachte. Das Klima, die Art des Bodens, seine Hebung und Senkung, sind eben so viel Momente, welche seine geistige und körperliche Eigenthümlichkeit bestimmen. Eine genauere Betrachtung der verschiedenen Menschenraçen unter ihren eigenen äußeren Lebensverhältnissen zeigt dies unwiderleglich. Wenn nun schon die Beobachtung der geographischen Verhältnisse der Vegetabilien das Interesse mächtig anregt, so muß dies noch vielmehr der Fall sein, wenn der vollkommenste Organismus, in dessen Erschaffung die Natur sich zu ihrer größten Höhe erhob, zum Gegenstande der Beobachtung gemacht wird. Indem der Entschluß jene Gegenden zu besuchen immer fester bei mir ward, bildete sich zu gleicher Zeit ein deutlicheres wissenschaftliches Ziel vor meinen Blicken. Wenn auch der schrankenlose, jugendliche Thatendrang zu leichtsinnig die Kraft im Verhältnisse zum Hindernisse anschlägt, so ist er es doch, welcher gewöhnlich die ganze Richtung des spätern Lebens bestimmt.

Nachdem ich meine ärztlichen Studien beendigt hatte, zwangen mich persönliche Verhältnisse in meine kleine Heimath zurückzukehren, welche wenig geeignet war, meinem Drange für die Wissenschaften Nahrung und Unterhaltung zu geben. Die Schwierigkeiten, von einem im Binnenlande isolirt liegenden Städtchen aus meinen Reiseplan auszuführen, häuften sich mehr und mehr, je weniger ich im Stande war aus eignen Mitteln die Reisekosten zu bestreiten. Hierzu gesellten sich noch traurigere Empfindungen über die völlige Unmöglichkeit, mir in einer Heimath, welche kein literarisches Hülfsmittel darbot, alle die

Kenntnisse und Apparate zu verschaffen, welche eine Reise um wissenschaftlicher Zwecke willen erfordert. Da mir aber jede Hoffnung fehlte, das mir Mangelnde zu ersetzen, so stand mein Entschluß um so fester, die Reise, sobald ich es nur möglich machen konnte, anzutreten und sie so gut zu benutzen, wie es nur irgend angehen wollte. Auf eigene Kosten konnte ich nicht reisen, da ich kein Vermögen hatte; auf Kosten eines Landes, oder einer Regierung — dazu hatte ich nicht die geringste Aussicht. Daher entstand die Idee bei mir, mich durch meine ärztlichen Kenntnisse in den Stand zu setzen, meine Absichten ausführen zu können. Verschiedene Wege konnten sich mir hierzu öffnen. Da Holland seine hauptsächlichsten Colonien in den ostindischen Gewässern hat, so konnte ich in den ärztlichen Colonialdienst dieses Landes treten, aber verehrte Freunde in Amsterdam riethen mir ab, weil ich hierdurch die mir nöthige Freiheit verlieren würde; machten mir dagegen den Vorschlag, als Schiffsarzt ein Truppendetachement nach Java zu bringen. Dies schien mir annehmbar, und jene Freunde übernahmen das hierzu Nöthige für mich zu besorgen. Nachdem ich nun noch mehrere Monate mit Studien aller Art verbracht hatte, welche mich passend zu einer Reise nach Java vorbereiten konnten, erhielt ich im August des Jahres 1837 die Nachricht, daß ich mich nach Amsterdam verfügen sollte, um mich der erforderlichen ärztlichen Prüfung zu unterwerfen. So näherte sich denn endlich nach so vielen vergeblichen Bemühungen, nach so vielen zerstörten Plänen einer meiner innigsten Wünsche seiner Erfüllung, an welcher ich in meinem Innern so rastlos gearbeitet hatte. Mit triumphirender Freude mischte sich ein Zagen rücksichtlich meiner Kräfte. Nicht durfte ich es mir verhehlen, daß ich mich nimmer jenen Vorbildern nähern konnte, welchen ich so gerne nachgestrebt hätte. Diese waren glücklicher gewesen als ich. Aeußere Verhältnisse aller Art hatten sie begünstigt, während mir alle Verhältnisse feindlich entgegentraten. Doch freute ich mich innig auf eine Reise, welche neben reichen Belehrungen aller Art eine angenehme, anregende Unterhaltung zu geben versprach, sowohl durch den Wechsel der fremdartigsten Scenen, als auch durch zufällige, ephemere Gestaltung der Verhältnisse, welche auf jeder größeren Reise so häufig Statt findet. Indem ich die Tagebuchform

bei der Beschreibung der Reise zum Grunde lege, werde ich häufig genöthigt sein, mich selbst in dem Verlaufe derselben zu erwähnen. Der Leser möge es mir um der Nothwendigkeit willen vergeben. Der Reisende ist gleichsam der Prüfstein und seine Erlebnisse sind eben so viel Striche auf demselben, welche den Aufmerksamen die Eigenthümlichkeiten der Länder und Völker kennen lehren, mit denen jener in Berührung kam.

Nachdem ich in Amsterdam alle meine Obliegenheiten erfüllt, mich mit den nöthigen Büchern und dem geringen physikalischen Apparat versehen hatte, welchen ich zu meiner Verfügung stellen konnte, eilte ich rasch dem Helder zu, wo die Fregatte Betsy en Sara segelfertig lag, auf welcher ich die Reise machen sollte. Am 5. September traf ich dort ein und begab mich noch an demselben Tage an Bord des Schiffes. Der Wind war noch ungünstig, die Mannschaft noch nicht vollzählig, der Capitain selbst noch in Amsterdam.

Der Helder bietet wenig dar. Er besteht aus einer langen Reihe von Läden und Wirthshäusern, in welchen Alles feil geboten wird, was irgend zum Schiffsbedarf gehört. Der Schein der Wohlhabenheit und Gemächlichkeit, welcher in den großen holländischen Städten herrscht und dem Aeußern derselben einen gemüthlichen Anstrich giebt, hat hier der reinen Zweckmäßigkeit Platz gemacht. Man sieht der Bevölkerung sowohl als ihren Häusern an, daß das Leben hier nur dem materiellen Erwerb, nicht aber dem Genusse desselben gewidmet ist. Alles ist reinlich, aber ohne Schmuck, ohne Behaglichkeit, deshalb auch kalt und unfreundlich. Das einzige schöne Gebäude ist die jüdische Synagoge. Ohne alle architectonische Schönheit, aber vortrefflich eingerichtet sind die Werften und Magazine, welche Alles enthalten, was die Ausrüstung der Kriegsschiffe erfordert. Eine Anzahl der letztern lag hier im Nieuwendiep und ihre bunten Flaggen und Wimpel, mit welchen der Wind spielt, machen einen angenehmeren Eindruck als die starren, weißen Häuser mit ihren Läden. Dazu kommen täglich aus allen Weltgegenden Schiffe an, deren Bewohner im Verein mit jenen der Schiffe, welche zum Auslaufen bereit sind, dem Helder einen neuen Charakter hinzufügen, nehmlich den des Drängens und Stürzens zum Genuß. Die Wirthshäuser sind von dem Morgen bis zum Abend überfüllt. Ein

Theil der Ankömmlinge sucht sich daselbst für Monate lange Entbehrungen auf dem Meere zu entschädigen, ein anderer drückt noch einmal das Leben warm an die warme Brust, ehe er dem Vaterlande, vielleicht auf immer, Lebewohl sagt.

Diese Genießenden aber sondern sich scharf von dem eigentlichen Helder und gewinnen hier nicht einmal eine momentane Heimath, denn die Gasthäuser sind schlecht und nur den Genüssen unterster Art geweiht. Selbst Freundlichkeit im Aeußern und Eleganz fehlt ihnen durchaus.

Nach und nach füllte sich unser Schiff. Victualien, Wasser, Pulver wurden an Bord gebracht. Auch der Capitain, 100 Mann Soldaten mit zwei Offizieren und einem Militairwundarzt kam an und wir warteten nur auf günstigen Wind, um auslaufen zu können. Auch ich hatte mich in meiner Kammer, welche ohngefähr sechs Cubikfuß maß, heimisch eingerichtet und gab mich jenen Gefühlen hin, die unwillkührlich jeden ergreifen, welcher eine so lange Seereise anzutreten im Begriff ist, und in ein Land übersiedeln will, das so häufig durch seine klimatischen Verhältnisse zum frühen Grab für den Ankömmling wird. Man schließt ab mit dem vergangenen Leben und beginnt ein neues, dessen unbekannte Wechselfälle wie dunkle Ahnungen das Gemüth ergreifen. Man durchblickt die Vergangenheit und beschaut noch einmal sinnend die Bilder, welche sich auf ihrem bald dunkeln, bald hellen Grund eingemalt haben.

Tief fühlt man, daß man sich von Allem losriß, was uns werth und theuer ist, und wendet fernen Lieben noch die letzten schmerzlichen Abschiedsgedanken zu. Man prüft noch einmal die Gründe, welche uns nöthigen, die vielen Fäden zu zerreißen, die uns so mächtig an die Heimath fesseln und geht dann mit ruhigem Entschlusse und besonnenem Ernst der Zukunft entgegen. Man fühlt tief in sich, daß man dem, was sie bringt, gewachsen sein werde, wie man dem Schmerze gewachsen war, der uns bei dem Abschied ergriff, welchem vielleicht kein Wiedersehen folgt. Dies sind Gefühle, denen man sich umsonst zu entziehen sucht und die selbst den Seemann bei jeder neuen Reise ergreifen.

Unter den Soldaten waren Subjecte von den verschiedensten Nationen, Holländer, Belgier, Franzosen, Schweizer, jedoch beinahe die Hälfte nahm der Auswurf aus den verschiedensten Staaten Deutschlands ein. Physiognomien waren darunter, in denen alle Laster und alle Klimate gewühlt und den vielleicht ursprünglichen Charakter der Gemeinheit noch mehr emporgehoben hatten. Leute, die in Frankreich, Algier, Spanien und Westindien gedient, dann der Sehnsucht nach dem Vaterlande gefolgt waren und nach wenigen Monaten, der heimischen Erde überdrüssig, niederländisch-ostindische Dienste nahmen. Andere wieder, namentlich der Theil der Holländer, bestand aus Sträflingen, deren Gefangenschaft abgekürzt war, unter der Bedingung, in den Colonialdienst zu treten. Dieser Theil war der schlechteste des ganzen Detachements, welcher sich täglich durch Excesse, Insubordination und Streitsucht auszeichnete, die um so schwerer zu verhindern waren, da er keine Strafen mehr scheute, indem er Tod und Verderben, durch das Klima, auf Java für gewiß hielt. Ein anderer kleinerer Theil bestand aus Abentheurern, welche leichtsinnig nach Java hinüber gehen wollten, um einem sanguinisch erträumten Glücke nachzujagen, welches sie nimmer finden sollten. Sie hatten sich anwerben lassen, um hierdurch ohne Kosten hinüberzukommen, wo sie für alle Mühsale Entschädigung zu finden vergebens hofften.

Da Müssiggang es doppelt schwer machen würde, eine Menge Menschen, welche aus so verschiedenartigen und zum Theil so schlechten Elementen besteht, überzuführen, so sorgt die holländische Regierung besonders für Beschäftigung und Zerstreuung. Deshalb wurde regelmäßiger Wachtdienst gethan und außerdem erhielten die Truppen Pfeifen, Tabak, Domino-, Mühlen- und Lotto-Spiele, um vor Allem Langeweile von ihnen abzuhalten. Denjenigen unter ihnen, welche musikalisch waren, hatte man auch Instrumente geliefert. Nicht selten schallten muntere musikalische Töne über das Verdeck, denen auch die Offiziere mit Vergnügen lauschten.

Endlich liefen wir am 20. September aus dem Nieuwendiep, mit dem Lootsen an Bord, welcher uns durch den Kanal führen sollte. Schon nach wenig Stunden war ich seekrank und blieb dies eilf Tage

hindurch. Die heftige nach allen Seiten hin schaukelnde Bewegung des Schiffes war mir unausstehlich und erweckte in mir ein Angstgefühl mit Schwindel, Kopfschmerz, Magenkrampf und Erbrechen, gegen welches alle Mittel nichts vermochten. Da ich Gelegenheit hatte, bei ohngefähr hundert Personen diese Krankheit zu beobachten und die gepriesensten Heilmittel bei Vielen zugleich zu versuchen, so überzeugte ich mich bald, daß sie alle nichts vermochten. Nur die Gewöhnung an das Schlingern und Stoßen des Schiffes ist das einzige Heilmittel bei diesem häßlichen Uebel, dessen schrecklichstes Symptom das gänzliche Fehlen jeder moralischen Kraft, eine gränzenlose Apathie ist. Taumelnd lag ich im Bette, als ich am 21sten Morgens gegen 6 Uhr durch einen Musketenschuß, welcher dicht neben mir fiel, auf einen Moment erwachte, aber auch sogleich apathisch meine Augen wieder schloß. Jedoch schon nach einer Minute wurde ich wiederholt gerufen. Ich sprang auf. Der zweite Lieutenant, L., welcher in der Kammer neben mir wohnte, hatte sich erschossen; Kopf und Gesicht waren unkenntlich zerschmettert und das Blut floß in einem langen Strom aus seiner Kammer. Es war keine Spur von Leben mehr in ihm vorhanden. Ich mußte auf das Verdeck, um dem Capitain den nöthigen Bericht zu erstatten. Hier ging alles in seinem ruhigen Gange fort; der wachthabende Offizier herrschte in rauhen abgebrochenen Tönen den Matrosen seine Befehle zu, diese arbeiteten und nach zwei Stunden wurde der Leichnam in das Meer versenkt. Mit günstigem Winde flogen wir an Kreidefelsen, woraus die Küste Englands besteht, vorüber. Sie glänzten hell im Sonnenschein, aber ich war trübe und krank. Durch den jähen Tod des Offiziers erschüttert, mit welchem ich manche heitere Stunde verbracht hatte, schlich ich in meine Koje zurück. Er war ein liebenswürdiger junger Mann, welcher, um schneller zu avanciren, seine Familie und eine liebende Braut verlassen hatte. Sein Ehrgeiz war aber weder durch moralische Kraft, noch durch feste Entschlossenheit unterstützt. Schon in den ersten Minuten der Abreise war er außer sich vor Schmerz und Trübsinn. Die Reue über seinen Entschluß hatte ihn erfaßt, als der Rücktritt unmöglich war. Dazu kam noch die harte, herzlose Etiquette, welche seine Vorgesetzten gegen ihn, der durch die Liebe der Seinigen verweichlicht

war, beobachteten. Die Seekrankheit raubt ihm die letzte moralische Stütze und nun warf er das Leben ab, welches ihm unerträglich geworden war.

Die folgende Nacht war nicht geeignet, meinen geistigen und körperlichen Zustand zu verbessern. Schon am Nachmittage war das Wetter stürmisch, kalt und naß geworden. Das Schiff stieß und stampfte heftig, und ich lag sehr erbärmlich darnieder. Es wurde Nacht. Der Sturm wuchs immer mehr, heulte und tobte über mir in den Rahen und Tauen, die See brauste wüthend unter mir und schlug unaufhörlich tosend an die Wand, an welcher meine Koje angebracht war. Dazwischen ras'te der Donner, und mit seinem Krachen mischte sich das Dröhnen und Knattern des Schiffes, welches sich mühsam durch die Wellen arbeitete, das Prasseln des Regens, welcher auf das Verdeck niederschlug und das grelle Licht der Blitze, welche für Momente meine Kammer erhellten. Ich lag im Bette und hielt mich mit beiden Händen, um nicht herausgeschleudert zu werden. Durch das beschriebene Getöse schallte die grelle Commando-Stimme des Capitains, die Gutturaltöne der Matrosen, das Rollen und Stampfen der Arbeitenden über meinem Haupte. Alle diese Geräusche wurden mit einem Male heftiger, so daß ich nur einen lauten, widrigen, betäubenden Ton hörte und dann folgte tiefe Stille, welche nur durch das Seufzen des hin- und herfallenden Schiffes und das dumpfe Brausen des Meeres unterbrochen wurde. Gespannt lauschte ich vergebens auf den Fußtritt eines lebenden Wesens. Endlich kam ein Schiffsoffizier an meiner Kammer vorüber, welcher mir sagte, daß wir fortwährend in Gefahr gewesen wären mit einem andern großen Schiffe zusammengeworfen zu werden, dessen Bewegungen die finstere Nacht zum Theil verbarg. Dazwischen wurden alle Arbeiten vorgenommen, welche das Sturmschauer an den Segeln und Tauen nothwendig machte. Der Kampf des Schiffes mit dem wüthenden Elemente, das Wirken der Matrosen, welche fortwährend ihrer Oberen Befehle laut wiederholen, so daß diese über das ganze Schiff schallen, das scheinbar verwirrte Laufen durcheinander und die große körperliche Anstrengung bei ihren Arbeiten, welche dennoch mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit und Präcision vor sich gehen, haben für den Unerfahrenen,

welcher leicht Gefahr muthmaßt, etwas Beängstigendes; aber ungleich schlimmer war jene Stille, welche meinen kranken Phantasien freien Spielraum gab. Nach zehn Tagen jedoch war ich wieder gesund und unterzog mich mit Liebe meinen Obliegenheiten.

Nach und nach fühlten wir an der Temperatur, daß wir uns den Tropen nahten. Am 6. October hatten wir Madera im Gesicht. Als es mir gezeigt wurde, konnte ich im Anfange nichts erkennen, nachher jedoch eine dunkle Wolkenschicht am äußersten Horizonte, welche nach und nach immer schärfere Umrisse erhielt und zuletzt die Gestalt eines Berges annahm. Von Porto Santo erkannten wir nur den höchsten Punkt, welcher über eine hellere Wolke in der Gestalt eines schwarzen Flecks hervorragte. Es gehört einige Uebung dazu, um von dem Meere aus in einer größeren Entfernung das Land erkennen zu können. Der Ungeübte verwechselt es leicht auf acht bis zehn Meilen mit einer Wolke. Wir hatten jetzt fortwährend ruhiges und klares Wetter und die Wärme wurde sehr bemerkbar. Der Nordostpassat hauchte uns nur an. Die Abende waren besonders schön und entschädigten uns für den wärmern Tag. Kurz nachdem die Sonne ins Meer gesunken ist, strahlt die westliche Hälfte des Horizonts im warmen Goldglanze und geht nach und nach, die feurigen Tinten mäßigend, in alle Farbennüancen über, welche allmählig in ein Blaugrau verschwimmen, das die östliche Hälfte des Gesichtskreises einnimmt. Der Glanz des Mondes ist um diese Zeit von einer grünlichen Goldfarbe, welche erst nach und nach zum Goldgelb wird. Mit diesem erscheint, so weit das Auge blicken kann, eine Bahn von goldenen Schuppen auf dem Meere, dessen sich kräuselnde Flächen das Mondlicht reflectiren. Die Bahn gleicht einer ungeheuern, fabelhaften Schlange, deren Schuppen zauberisch lieblich im Sonnenscheine prangen, während sie sich spielend hin und her ringelt.

So lange wir im nordatlantischen Ocean waren, fand ich die Farbe des Meeres so intensiv indigo-blau, daß es undurchsichtig zu sein schien. Dieses Blau scheint am unabhängigsten von der Farbe des Himmels zu sein. Die weißesten Wolken färben es nicht lichter, bedeckter Himmel läßt seine Farbe nicht weniger rein erscheinen; nur die dunkelsten Gewitterwolken geben ihm durch Spiegelung an der entsprechenden Stelle auf

dem Meere, aber auch nur an dieser, ein fast dinteartiges Ansehn. In den höheren nördlichen und südlichen Breiten bemerkt man diese blaue Farbe nicht mehr in jener Intensität, welche nur dem Ocean unter den Tropen eigen zu sein scheint. Es ist mir keine Theorie bekannt, welche mit einiger Sicherheit diese Farbenveränderungen des Meeres und des Wassers überhaupt erklärte. Weder die Farbenlehre, noch die Chemie ist im Stande dieses interessante Phänomen zu lösen.

Unter den nördlichen Breiten des atlantischen Oceans bemerkt man selten Fische. Ueberhaupt erblickt man oft auf langen Seereisen in acht bis vierzehn Tagen nicht Einen, während wieder andere Stellen des Meeres davon überfüllt zu sein scheinen. So glaubten wir am 14. October, während wir uns unter 16° 47′ nördl. Breite und 27° 16′ westl. Länge befanden, Morgens um 10 Uhr, etwa eine halbe Meile östlich von uns eine Bank von ohngefähr 18 Schritt Länge im Meere zu erblicken, auf welcher sich schäumend die sonst ruhigen Wogen brachen. Eine genaue Untersuchung mit dem Teleskop ergab jedoch, daß die ganze Bank aus Fischen bestand, welche sich drängten, in großer Anzahl emporsprangen und im Sonnenlichte wie weißer Schaum glänzten. Ganze Schwärme von fliegenden Fischen pflegen anzudeuten, daß man den Wendekreis überschritten hat. Außerhalb des tropischen Meeres habe ich diese niemals gesehn. In großen Schaaren erheben sie sich aus dem Meere, fliegen 70—100 Schritte weit, während sie in der Luft wie silberweiße Vögel glänzen und fallen dann plätschernd wieder in das Meer. Da ich immer ihre heftigsten Feinde, die Delphine, in der Nähe sah, so glaube ich, daß die Furcht es ist, welche sie treibt, ihr heimisches Element zu verlassen. Sie sind von der Größe der Heringe, und haben einen sehr breiten fleischigen Rücken. Ihre Flossen nehmen zwei Drittheile der Körperlänge ein und breiten sich im Fliegen flügelartig aus. Außerdem scheint ihnen diese Art der Bewegung durch eine ungewöhnlich große Schwimmblase erleichtert zu sein, welche wenigstens bei keinem anderen Fische einen verhältnißmäßigen so großen Raum einnimmt. Ich kenne keinen Fisch, welcher einen feinern Geschmack hätte, als dieser. Man fängt ihn durch Fangnetze, welche man an die Seiten des Schiffes befestigt; oder man liest Dutzende zugleich vom Ver-

decke auf, welche bei dem Versuche über das Schiff hinwegzufliegen, niederfallen. Da die Delphine die fliegenden Fische besonders zur Speise lieben, so benutzt man ein Phantom, was diesen ähnlich sieht, um sich jener zu bemächtigen. Gewöhnlich befestigt man ein kleines Fischchen von Holz oder Blei, das mit einer Angel versehen ist und an dessen Seiten ein Läppchen Leinen oder eine Feder geheftet ist, an einer Linie, welche an das Bugspriet gehängt wird und das Phantom gerade auf dem Spiegel des Meeres liegen läßt. Indem die Wellen das Schiff heben und dann wieder senken, wird das scheinbare Fischchen in die Höhe gezogen und wieder niedergelassen. Die Täuschung für den Delphin wird hierdurch so vollkommen gemacht, daß er sich mit Gier auf seine vermeintliche Beute stürzt und so durch die verborgene Angel gefangen wird. Oft reicht ein weißes Läppchen hin, um ihn zu locken. Eine noch gewöhnlichere Weise, die Delphine zu, fangen ist die vermittelst des Elchers, einer Art Harpune mit mehren eisernen neben und hinter einander stehenden Spitzen und Widerhaken. Der Fischer schleudert oder schießt, wie sich die Seeleute ausdrücken, diesen Elcher auf den Fisch und zieht ihn vermittelst einer Linie, welche an der Stange befestigt ist, wieder zurück. Auch die Tonine, welche schon in nördlichen Zonen den Zuschauer durch ihre hohen Sprünge aus dem Wasser belustigen, fängt man auf diese Weise. Ihrer Aehnlichkeit wegen mit dem Körper eines Schweines werden sie von den holländischen Seeleuten „Boer met zyne varkens" genannt. Sie sollen durch ihre höheren Sprünge stürmisches Wetter ankündigen, und durch den Weg, welchen sie nehmen, die Himmelsgegend bezeichnen, aus welcher der Wind kommen wird. Ich habe mich nicht überzeugen können, daß wirklich ihre Sympathie mit der unbelebten Natur so durchgehends wahrzunehmen ist. Gewöhnlich ziehen und springen sie in großen Schwärmen immer nach einer Himmelsgegend hin, aber nicht immer folgt der Wind aus dieser. Die größten Exemplare, welche ich sah, waren ohngefähr sechs Fuß lang. Ein anderer Genosse der Schiffe, welcher diese unter den Tropen nur zu oft begleitet, ist der Hai. Besonders wenn es trübe, heiß und windstill ist, Haiwetter, wie sich die Seeleute ausdrücken, erscheint dies gefräßige Ungeheuer und verschlingt was über Bord gewor-

sen wird. Lappen, Hobelspäne, Unrath — Alles wird seine Beute. Wehe dem Unglücklichen, welcher über Bord fällt; er wird augenblicklich verstümmelt. Auf der Rhede vor Passaruang, auf Java, sah ich einen Matrosen baden, weil hier keine Haie sein sollten. Er hatte sich kaum zwei Minuten im Wasser, nicht weit von unserm Schiffe, befunden, als ich ihn mit einem lauten Schrei versinken sah und gleich darauf wieder in die Höhe kommen. Mehre Malaien, welche in einem Kanot ganz in seiner Nähe waren, nahmen ihn auf, aber sein rechtes Bein war in der Mitte des Oberschenkels abgerissen. Der Unglückliche gab Tages darauf seinen Geist auf. Einem großen Hai, welchen wir gefangen hatten, hielt ich, während er auf dem Verdecke lag, ein mehre Zoll dickes Stück Holz hin, welches er faßte und augenblicklich mit seinem starken Kiefer zermalmte. Gewöhnlich begleiten ihn Delphine, und der Lootse, ein schönes, einen halben Fuß langes Fischchen, dessen Körper blaue Streifen umgeben, scheint ihm den Weg zu zeigen. Oft geben auch Schwärme von Malaviten, kleine, fast schwarze Seevögel, unseren Schwalben ähnlich, durch Schreien und indem sie mit ihren Füßen das Meer berühren, die Stelle an, wo sich Haie oder Delphine befinden. Wenn der Wind schwach ist und der Lauf des Schiffes träge, so verbreitet sich dann alsbald Leben und Munterkeit unter der Schiffsmannschaft, welche sich anschickt, den Hai zu fangen. Da er sehr langsam schwimmt, so kann man ihn nur unter den bezeichneten Verhältnissen angeln. Die Angel, welche man hierzu gebraucht, ist ohngefähr zwei Pfund schwer, und hat die Dicke eines Fingers. An ihr befindet sich eine eiserne Kette, welche etwa drei Fuß lang mit einem langen und starken Tau in Verbindung steht, welches er abbeißen würde, wenn es unmittelbar an der Angel befestigt wäre. Als Köder nimmt man gewöhnlich ein Stück Speck. Der Hai ist dumm und geht leicht an die Angel. Da wir unter dem Aequator häufig Stille hatten, so fingen wir oft diese gefräßigen Thiere. In dem Magen eines derselben, welches ich öffnete, fanden wir einen alten Strumpf, welchen ein Matrose zwei Tage zuvor über Bord geworfen hatte. Ein anderes war trächtig. Das völlig ausgebildete Junge, welches ich in Weingeist aufbewahrte, befindet sich in dem anatomischen Kabinet zu Marburg.

Am 20. October befanden wir uns unter dem 4° nördl. Br. Der frische Passatwind hatte uns verlassen und wir waren allen Unbequemlichkeiten ausgesetzt, welche die glühende Temperatur unter diesen Breiten bei tiefer Windstille mit sich führt. Das Meer war glatt wie ein Spiegel und hauchte die brennende Gluth der Sonne zurück. Das Schiff, welches bei der völligen Windstille nicht steuerte, wurde durch die Schwellung des Meeres, wie ein schwimmender Kork, von einer Seite auf die andere geworfen. Das Innere desselben war so durchhitzt, daß man augenblicklich mit Schweiß bedeckt wurde, wenn man in das Zwischendeck trat. Durch den Gestank des faulenden Wassers im Kielraume und durch den Geruch der Speisekammern, welche in der Nähe waren, wurde der Aufenthalt darin noch unerträglicher gemacht. Auf dem Verdeck lag die brennende Sonne und hatte dies so durchglüht, daß das Pech schmolz und in Blasen zwischen den einzelnen Balken desselben hervorquoll. Der Fuß schmerzte, welchen man darauf setzte. Sehnsüchtig, aber vergebens, sucht man nach einer Spur von Schatten und sitzt dann stundenlang mit schmerzendem Kopfe, betäubtem Geist, halb taumelnd neben seinen Reisegenossen. Man ist stumm, matt, müde, aber die Hitze hält den Schlaf ab. Die Glieder sind wie zerschlagen, die Zunge klebt am Gaumen, man dürstet und mag sich nicht erheben, um mit dem faulenden, ebenfalls erwärmten Wasser dies quälende Bedürfniß zu befriedigen. Gleichgültigkeit, stummer und schlaffer Egoismus sind die Feinde, denen man kämpfend zu entrinnen sucht.

Einen komischen Anblick boten die Soldaten dar. Ihr ganzer Anzug bestand aus einer leichten Nachtmütze, vermittelst welcher sie den Kopf gegen die Sonnenstrahlen zu schützen suchten, einem Hemde, kurzen Unterbeinkleidern und Schuhen von weißen Leinen; über diese Montur hing ihr Seitengewehr, und so standen sie auf ihren Posten. Da das schlechte Wasser wenig geeignet war, ihren Durst zu löschen, so wurde ihnen guter Weinessig geliefert, um es kühlender und trinkbarer zu machen. Wir waren weit empfindlicher gegen die Hitze als das Thermometer, dessen höchster Stand unter den Tropen auf dem Meere 88° F. im Schatten betrug. (Das Thermometer hing in meiner Kammer.) In der Sonne stieg es freilich bis zu 130° F. Wenn man

aber bedenkt, daß ein Schiff, wenn es einmal erhitzt ist, Wochen bedarf, um die kühlere Temperatur der Atmosphäre wieder anzunehmen, daß ferner das Meer wie ein Spiegel die Wärmestrahlen concentrirt zurückwirft, und man außer der Sonnenhitze, welcher man sich aussetzt, da die Luft im Schiffe zu sehr verunreinigt ist, auch noch die Temperatur zu ertragen hat, welche das erhitzte Holz von sich giebt, so wird dies lästige Phänomen sehr erklärlich. Wenn man bei ebenem Meere und Windstille sich über die Brüstung des Schiffes lehnt, so beweist die von dem Wasser aufsteigende höhere Temperatur, was ich eben von der Concentrirung der Wärmestrahlen behauptete. Doch mag auch die Eigenschaft des Wassers, ein schlechterer Wärmeleiter als das Holz zu sein, mit hierzu beitragen. Die feuchte Luft, welche fortwährend auf dem Meere ruht, nimmt außerdem eine höhere Temperatur an, als die trockenere des Landes. Der niedrigste Thermometerstand, welchen ich zwischen den Wendekreisen bemerkte, war 73° F.

Wir hatten vom 20. bis zum 29. October fast fortwährend Stille, umlaufende Winde oder Sturm und Regenschauer, welche uns die häufigen Gewitter zuführten, deren oft drei oder vier in einem Tage sich entluden. Der Aufenthalt auf dem weiten Ocean, wo uns nur eine leichte Planke von der Ewigkeit trennt, ist besonders geeignet, heiligere Gefühle in der Brust hervorzurufen und den Menschen seine ganze Schwäche und Hülflosigkeit ohne den festen Glauben an ein höheres Wesen empfinden zu lassen. Heftige Gewitter auf dem Meere jedoch rufen selbst in der Brust des rohen Matrosen solche Gefühle hervor und wirken ungleich stärker auf das Gemüth als auf dem Lande. Die stahlgraue Farbe des Horizontes, welche nach und nach in einen schwarzen schmalen Streif übergeht, welcher auf dem Meere zu ruhen scheint, geben, im Verein mit der eigenthümlichen Beleuchtung der Scene, dem Himmel einen drohenden, zürnenden Ausdruck, welcher einen tiefen Eindruck zu machen geeignet ist, der durch das dumpfe Brausen des Meeres und das hohle Brüllen des Sturms noch verstärkt wird.

Erst am 29. October schnitten wir unter 26° 30′ westl. Länge den Aequator.

Zu den imposantesten Schauspielen, welche besonders innerhalb der Tropen durch ihre Pracht den Reisenden beschäftigen, gehört auch das Leuchten des Meeres. Bald scheint das Wasser in eine homogene, leuchtende Masse verwandelt zu sein, bald sind es leuchtende Kugeln und glänzende Sterne, welche von der dunkeln Wassermasse grell abstechen, bald ist es das schwache Phosphoresciren des Schaumes, bald sind es leuchtende Blitze auf der schwarzen Fläche des Meeres, dem Wetterleuchten auf dem Lande nicht unähnlich, welche die tropischen Nächte verherrlichen. Da ich mich im Ganzen über acht Monate auf dem Meere befand und Gelegenheit hatte, diese Erscheinungen vom 50° nördl. Br. bis zum 41° südl. Br. und vom 52° westl. L. bis 116° östl. L. von Gr. zu beachten, so will ich aus meinen Tagebüchern die einzelnen Stellen, welche für die verschiedenen Arten des Leuchtens charakteristisch sind, angeben. Die atmosphärischen Zustände, so weit ich sie beobachtet habe, nebst den Längen- und Breitengegenden, unter welchen ich sie beobachtete, werde ich ebenfalls bezeichnen, weil diese Angaben möglicher Weise zur Erklärung der Erscheinungen mit beitragen können, welche noch immer vieles zu wünschen übrig läßt.

19. October 6° 16′ nördl. Breite 22° 15′ westl. Länge Winde umlaufend. Barometer 29, 2. Thermometer 80° F. Der Abend war trübe und dunkel und führte uns den Wind aus den verschiedensten Himmelsstrichen entgegen. Rund um das Schiff schwammen leuchtende Punkte, welche bald mit matterem, bald mit hellem Feuerglanze schimmerten. Ihre Gestalt war nicht scharf umschrieben. Man erblickte sie so weit der Schaum reichte, welcher durch die Bewegungen des Schiffs verursacht wurde. Der Schaum selbst phosphorescirte und ich bemerkte einzelne leuchtende Bälle, von einem bis zwei Zoll Durchmesser in ihm, welche bald rasch aufglänzten und dann wieder erloschen.

21. Oct. 4° 12′ nördl. Br. 22° 42′ westl. L. Windstille. Barometer 29, 3. Thermometer 83° F. Die Luft trübe und drückend schwül.

Das Meer leuchtete stärker als vorher, besonders am Steuerruder quoll ein glänzender Strom empor, welcher nach und nach seinen intensiven Glanz mäßigend, sich noch mehre Fuß im Kielwasser zeigte und die stärker leuchtenden Molecüles enthielt, welche ich vorher beschrieb.

Ich füllte eine Flasche vom weißesten Glase in dem scheinbaren Feuerquell, bemerkte jedoch weder eine Spur von Leuchten darin, noch gelang es mir, diese Erscheinung durch anhaltendes Schütteln im Dunkeln wieder hervorzubringen. Nur ein Mal leuchtete ein Pünktchen in der Flasche einen Moment lang. Nach etwa 20 Minuten bemerkte ich in dem ruhig stehenden Glase vier leuchtende Punkte. Am anderen Tage konnte ich weder mit unbewaffnetem, noch mit bewaffnetem Auge das Geringste in der Flüssigkeit erkennen. Unzählige Male ergab dieselbe Art der Untersuchung dasselbe Resultat.

23. Oct. 3° 38′ nördl. Br. 22° 32′ westl. L. Wind SSW. Barometer 29, 2. Thermometer 79° F. Dunkler und sternloser Gewitterhimmel.

Ein breiter feuriger Streif, mattglänzend wie eine Milchstraße, zog sich hinter dem Schiffe her. Millionen Sternchen, welche immer eine feste, sicher umschriebene Gestalt zeigten, erglänzten in ihr hell und klar. Zu beiden Seiten des Schiffes zeigten sich ebenfalls feurige Sterne. Wunderbar prachtvoll war jedoch der Anblick am Bugspriet des Schiffes. Hügel von feuriger Masse, welche aus den beschriebenen Sternen zusammengesetzt schienen, wurden krachend vom Schiffe durchbrochen, weit zu beiden Seiten in die Höhe geworfen und stürzten dann brausend, mit erneutem Glanze, wieder nieder. So weit man das Meer, welches der Wind heftig bewegte, überschauen konnte, warf es Feuer, statt des Schaumes, empor, welcher die Spitzen der Wellen zu bedecken pflegt. Mitunter zeigte sich auch in der Nähe des Schiffes eine Lichterscheinung, welche dem Blitze sehr ähnlich war, verschwand jedoch so schnell wieder und war so flüchtiger Natur, daß ich nicht im Stande bin, andere Merkmale derselben anzugeben.

Mit großen Gefäßen von Blech und Holz schöpfte ich wieder Wasser aus den Wellen des Meeres, welche gerade am meisten leuchteten. So wie jedoch das Wasser in dem Gefäße war, erlosch der Glanz augenblicklich. Weder durch Schütteln, noch Schlagen des Wassers mit einer Ruthe konnte man ihn wieder hervorbringen. Am andern Morgen erwies sich das Wasser immer rein und hell. Unzählige Male wiederholte ich diese Versuche, fand aber nur ein Mal einen Gegenstand

in dem Wasser, welcher bemerkenswerth war, nemlich ein noch unbekanntes, gallertartiges Thier. Seine Länge betrug 15 Zoll und bestand aus zwei einzelnen Fäden, deren Dicke nicht über eine Linie betrug, welche, dicht neben einander liegend, durch einen leimartigen Stoff verbunden waren. Der ganzen Länge nach befanden sich daran in gleichen Zwischenräumen von ohngefähr drei Zollen, dornähnliche Spitzen, welche vier Linien lang, alle nach derselben Seite gerichtet, in einem rechten Winkel von dem langen schmalen Körper abgingen. Das Ganze endigte mit einem zwiebelförmigen Knopf, welcher einen halben Zoll im Längendurchmesser und einige Linien weniger in der Breite hielt. Die Farbe des Thiers war matt blau, jedoch intensiver gefärbt an den dornähnlichen Fortsätzen und dem zwiebelförmigen Ende. In dem letzteren erstreckten sich von der Mitte aus divergirend grau gefärbte Streifen, wahrscheinlich innere Organe. An Consistenz glich das Ganze der Linse im Auge. Freiwillige Bewegungen konnte ich nicht wahrnehmen. Dieses gallertartige Thier leuchtete im Meerwasser, im Trockenen phosphorescirte es schwächer, außer wenn es gerieben wurde. Nach einigen Stunden phosphorescirte es gar nicht mehr.

27. Oct. 0° 23′ nördl. Br. 27° 44′ westl. L. Barometer 29, 2. Thermometer 82° F. Wind, schwach SO. Der Himmel hell und klar, das Meer ruhig.

Eine durchaus eigenthümliche Erscheinung, welche die größte Aehnlichkeit mit dem Wetterleuchten auf dem Lande hatte, fesselte meine Aufmerksamkeit. Leuchtende Körper von einer fest umschriebenen Gestalt waren einige Secunden oder Minuten sichtbar, gaben dann einen Blitz von sich, dessen Feuer etwa zwei Fuß im Durchmesser hatte und schnell wieder erlosch, obgleich der matter leuchtende Kern noch länger sichtbar blieb. Diese Blitze leuchteten weithin und erhellten auf eine prachtvolle Weise das dunkle Meer so weit das Auge sehen konnte. Das Licht war oft so stark, daß das Schiff davon erleuchtet und das Auge geblendet wurde. Nachdem dieses prachtvolle Schauspiel mehre Stunden gedauert hatte, wurde der Himmel trübe, Regen stürzte herab und das Meer bewegte sich heftig. Diese glänzende Erscheinung hörte alsbald auf. Hin und wieder erfolgte zwar noch ein solcher Blitz, aber sein

Glanz war ungleich weniger intensiv. Der feurig glänzende Kern, welcher das blitzähnliche Aufflammen veranlaßte, schien tiefer zu liegen, während er vorher auf der Oberfläche des Meeres schwamm. Ich hatte Gelegenheit, dieselbe Erscheinung bei gleicher atmosphärischer Constitution auch am folgenden Abend zu bewundern. Auch hier verminderte sie sich, sowohl an Intensität, als auch an Frequenz, nachdem das Wetter unruhig geworden war. Alle meine Werkzeuge setzte ich in Bewegung, um einen der leuchtenden Kerne aufzufangen, welche aber entweder zu entfernt waren, oder meinen Vorrichtungen vielleicht zufällig auswichen.

Ich bemerkte diese Erscheinung nur zwischen dem 4° nördl. Br. bis 3° südl. Br. Das Thermometer zeigte dabei nie unter 80° F. und das Wetter war immer hell und klar.

Im März des folgenden Jahres bemerkte ich bei einer Fahrt, welche ich an einem schönen Abend in einem Kanot von Surabaya, auf Java, nach einem Schiffe machte, welches auf der Rhede lag, daß das ganze Meer, soweit ich sehen konnte, eine schwach phosphorescirende Milchfarbe hatte, welche durch den Schlag der Ruderstangen in glänzendes Feuer verwandelt wurde. Selbst das Wasser, welches ich mit der Hand aus dem Meere in die Höhe schleuderte, schien reines Feuer zu sein. Letztere Erscheinung hatte ich ohne jenen Milchglanz oft Gelegenheit zu beobachten, aber immer nur bei einer Ueberfüllung der Atmosphäre mit Elektricität, welche so bedeutend war, daß sie stark auf den menschlichen Organismus zurückwirkte. Da das intensivere Leuchten des Meerwassers nur unter den Tropen vorkommt, so scheint allerdings eine Erhöhung der Temperatur die Entwickelung des Lichtes zu begünstigen, auf welche der Stoß der Wellen, die Reibung, die hierdurch oder durch das segelnde Schiff hervorgebracht wird und die elektrische Spannung der Luft, einen großen Einfluß zu haben scheinen. Man thäte vielleicht wohl, die einzelnen Arten der Phosphorescenz nach ihrer äußeren Erscheinung genau zu sondern, um ihre Entstehung zu erklären. Diese ist vielleicht eben so verschieden als jene.

(Wird fortgesetzt.)

X.

Auf der Ostsee.

Reisebild und Zeitbetrachtung.

Von

Friedrich Saß.

Zweiter Artikel.

III.

Auf dem Hinterdeck schlüpften vermummte Männer- und Damengestalten umher, jede für sich in die Anschauung und Bewunderung des herrlichen Abends versenkt. Ich lehnte mich an die Brüstung des Schiffs und schaute bald hinab auf die tiefblaue, dunkelnde Woge, in Pindar's *ἄριστον ὕδωρ* und Dante's **tremolar de la marina**, bald hinauf in den sternflimmernden Aether, der sich über uns hinwölbte in seiner urweltlichen Reinheit. Carus hat uns das Meer äußerst schön den Himmel auf Erden genannt und so versenkte ich mich, von Andacht durchschauert, in die zwei unendlichen Himmel der Gottheit zugleich und ließ mich einlullen vom frischen Säuseln des Windes und von der Wehmuth meines Gedankens, die mit den schwanenden Wogen hinauszog und an den leuchtenden Sternen hing. Gott hat geschaffen das Meer und die Erde — und daß nun die Erde nicht ganz verkruste in ihrer tellurischen Trockenheit, darum ließ er sie sein, wie der indische Dichter so schön sagt — ein schwimmendes Lotosblatt auf dem freien Elemente der gött-

lichen Allmacht, umspült und getragen vom Lebenshauche urweltlicher Freiheit, ein Kleines in einer ewigen, brandenden Größe. Seht, das ist die große, bewunderungswürdige That der Schöpfung, daß sie das Meer, dieses freie, göttliche und ewige Element, größer gestaltete als den tellurischen Staub und daß sich nun alles vom Staube beugen muß vor der unendlichen Freiheit, die in vollständigster Indifferenz zu allen tellurischen Körpern verharrt, in sich selber leuchtend und lebend und sich nur dem in sich selber leuchtenden und lebenden Geiste verbindend. Und so, wie unser Erdball nach dem Actus der göttlichen Schöpfung zwei Drittel freies unzertheilbares Meer und nur ein Drittel Erde ist, so soll der Mensch auch zwei Drittel Geist und nur im übrigen Drittel Materie sein, darin vom Geiste getragen und vom Geiste bespült. Ich bebte in Gespensterfurcht, dächte ich mir das gewaltige Erdenrund nur aus Berg und Thal, aus Wüsten und Aeckern und überall von Pygmäen bevölkert, kräftigte mich nicht das starke Bewußtsein von höherer Macht, die sich weder bepflügen, noch politisch zerstückeln läßt, wüßte ich nicht unser Sphäroid von der Göttlichkeit selbst überfluthet. Ich bin kein Idealist, wenn ihr dies Wort auf die sophistische Spitze emportreibt. Denn ich sehe nicht, wie z. B. der Schwede Stagnelius, den Geist mit sinnlicher Formung, wie belastet mit Fesseln, worin alle und jedwede Aeonen, Ideen, die vom Urquell der Gottheit ausgeflossenen Geister, bis herab zum Kieselsteine gebunden sind, weil sie vom Demiurgos, dem materialistischen Princip des Bösen, verlockt wurden nach anderer Existenz, als jener substantiellen zu verlangen, die ihnen im Pleroma ursprünglich gehörte; — aber ich glaube, daß, wie im großen planetarischen, so auch im menschlichen Sein und Leben geistige, unzersetzbare Stoffe zwiefach das Materielle des Daseins überwiegen und es überall als die eigentlichen Grundprincipien des Wesens umrauschen müssen mit ihrer freien und göttlichen Brandung. In solcher Gesinnung liebe und bewundere ich nun, wo um Dünen und trotzige Felsen der Weltgeschichte der Sturmdrang und die lebendige Springfluth des Geistes strömt, so bete ich mit den Gedanken, wo ich den menschlichen Geist das christliche Dogma umsprudeln sehe, darum durchtönt mich die Woge der freien Natur und des freien, dichterischen Geistes, darum liebe ich über

alles das Meer, und verehre im Meere die ewig lebendige, allumgürtende Gottheit. Die Alexandrinische Philosophie nannte das Feuer die Idee des Universums; — ich nenne das Meer den Gott, die große Idee der großen Gesammtheit. Nennt ihr mich Helden und Götzendiener darum? Ich verehre im Meere ja nichts als den ursprünglichen, in sich selber lebenden und leuchtenden Geist, womit die tellurische Dürre im Actus der Schöpfung begnadet ward. Baut ihr für euren gutmüthigen Geldbettel der menschlichen Größe kalte, steinerne Monumente, so gehe ich an das leuchtende Meer — dort brauset sie hin die große Gesammtheit des menschlichen Wesens und menschlichen Geistes und eine einzige, ewige, achromatische Wahrheit redet die murmelnde Woge vom Socrates und Brutus bis zum Börne hinauf.

Die Länder sind glücklich und zur schönsten Entwickelung des Menschengeschlechtes berufen, mit denen das Meer noch redet und denen der salzgeschwängerte Meerhauch nicht kläglich verkommen ist im mephitischen Dunste des Binnenthals. Denn im Meere erkennt sich alles Wesen, was zur göttlichen Ureinheit des Menschengeschlechtes hinaufstrebt: Einheit der Wissenschaft und des Lebens, Einheit der menschlichen Entwickelung von ihrem Nadir bis zum Zenithe hinauf, Einheit der Zeit und der Weltgeschichte brauset in einer Woge helltönend zusammen und läßt uns erahnen in uns eine göttliche Einheit und einen zitternden Tropfen des menschlichen Universums, der wohl verdunstet, aber niemals verloren geht in der unzersetzbaren Einheit seines göttlichen Grundstoffs, in seinem *ἄριστον ὕδωρ*. Ebben und Fluthen, Strömen und Strudeln, dämonische Charybden und spiegelglatte Flächen, sie alle gehören zum Oceane der Weltgeschichte und des Völkerlebens und mag nun ein Volk sich in diesem oder jenem Symptome bewähren, immer gehört es der Meeresunendlichkeit an und wird schon wunderbar leuchten, wenn seine Zeit kommt und das helle Bewußtsein seiner göttlichen Kraft die Millionen Meerestropfen seines Wesens durchzittert. Rußland lagert sich hin an die Brüste des Meeres, um dort aus den Schaalen der großen Natur seine europäische Zukunft zu trinken und England ist alles geworden — nicht durch eine erlogene Herrschaft über die Meere, sondern durch die Offenbarung des Meergeistes in sich selber und durch

dessen Bethätigung im Leben des Staates und Volkes. Und auf den Felsen des rauhen Nordens horstete fröhlich der Aar einer freien Männergesinnung, weil die Woge zum Felsen hinaufklomm und in das Leben des Volkes zur Freiheit ermunternd hinein sah. Ueber Felsen und Wogen schwebte die Sage mit leuchtendem Fittig dahin, am Stern geschnäbelter Schiffe sangen begeisterte Skalden den Wikingern Abentheuer und glühende Kampfslust und jeder Mann war ein Tropfen der Freiheit und das Volk war ein rollendes, sausendes Meer. Wie anders seht ihr die Normänner, diese Helden des Meeres, dahin wandern über das Blachfeld der Weltgeschichte, als die Thiermenschen des asiatischen Binnenlandes und wie haben sie sich noch immer bewahrt in nordischer Felseneinsamkeit und Meereshöhe, während Asiens Barbarei die zerfallne Europa einstweilen mit Schlamm überzog, dann aber in stinkende Dünste aufgelöst ward und nichts mehr zurückließ, als die klassische Welt in den kläglichsten Trümmern, vom asiatischen Kothe besudelt. Der Normann war wie der wilde Schwan seiner Heimath; — unter mildem Himmel wollte er brüten und dann die erstarkte Brut im luftigen, hohen Wanderfluge der rechten Heimath zuführen. Da schlich der Jäger behutsam von Nest zu Nest, zerbrach, lähmend, den Jungen die noch unbefiederten Flügel und der stolze Vogel des brausenden Meeres, des Himmels und der Weite, wurde, lahm und auf eingehegten Wasserspiegel gebannt, im flachen Jagdspiele von weichlichen Knaben getödtet. Erst gelähmt — dann schußrecht: Schwanen-Gedankenflug. Nun zieht der wilde Schwan nicht mehr zum Süden herab, wo er durch Hinterlist seine Jungen verlor, nun bleibt er einsam, verkrüppelt und traurig, aber doch frei in der rauhen, arktischen, meerumgipfelten Heimath.

Wir Deutsche, — was sind wir? Zahme Schwäne sind wir geworden, unsere wilde Schwanennatur verläugnend, mit gebrochenen Schwingen auf stille, dem Meer entfremdete, Wasserspiegel beschränkt. Unsere stolzen Fittige, die weit ausholen möchten nach der nordischen Heimath, dem brausenden Meere, sind, als noch unbefiedert, in den Uranfängen unseres Volkes von der Hand der schleichenden Geschichte geknickt und so sind wir herangewachsen, unserer eigentlichen Heimath ganz fremd, nur im düsteren Schwanenblick die größere Möglichkeit

unseres Wesens spiegelnd, über stille, spannenlange Pfützen mit einer prophetischen Wichtigkeit rudernd, deren innere Tragik mit unserer äußeren Umgebung und Lage im grellsten Contraste steht und die uns so oft zum helllachenden Spotte der Nationen gemacht hat. Unsere deutsche Heimath ist das Meer; aber wir finden sie nicht, wir ahnen sie selbst nicht. In hübschen cannelirten Bassins füttert man uns zur Freude aristokratischer Herren und Damen und dann, wenn der Mond in den silberglatten Spiegel herabhängt und unser bleiches Gefieder beküßt, dann ist der Sentimentalität über unsere Schönheit kein Ende und man findet uns ganz allerliebst in unserer stolzen Unschuld auf dem stillen Bassin. Aber, ich frage, was ist es, das uns immer bewegt, wenn wir daherrudern ruhelos durch die schmelzende Mondscheinnacht? — was leuchtet aus diesem flammenden Schwanenblicke? — was durchtobt uns die Brust mit so unendlicher und unnennbarer Sehnsucht? — was läßt uns so oft noch die Kraft des gebrochenen Fittigs versuchen und dann in tiefer Trauer vergehen über die Unmöglichkeit unserer Erhebung aus den Pfützen zum freien Wanderflug in die uns dunkle Heimath? was klagt als rührender Schwanengesang durch unsere trübe Geschichte hindurch? Wißt ihr es nicht, ich will es euch sagen, Deutsche, es ist die Sehnsucht zum Meere und die Unmöglichkeit seines Erreichens. Unglücklich sind wir mit unserer inneren Kraft und äußeren Impotenz, kraftlosem Fittig; wir dienen in unserer Tragik zur rücksichtslosen Belustigung, — sind wir doch schon in der Jugend vom Meere geraubt und unter die schnatternden blöden Gänse gesteckt —!

Uns blieb nichts von der Heimath als die dunkle und unverstandene Sehnsucht. Unsere Geschichte hat uns den Fittig gebrochen, ohne den Meerhauch und ohne die Meeresbewegung schleppt sie sich bleiern und blutbesudelt durch stagnirende Wässer und stickigen Thalgrund. An unsern Küsten rauscht und brauset die Woge und sie rauscht und brauset dort schon Jahrtausende lang, aber wir ahnen die tiefe Bedeutung dieses ewigen Brausens nicht. Wir haben seit den Uranfängen unseres Lebens nicht für die Woge, sondern für unsern Acker gelebt, darum sind wir verzwergt und vergreiset und kläglich zersplittert im Binnenland und fürchten den Anblick unserer königlichen Mutter: — das Meer. Jeder

sieht, daß die Mutter ihr deutsches Kind lieben wollte und es hinausführen auf die Wogenberge des Urelementes, aber die Mutter hatte am Ende ein Huhn ausgebrütet und mag sie nun locken an unserer Küste, das deutsche Huhn bleibt im Binnenland und der deutsche Schwan muß bleiben auf eingehegtem Bassin, weil seine Schwingen geknickt sind. Unsere Ostsee umlagert ein slavischer Stamm, der sich das Meer nie zur Heimath erwählen wird, um so weniger, da die Woge der Ostsee schon einer Nordlandsmacht zinsbar geworden, die des Meeres Bedeutsamkeit und Culturwichtigkeit besser zu erahnen verstand, — und wo die Nordsee hinein in die Flanken unseres Vaterlandes brauset, da betrauert sie einen in seiner Schwungkraft gebrochenen und niedergesunkenen Volksstamm: das herrliche Friesengeschlecht. Als der Friese herabstürzte vom Thron seiner Meereshoheit und seiner luftigen Freiheit, da wurde Norddeutschland kläglich zerschmettert und ganz Deutschland ein stickiges Binnenland. Denn in dem Friesenstamme lag alle Liebe und Sehnsucht, alle Schnellkraft und Lebendigkeit für die Woge der Meere und Freiheit. Und alle Möglichkeit war diesem schönsten Volksstamme Deutschlands gegeben, ich sage, nicht einen Theil unseres Vaterlandes, sondern ganz Deutschland in das Interesse des Meeres zu ziehen und überall hineinzuströmen in die stickigen Thäler mit dem Luftzuge des Meeres. Er hätte ganz Deutschland durchzüngelt und Deutschland vereinigt zu einer lebendigen Meereskraft. Er hätte all das traurig Verkommende aus dumpfen Höhlen emporgerissen auf's Meer und es dort zum vollen Bewußtsein starker Einheit und Heimath geführt, er hat dem Dänen die große Heldenvorzeit seines Landes und das herkulische Kind seiner Edda gezeugt, dem Engländer hat er die Geschichte seines Volkes auf Meereswogen und Freiheit zu gründen gewußt und sie bis jetzt noch immer durchleuchtet. Wo um des Nordlands Felsenklippen die Meereswogen und Freiheitsgefühle zusammenschlugen, war immer der Friese in seiner Lebendigkeit. Ueber Dänemark und England, über ganz Scandinavien und Deutschland rauschte der Flügelschlag seiner Freiheit und Meereslust hin. Aber in Deutschland, wo er zu brüten gedachte, wurde dem stolzen wilden Schwane sein Fittig von schleichenden Jägern zerknickt und er zur Beute eines ruhmlosen Spieles gemacht. Noch lebt

ihr am norddeutschen Meeresstrande den Abglanz des alten, verwitterten Friesenstammes, Ditmarsen und Ostfriesen, voll innerer Gluth den äußeren Autoritäten entgegenringend, aber in aller Schwungkraft von außen gelähmt, dem Meere entfremdet und von Deichen umzäunt. Das war Deutschlands größtes Unglück, daß ihm der meeresgewohnte Friesenstamm traurig verloren gehn mußte. Die Kraft des Friesen, den das Meer, unsere trauernde Niobe, zur schönsten Entwickelung ihrer Kinder berufen hatte, wurde zersprengt von cäsarischen Blitzen, als unser norddeutscher Heros seinem Geschicke erlag. Mit Heinrich dem Löwen ging unsere norddeutsche Einheit und Deutschlands weitverzweigte, kräftige Beziehung zur Meeresbrandung seiner nordischen Küsten, kaum begonnen, wieder verloren und triumphirend riß dann das Hohenstaufenthum und damit verbundener Ultramontanismus die unserm Deutschland ganz eigenthümlichen Kraftembryone vom Meeresgestade, wo sie in Freiheit und Einigkeit zu einer herkulischen Zukunft emporwachsen konnten, in die stickigen Binnenlandsthäler zurück. Und als des Nordlands ungeschlachter Hüne zermürbt worden war im nutzlosen Berserkerkampfe, in den Netzen des Pfaffenthums und der romanischen Wollust, da — ach, da war Deutschland dem Meere ganz todt und in sich selber zertrümmertes Binnenland geworden und ist es seitdem noch immer geblieben, ob auch das Meer noch immer an seine Gestade rauscht. Denn ließ auch die Hansa ihre völkerbeherrschenden Wimpel über die Fluthen wallen, sie war doch nichts als Maschine und Combination des egoistischen Kaufmanns, sie war nirgends auf die Geistigkeit deutschen Lebens und Deutschlands Nationalbedürfniß gegründet. — Wohl aber, glaube ich, hatte Heinrich der Löwe, als er den Grundstein Lübecks legte, einen auf Deutschland in seinen Beziehungen zum Meere gerichteten Zweck und wollte Norddeutschland durch diese Stadt so der Ostsee verbinden, wie Peter Alexiowitsch es durch Petersburg seinem Reiche gethan. Aber Heinrich der Löwe ging unter; Lübeck verlor sich im egoistischen Kaufmannsprincipe, darum hat es auch an der Ostsee niemals für Deutschland, wie Petersburg eben für Rußland zu wirken und erhebendes Nationalleben zu erwecken vermocht. Es hat sich alles in unserer Nationalgeschichte seit Heinrich dem Löwen zurückgeschlichen vom Meere und

von dem Gefühle der germanischen Einheit, die das Meer so lange zu erhalten verstand. — Helgoland zerbröckelte und Rugia trauerte, Lübeck ward nichts als ein Kaufmannsort und Julin und Vineta sanken in's Meer; der Deutsche war Binnenländer geworden und der Friese verwitterte; alle kommenden Jahrhunderte zeigen uns nichts als gepflügtes Binnenland und sterile Dünen am Meere, Faustkämpfe, Priesterniederträchtigkeit und reichsstädtischen Bettelkram.

O, wer ein Tacitus wäre und das Schicksal seines Vaterlandes mit ehernem Griffel hineinzuzeichnen wüßte in die blutenden Herzen des Volks! Wer hineinschreien könnte in diese gefühlsknickerige und klapperbeinige Zeit, wer in all die abgeschnittenen, deutschen Thäler hineinblasen möchte diesen lebendigen Meerhauch, der an Norddeutschlands Küsten über sterile Dünen weht — und dort vergebens verweht!

Wohl weht er vergebens hier über zerschlagene und dort über lethargische Volksstämme hin. Und ihr, behäbige Gestalten im wohnlichen Winkel eures beackerten, deutschen Binnenlandes; ihr hört ja nichts vom lebendigen Sturmdrange und von dem tragischen, monotonen Gebrause, das an Norddeutschlands verödete Küsten rauscht und den Geweihten mit einer Urwelt von Tönen und Sagen durchzittert. Das Meer ist das große Gewissen der Welt und das Brausen des Meeres, das ist die Mahnung dieses Gewissens. Was wisset nun ihr mit eurer tendenziösen, übelriechenden Hirnpomade und in der thurmhohen Cravatte eurer binnenländischen Sessigkeit wohl vom ursprünglichen Deutschland zu reden, vom Meer umgipfelten Thule, von unserer deutschen, verlorenen Heimath, von deutscher Gesammtheit? Ihr kennt ja das Meer, unsere Mutter, nicht. Ihr hängt eure Gedanken am ersten, politischen Schlagbaume auf und eure Seele ertrinkt, wenn sie ein abgestandenes Bächlein durchrudern muß; niemals gelangt ihr an's weite und blauende Meer. — Ihr möchtet, wie das seekranke Bernburger Männchen, alle diese große Gottesfreiheit mit Runkelrüben bebauen und sie hineinzwängen in das Joch eurer verschrobenen Egoität. Ich bin ein Sachse und ich bin ein Baier, — was kümmert mich nun wohl das Meer! Redet ihr so nicht im Binnenlande? Wahrlich, wüßtet ihr Deutsche zu sein, da würdet ihr wissen und wissen wollen, daß

unser Deutschland vom Meere begnadet ist und ihr würdet euch alle reindeutsch patriotisch erheben aus euren Sümpfen und von euren Aeckern, euch den Schlamm so vieler, für Deutschland im Binnenlande verlorener, Jahrhunderte, den Schmutz einer weichlichen, falsch verstandenen Politik und Cultur im Meerbade von euren Gliedern spülend und erhärtend zu einer merreslustigen, deutschen Gesammtheit. Aber der Baier hat ja sein baiersches Bier und der Badenser constitutionellen Anflug; Sachsen webt Leinewand und Westphalen macht Würste; Berlin hält Theezirkel und Oesterreich hat's mit gebratenen Hähndel'n zu thun, — wo ist hier nun deutsche Liebe und Bedürfniß zum Meere? Weil wir zersplittert sind, wissen wir nichts vom Meer; denn hätten wir, als eine deutsche Gesammtheit, die Dornenhecken der Geschichte durchstürmt, da wäre uns niemals die deutsche Mutter, das Meer unserer Küsten, so schimpflich verloren gegangen und wir hätten uns dann den Schweiß und den Schmutz des beschränkten Binnenlandes in brausender Meeresfreiheit abgebadet, und, immer auf's Neue krafterfüllt vom lebendigen Wogendrange, wären wir hingezogen zu nationalen Kämpfen und Siegen, — wir hätten nationale Repräsentation auf dem Meere —!

Nationale Repräsentation auf der See! Wir haben freilich den deutschen Bundestag, aber die Eschenheimer Gasse zu Frankfurt a. M. ist siebenzig Meilen von unsern brausenden Wogen entfernt! Es hat sich unleugbar im Sturmdrange der letzten Zeit, durch die Macht der Verhältnisse und die höhere Einsicht der Autoritäten sehr vieles zum Wohle unseres Vaterlandes geändert; aber dem Meere sind wir noch eben so fern, als es nur jemals das heilige römische Reich und das Reichskammergericht gewesen sein mag. Denn in Frankfurt hört man die demosthenische Beredtsamkeit unserer Mutter nicht und an den vereinzelten Höfen und in den Cabinetten noch weniger. Dann aber, sage ich, wann es einst heißen wird, wir, die deutsche Staatengesammtheit, nehmen das heilige Recht der Natur und die Woge an unsern nordischen Küsten in politischen Anspruch, dann werden wir Deutsche ein politisch bedeutsames Volk sein. Das Meer ist die Prüfung unserer politischen Kraft. So lange wir uns noch nicht aus binnenländischen Verhauen und aus der entnervenden Decentralisation emporzuheben ver-

mögen auf die freie, rollende Höhe des Meeres, so lange fehlt uns ein deutsches Sensorium, ein deutsches Axiom, die Einheit im Causalnexus der wogenden, freien Idee; — wenn aber der Meergeist uns wieder, nur im höheren Sinne, wie unsere Väter berauscht, wenn die lebendige Woge durch den Augiasstall der politischen Satzungen bricht und der Badenser erst, wie der Sachse, weiß, daß er zum deutschen psychischen Meere gehört, — dann wird ein Deutschland sein, von einer Flagge umwallt und von einem Geiste durchpulset. Dieser Traumgedanke ist schön, man wird sagen, zu glänzend für eine Gegenwart, die sich in all ihren zersplitterten Zuständen so weit vom Meere entfremdet hält; mag er nicht taugen für die Masse der deutschen Hühner, der deutsche Schwan mit gebrochenem Fittige möge ihn nie vergessen im Misere der Zeiten.

Im Süden sowohl wie im Norden wird Deutschland vom Wogenschwall angeredet; selbst das uns fremde Mittelmeer sehnt sich zur deutschen Küste, darum zog es in Hadria's Fluthen empor und bespült jetzt leider nicht unser Deutschland, sondern nur Oesterreich. Indessen, wenn Oesterreich matrikelgemäß zum deutschen Bunde gehört, so rauscht auch die adriatische Woge an Deutschlands Gestade und sollte billiger Weise, nicht nur für Oesterreich, sondern für Deutschland sein; Oesterreich hat wohl das Territorium, aber dieses ist deutsch bis zum Cap Promontore, die Woge ist frei, Deutschland hat Anspruch darauf. Ich weiß wohl bei Deutschlands gegenwärtiger, politischer Binnenlandsstockung, ist die kleine Strecke des adriatischen Meeres für uns ganz ohne Bedeutung; aber es ist auch klar gegeben, daß, wenn nur Deutschland sich überhaupt aus dem Binnenlande empor machen möchte auf's Meer, dieser kleine Strich unser Volksansehen und unsere Autorität in europäischen Verhältnissen bedeutsam erheben muß, da uns durch ihn der Weg in die ganze Levante und überhaupt zu allen Ländern gebahnt ist, an deren Küsten das Mittelmeer rauscht. Wie der Engländer sich in Malta und der Franzose sich durch sein Toulon repräsentirt, so würde, nicht Oesterreich abgesondert, sondern ganz Deutschland sein Triest haben und um so stärker in deutscher Vertretung sein, da seine Meermacht nicht auf den kleinen, adriatischen Fleck verwiesen, sondern auch über die großen.

nordischen Meere hingedehnt werden müßte, dort des nationalen Nachdrucks niemals entbehrend. Oesterreich hält, wie bekannt, eine Flottille auf dem Mittelmeer, diese Flottille müßte zur Flotte anwachsen und deutsch sein, sie müßte ganz Deutschland garantiren auf den Wogen des mittelländischen Meeres und uns ein nationales Votum erobern in allen Interessen des Orientes. Denn wie England und Frankreich durchs Mittelmeer und Rußland durch seinen Pontus dort redet, so könnte Deutschland dort vollgültig sprechen durchs adriatische Meer, wäre es nicht in sich politisch verkümmert und vergreiset und überließe es nicht von jeher die Woge seiner Gestade dem traurigen Zufall und der egoistischen Benutzung seiner einzelnen Staaten. Oesterreich hat, man muß sagen, sie auf der kleinen Strecke des Südens mit Klugheit benutzt, aber Oesterreich kann sie auch nur allein dort für sein ganz particuläres Interesse benutzen; diente sie deutscher Tendenz, die würde größer sein und sich dann von Triest über das stickige Binnenland mit luftigem Meereshauche bis an die Woge unserer nordischen Küsten ziehn. Dadurch erhielte Deutschland die Meereskraft und in all seinen verkommenen Thälern eine lebendig-politische Fluthung. Aber wir sind ein Rhein, der im Sande verrinnt.

Traurig und öde dehnen sich unsere nordischen Küsten dahin. — und stolz wallt auch hier von den Masten unseres Dampfschiffs die kaiserlich russische Tricolore hinab. Nirgend begegnet uns auf den Fluthen der Ostsee ein deutsches Schiff und nirgend wallt eine deutsche Flagge über das Meer, den deutschen Nationalgeist fröhlich erhebend. Ja, wir sind auf dem Meere ein todtes, begrabenes Volk, wir sind nichts auf der freien See und dieser Bernburger Mann hat schon recht mit seinen Philisterplänen für die Ausdämmung der Ostsee. Es ist Nacht — hier stehe ich einsam an der Brüstung des fliegenden Schiffes — über mir blinken die Sterne und unter mir tanzt die lebendige Woge — meine Gedanken ziehn mit der Woge zur deutschen Heimath und mein Auge wird feucht. Aber ich will alle Wehmuth ausreißen und, daß ich's offen gestehe, gar kein Deutscher mehr sein, wenn ich vom Meer lassen soll und mir noch polizeilich und industriell die stille Freude daran verbittert wird. Lieber ein Russe; — denn dieser Russe liebt schon das

Meer und klammert sich immer fester, je weniger es der Deutsche beachtet, an's Meer, er verdankt ja dem Meere sein europäisches Sein und er ist dankbar gegen die schwanende Fluth, diesen stolzen Propheten seiner gigantischen Zukunft, die, auf der Ostsee und im Pontus herkulisch erwachsend, uns deutsche Binnenlandsschläfer einst furchtbar erwecken wird, da wir den Schwingungen des russischen Habichts nur auf dem Lande wie ängstliche Hühner zu folgen gewohnt sind. Durch die Ostsee ist Rußland in die Kette der europäischen Staaten getreten, darum ist es ein Axiom der russischen Politik hier auf der baltischen Woge von Tornea bis in die Trave herab ein Imperator zu sein, dem sich nichts zu widersetzen versteht. Ich habe früher gezeigt, wie Petersburg nur durch die Ostsee zur glänzenden Weltstadt und Rußland nur durch die deutschen Ostseeprovinzen europäisch geworden ist und eben darum muß es die ganz natürliche Bestrebung des Russen sein, als unumschränkter Herr auf dem baltischen Meere zu gelten, durch dasselbe an europäischen Interessen immer gewinnend und durch seine Kriegsschiffe darauf alles den russischen Grundlagen Entgegenstrebende apodictisch verweisend. Aber es läßt sich kein Meer überherrschen, es sei denn, man überherrsche seine Gestade ausschließlich und mache sich alle Interessen dort unterthan, direct oder indirect. Dieses ist Rußlands stählerne Politik: alles was auf und was an den Gestaden der Ostsee, diene dem russischen Zweck, alles beuge sich dort vor dem Adler, den Kriegsschiffen und vor der Czarenstadt Rußlands — alles für und nichts gegen Rußland gethan. Jene Strecke nun freilich, wo die baltische Woge an russische Küsten spielt, ist, da der botnische Golf seiner Klippen und Eisberge wegen für die Schifffahrt ganz unzuträglich wird, im Verhaltniß zu jenen Gestaden, wo sie mit Deutschland zu reden wünscht, klein, aber sie ist politisch gesichert und staatlich benutzt, darum erwachsen auf ihr die innersten Keime der russisch-europäischen Zukunft und der Russe beherrscht durch sie, ohne Opposition und Beschränkung, ein schönes Meer, welches beim Schöpfungsacte schon für Deutschland bestimmt worden ist. Ich sage, vom russischen Reval bis zum dänischen Flensburg herum ist die Ostsee nur deutsch, wenn auch nicht in der Politik; da ist kein deutscher Tropfen in ihr, dann ist sie russisch und das russische Scepter reicht durch sie tief

in Deutschland hinein. Wenn ihr im schwülen deutschen Binnenlande Rußlands riesige Kräfte fürchtet, so sage ich, fürchtet vor allen seine wachsende Herkulesmacht auf der Ostsee, denn, so wie Rußland nur durch die Ostsee der deutschen, europäischen Interessen theilhaftig wird, eben so ist auch die Ostsee wieder der offene Weg, auf dem das wilde Kosakenthum, wie über Nacht in die deutschen, lethargischen Lande hineinzubrechen und zu zermalmen vermag. Wir haben in unserer alten Binnenlandsnatur drei starke Bundesfestungen gegen den westlichen Nachbar gebaut, wir wollen, so heißt es, aus Vorsicht noch eine hinzubauen und unser wohldressirtes Bundesheer wird gar leicht am Rheine zusammengetrommelt; nun aber siehe! Nach russischer Seite hin brauchen wir keine Bundesfestung und keine chinesische Mauer, denn wir, die modernen Spartaner, trauen der eigenen Kraft; mit der Ostsee, die man in Frankfurt kaum kennt, hat es gar keine Noth und an schwimmende Bundesfestungen denken wir nicht! Wenn man doch alles hineinschreien könnte in eure versumpfte Philisternatur, was ihr sein könntet auf den Wogen der Ost- und Nordsee und was ihr nun alles durch eure Sorglosigkeit und Binnenlandsankylose von der Nord- und der Ostsee zu fürchten habt! Und von dieser stillen, träumerischen Ostsee am meisten, die ein kluges Bernburger Männchen schon zuwerfen will! Denn auf dieser Ostsee vertreten, daß ihr's nur wisset, 28 Linienschiffe, 18 Fregatten, 15 Corvetten, 20 Briggs und 15 Schoner die russischen Tendenzen in ihrer riesigen Energie; Deutschland dagegen, dessen Gestade die Ostsee so weit umfangen, repräsentirt sich durch nichts und huldigt ausschließlich dem russischen Zwecke, der russischen Alleinherrschaft über die Ostsee. Schweden ist durch die Natur isolirt und geschützt, ruhig liegt es im Schuppenpanzer seiner Scheeren und seiner Kanonenböte und seitdem, wohl nicht ohne Grund, von einer geheimen, durch Rußland erzwungenen Allianz unter den drei scandinavischen Mächten geredet wird, übt die russische Politik auf das Stockholmer Cabinett den bedeutsamsten Einfluß und findet dort leider am Kronprinzen Oskar, man weiß nicht weshalb? den glühendsten Freund. So vermag Schweden dem Russen seine stolze Dictatur auf der Ostsee, trotz früherer Kriege, nie mehr zu beschränken und noch weniger Dänemark. Wohl hält es

Marine: 6 Linienschiffe, 7 Fregatten, 4 Corvetten, 5 Briggs, 3 Schoner, 3 Kutter und 79 Kanonier=Schaluppen, aber es hat kaum mehr zu thun, als im verkappt=russischen Interesse, so wie die Pforte die Dardanellen, hier nun den Sund zu verschließen und da es einmal in seiner zitternden Lage sich nothwendig, rechts oder links, dem Engländer oder dem Russen anvertrauen muß, die Shylocksnatur seines westlichen Nachbars aber seit 1807, der Copenhagner Action, noch immer verabscheut, so ist es nicht zu bewundern, daß es dem Russen vielseitig Einfluß verstattet und, aller Noten vom Cabinette St. James ungeachtet, zur scandinavischen Allianz eintreten möchte. Darauf wurde die Ostsee der russischen Politik und Kriegsmacht ein schönes, sicheres Bassin, ein Spiel des russischen Interesses, welches auf ihr in stolzen Dreimastern fröhlich dahertanzt, während Mutter Deutschland, die eigentliche Herrin der Ostsee, am Strande träge auf Dünen sitzt und sich die Nägel zerbeißt. Ich sage, Deutschland sei die natürliche Herrin der Ostsee. Denn während der arktischen Ostseemacht die climatische Winterstrenge trotzig entgegensteht und sie immer auf 3 gute Kriegshäfen, auf Cronstadt, den Schlüssel zu Petersburg, Reval und Baltischport beschränkt bleiben wird, so fördert das mildere Clima unserer Küsten den seeischen, perennirenden Nationalzweck nicht weniger, als die vielen trefflichen Hafenstellen, von Kiel, Travemünde, Wismar, Stralsund, Stettin u. s. w. hinauf. Aber demungeachtet ist Deutschland am baltischen Meere für die russischen Tendenzen ein arbeitendes Aschenbrödel und, mag man auch sagen, Preußen als Landmacht sei in sich stark und voll von verborgenen Kraftembryonen, auf der See wird es nie zum Hünen erwachsen, der das immer dort wachsende Rußland zu paralysiren verstände. Seine Politik ist absolut binnenländisch, seine Gestade und Strommündungen sind offen und ungedeckt, es hält keine Marine u. s. w. Es bleibe dahingestellt, ob Preußen den russischen Nachbar von der Landseite aus in Schach zu halten versteht, aber der Russe ist ein ausschließlicher Herr des preußischen Ostseegestades und eben darum, weil Preußen hier nichts gegen den Andrang der russischen Linienschiffe und Truppen gethan, eben darum ist die Vertretung Deutschlands durch Preußen nach russischer Seite hin — ganz imaginair! Ich sage noch einmal, fürchtet

die Ostsee — fürchtet Rußlands riesige Macht auf der Ostsee. Denn, wahrlich, Rußland hält diese nicht ohne Tendenz und, sollen dereinst vom Norden aus düstere Schwaden nach Deutschland hereinziehen, da werden wir dann bemerken, was wir versäumten in unserm Binnenlandsphlegma und was sich der Russe im Stillen schon jetzt durch die Ostseeprovinzen und durch die Ostsee erobert: den unmittelbarsten Einfluß und die stets offenen Wege nach Deutschland. Kommt das Kosakenthum, so schwebt es auf stolzen, kanonenbespickten Linienschiffen an unsern Küsten heran. Wer aber Stambul und die Ostsee beherrscht, der macht sich zum Herren der Welt; — so behauptet ein scharfblickender, englischer Staatsmann. Letztere ist bereits enrussirt und wenn Constantinopel es noch nicht vollkommen ist, so ist dies keineswegs Rußlands Verschuldung. In der That, für die Ostsee wäre: russisches und für die Nordsee, der: englisches Meer ein äußerst bezeichnender Name, wir Deutsche gäben dann doch alle Beziehungen zu diesen Meeren auf, welche noch immer im Namen traurig zurückklingen, ob sie auch längst dem deutschen Leben und Interesse factisch verloren gegangen sind.

Wie unser deutsches Land und Volk nirgend an der Ostsee den Superfötationen des russischen Nachbars auszuweichen vermag, so ist es nicht weniger an den schwanenden Wogenbrüsten der Nordsee entblößt. Nun aber heißt es in Deutschland, der Engländer wird uns nicht krümmen; wahrlich, ich sage euch, Binnenländer, dieser John Bull ist wie der Russe gefährlich; denn der Engländer läßt seine Säbel für Dollars klappern und seine Kriegsschiffe manoevriren um Kaufmannsgold, während der Russe nur dem Machtspruche seines Czaren und den Weisungen einer abgeriebenen Diplomatik gehorcht. Der Engländer ist eine Shylocknatur, er legt seine Kriegsschiffe eben so gern in die Elbe und Weser, wie in den Tajo und in den Piräus hinein. Und unsere deutschen Ströme sind eben unsere deutsche Herrlichkeit, an ihnen sitzt die deutsche Sibylle und ihre ewigen Trauergedanken fluthen mit der Woge zum Meer — in die Heimath. Die deutschen Ströme schmiegen sich, frei vom politischen Dogma, durch unser Vaterland und suchen alle die stolze, ursprüngliche Heimath — das Meer; aber, Pygmäen, die ihr an deutschen Strömen wohnt, ihr folgt ihnen nicht und ihrer zürnenden

Mahnung, ihr kennet den Sehnsuchtsdrang dieser Wogen nicht und gebt euch erbärmlich zufrieden, wenn sie den Acker bewässerten. Kein Land ist wie Deutschland durch seine Ströme in all seinen Theilen ein Meerland, kein europäischer Staat wird wie Deutschland vom Meere umarmt und so herrlich durchzuckt und begnadet. Aber wir haben uns nie an unsern Strömen den Binnenschmutz abgebadet und uns von dort zum Bewußtsein der germanischen Meereseinheit fröhlich emporgestaltet, wir haben uns nur an unseren Strömen zerklopft und sind dort vergreist, Pfaffen haben dahin ihre Cloaken geführt und merkantilischer Egoismus hat dort erbärmlich gewaltet. Drei deutsche Ströme rinnen aus allen Spelunken eines verkommenden Landes zur Nordsee hinaus; — hier klagen sie nun dem zürnenden Meere, der Mutter, was sie in Deutschland erduldet; — hier schämen sie sich am Busen des tröstenden Meeres, daß man sie nirgend verstand auf ihrer prophetischen Wandelung und daß sie am Einfluß in's Meer von fremden Nationen, ohne daß Deutschland sich ihrer als deutscher Kinder annähme, im allerleichtesten Spiele bewältigt sind. Durch Elbe und Weser sind wir Deutsche den transatlantischen Völkern verbündet; aber wir schützen und schätzen sie nirgend; ein zweites Malta, Helgoland, im Besitze des Engländers, ist der Schlüssel zu unsern weltwichtigen, herrlichen Strömen, ein Dolch auf unsrer nirgend gedeckten, nirgend national umpanzerten Brust. Es wäre lächerlich, sollten merkantilische Duodezstaaten, wie Hamburg und Bremen, für sich und etwa für Deutschland eine Kriegsmacht auf den Gewässern halten, eben so närrisch müßte es sein, muthete man dem meerentfremdeten Königreiche Hannover dieses Ansinnen zu, aber es wäre ein heiliger Ernst für ganz Deutschland, wenn dieses nur wäre, die Bedeutung der brausenden Wogen in der Eschenheimer Gasse zu Frankfurt erahnend. Nirgend finden sich anderswo solche, stolze Ströme, wie Weser und Elbe, zu denen der Trotz und die Macht einer andern Nation schon gleichsam lüstern hineinschaute, ohne daß dann ihr Besitzer nach den geheiligten Rechten der Natur und Politik stolz opponirte im nationalen Bewußtsein und Ehrgefühl; aber die Elbe und Weser liegen entblößt und, wäre es nöthig oder dem englischen Krämeregoismus nur vortheilhaft, kanonenbespickte Dreidecker spielten ihr Mäuschen damit,

hindern uns leicht vom Dollart bis zur Eider am Aufkommen unserer merkantilischen Kräfte, an Aufknöpfung unserer Nationalbrust und stets an der Abgabe unseres schreienden Votums bei den Hochinteressen Europa's, die uns nur deshalb verkommen sind, weil uns die Meere entfremdet und wir an den Mündungen unserer stolzen deutschen Ströme von fremden Nationaltendenzen und Prohibitivmaaßregeln beherrscht. Denn wie England die Weser und Elbe dressirt, so dann Holland den Rhein, den herrlichen, deutschen Rhein, einst die Goldader unseres Vaterlandes, mit seinem Handelsgebiete von 20 Mill., mit seiner klaren Fluth, die hochzeitslustig zum Meere jagt, und seinen sonnigen Rebenhügeln und den ehrwürdigen Mälern einer verklungenen Zeit. Auch ihm fehlt, trauert Deutsche, seit dem spanisch-niederländischen Kriege jede nationale Beziehung zu Deutschland und er wurde, auf unsere Kosten, das Mittel zum gigantischen Aufblühen Hollands, veranlaßt durch deutschen Ruin, nämlich durch Hollands gewaltsames Monopol auf die bis dahin allen Völkern frei zugestandene Rheinschifffahrt. Vor jener Epoche hatte alles am Rhein hochherrlich geblüht und wir sehen ja noch die stolzen Dome und Trümmer eines verlorenen Glanzes. Ohne Hinderniß waren die deutschen Rheinuferstaaten dem Meere verbündet und der Rhein war ein Weltmarkt des europäischen Westens und Ostens, um so mehr, da durch ihn die Levante und Italien im Norden durch Hanseaten und Dänen ihre Vermittelung fanden. Als aber der ostindische Seeweg eröffnet war, schloß urplötzlich der krämerhafte Mynher unsern herrlichen Rheinstrom, seinen Seehandel dadurch allmächtig erhebend; und, während das deutsche, naturbegünstigte Rheinufer, ohne Connexion mit dem Meere, allmälig stagnirte, stiegen dort aus Sümpfen die glänzendsten Städte empor. Man hat in Holland riesige Kanäle erbaut, nur den Rhein, die Leinpfade ließ man bis heute absichtlich im Schlamme vergehn und als, nach den Bestimmungen des westphälischen Friedens, nun auch die Mündung der Schelde in gleicher Krämerabsicht geschlossen war, so hatten wir Deutsche nirgend mehr Hülfe und nirgend mehr Wege zum Meer. Selbst dann, als die Navigationsacte Englands dem Holländer die Dictatur auf den Meeren entrissen hatte, trotzte dieser noch tückisch und krämerstarr auf sein Rheinmonopol, aber auch

Deutschland war so erbärmlich versumpft, daß es die Vortheile einer freien Rheinschifffahrt in's Meer nicht ferner erkannte; jeder deutsche Duodezstaat am Rheine dachte nur an die Erschwerung der Fahrt, an Zwangsmaaßregeln, Stapelgerechtigkeiten, Rheinzölle und — deutsche Handelskammern erklärten die freie Verbindung mit dem Meere habe durchaus kein Interesse für sie! Da erkennt man das deutsche Binnenland in seiner Kurzsichtigkeit. Der Franzose fühlte zuerst die Weltwichtigkeit einer freien Meeresverbindung, darum redeten auf dem Rastadter Congresse Frankreichs Gesandten für Freiheit des Rheines, Napoleon faßte diesen Gedanken wieder auf und endlich, nach seinem Sturze, wurde im Pariser Friedensvertrage die Freiheit des Rheines bis in das Meer decretirt. Wahrlich, die Freiheit des Rheines wäre für Deutschland das schönste Friedensgeschenk und die größte Quelle des Segens geworden, hätte man sie erhalten, wie sie mit hoher Humanität, aber ohne reellen Nachdruck von den Verbündeten in den Stipulationen des Pariser Friedensvertrages angezeigt worden war. Der Holländer, weil er uns nirgend zu fürchten brauchte, trübte uns bald das deutsche, idealistische Wasser und die Debatten über Rheinschifffahrt zogen sich im aufgeblasensten Nihilismus durch ein Labyrinth holländischer Ränke hindurch. Als der dicke Mynher mit seiner thebanischen Finte: es wäre der seichte, im Sommer fast wasserlose Leck die eigentliche Fortsetzung des Rheines, dagegen die Waal, welche ⅔ des Rheinwassers empfängt, ein Ausfluß der Maas nicht länger Stand halten konnte, so stützte er sich bekanntlich auf sein Kanonen- und Territorialseerecht, dessen spitzfindige Theorie dahin strebte: das Territorialmeer sei eine zwischen die Schifffahrt des Flusses und See gelegte Zugbrücke, mittelst deren Aufziehung es Holland freistände, die Fahrt vom Rhein in die See und umgekehrt zu unterbrechen, — und auf das „jusqu' à la mer" der Wiener Congreßacte, nach der holländischen Krämersophistik nicht **bis in**, sondern nur **bis an** das Meer von der Freiheit des Rheines bedeutend. So, mit der **grammatikalischen Erklärung eines** *a* hat man uns gutmüthige Deutsche in unsern hochheiligsten Volksinteressen lange Jahre hindurch an der Nase herumgeführt; hätten wir ein **Kanonenrecht** auf der See, dies wäre niemals geschehen und unser Kanonenrecht hätte das

Territorialseerecht des Holländers leicht an der Mündung des Rheines fortdemonstrirt. Aber wir kommen niemals über das kleine a hinaus. Uns fehlt noch immer die wahre, ursprüngliche Rheinfreiheit bis in die Wogen der See hinaus, was uns als Abklatsch des großen Versprechens gegeben wurde, geht an der Suprematie Preußens und Hollands immer zu Grunde, uns fehlen schwimmende, kanonenbespickte Garantieen für die Deutschheit des Rheines auf der See und an seiner Mündung, die dann überzeugen könnten, wo Völkerrecht und diplomatische Casuistik verstummen muß.

Deutsch-nationale Repräsentation auf der See! Wann erwacht dieser nationale Wunsch überall und tönt aus all den Winkeln des deutschen Binnenlandes triumphirend hervor? Seht, unsere Ströme liegen offen und fremden Nationen zum willkommensten Raube, horcht, unsere Meere rauschen vergebens an unser Vaterland; soll es denn ewig ein ärmliches, dürftiges Binnenland sein? Ich überzeuge diesen Bernburger nicht von der Wichtigkeit dieser Meere, denn er ist seekrank und hat industrielle Projecte gegen das Meer und Bernburg hat nichts mit dem Meere zu thun, darum vergißt er nun Deutschland!

Schwimmende Bundesfestungen und überzeugende Kanonenrechte thun dem politischen und ein lebendiger Meergeist dem intellectuellen, socialen, literarischen Deutschland Noth. Wenn sich auf unsern Meeren eine deutsche Flotte hinschaukeln und wenn eine deutsche stolze Flagge von stolzen Masten herabwallen wird, dann wird Deutschland, national gepanzert, eintreten in die Hochinteressen Europa's und wir werden alsbald ein politisch geachtetes Volk sein. Es thut Noth, daß sich die deutsche, verkrümelte Politik auf die Meere empor macht und dort, zu dem Bewußtsein ihrer nationalen Gesammtheit erstarkend, an den Mündungen unserer Ströme, bald auf der Ost- bald auf der Nordsee, bald auf den Fluthen des Mittelmeeres immer ein und dasselbe, ein festgefugtes, ganzes Deutschland repräsentirt. Von Preußen ist nie zu erwarten, daß es hier auf den Wogen der Ostsee eine deutsch-nationale Seemacht und Einigkeit so erheben werde, wie es im deutschen Binnenlande den preußischen Zollverband nationalisirt; — Hannover wird nichts auf der Nordsee erwecken; — Oesterreich kümmert sich auf dem adriatischen Meere nirgend um

deutsche Tendenz; — aber, ich sage, wenn die Ostsee und Nordsee, sodann auch das Mittelmeer von der deutschen Staatengesammtheit, zum Schutze und Trutze, in nationalen Anspruch genommen würde, wie herrlich müßten wir aufblühn und wie leuchtete über die Zukunft unseres Landes und Volkes Nationalität und europäische Wichtigkeit hoch erhebend dahin. Deutschland zur Garantie und zur Sicherheit erheben sich an unsern westlichen Gränzen deutsche Bundesfestungen in ihrer kanonenbespickten Stabilität; so schicke nun unser Bundestag schwimmende Bundesfestungen gegen jeden Feind, der mit furchtbarer Kraft und abgeriebener Schlauheit in Deutschlands verwahrlos'te Interessen an den Meeren und Strömen nördlich und östlich hineingreift; auf der Ostsee repräsentire sich national-deutsche Kernkraft dem russischen Nachbar stolz gegenüber, auf der Nordsee, an unsern Strömen halte sie England und Holland, quantum satis, in Schach und auf dem Mittelmeer — dort erobere sie deutscher Weltpolitik ein nationales und wohlgehörtes Votum bei den Interessen des Orientes. Wir haben ein wohlgerüstetes Bundesheer; — was aber, frage ich, thäte es, führte man aus den deutschen, verkommenen Thälern, Bernburger, Sachsen, Badenser und Baiern auf's Meer und lehrte sie fest und sicher sein auf den rollenden Bergen des Urelementes, unter deutscher Nationalflagge alle vereint, zu dem stolzen Bewußtsein der deutschen Einheit und Nation auf dem Meere geführt? Sie würden als meererprobte, sicher in's Leben schauende Seeleute wieder zurückkehren in die stickigen Thäler und Seehauch und Bewußtsein von deutscher Gesammtheit müßte allmählig das Leben durchziehen, man würde wissen, wofür man lebte und strebte und das Meer würde wieder die stolze Vertraute, die Mutter, die Herrlichkeit und die ewige Liebe der deutschen Gesammtheit; aus den Irrgängen unseres Lebens und unserer Geschichte kehrten wir wieder auf's Meer und in's Königreich Thule zurück.

Wird eine deutsche Nationalflotte von deutschen Söhnen aus allen Winkeln des deutschen Landes bemannt und schwebt sie stolz, von den Nationen geachtet und gefürchtet, in deutscher Repräsentation über die Meere, dann wird überall im weiten Vaterlande das Meer die große Mutter des Lebens werden und, wer nur einmal vom Vaterlande

gerufen, den rollenden Boden des Meeres betrat, der wird noch dann, wenn schon die Haare bleichen und der Arm zittert, den lauschenden Enkeln erzählen von Deutschlands stolzen Seglern, von den Sagen und von der ewigen Jugend des Meeres. So liebt es der alternde Seemann. Geschlechter erwachsen in Meeresluft, Jünglinge pilgern aus allen Spelunken zusammen und schwören sich eine lebendige, ehrliche Zukunft bei dem Branden des Meeres. In alle die Hütten und Thalgründe des Binnenlandes, wo jetzt eine bäurische Dumpfheit, eine blödsinnige Lebensanschauung und Feistigkeit nistet, wird jene Sicherheit heilbringend treten, welche den Sohn der Woge immer im Leben bezeichnet: das Selbstbewußtsein, das erhebende Gefühl, freies Glied einer großen, nationalen Staatenkette zu sein, und die glühende Liebe zum Sammtvaterlande, welche nur auf den Wogen in ihrer ganzen Fülle gedeiht, während sie hinter den Zäunen und in den Fabriken als Duodezgefühlchen verkümmert. Man wird mir entgegnen: der deutsche Binnenländer paßt nicht aufs Meer! — So lerne er sich dort finden in's Meer, in die wogende Weite, so, wie der Russe sich fügt, und bald, wenn er noch deutsch im Busen und nicht schon ganz bernburgisch und desgleichen ist, wird er die stolze Woge mehr lieben, als Ofenwärme und baierisches Bier; er wird nicht mehr seekrank sein — was er so fürchtet. Möge es immerhin heißen, es sei ein großer Fehler und eine Cardinalschwäche der russischen Marine, daß sie nicht, wie jene Englands, aus lauter geborenen Matrosen besteht; ich bin der Meinung, daß Rußland, wie es im Gange seiner ganzen Politik von binnen an, auf und über die Meere hinaus strebt, dadurch, wenn es vom Ural und vom Dnepr, aus Vollhynien und aus Orenburg seine Söhne auf die ungewohnten Meere hinaussetzt, daß es durch diese Verfügung weit mehr zur Civilisation seiner binnenländischen Steppen und Schneefelder, als durch Bell-Lancastersche Unterrichtsmethoden beizutragen vermag. Denn auf der Meeresweite lichtet sich der beschränkte Binnenlandsblick und die Herzen werden fähig für alle großen, nationalen und sturmumpanzerten Interessen des Lebens!

Darum Deutschland an's Meer und in die lebendige Strömung! Hier in den Wogen ist Hülfe vor all den Stagnationen und Krankheiten

deines verkommenen und beklommenen Binnenthals. Aber es nützt nicht, daß wir verweichlichte Glieder und Gedanken in die crystallnen Wasser tauchen und dann wieder zurücktaumeln in die Redouten eines verschrobenen Lebens, das muthwillig zerreibend, was die Mutter so eben gefördert hat. Unsere Badesaisons und Badeörter nähern uns nirgend der See. Wir stählen uns nicht für die neue Kraft, sondern nur für die neue Entnervung. Unsere Mutter schämt sich dieses verkommenen Geschlechtes, welches alljährlich an unsern nordischen Küsten in heiliger Urfreiheit seine convenienzenpappige Kläglichkeit zu durchstählen gedenkt. Wo man den Göttern des Meeres und der Gesundung in heiliger Einfachheit dienen sollte, hat man Bajä's erbaut und Sommerredouten gegründet. Unsere Väter badeten nur in den freien Meeren und wurden dort „todverachtende, löwenbeherzte Tyrannenbezwinger;" Römer stürzten sich zaglos in die Tiber hinab und „neque natare, neque literas didicit," war für den Jüngling die größte Entehrung; als aber Bajä mit seinen üppigen Lüsten in's Meer sah, so entartete bald das Römervolk und ging unter in seiner Nervenerschlaffung. Unsere Bajä's an Ostsee und Nordsee sind wahrlich keine erfreulichen Symptome der deutschen Erhebung und Meereslust, sondern vielmehr der deutschen Verweichlichung, wie sie hier zitternd zu den heroischen Fluthen herabsteigt und sich pomadeduftendes und in Locken gebranntes Haar ängstlich durch ihre Badekäppchen beschützt! Von Abydos bis Sestos trägt uns die Liebe nicht mehr, auch sie ist ein wasserscheuendes Hühnchen und unsere Literatur brütet nirgend am Meere, wo sie einst unter dem Fittige der herkulischen Sagen und beim Saitenspiel der Skalden erzeugt worden ist. An dem Meere hat immer das Majestätische der Literaturen gewohnt, aber man hat dort nie, wie im gesegneten Schwabenlande, Mückenbeine und Pappelblätter besungen. Es will den stolzen Cothurn, den verzehrenden Hamletsschmerz, die Nibelungen, die Edda. Shakespeare ward nur ein Shakespeare, weil er von Albions Felsen hinausschauen konnte in die Strudel der Weltgeschichte und Ossian beschwört uns die Geister Fingals über the dark rolling face des Meeres; — Byron hat immer die Meere geliebt und Louis Camoens war ein Vertrauter des Meeres. Der gigantische, gen Himmel

schreiende Dichterschmerz ist immer an den Weltbrüsten des sturmgepeitschten Meeres groß gesäugt, während der gutmüthige Detailhandel mit den Gefühlen im ruhigen Binnenland blieb. Unsere deutsche Literatur hat immer das Binnenland und die kleinliche Scholle gehütet, die alte schwäbische Dichterschule und der schusterliche Meistergesang verrathen eben so wenig vom Meere, wie die Zeiten der alexandrinischen Tyrannen und des stolzen Perückenthums. Selbst die Heroen unserer Literatur, Göthe, Schiller, Jean Paul kennen das Meer nicht, sie gefallen sich immer in stillen Thälern, auf blauenden Bergen, an glatten Landseen und in grünender Waldung; um wie viel weniger wissen nun die Pygmäen der Jetztzeit vom brausenden Wogenschwall zu sagen, der um unsere nordischen Küsten singt, obschon ich gleich a priori gestehen will, daß gar manche schwanende Welle emporspringt und nach den leuchtenden Meeren verlangt. Aber sie findet das Meer nicht, darum der Unmuth und die Zerknirschung. Hätte der Heinrich Heine seine Nordseelieder nur fortsingen dürfen, es wäre ein anderer Heinrich Heine geworden, als der Monsieur Eene von jetzt und könnte man euch, ihr Poeten des märkischen Sandes, und euch, ihr schwäbischen Gefühlshausirer, an die Meere versetzen, ihr würdet da bald verstummen in eurer Erbärmlichkeit oder emporschreien im gewaltigen Dichtergefühl und anderes singen, als Liebeln, als Herzen und Schmerzen: — Zeitenklänge, vom wilden Wogenschwall accompagnirt und Sturmsgesause und Möwengeflatter darin. Lammfromme Lyrik mag ich dem Binnenlande wohl gönnen, aber der hohe Cothurn, das Drama muß immer des Meeres sein und nur an den Meeren, auf öden Klippen, von Wogen umpeitscht und von Wolken des Schicksals umjagt, dort horstet das Drama. Weil uns nun aber das Meer so kläglich verkommen ist, darum kennen wir auch sein königliches Kind, das Drama, nicht mehr und Raupach'sche, Immermann'sche, Auffenberg'sche Stücke sollen uns abfüttern mit ihrem scenischen Binnenlandsbrei, während, ohne die Manier des Auflösens und des Verwickelns, an unsern nordischen Küsten ein äschylisches Drama in seiner grandiosen Einfachheit und Titanengewalt daherrollt und sich in traurige Dünen verliert oder auch um die Momente vergangener Zeiten, — des Skaldenthums klaget.

Schon beim Anbruch des dritten Abends nach unserer Abreise von Petersburg schwamm unser Nicolay auf der Meereshöhe von Rügen und die Arkona lag vor uns in ihrer bleichen, steinernen Wehmuth, so vom dämmernden Abendglanze umzittert, daß ich die dunkle Vorzeit hier gerne noch einmal beschwor und mir den Tempel Suantevits dahin dachte, wo jetzt die Kuppel des preußischen Feuerthurms glomm. Denn jene bacchantischen Gedanken und trüben Betrachtungen, die ich hier schriftlich einigermaßen geordnet und von mir abgelös't habe, schwebten mir während der ganzen Meerfahrt wirr durch den Kopf und nicht gar wenig wurden sie immer auf's Neue wieder angeglüht durch die baroden Demonstrationen des Bernburgers, dieser gutmüthigen, deutschen Binnenlandsnatur, welche das Meer fanatisch bekämpfte und es, falls Preußen nur mag, durch seine industriellen Projecte zu beschränken gedenkt. Ich glaubte die bleiche Arkona vom Flügelschlage der Sagen umrauscht und es schien mir, als stiegen geharnischte Wikinger hier auf dem Rücken riesiger Kraken aus den Wogen empor und bewunderten dann den schnaufenden Kraken dieses Jahrhunderts. Ich wähnte das Glockengeläute der versunkenen Städte zu hören und das Saitengebrause der Skalden, ich träumte still und schön von rugianischer Vorzeit, die hier im Angesichte des mütterlichen Meeres lebte und rang und nun verwittert und die uns noch immer mit heiligen Schauern durchbeben muß, wenn wir erahnen, daß uns, in unserer blasirten Culturmächtigkeit, des Lebens Größtes: das freie Meer und die Meereslebendigkeit so trübe verkommen ist. Mein guter Bernburger ahnte dies freilich nicht und blieb deshalb ruhig, aber wer von der deutschen Zeitbestrebung gewaltsam durchschüttelt und gestoßen wird und sich dann, müde des ewigen Faschingtanzes, zur Betrachtung an die Gestade des prophetischen Meeres flüchtet, — der wird mit Wehmuth fühlen, was uns Deutschen so Noth thut!

Ich liebe das Meer; aber am Bord eines keuchenden, rußigen Dampfschiffs, in einer kranken, unstäten Menschenmasse verlebt man doch traurige Tage und mit tantalischer Pein erfüllen sich unsere Nächte, die man in fürchterlichen Procrustesbetten hinbringen muß. Alle Räume des Riesenschiffes sind mit englischer Accuratesse benutzt und, um zweihundert Passagiere Nachts unterzubringen, rings an den Seiten der

prächtigen Cajütensalons enge Bettschränke eingerichtet, die, horizontal getheilt, wieder zwei Betten, das eine über dem andern enthalten und wohin also der eine Passagier buchstäblich über das Haupt des andern in sein beklommenes Nachtgefängniß hinaufsteizen muß. Hier hört man nun den Lärm der Maschine und das Gewinsel ver Seekranken, die kosakischen Kernflüche Rußlands, die gegurgelten Goddam's und die gezischten Diable's und mein guter Bernburger war auch nicht still, sondern wünschte sich wimmernd in die soliden Hausfreuden seines bernburger Bettes zurück. Am Tage treibt man sich wild durch einander und interessante Bekanntschaften, die man leicht auf der See anknüpft, die aber am Strande auch eben so schnell zerreißen, müssen für viele Unannehmlichkeiten entschädigen, die ein babylonisches Gedränge stets mit sich bringt. Ich denke das Leben auf Segelschiffen mir schöner; dort kann man allein sein, während man hier mit seinen Gedanken stets einsam unter tosenden und störenden Mengen bleibt.

So waren wir alle, mein Bernburger aber besonders erfreut, als uns am Morgen des vierten Tages nach unserer Abreise der Travemünder Leuchtthurm entgegenwinkte und wir zur Rhede gelangten, wo sich das russische Kriegsdampfschiff, der „Herkules" schaukelte und uns bei unserer Ankunft durch einen Kanonenschuß freundlichst begrüßte. Der russische Herkules bleibt immer galant, selbst seine stolze Kanonentendenz und Ostseebeherrschung bringt er unter die Masken der Galanterie und wird dadurch leiblicher, als der rücksichtslose Engländer mit seinen Anmaßlichkeiten, die er nie zu verbergen für gut hält. Drüben im Frühlingsgrün der schwellenden Hügel lachten die imposanten Gebäude der Travemünder Badeanstalt auf und, als wir jetzt vom Meer in die Mündung der Trave lenkten, dehnte sich Travemünde, das Ziel unserer Reise, anmuthig dahin. An unserm Schiffe nun — tumultuarische Scenen des Aufbruchs; an den Brücken — stürmisches Willkommen. Posthörnerklang und Wagengerassel. Russische Couriere warfen sich in die Cabriolets und flogen davon; russische Reiseequipagen wurden an's Land gewälzt, um nun ihre frühlingshoffenden Besitzer hinauszutragen in die Culturwerkstätten und in die Eden der alten Europa; aber nie-

mand war froher erregt, als der Bernburger, denn, glücklich den vielfältigen Gefahren des fürchterlichen Meeres entronnen, hoffte er nun sein herrliches Bernburg, „wo man so hübsche Geschäfte macht,“ in kurzer Zeit wiederzusehen.

Glückliches Bernburg und glückliches Deutschland.

XI.

W a l h a l l a.

Deutscher Ruhm in Baiern.

Von

R . . .

In Regensburg hielt ich mich diesmal nur einen Tag auf; die Lage desselben an dem, in einem breiten offenen Thale dahin eilenden Strome, ist vortrefflich; mit der wiederholten Betrachtung der daselbst befindlichen altdeutschen Baudenkmale, der historisch merkwürdigen Gebäude, und vorzüglich des herrlichen, durch die Municifenz des kunstliebenden Königs Ludwig restaurirten Doms verging der größte Theil des Tages sehr angenehm.

Im Dom war gerade Messe; es wurde mir erklärlich, daß schon so manche Protestanten im Gefühle ihrer Schuld und Kraftlosigkeit, in Beobachtung dieses Ritus und Erfüllung äußerer Pflichten, eine Beruhigung ihres Gemüthes und Versöhnung zu finden glaubten; dies ist ein noch hie und da mit Blumen bestreuter Weg und dabei das Eine, was Noth thut, die Selbstverleugnung und Selbstüberwindung schwerlich zu finden.

Wolfgang Menzel stellt in seiner Reise nach Oestreich die Behauptung auf, daß, wenn Deutschland nicht in mehrere Staaten zertheilt sei und einen Herrscher habe, Bamberg, wegen seiner Lage in der Mitte

des Landes, an einem schiffbaren Strome und von dem fruchtbarsten Boden umgeben, den geeignetsten Platz zur Hauptstadt desselben abgebe; aus gleichen Gründen könnte man auch annehmen, daß Regensburg eher als das kalte, fast an der Grenze, und in unfruchtbarer, reizloser Gegend gelegene München zur Hauptstadt Baierns passe. Ich führe dies deswegen an, weil man vor einigen Jahren vielfach gehört und in den Zeitungen gelesen hat, daß die königliche Residenz dahin verlegt werden solle, doch muß man nach allen Umständen annehmen, daß dieses nur ein ungegründetes Gerücht war. Die Wahl eines Ortes zur Hauptstadt wird, nach der Geschichte, immer durch wichtige politische Gründe, und nicht durch solche, welche die bloße Lage darbietet, bestimmt: die Verlegung einer Residenz ist immer unthunlich, weil zu viele wichtige und zarte Verhältnisse dadurch zerrissen werden.

Da ich mit dem Dampfschiffe am andern Morgen nach Linz fahren wollte, so erlaubte es mir die Kürze der Zeit nicht, diesesmal „Walhalla" näher in Augenschein zu nehmen; ich hatte aber schon vor drei Jahren einen ganzen Tag auf die Besichtigung, Ausmessung und Erkundigung über alle, sie betreffenden Verhältnisse verwendet und bin daher im Stande, einige Notizen über dieselbe hier anzugeben.

Es ist ein dorischer Tempel, auf der Spitze „des Breubergs" erbaut; der Berg steigt von allen Seiten ziemlich steil empor, seinen Fuß bespült die Donau; seine Höhe mag 600 Fuß betragen. Man übersieht auf ihm eine weite Fläche des fruchtbaren Donauthals, in welchem Regensburg der interessanteste Punkt ist. Den Lauf des Stromes verfolgt man bis Straubing; man soll auf ihm bei heiterm Himmel die Spitzen der Salzburger Alpen und des Wazmanns sehen, wovon ich aber, mit einem ziemlich guten Fernrohre versehen, nichts bemerkt habe.

Der Tempel ist ganz von Marmor aufgeführt, wovon der farbige im königlichen Marmorbruch am Untersberg bei Salzburg, der weiße aber zu Flins in Tyrol gebrochen wird; den erstern Marmorbruch hat sich bekanntlich Baiern, wie man sagt, auf Antrieb und in weiser Vorsorge des damaligen Kronprinzen, jetzigen Königs, im Vertrage von Ried mit Oesterreich 1813 bei Abtretung des Landes vorbehalten. Das Gebäude ist 110 Fuß breit, 232 Fuß lang und 63 Fuß hoch, erhebt sich

auf 3 hohen Stufen (Basis) über die Bergfläche und hat 8 Säulen auf der Fronte nach der Donau zu, und 17 Säulen auf jeder Nebenseite.

Vom Ufer der Donau an, soll sich eine kolossale 80 Fuß breite, von cyclopischen Mauern getragene Treppe bis zum Eingang des Tempels erheben; er übertrifft also an Größe fast alle berühmten Tempel der Griechen und Römer und gehört hinsichtlich der Gediegenheit und Kostbarkeit des Materials und der Ausführung zu den bedeutendsten Bauten der neuern Zeit. Man hat in allen Theilen dieses Baues die streng antike Form festgehalten und geglaubt, auch davon bei den Treppen, die an die große Halle führen, nicht abgehen zu dürfen. Ein damals anwesender Künstler sprach sich nun gegen dieselbe aus und behauptete, daß dergleichen wegen der balkenartigen, kleinen, fast gefährlichen Stufen (so auch an der Glyptothek zu München zu finden) keinen besondern Anspruch auf Schönheit machen könnten und daß, wenn auch der antike Baustyl ein nachahmungswerthes Muster bei dergleichen Bauten im Allgemeinen aufstelle, man doch bei einzelnen Punkten davon abweichen und ein anderes vollkommneres befolgen könne. In den Ruinen zu Baalbek sind schon die grandiosen Freitreppen bei Tempeln und andern Gebäuden zu finden, welche bei zweckmäßiger Accommodation und Veränderung schon oft bei Gebäuden sowohl antiken als auch modernen Styls mit Erfolg angewendet worden sind: das ist eben der Character der Schönheit, daß sie überall an ihrem Platz ist.

Am Fuße des Berges liegt Donaustauf, wo wegen der vielen, beim Bau beschäftigten Architecten, Bildhauer, Steinmetzen, welche hier wohnen, ein reges lustiges Leben herrscht.

Bekannt ist es, daß König Ludwig schon als Kronprinz den Gedanken gefaßt hat, ein solches Gebäude als Denkmal deutschen Ruhms zu errichten; nach Verwerfung vieler Vorschläge wurde endlich diese Anhöhe ausersehen, mit dieser Burg neuer Art gekrönt zu werden, und fürwahr! die Wahl zeigt von Geschmack: Walhalla schaut weithin! Im Jahre 1821 kam die Idee schon zur Ausführung und die Vorkehrungen begannen, 1830 wurde der Grundstein dazu feierlich gelegt und durch die dabei von einem dazu beauftragten hohen Beamten gehaltene Rede

wurde ganz Deutschland von dem Zwecke, den der erhabene Herrscher bei Erbauung derselben vor Augen habe, in Kenntniß gesetzt; 1839 sollte der Bau vollendet sein; allein es werden noch einige Jahre darüber hingehen und noch längere Zeit wird dazu erforderlich sein, die prächtigen innern Räume mit den bestimmten genialen Kunstwerken auszuschmücken und zu füllen.

Walhalla ist nach dem Plane des Parthenons, des Tempels der Minerva zu Athen, erbaut, und wird auch hinsichtlich seiner Bestimmung mit demselben verglichen; es dürfte daher eine kurze Notiz über das letztere nicht am unrechten Ort sein.

Es war ein längliches Viereck mit einem Säulengang von 46 Säulen dorischer Ordnung umgeben, jede Säule hatte 6 Fuß im Durchmesser, war 34 Fuß hoch und ruhte — ohne Basis — auf dem Boden des Tempels selbst; an beiden Enden befand sich ein Porticus von 6 Säulen. Die Angaben der Reisenden über dessen Umfang sind verschieden; gewöhnlich giebt man dessen Länge zu 217 Fuß, die Breite zu 98 Fuß und die Höhe zu 65 Fuß an; Walhalla ist also in etwas größerm Maaßstabe angelegt; das Parthenon war von weißem pentelischen Marmor, der ganz in der Nähe bricht, errichtet; den Eingang dazu bildeten die Propyläen, von demselben Marmor erbaut; derselbe ist so vortrefflich, daß die Zeit an ihm selbst keine Zerstörung angerichtet hat. Nach Zerstörung eines früher auf demselben Platze stehenden Tempels wurde es auf Anordnung des Perikles durch Setinus, zur Zeit der höchsten Blüthe griechischer Cultur erbaut (444 J. v. Chr.) und von Phidias 2c. mit Statuen ausgeschmückt. Nach dem Untergang der griechischen Freiheit wurde es von den Römern hoch in Ehren gehalten; Hadrian ließ es ausschmücken, die Barbaren staunten es an und die Ostgothen unter Theodorich waren die Ersten, die einen Theil davon zertrümmerten. Die Wogen des barbarischen Zeitalters gingen darauf darüber hin, ohne ihm großen Schaden zuzufügen. Bei der Belagerung der Acropolis durch die Venetianer wurde es durch die Bomben sehr beschädigt, und im Jahr 1656 (unter Morosini) flog ein darin befindliches Pulvermagazin auf und zertrümmerte das Dach, welches bis dahin stehen geblieben war; in den Jahren 1793—1795 beraubte es

Digitized by Google

Lord Elgin seiner Statüen, Triglyphen und Reliefs; von den letztern allein ließ er 50 ausbrechen; hierauf litt es durch die Kanonen der Griechen und Türken. Einem Herrscher aus dem Geschlecht der Wittelsbacher war es vorbehalten, Erhalter der Trümmer des alten, und dem für das Vaterland und die Kunst begeisterten hohen Vater desselben Gründer und Schöpfer des neuen Parthenon zu sein.

Die Trümmer des Parthenon zu Athen erregen noch die Bewunderung der Welt.

Als wir mit dem Dampfschiffe abfuhren, war gerade einer der herrlichen Morgen, deren auch in guten Jahren immer nur sehr wenige vorkommen; die Luft ist an solchen Tagen ganz rein, elastisch und wie mit dem Dufte der Aepfelblüthe angefüllt; es scheint sich ein Stück Aether herabgelassen und mit der niedern Atmosphäre vermischt zu haben: zu solcher Zeit kehrt die Heiterkeit bei uns ein und man ist zur Mittheilung geneigt, die denn auch in unserm Dampfschiffe, wo sich bald mehrere unterrichtete Männer zusammenfanden, nicht ausblieb.

Auf angenehmer Fahrt gelangten wir bald zur Walhalla, welche wir noch mit ihrem bretternen Gewande bekleidet fanden. Um sie, den interessantesten Punkt an der Donau in Baiern, drehte sich denn gleich das Gespräch; die Ansichten darüber, wie über jede Sache in der Welt, waren verschieden, besonders ein Baier A. und ein Norddeutscher B. gingen etwas näher auf die Sache ein; ich gab einen aufmerksamen Zuhörer ab, und ihr Gespräch war ohngefähr folgendes:

A. Wenn das herrliche Gebäude einmal vollendet dastehet, muß es bei Jedem die größte Bewunderung erregen.

B. Allerdings wird es große Aufmerksamkeit auf sich ziehen, wie schon jetzt der Fall ist.

A. Der Gedanke, in dem es errichtet wurde, und die Bestimmung, der es geweiht ist, die Verherrlichung deutscher Geistesgröße und Verdienstes — sind erhaben.

B. Wer sollte dieses bezweifeln? allein ich befürchte, daß die practische Ausführung hinter der erhabenen Idee zurückbleiben wird.

A. Walhalla wird die Stand- und Brustbilder und Denkmale der größten Deutschen aller Zeiten und in den vorzüglichsten Zweigen

menschlicher Thätigkeit enthalten. Die berühmtesten Bildhauer unserer Zeit, Thorwaldsen, Schwanthaler ꝛc. sind mit der Ausarbeitung der Statüen, der Reliefs ꝛc. mit denen es geschmückt werden soll, beauftragt und es soll, wie öffentliche Blätter gemeldet, schon Manches davon vorhanden und zur Aufstellung bereit sein.

B. Das wären allerdings die rechten Männer einer geprüften und reifen künstlerischen Idee unter die Arme zu greifen. Aber, glauben Sie, daß man darüber einverstanden ist, wer ein großer deutscher Mann ist?

A. Warum nicht? wir finden Männer in der deutschen Geschichte, die allgemein dafür anerkannt werden, z. B. Karl den Großen, Ludwig den Baier, Friedrich Barbarossa, Otto I., Rudolph von Habsburg, Friedrich II., König von Preußen ꝛc.

B. Man muß dies bei diesen und noch vielen andern zugeben. Sind Sie Protestant?

A. Ja!

B. Sie halten also Luther, Bernhard von Sachsen-Weimar ꝛc. für große Männer?

A. Allerdings! ihr Muth, ihre Ausdauer, ihr Einwirken auf den Geist ihrer Zeit und der kommenden Jahrhunderte stempeln sie dazu; dies müssen auch ihre Gegner anerkennen.

B. Ich zweifle, ob dies allenthalben der Fall ist; die Ereignisse der letzten Jahre scheinen vielmehr öfters das Gegentheil zu beweisen. Halten Sie den Kurfürst Maximilian von Baiern für einen großen Mann?

A. In gewisser Hinsicht, ja! zumal für Baiern; er lebte und kämpfte bloß für eine, einmal gefaßte Idee, und setzte darüber auch sein und seiner Verwandten irdisches Wohl hintan.

B. Die Protestanten können dies zwar bewundern, allein als ein wahrhaft großer Mann erscheint er ihnen nicht; er hat gesagt: „ich will lieber gar keine Unterthanen haben als Protestanten“ und darnach gehandelt, wie man noch an den Einöden der Oberpfalz sehen kann. Er hat zwar in seinen letzten Regierungsjahren, wie eine noch vorhandene Urkunde besagt, ausdrücklich gestattet, daß zur Ver-

mehrung der Bevölkerung ein Mann zwei Frauen heirathen könne, aber das Mittel hat wenig geholfen.

A. Nun! wenn auch eine Partei einen Mann für groß hält, welchen die andere nicht dafür halten kann, so bleibt doch des Großen in Deutschland so vieles, daß es leicht sein wird, den weiten, zur Aufstellung der Standbilder bestimmten Raum auszufüllen.

B. Männer, die allgemein für groß gehalten werden, giebt es nicht viele; die Geschichte ist sehr sparsam in der Austheilung des Ruhmes, und man darf daher ihn nicht verschwenderisch beilegen.

Es reißt sich aus der Menschheit Schoos
Jahrhundert lang kaum Einer los!

A. Um so verdienstlicher ist es, alles Ruhmwürdige, wie in einem Brennpunkte zu sammeln.

B. Ich befürchte nur, daß die Wirkung und der Einfluß der Walhalla nicht der sein wird, den man sich bei Gründung derselben vorgestellt hat, und daß sich der Ausführung der erhabenen Idee große Schwierigkeiten hemmend entgegenstellen werden.

A. Schwierigkeiten finden sich überall, aber Beharrlichkeit und Freigebigkeit werden sie überwinden.

B. An der Anwendung dieser Tugenden fehlt es nicht. Die Schwierigkeiten, die ich meine, liegen in der Sache selbst, und sind innerer Natur. Jedes Gebäude muß einen Zweck haben, der practisch und zu erreichen ist; das eine dient zur Wohnung, das andere zur Schule, ein drittes zum Vergnügen, ein viertes zur Aufbewahrung von Kunst- und wissenschaftlichen Schätzen; die Pyramiden dienten zu Gräbern der Könige; die erhabenste Bestimmung eines Gebäudes ist die, das höchste Wesen darinnen zu verehren; darum sind auch die Tempel aller Nationen die schönsten und größten Gebäude. Dieser Zweck ist zugleich der allerpractischste, denn der Mensch bedarf vor Allem, wenn seine Thätigkeit segenbringend sein soll, des Blicks nach Oben; mit einem Wort, in jedem Gebäude muß eine Handlung vorgehen.

A. Die Religion ist nur eine von den Richtungen des menschlichen Geistes; die Liebe zum Vaterlande, Verehrung des Verdienstes und der

Vorfahren sind andere; und es ist preiswürdig, sie auch durch die Kunst zur äußern Anschauung zu bringen.

B. Sehr richtig! nun scheint mir, daß in der Walhalla ein Mangel an Handlung ist, oder daß die Handlung, welche in ihr vorgeht, weit hinter den großen aufgewandten Mitteln zurückbleibt, und mit ihnen nicht in Verbindung kommen kann.

A. Wie? das wäre keine Handlung, Alles was Großes in irgend einer Art, zu irgend einer Zeit, in Deutschland geschehen, durch Monumente zur Anschauung zu bringen und an einem Orte zu vereinigen? Dadurch soll der Geist des Betrachtenden auf die Erinnerung an die Thaten der Gesetzgebung, der Volks- und Staatenlenkung, des Kriegslebens und des wissenschaftlichen Eifers und eben dadurch auf die Bewunderung und auf Entschlüsse zur Nacheiferung hingelenkt werden; ist dies nicht eine große Handlung?

B. Diese Handlung geht viel einfacher beim Vortrag der deutschen Geschichte vor und derselbe Zweck wird schon durch Lesung eines Handbuchs derselben erreicht. Die Handlung in der Walhalla kann keine andere sein, als daß man die Denkmale beschaut und sich dabei an die großen Thaten erinnern kann; die großen Thaten muß man aber auch wissen.

A. Walhalla wird als eine, durch die Kunst dargestellte Geschichte Deutschlands erscheinen: und wird nicht vorzüglich durch die Kunst die Begeisterung erregt?

B. Allerdings! Themistokles wurde durch das, in der Porkile aufgestellte Gemälde des Miltiades, in der Mitte der ihm zur Seite gesetzten Anführer der Kriegerschaaren; Julius Cäsar durch den Anblick der Statüe Alexanders des Großen zu hohen Thaten begeistert; unser Vaterland hat auch schon die höhern Verdienste und Tugenden auf diese Art geehrt. Das dankbare Oestreich hat des Tyrolers Hofer Aufopferung durch Errichtung eines herrlichen Monuments in der Hofkirche zu Inspruck belohnt.

Preußen hat die Standbilder der Helden des siebenjährigen Krieges auf einem Platz zu Berlin, die Helden des Befreiungskrieges an einem andern Orte aufgestellt und so die Träger und Hauptwerkzeuge der Ge-

schichte in diesen Kriegen für die Mit- und Nachwelt veranschaulicht. Dasselbe hat dadurch angedeutet, daß es diese Männer als Stützen des Staates, was sie auch wirklich waren, betrachtet, und diese Monumente gereichen der Regierung zur großen Ehre; sie weiß nur zu gut, daß Alles darauf ankommt, den Volksgeist zu erheben und aufzuklären. Deutschland hat einen Luther, einen Guttenberg, einen Schiller, einen Gustav Adolph, den wir zu den Unsern zählen, errichtet; mehrere noch werden vorbereitet; sogar dem ziemlich fabelhaften Arminius setzt man eines, und als den schicklichsten Platz für Goethe's Monument würde ich den Schloßhof in Weimar vorschlagen.

A. Das sind Bestrebungen einzelner deutscher Völker; Baiern will ganz Deutschland umfassen. Wenn man durch den Anblick eines einzigen solchen Monuments zu hohen Thaten begeistert werden kann; was für eine Wirkung muß es haben, wenn wir eine Masse von Größe, Tugend und Verdienst in einer Reihe ihrer Repräsentanten vor unsern Blicken entfaltet sehen?

B. Ich bin nicht Ihrer Meinung. Man muß vor Allem bedenken, daß die menschliche Natur beschränkt ist; nur in der Begränzung findet das Schöne im Leben statt; **qui embrasse tout, ne traine rien**; wer zu viel will, will Nichts. Schon Horaz bemerkt, daß jedes Uebermaaß und zu volle Backen den künstlerischen Darstellungen Schaden bringt. Durch zu viel Salz wird jedes Gericht unschmackhaft. Sodann ist das Verdienst ausschließlich; es liebt gerade die Zusammenstellung und das Aufhäufen nicht, weil da, wo Jedermann Verdienste hat, das besondere des Einzelnen zurücktritt und gleichsam paralysirt wird.

A. Aber findet man nicht in jedem Dome 2c. mannigfaltige Monumente der Heiligen 2c., und kann man wohl behaupten, daß die Wirkung, welche das eine auf den Beschauenden macht, durch die Betrachtung eines andern verloren gehe?

B. Hier dient die Kunst einem Höhern — der Andacht — und geht in ihr unter, die Kunst in Walhalla dient dem Ruhme der Geschichte — dem Producte einer langen, langen Zeit — und es gehört daher auch längere Zeit dazu, wenn man Alles, was hier dargestellt ist, fassen und sich einprägen soll. Wird zu viel zusammengestellt, so kann

man mit Gewißheit voraussehen, daß der Geist der Beschauer, statt erhoben, erdrückt und ermüdet wird. Würde es eine ästhetische Wirkung machen, wenn die zu Berlin errichteten Statüen der Helden aus zwei Kriegsperioden, dem siebenjährigen und dem Befreiungskriege, untereinander vermischt ständen? Sieht man es Luthern auf dem Markt zu Wittenberg nicht an, daß er keinen Nebenbuhler daselbst duldet; Guttenberg in Mainz sinnt über die Erleuchtung der Welt nach und würde darinnen durch Errichtung anderer Statüen um und neben ihm nur gestört werden.

A. Jedes wahre Verdienst ist universal und wirkt segensreich auf ein ganzes Land und oft über dessen Gränzen hinaus, dies soll durch Walhalla angedeutet werden.

B. Die Wahl des Platzes ist eine Hauptsache bei Errichtung eines Monumentes, — sie werden immer nur da aufgestellt, wo die Männer selbst gelebt und gewirkt haben und sie werden an andern Orten ihre rechte und eigentliche Bedeutung mehr oder weniger verlieren. Jeder Gau Deutschlands hat seinen bescheidenen Antheil an Ruhm und Verdienst: Ort und Zeit des Verdienstes sind gesondert.

A. Die Athener haben aber mit allgemeiner Anerkennung einen Tempel des Ruhms für's ganze Vaterland errichtet. Ist das Parthenon hinsichtlich der Bauart und der Bestimmung der Walhalla nicht ganz ähnlich?

B. Die Wahl der Bauart bleibt jederzeit dem Erbauer überlassen; Manche würden vielleicht bei einem Monumente germanischer Größe den deutschen oder spitzbogigen Baustyl vorziehen, aber hierüber ist keine Bemerkung zu machen. Hinsichtlich der Bestimmung finde ich keine Aehnlichkeit (omne simile claudicat), die Verschiedenheit der Zeiten, die Verhältnisse, antike und moderne Cultur lassen eine solche nicht zu; das Parthenon war der Verehrung der Götter geweiht; da damit die Huldigung der Schönheit und des menschlichen Genius auf's innigste verbunden war, so war es auch der Sammelplatz aller Meisterwerke des Genies; es ist die göttliche Offenbarung des griechischen Genies in seiner ganzen Fülle; die Krone, welche ein vor Allem künstlerisches Volk

der Nachwelt zur Bewunderung hingestellt hat; jede Nachbildung ist eine Ilias post Homerum.

A. Allerdings kehrt eine solche Zeit nicht wieder; jemehr sich die Religion vergeistigt, desto weniger wird es Tempel geben; aber haben in neuester Zeit nicht die Franzosen dieselbe Idee, nach der Walhalla erbaut wird, öfters mit Eifer aufgefaßt?

B. — sie aber auch eben so oft wieder liegen lassen. Der Convent hatte das Pantheon dazu bestimmt, die Asche um das Vaterland wohl verdienter Männer aufzunehmen und er ließ die Gebeine Voltaire's, Rousseau's, und dann auch, mit seltsamer Verirrung, die Marats mit großem Gepränge hineinbringen; das Directorium warf letztere wieder heraus; die Restauration widmete das Gebäude seiner ursprünglichen Bestimmung wieder. Nach der Julisrevolution tauchte diese Idee wieder auf und wurde anfangs mit der größten Wärme verfolgt, das Pantheon wurde von Neuem bestimmt, Denkmale für große Männer aufzunehmen. Höchst interessant ist es aber, die damaligen Verhandlungen der Deputirten-Kammer hierüber nachzulesen, Lafayette, Benjamin, Constant, Lamarque, Lafitte ꝛc. erklärten, daß nur wahrhaft liberale Männer dieser Ehre theilhaftig sein dürften, die Centra, Vatout, Viennet ꝛc. bestimmten nur Männer der rechten Mitte dazu, Beides war aber den Royalisten, in und außer der Kammer, den Berryer's ꝛc. nicht recht. Nach langen unerquicklichen Verhandlungen sahen am Ende Alle ein, daß diese Idee in ihrer Ausführung auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen würde, und ein allgemeines Gelächter beendete die Sache.

Manche äußerten sogar hämisch, daß man solche Polterkammern und Wachsfiguren-Kabinete des Ruhms gar nicht brauche; die jetzige Regierung soll sogar Bedenken getragen haben, das treffliche, zur Verherrlichung der Julisrevolution dienende Basrelief Davids aufzustellen, weil darauf einige Gamins mit dargestellt sind.

A. Was der französischen Wankelmüthigkeit mislang, muß wohl der deutschen Beharrlichkeit ausführbar sein.

B. Diese Tugend erkennt man allerdings an der steten Fortsetzung des Baues, — indessen kann man nicht verkennen, daß die Franzosen

durch die erlebten großen Ereignisse sich einen bemerkungswerthen Tact erworben haben.

A. In Frankreich wurde dieses edle Vorhaben durch die Parteien vereitelt; viel Köche verderben den Brei!

B. Bei uns sind die Parteien nicht zu fürchten; indessen hatte die Discussion darüber doch das Gute, daß die Sache von allen Seiten beleuchtet wurde und die Unausführbarkeit am Ende an den Tag kam.

A. Der König, der ein so tiefes Gefühl für Nationalwürde hat, entscheidet allein darüber, wer dieser Ehre theilhaftig sein soll; er allein bestreitet auch die Millionen betragenden Kosten des Baues. Er hat zwar, wie ich mich erinnere, den Ständen mit königlicher Munificenz anbieten lassen, den Tempel auf Kosten des Staats zu vollenden, diese erklärten aber — „Baiern sei ein geldarmes Land und sie könnten dieses großmüthige Anerbieten nicht annehmen."

B. Ohne Zweifel haben sie geglaubt, daß die Kunst dem nothwendigen Bedürfnisse nachstehen müsse.

A. Die Engländer, gewiß ein Volk voll practischen Sinnes, haben die Ausführung dieser Idee und zwar mit allgemeiner Anerkennung bewiesen, indem sie die Asche ihrer großen Männer in der Westminster-Abtei und in der Paulskirche vereinigt und ihnen Monumente gesetzt haben.

B. Allerdings! sie sind aber mit dieser Anerkennung der Verdienste sehr sparsam gewesen; sie sind so glücklich, ein einiges Vaterland zu besitzen; sie haben auch kein besonderes Gebäude dazu erbaut, sondern kirchliche Tempel für die schicklichsten Plätze dazu gehalten. Die Verdienste der wenigen Männer, die sie dadurch geehrt haben, werden von allen Parteien und von der ganzen Welt anerkannt; die Verehrung derselben ist aus einer innern Nöthigung und naturgemäß, d. h. nach und nach, ohne großes Geräusch und mit Willen und Anerkennung des ganzen Volkes entstanden. Die Denkmale stehen überdieß auch an Orten, die Zeugen der englischen Geschichte und großer Thaten waren. Diese Momente dürften bei der Walhalla wenigstens nicht gleich schlagend und in gleicher Dringlichkeit vorhanden sein.

A. Vielleicht hat der hohe Gründer Walhalla's beabsichtigt, auch andere schöne Zwecke damit zu erreichen; wird nicht der deutschen Nation dadurch dargethan, daß sie alle ihre Kräfte, ihre Bestrebungen nur auf ein Ziel, das Wohl des ganzen Vaterlandes, zu richten hat? daß sie eine Einheit ist?

B. Dieser Gedanke liegt sehr nahe; die Bestrebungen haben sich aber in Deutschland sehr oft feindselig gegenüber gestanden; diese Interessen sind zu sehr verschieden; jedes wahre Kunstwerk dieser Art muß bildlich eine geistige, moralische oder historische Wahrheit, eine Thatsache darstellen. Ist die demselben zu Grunde liegende Idee nicht in der Wahrheit begründet, so läßt dasselbe den Beschauer kalt, wenn es auch noch so kunstvoll gearbeitet ist; im ersten Falle dagegen erwärmt und erhebt es das Gemüth. Soll nun Walhalla in gewisser Hinsicht die Einheit Deutschlands darstellen, so widersprächen diesem die historischen Thatsachen; bedenken Sie vor Allem, daß Deutschland aus 37 verschiedenen Staaten besteht, wovon fast jeder seine besondere Ansicht von Verdienst und Ruhm hat und haben muß. Tilly wird mit seinem: „Kommt in einer Stunde wieder" in Preußen und besonders in Magdeburg keine Anerkennung finden; und an Scharnhorsts Verdiensten wird man in Baiern wenig Antheil nehmen; die Wahl der großen Männer wird oft ihre eigenen Schwierigkeiten haben!

A. Walhalla kann sich auch noch ein anderes Verdienst erwerben; sie kann dazu beitragen, daß die, zumal in den neuesten Zeiten, sich feindselig gegenüberstehenden Religionsparteien in Deutschland versöhnt werden. Wird es nicht eine wahre Versöhnung sein, wenn in diesen grandiösen Räumen Helden aus dem dreißigjährigen und siebenjährigen Kriege, die sich im Leben feindselig gegenüber standen, friedlich und brüderlich nebeneinander stehen?

B. Credat Iudaeus Apella, non ego. — Doch da fällt mir aus der Geschichte ein, daß ein späterer römischer Kaiser, bei der immer mächtiger werdenden Ausbreitung des Christenthums, den Plan gefaßt hatte, zur Versöhnung der Religionsparteien, die Statüe von Jesus Christus in einem Tempel, mitten unter die Götter und Heroen aufzustellen.

Die Sache war jedenfalls gut gemeint, nur Schade ist es, daß sie nicht zur Ausführung kam; ob sie wohl Erfolg gehabt hätte?

A. Ich zweifle selbst. Man braucht gerade nicht Feindseliges neben einander zu stellen, die Räume sind groß genug, um eine Sonderung anzustellen. Ich erlaube mir Ihnen meine Vermuthung über die künftige innere Einrichtung der Walhalla mitzutheilen und glaube nicht, daß man mich deshalb der Unbescheidenheit beschuldigen könne. Ich stelle mir nämlich vor, daß eine gewisse Classification der großen Männer unter allgemeinen Gesichtspunkten Statt finden wird; so eine Art von Pairs- und Deputirten-Kammer, z. B. die Kaiser, bei deren Erscheinen große Perioden in der deutschen Geschichte begannen und die sich durch edle Wirksamkeit ausgezeichnet haben, werden mit den baierischen Herrschern eine Hauptabtheilung ausmachen; im andern Raume wird es die ausgezeichneten Fürsten (Kurfürsten, Herzöge, Erzbischöfe ꝛc.) aufnehmen, worunter vorzüglich Friedrich der Weise, der zuerst auf eine Wahlcapitulation für die Kaiser drang, und der große Kurfürst von Brandenburg zu rechnen sein möchten; ein dritter wird die größten Feldherrn, ein vierter die edelsten Gestalten unter den Ministern, ein fünfter die größten Gelehrten, die Erfinder wohlthätiger Einrichtungen, die Künstler ꝛc. enthalten.

B. Ich sehe, daß bei Ihnen ebenfalls wie bei mir, die Sache das größte Interesse erregt hat; doch muß ich gestehen, daß mir eine solche versteinerte deutsche Geschichte auf einmal zuviel ist; ich habe mit dem größten Interesse das herrliche Monument des Kaisers Ludwig, des Baiern in der Hofkirche in München, und das, was Pietät dem allverehrten Könige Max vor der prächtigen Königsburg gesetzt hat, betrachtet; das vor allen herrlichste Monument in den deutschen Landen ist das, was dem Kaiser Max in der Hofkirche zu Inspruck errichtet und von Kollin gefertigt worden ist; nachdem ich dieses und die, noch in derselben Kirche befindlichen Monumente des Erzherzogs Ferdinand und seiner geliebten Philippine Welserin (eine palmenreiche Oase in der östreichischen Geschichte) und des Andreas Hofer's gesehen, war mein Gefühl allseitig befriedigt und kaum noch im Stande, einem etwanigen vierten oder fünften Monumente meine volle Aufmerksamkeit zu schenken. Ge-

stehen muß ich noch, daß ich mich vor jedem Besuche großer Kunstsammlungen, oder Gemälde-Gallerien durch ein tüchtiges Frühstück gewissermaßen dagegen waffne, weil ich bei nüchternem Magen immer Kopfschmerzen und Unbehagen davon getragen habe.

A. Man braucht ja seine Betrachtung nicht auf die ganze Masse der vorhandenen Standbilder ꝛc. auszudehnen; man kann sich diejenigen Männer heraussuchen, für die man das meiste Interesse empfindet; als guter Katholik kann ich die protestantischen Größen unbemerkt lassen, und so auch die Ermüdung vermeiden.

B. So ginge doch ein Theil des Zwecks der Walhalla bei mir wenigstens verloren; aber freilich durch meine eigene Schuld, da ich nicht im Stande bin, alle Größen zu fassen: die meisten Beschauer werden aber mit mir im gleichen Falle sein.

A. In jeder Gemälde- und in andern Kunstsammlungen ist ebenfalls eine große Masse vorhanden, und je größer diese ist, desto mehr gewinnt sie an Werth.

B. Bei solchen Sammlungen ist es eine andere Sache; jedes Kunstwerk hat seinen eigenen oder Selbstzweck, hier sucht sich der Kenner diejenigen zur Schau aus, für die er irgend ein Interesse hat.

A. Ist nicht die Lage der Walhalla auf ihrem erhabenen Standpunkte äußerst ansprechend? Es scheint gleichsam dadurch angedeutet zu werden, daß der Ruhm nicht gerne in niedern Sphären weilt und aus ihnen gerne in die Bergeinsamkeit flieht, der Platz scheint mir auch außerdem sehr passend gewählt; hier waren die Gränzen des römischen Reichs, die hiesige Gegend ist reich an historischen Erinnerungen aus dem Mittelalter und man sieht hier die Ruinen einer Burg, deren Geschichte bis in's 11. Jahrhundert hinaufreicht.

B. Mir scheint es, daß es hinsichtlich ihrer Bestimmung schicklicher gewesen wäre, wenn sie in der Hauptstadt stünde; hier wären auch andere dem, der Walhalla unterlegten Zwecke ebenfalls dienende Anstalten, z. B. eine Universität, eine Akademie, Bibliothek ꝛc. vorhanden und man könnte sich leicht die nöthige augenblickliche Belehrung verschaffen; der Zugang zu ihr und die Beschauung der großartigen Denkmale wäre immer und zu jeder Jahreszeit möglich; jetzt werden sich im Winter und

bei schlechter Witterung schwerlich viele Besucher einfinden, und die angestellten Führer werden Langeweile haben.

A. Ich glaube, daß es hier mit bloßen Führern, die ihren Vortrag auswendig lernen und ableiern, nicht abgethan sein wird, es werden Männer angestellt werden müssen, die bei großer wissenschaftlicher Bildung und genauester Kenntniß der deutschen Geschichte, befähigt sind, durch ihre Rede die Gemüther der Besucher für den Ruhm zu begeistern: in diesem Falle wird die isolirte Lage keinen Nachtheil bringen.

B. Das Parthenon steht zwar auch auf einem Berge, aber es gehörte zur Stadt und war von den Propyläen und mehreren andern Tempeln und öffentlichen Gebäuden umgeben; auch befand sich da die Akademie und alles diente einem Zweck.

Noch ein Hinderniß, daß der Zweck der Walhalla sicher erreicht wird, sehe ich im Verlaufe der Zeit selbst.

A. Wie so?

B. Die Statüen und Denkmale, die ein Constantin darinnen aufgestellt hat, werden nicht gerade alle dessen Nachfolgern recht sein, und sie werden durch andere vielleicht ersetzt werden; jeder Mensch hat seinen eigenen Maaßstab für das Verdienst.

A. Gegen diese Unsicherheit ließe sich vielleicht durch Errichtung von Statuten helfen. Noch ein Umstand giebt der Walhalla eine besondere Wichtigkeit; sie ist dem Vernehmen nach nicht bloß für den Ruhm der Vergangenheit, sondern auch für das Verdienst der Gegenwart bestimmt. Es soll nämlich eine Veränderung des ursprünglichen Plans vorgegangen sein, und, ohnweit des Eingangs auch ein Saal der Erwartung eingerichtet werden, in welchem die Büsten der noch lebenden verdienstvollen und großen Männer aufgestellt werden sollen. Diese Männer erhalten dadurch die Hoffnung, nach ihrem Tode im Heiligthume selbst in Standbildern aufgestellt zu werden.

B. Das ist eine artige Idee und ganz geschickt, um solche bevorzugte Männer in ihren guten Gesinnungen und patriotischen Bestrebungen zu stärken, und sie zu veranlassen, in ihren übrigen Lebenstagen ja nichts zu sprechen oder zu thun, wodurch sie dieser, ihnen zugedachten Ehre verlustig werden könnten.

Nur den größten Helden, Julius Cäsar, Wellington, Napoleon ꝛc. sind bei Lebzeiten Büsten oder Statüen gesetzt worden. Ich sehe aber voraus, daß es an Aerger und Neid gegen solche bevorzugte Männer nicht fehlen wird. Dem Demetrius Phalereus haben die Athener 300 Statüen gesetzt und ihn bald darauf zur Stadt hinausgejagt.

Hierbei endigte das, nicht ohne Eifer geführte Gespräch, durch welches, wie dies immer der Fall ist, Jeder der Sprechenden in seiner einmal gefaßten Meinung über die Sache bestärkt wurde. Ich war der Ansicht, daß man erst nach Vollendung des Prachtbaues wahrnehmen könne, welche Wirkung er auf die Gemüther macht, ob er Nutzen hat oder nicht, und in wie weit dadurch der beabsichtigte, höchst edle Zweck erreicht werden wird. Alle diese besprochenen Momente sind gewiß vor der Gründung auf's reiflichste überlegt worden. Ich verhehle dabei nicht, daß ich überhaupt, hinsichtlich des menschlichen Ruhms, der Meinung der Schrift bin, welche sagt: „und wenn wir alles gethan haben, was wir ꝛc."

Ich glaube nicht, daß ich mich durch die Bekanntmachung verschiedener Ansichten über diesen großartigen Bau eines, für das Wohl Deutschlands begeisterten und kunstliebenden Herrschers, einer Unbescheidenheit oder Anmaßung schuldig mache, weil ganz Deutschland an der Sache Antheil nimmt und eine öffentliche Besprechung dem Werke nur förderlich sein kann. Ich habe gefunden, daß in Baiern (zum Ruhm der Regierung sei es gesagt) die Entwürfe und Aufrisse bedeutender öffentlicher Bauten an schicklichen Orten vor der wirklichen Ausführung ausgelegt, besprochen und beurtheilt werden; wo es dann Jedem frei steht, seine Bemerkungen und Vorschläge zu dessen Verbesserung zu machen: hierdurch werden sowohl die Unternehmer als auch der Baumeister auf eine leichte Art in den Stand gesetzt, zuletzt den Waizen von der Spreu zu sondern und das, was sie als wirkliche Verbesserung anerkennen, sich anzueignen.

Das, was nun bei der äußern und innern Einrichtung eines Gebäudes gestattet ist, muß wohl auch bei dem Zwecke und der Bestimmung desselben erlaubt sein.

Das gegentheilige Verfahren gereicht dagegen solchen Unternehmungen, wie die Erfahrung schon vielfältig gelehrt hat, immer zum Nachtheil.

XII.

Der Ring.

Novellette.

I.

Die Sturmglocke läutete. Waffengeklirr und Jammergeschrei erschallte durch die Straßen der Stadt. Die Häuser wurden geschlossen, die Weiber lagen auf ihren Knieen und beteten. Die Männer waffneten sich mit Hast, um den Freunden entgegen zu ziehen. Die Franzosen aber, so lange Herr der Stadt, sattelten ihre Pferde, und schnallten den Küraß um. Die Russen waren vor den Thoren! Die Russen und Preußen!

L'ennemi! L'ennemi! erschallte es aller Orten, und mit verstörten Gesichtern sah man die Soldaten durch die Straßen rennen, um sich auf dem großen Marktplatz unter ihren Fahnen zu sammeln. Janitscharenmusik erschallt in der Ferne, mit klingendem Spiel ziehen die Russen ein, — die Bürger öffnen ihre Fenster, um die Freunde, die Befreier zu begrüßen! — In Eilmärschen verlassen die Franzosen auf der entgegengesetzten Seite die Stadt, — ihnen nach im Geschwindschritt die Russen. Vor dem Thore, nahe der Stadt haben sie sie erreicht, nun steht der Feind, Geschrei und Fluchen herüber und hinüber. Die Fahnen flattern im Winde, die Trommeln wirbeln, Zinken und Pfeifen schreien dazwischen, — Weiber und Kinder, Männer und Greise stehen auf der Mauer und schauen mit athemloser Angst hin auf das Gemetzel.

Horch, jetzt steigt ein Jubelgeschrei gen Himmel, der Feind beginnt zu weichen, die Russen durchbrechen die Reihen der Franzosen, und jetzt in rasender Eile entfliehen diese.

Leer und wie ausgestorben sind die Straßen der Stadt, wer es vermogte, ging hinaus auf die Mauer, und wer daheim geblieben, wagt sich nicht an die Thür, nicht an das Fenster.

Durch die öden Straßen in fliegender Eile kommt jetzt ein Krieger daher gestürmt. Die Uniform läßt ihn als einen französischen Officier erkennen, aus einer breiten Kopfwunde fließt in Strömen sein Blut hervor, bleich wie eines Todten Angesicht sind seine Züge. Wild rollen seine Augen, — der Schmerz hat ihn um alles Nachdenken, alle Ueberlegung gebracht. So stürzt er fort durch die Straßen, — er weiß nicht wohin seine Füße ihn tragen! Nur fliehen, fliehen will er! Dem Gemetzel, dem Blutbade, dem Geächze und Gestöhne der Sterbenden will er entfliehen. Aber seine Füße versagen ihm schon den Dienst, — er wankt, es beginnt vor seinen Augen zu dunkeln. Er lehnt sich ächzend an die Pforte eines Hauses, aber sieh! die Pforte giebt nach, und er taumelt hinein auf den Flur. Niemand kommt ihm entgegen, Niemand fragt ihn um sein Begehr. Instinctmäßig suchen seine Augen nach einer Thür, er tappt mit den Händen den langen Corridor hinunter. Da, am Ende desselben, faßt seine Hand an einen Griff, ein Druck und die Thür geht auf, und er tritt in ein elegantes Gemach, das mit seinen weichen Teppichen, seinen am Fenster blühenden Blumen, seinen Gemälden auf den seidenen Wänden einen wunderbar behaglichen Eindruck auf jeden Beschauenden machen mußte. Aber er sah nichts, der arme Verwundete, nichts als das große von rothen Vorhängen beschattete Bett, er fühlte und dachte nichts, als daß er matt sei, matt bis zum Tode; keiner weitern Ueberlegung fähig, sank er in die weichen Kissen, und bald senkte ein tiefer erquicklicher Schlaf sich auf seine schweren Augenlider.

Lange hatte er so gelegen, als ein Geräusch nahe bei ihm ihn erweckte. Er versuchte die Augen zu öffnen, sich zu bewegen, — umsonst, ein Starrkrampf hielt ihn gefesselt. Er hörte, was um ihn her vorging, aber er vermogte nicht seine Augen zu öffnen. Es war ein Weib und

ein Mann, die sich miteinander über die Begebenheiten des heutigen Tages unterhielten. Adolphe, der arme Verwundete, segnete seinen Hofmeister, der ihn in seiner Jugend das Deutsch gelehrt, so daß er jetzt jedes Wort der Beiden verstand. Er erfuhr, daß die Franzosen vertrieben, und daß aber auch schon die Russen wieder die Stadt verlassen hätten, weil die Nachricht von dem Nahen eines größern französischen Armeekorps gekommen.

Jetzt näherte sich der Mann dem Bette, und mit einem wilden Fluch stürzte er näher heran. Ein Mann, ein Mann in diesem Bette! schrie er mit wüthender Stimme.

Ein Schrei des Entsetzens tönte von den Lippen seines Weibes, und mit der angstvollen Frage: wie? was sagst Du? eilte auch sie zu dem Bette.

Es ist um mich geschehen! dachte Adolphe, der arme vom Starrkrampf Befangene, und er nahm im Geist Abschied von Eltern und Geschwistern daheim im schönen Frankreich.

Ein Räuber, ein Mörder! brüllte der Mann, und das entblößte Schwert blitzte in seiner Hand. Er hat es gewagt, sich in mein Haus zu schleichen, in Dein Bett sich zu legen! Tod und Teufel! Das soll er büßen!

Schon hob sich sein Arm mit der blinkenden Waffe; Mathilde, sein Weib, hielt ihn zurück, um mit flehendem Ton für den armen Kranken Gnade zu erbitten. O sieh ihn an, wie er so bleich ist, und leidend, sagte sie tiefbewegt, sieh, seine Brust athmet kaum. Sieh, er schläft! Vielleicht ist es sein Todesschlaf! Vertrauensvoll hat er sich in dies Gemach geflüchtet, hat mit seinem Unglück und seinen Schmerzen sich ohne Furcht zum Schlummer niedergelegt, und gehofft, wir werden sein Unglück ehren und heilig halten. O laß ihn sich nicht getäuscht haben! Gönne ihm diesen Schlummer!

Aber der Widerstand seines Weibes hatte des Mannes Zorn nur noch vermehrt. Mit größerer Wuth suchte er sich den zurückhaltenden Armen seiner Frau zu entreißen. Er muß sterben, er soll sterben! brüllte er wild. Er ist ein Feind, ein Räuber, ein Franzose!

Wieder hob er das Schwert zum Todesstreiche. Da, mit einer leidenschaftlichen Bewegung warf sich Mathilde über den Verwundeten hin, ihn mit ihrem Körper bedeckend. Ich schütze ihn und koste es mein Leben! rief sie laut und muthig. Erst tödte mich, ehe Du ihn mordest! Man soll nicht sagen, daß wir den verriethen, der sich unserer Gastfreundschaft anvertraute. Du sollst nicht an einem Kranken zum Mörder werden!

Er ist ein Franzose, schrie ihr wüthender Gatte, er muß sterben.

Wohlan, rief sie entschlossen, so tödte auch mich! Auch ich bin eine Französin, Du weißt es! Und mit meinem Leben schütze ich den Landsmann!

Ihr Gatte suchte seinen Zorn zu bemeistern, und den Degen auf den Tisch legend, sagte er: nun, weil Du es wünschest, mag es sein! Wollen wir aber Gastfreundschaft üben, dürfen wir es nicht halb thun. Geh denn, und rufe Deine Leute, sorge für Wundarzt und Verband.

Mathilde sah ihn mit einem durchdringenden Blick an, vor dem er die Augen niederschlug. Ich durchschaue Dich, sagte sie schaudernd, Du willst mich entfernen, um ihn dann zu morden. Aber bei dem Andenken an meine Mutter schwöre ich, nicht vom diesem Bette zu weichen, bis ich ihn in Sicherheit bringen kann. Ja, bei dem Andenken an meine Mutter schwöre ich Dir, den anrückenden Franzosen Dich zu verrathen, wenn Du ihn dennoch ermordest!

Ihr Gatte ging, Flüche und Verwünschungen zwischen seinen Zähnen murmelnd, im Zimmer auf und ab. Mathilde aber beugte sich mit mitleidigen Blicken nieder zu dem Verwundeten, nun erst sein bleiches edles Gesicht näher betrachtend. Als sie aber seine noch nicht verbundene Kopfwunde gewahrte, an der das Blut in dicken Stücken klebte, eilte sie mit zarten schonenden Händen die Wunde zu waschen, und sie mit ihrem eigenen Halstuch zu verbinden. — Ach was hätte Adolphe darum gegeben, hätte er nur einmal die Augen öffnen, nur einmal das holde Weib mit der melodischen weichen Stimme sehen, nur einmal diese Hand küssen können, die so sorgsam seine Wunden verband, die den Todesstreich zurückgehalten, der sein Haupt treffen sollte. — Aber umsonst, seine Kraft ist gelähmt, der Blutverlust hat Adolphe erschöpft, der

Krampf ist mächtiger als er! — Tiefe Stille herrschte eine geraume Zeit, da, — horch, in der Ferne kriegerische Musik! Die Franzosen ziehen ein! Meine Landsleute! Sie kommen! Sie kommen! ruft Mathilde tief bewegt, und mit einem Fluch stürzt ihr Mann aus dem Gemach, um sich auf seinen Posten zu begeben, und als Commandant der Stadt dem Sieger entgegen zu gehen.

Mathilde stürzte mit Thränen der Freude nieder auf ihre Knie. Dank, Dank Dir, mein Gott, ich habe ihn gerettet! rief sie freudig. Dann nahm sie die herabhängende Hand Adolphe's und drückte sie an ihre Lippen. O, flüsterte sie leise, mir ist, als liebte ich ihn, ihn, dessen Leben nun mein ist! O mein gütiger Gott, laß ihm dieses Leben, und gieb, gieb, daß er zurückkehrt nach Frankreich, dem schönen Frankreich!

Wie sie seine schlaffe kalte Hand, die sie bis jetzt in der ihren gehalten, wieder fahren ließ, streifte sich der Siegelring, den er am Finger trug, ab, und blieb in ihrer Hand. Sie betrachtete ihn freudig, und sagte leise: willst Du mir ein Erinnerungszeichen lassen, Du armer Freund? Nun, ich werde ihn tragen, und er soll nie von meinem Finger kommen, er soll mich stets an die glückliche Stunde erinnern, wo es mir vergönnt war, einem Menschen das Leben zu erhalten! — Draußen ließen sich Stimmen und herannahende Schritte vernehmen, und Mathilde sagte leise: ach, schon werden sie kommen, ihn zu holen! — Sie neigte sich wieder über den Kranken und flüsterte: lebe wohl, lebe wohl! Und Gott gebe, daß ich Dir das Leben zu Deiner Freude erhalten habe! Leicht, wie ein Zephyr berührten ihre Lippen Adolphe's Mund, der in diesem Moment gern zehn Jahre seines Lebens darum gegeben hätte, diesen Kuß erwiedern zu können.

Jetzt öffnete sich die Thür, und ein französischer Arzt und Wundarzt traten ein. Mathildens Gatte war klug genug gewesen, dem einrückenden Feinde es sich als Verdienst anzurechnen, daß er einen verwundeten Franzosen in seinem Hause beherberge, und man kam nun, mit vielen Danksagungen, um den kranken Officier in das Lazareth zu bringen.

Der Wundarzt untersuchte die Wunde und fand sie zwar schwer, aber nicht unheilbar.

Der Starrkrampf, der ihn jetzt gefangen hält, wird nach einigen Stunden verschwinden, sagte er ruhig und winkte seinen Begleitern, Adolphe fortzutragen.

II.

Die Marquise von Crédon gab heute ein großes Fest. Die haute volée von Paris war in ihren Sälen versammelt und bewegte sich in scherzendem heitern Gespräch hin und wieder.

Ein Trupp junger Herrn stand in einem dieser Salons in lebhafter Unterhaltung. Aus dem anstoßenden Gemach trat ein junger Mann zu ihnen, von hoher schlanker Gestalt, mit einem bleichen, aber schönen Angesicht, dem die breite Narbe über die linke Seite der Stirne noch einen besondern Reiz verlieh, denn sie bezeichnete ihn als einen tapfern Krieger.

Ah, sieh da, Adolphe, rief Einer der Herren, wir sprachen eben von Dir.

Ja, Graf Crépillon, sagte ein Anderer, wir unterhielten uns eben über Ihre Zukunft!

Graf Adolphe von Crépillon lächelte: Ueber meine Zukunft? fragte er ungläubig.

Gewiß, war die Antwort. Denn da Sie zu Ihren großen Gütern nun noch die ungeheuern Reichthümer Ihres Oheims, feu Monsieur le Comte de Crépillon geerbt haben, können Sie auf Prinzessinnen und Herzoginnen Ansprüche machen! Wir riethen eben hin und her, welche Dame Sie wohl mit Ihrer Hand beglücken würden.

Sparen Sie Sich die Mühe, meine Herren, sagte der junge Graf lächelnd, sie würde vergeblich sein.

Wie, fragten die Cavaliere lachend, haben Sie Furcht vor der Ehe? Hassen Sie die Weiber?

Nein, gewiß nicht!

Und dennoch wollen Sie nicht heirathen?

Ach, ich wünschte, ich könnte es! rief der Graf ernsthaft.

Es kommt nur auf Ihren Wunsch an, rief der Marquis Louis, wählen Sie, und heirathen Sie!

Ich kann nicht mehr wählen, denn ich bin bereits verlobt! sagte Adolphe. —

Wie? Verlobt? Und davon wissen wir nichts? fragten die Herren durch einander. Und wie heißt die Glückliche?

Das weiß ich leider nicht!

Ach, das wird interessant, rief der Marquis. Aber, nicht wahr, sie ist schön, Ihre Namenlose?

Das weiß ich leider auch nicht! sagte der Graf achselzuckend.

Bei Gott, ein Roman in bester Form, rief der Baron Foulon, wie glühend muß diese Liebe sein, die gar nicht auf Schönheit und Namen Acht hat. Graf, ich hätte Sie nicht für einen solchen Schwärmer gehalten! So hat Ihre Verlobte Sie lediglich durch ihren Geist gefesselt? Nicht wahr, sie ist geistreich?

Das weiß ich leider nicht! wiederholte Adolphe.

Ach, Graf, Sie mystificiren uns!

Auf Ehre, nein!

Nun, dann ist es eine piquante Leidenschaft der Dame, die Sie gefesselt hat. Nicht wahr, Sie werden ganz rasend geliebt?

Das weiß ich leider nicht!

Es beliebt Ihnen, uns Räthsel aufzugeben, sagte der Marquis piquirt. Sie sind verlobt, ohne den Namen Ihrer Braut zu kennen, ohne zu wissen, ob sie hübsch, ob sie jung, ob sie geistreich ist, ob Sie geliebt werden! Unmöglich.

Und dennoch wahr! versicherte Graf Adolphe ernsthaft. Dennoch trägt meine Braut meinen Ring an ihrem Finger, und hat mir den Verlobungskuß gegeben. — Aber sehen Sie, sagte er jetzt hastig, auf die beiden Damen deutend, die vom andern Salon her sich dem Zimmer näherten, in welchem die Herren standen, sehen Sie dieses wunderschöne Angesicht. Wer ist diese Dame dort in Trauer, die mit der Marquise Crédon spricht?

Eine Fremde gewiß, denn Niemand kennt sie! war die Antwort. Aber schön ist sie, wie ein Engel.

Ja, wie ein Engel! wiederholte Adolphe mechanisch, und blickte starr auf das schöne, liebliche Weib.

Jetzt waren die beiden Damen der Thüre ganz nahe, man konnte jedes Wort ihres Gesprächs verstehen.

Sie freuen Sich wieder in Frankreich zu sein? sagte die Marquise. Sie hatten es, wenn ich nicht irre, schon sehr jung verlassen.

Als Kind von zehn Jahren, sagte die Fremde, und dennoch liebte ich so sehr mein schönes Frankreich!

Gott, diese Stimme! rief der Graf leise, und Purpurröthe bedeckte seine Wangen. Beim ewigen Gott, das ist ihre Stimme!

Nun, Ihre räthselhafte Braut würde sich wohl nicht geschmeichelt fühlen, lachte der Baron Fredou, wenn sie Ihr Entzücken beim Anblick dieser Schönheit sähe!

Adolphe erwiederte nichts, sondern begab sich hastig zu der Marquise, die sich so eben von der schönen Unbekannten getrennt hatte.

Verzeihung, Gnädigste, sagte er, wenn ich eine neugierige Frage wage. Wer ist jene Dame, mit der Sie eben sprachen?

Also auch Sie, sonst so unempfindlich, sind von diesem Engelsangesicht bezaubert? scherzte die Marquise. Es ist die Tochter der Gräfin Monan, und emigrirte als Kind mit ihrer Mutter. Dann hat sie später in Deutschland einem alten Manne, aus Dankbarkeit für erzeigte Wohlthaten, ihre Hand gereicht, und ist jetzt gleich uns Allen zurückgekehrt, um die Güter ihrer Familie in Besitz zu nehmen.

Sie trauert?

Um ihren Gemahl, ja! Sie ist Witwe! bemerkte die Marquise flüchtig, und wandte sich zu dem Herzog von R...., der so eben zu ihr trat.

Sie ist Wit e! flüsterte der Graf in sich hinein. Ha, wenn sie es wäre!

Spähend irrten seine Augen im Salon umher. Dort endlich sah er sie stehen, im Gespräche mit einem Herrn, und sie dünkte ihn schön und lieblich, wie ein Engel.

Ach, wenn sie es wäre! seufzte er leise, und näherte sich ihr vorsichtig. Wenige Schritte von ihr in einer Fensternische blieb er stehen, und blickte starr auf die schöne Fremde hin.

Jetzt hob sie ihre Hand, um sich die Locken von der weißen durchsichtigen Stirn zu streichen, das Licht des Kronleuchters blitzte in dem Ringe wieder, der ihren Vorderfinger zierte.

Adolphe vermogte kaum den Schrei der Freude zurückzuhalten, der sich auf seine Lippen drängte! — Er hatte seinen Ring erkannt!

Die Marquise Crédon ging so eben an ihm vorüber, Adolphe eilte zu ihr hin. Gnädigste, sagte er leise und mit bebender Stimme, ich beschwöre Sie um eine Gnade! Suchen Sie jene Dame, jene Fremde zu veranlassen, daß sie einen Moment in jenes Boudoir dort tritt.

Die Leidenschaft hat Sie rasend gemacht, glaube ich, Herr Graf! lachte die Marquise.

Wenn Sie einen Eclat vermeiden wollen, gnädigste Marquise, so beschwöre ich Sie, erfüllen Sie meine Bitte! Sagen Sie der Dame, es handle sich um das Lebensglück eines Menschen!

Sie wissen, Graf, sagte die alte Dame scherzend, ich habe immer so eine Art foible für Sie gehabt, und deshalb will ich Ihren Wunsch erfüllen. Gehen Sie denn in jenes Boudoir, ich führe Ihnen die Dame dahin.

Adolphe folgte dieser Weisung, und nach einigen Minuten trat die Marquise mit der Fremden ein.

Der Graf Adolphe von Crépillon wünscht Sie einen Augenblick in wichtigen Angelegenheiten zu sprechen! sagte die Marquise, und zog sich zurück.

Stumm standen sie sich gegenüber.

Sehen Sie mich an, sagte Adolphe tief bewegt, haben Sie mein Gesicht so ganz vergessen? Er nahm ihre Hand, und betrachtete den Ring an ihrer Hand. Es ist mein Ring, rief er dann, und sank vor ihr nieder, haben Sie mich ganz vergessen? Mich, dem Sie das Leben retteten, mich, dessen Tage nichts sind, als ein Geschenk Ihrer Großmuth, Ihres Heldenmuthes?

Sie wären — sagte die Dame zitternd.

Adolphe zog ein kleines seidenes Tuch aus seinem Busen. Kennen Sie dies? fragte er mit vor Rührung unterdrückter Stimme.

Es ist das Tuch, das ich —

Das Sie um meinen Kopf wanden, Sie, meine Retterin! Es ruht seitdem auf meinem Herzen!

O welch ein herrliches, wunderbares Wiedersehen, rief Mathilde tief bewegt, und Thränen der Rührung entstürzten ihren Augen.

Adolphe vermogte nichts zu sagen, er weinte laut, der Moment, nach dem er zwei Jahre lang geseufzet, den er von Gott erfleht als das höchste, das einzigste Glück, dieser Moment war nun da; zu den Füßen des Engels, der sein Leben beschützt, konnte er seinen Dank, seinen Jubel ausweinen, und er schämte sich seiner Thränen nicht.

Stehen Sie auf, stehen Sie auf, Graf, sagte Mathilde leise.

Nicht eher, als bis Sie mir versprechen, meinen Ring, den Sie an Ihrem Finger tragen, niemals abzulegen — und bis Sie mir erlauben, daß ich Sie morgen besuchen darf.

Gewiß, gewiß, sagte Mathilde verwirrt, stehen Sie auf, ich bitte Sie.

Die Marquise kam zurück. Kommen Sie, liebe Freundin, man vermißt Sie schon! Und sie zog Mathilde in den Salon. — —

Ach gut, daß ich Sie treffe, sagte Graf Adolphe einige Tage später, als ihm der Marquis Louis auf dem Place royal begegnete. Ich habe Ihnen meine förmliche öffentliche Verlobung anzuzeigen.

Nun, dann muß doch Ihre Braut einen Namen haben!

Gewiß, lächelte Adolphe, sie heißt Mathilde de Monan, verwitwete Frau von Kreppler.

Und Ihre Namenlose, die Ihren Ring trägt, und Ihnen den Verlobungskuß gab?

Ist eben diese, mein lieber Marquis!

XIII.

Die Standesunterschiede und der Adel.

Von

Ehrenreich Eichholz.

Die neuste Zeit ist oft destruktiv gescholten worden. In der That, sie hat eine feindselig zerstörende Tendenz gegen manche Ruine der Vergangenheit, auch gegen den Adel. Mit welchem Recht dieser angegriffen und vertheidigt worden, ist leicht zu beurtheilen. Ein allgemeinerer Gesichtspunkt — eine Betrachtung über die Standesunterschiede in ihrer Entstehung, ihren Wirkungen und ihrer Bedeutung für die Gegenwart muß die Kritik der Gründe an die Hand geben, mit denen man für und gegen den Adel kämpft.

Die Vertheidiger der Standesunterschiede wissen die Nothwendigkeit von deren Entstehung nachzuweisen. In jedem Volke, sagen sie, walten von dessen Bildung an zwei Mächte, eine allgemeinere und eine besondere. Die allgemeinere Macht ist der Inbegriff jener Kräfte, welche den Staat zu den blutigen Kriegen und den Jahren glücklicher Ruhe, zu den wilden Kämpfen der Bürger und ihrer einigen Begeisterung, zu Handwerken, Künsten und Wissenschaften anleitet. Diese Kräfte theilt das Volk mit andern Völkern, und was der Staat durch sie erringt — politische Institutionen, kriegerische Haltung, künstlerische und wissenschaftliche Entwickelung, Handwerke und Gewerbe — Das sind Güter und Plagen der ganzen Menschheit. Die andere Macht ist die Na-

tionalität, der unterscheidende physische Zuschnitt des Volkes. Sie führt jene allgemeineren Kräfte auf die besonderen Bahnen, auf denen das Volk den besonderen Grad und die Intensität der allgemeinen Güter erlangt. Die Nationalität giebt diesen Gütern also erst ihre eigentliche Bedeutung und weist dadurch dem Staate seine Weltstellung an. Die Nationalität ist Naturanlage, Race. Wenn der Süd das Blut der Urväter heiß siedete oder der Nord es in gemesseneren Pulsen durch die Adern trieb: die Enkel — mögen sie auch die Sitze tauschen — haben den Segen oder Fluch ihrer Abstammung zum ewigen Erbtheil. —

Dieselben beiden Mächte, eine allgemeinere und eine besondere, finden sich auch im Individuum. Geistige Fähigkeiten und körperliche Kräfte sind die allgemeine Macht, welche den Menschen zu den Gütern des Denkens, des Wissens, der Fertigkeiten und des Besitzes führen. Sie theilt der Einzelne mit Vielen. Der Charakter aber, die andere Potenz, verleiht jenen Gütern erst die besondere Gestaltung, den Grad und die Intensität. Dadurch erlangen jene allgemeinen Güter erst ihre wahre Bedeutung. Wie die Nationalität dem Staate die Weltstellung, so weist der Charakter dem Individuum die Lebensstellung an. — Der Charakter ist Naturanlage; er ist mehr oder weniger immer das Kapital aus dem Blut der Ahnen. Denn die Erfahrung lehrt, daß der Charakter sich mit einer ähnlichen Kontinuität in den Familien, wie die Nationalität in den Völkern forterhält. Davon sind die Seleuciden und Ptolemäer, die Bourbons und Habsburger zureichender Beweis. Deßhalb überträgt sich die Stellung, welche das Individuum innerhalb seines Volkes gewinnt, mit derselben inneren Nothwendigkeit auf die Familie, wie die Weltstellung des Staates sich von Generation zu Generation vererbt. Aber nicht für jeden Einzelnen und für jede Familie konnte die Stellung eine durchaus andere sein. Je einfacher die Zustände, um so weniger mannigfaltig die Thätigkeiten; und nach ihnen gruppirten sich die Familien zu Ständen. So sind die Stände ein Resultat des verschiedenen Charakters, also in der Natur des Menschen begründet, und durch die unterschiedenen Thätigkeiten geboten. Die Verschiedenheit der Naturanlagen kann nicht aufhören, die Verschiedenheit der Thätigkeiten ebensowenig. — Endlich sind noch die Standesunter-

schiede eine nothwendige Gliederung in dem Organismus der Staaten. Dieser Organismus konnte sich weder ohne jene Gliederung bilden, noch würde er ohne dieselbe fortbestehen. Dafür spricht, daß durch die ganze Natur und durch alle Erscheinungen des Lebens ein Ordnen und Unterordnen sich findet und als nothwendig bewährt. —

Mit obigen Andeutungen und Ausführungen glauben wir die Sache der Vertheidiger der Standesunterschiede so ehrlich geführt zu haben, wie das nur der Anwalt einer an sich faulen Sache vermag. Jedenfalls wurde uns die Begründung schwerer als die Widerlegung. Diese stützt sich auf einen kleinen Irrthum jener, der aber hinreicht, das ganze Raisonnement über den Haufen zu werfen. Nirgend nämlich sind die Standesunterschiede hervorgegangen aus der ruhigen, friedlichen Entwickelung, aus stillschweigender, allmälig zum Gesetz erwachsener Uebereinkunft: überall zog das Schwert der Gewalt die Grenzen zwischen einer herrschenden und beherrschten Kaste, deren Zwischengliedern und Unterabtheilungen. Von der Gründung des Brahmanen-Reichs im Orient bis zur Erhebung der germanischen und slavischen Staaten im Occident sind Sieger und Besiegte die Anfangspunkte verschiedener Stände. Ein anderes Prinzip als Naturnothwendigkeit ist also das durchgreifende: die Selbstsucht und die Willkür der Gewalt sind die Basen der Standesunterschiede. Diese unabweisbare Wahrheit erspart uns den Nachweis des Verkehrten und Unhaltbaren, welches in dem strengen Gegensatz von allgemeineren Kräften und von Charakter steckt. Beide bedingen sich so gegenseitig, daß sie nur für die abstrakte Betrachtung momentan getrennt werden dürfen, sich aber sogleich wieder zu einem Ganzen zusammenschließen müssen — zu dem ganzen Menschen, wenn aus ihnen historische Erscheinungen erklärt werden sollen. Zudem finden wir zwar einige Familien, in denen sich ein schmutzig gährendes oder dumpfes Blut eingenistet zu haben scheint, aber in der ganzen Geschichte keine einzige, deren Mitglieder in ununterbrochener Folge durch ihre Vorzüge oder Fehler die Stellung verdient hätten, auf welche Stand und Geburt sie angewiesen. — Was nun endlich die Nothwendigkeit der Standesunterschiede für das Entstehen und Bestehen der Staaten betrifft; so mag das Argument gelten, wenn wir unter „Staat" das Ungeheuer

begreifen, welches die geistigen und leiblichen Güter von Millionen verschlingt und alle edelsten Kräfte, feiner oder gröber, in seinem sklavischen Dienst hält. Verstehen wir aber unter „Staat" eine Gesellschaft, die zum einzigen Zweck hat, ihre Mitglieder sittlich frei zu erziehen, damit diese zur bürgerlichen Freiheit befähigt werden und so den unverkümmerten Spielraum für jede Art edler Kraftentwickelung gewinnen: dann können wir aus der Erfahrung wenigstens nicht beurtheilen, ob für das Bestehen des Staats die Standesunterschiede nöthig sind. Denn solchen wahren Staat gab es noch nicht, und unsere europäischen sind von ihm so fern, wie die christliche Kirche vom Himmelreich. Ein Ordnen und Unterordnen findet sich freilich durch die ganze Natur, aber nicht nach Willkür und Gewalt, sondern nach der höhern Organisation der Klassen, Geschlechter und Arten des Daseins. Uebrigens ist Alles, was man von der Nothwendigkeit des Ordnens und Unterordnens der Menschen, also von der Nothwendigkeit der Standesunterschiede behauptet: wie von ihnen die Entwickelung der Handwerke, Künste, Wissenschaften, ja das ganze Vorschreiten der Geschichte abhängig sei — in dem Sinne, wie es aufgestellt worden, eine arge Thorheit. Der Gedanke: „weil Dieses oder Jenes so ist, hat es nicht anders sein können" — schneidet auch hier jeder unbefangenen Betrachtung den Weg ab. Wer aber den Menschen kennt mit dem unendlichen Reichthum seiner Kräfte, wer die Geschichte kennt mit ihren reichen, immer neuen Gestaltungen: der wird gestehen müssen, daß tausend andere Wege denkbar sind, als jener, den die Menschheit genommen, um ihre große Pilgerfahrt über die Steppen und Oasen, durch die Thäler und Berge der Erde zu vollenden. Nur der Anfangspunkt und das Ziel mußten die sein, welche sie sind, oder ein durchaus anderes Wesen, eine andere Befähigung hätte uns zu Theil werden müssen. Als Anfangspunkt war nöthig das Bewußtsein des unvollkommenen Zustandes, als Ziel die Befreiung von demselben. So wurde der Mensch hinausgetrieben zum Kämpfen und Ringen, worin sich seine Kräfte reicher und reicher entwickelten; so betrat er die Bahn, auf welcher er unter Sturm und Wogen das Glück und den Schmerz des Bewußtseins fand, um einst die Freiheit zu finden. Nur unter Last und Mühen, nur unter dem lebendigen Streben nach

Vorwärts erblüht uns das Glück und die Befriedigung, weil wir in ihm arbeiten für das hohe Glück der Befreiung, weil wir in ihm Menschenwürdiges erstreben, Menschengemäßes thun. Ein Thor, wer da hofft, die Ruhe werde den Völkern Befriedigung gewähren! — Alle Phasen der Geschichte sind Versuche und Schritte, bewußter und unbewußter, vom Anfangspunkte zum Ziel. Ein solcher Versuch ist auch die Sonderung der Menschen in Stände, das Aufheben der natürlichen Gleichheit. Diese Thatsache erkennen wir allerdings mit unsern Gegnern als eine nothwendige an, aber nicht aus ihren Gründen nothwendig, auch nicht um in denselben zu verharren, sondern um zu der bewußten Gleichheit zu gelangen. Alle hohe Güter der Menschheit haben ihren Sündenfall gehabt, auf daß sie wiedergeboren werden. Die unseligen Erfahrungen des Mißbrauches befestigen am sichersten in dem rechten Gebrauch. Der Gleiche mußte sich dem Gleichen, oft auch der Edle und Tüchtige dem Gemeinen und Elenden unterordnen, damit das Unrecht als solches erkannt werde. Dann, damit die Menschheit sich von einem Uebel, in welchem so viele ihren Ursprung haben, und dem ein anderes an furchtbarer Macht kaum vergleichbar ist — wahrhaft frei mache, muß es zuvor in allen seinen möglichen Gestalten auf dem Weltheater gespielt, es muß mit all seiner Furchtbarkeit in den Eingeweiden der Menschheit gewühlt haben. Dann erst ergreift den Menschen der Abscheu gegen dasselbe, welcher so tief zum Inneren dringt, daß es, mit dem härtesten Fluche belegt, nur noch von Missethätern geübt werden kann. So nur kommen wir zu dem Bewußtsein wahrer Rechte und Pflichten; so nur stellen sie sich als errungene, sittliche Güter fest.

Auch die Folgen und Wirkungen der Standesunterschiede wissen deren Vertheidiger zu rühmen. Wir heben Dasjenige heraus, was am meisten den Schein des Vernunftmäßigen an sich trägt. Die höheren Stände, wird behauptet, wie sie durch ihre Vorzüge zu solchen erwuchsen, waren darauf hingewiesen, sich durch die höhere Bildung und edlere Gesinnung vor der großen Menge auszuzeichnen: sonst hätten sie sehr bald die Achtung eingebüßt, auf der ihr Uebergewicht ruhte. Alle höhern Bestrebungen finden sich zunächst in den bevorzugten Ständen, und alle Anregungen zum Besseren, auch in den niederen Ständen, gingen von

jenen aus. In einer großen Masse völlig Gleicher fehlt jedes Motiv des Strebens. Ist nun vollends die Möglichkeit offen gelassen, sich durch Geist, Kraft, Thätigkeit aus einem niederen Stande zu dem höheren emporzuschwingen, so sind die Standesunterschiede der mächtigste Hebel hohen Wollens, herrlicher That. Aber nicht nur für das Streben der niederen Stände sind die Unterschiede von der größten Wichtigkeit; auch die höher Geborenen finden in jener Verschiedenheit die Anregung zur schönsten Kraftentwickelung: des Standes und der Väter nicht unwürdig zu sein — der Wunsch belebt jede Brust. Die Standesehre und die Ehre des Mannes sind der schärfste Sporn zur edlen That, der stärkste Schutz in der Versuchung zum Bösen. Und wenn der Sohn mit der Stellung auch die Erfahrungen und das Wissen des Vaters, ja ganzer Generationen als Erbtheil erhält: dann ist es erklärlich, wie uns ganze Familien von Helden, Staatsmännern, Gelehrten und Künstlern erzeugt wurden. Hier konnte der Sohn immer mit frischem Muthe dort beginnen, wohin ein Anderer erst gelangte, wenn er die besten Kräfte schon daran gegeben hatte. So sind die Standesunterschiede das sicherste, heiligste Unterpfand für die Fortentwickelung der Menschheit. — Sie sind aber auch ein großes Mittel der Politik. Die Masse des Volkes ist von jeher zu unverständig gewesen, um die Wohlthaten zu begreifen, mit denen sie von den Regierungen bedacht wird; ja sie hat diese Wohlthaten meistens für Uebel gehalten und von sich gewiesen; sie hatte immer die Neigung, auf wilde, gewaltsame Weise zu vereiteln, was dem Gesammt-Wohl am heilsamsten und ersprießlichsten war. Da stehen denn zwischen der Regierung und dieser unverständigen Menge die bevorzugten Stände. Sie halten an tausend unsichtbaren Fäden die große Masse im sichersten Zügel und hemmen allein die sonst unvermeidlichen Ausbrüche des rohen Unverstandes. — Endlich gewähren die Standesunterschiede die sicherste Garantie für die Befriedigung am Dasein. Sie lassen den Einzelnen in einem gewissen Kreise von Bedürfnissen und Wünschen heranwachsen, die sie auch einst befriedigen; sie verschließen hier den Blick und erweitern ihn dort gerade nur so weit, als heilsam ist; sie regen einen nützlichen Ehrgeiz, ein ersprießliches Streben nach Besitz an, setzen ihnen aber die heilsame Schranke.

Alle diese Behauptungen tragen mehr oder weniger das Gepräge der Wahrheit, wenn wir sie von dem entstellten Bilde der Menschheit und von den in Barbarei versunkenen Staaten und Zuständen entlehnen. Deßhalb sind sie in der aufgestellten Weise auch selbst barbarisch. Wer aus ihnen die absolute Vernunftmäßigkeit der Stände deduzirt, ist aus dem rohsten Empirismus nicht herausgekommen.

Wir haben die Entgleichung der Menschheit als eine nothwendige Thatsache anerkannt; wir müssen uns die Folgen derselben gefallen lassen; aber wir können diese nur für gut halten, wenn sie die Thatsache, aus der sie hervorgegangen, selbst aufzuheben wirken. Wenn die bevorzugten Stände eine höhere Bildung, eine edlere Gesinnung führten und förderten im Interesse echter Menschlichkeit, im Interesse allgemeiner Versittlichung und Freiheit: dann wollten wir uns vor ihnen dankend neigen. Wenn sie aber ihre höhere Macht dazu benutzten, Freie und Knechte, Braminen und Parias, Krieger und Sauhirten, Adel und Erbunterthänige zu machen: dann sind die Folgen der Standesunterschiede fluchwürdig. Da fordert ein Theil der Menschen für sich mit tollem Hochmuth die Rechte göttlicher Ehren; während der andere, jedes Zuges seiner höheren Natur beraubt, verächtlicher als das Vieh gehalten, die Gemeinschaft mit ihm sorgfältiger gemieden wird. Sage man nicht, daß diese Gegensätze durch die Grade der Bildung herbeigeführt und aufrecht erhalten wurden! Pfäffische Künste und der Mißbrauch des Heiligsten — der Religion — machten es den bevorzugten Ständen leicht, sich in ihren angemaßten Rechten unantastbar zu sehen. Noch heute entblödet sich adlige Beschränktheit nicht, ihre Anmaßungen und ihren Hochmuth damit zu vertheidigen: „Gott ließ mich in diesem Stande geboren werden und verpflichtete mich so, dessen Pflichten zu üben, dessen Rechte zu wahren." — Gott ließ ihn also nicht als Menschen, sondern als Adligen geboren werden! — Armer Gott, wie wirst Du Dich am jüngsten Gericht von Deinen vielen Thorheiten und Sünden zu reinigen wissen! — Nicht die Anregungen der bevorzugten Stände, sondern der Drang der menschlichen Natur zur Freiheit brach sich die Bahn zum Besseren, erlistete und erkämpfte sich die vorenthaltenen Güter. Klügere Menschen meinen freilich, nur das Schriftstellergesindel — um mich der trefflichen

Worte eines hohen Staatsmannes zu bedienen — habe sich stets um die entlegensten Dinge gekümmert, immer neu den zündenden Stoff in die Gemüther geworfen und dadurch den Drang nach Vorwärts unnatürlich erkünstelt. Demagogische Helden und Staatsmänner ließen den Drang zur That werden. Die Meisten dieser sind zwar nicht aus einem Geschlecht von Helden und Staatsmännern, aber sie machen gewöhnlich eine Epoche in der Geschichte. Dazu gelangen die Familien-Helden und Familien-Staatsmänner selten: sie haben in ihrem Wirken etwas zu Handwerksmäßiges, Unfreies, eben so wie die Gelehrten- und Künstler-Familien. Diese sowol, als jene bieten meistens nur den Stoff, sich zu wundern, wie sie bei allen äußeren Mitteln und Anregungen eine so außerordentliche Armuth an hervorragenden Größen erzielen konnten. Der Grund aber liegt zu Tage: sie hatten es bequem, den Schein des Bedeutenden zu erringen — Minister, General-Lieutenants, Mitglieder der Akademien zu werden — und deßhalb wurden sie selbst nicht bedeutend. Das Verdienst der Ahnen ist stets mehr ein Ruhekissen der Bequemlichkeit, als ein Sporn der Thaten gewesen. Noch schlimmer, als mit der Ehre des Namens, verhält es sich mit der Standesehre. In der That, die Standesehre ist nichts Anderes als eine Aufforderung, sich hochmüthig gegen alle Niedere und kriechend gegen die Höheren zu bezeigen. Das Selbstbewußtsein, welches sie weckt, ist ein niederträchtiges. Wer nicht durch das Bewußtsein der eigenen Ehre sich getragen fühlt, kann auch an der Ehre, welche ihm von einer größern Gemeinheit zufließt, keinen Stützpunkt edler Sitte finden. Und jede Ehre, die solchen nicht bietet, ist schlechthin verwerflich: sie giebt dem Menschen den Schein des Guten statt des Guten selbst und macht ihn dadurch falsch, trügerisch, demoralisirt ihn geradezu. Das läßt sich von der Standesehre in allen ihren Erscheinungen nachweisen. Es ist thöricht, und sollte höchstens als Tendenz eines aristokratischen Lustspiels vorgebracht werden, daß ein Mensch vor einer schlechten Handlung zurückwiche, nur um seinen Stand und dessen Ehre nicht zu beschimpfen; während er nicht nur die Schmach derselben auf seinen Namen, sondern auch ihre Sünde auf sein Gewissen zu nehmen bereit wäre. Dergleichen sind Fiktionen, die nur in einem Kopfe entstehen, welcher auf den Höhenpunkt der Verbildung

gelangte. Gesunde Menschen, die noch den Pulsschlag der Natur in sich fühlen — in denen kommen solche Verkehrtheiten nicht auf. Einflußreich wirkt allerdings die Erziehung in einer bestimmten Standesehre. Da kann es dem Gefühl als eine andere Natur angebildet werden, nicht anders zu denken und zu handeln als in Uebereinstimmung mit der Ehre des Standes. Darauf beruht auch in Wahrheit die Kontinuität des Familien- und Standes-Charakters mehr als in dem Blute. In unseren Tagen möchte das edle Blut auch gerade nicht in den edlen Ständen zu finden sein. Entweder Krankheiten und widernatürliche Lebensweise vererben meistens einen dumpfen, trägen Saamen von Geschlecht zu Geschlecht, bis ein wilder Schößling dem faulenden Stamm neuen Schmuck verleiht. Aber wenn nun, wie wir glauben, die Erziehung in einer bestimmten Standesehre in der Regel bestimmend ist: wird man es für ersprießlicher und glücklicher halten als ein guter Junker, ein guter Schumacher, ein guter Kossath, ein guter Bettler oder als ein guter Mensch erzogen zu sein? — Uns dünkt, wer das Letztere ist, wird das Erstere auch sein und noch etwas darüber. Es ist also mit dem Festhalten an der Standesehre nach keiner Seite hin etwas Förderſames gethan. Das mögen Die bedenken, welche besonders für die Früchte der Standesehre eine strenge Sonderung der Stände wünschen. —

Daß die Standesunterschiede ein mächtiges Mittel der Politik sind, läßt sich nicht läugnen. Aber es ist nicht wahr, daß eine Politik, die sich der großen Masse gegenüber in einer feindlichen Position befindet, das wahre Wohl des Staates im Auge hat. Jede vernünftige Politik erzieht die Bürger so, daß sie begreifen, was zu ihrem Wohle gereicht. Eine Regierung, die Das nicht vermag, hat sich selbst das Urtheil gesprochen: sie hat die Aufgabe des Staats, die Schule der Sittlichkeit und Freiheit zu sein, nicht erfüllt; sie hat nicht die Entwickelung, sondern die Verdummung des Volkes gewollt; sie hat für dessen Wohlstand nur Sorge getragen, um sich die Ausbeute zu sichern; sie hat die Macht für Partei-Interessen selbstsüchtig mißbraucht. Sie mag immerhin an den bevorrechteten Ständen eine Stütze und Schranke gegen den Volkswillen finden: der Strafe des Hochverraths an der Menschheit entgeht sie doch nicht. Ja, sie eilt ihrem Gericht nur um so rascher entgegen, je mehr sie sich

auf den Beistand der Aristokratie stützt. Diese, als Körperschaft, ist stets trotzig gegen die Regierung, perfide gegen das Gesammt-Interesse, schwach gegen den Ernst der Ereignisse. Das hat die Geschichte immer neu gelehrt. Aber vergessen wir ganz die eben angeführten Gründe, so gilt von der Behauptung, daß die Standesunterschiede eine wichtige politische Handhabe seien, gewiß das Urtheil: „wahr, aber nur für die barbarischen, versunkensten, elendesten Zustände der Staaten, in denen die Regierung nicht das Volk, sondern eine Partei repräsentirt!" — In solchen Zuständen können denn auch die Standesunterschiede dem Individuum am sichersten die Befriedigung des Daseins gewähren. Physische Bedürfnisse sind da allein zu befriedigen; und für die Stufenleiter vom Schnaps und trocknen Brot bis zu Champagner und Austern ist der Mensch leicht abzurichten. Ein Theil der Menschen findet da in der That seine Befriedigung; und die Selbstsucht, diese gewandteste Sophistin, beweist, daß alle Menschen sie in jener Stufenleiter finden könnten, wenn Neid und Bosheit, unreine Absichten und verwerfliche Leidenschaften sie nicht stacheln. Die Auserwählten behalten Recht, wenn es ihnen gelingt, jede menschenwürdige Regung zu unterdrücken und den Glauben an die verschiedenen Grade angeborener Ehre und Würdigkeit, an die verschiedenen, angeborenen Rechte zu den Genüssen der allgemeinen Gottesgaben als einen heiligen einzuprägen. So gewinnt dann die unterdrückte Masse den elenden, sklavischen Sinn, mit dem jeder Niedere vor dem Höheren in dem Staube kriecht, sich diesem gegenüber selbst verachtet und demgemäß handelt. Ein dämonischer Bann des Hochmuths und der Indolenz hält das Volk in starren Fesseln und verschließt ihm den Weg sittlicher Entwickelung. So war es bei allen Völkern, welche die Standesunterschiede zu Kasten fortbildeten. Fehlen aber den verschiedenen Ständen die festen, unverrückbaren Schranken, so entsteht die Bewegung von Unten nach Oben, in der zugleich neben den unwürdigsten und niedrigsten Leidenschaften die reinsten und edelsten Motive ihre Stelle finden. Sie kämpfen unter dem Panier der Vernunft für die Rechte der Natur; und ihnen ist der Sieg. Immer neu hat sich dieses Schauspiel in der Geschichte wiederholt, immer schärfer wurden die Waffen geschliffen, und nach jedem Kampfe war ein weiteres Terrain erobert.

Wol wäre der Kampf längst entschieden, wenn ein rascher Sieg zum Ziele führen könnte. Die Gleichheit ist ein edler Baum, der von der Hand der Edelsten durch Jahrtausende gepflegt und in seinen wilden Schößlingen beschnitten, nur allmälig zur Blüthe und Frucht gedeihen kann. —

Mit der sittlichen Freiheit und geistigen Entwicklung hält das materielle Wohl des Volkes gleichen Schritt. Die Ansicht kann wol bestritten, nicht widerlegt werden. Denn nicht jene glänzenden Zustände, denen mit Recht die Entartung der Sitten vorgeworfen wird, sind wirkliche Höhenpunkte des materiellen Wohls. Da stand immer neben der verschwenderischen, übermüthigen Pracht der Wenigen das tiefe, jammervolle Elend der Menge, neben dem Scheine des Wohlstandes der Familien die peinlichsten Verlegenheiten, die drückendsten Sorgen um die Subsistenz. Wahrer Wohlstand ist bei den Völkern nur in den Zeiten ihrer geistigen und sittlichen Kraft zu suchen. Was diese beschränkt, wird für jenen verderblich. Die bevorrechteten Stände wollen aber nicht den allgemeinen, sondern den eigenen Wohlstand. Die Schaale ihres Uebergewichts wird leichter, je weiter die Kreise werden, welche an den materiellen Gütern Theil haben; denn diese sind die nothwendigen Stützpunkte jedes politischen Uebergewichts. Deßhalb findet alles Neue, das dem allgemeinen Besten förderlich ist, an den bevorrechteten Ständen die beharrlichsten Feinde. Im Bunde mit der geistigen Beschränktheit der großen Masse, gebietend über die reichsten Mittel, haben sie dann oft einen Widerstand gegen das Ersprießliche und Förbersame entwickelt, der späteren Zeiten räthselhaft erschien. Wir erinnern nur an die Opposition der Pfaffen gegen die Buchdruckerkunst und des Adels gegen das Schießpulver. Am verderblichsten wirken die bevorzugten Stände dadurch auf das materielle Wohl der Gesammtheit, daß sie die ungemessensten Ansprüche auf Lebensgenüsse machen, ohne für deren Herbeischaffung die Sorge und Arbeit übernehmen zu wollen. Für jede ernste, wahrhaft ersprießliche Thätigkeit halten sie sich meistens für zu gut. Versteht sich Einer und der Andere dennoch zu einer solchen, so soll sie seinem Stande, nicht seinen Kräften angemessen sein. Ein Mensch, der die kräftigsten Arme für mechanische Arbeiten oder das gesundeste Talent

für ein technisches Gewerbe hat, muß sich für den höheren Staatsdienst ausbilden; obgleich ihm jede geistige Anlage für ein höheres Verständniß des Lebens fehlt. Dann nimmt er häufig nur dem Tüchtigen den Platz; und es wäre besser, wenn er nicht von der Ansicht seiner Ahnen, daß nützliche Thätigkeit nur für niedrige Seelen passe — abgewichen. —

Für die Vertheidiger der Standesunterschiede ist die Menschheit dieselbe, welche sie vor Jahrtausenden war. Die Folgen desselben Instituts haben für sie den Charakter nicht geändert. Deßhalb haben sie nichts Neues beizubringen, wenn die Bedeutung der Standesunterschiede für die Gegenwart vor den Richterstuhl gezogen wird. Sie lassen uns hier großmüthig allein die Instruktion und das Urtel der Sache.

Wir haben — freilich im Widerspruch mit der historischen Schule — die Gleichheit als ein Recht aller Menschen aufgefaßt. Deßhalb wird einst ein Angriff auf sie nicht weniger ein Verbrechen gelten als ein Angriff auf das Leben: er ist eben so sehr ein Verbrechen gegen die Natur oder, wie wir zu sagen pflegen, gegen die göttlichen Gebote. Das wissen wir; aber wir sind noch sehr fern davon, dieser Ueberzeugung gemäß zu handeln. Freilich muß die bessere Erkenntniß immer dem besseren Handeln vorausgehen; aber das Mißverhältniß zwischen den Anschauungen vom Leben und den socialen Zuständen ist bei uns sehr groß. Eine andere Zeit der Geschichte möchte kaum etwas Gleiches bieten. Deßhalb hören wir auch von den Unglücklichen, die sich in ihrem Erbtheil des Unrechts und der Vernunftwidrigkeit angegriffen sehen, so bitter über die abstrakten Theorien und deren Verderblichkeit klagen. Den Meisten der Klagenden ist das um so weniger zu verargen, als sie mit Aufbietung aller ihrer Kräfte nie eine Theorie aufzufassen, noch weniger zu begründen vermöchten. Die Theorie von der Gleichheit der Menschen findet den verbreitetsten Widerstand. Natürlich! Der ganze Zuschnitt unseres socialen Lebens ruht in der Ungleichheit. Eine Stufenleiter der Rechte, der Genüsse, der Ehren, der Bildung, der Sitte und des Anstandes reicht von dem Könige herab bis zu dem Hospitaliten. Wer auf seiner Sprosse andere als die hergebrachten Kapriolen machen wollte, würde alle Verhältnisse angreifen, gegen alle unsere angebildete Vorstellungen verstoßen. So ist die Lehre von der Gleichheit die revo-

lutionärste. Und wir haben gesehen, welche heillose Verwirrungen der Versuch, sie ins Leben überzuführen, angerichtet hat. Aber was die Verkehrtheit des praktischen Versuchs schuldet, der Lehre zur Last zu legen, zeugt von Böswilligkeit oder Beschränktheit. Das echte Christenthum hat an seiner Wahrheit auch nicht eingebüßt durch die noch furchtbareren Unthaten, mit welchen Fanatiker und Bösewichte es in Amerika zu verbreiten suchten. Und wenn wir die Gleichheit durch Mittel der Gewalt einführen könnten, würde sie auch eben so wenig heilsame Folgen für uns haben, als das Christenthum für die Indianer. — Das Gute muß zuerst als Lehre der Wahrheit in die Ueberzeugung eindringen, dann sich in kleineren Kreisen praktisch anwendbar zeigen und so nach und nach alle Adern durchdringen, bis es, wie der Sauerstoff im thierischen, so in dem Organismus des socialen Lebens eine Bedingung des Blutumlaufs geworden. Bei dem so scharfen Unterschied der Stände, wie wir ihn praktisch festhalten, kann das Bewußtsein der Gleichheit nur ein Resultat der Reflexion sein. Als solches findet es sich in allen wahrhaft Gebildeten. Deßhalb ist dies Bewußtsein freilich für die ganze historische Schule ein verkehrtes; aber für diese erinnere ich daran, daß es schon eine historische Basis gewonnen hat: in unseren gesellschaftlichen Zirkeln ist Jeder gleichberechtigt. Wer einmal in solchen eingetreten ist, darf auf dieselbe Begegnung mit allen Uebrigen Anspruch machen. Nur ein Pastor, welcher der Kammerjungfer der gnädigen Frau seine Pfarre verdankt, kann es sich gefallen lassen, und nur der bornirteste Adelsstolz eines märkischen Landjunkers kann es sich noch herausnehmen, die adlige Gesellschaft um Entschuldigung zu bitten, daß sie den bürgerlichen Mann in ihrer Mitte sehe; während es kaum über funfzig Jahre sind, daß in vielen Gegenden Preußens für den Bürgerlichen, der sich etwa in einer adligen Gesellschaft befand, ein besonderer Tisch gedeckt wurde. Das scheint uns jetzt albern und ist empörend. Verlören wir das Bewußtsein der Gleichheit, wir müßten bald wieder Aehnliches erleben. Daß nicht dasselbe wiederkehrt, dafür bürgt uns die Geschichte, die sich nie in so elender Weise wiederholt, dafür bürgt uns auch unsere Anschauung von Ebenbürtigkeit. Die Ueberzeugung, daß alle Gebildete ebenbürtig sind, ist zu tief eingedrungen, als

daß sie wieder vernichtet werden könnte; und der höchst Gebildete fordert für sich keine Bevorrechtung. Er macht Ansprüche auf eine menschenwürdige Begegnung, wie sie auch dem Ungebildetsten zu Theil werden soll. Jede Art Standesehre ist vollends eine Erniedrigung des freien, edlen Geistes. Seit wir zu der Erfahrung gelangt, daß der Tüchtige sich am besten seine Ehre selbst verschafft, und daß der Untüchtige an der Ehre seines Standes nur einen elenden Haltpunkt findet, ist die Standesehre etwas herabgekommen. —

Ungeachtet des lebendigen Bewußtseins der Gleichheit, welches unsere Zeit entwickelt hat, wäre es doch eben so unmöglich als unsinnig und verderblich, die verschiedenen Stände plötzlich zu nivelliren. Jeder Uebergang zum Guten und Rechten aus dem althergebrachten Bösen und Unrechten muß, wie das Entwöhnen vom Opium, allmälig geschehen. Bei jedem Schritt vorwärts muß der Boden zuvor untersucht werden, ob er auch einen festen, sicheren Standpunkt gewähre. Für die Gleichheit der Menschen ist die gleiche oder mindestens verwandte Bildung die erste, nothwendige Stütze. Uns gilt als das höhere Maß der Bildung nicht die Schärfe des Verstandes, nicht die größere Masse des Wissens, sondern das sichere Bewußtsein über die Pflichten und Rechte des Menschen in Bezug auf alle Verhältnisse, die ihn umstellen. Nach diesem Maß der Bildung dürfen wir ein verschiedenes Maß der bürgerlichen Freiheit fordern; und in diesem besteht der wahre Unterschied der Staatsbürger. Jeder andere Unterschied läuft auf Albernheiten hinaus. — In einer absoluten Monarchie, in welcher kein Mensch bürgerlicher Freiheit genießt als der Monarch, wären auch alle Standesunterschiede illusorisch, wenn der Adel nicht, durch seine Stellung um die Person des Fürsten, diesem einen Theil seiner Macht und Freiheit zu entziehen wüßte. Die konstitutionellen Verfassungen dagegen fingiren, daß alle Bürger, als solche, über ihre Rechte und Pflichten gleich unterrichtet seien, und sie versprechen deßhalb allen ein gleiches Maß bürgerlicher Freiheit. Das Versprechen ist eben so unwahr als die Fiktion. Der Unterschied der Bildung ist überall so groß, die Gegensätze derselben so scharf, daß von einer wahren Gleichstellung in dem Genuß politischer Rechte und Freiheiten nirgends die Rede sein kann. Durch die That

wird das auch von den konstitutionellen Verfassungen eingeräumt, wenn sie eine Steuerquote zum Maßstab bürgerlicher Befähigung machen. Die Quote bezeichnet eben nichts Anderes als das Mehr oder Weniger von Gelegenheit, sich Bildung anzueignen. Auf dies Prinzip stützen sich auch die Vorrechte, deren noch der Adel in den meisten Staaten Europa's genießt. Wie wenig aber von dem Adel behauptet werden kann, daß er die größere Gelegenheit, Bildung zu erwerben, besitze, liegt zu Tage. Es ist unbestritten, daß die höhere geistige Bildung sich in dem Bürgerstande konzentrirt. In Deutschland repräsentirte der Adel nur im 12. und 13. Jahrhundert das Volk. Damals war er der Brennpunkt nationaler Bildung. Der Adel des übrigen germanischen und romanischen Europa hatte theils gleichzeitig, theils kurz vorher oder kurz nachher dieselbe Bedeutung. Seitdem nie wieder. Wenn einzelne Adlige durch ihre Bildung sich auszeichneten, so hielten die Standesgenossen selbst dafür, daß jene ihren Stand und ihre Geburt verleugneten. Jetzt ist dem nicht mehr so. Auch der Adel hat die Ueberzeugung gewonnen, daß er eines höheren Maßes geistiger Befähigung bedarf, um die politische Stellung nicht einzubüßen. Wir sehen mit Freuden, wie er dem Ziel nachstrebt. In dem Streben schon spricht er unbewußt die Nichtigkeit seiner bisherigen Prätentionen aus. Hat er das Ziel erreicht, dann wird er auch das Bewußtsein jener Nichtigkeiten gewonnen haben. Das deutliche Bewußtsein aber muß zur That werden: der Adel wird aufhören! Diese nächste Aufgabe, das Problem der Gleichheit zu lösen, wird auf's lebhafteste unterstützt durch die Ansicht aller Vernünftigen über den Adel und durch dessen äußere Lage und Stellung. Der Adel hat — das steht fest — eben so wenig das Uebergewicht der materiellen Mittel, wie der geistigen. So fehlt ihm für seine Bevorrechtungen und für seine Prätentionen jede vernünftige Basis; aber freilich ist die unvernünftige um so stärker, und sie bildet eine noch hinlänglich breite und feste Stütze in der nächsten Zeit. Des Adels schon erwähnte Stellung um die Person des Fürsten sichert ihm die Macht, seinen Stand wenigstens in einem äußeren Glanze schimmern zu sehen, der die Augen der großen Menge blendet und täuscht. Eben diese Stellung gewährt aber auch reellere Vortheile: Alle Vorschläge und Bemühungen aufge-

klärter Staatsmänner, die große Masse des Volks zu einem erfreulicheren Dasein emporzuheben, scheiterten an dem Einfluß des Adels. Millionen fristen jetzt in der kümmerlichsten Weise ihr Leben, können für Nichts Sinn und Sorge haben, als wie ihnen das elende Futter von heute zu morgen gewonnen werde. Wenn sie nach dem Verhältniß ihrer Thätigkeit Theil nähmen an den Früchten ihrer Arbeit, müßten sie sich eines behaglichen Daseins erfreuen. Aber wer sollte dann für die übermüthigen Forderungen des Adels und für dessen verschwenderische Genüsse arbeiten? — Durch die Person des Fürsten stützt sich der Adel ferner, indem er alle höhern Staatsämter in seine Hände bringt. Denn wollte man auch annehmen, daß, je seltener ein Adliger sich durch Wissen und Fähigkeiten auszeichne, er um so mehr die Aufmerksamkeit der Vorgesetzten auf sich lenkt, er um so mehr protegirt und emporgehoben wird: so ist dennoch, bei dem Verhältniß bürgerlicher und adliger Beamten, die Zahl der Letzteren, welche zu den höheren Staatsämtern gelangen, gegen die Ersteren, welche Gleiches erreichen, zu überwiegend, als daß nicht die Protektion und der Nepotismus dabei eine bedeutende Rolle spielen sollte. Einen andern Stützpunkt noch findet der Adel in den Gemüthern der großen Masse. Bei dieser ist die Furcht vor den Gewaltthaten und Mißhandlungen, zu denen ehemals der Adel dem Bürger und Bauern gegenüber berechtigt war, in eine Scheu übergegangen, die der Achtung nahe steht. Dies schwankende Gefühl ist dasselbe, dessen sich der unreife Jüngling vor dem Schulmeister, welcher über seine Kindheit den Stock schwang, nicht entäußern kann. Es zeugt nicht von der Trefflichkeit des Schulmeisters; und wenn der Jüngling des Gefühls nicht ledig wird, so ist es um seine Manneswürde geschehen.

Wir waren genöthigt, dem Adel manches Ueble nachzusagen: jede untergehende Macht hat Gleiches erfahren, weil sie es verdiente. Wir wüßten in der That von dem Adel auch nur das eine Gute anzuführen, daß er durch den Mißbrauch seiner Macht und durch das Uebermaß seiner Prätentionen wesentlich dazu beigetragen hat, das Bewußtsein der Gleichheit zu wecken und zu kräftigen. Diesen Dienst leistet er auch noch heute und wird ihn leisten, so lange die Entwickelung der Geschichte dessen bedarf. Auf die Vortheile und Nachtheile einzugehen, welche der

Adel des Mittelalters sonst noch hervorrief, ist hier nicht der Ort. Doch so viel ist gewiß, daß er überall aus der Selbstsucht einer Kaste heraus-handelte, daß er in seinem politischen Thun nie fähig war, das Leben unter höheren, am wenigsten unter rein menschlichen Gesichtspunkten auf-zufassen, und daß er die Schuld der meisten Verkrüppelungen trägt, an denen unsere socialen Zustände leiden. Dem Adel wenigstens verdanken wir es nicht, daß wir nicht der strengsten Kastensonderung anheimgefal-len: der starke Geist christlicher Religion hat uns davor bewahrt. Rei-ner, lauter hat kein Demokrat des Alterthums für Freiheit und Gleichheit geredet, als Christus. Deßhalb hat die Kraft seiner Lehre uns empor-gehoben zum heiligen Licht, und mächtiger schwellen die Wogen, tiefer rauschen die Wasser, über denen der Geist der Freiheit und Gleichheit schwebt. Er will die Taufe der Wiedergeburt empfangen! Und er wird es, trotz den Rechtgläubigen. — Es giebt allerdings eine Geschichts-betrachtung, die sogenannte objective, welche Alles gut heißt, was da-gewesen ist; auf ihrem Standpunkt werden auch dem Adel hohe Ver-dienste vindicirt, auch der Inquisition und den Hexenprocessen. Das ist aber ganz gleichgültig: die Geschichte schont der Enkel nicht wegen des Verdienstes der Ahnen; sie wirft über Bord, was unnützer Ballast geworden. Die gutmüthige Dankbarkeit, die fromme Unvernunft, wel-che diesen im Staatsschiff weiter zu führen versuchte, ist dem Alles zer-trümmernden Maalstrome nahe gekommen. — Unnütz ist der Ballast des Adels unserm Staatsschiff sehr geworden; es kann nicht lange währen, und die einfachste Vernunft wird gebieten, uns seiner zu entledigen. Es wird dazu keiner großen Gewaltanstrengungen, keiner erschütternden Revolution bedürfen: auf dem ruhigsten Gange der Entwickelung muß sich das machen, wenn wir nur das Bewußtsein menschlicher Gleichheit nicht einbüßen. Und das ist unmöglich! Wäre jenes Bewußtsein nicht durch die Kraft der Einsicht gesichert: der einst so tief empfundene Uebermuth des Adels und seine Tyrannei sind Erinnerungsmale. Deß-halb haben wir nicht nöthig, den Adel zu hassen oder zu fürchten; wir dürfen ihm selbst gönnen, daß er sich mit dem Pfaffenthume zur Unter-drückung der Wahrheit, der sittlichen Freiheit und der politischen Gleich-heit verbündet. Ist aber erst der Adel beseitigt, dann hat wenigstens

der unvernünftigste Unterschied der Stände aufgehört, und ein großer Schritt zur Realisirung des Guten, der sittlichen Freiheit, ist geschehen. Der Unterschied der Stände, welcher aus der verschiedenen Beschäftigung entspringt, hat wenigstens nichts Mystisches; er ist ein verständiger. Das Verständige ist freilich nicht immer das sittlich Gute; und auch bei jenem verständigen Unterschiede der Stände wird das Verdienst des Vaters oft genug auf den Sohn übertragen werden; nicht die Kräfte und Fähigkeiten allein werden die Stellung des Menschen in der Gesellschaft bedingen, sondern auch die mannigfachen ererbten Vorzüge. Aber diese werden rasch erlöschen, wenn von dem Individuum nichts gethan wird, sie zu erhalten; während die Vorzüge des Adels durch eine völlige Passivität am besten bewahrt werden. Dieser Unterschied ist schon von großem Gewicht; dennoch behaupten wir, auf die furchtbare Gefahr hin, von den klugen Leuten für unverständig gehalten zu werden — wir wagen es zu behaupten, daß auch mit jenem verständigen Unterschiede die Geschichte noch nicht den Abschluß der Entwickelung erreicht hat. Doch zu sagen, was da weiter geschehen wird, möchte wie ein Traum klingen, vielleicht ein Traum sein; nur das endliche Ziel ist gewiß: Errungenschaft der sittlichen Freiheit, der politischen Gleichheit. Niemand darf das Ziel aus den Augen verlieren, der wahrhaft edel, wahrhaft groß und gut wirken will! —

Inhaltsverzeichniß

des vierten Vierteljahrsheftes 1841.

I. Philosophie, Christenthum und Kirche. . . . S. 1

II. Auf der Ostsee. Reisebild und Zeitbetrachtung. Von **Friedrich Saß.** Erster Artikel. . . . . = 23

III. Die Epochen der Civilisation, mit besonderer Beziehung auf Frankreich. Von **Eduard Arnd.** Dritter und letzter Artikel. . . . . = 51

IV. Rechts= und Staatsphilosophie des Professor Ahrens in Brüssel. . . . . = 77

V. Grundriß zu einer Geschichte der Tragödie. Von **Julius Mosen.** . . . . = 113

VI. Gold und Kohle. Novelle von **L. Mühlbach.** . . . = 127

VII. Ueber den constitutionellen Geist der nordischen Völker. . . . . = 177

VIII. Die Aufgabe und Bedeutung der Diätetik. Vom Professor **Dr. K. W. Ideler.** (Als Ankündigung eines Handbuchs der Diätetik für Gebildete.) . . . . = 193

IX. Reise nach Java. Mittheilungen aus meinem Tagebuche. Von **Dr. Eduard Selberg.** . . . . = 211

X. Auf der Ostsee. Reisebild und Zeitbetrachtung. Von **Friedrich Saß.** Zweiter Artikel. . . . . S. 229
XI. Walhalla. Deutscher Ruhm in Baiern. Von **R...** . . = 255
XII. Der Ring. Novellette. . . . . = 273
XIII. Die Standesunterschiede und der Adel. Von **Ehrenreich Eichholz.** . . . . = 283

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

Digitized by Google

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS
WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN
THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY
WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH
DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY
OVERDUE.

Schneider
MAR 14 1933
APR 21 1977 18
REC. CIR. JAN 18 77

NRLF PHOTOCOPY AUG 2 '90

LD 21-50m-1,'33

Digitized by Google

Vollständig. Nur einige Intelligenzblätter fehlen, daher fehlen die Seiten. I 109–112, 221–224 III 117–128. IV 109-

827997

AP30
F7
v. 4

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google